H. Nat.
94 n

Buffon

I. 1.

Büffon's

ſämmtliche Werke.

Neunter Band.

Büffon's
ſämmtliche Werke,

ſammt den Ergänzungen,

nach der Klassifikation

von

G. Cuvier.

Einzige Ausgabe

in deutſcher Ueberſetzung

von

H. J. Schaltenbrand.

Vögel.

Dritter Band.

Mit Abbildungen.

Köln 1839,
Expedition von Büffon's Naturgeschichte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Naturgeſchichte.

Vögel.

Fremder Vogel,
der mit der Haube verwandt iſt.

Die ſchwarz und weiße Haube vom Vorgebirge der guten Hoffnung *).

Dieſer Vogel unterſcheidet ſich von unſerer Haube und ihren Abarten durch ihre Größe; ihren kürzern und ſpitzigern Schnabel; ihre Haube, deren Federn verhältnißmäßig etwas weniger hoch, ſonſt aber faſt wie die des gehaubten Kukucks von Madagaskar lang und ſchmal ſind, durch die Zahl der Steuerfedern, deren er nämlich 12 hat, durch die Form ſeiner Zunge, die ziemlich lang, und deren Ende in mehrere Fäden getheilt iſt; endlich durch die Farben ſeines Gefieders. Die Haube, die Kehle und die ganze Unterſeite des Körpers ſind weiß ohne Flecken; die Oberſeite des Körpers, von der Haube ausſchließlich an bis zum Schwanzende braun mit wechſelnden, auf den vordern Theilen bei weitem nicht ſo dunkeln Tinten; auf dem Flügel iſt ein weißer Flecken; die Regenbogenhaut bläulich braun; der Schnabel, die Füße und ſelbſt die Nägel gelblich.

Dieſer Vogel, Nro. 697, hält ſich in den großen Wäldern Madagaskars, der Isle de Bourbon und des Vorgebirgs der guten Hoffnung auf. In ſeinem Magen hat man Samen und Beeren des Pſeudobuxus gefunden. Er wiegt 8 Loth; das Gewicht muß aber ſehr wechſeln und in den Monaten Juni und Juli, der Zeit, worin der Vogel ſehr fett iſt, beträchtlicher ſein.

Geſammtlänge 16 Zoll; Schnabel 20 Linien, ſehr ſpitz, der obere, der an der Spitze ausgeſchweifte Ränder und einen ſehr ſtumpfen Kamm hat,

*) Der Vogel von Madagaskar, den Flaccourt Tivouh nennt, ſcheint mit dieſer verwandt zu ſein; ſein Kopf iſt mit einer ſchönen Haube geſchmückt, und ſein Gefieder hat nur zwei Farben, Schwarz und Grau. Es läßt ſich vermuthen, daß es hellgrau iſt.

länger als der untere; dieſer eben ſo breit; in dem ſonſt ſehr platten Gaumen ſind kleine Hübel von ungleicher Zahl; Naslöcher wie bei unſerer Haube; die Füße eben ſo, ausgenommen, daß der hintere Nagel, der längſte von allen, ſehr gebogen iſt; Flug 18 Zoll; Schwanz 4 Zoll 10 Linien; er beſteht aus beinahe gleichen Steuerfedern; jedoch ſind die beiden mittelen etwas kürzer; er reicht ungefähr 2½ Zoll über die Flügel hinaus, die aus 18 Schwungfedern beſtehen.

Der Promerüpp.

Dieſe Art nimmt naturgemäß zwiſchen den Hauben und Promeropen ihre Stelle ein; denn ihr Kopf trägt ein Büſchel langer Federn, die rückwärts anliegen und wenn ſie ſich aufrichten, einen von dem unſerer Haube etwas verſchiedenen Strauß bilden zu können ſcheinen, mag er nun aber etwas verſchieden ſein, immerhin bleibt es wahr, daß ſich durch dieſes Merkmal allein dieſer Vogel mehr als alle andern Promeropen unſerer Haube nähert, aber von der andern Seite nähert er ſich wieder jenen und entfernt ſich von der Haube durch die übermäßige Länge ſeines Schwanzes.

Seba verſichert uns, dieſer Vogel komme aus dem öſtlichen Theil unſeres Feſtlandes und er ſei ſehr ſelten. Seine Kehle, der Hals, der Kopf und die ſchöne dicke Haube, womit ſein Kopf geſchmückt iſt, ſind ſchön ſchwarz, die Flügel und der Schwanz hell braunroth; der Bauch hell aſchfarbig; Schnabel und Füße bleifarbig. Er iſt faſt ſo groß wie ein Staar.

Geſammtlänge 19 Zoll; Schnabel 13 Linien, etwas gebogen, ſehr ſcharf; Fußwurzel 9 Linien; Flügel kurz; Schwanz 4 und 1 Viertel Zoll; er beſteht aus ſehr ungleichen Steuerfedern; die beiden mittlern reichen mehr denn 11 Zoll weit über die ſeitlichen, und mehr denn 13 über die Flügel hinaus.

Der blauflügelige Promerops.

Dieſer Promerops, wohnt gerne auf den hohen Bergen; er ernährt ſich von Raupen, Fliegen, Käfern und andern Kerbthieren. Die herrſchende Farbe auf dem obern Theil des Körpers iſt dunkel grau, etwas in Aquamarinfarbe und Purpurroth ſpielend; der Schwanz von derſelben Farbe, aber dunklerer Tinte mit goldenen Widerſcheinen, die eine ſehr gute Wirkung hervorbringen; die Schwungfedern hell und glänzend blau; der Bauch hellgelb; über den Augen einen Flecken von derſelben Farbe; der Schnabel ſchwärzlich mit gelber Einfaſſung. Dieſer Vogel hat die Größe einer Droſſel.

Geſammtlänge 18 und drei Viertel Zoll; Schnabel 20 Linien, etwas gebogen; Fußwurzel 8½ Linie; Flügel kurz; Schwanz 12 und 1 Viertel Zoll; er beſteht aus ſehr ungleichen Steuerfedern; die 4 mittlern ſind viel länger als die ſeitlichen; er reicht 11 Zoll weit über die Flügel hinaus.

Der braune Promerops mit gefleckten Bauche.

Dieſer Vogel hat wirklich einen auf weißlichem Grunde braun gefleckten Bauch und eine auf pomeranzenbraunem Grunde eben ſo gefleckte Bruſt; die Kehle hat eine ſchmutzig weiße Farbe, neben der auf jeder Seite eine braune Linie iſt, die von der Schnabelöffnung ausgeht, unter dem Auge hinläuft und auf die Bruſt heruntersteigt; der Scheitel iſt braun, mit fuchsröthlich grauer Farbe untermiſcht; der Bürzel und die obern Schwanzbedeckungen ſind olivengrün; die übrige Oberſeite des Körpers, die Schwung- und Steuerfedern mit einbegriffen, braun, die Seiten braun gefleckt, die Beine braun; die untern Schwanzbedeckungen ſchön gelb; Schnabel und Füße ſchwarz.

Der Vogel auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 637, ſcheint das Männchen zu ſein, da er gefleckter iſt und ſeine Farben abſtechender ſind; auf den Flügeln hat er einen ſehr ſchmalen, grauen Streifen, der durch eine Reihe kleiner Flecken von dieſer Farbe, welche die obern Bedeckungen einfaſſen, gebildet wird. Der von H. Briſſon beſchriebene Vogel hat dieſen Streifen nicht; ſeine Farben ſind ſchwächer, und er iſt unter dem Körper nicht ſo gefleckt. Ich glaube, daß es das Weibchen iſt; es iſt um ein Achtzehntel kleiner als ſein Männchen und wohl nicht größer als eine Lerche.

Geſammtlänge des Männchens 18 Zoll; Schnabel 16 Linien; Fußwurzel 10 und zwei Drittel Linien; Flügel kurz; Flug 13 Zoll; Schwanz 13 Zoll; er beſteht aus 13 Steuerfedern, wovon die 6 mittleren viel länger als die 6 ſeitlichen ſind, dieſe ſind abgeſtuft; er reicht 11 Zoll weit über die Flügel hinaus.

Der braune Promerops mit geſtreiftem Bauche.

Dieſer Vogel, Nro. 638, wird in Neuguinea gefunden, von wo ihn H. Sonnerat mitgebracht hat. Das Männchen hat auf der Kehle, dem Halſe, und dem Kopfe eine ſchöne ſchwarze Farbe, die auf dem Kopfe durch ſtahlblaue Widerſcheine belebt wird; die ganze Oberſeite des Körpers iſt braun mit einer dunkel grünen Tinte auf dem Halſe, dem Rücken und den Flügeln; der Schwanz gleichförmiger und heller braun außer auf der letzten Seitenfeder, deren innere Seite ſchwarz iſt; die Bruſt und der ganze Unterkörper querüber ſchwarz und weiß geſtreift; die Regenbogenhaut und die Füße ſchwarz.

Ich habe einen Vogel geſehen, der eine fuchsrothe Tinte auf dem Kopfe hatte, wie in der ausgemalten Abbildung.

Das Weibchen iſt auf der Kehle, dem Halſe und dem Kopfe eben ſo braun wie oben auf dem Körper und ohne allen Widerſchein; in allem Uebrigen gleicht es ſeinem Männchen.

Geſammtlänge 22 Zoll; Schnabel 2 und einen halben Zoll, dünn, rund, ſehr gebogen; Schwanz 13 Zoll; er beſteht aus 12 abgeſtuften Steuerfedern, die unter ſich ſehr ungleich ſind; die kürzeſten haben 4 Zoll; die längſten reichen 9 Zoll weit über die Flügel hinaus.

Der große Promerops mit gekräuſelten Verzierungen*).

Die gekräuſelten Verzierungen, die zugleich der Schmuck und das Kennzeichen dieſer Art**) ſind, beſtehen in zwei großen Sträußen krauſer, ſammtartiger, mit den ſchönſten Farben ausgemalter Federn, die auf jeder Seite des Körpers ſtehen und ihm ein ganz eigenthümliches Ausſehen ertheilen. Dieſe Federſträuße werden aus den langen Flügelbedeckungen gebildet, die, 9 an der Zahl, ſich über ihre obere Seite herumkrümmen und aufrichten, ſehr kurze Bärte haben und mit um ſo größerm Vortheil die langen Bärte der entgegengeſetzten Seite, die alsdann die hochrunde wird, ausbreiten. Die mittlen Flügelbedeckungen, 12 an der Zahl, und ſelbſt einige obere Flügelfedern, nehmen an dieſer ſonderbaren Geſtaltung Theil, erheben ſich eben ſo fächerförmig und ſind außerdem an ihrer Spitze mit einer glänzend grünen, ins Blaue und Veilchenblaue hinüberſpielenden, Einfaſſung geſchmückt, hieraus entſteht auf den Flügeln eine Art Gewinde, das gegen den Rücken hinauf ein wenig breiter wird. Eine andere Eigenthümlichkeit: unter den krauſen Federn kommen von jeder Seite 12 bis 15 lange Federn hervor, von denen die zunächſt am Rücken ſtehenden zerſetzt ſind, und die alle dieſelben zwiſchen Grün und Blau ſpielenden Widerſcheine haben. Der Kopf und der Bauch haben eine ſchöne ſchillernd grüne, aber nicht ſo lebhaft glänzende Farbe wie das Gewinde der Verzierung.

In dem ganzen übrigen Gefieder iſt die herrſchende Farbe ein glänzendes mit blauen und veilchenfarbigen Widerſcheinen ausgeſtattetes Schwarz, und alle Federn, ſagt H. Sonnerat, haben das Markige des Sammets nicht allein fürs Auge, ſondern auch fürs Gefühl. Er fügt hinzu, obwohl von geſtreckter Form ſehe der Körper dieſes Vogels gegen den ſehr langen Schweif, kurz und übermäßig klein aus. Der Schnabel und die Füße ſind ſchwarz. H. Sonnerat hat dieſen Vogel, Nro. 639, aus Neuguinea mitgebracht.

*) Der Name Vierflügel, den einige Reiſende einem afrikaniſchen Raubvogel gegeben haben, könnte auf den Promerops, von dem hier die Rede iſt, ſehr gut paſſen.

**) Der früher (Band VII.) beſchriebene Sifilet hat auch eine Art Verzierungen; ſie ſind aber weder eben ſo geformt, noch von denſelben Federn gebildet; und die des ſchwarzen Manukoden, des ſogenannten Prächtigen, haben eine entgegengeſetzte Richtung.

Geſammtlänge 3 und einen halben Fuß (nach H. Sonnerat 4), Schnabel beinahe 3 Zoll; Flügel kurz; Schwanz 26 bis 27 Zoll, er beſteht aus 12 abgeſtuften, breiten und ſpitzigen Steuerfedern, die kürzeſten haben 6 bis 7 Zoll; die längſten reichen ungefähr 20 Zoll weit über die Flügel hinaus.

Der pomeranzenfarbige Promerops.

Die Pomeranzenfarbe herrſcht auf dem Gefieder dieſes Vogels und nimmt an verſchiedenen Stellen verſchiedene Tinten an, eine goldgelbe auf der Kehle, dem Halſe, dem Kopf und dem Schnabel; eine röthliche auf den Steuer- und großen Schwungfedern, eine gelbe endlich auf dem ganzen übrigen Gefieder. Um die Wurzel des Schnabels her ſtehen kleine rothe Federn.

So iſt, meines Erachtens, das Männchen dieſer Art, das beinahe ſo groß wie der Staar iſt. Für ſein Weibchen halte ich des Fernandes Kochitototl, der dieſelbe Größe hat, demſelben Feſtland angehört, und deſſen Gefieder von dem des pomeranzenfarbigen Promeropſes wohl nur ſo wie in vielen Arten das Gefieder des Männchens von dem des Weibchens ſich unterſcheidet. Dieſer Kochitototl iſt auf der Kehle, dem Halſe, dem Kopf und den Flügeln ohne alle Regelmäßigkeit gemiſcht aſchgrau und ſchwarz; ſein ganzes übriges Gefieder iſt gelb; die Regenbogenhaut blaßgelb; der Schnabel ſchwarz ſchmächtig, gebogen, ſehr ſpitz und die Füße aſchgrau. Er lebt von Geſäme und Kerbthieren und wird in den heißeſten Gegenden Mexikos gefunden, wo er weder der Schönheit ſeines Geſanges noch der Güte ſeines Fleiſches wegen geſucht wird. Der pomeranzenfarbige Promerops, den ich für das Männchen dieſer Art halte, wird in Nordguiana gefunden auf den kleinen Eilanden, welche der Fluß Berbice an ſeiner Mündung *) im Norden von Guiana bildet.

Geſammtlänge dieſes Männchens ungefähr 9 und einen halben Zoll; Schnabel 13 Linien; Fußwurzel 10; Schwanz beinahe 4 Zoll; er beſteht aus gleichen Steuerfedern und reicht ungefähr 1 Zoll breit über die Flügel hinaus.

Der Bäcker.

So (Fournier) hat H. Commerſon dieſen amerikaniſchen Vogel, Nro. 739, genannt, der die Uebergangsſtufe zwiſchen der Familie der Promeropſe und der der Bienenfreſſer bildet. Er unterſcheidet ſich von den Promeropſen darin, daß er längere Zehen und einen kürzern Schwanz hat; von den Bienenfreſſern darin, daß nicht, wie bei ihnen, die äußere Zehe faſt ihrer ganzen Länge nach mit der mittlen verbunden und wie angeleimt iſt. Man findet ihn in Buenos-Ayres.

*) Seba ſagt in insulis Barbicensibus, was, wie mir däucht, beſſer mit Berbiceeiland als mit Barbadeseilande überſetzt wird.

Fuchsroth iſt die herrſchende Farbe ſeines Gefieders, dunkler auf den obern Theilen; weit heller und ins Blaßgelbe ſpielend auf den untern; die Schwungfedern ſind braun mit einigen mehr oder minder ſtarken fuchsrothen Tinten auf ihrem äußern Rande.

Geſammtlänge 8 und einen halben Zoll; Schnabel 12 bis 13 Linien; Fußwurzel 16 Linien; Hinternagel der ſtärkſte von allen; Schwanz etwas weniger als 3 Zoll, er reicht ungefähr 1 Zoll weit über die Flügel hinaus.

Der Polochion.*)

Das iſt der Name und das gewöhnliche Geſchrei dieſes Vogels der Molucken; er wiederholt es unaufhörlich, auf den höchſten Zweigen der Bäume ſich wiegend, und nach der Bedeutung, welche dieſes Volk in der moluckiſchen Sprache hat, ſcheint er alle empfindenden Weſen zu Liebe und Wolluſt einzuladen. Ich ſtelle auch ihn zwiſchen die Promeropſe und die Bienenfreſſer, weil ich bei ihm den Schnabel der letztern und die Füße der erſtern finde.

Der Polochion iſt auf ſeinem ganzen Gefieder grau, aber auf den obern Theilen dunkler und auf den untern heller; die Backen ſind ſchwarz; der Schnabel ſchwärzlich; die Augen mit einer nackten Haut umgeben, der Hinterkopf mit Weiß untermiſcht. Auf der Stirn bilden die Federn einen einwärtsgehenden Winkel, und die Federn am Anfange der Kehle laufen in eine Art Seide aus. Der von H. Commerſon beſchriebene Vogel kam von Buro, einem der den Holländern unterwürfigen Eilande, her. Er wog 10 Loth und hatte faſt die Größe des Kukucks.

Geſammtlänge 14 Zoll; Schnabel ſehr ſpitz, 2 Zoll lang, an der Wurzel 5, in der Mitte 2 Linien breit; an der Wurzel 7, in der Mitte 2 und eine halbe Linie dick, die Ränder ſind nämlich an der Spitze ausgeſchweift; Naslöcher eirund, offen, hinten mit einem Häutchen bedeckt, mehr nach der Mitte als nach der Wurzel des Schnabels zu liegend; Zunge dem Schnabel gleich, und in einen Haarpinſel auslaufend; die Mittelzehe an ihrer Wurzel mit der äußern Zehe verbunden; die hintere die ſtärkſte von allen; Flug 18 Zoll; Schwanz 5 und zwei Drittel Zoll; er beſteht aus 12 gleichen Steuerfedern, nur daß das äußere Paar etwas kürzer iſt als die andern; er reicht 3 Zoll weit über die Flügel hinaus, die aus 18 Schwungfedern beſtehen; die äußere um die Hälfte kürzer als die drei folgenden, welche die längſten von allen ſind.

*) Dieſes Wort bedeutet in der moluckiſchen Sprache küſſen wir uns, und darum ſchlägt H. Commerſon vor, dieſen Vogel Silemon oder Seladon oder Deoskulator, d. h. Küſſer, zu nennen. Mir ſcheint es paſſender, ihm den Namen zu laſſen, unter dem er auf den Molucken bekannt iſt, um ſo mehr, weil er ſein Geſchrei ausdrückt.

Der roth und blaue Merops.

Seba, dem wir die Bekanntſchaft mit dieſem Vogel verdanken, war, wie es ſcheint, von ſeinem Gefieder geblendet, und das mit Recht; denn auf ſeinem Kopfe, ſeiner Kehle und der ganzen Unterſeite des Körpers glänzt die Farbe des Rubins; ſie ſteigt über die obern Flügelbedeckungen hinauf, aber unter einer dunklern Abſchattung; ein helles und glänzendes Blau herrſcht auf den Schwung= und Steuerfedern; der Glanz dieſer ſchönen Farbe wird durch den Gegenſatz der düſterern Tinten und der über den obern Theil paſſend vertheilten ſchwarz und weißen Räumen gehoben. Schnabel und Füße ſind gelb und die Flügel mit derſelben Farbe belegt; die rothen Federn des Unterleibes haben etwas Seidenhaftes und ſind ſo ſanft fürs Gefühl als glänzend fürs Auge.

Dieſer Vogel iſt aus Braſilien, wenn man Seba glauben will, dem man jedoch in dieſer Sache faſt nie glauben darf. Er hat ungefähr die Größe unſeres Bienenfreſſers, auch ſeine kleinen Füße; nichts aber finde ich in der Beſchreibung oder Abbildung, was dieſelbe Geſtaltung der Zehen andeute; ſonſt hat ſein Schnabel mehr Aehnlichkeit mit dem der Promeropſe; darum ſtelle ich ihn in die Zwiſchenklaſſe.

Der Wespen= oder Bienenfreſſer.*)

Dieſer Vogel, Nro. 938, frißt nicht allein Wespen, die ihm ſeinen franzöſiſchen Namen (Guepier), und Bienen, die ihm ſeinen lateiniſchen, engliſchen auch gegeben, ſondern auch Hummeln, Heuſchrecken, Schnecken, Fliegen und andere Kerbthiere, die er im Fluge erhaſcht, wie die Schwalben es machen; nach dieſer Beute iſt er am lüſternſten; und auf Kandia bedienen ſich die Kinder derſelben, als einer Lockſpeiſe, um ihn in der Luft mit der Angelſchnur zu fangen, wie man die Fiſche im Waſſer fängt. Sie ſtecken eine umgebogene Nadel durch eine lebende Heuſchrecke und befeſtigen dieſe an einen langen Faden; die Heuſchrecke flattert dennoch, und der Bienenfreſſer, der ſie erblickt, ſtürzt über ſie her, ſchluckt ſie und die Angel herein, und iſt gefangen. In Ermangelung von Kerbthieren begnügt er ſich mit kleinem Geſäme, ſelbſt mit Weizen **); und es ſcheint, daß er unter dem Aufleſen dieſes Futters am Boden zugleich, wie alle Kornfreſſer, und ohne mehr Abſicht dabei zu haben, kleine Steine aufließt.

*) Auf Malta iſt er unter dem Namen Kardinal bekannt, obwohl er nur an den Augen und Füßen roth iſt; in der Provence unter dem Namen Serene.

**) Der einzige, den ich Gelegenheit gehabt, mit dem H. Doktor Remond zu eröffnen, hatte in dem Magen 5 dicke Hummeln. Belon hat in dem Magen der von ihm eröffneten Samen von Rainkohl, Haftdolde, Steckrübe, Waizen u. ſ. w. gefunden.

Die Bienenfreſſer ſind auf Kandia ſehr häufig und ſo häufig, daß es, wie Belon als Augenzeuge ſagt, keine Gegend auf dieſem Eilande gibt, wo man ſie nicht fliegen ſieht. Er fügt hinzu, die Griechen vom feſten Lande kennten ſie nicht, was er auf ſeiner Reiſe durch das Land aus guter Quelle hat erfahren können; zu leicht weg aber behauptet er, man habe ſie nie in Italien fliegen ſehen; denn Aldrovande, ein Bürger von Bologna, verſichert, in der Umgegend dieſer Stadt ſeien ſie ziemlich häufig und man fange ſie dort mit Netzen und Leimruthen. Willughby hat ihrer mehrere Mal in Rom auf den öffentlichen Märkten zum Verkauf ausgeſetzt geſehen; und mehr als wahrſcheinlich iſt es, daß ſie dem übrigen Italien nicht fremd ſind, da ſie in Südfrankreich gefunden werden, wo man ſie nicht einmal als Zugvögel anſieht *); von da jedoch verbreiten ſie ſich zuweilen in kleinern Schwärmen von 10 bis 12 Stück in die nördlichen Länder. Einen ſolchen Schwarm haben wir geſehen, der den 8. Mai 1776 in das Thal Sainte-Reine in Burgund kam, ſie hielten ſich immer zuſammen und ſchrien unaufhörlich, als ob ſie ſich riefen und ſich antworteten. Ihr Geſchrei war ſchallend, ohne angenehm zu ſein und hatte einige Aehnlichkeit mit dem Getön, das man hört, wenn man in eine durchlöcherte Nuß pfeift **); ſie ließen es im Sitzen und Fliegen hören. Mit Vorliebe hielten ſie ſich auf den Fruchtbäumen auf, die damal blüthen und folglich von den Wespen und Bienen beſucht waren; oft ſah man ſie von ihrem Zweig ſich herunter ſchwingen, um dieſe kleine geflügelte Beute zu erhaſchen. Sie ſahen immer mißtrauiſch aus und ließen ſich nicht eben nahe kommen; indeß gelang es doch einen zu tödten, der gerade von den andern getrennt war und auf einer Fichte ſaß, während ſich der übrige Theil des Schwarms in einem benachbarten Baumgarten befand; dieſe flogen, von dem Flintenſchuß aufgeſchreckt, alle zugleich ſchreiend hinweg und flüchteten ſich auf Nußbäume, die in einem wenig entfernten, mit Wein bepflanzten Abhange ſtanden; hier blieben ſie beſtändig, ohne in den

*) Belon zweifelte, daß ſie während des Winters auf Kandia blieben; aber er hatte keine Beobachtung darüber gemacht. Was ich hier von denen der Provence ſage, habe ich von dem H. Marquis von Pioleni erfahren. Ich weiß nicht, warum H. Friſch geglaubt hat, dieſe Vögel liebten die Einöden.

**) Belon vergleicht es mit dem Ton, den ein Mann hervorbringen würde, wenn er mit einem rundgeſchloſſenen Munde ſo hoch wie ein Pirol grulgrururu-rul ſänge. Andere behaupten, er ſage kru, kru, kru. Der Verfaſſer des Gedichts Philomela gibt den Ton ſo an, als ob er dem des Zaunkönigs und der Rauchſchwalbe ſehr nahe käme:

Regulus atque merops, et rubro pectore progne.
Consimili modulo zinzibulare solent.

Man weiß aber, daß der Naturforſcher immer in die Ausdrücke des Dichters einige Einſchränkungen bringen muß.

Baumgärten wieder zu erſcheinen, und nach Verlauf einiger Tage nahmen ſie ihren Aufflug, um nicht mehr zurückzukommen.

Einen andern Schwarm hat man im Juni 1777 in der Umgegend von Ansbach geſehen. H. Lottinger meldet mir, in Lothringen zeigten ſich dieſe Vögel ſelten, er habe ihrer nie mehr als zwei zuſammen geſehen, ſie hielten ſich auf den niedrigſten Zweigen der Bäume und Stauden auf und hätten beunruhigt ausgeſehen, als ob ſie gefühlt, daß ſie ſich vom Wege verirrt hätten. Noch ſeltener erſcheinen ſie in Schweden, wo ſie ſich nahe am Meer aufhalten; aber faſt nie findet man ſie in England, obgleich dieſes Land nicht ſo nördlich als Schweden iſt, und ſie einen hinreichend ſtarken Flügel haben, um über den Pas-de-Calais zu ſetzen. Gegen Oſten hin ſind ſie in dem gemäßigten Erdgürtel von Judäa bis nach Bengalen und ohne Zweifel noch viel weiter verbreitet; man hat ſie jedoch nicht weiter verfolgt.

Dieſe Vögel niſten, wie die Uferſchwalbe und der Königsfiſcher, am Boden der Löcher, die ſie ſich mit ihren kurzen und ſtarken Füßen und ihrem eiſernen Schnabel, wie die Sizilier ſagen, in den Abhängen, deren Erde am wenigſten hart iſt, und zuweilen in den ſchroffen und ſandigen Ufern der großen Flüſſe zu graben verſtehen. Dieſen Löchern geben ſie eine Länge oder Tiefe von 7 Fuß und darüber; das Weibchen legt darin auf einer Moosmatratze 4 bis 5 und ſelbſt 6 bis 7 weiße Eier, die etwas kleiner als die Ameiſeneier ſind. Man kann aber nicht beobachten, was im Innern dieſer dunkeln Erdgänge vor ſich geht; Alles, was man verſichern kann, iſt, daß die junge Familie ſich nicht zerſtreut; es iſt ſogar nothwendig, daß mehrere Familien ſich miteinander vereinigen, um jene zahlreichen Schaaren zu bilden, die Belon auf Kandia geſehen, längs der Bergabhänge, wo der Thymian wächſt, und wo ſie die, von den duftigen Staubfäden dieſer Pflanze angezogenen Wespen und Bienen in Menge finden.

Den Flug des Bienenfreſſers vergleicht man mit dem der Schwalbe, mit der er, wie man ſo eben geſehen, mehrere andere Aehnlichkeiten hat. Auch gleicht er in vielen Beziehungen dem Königsfiſcher, beſonders durch die ſchönen Farben ſeines Gefieders und die ſeltſame Bildung ſeiner Füße. Endlich findet der H. Doktor Lottinger, der einen richtigen und geübten Blick hat, einiges von dem Benehmen des Ziegenmelkers oder Windſchnäppers an ihm.

Eine Seltenheit, welche, wenn ſie bewahrheitet wäre, dieſen Vogel von jedem andern unterſcheiden würde, iſt die Gewohnheit, die man ihm beilegt, rückwärts zu fliegen. Aelian ſtaunt ſehr über dieſe ſeltſame Flugweiſe; beſſer hätte er ſie bezweifelt; es iſt ein Irrthum, der, wie ſo viele andere, auf irgend einer einzigen oder auf einer ſchlecht geſehenen Erſcheinung, die man ſich leicht vorſtellen kann, beruht. Ebenſo verhält es ſich mit jener kindlichen Liebe, womit man mehrere Vögel beehret, deren Palme man aber dieſen

zuerkannt zu haben ſcheint; will man Ariſtoteles, Plinius, Aelian und ihren Abſchreibern Glauben beimeſſen, ſo warten ſie nicht, bis ihre Pflege ihren Eltern nothwendig wird, um ſie ihnen zu widmen; ſie dienen ihnen ſobald ſie zu fliegen vermögen, und aus dem bloſen Vergnügen ihnen zu dienen; ſie tragen ihnen Futter in ihre Löcher und kommen allen ihren Bedürfniſſen zuvor. Man ſieht wohl ein, daß dieſes Fabeln ſind; aber die Sittenlehre, die daraus zu ziehen, iſt gut.

Der nämliche Bienenfreſſer hat kleine, aber lebhaft rothe Augen, denen eine ſchwarze Binde noch mehr Glanz gibt; die Stirn hat eine ſchöne Aquamarinfarbe; obenüber iſt der Kopf kaſtanienbraun mit grüner Tinte; der Hintertheil des Kopfes und des Halſes kaſtanienbraun ohne Miſchung, oben mit einer, je näher dem Rücken, um ſo hellern Abſchattung; der Körper obenüber blaßfalb mit Widerſcheinen von einem je nach den verſchiedenen Auffällen des Lichts mehr oder minder ſichtbaren Grün und Kaſtanienbraun; die Kehle iſt glänzend goldgelb und bei einigen einzelnen Vögeln durch ein ſchwärzliches Halsband begränzt; der Vorderhals, die Bruſt und der Unterleib haben eine aquamarinblaue Farbe, die auf den hintern Theilen immer heller wird; dieſe nämliche Farbe herrſcht auf dem Schwanze mit einem leichten fuchsrothen Anſtrich und auf dem äußern Flügelrande ohne alle Miſchung; ſie geht ins Grün über und vermiſcht ſich auf dem zunächſt am Rücken befindlichen Theile dieſer Flügel mit fuchsroth; faſt alle Schwungfedern ſind an der Spitze ſchwarz; die kleinen obern Bedeckungen der Flügel haben eine dunkelgrüne Tinte, die mittlen eine fuchsrothe, und die großen ſind grün und fuchsroth abgeſchattet; der Schnabel iſt ſchwarz und die Füße ſind röthlich braun (nach Aldrovande ſchwarz); die Seiten der Steuerfedern obenüber braun und untenher weiß. Uebrigens ſind alle dieſe verſchiedenen Farben ſowohl in ihrer Tinte als in ihrer Vertheilung ſehr abwechſelnd, daher die Verſchiedenheit der Beſchreibungen.

Dieſer Vogel hat beinahe die Größe einer Weindroſſel und eine geſtrecktere Form. Sein Rücken iſt etwas hochgewölbt. Belon ſagt, die Natur hätte ihn buckelig gemacht; und nachdem er nach einem Grunde dafür geſucht, hat er keinen andern finden können, als daß dieſer Vogel gerne immer fliegt. Es iſt dies ein wenig zureichender Grund; man wird aber eingeſtehen, daß der richtige nicht leicht zu finden war.

Geſammtlänge 10 bis 11 Zoll; Schnabel 22 Linien, an der Wurzel breit, etwas gebogen; Zunge dünn, in lange Fäden auslaufend; Naslöcher mit einer Art fuchsröthlicher Haare bedeckt; Fußwurzel 5 bis 6 Linien, im Verhältniſſe zu ihrer Länge ziemlich dick; die äußere Zehe faſt in ihrer ganzen Länge, und die innere, wie beim Königsfiſcher, nur mit ihrem erſten Gliede an der mittlen haftend; die hintere Zehe die kürzeſte von allen und die

gekrümmteſte; Flug 16 bis 17 Zoll; Schwanz 4 und einen halben Zoll; er beſteht aus 6 Paar Steuerfedern, wovon die 5 Seitenpaare unter ſich gleich lang ſind; das mittle Paar reicht 9 bis 10 Linien weit über ſie und ungefähr 18 Linien weit über die Flügel hinaus, die nach einigen aus 24, nach andern aus 22 Schwungfedern beſtehen. Der Vogel, den ich unterſucht habe, hatte nur 22.

Der Schlund 3 Zoll lang, an ſeinem Grunde ſich in eine drüſigte Taſche erweiternd; Magen mehr häutig als muskelig, ſo dick wie eine gewöhnliche Nuß; Gallenblaſe groß und ſmaragdgrün; Leber blaßgelb; zwei Blinddärme; einer von 15 Linien, der andere von 16 und einer halben. Den Darmgang hat man nicht meſſen können, weil er durch den Schuß zu ſehr gelitten hatte.

Der gelb= und weißköpfige Bienenfreſſer.

Aldrovande hat dieſe Art zu Rom geſehen. Sie zeichnet ſich durch die Länge der beiden mittlen Steuerfedern und durch ihren verhältnißmäßig kürzern Schnabel aus. Ihr Kopf iſt weiß, mit Gelb= und Goldfarbe untermiſcht; die Augen gelb; die Augenlieder roth; die Bruſt röthlich; der Hals, der Bauch und die Unterſeite der Flügel weißlich; der Rücken gelb; der Bürzel, der Schwanz und die Flügel ſehr lebhaft fuchsroth; der Schnabel grünlich gelb, etwas gebogen, 2 Zoll lang; und die Zunge lang und ſpitz, faſt wie die der Spechte.

Dieſer Vogel war viel größer als unſer Bienenfreſſer und hatte 20 Zoll im Fluge; die beiden mittlen Steuerfedern reichten 8 Zoll weit über die ſeitlichen hinaus. Ihr Beſitzer, der H. Cavalieri, wußte nicht, in welchem Lande ſie zu wohnen pflegten.

Der grauköpfige Bienenfreſſer.

Es wäre wohl möglich, daß dieſer Vogel nichts amerikaniſches hätte als den faſt mexikaniſchen Namen Quauheilm, den es Seba gefallen, ihm beizulegen. Er hat die Größe unſeres europäiſchen Sperlings und gehört durch die Länge und Form ſeines Schnabels, durch die Länge der beiden mittlen Steuerfedern und durch ſeine dicken und kurzen Füße zu der Gattung der Bienenfreſſer. Man muß vorausſetzen, daß er auch durch die Anordnung ſeiner Zehen dahin gehört.

Sein Kopf iſt niedlich grau; die Oberſeite des Körpers eben ſo grau, mit Roth und Gelb untermiſcht; die beiden langen mittlen Steuerfedern rein roth; die Bruſt und die ganze Unterſeite des Körpers pomeranzengelb und der Schnabel ziemlich ſchön grün.

Geſammtlänge 9 bis 10 Zoll; die Hälfte davon geht auf den Schnabel und den Schwanz.

Der äthiopiſche graue Bienenfreſſer.

H. Linné iſt der einzige, der von dieſer Art redet, und ſagt nur ein Wort darüber nach einer von H. Burmann angefertigten Zeichnung. Dieſes Wort, zu dem ich nichts hinzuſetzen kann, iſt, daß das Gefieder des Vogels grau ſei und er einen gelben Flecken am After und einen ſehr langen Schwanz habe.

Der kaſtanienbraune und blaue Bienenfreſſer.

Die kaſtanienbraune Farbe herrſcht auf den vordern Theilen der Oberſeite des Körpers, den obern Theil des Halſes mit einbegriffen; die Aquamarin-farbe auf dem Oberleibe und auf dem ganzen untern Theile; weit ſchöner jedoch und entſchiedener auf der Kehle, dem Vorderhalſe und der Bruſt als ſonſt überall; die Flügel ſind obenüber grün, untenher halb mit ſchwärzlicher Spitze; der Schwanz rein blau; der Schnabel ſchwarz und die Füße röthlich.

Dieſer Vogel, Nro. 225, wird auf Jle-de-France gefunden. Er iſt wohl nicht größer als die Haubenlerche, aber geſtreckter.

Geſammtlänge beinahe 11 Zoll; Schnabel 19 Linien; Fußwurzel 5 und eine halbe; hintere Zehe die kürzeſte von allen; Flug 14 Zoll; Schwanz 5 und ein halben Zoll, er beſteht aus 12 Steuerfedern, wovon die beiden mittlen 2 Zoll 2 Linien weit über die ſeitlichen hinausreichen und 3 und einen halben Zoll weit über die Flügel; dieſe Flügel beſtehen aus 24 Schwungfedern, wovon die erſte ſehr kurz und die dritte die längſte iſt.

Abart.

Der kaſtanienbraune und blaue Bienenfreſſer vom Senegal.

Es iſt eine durch die Himmelsgegend hervorgebrachte Abart. Auf ihrem ganzen Gefieder ſieht man nur die beiden Farben, die ich in ihrer Benennung angedeutet habe, ſie ſind etwas anders vertheilt als in der vorigen Art; die Kaſtanienfarbe breitet ſich hier über die Flügelbedeckungen und Schwungfedern außer den zunächſt am Rücken ſtehenden, und über die Steuerfedern aus, den hervorſtechenden Theil der beiden mittlen ausgenommen, der ſchwärzlich iſt.

Dieſer Bienenfreſſer wird am Senegal gefunden, von wo H. Adamſon ihn mitgebracht hat. Seine Geſammtlänge beträgt ungefähr 1 Fuß; übrigens hat er ungefähr dieſelben Verhältniſſe, wie der von Jle-de-France.

Der Patirich.

Die Eingeborenen von Madagaskar geben dieſem Vogel den Namen Patirichtirich, der offenbar mit ſeinem Geſchrei Aehnlichkeit hat und

den ich ihm abgekürzt laſſen zu müſſen glaube. Die herrſchende Farbe ſeines Gefieders iſt die dunkelgrüne, die in ein auf dem Kopfe glänzendes, auf der Oberſeite des Körpers nicht ſo dunkles, auf den hintern Theilen ſtufenweiſe ſich aufhellendes, auf den untern noch helleres und endlich nach dem Schwanze hin immer mehr abnehmendes Kaſtanienbraun hinüberſpielt; die Flügel ſind an der Spitze ſchwärzlich; der Schwanz iſt dunkelgrün; die Kehle am Anfange gelblich weiß und an dem untern Theile kaſtanienbraun. Was aber am meiſten dieſen Vogel, Nro. 259, kennzeichnet und ihm ein ſeltſames Ausſehen gewährt, iſt eine breite ſchwärzliche Binde, die in ihrem ganzen Umkreiſe grünlich weiß eingefaßt iſt; dieſe Einfaſſung läuft um die Wurzel des Schnabels und umgibt den Anfang der Kehle, wo ſie, wie ich zuvor geſagt, eine gelbliche Tinte annimmt. Der Schnabel iſt ſchwarz und die Füße ſind braun. Dieſer Vogel wird auf Madagaskar gefunden; er iſt etwas größer als der kaſtanienbraune und blaue Bienenfreſſer.

Geſammtlänge 11 und ein Drittel Zoll; Schnabel 21 Linien; Fußwurzel 5 Linien; hintere Zehe die kürzeſte; Flug 15 und zwei Drittel Zoll; Schwanz 5 und einen halben Zoll, er beſteht aus 12 Steuerfedern; die beiden mittlen reichen mehr denn 2 Zoll lang weit über die ſeitlichen und mehr als 2 und drei Viertel Zoll weit über die Flügel hinaus, die aus 24 Schwungfedern beſtehen, wovon die erſte ſehr kurz und die zweite die längſte iſt.

Ich habe einen andern Bienenfreſſer von Madagaskar geſehen, der dieſem, was die Größe, die Farben des Gefieders und ihre Vertheilung betrifft, ſehr ähnlich war; doch waren die Farben nicht ſo abſtechend; der Schnabel nicht ſo ſtark, und die beiden mittlen Steuerfedern nicht größer als die ſeitlichen. Es war ohne Zweifel eine Alters- oder Geſchlechtsabweichung. Seine Binde war mit Aquamarinfarbe eingefaßt und ſein Bürzel und Schwanz von dieſer nämlichen Farbe wie auch bei einem von H. Sonnerat mitgebrachten Vogel; bei dem letzten aber waren die beiden mittlen Steuerfedern ſchmal und viel länger als die ſeitlichen.

Der grüne Bienenfreſſer mit blauer Kehle.

Ein kleiner Zufall, der einem Vogel dieſer Art lange nach ſeinem Tode begegnet iſt, liefert ein Beiſpiel der Irrthümer, die zu der läſtigen Vervielfältigung der Namenarten beitragen können. Dieſer Vogel, Nro. 740, der dem H. Dandrige gehörte, iſt von zwei Engländern, Edwards und Albin, beſchrieben, gezeichnet, geſtochen und gemalt worden; ein ſonſt ſehr geſchickter Franzoſe, der einen Vogel eben dieſer Art vor Augen hatte, glaubte, die beiden engliſchen Abbildungen ſtellten zwei getrennte Arten dar, und demgemäß hat er ſie abgeſondert und unter zwei verſchiedenen Benennungen beſchrieben. Wir unſerer Seits wollen dieſe verſchiedenen Beſchreibungen in eine und ſtets

in demſelben Sinne verſchmelzen. Auch werden wir des H. Briſſon kleinen Bienenfreſſer von den Philippinen als einfache Abart auf die beſchriebene Art zurückführen.

Der von H. Edwards unterſuchte Vogel des H. Dandrige unterſchied ſich von unſerm europäiſchen Bienenfreſſer darin, daß er nur halb ſo groß, und die beiden mittlen Steuerfedern viel länger und ſchmäler waren. Er hatte eine blaue Stirne, ein großes Schild von gleicher Farbe auf der Bruſt, den eine Art ſchwarzer Rahmen einſchließt, welcher unten durch ein Halbhalsband in Form eines umgekehrten Halbmondes, oben durch eine Binde gebildet wurde, die über die Augen ging und auf beiden Seiten des Halſes herabſtieg, um ſich mit den beiden Enden des Halbhalsbandes zu vereinigen; die Oberſeite des Kopfes und des Halſes war pomeranzengelb; der Rücken, die kleinen Bedeckungen und die letzten Schwungfedern papageiengrün; die obern Schwanzbedeckungen aquamarinblau; Bruſt und Bauch hellgrün; die Beine röthlich braun, die untern Schwanzbedeckungen dunkelgrün; die Flügel gemiſcht grün und pomeranzenfarbig; der Schwanz obenüber ſchön grün, untenher gebräunt grün; die beiden mittlen Steuerfedern mehr denn 2 Zoll länger als die ſeitlichen, und dieſer längere Theil dunkelbraun und ſehr ſchmal; die Seiten der Steuerfedern braun, die Füße ebenfalls; der Schnabel obenüber ſchwarz und unten an ſeiner Wurzel weißlich.

An dem Vogel, den H. Briſſon beſchrieben hat, und der ungefähr derſelbe iſt wie auf den ausgemalten Tafeln, war kein Blau auf der Stirn; das Grün auf dem Unterleibe hatte etwas von der Aquamarinfarbe an ſich; die obere Seite des Kopfes und des Halſes war eben ſo goldgrün wie der Rücken; überhaupt war eine goldgelbe Tinte über das ganze Gefieder leicht hingeworfen, außer über die beiden Steuerfedern und die obern Schwanzbedeckungen; die Binde lief nicht über die Augen, ſondern untenher. H. Briſſon hat außerdem bemerkt, daß die Flügel halb ausgelegt waren und die Rippe der Steuerfedern obenher wie bei dem Vogel des H. Edwards, braun, und untenher weißlich war. Endlich waren bei dem auf den ausgemalten Tafeln dargeſtellten Vogel mehrere Schwungfedern und Flügelbedeckungen und Steuerfedern nahe am Ende goldgelb eingefaßt und an der Spitze goldgelb; leicht aber ſieht man ein, daß alle dieſe, hier mit einer gewiſſenhaften Umſtändlichkeit angeführten, kleinen Unterſchiede lange nicht über die Gränzen, zwiſchen denen nicht allein bei den einzelnen Thieren derſelben Art, ſondern auch bei denſelben Thieren in verſchiedenem Alter die Farben des Gefieders, noch, wie man ſieht, über die Gränzen hinausgehen, zwiſchen denen die mannichfaltigen, nach demſelben Gegenſtande verfaßten Beſchreibungen ſpielen. Daſſelbe gilt von der Ungleichheit der Maße, einer Ungleichheit, die um ſo weniger weſentlich iſt, je mehr ſolche Maße an den Abbildungen genommen

worden ſind. Die der Albiniſchen Abbildung ſind die ſtärkſten und wahrſcheinlich die am wenigſten genauen.

Der Vogel, den H. Briſſon den kleinen Bienenfreſſer von den Philippinen genannt*), hat dieſelbe Größe und daſſelbe Gefieder wie ſein Halsbandbienenfreſſer von Madagaskar. Der Hauptunterſchied, den man zwiſchen dieſen beiden Vögeln bemerkt, beſteht darin, daß bei dem von den Philippinen die beiden mittlen Steuerfedern, anſtatt länger als die ſeitlichen zu ſein, im Gegentheil etwas kürzer ſind; H. Briſſon ſelbſt aber vermuthet, daß dieſe mittlen Federn noch nicht ganz ausgewachſen waren, und ſie bei den Vögeln, bei denen ſie ihre gehörige Länge erhalten haben, weit über die ſeitlichen hinausreichen. Dieſes iſt um ſo wahrſcheinlicher, als dieſe beiden mittlen Federn hier von den ſeitlichen verſchieden und faſt eben ſo geſtaltet ſind, wie die mittlen Steuerfedern des grünen Bienenfreſſers mit blauer Kehle in ihrem hervorſtechenden Theile. Andere Unterſchiede, denn man darf nichts auslaſſen: anſtatt ſchwarz, waren die Binde dunkelgrün und die Füße braunroth. Dies Alles aber verhindert nicht, daß dieſer kleine philippiniſche Bienenfreſſer des H. Briſſon eben ſo wie jene beiden Halsbandbienenfreſſer, der madagaskarſche und der bengaliſche, zu derſelben Art gehört, wie unſer grüner Bienenfreſſer mit blauer Kehle. Dieſer Vogel iſt, wie man ſieht, von den Küſten Afrikas bis nach den öſtlichſten Eilanden Aſiens hin verbreitet. Er iſt ungefähr ſo groß wie unſer Sperling.

Geſammtlänge 6 und einen halben Zoll (vermuthlich würde ſie ungefähr 8 und drei Viertel Zoll betragen wie bei unſerm grünen Bienenfreſſer mit blauer Kehle, wenn die beiden mittlen Steuerfedern ganz ausgewachſen wären); Schnabel 15 Linien; Fußwurzel 4 und eine halbe Linie; Flug 10 Zoll; die beiden ſeitlichen Steuerfedern 2 und einen halben Zoll; ſie reichen 14 Linien weit über die Flügel hinaus.

Der große grün und blaue Bienenfreſſer mit gelber Kehle.

Es iſt dieſes eine neue Art, deren Kenntniß man dem H. Sonnerat verdankt. Von der vorigen Art unterſcheidet ſie ſich durch ihr Gefieder, ihre Verhältniſſe und beſonders durch die Länge der mittlen Steuerfedern. Ihre Kehle hat eine ſchöne gelbe Farbe, die ſich über den Hals, unter die Augen und weiter hinzieht und unten braun begränzt iſt; die Stirn, die Augbraunen, die ganze Unterſeite des Körpers iſt aquamarinfarbig; die Schwungfedern ſind grün, von der Mitte ihrer Länge an aquamarinfarbig eingefaßt;

*) Die Angabe des H. Briſſon iſt dieſelbe für dieſen Vogel wie für ſeinen Halsbandbienenfreſſer von Madagaskar, ausgenommen die Farbe der Binde und des Vorderhauptes, die Länge der beiden mittlen Steuerfedern und das Halsband, das er nicht hat.

die kleinen obern Bedeckungen der Flügel braungrün, einige braunroth, die längſten nahe am Körper hellgelb; die Oberſeite des Kopfes und des Halſes braunroth; die ganze Oberſeite des Körpers goldgrün; die obern Bedeckungen des Schwanzes grün.

Geſammtlänge 10 Zoll; Schnabel 20 Linien; Fußwurzel 6 Linien; hinterer Nagel der kürzeſte und gekrümmteſte; Schwanz 4 und ein Viertel Zoll; er beſteht aus 12 Steuerfedern, die 10 ſeitlichen faſt gleich lang; die beiden mittlen reichen über dieſe ſeitlichen 7 bis 8, und über die Flügel 18 Linien weit hinaus.

Der kleine grüne und blaue Bienenfreſſer mit abgeſtuftem Schwanze *).

Der kleine Wuchs iſt nicht der einzige Zug der Unähnlichkeit, der dieſen Bienenfreſſer von dem vorigen unterſcheidet; er unterſcheidet ſich außerdem von ihm durch die Farbe des Kopfes, durch ſeine Verhältniſſe, und beſonders durch die Geſtaltung ſeines Schwanzes der abgeſtuft iſt, und deſſen 2 mittle Steuerfedern nicht ſehr hervorſtechen. Anlangend das Geſieder, Goldgrün oben, Aquamarinblau unten; Kehle gelb; Vorderhals kaſtanienbraun; ein ſchwarz getüpfelter Gürtel in Form einer Binde auf den Augen; Flügel und Schwanz von demſelben Grün wie der Rücken; Regenbogenhaut roth; Schnabel ſchwarz und Füße aſchgrau; das ſind die Hauptfarben dieſes Vogels, des kleinſten unter den Bienenfreſſern. Er findet ſich im Königreich Angola in Afrika. Es iſt der einzige Vogel dieſer Gattung, der einen abgeſtuften Schwanz hat.

Geſammtlänge ungefähr 5 und einen halben Zoll; Schnabel 9 Linien; Fußwurzel 4 und eine halbe Linie; hintere Zehe die kürzeſte; Schwanz 2 Zoll und darüber; er beſteht aus 12 abgeſtuften Steuerfedern und reicht ungefähr 1 Zoll weit über die Flügel hinaus.

Der grüne Bienenfreſſer mit himmelblauem Schwanze.

Dieſer Vogel, Nro. 57, hat auf der ganzen Oberſeite des Körpers eine dunkelgrüne, ins Kupferroth ſpielende Farbe, dieſelbe Farbe auf den Flügeln, die an der Spitze ſchwärzlich und hellfalb ausgelegt ſind; die neunzehnte und zwanzigſte Schwungfeder auf der auswendigen Seite und die zwei- und dreiundzwanzigſte auf der inwendigen Seite mit Aquamarinfarbe gezeichnet; alle Steuerfedern und Schwanzbedeckungen ſind aquamarinblau, auf den untern Bedeckungen heller; über den Augen iſt eine ſchwärzliche Binde; die

*) H. Briſſon hat dieſe Art bekannt gemacht, indem er ſie beſchrieben und nach einer von H. Poivre mitgetheilten, nach der Natur angefertigten Zeichnung hat ſtechen laſſen.

Kehle gelblich, ins Grüne und Falbe ſpielend; dieſe letztern Tinten nach unten zu ſtärker; die Unterſeite des Körpers und die Beine gelblich grün, ins Falbe ſpielend; der Schnabel ſchwarz und die Füße braun. Dieſer Vogel wird auf den Philippinen gefunden; er iſt nicht ſo groß wie unſer Bienenfreſſer.

Geſammtlänge 8 Zoll 10 Linien; Schnabel 25 Linien; der Winkel ſeiner Oeffnung weit über das Auge hinaus; Fußwurzel 5 und eine halbe Linie, hintere Zehe die kürzeſte; Flug 14 Zoll 10 Linien; Schwanz 3 Zoll 8 Linien; er beſteht aus 12 faſt gleich langen Steuerfedern und reicht 11 Linien weit über die Flügel hinaus, die 24 Schwungfedern haben; die erſte iſt ſehr kurz und die zweite die längſte von allen.

Der rothe Bienenfreſſer mit blauem Kopfe.

Eine ſchöne Aquamarinfarbe glänzt einer Seits auf dem Kopfe dieſes Vogels, Nro. 649, und auf ſeiner Kehle, wo ſie dunkler wird, und anderer Seits auf dem Bürzel und allen Schwanzbedeckungen; der Hals und die übrige Unterſeite des Körpers bis auf die Beine karmoiſinroth mit fuchsrother Abſchattung; Rücken, Schwanz und Flügel ziegelroth, auf den Flügelbedeckungen mehr braun; die 3 bis 4 Schwungfedern zunächſt am Rücken braungrün mit bläulichen Widerſcheinen; die großen Schwungfedern bläulich grau mit Roth verſchmelzt, die mittlern an der Spitze ſchwärzlich braun; der Schnabel ſchwarz und die Füße hell aſchgrau. Es iſt eine neue Art, die ſich in Nubien findet, wo der H. Ritter von Bruce ſie gezeichnet hat. Sie iſt nicht ganz ſo groß wie unſere europäiſche Art.

Geſammtlänge ungefähr 10 Zoll; Schnabel 21 Linien; Fußwurzel 6 Linien; hinterer Nagel der kürzeſte von allen; Schwanz ungefähr 4 Zoll, etwas gabelförmig, 21 Linien über die Flügel hinausreichend.

Der roth und grüne Bienenfreſſer vom Senegal *).

Dieſer Vogel, Nro. 318, iſt oben auf dem Kopf und dem Körper, die obern Flügel- und Schwanzbedeckungen mit einbegriffen, braungrün, auf dem Kopf und dem Rücken brauner, auf dem Bürzel und den obern Schwanzbedeckungen heller; ein noch dunklerer Flecken iſt hinter dem Ohr; die Steuer- und Schwungfedern ſind roth, an der Spitze ſchwarz; die Kehle gelb; die ganze Unterſeite des Körpers ſchmutzig weiß; der Schnabel und die Füße ſchwarz.

*) Die Kenntniß dieſer Art verdanken wir dem H. Adanſon. Die Abbildung und die Beſchreibung ſind ſo genau als ſie ſein können, da ſie nämlich nach der getrockneten und wie in einem Kräuterbuch, d. h. zwiſchen zwei Papierblättern aufbewahrten Haut des Vogels angefertigt iſt.

Geſammtlänge ungefähr 6 Zoll; Schnabel 1 Zoll; Fußwurzel 3 und eine halbe Linie; Schwanz 2 Zoll, er reicht ungefähr 1 Zoll weit über die Flügel hinaus.

Der rothköpfige Bienenfreſſer.

Wenn der Name Kardinal irgend einem Bienenfreſſer zukommt, ſo gewiß dieſem; denn er hat eine Art große rothe Mütze, die nicht allein ſeinen Kopf, ſondern auch einen Theil ſeines Halſes bedeckt; außerdem hat er eine ſchwarze Binde über den Augen; obenüber iſt der Körper ſchön grün; die Kehle iſt gelb; die Unterſeite des Körpers hell pomeranzenfarbig; die untern Schwanzbedeckungen ſind gelblich mit hell grüner Einfaſſung; die Flügel und ihre obern Bedeckungen dunkel grün; der Schwanz obenüber grün, untenher aſchgrau; die Regenbogenhaut roth; der Schnabel ſchwarz und die Füße aſchgrau.

Dieſen Vogel findet man in Oſtindien. Er iſt ungefähr ſo groß wie der grüne Bienenfreſſer mit blauer Kehle.

Geſammtlänge 6 Zoll; Schnabel 16 Linien; Fußwurzel 5 Linien; hintere Zehe die kürzeſte; Schwanz 21 Linien; er beſteht aus 12 gleich langen Steuerfedern und reicht 10 Linien weit über die Flügel hinaus.

Der grüne Bienenfreſſer mit fuchsrothen Flügeln und fuchsrothem Schwanze.

Um die Beſchreibung dieſer neuen Art, wovon die Benennung ſchon ein flüchtiges Bild gibt, zu vervollſtändigen, muß man nur hinzufügen, daß das Grün auf dem obern Theile des Körpers dunkler und unter der Kehle heller als ſonſt überall iſt; daß die Schwungfedern an ihrer Wurzel weiß ſind, und ihre Rippe ſowie die Steuerfedern ſchwärzlich ſind; die Füße ſind gelblich braun, etwas länger als gewöhnlich bei den Vögeln dieſer Gattung und der Schnabel ſchwarz.

Dieſer Bienenfreſſer, Nro. 454, gleicht in der Farbe des Schwanzes und der Flügel unſerm gelb und weißköpfigen Bienenfreſſer ſehr; in dem ganzen übrigen Gefieder aber unterſcheidet er ſich von ihm; außerdem iſt er viel kleiner und die beiden herausragenden Steuerfedern fehlen ihm.

Man hat mir verſichert, er werde in Cayenne gefunden. Ich bin um ſo geneigter, dieſes zu glauben, als, wie ich oben geſagt, die Gattung der Bienenfreſſer meines Erachtens dem alten Feſtlande angehört. Uebrigens wird uns H. de La Borde, der gegenwärtig in Cayenne iſt, bald die unmittelbare Löſung dieſer Frage zuſchicken.

Der Jkterokefal oder der gelbköpfige Bienenfreſſer.

Das Gelb auf dem Kopfe wird nur durch eine ſchwarze Binde unterbrochen und breitet ſich über die Kehle und die ganze Unterſeite des Körpers aus; der Rücken iſt ſchön kaſtanienbraun, die übrige Oberſeite des Körpers gemiſcht gelb und grün; die kleinern obern Bedeckungen der Flügel ſind blau, die mittlen gemiſcht gelb und blau und die größten ganz gelb; die Schwungfedern ſchwarz mit rother Spitze; der Schwanz auf der erſten Hälfte von der Wurzel an gelb und auf der andern nach dem Ende hin grün; der Schnabel ſchwarz und die Füße gelb.

Dieſer Bienenfreſſer iſt etwas größer als unſer gemeiner Bienenfreſſer und ſein Schnabel gebogener. Er zeigt ſich, ſagt Gesner, in der Gegend von Straßburg nur ſehr ſelten.

Der Windſchnäpper.

Wenn es ſich darum handelt, ein Thier zu benennen, oder, was auf eines hinauskommt, unter allen Namen, die demſelben gegeben worden, ihm einen auszuwählen, ſo muß man, wie mir däucht, denjenigen vorziehen, der eine richtigere Vorſtellung von der Natur, den Eigenſchaften und Gewohnheiten dieſes Thieres an die Hand gibt, und vor Allem diejenigen unerbittlich verwerfen, die darauf hinzielen, falſche Vorſtellungen zu beglaubigen, Irrthümer zu verewigen. Von dieſem Grundſatze ausgehend, habe ich die Namen Ziegenmelker, fliegende Kröte, große Amſel, Nachtrabe und eckſchwänzige Schwalbe, verworfen, welche das Volk oder die Gelehrten dem Vogel, von dem hier die Rede iſt, gegeben. Der erſte dieſer Namen bezieht ſich zwar auf eine ſehr alte, aber mehr noch verdächtige Ueberlieferung; denn eben ſo ſchwer iſt es, bei einem Vogel den Trieb, eine Ziege zu melken, als bei einer Ziege das Wohlgefallen vorauszuſetzen, ſich von einem Vogel melken zu laſſen; und nicht minder ſchwer iſt es zu begreifen, wie er, wenn er ſie wirklich melkte, machen könnte, daß ſie ihre Milch verlöre; auch verſichert Schwenckfeld, der genaue Erkundigungen in einem Lande eingezogen, wo es zahlreiche Heerden auf die Weide getriebener Ziegen gab, er habe von Niemanden gehört, daß ſich je eine Ziege von irgend einem Vogel hätte melken laſſen *). Durch den dieſem Vogel gegebenen Namen fliegende Kröte muß es gekommen ſein, daß man ihm eine Gewohnheit beigelegt, deren man, und vielleicht mit etwas mehr Grund, die Kröten für verdächtig hält.

*) H. Linné wendet mit Unrecht auf den Windſchnäpper dieſen Vers Ovids an:

Carpere dicuntur laetentia viscera rostris.

Fast. lib. VI., v. 137.

Dieſer Vers muß auf die Eulen bezogen werden. Ariſtoteles fügt hinzu, die ſo gemelkten Ziegen würden blind.

*

Gleicher Weiſe habe ich die andern Namen verworfen, weil der fragliche Vogel weder eine Kröte, noch eine Amſel, noch ein Rabe, noch eine Eule, noch auch eine Schwalbe iſt, obwohl er mit dieſer letztern Art einige Züge der Aehnlichkeit hat, es ſei nun in der äußern Körperbildung oder in ſeinen Gewohnheiten, z. B. in den kurzen Beinen, in dem kleinen Schnabel, auf den eine breite Kehle folgt, in der Wahl der Nahrung, in der Art, ſie zu ſich zu nehmen; in andern Beziehungen aber unterſcheidet er ſich von ihr ſo ſehr, als ein Nachtvogel von einem Tagvogel, ſo ſehr als ein einſiedleriſcher Vogel ſich von einem geſelligen unterſcheiden kann, und außerdem durch ſein Geſchrei, die Zahl ſeiner Eier, die Gewohnheit, ſie frei auf den Boden zu legen, und die Zeit ſeiner Reiſen; und überdies wird man in der Folge ſehen, daß es Arten eckſchwänziger Schwalben gibt, mit denen man ihn nicht verwechſeln darf. Endlich habe ich dieſem Vogel den Namen Windſchnäpper, den man ihm in mehreren Landſchaften gibt, darum gelaſſen, weil dieſer Name, ob auch etwas gemein, ziemlich gut den Vogel ſchildert, wenn er mit entfalteten Flügeln, unſtätem Auge und in ihrer ganzen Breite offener Kehle unter dumpfem Geſumme den Kerbthieren entgegenfliegt, die ihm zur Speiſe dienen, und die er mit dem Athem hereinzuſchnappen ſcheint.

Der Windſchnäpper, Nro. 193, lebt wirklich von Kerbthieren und beſonders von den nächtlichen *); denn er nimmt ſeinen Aufflug und beginnt ſeine Jagd erſt dann, wann die Sonne noch wenig über dem Geſichtskreiſe ſteht **); oder wenn er ſie in der Mitte des Tages beginnt, ſo geſchieht es bei nebligem Wetter: an einem ſchönen Tage fliegt er nur gezwungen aus, und in dieſem Fall iſt ſein Flug niedrig und wenig anhaltend; er hat ſo empfindliche Augen, daß der volle Tag mehr ihn blendet als ihm leuchtet, und daß er nur bei einem geſchwächten Lichte ſehen kann; aber dennoch braucht er einiges, und man würde ſich ſehr irren, dächte man ſich, daß er bei völliger Finſterniß ſehe und fliege. Es geht ihm, wie den andern Nachtvögeln; alle ſind im Grunde mehr Dämmerungs- als Nachtvögel.

Dieſer hier braucht den Schnabel nicht zu ſchließen, um die Kerbthiere, die hineingekommen, feſtzuhalten; dieſer Schnabel iſt inwendig mit einem

*) Charleton ſagt, er lebe von Wespen, Hummeln, beſonders von Käfern und ſpaniſchen Fliegen. Klein hat in ſeinem Magen Fliegen verſchiedener Art, kleine Käfer und große ſchwarze Roßkäfer auf ein Mal gefunden. Die brittiſche Zoologie fügt die Milben und Schnecken hinzu, und Willughby den Samen. Ein Freund des H. Hebert hat in der Kehle eines dieſer Vögel einige jener kleiner Käfer gefunden, die man gegen das Ende des Sommers ſieht. Man kann wohl nicht bezweifeln, daß er auch nach den Nachtfaltern ſchnappt, die ſich auf ſeinem Wege finden.

**) Ohne Zweifel gibt ihn aus dieſem Grunde Ariſtoteles als einen trägen Vogel an; er würde es aber höchſtens nur des Abends ſein.

Leim überzogen, der aus dem obern Theile zu kommen ſcheint und hinreicht, um alle Nachfalter und ſelbſt die Käfer, deren Flügel daran gerathen, zurückzuhalten.

Die Windſchnäpper ſind ſehr verbreitet und dennoch nirgend häufig; ſie finden ſich wenigſtens auf ihrer Durchreiſe in faſt allen Gegenden unſeres Erdſtriches, von Schweden und noch nördlichern Ländern an bis nach Griechenland und Afrika einerſeits und anderſeits bis nach Indien und ohne Zweifel noch weiter. H. Sonnerat hat einen ans königl. Kabinet geſchickt, der von der Küſte von Koromandel kam und ohne Zweifel ein Weibchen oder ein Junges iſt, da er ſich von dem unſrigen nur darin unterſcheidet, daß er auf dem Kopf und den Flügeln jene weißen Flecken nicht hat, aus denen H. Linné ein dem erwachſenen Männchen eigenthümliches Kennzeichen macht. Der H. Kommandeur von Godeheu ſagt uns, daß im April der Südweſt dieſe Vögel nach Malta führt; und der H. Ritter des Mazys, ein ſehr guter Beobachter, meldet mir, daß ſie gleich zahlreich im Herbſte durchziehen. Man trifft ihrer in den Flächen und den Bergländern, in Brie und Bugey, in Sizilien *) und Holland, faſt immer unter einem Buſch oder im jungen Gehölze oder auch um die Weingärten her; trockenen und ſteinigen Boden, Haiden u. ſ. w. ſcheinen ſie vorzuziehen. In den kältern Ländern kommen ſie ſpäter an und reiſen ſie früher ab **); ſie niſten unterwegs an den Oertern, die ihnen zuſagen ***), bald mehr im Süden, bald mehr im Norden. Sie nehmen ſich nicht die Mühe, ein Neſt zu bauen; ein kleines Loch, das ſich im Boden oder im Geſtein, am Fuße eines Baumes oder eines Felſen findet, und das ſie am häufigſten laſſen, wie ſie es gefunden, genügt ihnen ****). Das Weibchen legt 2 bis 3 Eier hinein, die größer

*) Ein unterrichteter Reiſender hat mir erzählt, auf den Bergen Siziliens ſähe man dieſe Vögel eine Stunde vor Sonnenuntergang erſcheinen und ſich gemeinſam mit den Bienenfreſſern zum Aufſuchen ihres Futters verbreiten, und zuweilen flögen ihrer 5 bis 6 zuſammen.

**) In England kommen ſie, der brittiſchen Zoologie zufolge, gegen Ende Mais an und dann ziehen ſie gegen die Mitte des Auguſts wieder ab. In Frankreich hat H. Hebert ihrer im November geſehen; ein Jäger hat mir verſichert, ihrer im Winter geſehen zu haben.

***) Die Jäger, die ich befragt habe, behaupten, daß ſie in dem Kanton von Burgund, wo ich wohne (in Luxois), nicht niſten und nur während der Weinleſe dort ſich zeigen.

****) Das iſt die am allgemeinſten angenommene Meinung; ich darf aber nicht verhehlen, daß ſie nach H. Linné ein Neſt aus angefeuchteter Erde, in kreisrunder Form zwiſchen Felſen bauen.

H. Salerne ſagt auch, H. von Reaumur habe das Neſt einer fliegenden Kröte geſehen, worin 3 Eier u. ſ. w. geweſen; aber an derſelben Stelle ſagt er, die fliegende Kröte baue kein Neſt. Er hat alſo ſagen wollen, H. von Reaumur habe den Ort geſehen, wo ein Weibchen dieſer ſeine Eier gelegt hatte.

Sie ſetzen ſich ſelten auf; und begegnet ihnen dieſes, ſo ſollen ſie ſich nicht querüber, wie die andern Vögel, ſondern der Länge nach auf den Zweig ſetzen, den ſie wie der Hahn das Huhn zu treten ſcheinen, und daher der Name Zweigtreter. Oft, wenn ein Vogel in vielen verſchiedenen Ländern bekannt iſt und in jedem benannt worden, ſo braucht man, um ſeine vorzüglichſten Gewohnheiten kennen zu lehren, nur dieſe manchfaltigen Namen aufzuzählen. Dieſe hier ſind einſiedleriſche Vögel; die meiſte Zeit findet man ſie allein, und nicht leicht ſieht man mehr als zwei zuſammen und dennoch ſind ſie 10 bis 12 Schritte weit von einander.

Ich habe geſagt, der Windſchnäpper habe den Flug der Wachtel, und ein Gleiches kann man vom Gefieder ſagen; denn er iſt auf der ganzen Oberſeite des Halſes, des Kopfes und des Körpers und ſelbſt auf der Unterſeite niedlich gemiſcht grau und ſchwärzlich, mit mehr oder minder fuchsröthlicher Farbe auf dem Halſe, den obern Flügelfedern, den Backen, der Kehle, dem Bauche, den Bedeckungen und den Steuer- und Schwungfedern, dieſes alles ſo vertheilt, daß die dunkelſten Tinten oben auf dem Kopf, auf der Kehle, der Bruſt, dem vordern Theil der Flügel und ihrem Ende herrſchen; aber dieſe Vertheilung iſt ſo manchfach, in ihren Einzelheiten ſo vielfältig und ſo fein, daß die Vorſtellung der Sache ſich in den Umſtändlichkeiten einer Beſchreibung, die um ſo dunkler wäre, je vollſtändiger ſie alle Kleinigkeiten aufzählte, verlieren würde; ein einziger Blick auf den Vogel oder wenigſtens auf ſein Bild, wird mehr als alle Worte lehren. Ich will mich daher begnügen, hier die Eigenſchaften hinzu zu fügen, welche den Windſchnäpper kennzeichnen. Sein Unterkiefer iſt mit einem weißen Streifen eingefaßt, der ſich bis hinter den Kopf verlängert; ein Flecken von derſelben Farbe iſt auf der innern Seite der drei erſten Schwungfedern und an der Spitze der 2 bis 3 äußerſten Steuerfedern; aber nach H. Linné ſind dieſe weißen Flecken dem Männchen eigenthümlich *); der Kopf iſt dick; die Augen treten ſtark hervor; die Oeffnung der Ohren iſt beträchtlich; die der Kehle 10 Mal größer als die des Schnabels; der Mund klein, platt, etwas gebogen; die Zunge kurz, ſpitz, vorn nicht getheilt; die Naslöcher rund, ihr Rand auf den Schnabel vorſpringend; der Schädel durchſichtig; der Nagel der Mittelzehe auf der innern Seite gezähnt, wie beim Reiger, endlich die drei vordern Zehen bis an das erſte Gelenk durch ein Häutchen verbunden. Man behauptet, das Fleiſch der Jungen ſei ein ziemlich gutes Eſſen, obwohl es einen Nachgeſchmack von Ameiſen habe.

*) Willughby hat einen Vogel unterſucht, an welchem dieſe Flecken blaß gelb, mit ſchwarzem Anſtrich und wenig ausgezeichnet waren. Daſſelbe habe ich an zwei Vögeln bemerkt. Es ſind offenbar die Weibchen. Einer dieſer Vögel war kleiner als die andern; und ich habe ihn für ein junges Weibchen gehalten.

als die der Amſel und gebräunter ſind *); und obwohl gewöhnlich die Mühen und Sorgen, welche die Eltern ſich für ihre Nachkommenſchaft geben, als Maßſtab ihrer Liebe zu derſelben dienen, darf man nicht glauben, daß dem Windſchnäpper wenig an ſeinen Eiern gelegen wäre; man verſichert mir im Gegentheil, die Mutter brüte mit großer Sorgfalt darüber und gewahre ſie, daß ſie von irgend einem Feinde bedroht oder auch nur bemerkt würde (was auf eins hinauslauft), ſo verſtehe ſie recht gut ihren Platz zu verändern und ſie geſchickt mit ihren Flügeln fortzuſchieben und in ein anderes Loch zu rollen, das weder bearbeitet noch beſſer eingerichtet wäre, als das erſtere, worin ſie aber die Jungen beſſer geborgen glaube.

Die Jahreszeit, worin man dieſe Vögel häufiger fliegen ſieht, iſt der Herbſt. Im Allgemeinen haben ſie ungefähr den Flug der Wachtel und das Benehmen der Eule. Zuweilen beunruhigen und ſtören ſie die Jäger ſehr, die auf dem Anſtande ſind. Aber eine ziemlich ſeltſame und eigenthümliche Gewohnheit iſt es, daß ſie 100 Mal nach einander unregelmäßig und raſch um einen dicken entblätterten Baum herumfliegen; von Zeit zu Zeit ſieht man ſie haſtig herabſtürzen, als wollten ſie auf ihre Beute fallen, dann eben ſo haſtig wieder emporfliegen. Ohne Zweifel ſtellen ſie auf dieſe Weiſe den Kerbthieren nach, die um ſolche Bäume flattern; ſehr ſelten aber kann man in dieſem Fall ihnen auf Schußweite nahen; rückt man vor, ſo verſchwinden ſie ſchnell und ohne daß man ihre Zufluchtsſtätte entdecken kann.

Da dieſe Vögel, wie ich oben bemerkt habe, mit offenem Munde fliegen und ziemlich raſch, ſo begreift man wohl, daß die beſtändig aus- und eingehende Luft gegen die Wände der Kehle anſtößt, und dieſes bringt ein Geſumme, ähnlich dem Schnurren eines Spinnrades, hervor.

Dieſes Geſumme läßt ſich immerfort hören, während ſie fliegen, weil es die Wirkung ihres Fluges iſt und je nach den verſchiedenen Graden beziehlicher Schnelligkeit, womit ſich die Luft in ihrer Kehle fängt, abwechſelt. Daher kommt ihr Name Wheel-Bird, unter dem ſie in einigen Landſchaften Englands bekannt ſind. Iſt es aber auch wahr, daß dieſes Geſchrei allgemein für ein Geſchrei von böſer Vorbedeutung gilt, wie Belon, Klein und ihre Abſchreiber ſagen? oder ſollte es nicht vielmehr ein Irrthum ſein, entſprungen aus einem andern Verſehen, welches die Verwechslung des Windſchnäppers mit der Schleiereule veranlaßt hat? Wie dem auch ſei, wenn ſie ſitzen, ſo laſſen ſie ihr wahres Geſchrei hören, das in einem drei bis vier Mal nacheinander wiederholten kläglichen Ton beſteht; es iſt aber nicht recht ausgemacht, ob ſie es im Fluge jemal hören laſſen.

*) Sie ſind länglich, weißlich und braun gefleckt, ſagt H. Salerne; auf weißem Grunde braun und purpurroth gemarmort, ſagt der H. Graf von Ginann in der italiſchen Vogelkunde; der letztere fügt hinzu, ihre Schale ſei überaus dünn.

Geſammtlänge 10 und einen halben Zoll; Schnabel 14 Linien; Fußwurzel 7 Linien; faſt bis ganz unten mit Federn verſehen; Mittelzehe 9 Linien; hintere Zehe die kürzeſte von allen, ſollte nicht hintere heißen, da ſie große Anlage hat, ſich nach vorn hin zu wenden und oft völlig gewendet iſt; Flug 21 und einen halben Zoll; Schwanz 5 Zoll; er iſt viereckig, beſteht aus nur 10 Steuerfedern und reicht 15 Linien weit über die Flügel hinaus.

Fremde Vögel,

die mit dem Windſchnäpper verwandt ſind.

Da nur eine Art dieſer Gattungen in den drei Theilen des alten Feſtlandes wohnt und ihrer 10 bis 12 in dem neuen heimiſch ſind, ſo könnte man mit einigem Grunde ſagen, Amerika ſei der Hauptſitz dieſer Vögel, der wahre Ort ihres Urſprungs, und folglich unſern europäiſchen Schlag als einen fremden anſehen, der durch irgend einen Zufall von ſeinem Stamm getrennt, verbannt und nach einer andern Welt verpflanzt worden, wo er ein Pflanzvolk gegründet, das, ſo ſcheint es, dem Mutterſchlage ſtets untergeordnet ſein und ihm nie in irgend einer Art den Vorrang ſtreitig machen dürfte. Dieſem nach könnte man folgern, daß wir die Naturgeſchichte dieſer Familie mit den amerikaniſchen Schlägen, die hier den Mutterſtamm darſtellen, hätten beginnen müſſen und wir hätten in der That dieſe Ordnung, die unter dieſem Geſichtspunkte die Ordnung der Natur zu ſein ſcheint, wirklich befolgt, wären wir nicht durch noch ſtärkere Gründe bewogen worden, einer ganz verſchiedenen und dennoch eben ſo natürlichen, wenigſtens der Natur unſeres Verſtandes angemeſſenern Ordnung zu folgen, einer Ordnung, die darin beſteht, daß man vom Bekanntern zum minder Bekannten fortgeht, und die uns Europäern vorſchreibt, die Naturgeſchichte irgend einer Thierklaſſe mit den europäiſchen Arten anzufangen, als denjenigen, die in den Ländern, worin wir wohnen, am bekannteſten und am geeignetſten ſind, über die Naturgeſchichte der fremden Art Licht zu verbreiten *), wogegen dann die amerikaniſchen Naturforſcher die Beſchreibung, die ſie von der Natur verfaſſen

*) Aus dieſem nämlichen Grunde habe ich die Naturgeſchichte des Kukucks mit der europäiſchen Art angefangen, und dieſe als den gemeinſamen Stamm der durch die drei andern Erdtheile verbreiteten Zweige angeſehen. Alles aber, was ich in dieſer Vorausſetzung geſagt habe, zeigt ſich nicht weniger wahr; es wird immer wahr ſein, wenn man ſagt, daß die aus einem gemeinſamen Stamm herkommenden Schläge ſich von dieſem Urſchlage um ſo weiter entfernen, in je früherer Zeit ſie von ihm getrennt worden ſind; daß folglich der europäiſche Schlag, weit ähnlicher dem amerikaniſchen als dem afrikaniſchen und aſiatiſchen, für einen ſolchen muß gehalten werden, der jüngſthin und unmittelbar aus dem amerikaniſchen Schlage entſtanden iſt, welcher letztere, aber in früherer Zeit, aus dem aſiatiſchen Stamm hervorgegangen ſein könnte.

werden (und der Himmel gebe, daß ſie eine verfaſſen!) mit den Erzeugniſſen Amerikas beginnen mögen.

Die Haupteigenſchaften, die den Windſchnäppern angehören, ſind ein an ſeiner Wurzel abgeflachter Schnabel mit einer leicht gekrümmten Spitze, der dem Anſchein nach klein iſt, auf den aber eine breite Oeffnung folgt, breiter als der Kopf, ſagen gewiſſe Schriftſteller; dicke hervorſtechende Augen, wahre Augen nächtlicher Vögel, und lange ſchwarze Barthaare um den Schnabel. Aus all dieſem entſpringt ein finſteres und dummes, aber recht eigenthümlich ausgeprägtes Geſicht; ein plumpes und unedles Familienausſehen, das etwas von den Schwalben und den Nachtvögeln an ſich hat, aber ſo ausgezeichnet iſt, daß man auf den erſten Blick einen Windſchnäpper von jedem andern Vogel unterſcheidet. Außer dieſem ſind ihre Flügel und ihr Schwanz lang, der letztere ſelten und ſehr wenig gabelförmig und aus nur 10 Steuerfedern beſtehend; die Füße kurz und am häufigſten rauh befiedert; die drei vordern Zehen bis zum erſten Gelenk durch ein Häutchen mit einander verbunden; die hintere Zehe beweglich und ſich zuweilen nach vorn hin wendend; der Nagel der Mittelzehe auf ſeinem innern Rande gewöhnlich gezähnelt; die Zunge ſpitz und vorn nicht getheilt; die Naslöcher röhrenförmig, d. h. ihre hervorſtechenden Ränder bilden auf dem Schnabel den Anfang einer kleinen walzenförmigen Röhre; die Oeffnung der Ohren groß und vermuthlich das Gehör ſehr fein; es ſcheint wenigſtens, daß dieſes bei jedem Vogel ſo ſein muß, der ein ſchwaches Geſicht und faſt gar keinen Geruchsſinn hat; denn da der Sinn des Gehörs alsdann der einzige iſt, der ihm Nachricht von dem gibt, was außer ihm in einer gewiſſen Entfernung vor ſich geht, ſo iſt er gleichſam gezwungen, auf die Berichte, welche dieſer einzige Sinn ihm abſtattet, eine große Aufmerkſamkeit zu verwenden, um ihn auf die vortheilhafteſte Weiſe zuzurüſten, was ihn auf die Dauer abändern, ihn wenigſtens in Betreff der Töne, die auf ſeine Bedürfniſſe Bezug haben, vervollkommnen und zugleich auf die Geſtaltung der Stücke, welche dieſes Sinneswerkzeug bilden, Einfluß äußern muß. Uebrigens darf man ſich nicht denken, daß alle Eigenſchaften, die ich aufgezählt, jeder Art ohne Ausnahme angehören; einige haben keine Barthaare, andere keinen gezähnelten Mittelnagel, einige einen, nicht auf dem innern, ſondern auf dem äußern Rande, gezähnelten; andere keine röhrenförmige Naslöcher; bei andern endlich ſcheint die Hinterzehe keine Anlage zu haben, um ſich nach vorne zu drehen. Aber eine allen Arten gemeinſame Eigenſchaft iſt es, daß die Geſichtswerkzeuge zu empfindlich ſind, um das helle Tageslicht ertragen zu können; und aus dieſen Eigenſchaften allen entſpringen die Hauptunterſchiede, welche die Gattung der Windſchnäpper von der der Schwalben trennen, daher die Gewohnheit dieſer Vögel, nur des Abends bei Sonnenuntergang ihre Zufluchtsſtätte zu

verlaſſen und des Morgens vor oder gleich nach Sonnenaufgang dahin zurück zu kehren; daher die Gewohnheit, einzeln und in trauriger Abgeſchiedenheit zu leben; denn die natürliche Wirkung der Finſterniſſe iſt, daß ſie die Thiere, welche dazu verdammt ſind, traurig, unruhig, mißtrauiſch und folglich wild macht; daher der Unterſchied des Geſchreis; denn man weiß, wie ſehr bei den Thieren das Geſchrei durch die innern Regungen abgeändert wird; daher auch meines Bedünkens die Gewohnheit, kein Neſt zu bauen; denn um die Bauſtoffe zu einem Neſt auszuſuchen, anzuwenden, zu verflechten, jeden an ſeine Stelle zu legen, dem Ganzen die Form zu geben u. ſ. w. dazu müſſen ſie ſehen. Kein Vogel, ſo viel ich weiß, arbeitet während der Nacht an dieſem Werk, und die Nacht iſt lang für den Windſchnäpper, da ſie von 24 Stunden nur 3 Stunden lang Dämmerung haben, während deren ſie die Fähigkeit des Geſichts mit Vortheil ausüben können; nun aber genügen dieſe 3 Stunden kaum zur Befriedigung des erſten, des dringendſten, des gebieteriſcheſten Bedürfniſſes, desjenigen, vor dem alle andern Bedürfniſſe ſchweigen, kurz, des Bedürfniſſes Nahrung zu ſich zu nehmen. Dieſe Stunden genügen kaum, weil die Vögel ihre Nahrung in dem weiten Luftraum verfolgen müſſen, ihre Beute, wie ſie, beflügelt iſt, leicht fliegt, wenn nicht durch die Schnelle, wenigſtens doch durch die Unregelmäßigkeit des Fluges entſchlüpft, und ſie ſich ihrer nur durch vieles Hin- und Herfliegen, durch viele Liſt und Geduld und vor Allem durch die Dauer der Zeit zu bemächtigen vermögen; es bleibt ihnen alſo nicht Zeit genug übrig, um ein Neſt zu bauen. Aus demſelben Grunde bauen die Nachtvögel, die, was den Geſichtsſinn anbelangt, faſt eben ſo organiſirt ſind und von dieſem Sinn meiſtens nur dann Gebrauch machen können, wann die Sonne unter dem Geſichtskreiſe ſteht oder doch hinunterſinkt, faſt eben ſo wenig ein Neſt wie die Windſchnäpper und beſchäftigen ſich, was noch entſcheidender iſt, nur in dem Verhältniſſe damit, worin ihr Geſicht, mehr oder minder fähig eine große Helle zu ertragen, die Zeit der Arbeit für ſie verlängert. Unter allen Eulen iſt der Uhu der einzige, die ein Neſt bauen ſoll, und es iſt auch unter allen diejenige, die am wenigſten Nachtvogel iſt, da ſie am vollen Tage hell genug ſieht, um nach weiten Entfernungen zu fliehen und zu fliegen *). Das kleine Käuzchen, das vor dem Untergang und nach dem Aufgang der Sonne die kleinen Vögel verfolgt und fängt, ſammelt nur einige Blätter, einige Grashalme und legt ſo ſeine Eier, nicht völlig blos, in Felſenlöcher oder altes Gemäuer; die mittle Ohreule endlich, die Schleiereule, die Stockeule und der große Kauz, die unter allen nächtlichen Arten die Gegenwart der Sonne am wenigſten ertragen können, legen auch in ähnlichen Löchern oder in hohlen Bäumen, aber ohne etwas hinzuzufügen, oder in fremden Neſtern, die ſie ganz

*) Siehe Theil VII. dieſer Naturgeſchichte.

fertig ſinden; und ich wage es zu verſichern, daß es ſich eben ſo mit allen Vögeln verhält, die durch den Fehler einer zu großen Empfindlichkeit oder, wenn man will, einer zu großen Vollkommenheit der Sehwerkzeuge von dem Lichte des Tages verdunkelt und geblendet anſtatt aufgehellt werden.

Eine andere Wirkung dieſer unbequemen Vollkommenheit iſt es, daß die Windſchnäpper ſo wie die andern Nachtvögel, keine glanzvolle Farbe in ihrem Gefieder haben und ſelbſt jener reichen und wechſelnden Widerſcheine beraubt ſind, die auf dem ſonſt ſo ziemlich beſcheidenen Kleide unſerer Schwalben ſchimmern; Weiß und Schwarz, Grau, das nur die Miſchung beider iſt, und Fuchsroth machen ihren ganzen Schmuck aus und vermengen ſich der Art, daß ein allgemeiner, düſterer, verworrener und matter Farbenton daraus hervorgeht; das rührt daher, weil ſie das Licht fliehen, und das Licht bekanntlich die erſte Quelle aller ſchönen Farben iſt. Vor unſern Augen ſehen wir Hänflinge in den Gefängniſſen, worin wir ſie eingeſchloſſen halten, das ſchöne Roth verlieren, das den Schmuck ihres Gefieders ausmachte, als ſie mit jeder Morgenröthe in freier Luft das kommende Licht begrüßen und den ganzen Tag hindurch ſeine glänzenden Einflüſſe aufſaugen, ſich, ſo zu ſagen, mit ihnen durchdringen konnten. Nicht in dem kalten Norwegen noch in dem finſtern Lapplande findet man die Paradiesvögel, die Kotingae, die Flamingo, die Kolibri, die Pfaue; in dieſen ſtiefmütterlich behandelten Erdſtrichen bilden ſich auch keine Rubine, kein Saphir, kein Topas; die Blumen endlich, die auf einem Schornſteine oder in dem Schatten eines mit großen Koſten unterhaltenen Treibhauſes, wie mit Widerwillen wachſen und traurig dahin leben, haben jenen lebhaften und reinen Glanz nicht, den die Frühlingsſonne über die Blumen unſerer Gartenbeete und ſelbſt über die unſerer Wieſen ſo verſchwenderiſch ausgießt. Freilich haben die Nachfalter zuweilen ſehr ſchöne Farben; aber dieſe ſcheinbare Ausnahme beſtätigt meine Vorſtellung, oder widerſpricht ihr wenigſtens nicht; denn geſchickte Beobachter haben bemerkt, daß diejenigen dieſer Nachfalter, die, es ſei um ihre Nahrung zu ſuchen, oder um ſich zu begatten, zuweilen bei Tage umherfliegen und folglich nur halb nächtliche Schmetterlinge ſind, mit lebhaftern Farben ausgemalte Flügel haben als die echten Nachtfalter, die nie zum Vorſcheine kommen, ſo lange die Sonne über dem Geſichtskreiſe ſteht. Ich habe ſelbſt beobachtet, daß die meiſten der letztern Farben haben, welche denen der Windſchnäpper ziemlich ähnlich ſind; und wenn in der großen Menge ſich einige finden, die ſchöne Farben haben, ſo rührt es daher, weil die Farben des Schmetterlings in ſeiner Larve ſchon in vorgerückter Anlage vorhanden ſein müſſen, und die Larven oder die Raupen der Nachtfalter nicht weniger als die Raupen der Tagfalter die Einwirkung des Lichts erleiden. Die Puppen der letztern endlich, die nie eine Hülle haben, ſtets der freien Luft ausgeſetzt

ſind, haben meiſt glänzende Farben und einige ſcheinen mit Gold= und Silberblättchen geſchmückt, die man auf den Puppen der Nachfalter, welche am häufigſten in Gehäuſen eingeſchloſſen oder in der Erde vergraben ſind, vergebens ſuchen würde. Das iſt genug, wie mir däucht, um mich zu dem Glauben zu berechtigen, daß, wenn man anhaltende und vergleichende Beobachtungen über die Farbe der Federn der Vögel, der Flügel der Schmetterlinge und vielleicht des Haars der vierfüßigen Thiere anſtellt, man finden wird, daß, unter übrigens gleichen Verhältniſſen, die prächtigſten, die farbenreichſten Arten faſt immer diejenigen ſind, die in den verſchiedenen Zuſtänden am leichteſten die Einwirkung des Lichts erfahren konnten.

Sind meine Vermuthungen einigermaßen begründet, ſo werden Perſonen, die nachdenken, ohne große Verwunderung ſehen, wie ſehr ein Sinn mehr oder weniger, oder nur einige Grade der Empfindlichkeit mehr oder minder in einem einzigen Sinneswerkzeuge beides in den natürlichen Gewohnheiten eines Thieres und in ſeinen Eigenſchaften, den innern ſowohl als den äußern, beträchtliche Verſchiedenheiten nach ſich ziehen können.

I.

Der Windſchnäpper von Karolina.

Wenn, wie es allen Anſchein hat, Europa die Windſchnäpper Amerika verdankt; ſo iſt es dieſe Art hier, welche den nördlichen Weg nach dem alten Feſtlande genommen hat, um daſelbſt eine Pflanzung zu gründen. Dieſe Meinung hege ich darum, weil dieſe Art, eine Bewohnerinn Nordamerikas, ſich näher bei den noch nördlichern Gegenden gefunden hat, von wo die Ueberfahrt nach Europa leicht war, und weil ſie außerdem ſo der Größe wie den Farben nach der unſrigen ſehr ähnlich iſt; unter andern gemeinſamen Zeichen hat ſie einen weiß eingefaßten Unterſchnabel und einen Flecken von derſelben Farbe auf dem Rande des Flügels. Ihr Hauptzug der Unähnlichkeit iſt, daß ſie unter dem Körper anſtatt kleiner Querlinien, kleine Längslinien und einen längern Schnabel hat. Sollte jedoch eine ſo große Verſchiedenheit der Himmelsgegend nicht noch beträchtlichere Verſchiedenheiten in der Form und dem Gefieder dieſes Vogels haben bewirken können?

Von ſeinen natürlichen Gewohnheiten lehrt uns Catesby Folgendes: er zeigt ſich des Abends, nie aber häufiger als wenn der Himmel mit Wolken überzogen iſt, und daher ohne Zweifel ſein Name Regenvogel, der ihm mit mehreren andern Vögeln gemein iſt; mit offenem Rachen verfolgt er die geflügelten Kerbthiere, die ihm zum Fraße dienen, und ſein Flug iſt von Geſumſe begleitet; endlich legt er am Boden Eier, welche denen des Kibitzes ähneln. Man ſieht, daß jeder Zug in dieſer kleinen Naturgeſchichte ein Zug der Uebereinſtimmung mit der Naturgeſchichte unſerer europäiſchen Art iſt.

Geſammtlänge 11 und ein Viertel Zoll; Schnabel 19 Linien, umgeben mit ſchwarzen Barthaaren; Fußwurzel 8 Linien, Mittelzehe einwärts gezähnelt; die 3 Vorderzehen durch ein Häutchen verbunden, welches nicht über das erſte Gelenk hinaus geht; Schwanz 4 Zoll, er reicht 16 Linien weit über die Flügel hinaus.

II.

Der Whip-poor-will.

Ich behalte dieſen Namen bei, den die Virginier dieſer Art gegeben haben, weil ſie ihn ihm nach ſeinem Geſchrei gegeben, und er aus dieſem Grunde allein in allen Sprachen aufgenommen werden muß.

Dieſe Vögel kommen in Virginien, beſonders in dem weſtlichen Theil und in den bergigen Gegenden um die Mitte des Aprils an, dort hört man ſie während der Nacht ſingen oder vielmehr mit einer ſo ſchneidenden und durchdringenden, durch die Widerhalle der Berge dergeſtalt wiederholten und vervielfältigten Stimme ſchreien, daß es ſchwer fällt, in der Umgegend zu ſchlafen. Wenige Minuten nach Sonnenuntergang fangen ſie an und fahren fort bis zum Anbruch des Tages. Selten kommen ſie nach den Küſten herunter, ſeltener noch erſcheinen ſie während des Tages. Sie legen 2 dunkelgrüne Eier mit ſchwärzlichen Fleckchen und Streifchen; das Weibchen legt ſie nachläſſig mitten auf einen gebahnten Weg hin, ohne ein Neſt zu bauen, ohne zwei Moos- oder Strohhalme zuſammen zu fügen, und ohne auch nur die Erde aufzuſcharren. Wenn dieſe Vögel brüten, kann man ihnen ziemlich nahe kommen, ehe ſie wegfliegen.

Mehrere Perſonen halten ſie für Vögel von böſer Vorbedeutung. Die Wilden in Virginien glauben feſt, daß die Seelen ihrer Vorfahren, die einſt von den Engländern niedergemetzelt worden, in die Körper dieſer Vögel übergegangen wären; und zum Beweiſe fügen ſie hinzu, daß man ſie vor dieſem Zeitpunkte nie im Lande geſehen. Allein dieſes beweiſet nur, daß neue Einwohner eine neue Weiſe das Land zu beſtellen mitbringen, und dieſe neue Arten anziehen.

Dieſe Vögel ſind oben auf dem Kopf und auf dem ganzen Körper bis einſchließlich zu den obern Schwanzbedeckungen und den Steuerfedern und ſelbſt zu den mittlern Schwungfedern dunkelbraun mit hellbraunen Querſtreifen und hingeſtreuten kleinen Flecken von dieſer nämlichen Farbe mit einer ſehr unregelmäßigen aſchgrauen Miſchung; die obern Flügelbedeckungen ſind ebenſo mit einigen hellbraunen Flecken überſäet; die großen Schwungfedern ſchwarz; die 5 erſten gegen die Mitte ihrer Länge hin mit einem weißen Flecken gezeichnet; und die beiden äußern Paar Steuerfedern gegen das Ende hin eben ſo gezeichnet; der Augenumring hellbraun ins Aſchgraue

ſpielend; eine Reihe pomeranzenfarbiger Flecken, die an der Schnabelwurzel anhebt, läuft oberhalb der Augen hin und ſteigt über die Seiten des Halſes herab; die Kehle mit einem breiten umgekehrten, oben weißen, in der Mitte pomeranzengelblichen Halbmond bedeckt, deſſen Hörner ſich auf jeder Seite gegen die Ohren hin richten; der ganze übrige untere Theil weiß mit pomeranzengelbem Anſtrich und ſchwärzlichen Querſtreifen; der Schnabel ſchwarz und die Füße fleiſchfarbig. Dieſer Windſchnäpper iſt um ein Drittel kleiner als der unſere und hat verhältnißmäßig längere Flügel.

Geſammtlänge 8 Zoll; Schwanz 9 und eine halbe Linie, ſeine Wurzel mit ſchwarzen Barthaaren umgeben; Fußwurzel 5 Linien; Nagel der Mittelzehe auf ſeinem äußern Rande gezähnelt; Schwanz 3 und ein Viertel Zoll, nicht über die Flügel hinausreichend.

III.

Der Guira-Querea.

Obgleich H. Briſſon zwiſchen dem von H. Sloane und dem von Marcgrave beſchriebenen Guira keinen Unterſchied gemacht, glaube ich mich berechtigt, ſie hier wenigſtens als zwei durch den Himmelsſtrich hervorgebrachte Abweichungen zu unterſcheiden. Die Gründe dafür werde ich angeben, wenn ich von Marcgrave's Guira rede. Der des H. Sloane hatte auf dem Kopf und dem Halſe gemiſcht die Farbe des ſpaniſchen Tabaks und eine ſchwarze Farbe; der Bauch und die obern Schwanz- und Flügelbedeckungen waren weißlich gemiſcht; die Steuer- und Schwungfedern gemiſcht dunkelbraun und weiß; der Unterkiefer faſt ohne Federn; der Kopf dagegen mit Federn dicht bedeckt; die Augen ungefähr 3 Linien weit aus den Augenhöhlen hervorſpringend; der Augapfel bläulich und die Regenbogenhaut pomeranzengelb.

Dieſer Vogel wird in Braſilien gefunden; es iſt ein Waldbewohner, der von Kerbthieren lebt und nur des Nachts fliegt.

Geſammtlänge 16 Zoll; Schnabel 2 Zoll, dreieckig geformt; ſeine Wurzel 3 Zoll; der obere etwas gebogen, mit langen Barthaaren eingefaßt; Fußwurzel 3 Linien *); Flug 30 Zoll; Schwanz 8 Zoll; Zunge klein und dreieckig; Magen weißlich, nicht ſehr muskelig, halb verdaute Käfer enthaltend; Leber roth, in zwei Lappen getheilt, einen rechts den andern links; die Gedärme mehrere Mal rundgewunden.

Marcgrave's Guira hatte zwei ſehr auffallende Merkmale, welche ſich in der Beſchreibung des H. Sloane nicht vorfinden, und welche doch einem ſolchen Beobachter nicht hätten entgehen können; ich meine ein goldfarbiges

*) Wenn hier kein Druckfehler iſt, ſo hat dieſer Guira im Verhältniſſe zu der Länge ſeiner Flügel, die kürzeſten Füße, und er würde vorzugsweiſe den Namen Apode (d. i. Fußlos) verdienen.

Halsband und, daß die beiden mittlen Schwanzfedern viel länger als die ſeitlichen waren. Außerdem iſt er kleiner; denn Marcgrave läßt ihn nicht größer als eine Lerche ſein; und es iſt ſchwer, bei einer Lerche oder jedem andern Vogel von dieſer Größe eine Flugweite von 30 Zoll anzunehmen, wie der Guira des H. Sloane eine hatte. Dieſes alles mit einigen andern Unterſchieden im Gefieder verbunden, berechtigt mich den marcgrave'ſchen für eine durch den Himmelsſtrich herbeigeführte Abweichung zu halten. Sein Kopf war breit, zuſammengedrückt, ziemlich dick; die Augen groß, der Schnabel klein, aber mit breiter Oeffnung; der Körper gerundet; das Gefieder aſchbraun, gelb und weißlich gemiſcht; ein goldgelbes Halsband braun geſchattet; die Ränder des Schnabels an der Wurzel mit langen ſchwarzen Barthaaren ſtruppig beſetzt; die vordern Zehen durch ein kurzes Häutchen verbunden; der Nagel der Mittelzehe gezähnelt; die Flügel 6 Zoll lang; der Schwanz 8 mit Inbegriff der beiden mittlen, die über die ſeitlichen hinausgingen.

IV.

Der Ibijau.

An dieſem braſiliſchen Vogel findet man alle Eigenſchaften des Windſchnäppers wieder; Kopf breit und zuſammengedrückt, Augen dick, Schnabel klein, Schlund breit, Füße kurz, Nagel der Mittelzehe auf dem äußern Rande gezähnelt, u. ſ. w. Ihm eigenthümlich aber iſt die Gewohnheit, ſeinen Schweif von Zeit zu Zeit zu entfalten. Der Kopf und die ganze Oberſeite des Körpers ſind ſchwärzlich, mit kleinen, meiſt weißen, zum Theil gelb abgeſchatteten Flecken beſtreut; die Unterſeite des Körpers mit Schwarz untermiſcht wie beim Sperber, und die Füße weiß.

Er iſt ungefähr ſo groß wie die Nachtigall, hat eine ſehr kleine Zunge, unbedeckte Naslöcher; Fußwurzel 6 Linien; Schwanz 2 Zoll; er reicht nicht über die Flügel hinaus.

Abarten des Ibijaus.

I.

Der kleine gefleckte Windſchnäpper von Cayenne.

Er hat viele Aehnlichkeiten mit dem Ibijau, ſowohl in ſeiner, obſchon geringern, Kleinheit, als in der beziehlichen Länge ſeiner Flügel, ſeinen übrigen Verhältniſſen und ſeinem mit einer hellern Farbe gefleckten ſchwärzlichen Gefieder; jene hellere Farbe iſt aber auf dem ganzen Gefieder fuchsroth oder grau, außer auf dem Halſe, der an ſeinem vordern Theil eine Art weißes Halsband trägt, von dem Marcgrave in ſeiner Beſchreibung des

Ibijaus gar nicht geſprochen hat, und welches das Unterſcheidungszeichen dieſer Abart ausmacht; auch iſt die Unterſeite des Körpers mehr gebräunt.

Geſammtlänge 8 Zoll; Schnabel 15 Linien; ſchwarz, mit kleinen Barthaaren beſetzt; Schwanz 2 und einen halben Zoll.

II.

Der große Ibijau.

Es iſt in der That nur eine Abweichung in der Größe und die Verſchiedenheit in dieſem Bezuge beträchtlich. Dieſer hier iſt ſo groß wie ein Käuzchen und die Oeffnung des Schnabels ſo groß, daß man eine Fauſt hineinſtecken könnte; übrigens ſind es dieſelben Farben und dieſelben Verhältniſſe. Marcgrave ſagt nicht, daß er, wie der kleine Ibijau, ſeinen Schwanz auszubreiten pflege; noch weniger ſagt er, daß er auf dem vordern Theile des Kopfes ein Horn und hinter dieſem Horn einen kleinen Schopf habe, wie man es nach der Abbildung für ſicher glauben könnte. Man weiß aber, wie wenig genau die von Marcgrave mitgetheilten Abbildungen ſind, und wie viel ſicherer es iſt, ſich an den Text zu halten; nun aber ſagt der Text, der große Ibijau unterſcheide ſich von dem kleinen ganz und gar nur durch die Größe; und da er überdies dem kleinen Ibijau weder Schopf noch Horn gibt, ſo kann man, däucht mir, mit voller Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß der große auch keine hat.

Auf dieſe Art muß man den großen Cayenner Windſchnäpper zurückführen, Nro. 325, es ſei wegen ſeiner Größe, es ſei wegen ſeines, beſonders auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanze, ſchwarz, falb und weiß gefleckten Gefieders. Die Oberſeite des Kopfes und des Halſes und die Unterſeite des Körpers ſind von manchfaltigen Tinten dieſer nämlichen Farben quer überſtreift; aber die allgemeine Tinte der Bruſt iſt brauner und bildet eine Art Gürtel. H. von Sonnini hat einen geſehen, deſſen Gefieder mehr gebräunt war; man hatte ihn in der Höhlung eines ſehr dicken Baumes gefunden; das iſt der gewöhnliche Aufenthalt dieſes Windſchnäppers; er zieht aber die Bäume in der Nähe des Waſſers vor. Er iſt zugleich der größte der in Cayenne bekannten Vögel dieſer Gattung und der am meiſten einſiedleriſche.

Geſammtlänge 21 Zoll; Schnabel 3 Zoll lang und eben ſo viel breit, der obere hat auf beiden Seiten nahe an der Spitze eine ſtarke Ausſchweifung; der innere ſchachtelt ſich zwiſchen zwei Ausſchweifungen ein, und ſeine Ränder ſind nach außen umgekehrt; Naslöcher nicht hervorſpringend und von den Federn an der Schnabelwurzel, die nach vorn ſtehen, bedeckt; Fußwurzel 11 Linien, faſt bis an die Zehen befiedert; Nägel gebogen, untenher rinnenförmig gehöhlt; dieſe Rinne durch einen Grat der Länge nach in 2 getheilt; der

Nagel der Mittelzehe nicht gezähnelt; dieſe Zehe ſehr groß und dem Scheine nach breiter als in der Wirklichkeit, wegen der häutigen Randleiſte auf jeder Seite; Schwanz 9 Zoll, etwas abgeſtuft; die Flügel reichen einige Linien weit über ihn hinaus.

III.

Der gebrillte Windſchnäpper oder der Hetzer.

Man hat zwiſchen den hervorſtechenden Naslöchern dieſes Vogels und einem Paar Brillen einige Aehnlichkeit zu finden geglaubt; daher ſein Name gebrillter Windſchnäpper. Den Namen Hetzer anlangend, hält man dafür, daß er auf ſein Geſchrei Bezug haben muß.

Dieſer Windſchnäpper lebt von Kerbthieren wie alle andern, und gleicht in der Bildung der untern Theile dem Guira des H. Sloane, mit dem er in Geſellſchaft fliegt; denn er wird wie der Guira auf Jamaika gefunden und außerdem in Guiana. Sein Gefieder iſt gemiſcht grau, ſchwarz und braungelb; die Tinten aber ſind auf dem Schwanze und den Flügeln heller; der Schnabel iſt ſchwarz, die Füße ſind braun und auf dem Kopf und unter der Kehle ſind viele Federn.

Länge, nach H. Sloane, 7 Zoll; Schnabel klein mit breiter Oeffnung; der obere etwas gebogen, 3 Linien lang (ohne Zweifel von der Wurzel der Stirnfedern an), mit ſchwarzen Barthaaren eingefaßt; Fußwurzel mit dem Fuße 18 Linien; Flug 10 Zoll, wobei wir bemerken müſſen, 1) daß dieſe Maße mit dem engliſchen Fuße, der etwas kürzer als der franzöſiſche, aufgenommen worden; 2) daß H. Briſſon andere Maße als H. Sloane angibt, ſie aber, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von der Abbildung entnommen hat, die H. Sloane mitgetheilt, und die viel größer iſt, als der Text dieſes Schriftſtellers, buchſtäblich genommen, vorausſetzen läßt; 3) daß bei dieſer Annahme, die nicht ohne Wahrſcheinlichkeit iſt, die von H. Sloane auf 7 Zoll beſtimmte Länge, wie es ſcheint, von der Schnabelwurzel bis zur Schwanzwurzel genommen werden muß, was die Maße der Abbildung mit denen, die im Text angegeben ſind, in Einklang bringen würde. Indeß darf ich nicht verhehlen, daß H. Ray, ohne bei der von H. Sloane mitgetheilten Abbildung des Vogels ſtehen zu bleiben und ohne zu beachten, daß man dergleichen Abbildungen ſelten vergrößert gibt, ſich an den Buchſtaben des Textes hält, und dieſen Windſchnäpper für einen ſehr kleinen Vogel hält.

IV.

Der bunte Cayenner Windſchnäpper.

Alle Vögel dieſer Gattung ſind bunt; dieſer hier aber, Nro. 760, iſt es mehr als die andern; auch iſt es die zahlreichſte Art auf Cayenne. Dieſer

Windſchnäpper hält ſich in den Pflanzungen, auf den Wegen und an andern offenen Orten auf; iſt er am Boden, ſo läßt er ein ſchwaches Geſchrei hören, das immer von einer zitternden Bewegung in den Flügeln begleitet wird; dieſes Geſchrei ähnelt dem einer Kröte; und wenn der europäiſche ein ähnliches hätte, ſo würde man ihm mit gutem Grunde den Namen fliegende Kröte haben geben können. Der Cayenner, von dem hier die Rede, hat noch ein anderes Geſchrei, das von dem Gebell eines Hundes nicht verſchieden iſt; er iſt nicht ſehr ſcheu, und fliegt erſt fort, wenn man ihm ſehr nahe kommt; auch fliegt er nicht weit, ohne ſich zu ſetzen.

Sein Kopf hat feine ſchwarze Streifen auf einem grauen Grunde mit einigen fuchsrothen Abſchattungen; der Hals hat obenüber dieſelben, aber nicht ſo reinen Streifen; auf jeder Seite des Kopfes ſind 5 gleichlaufende ſchwarze Bänder auf einem fuchsrothen Grunde; die Bruſt und der Bauch ebenfalls aber nicht ſo regelmäßig geſtreift und mit einigen weißen Flecken beſtreut; der Unterbauch und die Beine weißlich mit ſchwarzen Flecken; die kleinen und mittlen Flügelbedeckungen gemiſcht fuchsroth und ſchwarz, ſo daß das Fuchsroth auf den kleinen und das Schwarz auf den mittlen vorherrſcht; die großen an der Spitze weiß; hieraus entſteht ein Querſtreifen von dieſer Farbe; die Schwungfedern ſchwarz; die 5 erſten auf zwei Drittel bis drei Viertel ihrer Länge weiß gezeichnet; die obern Schwanzbedeckungen und die beiden mittlen Steuerfedern auf einem grauen, mit Schwarz durchmengten Grunde querüber ſchwärzlich geſtreift; die ſeitlichen Steuerfedern ſchwarz mit weißer Einfaſſung; dieſe weiße Einfaſſung um ſo breiter, je mehr die Feder nach außen hin ſteht; die Regenbogenhaut gelb; der Schnabel ſchwarz und die Füße gelblich braun.

Geſammtlänge ungefähr 7 und einen halben Zoll; Schnabel 10 Linien, mit Barthaaren beſetzt; Fußwurzel 5 Linien; Schwanz 3 und einen halben Zoll; er reicht ungefähr einen Zoll weit über die Flügel hinaus.

V.

Der guianiſche Windſchnäpper mit ſpitzen Steuerfedern.

Dieſer Vogel, Nro. 732, unterſcheidet ſich von der vorigen Art, Tafel 760, nicht allein durch ſeine beziehlichen Maße, ſondern auch durch die Form der Steuerfedern, die ſpitz ſind. Auch finden in den Farben des Gefieders einige Unterſchiede Statt. Dieſer hier hat oben auf dem Kopfe und Halſe fuchsbraune und ſchwarze, aber nicht ſehr reine Streifen; die Seiten des Kopfes haben gemiſcht dieſelben Farben, ſo jedoch, daß das Fuchsroth vorherrſcht; der Rücken iſt auf grauem Grunde und die Unterſeite des Körpers auf fuchsrothem Grunde ſchwarz geſtreift; die Flügel faſt wie in der vorigen Art; die Steuerfedern auf blaß und verworren fuchsrothem Grunde querüber

braun geſtreift, an der Spitze ſchwarz; aber vor dieſem an der Spitze befindlichen ſchwarzen Flecken iſt etwas Weiß; der Schnabel und die Füße ſind ſchwarz.

Man ſagt, dieſe Vögel vermiſchten ſich zuweilen mit den Fledermäuſen, was nicht ſehr überraſchen kann, wenn man bedenkt, daß ſie zu denſelben Stunden aus ihrer Wohnſtätte ausfliegen und auf daſſelbe Wildprett Jagd machen. Vermuthlich muß man auf eben dieſen Windſchnäpper beziehen, was H. de La Borde von einer kleinen guianiſchen Art ſagt, ſie legen ihre Eier, ebenſo wie die Wald- und Turteltauben u. ſ. w., in den Monaten Oktober und November, d. h. 2 bis 3 Monate vor der Regenzeit. Bekanntlich iſt die Regenzeit, die in Guiana gegen den 15. Dezember anfängt, in dieſer nämlichen Gegend auch für die meiſten Vögel die Brütezeit.

Geſammtlänge ungefähr 7 und einen halben Zoll; Schnabel 7 Linien; Schwanz 3 Zoll; er beſteht aus 10 gleichen Steuerfedern und reicht einige Linien weit über die Flügel hinaus.

VI.

Der graue Windſchnäpper.

In dem Kabinet des H. Mauduit habe ich einen Cayenner Windſchnäpper geſehen, der viel größer als der vorige war; er hatte mehr Grau in ſeinem Gefieder, hatte etwas andere Verhältniſſe und keine ſpitzigen Steuerfedern. Was die einzelnen Farben betrifft, ſo unterſchied er ſich von den vorigen Art darin, daß er keine ſo ſchwarzen und mit hellgrauen Querſtreifen verſehene Schwungfedern, auf einem mit Braun untermiſchten grauen Grunde braun geſtreifte Steuerfedern, ohne weißen Flecken auf dieſen und jenen, und einen obenüber braunen und untenher gelblichen Schnabel hatte.

Geſammtlänge 13 Zoll; Schnabel 20 Linien; Schwanz 5 und ein Viertel Zoll; er reichte etwas über die Flügel hinaus.

VII.

Der guianiſche Montvoyau.

Montvoyau iſt das Geſchrei dieſes Windſchnäppers, Nro. 733, der die drei Spellen deſſelben deutlich ausſpricht und des Abends im Gebüſche ziemlich oft wiederholt; es darf nicht Wunder nehmen, daß dieſes Wort zu ſeinem Namen geworden. Er nähert ſich unſerm Windſchnäpper durch den weißen Flecken auf den 5 bis 6 erſten Schwungfedern, deren Farbengrund ſchwarz iſt, und durch einen andern weißen Flecken oder Streifen, der von dem Winkel der Schnabelöffnung ausgeht, ſich nach hinten verlängert und, was bei der europäiſchen Art nicht Statt findet, ſich bis unter die Kehle hinzieht.

Auch hat er im Allgemeinen mehr Falb und Fuchsroth in ſeinem Gefieder, das faſt überall dieſe beiden Farben durchmiſcht hat; auf den verſchiedenen Theilen aber nehmen ſie verſchiedene Tinten an und ſind ſie verſchieden angeordnet, auf dem untern Theile des Körpers und auf den mittlen Schwungfedern nach Querſtreifen, oben auf dem Kopf und Halſe nach Längsbändern hoch auf dem Rücken nach ſchiefen Bändern, endlich nach unregelmäßigen Flecken auf der übrigen Oberſeite des Körpers, wo das Falbe eine graue Abſchattung annimmt.

Geſammtlänge 9 Zoll; Schnabel 9 und eine halbe Linie, von Barthaaren umgeben; Fußwurzel nackt; Mittelnagel auf ſeiner äußern Seite gezähnelt; Schwanz 3 Zoll, reicht einen Zoll weit über die Flügel hinaus.

VIII.

Der fuchsrothe Cayenner Windſchnäpper.

Schwärzlich durchmengtes Fuchsroth bildet faſt den ganzen Farbengrund auf dem Gefieder dieſes Vogels, Nro. 735; ein mehr oder minder dunkles Schwarz faſt ſeinen ganzen Schmuck. Dieſes Schwarz iſt nach längslaufenden, ſchiefen und regelmäßigen Streifen über den Kopf und die Oberſeite des Körpers hingeworfen; es bildet auf der Kehle ein feines und regelmäßiges Quergeſtreif, das vorn auf dem Hals, unten auf dem Körper und auf den Beinen etwas breiter, auf den obern Bedeckungen und dem innern Rande des Flügels an der Spitze noch etwas breiter; endlich auf den Steuerfedern am breiteſten iſt. Einige weiße Flecken ſind hier und da ſowohl oben als unten über den Körper hingeſtreut. Im Allgemeinen herrſcht das Schwärzliche oben auf dem Bauch; das Fuchsrothe unten auf dem Bauch und mehr noch auf den untern Schwanzbedeckungen. Der mittle Theil der großen Schwungfedern zeigt eine Abfachung kleiner, abwechſelnd fuchsrother und ſchwarzer Vierecke, die faſt ſo regelmäßig wie die Felder eines Schachbrettes ſind; die Regenbogenhaut iſt gelb; der Schnabel hellbraun und die Füße roſtfarbig.

Geſammtlänge 10 und einen halben Zoll; Schnabel 21 Linien; Schwanz 4 und zwei Drittel Zoll; er reicht 6 Linien weit über die Flügel hinaus.

Bei H. Mauduit habe ich einen luiſianiſchen Windſchnäpper von derſelben Größe wie dieſer hier und ihm ſehr ähnlich geſehen; nur waren die Querſtreifen auf dem Halſe weiter aus einander und das Fuchsroth wurde dort heller, was eine Art Halsband bildete; der Schnabel war an der Spitze ſchwarz und am Grunde gelblich.

Geſammtlänge 11 Zoll; Schnabel 2 Zoll; mit 8 bis 10 ſehr ſteifen, nach vorne gerichteten Barthaaren eingefaßt; Schwanz 5 Zoll; ſehr wenig über die Flügel hinausreichend.

Die Schwalben *).

Man hat geſehen, daß die Windſchnäpper nur die Nachtſchwalben ſind und ſich von den echten Schwalben nur durch die zu große Empfindſamkeit ihrer Augen, die ſie zu Nachtvögeln macht, und durch den Einfluß, den dieſes erſte Gebrechen auf ihre Gewohnheiten und ihren Körperbau hat äußern können, weſentlich unterſcheiden. In der That, die Schwalben haben, wie ſchon geſagt, viele Züge der Aehnlichkeit mit den Windſchnäppern. Alle haben einen breiten Schnabel und einen breiten Schlund; alle kurze Füße und lange Flügel, einen abgeflachten Kopf und faſt keinen Hals; alle leben von Kerbthieren, die ſie im Flug erhaſchen; ſie haben aber keinen Bart um den Schnabel, und der Nagel der Mittelzehe iſt nicht gezähnelt; ihr Schwanz hat zwei Steuerfedern mehr, und er iſt bei den meiſten Arten gabelförmig; ich ſage bei den meiſten, da man viereckſchwänzige Schwalben kennt; z. B. die von Martinique; und kaum kann ich begreifen, wie ein berühmter Vogelkenner, der den Gabelſchwanz als das Unterſcheidungszeichen aufgeſtellt hatte, welches die Gattung der Schwalben von der der Windſchnäpper trenne, ſo weit gegen ſeine Eintheilungsart hat fehlen können, dieſen viereckſchwänzigen Vogel von Martinique, der nach dieſer Eintheilungsweiſe ein wahrer Windſchnäpper war, zu der Gattung der Schwalben zu ziehen. Wie dem auch ſei, indem ich mich hier an die auffallendſten Unterſchiede halte, die ſich zwiſchen dieſen beiden Vogelgattungen finden, bemerke ich vorerſt, daß im Allgemeinen die Schwalben bei weitem nicht ſo groß wie die Windſchnäpper ſind; die größte der erſtern iſt kaum größer als die kleinſte der letztern, und ſie iſt zwei bis drei Mal kleiner als die größte.

Ich bemerke zweitens, daß, obwohl die Farben der Schwalben faſt dieſelben ſind wie die der Windſchnäpper und ſich auf Schwarz, Braun, Grau, Weiß und Fuchsroth beſchränken, dennoch ihr Gefieder ganz anders iſt, nicht allein weil dieſe Farben nach größern, nicht ſo vermengten und ſauberer gegen einander abſtechenden Maſſen vertheilt ſind, ſondern auch, weil ſie ſchillern und durch das Spiel der manchfachen Widerſcheine, die man darauf bei jeder Bewegung des Auges oder des Gegenſtands abwechſelnd glänzen und verſchwinden ſieht, ſich vervielfältigen.

3) Obgleich ſich dieſe zwei Vogelgattungen von geflügelten Kerbthieren ernähren, die ſie im Flug erhaſchen, erhaſcht doch jede ſie auf eine eigenthümliche und ziemlich verſchiedene Weiſe. Die Windſchnäpper, wie geſagt, öffnen ihre breite Kehle, wenn ſie darauf zufliegen, und die Nachfalter, die hinein gerathen, finden ſich an einer Art Leim, klebrigem Speichel, worin

*) In Guinea heißen die Tagſchwalben, die man von den Nachtſchwalben, d. h. den Windſchnäppern, recht gut zu unterſcheiden weiß, lele atterenna. In Guiana heißen ſie in der gariponiſchen Sprache Papayen.

der Schnabel inwendig überzogen iſt, feſtgehalten, wogegen unſere Schwalben den Mund nur öffnen, um die Kerbthiere zu ergreifen, und ihn ſo haſtig ſchließen, daß daraus eine Art Geklapper entſteht. Wir werden noch andere Unterſchiede in dieſem Bezuge zwiſchen den verſchiedenen Schwalbenarten finden, wenn wir die beſondere Naturgeſchichte eines jeden dieſer Vögel vortragen werden.

4) Die Schwalben haben geſelligere Sitten als die Windſchnäpper; ſie vereinigen ſich oft in zahlreichen Schaaren und ſcheinen ſelbſt bei gewiſſen Umſtänden die Pflichten der Geſellſchaft zu erfüllen und ſich einen wechſelſeitigen Beiſtand zu leiſten; wenn es ſich z. B. um den Bau des Neſtes handelt.

5) Die meiſten bauen dieſes Neſt mit großer Sorgfalt; und wenn einige Arten in Mauerlöchern oder in Löchern, die ſie im Boden zu graben verſtehen, ihre Eier legen, ſo machen oder wählen ſie dieſe Höhlungen tief genug dazu, daß ihre Jungen beim Ausſchlüpfen Sicherheit darin finden, und ſie bringen Alles hinein, was nöthig iſt, damit ſie ſich zugleich weich, warm und bequem darin finden.

6) Der Flug der Schwalbe unterſcheidet ſich von dem des Windſchnäppers in zwei Hauptpunkten. Er wird nicht von jenem dumpfen Schnurren begleitet, wovon ich in der Naturgeſchichte dieſes letztern geſprochen habe, und dieſes rührt daher, weil ſie nicht, wie er, mit offenem Schnabel fliegt. Zweitens, obwohl ſie keine viel läng re oder ſtärkere und folglich keine zur Bewegung viel geſchicktere Flügel zu haben ſcheint, iſt ihr Flug dennoch weit kühner, leichter, gehaltener, weil ſie ein viel beſſeres Geſicht hat und ihr dieſes einen großen Vortheil zur Entwickelung der vollen Kraft ihrer Flügel gewährt *); auch iſt der Flug ihr natürlicher, ich möchte faſt ſagen, ihr nothwendiger Zuſtand; ſie frißt im Fluge, trinkt im Fluge, badet ſich im Fluge und im Fluge gibt ſie zuweilen ihren Jungen zu freſſen. Ihr Gang iſt vielleicht nicht ſo ſchnell wie der des Falken, aber leichter iſt er und freier; dieſer ſtürzt ſich mit Anſtrengung dahin; jene fließt in der Luft mit Leichtigkeit; ſie fühlt, daß die Luft ihr Reich iſt; ſie durchzieht alle ihre Ausdehnungen und in allen ihren Richtungen, als wollte ſie ihrer in allen Einzelheiten genießen, und das Vergnügen ihres Genuſſes äußert ſich durch kleines fröhliches Geſchrei. Bald ſtellt ſie den flatternden Kerbthieren nach und folgt mit geſchmeidiger Behendigkeit ihrer ſchiefen und gekrümmten Spur, oder verläßt auch das eine, um dem andern nachzulaufen und erſchnappt im Vorbeigehen ein drittes; bald ſtreift ſie leicht hin über die Oberfläche der Erde und des Waſſers, um diejenigen zu

*) Dieſes Beiſpiel iſt neben ſo vielen andern eine neue Beſtätigung der Anſichten des H. von Büffon über dieſen Gegenſtand. Siehe den I. Theil dieſer Naturgeſchichte der Vögel.

ergreifen, welche der Regen oder die Kühle dort ſammelt; bald entrinnt ſie ſelbſt dem Ungeſtüm des Raubvogels durch die raſche Biegſamkeit ihrer Bewegungen; ſtets Herrinn ihres Fluges in ſeiner größten Schnelle, wechſelt ſie ſeine Richtung mit dem Augenblick; mitten in den Lüften ſcheint ſie einen beweglichen und flüchtigen Irrgarten zu beſchreiben, deſſen Wege ſich kreuzen, ſich verſchlingen, ſich fliehen, ſich nähern, ſich berühren, ſich winden, ſteigen, ſinken, ſich verlieren und wieder erſcheinen, um ſich von Neuem zu durchkreuzen und auf tauſenderlei Weiſen zu verwirren, deren Plan, zu verwickelt, um durch die Kunſt des Zeichnens den Augen vorgeſtellt zu werden, kaum durch den Pinſel des Worts der Einbildungskraft angedeutet werden kann.

7) Die Schwalben ſcheinen nicht der einen Erdfeſte mehr als der andern anzugehören, und ihre Arten ſind faſt in gleicher Anzahl durch die alte und die neue Welt verbreitet. Die unſrigen finden ſich in Norwegen und Japan, auf den Küſten Aegyptens und Guineas und am Vorgebirge der guten Hoffnung. O was für ein Land möchte Vögeln unzugänglich ſein, die ſo gut fliegen und mit ſo viel Leichtigkeit reiſen? Selten aber bleiben ſie das ganze Jahr in demſelben Erdſtrich. Die unſrigen wohnen nur während der ſchönen Jahreszeit bei uns; ſie erſcheinen zuerſt gegen die Frühlingsnachtgleiche und verſchwinden bald nach der Herbſtnachtgleiche. Ariſtoteles, der in Griechenland ſchrieb, und Plinius, der ihn in Italien abſchrieb, ſagen, die Schwalben zögen nach Himmelsgegenden von milderer Luftbeſchaffenheit, um dort den Winter zuzubringen, wenn dieſe Gegenden nicht ſehr entfernt wären; befänden ſie ſich aber in weiter Entfernung von jenen gemäßigten Himmelsſtrichen, ſo blieben ſie während des Winters in ihrem Heimathlande und nähmen blos die Vorſicht, in gut gelegenen Bergſchluchten ſich zu verbergen. Ariſtoteles fügt hinzu, man habe viele gefunden, die auf ſolche Weiſe verſteckt geweſen und denen nicht eine einzige Feder auf ihrem Leibe geblieben wäre. Durch große Namen beglaubigt, auf Thatſachen gegründet, war dieſe Meinung zur Volksmeinung geworden, ſo daß die Dichter Stoff zu Vergleichung daraus ſchöpften; einige neuern Beobachtungen ſchienen ſie ſogar zu beſtätigen *); und hätte man ſich hieran gehalten, ſo wäre man nicht genöthigt geweſen, ſie einzuſchränken, um ſie auf die Wahrheit zurückzuführen; aber ein Biſchof von Upſal, Namens Olaus Magnus, und ein Jeſuit, Namens Kircher, haben, dasjenige noch überbietend, was Ariſtoteles zu allgemein aufgeſtellt hatte, behauptet, in den nördlichen Ländern zögen die Fiſcher oft in ihren Netzen mit den Fiſchen Haufen zuſammengeknäuelter Schwalben heraus, die ſich Schnabel an Schnabel, Füße an Füße, Flügel an Flügel

*) Albert, Auguſtin Nyphus, Kaspar Heldelin und einige andere haben verſichert, man hätte mehrere Mal während des Winters erſtarrte Schwalben in hohlen Bäumen und ſelbſt in ihren Neſtern gefunden, was nicht durchaus unmöglich iſt.

zuſammengeklammert hielten; in geheizte Stuben gebracht, erwachten dieſe Vögel ziemlich ſchnell zu neuem Leben, aber um bald hernach zu ſterben *), und jene allein blieben nach ihrem Wiedererwachen am Leben, die, zu ſeiner Zeit die Einwirkung der ſchönen Frühlingstage erfahrend, unmerklich aus der Erſtarrung zu ſich kämen, nach und nach den Boden der See verließen, über das Waſſer ſich erhöben, und zuletzt durch die Natur ſelbſt und mit allen Abſtufungen ihrem wahren Element zurückgegeben würden. Dieſe Sache oder vielmehr dieſe Behauptung iſt wiederholt, verſchönert, mit mehr oder minder außerordentlichen Umſtänden ausgeſtattet worden; und als ob es an Wunderbarem gefehlt hätte, hat man hinzugefügt, daß gegen den Anfang des Herbſtes dieſe Vögel ſich haufenweiſe in die Brunnen und Waſſerbehälter ſtürzten. Ich will nicht in Abrede ſein, daß viele Schriftſteller und andere durch ihren Karakter oder Rang empfehlenswerthe Perſonen an dieſe Erſcheinung geglaubt haben. H. Linné ſelbſt hat es für gut gehalten, ihr eine Art Beſtätigung zu geben, indem er ſie mit dem ganzen Gewicht ſeiner Stimme unterſtützte; nur hat er ſie auf die Fenſter- und die Rauchſchwalben eingeſchränkt, anſtatt ſie, wie es natürlicher geweſen wäre, auf die Uferſchwalbe zu beſchränken. Andererſeits iſt die Zahl der Naturforſcher, die nicht daran glauben, eben ſo beträchtlich; und käme es nur darauf an, die Meinungen zu zählen oder zu wägen, ſo würden ſie leicht die Bejahungspartei aufwiegen; aber durch die Kraft ihrer Beweiſe müſſen ſie, meines Bedünkens, weitaus die Oberhand behalten. Ich weiß wohl, daß zuweilen es unklug iſt, nach demjenigen, was wir die allgemeinen Naturgeſetze nennen, eine beſondere Thatſache beurtheilen zu wollen, daß dieſe Geſetze, in der That blos Ergebniſſe aus Thatſachen, wirklich ihren Namen nur dann verdienen, wann ſie ſich mit allen Thatſachen vertragen; aber daran fehlt noch viel, daß ich den Aufenthalt der Schwalben unter dem Waſſer als eine Thatſache anſehe. Meine Gründe ſind dieſe:

Die meiſten, welche dieſe vorgebliche Thatſache behaupten, namentlich Hevelius und Schöffer, welche die königliche Geſellſchaft zu London beauftragt hatte, die Wahrheit derſelben zu unterſuchen, führen nur unbeſtimmtes Hörenſagen an **) und reden nur nach einer verdächtigen Ueberlieferung, zu

*) Siehe die Geſchichte der nördlichen Völker, ein Werk ohne Beurtheilung, worin es dem Verfaſſer gefallen hat, mehr Wunderbares als Wahrheiten aufzuhäufen. Uebrigens gibt der Abbé Prevot einem andern Biſchof, dem Verfaſſer des Lebens des Kardinals Commendon die Ehre dieſer ſchönen Entdeckung des Untertauchens der Schwalben. Allein dieſes Leben Commendons kann erſt nach dem, im Jahre 1584 eingetretenen Tode dieſes Kardinals erſchienen ſein, und die Geſchichte der nördlichen Völker von Olaus war ſchon im Jahr 1555 in Rom erſchienen.

**) Man ſehe die Philoſophiſchen Abhandlungen, Nro. 10, und urtheile.

der Olaus Erzählung die Veranlaſſung gegeben haben kann, oder die vielleicht von der Zeit dieſes Schriftſtellers an in Umlauf gekommen und der einzige Grund ſeiner Meinung war. Diejenigen ſelbſt, die, wie Ettmüller, Wallerius und einige andere *), geſehen haben wollen, wiederholen blos Olaus Worte, ohne ſich die Beobachtung durch irgend eine jener umſtändlichen Bemerkungen eigen zu machen, die Zutrauen einflößen und der Erzählung Wahrſcheinlichkeit verleihen.

Wenn es wahr wäre, daß alle Schwalben eines bewohnten Landes ſich regelmäßig jedes Jahr im Oktober ins Waſſer oder in den Schlamm untertauchten und jedes Jahr im April herauskämen, ſo würde man häufig Gelegenheit gehabt haben, ſie zu beobachten, es ſei im Augenblick ihres Untertauchens oder in dem weit anziehendern ihres Herauftauchens oder während ihres langen Schlafs unter dem Waſſer. Es würden nothwendiger Weiſe eben ſo viele offenkundige Thatſachen geben, die von vielen Perſonen jedes Standes, Fiſchern, Jägern, Landleuten, Reiſenden, Hirten, Matroſen u. ſ. w. geſehen und wiedergeſehen worden wären, und an denen man nicht zweifeln könnte. Man zweifelt nicht, daß die Murmelthiere, die Siebenſchläfer und Stachelſchweine den Winter erſtarrt in ihren Löchern ſchlafen; man zweifelt nicht, daß die Fledermäuſe dieſe ſchlechte Jahreszeit in dieſem nämlichen Zuſtande der Erſtarrung, angekrallt an die Decke der unterirdiſchen Grotten und in ihre Flügel, wie in einen Mantel eingehüllt, zubringen; wohl aber zweifelt man, daß die Schwalben ſechs Monate ohne zu athmen leben oder ſechs Monate lang unter dem Waſſer athmen; man zweifelt daran, nicht allein, weil die Sache dem Wunderbaren ähnlich ſieht, ſondern auch, weil es nicht eine einzige Beobachtung, wahre oder falſche, über das Herauskommen der Schwalben aus dem Waſſer gibt **), obwohl dieſes Herauskommen, wenn es wirklich wäre, Statt und zwar ſehr häufig in der Jahreszeit Statt finden müßte, worin man ſich am meiſten mit den Seen und mit

ob man mit Grund geſagt hat, die königliche Geſellſchaft habe die Wahrheit der Thatſache herausgeſtellt, wie die Journaliſten von Trevour, der Abbé Pluche und einige andere geſagt haben.

*) Chambers führt den Doktor Colas an, der 16 Schwalben aus dem See Sameroth, eine 30 Stück aus dem großen königlichen Teich in Rosmeilen herausziehen und 2 andere in Schledeiten in dem Augenblick, worin ſie aus dem Waſſer kommen, geſehen haben will. Er ſetzt hinzu, ſie wären feucht und ſchwach geweſen, und er habe wirklich beobachtet, daß dieſe Vögel gewöhnlich ſehr ſchwach wären, wenn ſie zuerſt zum Vorſchein kämen; dies aber widerſpricht der täglichen Beobachtung. Außerdem gibt der Doktor weder die Arten an, wovon er ſpricht, noch die Zeit ſeiner Beobachtungen, noch die Umſtände, u. ſ. w.

**) Ich weiß wohl, daß H. Heerkens in ſeinem Gedicht Hirundo dieſes Austauchen in lateiniſchen Verſen beſchrieben hat; hier aber iſt von dichteriſchen Beſchreibungen keine Rede.

Fiſchfang in ihnen beſchäftigt *); endlich zweifelt man daran ſelbſt an den Ufern des baltiſchen Meers. Der Doktor Halmann, ein Ruſſe, und H. Browne, ein Norweger, haben, als ſie ſich in Florenz befanden, den Verfaſſern der italiſchen Vogellehre geſagt, in ihren beziehlichen Ländern erſchienen und verſchwänden die Schwalben in denſelben Zeiten wie in Italien, und ihr vorgeblicher Aufenthalt unter dem Waſſer während des Winters wäre eine Fabel und dieſe nur unter dem Volke gangbar.

H. Tesdorf von Lübeck, ein Mann, der mit ſehr ausgedehnten und manchfaltigen Kenntniſſen viele Philoſophie verbindet, hat dem H. Grafen von Büffon gemeldet, daß er ungeachtet aller Mühe, die er ſich ſeit 40 Jahren lang gegeben, noch nicht dahin kommen können, eine aus dem Waſſer gezogene Schwalbe zu ſehen.

H. Klein, der ſo vieles aufgeboten, um der Unter- und der Austauchung der Schwalben Glauben zu verſchaffen, geſteht ſelbſt, daß er nie glücklich genug geweſen, um ſie auf der That anzutreffen.

H. Hermann, ein geſchickter Profeſſor der Naturgeſchichte zu Straßburg, der ſich zu der Meinung des H. Klein hinzuneigen ſcheint, der aber die Wahrheit über Alles liebt, macht mir in ſeinen Briefen daſſelbe Geſtändniß; er hat ſehen wollen und hat nichts geſehen.

Zwei andere, jedes Zutrauens würdige Perſonen, H. Hebert und der H. Vicomte von Querhoent, verſichern mir, daß ſie die vorgebliche Untertauchung der Schwalben nur vom Hörenſagen kennten und ſelber nie etwas wahrgenommen, was zu ihrer Beſtätigung gedient hätte.

Der H. Doktor Lottinger, der das Treiben der Vögel fleißig ſtudiert hat und nicht immer meiner Anſicht iſt, ſieht dieſes Untertauchen für eine unhaltbare Sonderlingsmeinung an.

Man weiß, daß in Deutſchland öffentlich die Anerbietung gethan worden, jedem, der während des Winters dergleichen, unter dem Waſſer gefundene, Schwalben brächte, mit eben ſo viel Silber, Pfund um Pfund, zu bezahlen, und daß ſich nicht eine einzige gefunden, die zu bezahlen geweſen wäre.

Mehrere Perſonen, Gelehrte, Staatsbeamte, große Herrn **), welche an dieſe ſeltſame Erſcheinung glaubten und es ſich angelegen ſein ließen, ihr Glauben zu verſchaffen, haben oft verſprochen, Haufen dieſer während des Winters gefiſchter Schwalben zu ſchicken und haben nichts geſchickt.

*) In Nivernois, Morvan, Lotringen und mehreren andern Landſchaften, worin viele Teiche ſind, hat das Volk nicht einmal die Vorſtellung von einem Untertauchen der Schwalben.

**) Ein polniſcher Großmarſchall und ein ſardiniſcher Geſandter hatten dem H. von Reaumur, der H. Gouverneur von R . . . . und viele andere dem H. von Büffon ihrer verſprochen.

H. Klein bringt Zeugniſſe vor, aber faſt alle von nur einer Perſon unterzeichnet, die von einer einzigen Thatſache redet, welche lange zuvor, oder als ſie noch Kind war, ſich zugetragen, oder von einer Thatſache, die ſie nur durch Hörenſagen kennt; Zeugniſſe, wodurch ſogar eingeſtanden wird, daß dieſes Schwalbenfiſchen ein ſehr ſeltener Fall iſt, während es im Gegentheil ſehr häufig Statt finden müßte; Zeugniſſe entblößt von jenen belehrenden und eigenthümlichen Umſtänden, die gewöhnlich einen urſprünglichen Bericht begleiten; Zeugniſſe endlich, die ganz nach dem Texte des Olaus abgefaßt ſcheinen; hier erwächſt die Ungewißheit aus den Beweiſen ſelbſt und wird zur Widerlegung des Irrthums, den ich bekämpfe; es iſt der Fall, worin es heißt: die Thatſache iſt unſicher, folglich iſt ſie falſch *).

Nicht aber iſt es genug, Beweiſe, womit man jene Sonderlingsmeinung hat ausrüſten wollen, auf ihren wahren Werth zurückgeführt zu haben; man muß außerdem zeigen, daß ſie den bekannten Geſetzen des thieriſchen Körperbaues zuwiderläuft. In der That, hat einmal ein Vierfüßer oder ein Vogel zu athmen angefangen und iſt das eirunde Loch, welches in der Thierfrucht die Verbindung der beiden Herzkammern bildete, geſchloſſen, ſo kann dieſer Vogel, dieſer Vierfüßer nicht zu athmen aufhören, ohne daß er zu leben aufhöre; und gewiß kann er nicht unter dem Waſſer athmen. Mache oder wiederhole man vielmehr den Verſuch, denn er iſt ſchon angeſtellt worden **); halte man eine Schwalbe 14 Tage lang unter dem Waſſer mit all den angegebenen Vorſichtsmaßregeln, wie, daß man ihr den Kopf unter die Flügel oder einige Grashalme in den Mund ſtecke u. ſ. w., halte man ſie nur in einer Eisgrube, wie H. von Büffon gethan, ſie wird nicht erſtarren, ſie wird ſterben, ſowohl in der Eisgrube, wie H. von Büffon ſich deſſen verſichert hat, als noch weit ſicherer, wenn man ſie unters Waſſer getaucht hat; ſie wird darin eines wirklichen Todes ſterben, wie es durch alle gegen den Scheintod friſch ertrunkener Thiere mit Erfolg angewendeten Mittel erwieſen wird. Wie dürfte man ſich alſo die Vorausſetzung erlauben, daß eben dieſe Thiere ſechs Monate lang in einem Athem unter dem Waſſer

*) Die periodiſchen Blätter haben auch der Annahme des H. Klein günſtige Beobachtungen berichtet: man braucht aber nur einen Blick auf dieſe Beobachtungen zu werfen, um zu ſehen, wie unvollſtändig und wie wenig entſcheidend ſie ſind.

**) Siehe die italiſche Ornithologie. Die Verfaſſer verſichern ausdrücklich, daß alle Schwalben, die man gerade in der Zeit ihres Verſchwindens unter das Waſſer getaucht hat, nach einigen Minuten darin ſtarben; und obgleich die friſch ertrunkenen Schwalben durch das Verfahren, welches ich weiter unten angeben werde, wieder zum Leben hätten gebracht werden können, ſo iſt es dennoch mehr als wahrſcheinlich, daß wenn ſie mehrere Tage nach einander unter Waſſer blieben (um ſo mehr, wenn mehrere Wochen und Monate), ſie ſich nicht mehr aufwecken ließen.

leben können? Ich weiß wohl, man ſagt, dieſes ſei gewiſſen Thieren möglich; ſollte man aber, wie H. Klein gethan, die Schwalben mit den Kerbthieren*), Fröſchen und Fiſchen vergleichen wollen, deren innerer Körperbau ſo verſchieden iſt? ſollte man ſich ſogar auf das Beiſpiel der Murmelthiere, Siebenſchläfer, Stachelſchweine und Fledermäuſe berufen, von denen wir ſo eben ſprachen, und daraus, daß dieſe Thiere den Winter hindurch erſtarrt ſchlafen, folgern wollen, daß die Schwalben ebenfalls dieſe Jahreszeit in einem faſt ähnlichen Zuſtande der Erſtarrung zubringen? Allein außer von dem Nahrungsſtoffe zu reden, den dieſe Vierfüßer in ſich ſelbſt an dem reichlichen Fett finden, womit ſie gegen das Ende des Herbſtes verſehen ſind, und das der Schwalbe fehlt; ohne von ihrer geringern innern Wärme zu reden, die H. von Büffon unterſucht hat, und worin ſie ſich ebenfalls von der Schwalbe unterſcheiden **); ohne mich darauf zu berufen, daß ſie oft in ihren Löchern umkommen und aus dem Zuſtande der Erſtarrung in den des Todes übergehen, wenn die Winter etwas lang ſind, oder darauf, daß die Stachelſchweine auch am Senegal erſtarren, wo der Winter wärmer iſt als unſer wärmſter Sommer, und wo bekanntlich unſere Schwalben nicht erſtarren; begnüge ich mich mit der Bemerkung, daß dieſe Vierfüßer in der Luft und nicht unter dem Waſſer ſind; daß ſie, obſchon erſtarrt, dennoch fortathmen; daß der Umlauf ihres Blutes und ihrer Säfte, obſchon ſehr verlangſamt, dennoch fortfährt; eben ſo fährt er, den Beobachtungen Vallisnieris zu Folge, in den Fröſchen fort, die den Winter auf dem Boden der Sümpfe zubringen; aber der Umlauf geht in dieſen beidlebigen Thieren durch ein ganz anderes Getriebe von Statten, als man in den Vierfüßern oder den Vögeln beobachtet ***); und es iſt, wie geſagt, jeder Erfahrung zuwider, daß die

*) Die Raupen kommen, wie H. Reaumur ſich verſichert hat, nach einer gewiſſen Zeit im Waſſer um, und wahrſcheinlich verhält es ſich eben ſo mit den andern Kerbthieren, die Luftröhren haben.

**) Der Doktor Martine hat die Wärme der Vögel und namentlich die der Schwalben 2 bis 3 Grad ſtärker gefunden als die der wärmſten vierfüßigen Thiere.

***) Der Umlauf des Blutes in den Vierfüßern und den Vögeln iſt nichts anders als die beſtändige Bewegung dieſer Flüſſigkeit, die beſtimmt iſt, durch die Zuſammenziehung des Herzens aus ſeiner rechten Kammer durch die Lungenpulsader in die Lungen überzugehen; aus den Lungen durch die Lungenblutader in die linke Kammer zurückzukehren; aus dieſer Kammer, die auch ihre Zuſammenziehung hat, durch den Stamm der großen Pulsader und ihre Aeſte in den übrigen Körper zu gehen, ſich durch die Aeſte der Blutadern in ihren gemeinſamen Stamm, die Hohlader, und endlich in die letzte Herzkammer zurückzubegeben, von wo ſie ihren Lauf durch dieſelben Wege wieder beginnt. Aus dieſem Getriebe geht hervor, daß in den Vierfüßern und den Vögeln das Athmen nothwendig iſt, um dem Blut den Weg nach der Bruſt zu öffnen, und folglich nothwendig für den Blutumlauf; anſtatt daß bei den beidlebigen Thieren, weil das Herz nur

in irgend eine Flüſſigkeit getauchten Vögel darin zu athmen vermögen, und ihr Blut ſeine Umlaufsbewegung erhalten könne; nun aber ſind dieſe beiden Bewegungen, das Athmen und der Blutumlauf, weſentlich für das Leben, ſind das Leben ſelbſt. Bekanntlich iſt, daß der Doktor Hook, der einen Hund erdroſſelt und ihm die Rippen, das Zwergfell, den Herzbeutel und den obern Theil der Luftröhre durchgeſchnitten hatte, dieſes Thier, ſo oft er wollte, dadurch, daß er ihm Luft in die Lungen blies oder einzublaſen aufhörte, ins Leben rief oder ſterben ließ. Unmöglich iſt es alſo, daß die Schwalben oder Störche, denn auch dieſe hat man zu den Tauchvögeln gezählt, 6 Monate lang ohne alle Verbindung mit der Luft unter dem Waſſer leben, und um ſo mehr unmöglich, da dieſe Verbindung ſelbſt den Fiſchen und den Fröſchen nothwendig iſt; wenigſtens geht dies aus den Verſuchen, die ich an mehreren dieſer Thiere gemacht habe, hervor.

Von 10 Fröſchen, die den 2. Februar unter dem Eiſe gefunden worden waren, habe ich drei der lebendigſten in drei gläſerne Gefäße gethan, die ſo mit Waſſer gefüllt waren, daß ſie ohne übrigens beengt zu ſein, nicht an die Oberfläche heraufkommen konnten, und ein Theil eben dieſer Oberfläche in unmittelbarer Berührung mit der äußern Luft war; drei andere Fröſche wurden zugleich je in ein Gefäß geworfen, das halb voll Waſſer war, ſo daß ſie ganz frei an die Oberfläche athmen kommen konnten, die vier übrigen endlich wurden alle zuſammen auf den Boden eines großen offenen und ganz leeren Gefäßes gelegt.

Ich hatte zuvor ihr Athmen ſowohl in der Luft als im Waſſer beobachtet und gefunden, daß es ſehr unregelmäßig war, und ſie ſich, wenn man ſie frei im Waſſer ließ, oft darüber erhoben, ſo daß ihre Naslöcher herauskamen und ſich in der Luft befanden. Man ſah alsdann in ihrer Kehle eine Schwungbewegung, die einer andern abwechſelnden Erweiterungs- und Zuſammenziehungsbewegung der Naslöcher ungefähr entſprach. Sobald die Naslöcher unter dem Waſſer waren, ſchloſſen ſie ſich und die beiden Bewegungen hörten faſt plötzlich auf; ſobald ſich aber die Naslöcher wieder in der Luft befanden, fingen ſie von Neuem an. Zwang man dieſe Fröſche ungeſtüm hinunter, ſo gaben ſie deutliche Zeichen der Unbequemlichkeit von

eine Kammer hat, oder mehrere Kammern, die, mit einander zuſammenhangend, nur die Wirkung einer einzigen hervorbringen, die Lungen nicht der ganzen Maſſe des Blutes zum Durchgange dienen, ſondern nur eine hinreichende Menge deſſelben zum Behuf ihrer Nahruug aufnehmen, und folglich iſt ihre Bewegung, die des Athmens, zu der Umlaufsbewegung bei weitem nicht ſo nöthig. Dieſe Schlußfolge wird durch die That beſtätigt. Eine Schildkröte, der man den Stamm der Lungenpulsader unterbunden hatte, lebte und ihr Blut kreiſte fort 4 Tage lang, obwohl ihre Lungen offen und an mehreren Stellen durchſchnitten waren.

ſich und ließen eine Menge Luftblaſen auffliegen. Als man den Becher bis an den Rand füllte, und ihn mit einem Gewicht von 24 Loth bedeckte, hoben ſie dieſes Gewicht in die Höhe und ſtürzten es herunter, um Luft zu bekommen. Was die drei Fröſche betrifft, die man beſtändig unter dem Waſſer gehalten, ſo haben ſie ohne Aufhören alle Kraft aufgeboten, um ſich der Oberfläche ſo ſehr als möglich zu nähern, und zuletzt ſind ſie geſtorben, die einen nach 24 Stunden, die andern nach 2 Tagen *). Anders aber iſt es mit den dreien gegangen, die Luft und Waſſer, und mit den vieren, die Luft und kein Waſſer hatten; von dieſen 7 Fröſchen ſind die 4 letzten und einer der erſten nach einem Monat entſchlüpft und die beiden zurückgebliebenen, ein Männchen und ein Weibchen, ſind in dieſem Augenblick (den 22. April 1779) lebendiger als je und von dem 6. an hatte das Weibchen ungefähr 1300 Eier gelegt.

Dieſelben Verſuche, mit denſelben Vorſichtsmaßregeln an 9 kleinen Fiſchen von 7 verſchiedenen Arten angeſtellt, haben ähnliche Ergebniſſe geliefert; dieſe 7 Arten ſind: Gründlinge, Blicken, Alante, Ellritzen, Kaulbarſe, Füchschen und eine andere, wovon ich nur den in der Gegend, wo ich wohne, üblichen Namen kenne, nämlich Bouziere. Acht Fiſche der 6 erſten Arten, die unter dem Waſſer gehalten wurden, ſtarben in weniger als 24 Stunden **), während diejenigen, die in ähnlichen Flaſchen waren, aber frei an die Oberfläche des Waſſers heraufſteigen konnten, ausdauerten und ihre ganze Lebhaftigkeit behielten. Zwar hat die eingeſchloſſene Bouziere länger als die 6 andern Arten gelebt; aber ich bemerkte, daß das freie Thier dieſer Art nur ſelten über das Waſſer heraufkam, und es iſt zu vermuthen, daß dieſe Fiſche ſich gewöhnlicher als die andern am Boden der Bäche aufhalten, was eine etwas verſchiedene Körpereinrichtung vorausſetzen ließe ***). Inzwiſchen muß

*) Es iſt gut zu bemerken, daß die Fröſche ſehr zählebig ſind, Monate lang das ſtrengſte Faſten aushalten und mehrere Stunden lang in Bewegung und Leben bleiben, nachdem man ihnen das Herz und die andern Eingeweide aus dem Körper geriſſen.

**) Die Blicke ſtarb in 3 Stunden, die beiden kleinen Alante in 6 und einer halben Stunde, einer der Gründlinge nach 7 Stunden, der andere nach 12, die Ellritze in 7 und einer halben Stunde, der Kaulbars in 15 Stunden; das Füchschen in 23 Stunden und die Bouziere in beinahe 4 Tagen. In der Luft gehalten, ſtarben dieſe nämlichen Fiſche, die Blicken nach 35 bis 44 Minuten, die Bouziere nach ungefähr 44, das Füchschen nach 50 bis 52, die Alante nach 50 bis 60, eine der Ellritzen in 2 Stunden 48 Minuten, die andere in 3 Stunden, einer der Gründlinge nach 1 Stunde 49 Minuten, und der andere nach 6 Stunden 22 Minuten; der größte von all dieſen Fiſchen hatte keine 20 Linien Länge zwiſchen Auge und Schwanz.

***) Dieſer Fiſch war kleiner als eine kleine Blicke; er hatte 7 Floßfedern wie ſie, oben auf dem Körper gelbliche Schuppen mit brauner Einfaſſung und untenher perlmutterartige.

ich hinzufügen, daß der eingeſchloſſene Fiſch ſich oft bis an die Strohhalme erhob, die ihn verhinderten bis über das Waſſer zu kommen, daß er von dem zweiten Tage an leidend war, ſich nicht wohl befand, und ſeitdem das Athmen ihm beſchwerlich und ſeine Schuppen blaß und weißlich zu werden anfingen *).

Ueberraſchender aber wird es ſcheinen, daß von zwei gleichen Karpfen derjenige, den ich beſtändig unter dem Waſſer gehalten, ein Drittel weniger lang lebte als derjenige, den ich außer dem Waſſer gehalten **), obwohl der letztere durch ſein Zappeln von einem ungefähr 4 Fuß hohen Kamingeſimſe herabgefallen war und bei andern, an Alanten, welche viel größer als die oben beſprochenen waren, angeſtellten, vergleichenden Verſuchen lebten die in der Luft gehaltenen länger und einige noch einmal ſo lang als die unter dem Waſſer gehaltenen ***).

Ich habe geſagt, die Fröſche, an denen ich meine Unterſuchungen vorgenommen, wären unter dem Eiſe gefunden worden; und da es möglich wäre, daß dieſer Umſtand einigen Perſonen Grund zu dem Glauben gäbe, die Fröſche könnten lange unter dem Waſſer und ohne Luft leben, ſo glaube ich hinzuſetzen zu müſſen, daß diejenigen, die unter dem Eiſe ſind, nicht aller Luft entbehren, da bekanntlich das Waſſer, während es friert, eine Menge

*) Dieſes gilt überhaupt für alle Fiſche, die man unter dem Waſſer ſterben läßt; das aber iſt noch weit entfernt von den ſo ſeltſamen Farbenveränderungen, welche im Sterben der Fiſch erleidet, den einſt die Römer unter dem Namen Mullus kannten, und deren Schauſpiel, die man damal proceres gulä nannte, mit zu der Ueppigkeit und den Freuden der Tafel bei ihnen gehörte.

**) Der erſte hat 18 Stunden unter dem Waſſer und der zweite beinahe 27 in der Luft gelebt.

***) Von den beiden Alanten, die man außer dem Waſſer in einem ungeheizten Zimmer bei 7 Grad über Null auf dem Wärmemeſſer, hat ſterben laſſen, war der eine 1 Fuß lang und 66 Loth ſchwer und lebte 8 Stunden; der andere etwas über 9 und einen halben Zoll lang, 34 Loth ſchwer, lebte 4 Stunden 17 Minuten, während 2 Fiſche derſelben Art, einer nur 3 Stunden 56 Minuten und der andere nur 3 und eine Viertel Stunde gelebt haben. Mit den Füchschen aber hat es ſich nicht ſo verhalten; denn das größte, das 5 Zoll 8 Linien lang war, hat nur 3 Stunden in der Luft, und das andere, das 4 Zoll 9 Linien lang war, hat 3 und drei Viertel Stunden unter dem Waſſer gelebt. Im Verlauf dieſer Beobachtungen habe ich zu ſehen geglaubt, daß der Todeskampf jedes Fiſches durch das Aufhören der regelmäßigen Bewegung der Kiefer und durch eine ſich wiederholende Zuckung in eben dieſem Organ, welche 2 bis 3 Mal in einer Viertelſtunde wiederkehrte, ſich kundgab; der große Alant hat ihrer 13 in 77 Minuten gehabt, und es kam mir vor, als ob die letzte Zuckung den Augenblick des Todes verrieth; an einem der kleinen wurde dieſer Augenblick durch ein Zucken in den Bauchfloſſen angezeigt; bei den meiſten aber hat unter allen äußern und regelmäßigen Bewegungen die des Unterkiefers am längſten angehalten.

Luft ausſchlüpfen läßt, die ſich nothwendiger Weiſe zwiſchen dem Waſſer und dem Eiſe anhäuft, und welche die Fröſche wohl zu finden wiſſen.

Wenn es alſo durch die obigen Verſuche ausgemacht iſt, daß die Fröſche und Fiſche der Luft nicht entbehren können, wenn es durch die allgemeine Beobachtung aller Länder und aller Zeiten ſich herausſtellt, daß kein beidlebiges Thier, kein großes und kein kleines, ohne wenigſtens von Zeit zu Zeit und jedes nach ſeiner Weiſe Luft einzuathmen, beſtehen kann *), wie ſoll man ſich da überzeugt halten, daß Vögel ihre gänzliche Entbehrung eine beträchtliche Zeit lang aushalten können? wie vorausſetzen, daß die Schwalben, dieſe Töchter der Luft, die organiſirt ſcheinen, um ſtets in dieſer dehnbaren und leichten Flüſſigkeit zu ſchweben, oder wenigſtens ſie ſtets einzuathmen, 6 Monate lang ohne Luft leben können?

Ich würde ohne Zweifel mehr als irgend jemand ein Recht haben, dieſe ſeltſame Behauptung zuzulaſſen, da ich Gelegenheit gehabt, eine bis jetzt vielleicht einzige Erfahrung zu machen, die zu ihrer Beſtätigung zu gereichen ſcheint. Den 5. September, um 11 Uhr Morgens, hatte ich ein ganzes Neſt Fenſterſchwalben, das aus dem Vater, der Mutter und drei flüggen Jungen beſtand, in einen Käficht eingeſchloſſen. Vier bis fünf Stunden ſpäter in das Zimmer, worin dieſer Käficht war, zurückgekehrt, gewahrte ich, daß der Vater nicht mehr darin war; und erſt, nachdem ich eine halbe Stunde lang geſucht, fand ich ihn; er war in einen großen Waſſertopf gefallen und ertrunken; ich erkannte an ihm alle Anzeichen eines ſcheinbares Todes, die Augen geſchloſſen, die Flügel hangend, den ganzen Körper ſteif. Es kam mir in den Kopf, ihn wieder aufzuerwecken, wie ich einſt ertrunkene Fliegen wieder auferweckt hatte; ich begrub ihn alſo auf 4 und eine halbe Stunde unter warme Aſche und ließ nur die Oeffnung des Schnabels und der Naslöcher unbedeckt. Er lag auf dem Bauch; bald äußerte er eine merkliche Bewegung des Athmens, wodurch ſich die Lage Aſche, die ſeinen Rücken bedeckte, theilte; ſorgſam fügte ich ſo viel, als nöthig war, hinzu. Um 7 Uhr war das Athmen deutlicher; von Zeit zu Zeit öffnete der Vogel die Augen; er lag aber ſtets auf dem Bauch; um 9 Uhr fand ich ihn auf den Beinen neben ſeinem kleinen Aſchenhaufen; des andern Morgens war er voll Leben; man reichte ihm Brockengemenſel und Kerbthiere; er nahm nichts, obwohl er des Abends zuvor nichts gegeſſen hatte. Ich ſetzte ihn auf ein

*) Bekanntlich kommen die Biber, Schildkröten, Salamander, Eidechſen, Krokodille, Flußpferde und Wallfiſche ebenſo wie die Fröſche oft über das Waſſer hinaus, um die Luft zu genießen; die Muſchelthiere ſelbſt, die unter allen Thierarten am meiſten dem Waſſer angehören, ſcheinen der Luft zu bedürfen und kommen von Zeit zu Zeit ſie an der Oberfläche des Waſſers einathmen, z. B. die Teichmuſchel. Siehe die Schrift des H. Mery über dieſe Muſchel.

offenes Fenſter, wo er einige Minuten lang blieb und nach der einen und der andern Seite hinſchaute; dann ſchwang er ſich unter einem kleinen Freudenſchrei auf und richtete ſeinen Flug nach dem Fluſſe hin *).

Dieſe Art Wiederauferſtehung einer ſeit 2 bis 3 Stunden ertrunkenen Schwalbe hat mich keineswegs geneigt gemacht, die zuweilige und allgemeine Auferſtehung aller Schwalben, nachdem ſie mehrere Monate unter dem Waſſer zugebracht, für glaublich zu halten. Die erſte iſt eine Erſcheinung, woran uns die Fortſchritte der neuern Arzneikunde gewöhnt haben, und die ſich täglich vor unſern Augen in der Perſon der Ertrunkenen verwirklicht; die zweite iſt meiner Anſicht weder wahr noch wahrſcheinlich; denn abgeſehen von dem Geſagten, widerſpricht es nicht jeder Wahrſcheinlichkeit, daß dieſelben Urſachen entgegenlaufende Wirkungen hervorbringen? daß der Wärmeſtand des Herbſtes die Vögel in Erſtarrung bringe und der des Frühlings ſie wieder ins Leben zurückrufe, während der mittele Grad dieſes letztern Wärmeſtandes, zu zählen vom 22. März bis zum 22. April, geringer als der mittele Grad des Wärmeſtandes im Herbſte, zu zählen vom 22. September bis zum 22. Oktober, iſt **)? Iſt es nicht aus demſelben Grunde jeder Wahrſcheinlichkeit entgegen, daß die geheime Kraft jener Frühlingstemperatur dann ſelbſt, wenn ſie kälter und anhaltender kalt iſt als gewöhnlich, wie im Jahre 1740, dennoch die Schwalben ſelbſt auf dem Boden der Gewäſſer wieder auferweckt, ohne zugleich die Kerbthiere wieder aufzuerwecken, mit denen ſie ſich ernähren, und die gleichwohl ihrem Einfluß mehr ausgeſetzt und empfänglicher ſind ***)? Woher kommt es, daß alsdann die Schwalben nur wiedererwachen, um vor Hunger zu ſterben ****), anſtatt zum zweitenmal zu erſtarren und ſich wieder ins Waſſer zu verſenken, wie ſie thuen müßten, müßten dieſelben Urſachen immer dieſelben Wirkungen hervorbringen? Iſt es nicht jeder Wahrſcheinlichkeit zuwider, daß dieſe, angenommener Maßen

*) Eine glaubwürdige Perſon hat mir verſichert, auf dieſelbe Weiſe eine friſch ertrunkene Katze wieder ins Leben gebracht zu haben.

**) Ich habe die mittele Temperatur dieſer beiden Zeiträume nach einem die 10 letzten Jahre hindurch geführten Tagebuch meteorologiſcher Beobachtungen berechnet und gefunden, daß die mittle Wärme des Frühlingszeitraums ſich zu der mittlen Wärme des Herbſtzeitraums wie 22 zu 28 verhält.

***) Man weiß, daß, wenn der Winter milde iſt, die erſtarrten Kerbthiere ſelbſt im Januar und Februar wieder aufleben und, wenn hernach wieder Froſt eintritt, ſie von Neuem in Erſtarrung gerathen.

****) In dieſem Jahre 1740 waren die Schwalben angekommen, als noch kein geflügeltes Kerbthier ſeine durch die Kälte verzögerte, letzte Verwandlung beſtanden hatte; und eine große Menge kam aus Mangel an Nahrung um; ſie fielen todt und ſterbend in die Straßen und mitten aufs Feld herab. Dieſes beweiſet, daß die Schwalben kein ſo ſicheres Vorgefühl von den Witterungszuſtänden haben, wie uns ſonſt ſehr unterrichtete Perſonen wollen glauben machen.

erſtarrten, bewegungs- und athemloſen Vögel das Eis durchbrechen, das oft in der Zeit der erſten Erſcheinung der Schwalben die Seen bedeckt und verſchließt? und daß dagegen die Temperatur, wenn ſie in den Monaten Februar und März milde und ſelbſt warm iſt, wie ſie im Jahre 1744 war*), den Zeitpunkt dieſer Erſcheinung nicht um einen einzigen Tag beſchleunigt? Iſt es nicht jeder Wahrſcheinlichkeit zuwider, daß, wenn der Herbſt warm iſt, dieſe Vögel dennoch zu der beſtimmten Zeit erſtarren, obwohl man für die Urſache dieſer Erſtarrung die Kälte anſehen will? Iſt es endlich nicht jeder Wahrſcheinlichkeit zuwider, daß die Schwalben des Nordens, welche durchaus zu derſelben Art wie die des Südens gehören, Gewohnheiten haben, die ſo verſchieden ſind und eine ganz andere Körpereinrichtung vorausſetzen?

Als ich den bekannten Thatſachen gemäß demjenigen nachforſchte, was dieſen Irrthum des Volks oder der Gelehrten veranlaßt haben kann, habe ich gedacht, daß unter den vielen Schwalben, die ſich in den erſten und letzten Zeiten ihres Aufenthaltes auf dem Schilf der Teiche verſammeln und und ſo zahlreich über dem Waſſer flattern, mehrere durch mancherlei Zufälle, die man ſich leicht vorſtellen kann **), ertrunken ſein können; daß Fiſcher einige dieſer eben ertrunkenen Schwalben in ihren Netzen mögen gefunden und daß dieſelben in ein geheiztes Zimmer gebracht, vor ihren Augen wieder Bewegung bekommen haben; daß man hieraus und viel zu allgemein geſchloſſen, die Schwalben alle hielten in manchem Lande ihr Winterlager unter dem Waſſer; daß endlich Gelehrte ſich auf eine Stelle bei Ariſtoteles werden berufen haben, um dieſe Gewohnheit nur den Schwalben der nördlichen Gegenden beizulegen wegen der Entfernung von den warmen Ländern, wo ſie die ihnen zuſagende Luftbeſchaffenheit und Nahrung finden könnten; als ob eine Entfernung von 4 bis 500 Stunden mehr ein Hinderniß für Vögel wäre, die ſo leicht fliegen, die an einem Tage bis an 200 Stunden zurückzulegen vermögen und überdies, je weiter ſie nach Süden kommen, eine immer mildere Luft, eine immer reichere Nahrung finden. Ariſtoteles glaubte wirklich an die Verborgenheit der Schwalben und einiger anderer Vögel, und irrte ſich hier nur in der zu großen Allgemeinheit ſeiner Behauptung; denn ſehr wahr iſt es, daß man zuweilen des Winters bei warmem Wetter Fluß- und Rauchſchwalben u. ſ. w. zum Vorſchein kommen ſieht; zwei der letztern

*) Die Witterung war in dieſer Zeit ſo milde, daß ſogar in den nördlichen Ländern die Pflanzen zu treiben angefangen hatten.

**) Im Sommer findet man zuweilen in den kleinen Waſſerbehältern und ſelbſt in den Sümpfen ertrunkene, was beweiſt, daß ſie ſehr leicht ertrinken. Aber, noch ein Mal, die Hauptfrage iſt nicht, zu wiſſen, ob ſie ins Waſſer fallen, ſondern ob ſie herauskommen und wie.

Art ſah man den 27. Dezember 1775 bei einem von einem ſchwachen Regen begleiteten Südwinde den ganzen Tag in den Höfen des Schloſſes Mayac in Perigord umherflattern. Vor meinen Augen liegt ein mit vielen achtbaren Unterſchriften, welche dieſe Thatſache bezeugen, verſehenes Protokoll; und dieſe Thatſache, die in einigen Beziehungen Ariſtoteles Meinung über die Verborgenheit der Schwalben beſtätigt, ſtimmt mit demjenigen, was dieſer Philoſoph hinzuſetzt, ſie hätten alsdann keine Federn, nicht überein. Es läßt ſich glauben, daß die den 27. Dezember in Perigord geſehenen Schwalben entweder erwachſene, deren Brütezeit verſpätet worden, oder Junge waren, die noch keine hinreichend ſtarken Flügel gehabt, um mit den Andern zu reiſen, hinten geblieben waren und durch eine Reihe glücklicher Zufälle eine günſtige Wohnſtätte, Lage, Witterung und Nahrung angetroffen hatten. Offenbar ſind es ähnliche, in Griechenland nicht ſo ſeltene Beiſpiele wie in Europa, welche die Annahme der allgemeinen Verborgenheit der Schwalben, nicht allein der Fenſter= und Rauch=, ſondern auch der Uferſchwalben veranlaßt haben; denn H. Klein behauptet ebenfalls, daß dieſe letztern den Winter erſtarrt in ihren Löchern bleiben *); und geſtehen muß man, daß gerade ſie mit größerer Wahrſcheinlichkeit die Vermuthung erregen könnten, daß ſie auf Malta und ſelbſt in Frankreich ziemlich oft während des Winters erſcheinen. H. von Büffon hatte nicht die Gelegenheit gehabt, ihrer in dieſer Jahreszeit ſelbſt zu ſehen; er hatte ſie aber mit dem Auge des Geiſtes geſehen; er hatte nach ihrer Natur dafür gehalten, daß, wenn eine Schwalbenart dieſer Erſtarrung unterworfen wäre, es dieſe ſein müßte. In der That die Uferſchwalben ſcheuen die Kälte weniger als die andern, da ſie ſich faſt immer an den Bächen und Flüſſen aufhalten. Allem Anſchein nach haben ſie auch kein ſo warmes Blut; die Löcher, worin ſie Eier legen und wohnen, gleichen ſehr der Wohnſtatt der Thiere, von denen man weiß, daß ſie in Erſtarrung gerathen. Außerdem finden ſie in jeder Jahreszeit Kerbthiere in der Erde; ſie können alſo wenigſtens einen Theil des Winters in einem Lande leben, worin die andern Schwalben aus Mangel an Nahrung umkommen würden; auch muß man ſich wohl hüten, aus dieſer Verborgenheit ein allgemeines Geſetz für die ganze Art zu machen, ſie muß auf einige einzelne Vögel allein eingeſchränkt werden; es iſt eine Schlußfolge, die aus einer im Oktober 1757 in England angeſtellten und von H. Collinſon geleiteten Beobachtung hervorgeht; in einem Ufer, das ganz voll von ihren Löchern war, und das man

*) Man fügt die Segler, Rallen, Nachtigallen, Grasmücken hinzu; und es ſcheint, H. Klein möchte noch viele andere hinzufügen. Wenn ſein Lehrgebäude ſich verwirklichte, ſo würde die Erde nicht Höhlen, die Felſen nicht Löcher genug haben. Außerdem muß dieſe Verborgenheit, je allgemeiner ſie angenommen wird, um ſo allbekannter angenommen werden.

ſehr genau durchgrub, wurde nicht eine einzige dieſer Schwalben gefunden. Die Hauptquelle der Irrthümer in dieſem Fall und in vielen andern iſt die Leichtigkeit, womit man ſich erlaubt, aus einigen beſondern und ſchlecht geſehenen Thatſachen allgemeine Folgen herzuleiten.

Da alſo die Schwalben (ich könnte ſagen alle Zugvögel) keine ihrer Natur angemeſſene Freiſtatt gegen die Uebel der ſchlechten Jahreszeit unter dem Waſſer ſuchen, keine dort finden können, ſo müſſen wir zu der Meinung der Alten, die mit der Beobachtung und Erfahrung am meiſten übereinſtimmt, zurückkehren und ſagen, daß dieſe Vögel, wenn ſie in einem Lande die ihnen zuſagenden Kerbthiere nicht mehr finden, in minder kalte Gegenden wandern, die ihnen dieſe Nahrung, ohne welche ſie nicht fortdauern können, im Ueberfluſſe darbieten; und, daß dieſes eben die allgemeine und beſtimmende Urſache der Wanderungen der Vögel iſt, iſt ſo wahr, daß diejenigen zuerſt fortziehen, die von flatternden und ſo zu ſagen, luftigen Kerbthieren leben, weil dieſe Kerbthiere zuerſt ein Ende nehmen; diejenigen, die von Ameiſenlarven und Erdkerbthieren leben, finden ſie länger und reiſen ſpäter ab; jene, die von Beeren, kleinem Samen und Obſt leben, welches im Herbſt reift und den ganzen Winter auf den Bäumen bleibt, kommen auch erſt im Herbſt und bleiben den größten Theil des Winters auf unſern Feldern; jene, die von denſelben Dingen wie der Menſch, und von ſeinem Ueberfluſſe leben, bleiben das ganze Jahr im Bereich der bewohnten Oerter. Neue Ackerbeſtellungen endlich, die in einem Lande eingeführt werden, geben auf die Dauer zu neuen Wanderungen Anlaß; ſo haben die Pflanzer in Karolina, nachdem ſie hier den Acker mit Gerſte, Reiß und Weizen beſtellt hatten, jedes Jahr regelmäßig Flüge von Vögeln ankommen ſehen, die man nicht kannte, und denen man nach den Umſtänden die Namen R e i ß v ö g e l, K o r n v ö g e l u. ſ. w. gegeben hat. Außerdem ſieht man nicht ſelten auf den amerikaniſchen Meeren Wolken von Vögeln, angezogen durch Wolken von Schmetterlingen, die ſo beträchtlich ſind, daß ſie die Luft verdunkeln. In allen Fällen ſcheint es, daß weder der Himmel noch die Jahreszeit, ſondern der Unterhalt, das Lebensbedürfniß hauptſächlich über ihren Gang entſcheidet, ſie von Gegend zu Gegend umhertreibt, über die Meere hin und zurückführt oder für immer in demſelben Lande feſthält.

Ich geſtehe, daß nach dieſer erſten Urſache noch eine andere auf die Wanderungen der Vögel, wenigſtens auf ihre Rückkehr in das Land, das ſie zur Welt hat kommen ſehen, Einfluß ausübt. Ein Vogel hat, wenn auch keinen Himmel, doch wenigſtens ein Vaterland; wie jedes andere Thier erkennt und liebt er die Orte, wo er zuerſt das Licht geſehen, zuerſt ſeiner Fähigkeiten froh geworden, wo er die erſten Empfindungen verſpürt, die Erſtlinge des Daſeins gekoſtet hat; nur mit Schmerzgefühl und vom Mangel

gezwungen, verläßt er es; ein unwiderſtehlicher Hang ruft ihn unaufhörlich dahin zurück; und dieſer Hang, mit der Kenntniß eines Weges, den er ſchon gemacht, und der Kraft ſeiner Flügel verbunden, ſetzt ihn in Stand, nach ſeinem Geburtslande zurückzukehren, ſo oft er daſelbſt Wohlſein und Unterhalt zu finden hoffen kann *). Doch ohne uns hier in die allgemeine Lehre über die Wanderungen der Vögel und ihre Urſachen einzulaſſen, Thatſache iſt es, daß unſere Schwalben ſich im Oktober nach den mittäglichen Ländern zurückziehen, da man ſie alljährig in derſelben Jahreszeit die verſchiedenen Gegenden Europas verlaſſen und wenige Tage hernach in verſchiedenen Ländern Afrikas ankommen ſieht, und man ſie ſogar mehr denn einmal mitten auf den Meeren in der Reiſe begriffen geſehen hat. Ich weiß davon, ſagte Peter Martyr, daß die Schwalben, Weihen u. ſ. w. beim Annahen des Winters Europa verlaſſen, um dieſe Jahreszeit auf den Küſten Aegyptens zuzubringen. Der P. Kircher, dieſer Parteigänger für die Untertauchung der Schwalben, der ſie jedoch auf die Länder des Nordens einſchränkte, bezeugt nach der Angabe der Einwohner von Morea, daß eine große Menge Schwalben alle Jahre mit den Störchen aus Aegypten und Libyen nach Europa wandert **). H. Adanſon belehrt uns, daß die Rauchſchwalben gegen den 9. Oktober am Senegal ankommen, im Frühling zurückkehren und den 6. des nämlichen Oktobers 50 Meilen weit von der Küſte zwiſchen den Eilanden Gorea und dem Senegal auf ſeinem Fahrzeuge ſich niederließen, in denen er echte europäiſche Schwalben erkannte; er fügt hinzu, daß ſie ſich alle vier wegnehmen ließen, ſo müde waren ſie. Im Jahre 1765 wurde faſt in der nämlichen Jahreszeit das Schiff der Geſellſchaft, der Penthievre, zwiſchen der afrikaniſchen Küſte und den Eilanden des grünen Vorgebirgs von einer Wolke weißſteißiger Schwalben, die vermuthlich aus Europa kamen, wie überſchwemmt. Leguat begegnete auch in denſelben Gegenden des Meers am 12. Oktober 4 Schwalben, die 7 Tage lang ſeinem Schiffe bis zum grünen Vorgebirge folgten; und zu bemerken iſt, daß gerade in dieſer Jahreszeit die Bienen am Senegal in großer Menge zu ſchwärmen anfangen und die, Maringuiene genannten Schnecken ſehr läſtig, folglich ſehr zahlreich ſind; und das muß ſein; denn es iſt die Zeit, worin die Regen aufhören; nun aber weiß man, daß eine

*) In dem Theile Lybiens, wo der Nil entſpringt, ſind die Schwalben und Weihen ſeßhaft und bleiben das ganze Jahr hindurch. Ein Gleiches hat man von einigen Kantonen Aethiopiens geſagt. Uebrigens kann es in demſelben Lande Zugſchwalben und ſeßhafte geben, wie am Vorgebirge der guten Hoffnung.

**) Siehe die Unterirdiſche Welt dieſes Jeſuiten. Dieſe beiden Thatſachen beſtätigen mich in der Vorſtellung, daß ſelbſt in den heißen Ländern eine eigene Jahreszeit für die Erzeugung der Kerbthiere, derjenigen wenigſtens iſt, die den Schwalben zur Nahrung dienen.

feuchte und warme Luft der Vermehrung der Kerbthiere, beſonders derjenigen am günſtigſten iſt, die wie die Maringuine ſich gern an waſſerreichen Oertern aufhalten. Chriſtoph Columbus ſah auf ſeiner zweiten Reiſe eine, die ſich den 24. Oktober, 10 Tage ehe er Dominique entdeckte, ſeinen Schiffen näherte; andere Reiſende haben ihrer zwiſchen den Kanarien und dem Vorgebirge der guten Hoffnung angetroffen. Im Königreich Iſſini ſieht man, nem Miſſionär Loyer zufolge, im Oktober und in den folgenden Monaten eine Menge Schwalben, die aus andern Ländern kommen. H. Edwards verſichert, die Schwalben verließen England im Herbſt *), und die Rauchſchwalben fände man in Bengalen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung, ſagt Kolbe, ſieht man das ganze Jahr Schwalben, während des Winters aber in ſehr großer Menge, was vorausſetzt, daß es in dieſer Gegend einige ſeßhafte und viele wandernde gibt; denn man wird wahrſcheinlich nicht behaupten, daß ſie ſich während des Sommers unter dem Waſſer oder in Löcher verbergen. Die kanadiſchen Schwalben, ſagt der P. Charlevoix, ſind, wie die europäiſchen, Zugvögel; die von Jamaika, ſagt der Doktor Stubbes, verlaſſen im Winter dieſes Eiland, ſo warm es auch ſein mag. Ein jeder kennt den glücklichen uud ſeltſamen Verſuch, den H. Friſch, der einigen dieſer Vögel einen mit Waſſerfarbe gefärbten Faden an die Füße band und dieſe nämlichen Vögel im folgenden Jahre mit ihrem Faden, der ſeine Farbe nicht verändert hatte, wiederſah; ein ziemlich guter Beweis, daß wenigſtens dieſe einzeln Vögel den Winter nicht unter dem Waſſer zugebracht hatten, und ein ſehr ſtarker Grund zur Vermuthung, daß es ſich mit der ganzen Art ſo verhält. Man darf ſich deſſen verſehen, daß, wenn Afrika und gewiſſe Theile Aſiens beſuchter und bekannter ſein werden, es gelingen wird, die verſchiedenen Raſten, nicht allein der Schwalben, ſondern auch der meiſten Vögel zu entdecken, welche die Bewohner der Eilande des Mittelmeers jedes Jahr mit Hülfe der Winde durch- und zurückziehen ſehen; denn dieſe Züge ſind eine Art langwieriger Schiffahrt; die Vögel unternehmen ſie, wie man geſehen, nicht leicht anders, als wenn ſie von einem günſtigen Winde unterſtützt werden; wenn aber mitten auf ihrer Reiſe widrige Winde ſie überraſchen, ſo kann es geſchehen, daß ſie, von Anſtrengung ermattet, ſich

*) Andere Beobachter, die darauf genauer geachtet haben, verſichern, daß die Schwalben gegen den 29. September England verlaſſen; der allgemeine Sammelplatz auf den Küſten der Landſchaft Suffolk zwiſchen Orfort und Yarmouth zu liegen ſcheint, ſie ſich auf den Dächern der Kirchen, alten Thürme u. ſ. w. niederlaſſen; hier mehrere Tage bleiben, wenn der Wind nicht günſtig iſt, um übers Meer zu fliegen; wenn aber der Wind über Nacht ſich dreht, ſie alle zumal abreiſen und des andern Morgens man keine mehr findet. Dieſes alles deutet keine Untertauchung noch auch eine Wanderung gegen Norden, wohl aber eine nach dem Süden oder Südoſt von England an.

auf das erſte Schiff ſetzen, das ihnen in den Weg kommt; wie es mehreren Seefahrern in der Wanderzeit vorgekommen iſt *). Es kann auch geſchehen daß ſie, wenn keine Schiffe ſich zeigen, ins Meer fallen und von den Wogen verſchlungen werden; alsdann könnte man wirklich mit einem zeitig ausgeworfenen Netz ertrunkene Schwalben fiſchen und ſie durch eine geſchickte Behandlung ins Leben zurückrufen; man ſieht aber leicht ein, daß dieſe Zufälle nicht auf feſtem Lande, noch auf Meeren von geringer Ausdehnung Statt finden können.

In faſt allen bekannten Ländern werden die Schwalben als Freundinnen der Menſchen angeſehen, und mit großem Recht, da ſie eine Menge Kerbthiere, die auf Koſten des Menſchen leben würden, verzehren **). Geſtehen muß man, daß die Windſchnäpper dieſelben Anſprüche auf ſeine Erkenntlichkeit hätten, da ſie ihm dieſelben Dienſte erweiſen; aber um ſie ihm zu leiſten, verbergen ſie ſich in die Schatten der Dämmerung, und es darf nicht Wunder nehmen, daß ſie und ihre Wohlthaten unbekannt bleiben.

Mein erſter Gedanke war geweſen, hier die Segler von den Schwalben zu trennen und darin die Natur nachzuahmen, welche ſelber durch die gegenſeitige Abneigung, die ſie ihnen eingeflößt, ſie getrennt zu haben ſcheint; nie hat man die Vögel dieſer beiden Familien in Geſellſchaft miteinander fliegen ſehen; wogegen man wenigſtens zuweilen unſere drei Schwalbenarten ſich in einen einzigen Schwarm vereinigen ſieht. Außerdem entfernt ſich die Familie der Segler von der andern durch ziemlich beträchtliche Unterſchiede in Körperbildung, Gewohnheiten und Gemüthsart: 1) in Körperbildung; denn ihre Füße ſind kürzer und zum Gehen oder zum Aufliegen, wenn ſie am flachen Boden ſind, ganz unnütz; ferner ſind ihre 4 Zehen nach vorne gekehrt und jede dieſer Zehen hat nur 2 Glieder, das des Nagels mit einbegriffen; 2) in den Gewohnheiten; ſie kommen ſpäter an und fliegen früher weg, obwohl ſie die Wärme mehr zu ſcheuen ſcheinen; ſie brüten in den Ritzen alter Mauern und ſo hoch, als ſie können; ſie bauen kein Neſt, verſehen aber ihr Loch mit einer wenig auserleſenen und ſehr reichlichen Streu, worin ſie ſich den

*) Als ſich das Schiff des Admirals Wager im Frühling im Kanal befand, ſetzte ſich eine zahlloſe Menge Schwalben darauf; alle Taue waren mit ihnen bedeckt; ſie ſahen ermüdet und ausgehungert aus; man fügt ſelbſt hinzu, daß ſie überaus mager waren. Nachdem ſie ſich die Nacht ausgeruht, flogen ſie des andern Morgens früh wieder weg. H. Collinſon berichtet uns, daß ein Gleiches auf dem Schiffe des Kapitäns Wright geſchah, als er von Philadelphia zurückkehrte

**) Bei mehreren Gelegenheiten hat man wahrgenommen, daß ſie ein Land von der Geißel der Schnecken befreiten. In dem Städtchen, worin ich wohne, haben ſie mehrere Kornböden von einer andern Geißel befreit, von jenen kleinen Würmern nämlich, die das Korn zernagen, indem ſie ohne Zweifel die geflügelten Kerbthiere, deren Larven dieſe Würmer ſind, ausrotteten.

Uferſchwalben nähern; gehen ſie auf Vorrath aus, ſo füllen ſie ihre weite Kehle mit geflügelten Kerbthieren jeder Art an, ſo daß ſie ihren Jungen nur 2 bis 3 Mal des Tages zu freſſen bringen; 3) in der Gemüthsart; ſie ſind mißtrauiſcher, wilder als die Schwalben; die Biegungen ihrer Stimme ſind auch nicht ſo manchfaltig, und ihr Naturtrieb ſcheint beſchränkter zu ſein. Das ſind große Unterſchiede und triftige Gründe, um Vögel nicht zu vermiſchen, die ſich im Naturzuſtande nie mit einander vermiſchen; und ich würde dieſen Plan ohne Bedenken verfolgen, kennten wir die Gemüthsart und die Gewohnheiten der fremden, zu dieſen beiden Schlägen gehörigen Arten hinreichend, um ſicher zu ſein, daß wir jede auf ihren echten Stamm zurückführten; wir wiſſen aber von dieſen fremden Arten ſo wenig, daß wir Gefahr laufen würden, bei jedem Schritt in Irrthum zu gerathen, klüger iſt es, die Vögel dieſer beiden Familien, weil man ſie nicht mit Sicherheit ſcheiden kann, zuſammen zu laſſen, bis uns neue Beobachtungen über ihre Natur genügend unterrichtet haben, um jedem ſeine rechte Stelle anzuweiſen. Hier wollen wir uns lediglich damit begnügen, die Arten anzuführen, die uns in Bezug auf die äußere Körperbildung die meiſte Aehnlichkeit unter ſich zu haben ſcheinen.

Auch werden wir die Schwalben der alten und der neuen Welt nicht in zwei Klaſſen trennen, weil ſie ſich alle einander ſehr ähnlich ſind, und außerdem dieſe beiden Welten für Vögel, die einen ſo guten Flügel haben und unter allen Breiten gleich gut ausdauern können, nur eine einzige ausmachen.

Die Rauchſchwalbe oder die Hausſchwalbe.

Sie iſt wirklich durch ihren Naturtrieb eine Hausſchwalbe; ſie ſucht die Geſellſchaft des Menſchen aus eigenem Antriebe, ſie zieht ſie ungeachtet ihrer Uebelſtände jeder andern Geſellſchaft vor. Sie niſtet, iſt in unſern Kaminen und ſelbſt im Innern unſerer Häuſer, beſonders derjenigen, worin wenig Bewegung und Geräuſch iſt; die große Menge iſt nicht die Geſellſchaft. Wenn die Häuſer zu gut verſchloſſen und die Schornſteine oben zugedeckt ſind, wie in Mantua und den Bergländern wegen des vielen Schnees und Regens, ſo verändert ſie ihre Wohnung, ohne ihre Neigungen zu verändern; ſie flüchtet ſich unter die Vordächer und baut hier ihr Neſt; nie aber legt ſie es gerne weit vom Menſchen weg an; und ſo oft ein verirrter Wanderer einige dieſer Vögel in der Luft erblickt, kann er ſie als ein gutes Vorzeichen anſehen, das ihm untrüglich irgend eine nahe Wohnung ankündigt. Wir werden ſehen, daß es ſich mit der Fenſterſchwalbe nicht ſo verhält.

Die Rauchſchwalbe iſt die erſte, die in unſern Himmelsſtrichen erſcheint, gewöhnlich bald nach der Frühlingsnachtgleiche. In den ſüdlichern Gegenden kommt ſie früher und in den nördlichern ſpäter an. Aber ſo milde die Luft

im Februar und im Anfange des März, ſo kalt ſie zu Ende des März und im Anfange des Aprils ſein mag, ſie kommt in jedem Lande faſt nur in dem gewöhnlichen Zeitpunkte zum Vorſchein *). Zuweilen ſieht man ihrer durch die Flocken eines dichten Schneegeſtöbers fliegen. Im Jahre 1740 litten ſie bekanntlich ſehr viel; ſie vereinten ſich in ziemlich großer Anzahl an einem Fluſſe, der ein Gut beſpült, welches damal dem H. Hebert **) gehörte, und wo ihrer mit jedem Augenblick todt niederfielen; das Waſſer war mit ihren kleinen Leichen bedeckt ***). Nicht als ob ſie durch die übermäßige Kälte umgekommen wären; Alles verrieth, daß es aus Mangel an Nahrung geſchah; diejenigen, die man aufhob, waren äußerſt mager, und die lebenden ſah man an dem Altandache des Gutes, wovon ich geſprochen, ſich feſtklammern und als letztes Mittel die dürren Mücken, die an alten Spinngeweben hingen, gierig ergreifen.

Es ſcheint, daß der Menſch einen Vogel, der ihm die ſchöne Jahreszeit ankündigt und ihm außerdem weſentliche Dienſte leiſtet, gut aufnehmen und gut empfangen müſſe; es ſcheint wenigſtens, daß ſeine Dienſte ſeine perſönliche Sicherheit zur Folge haben müßten, und dieſes findet hinſichtlich der meiſten Menſchen Statt, die ihn zuweilen ſelbſt abergläubiſch beſchützen****); zu oft aber finden ſich ihrer auch, die ſich ein unmenſchliches Vergnügen daraus machen, ihn zu ſchießen, ohne andern Beweggrund, als den, an einem ſehr unbeſtändigen, ſehr beweglichen, folglich ſehr ſchwer zu erreichenden Ziele ihre Geſchicklichkeit zu üben oder zu vervollkommnen; und das Sonderbarſte iſt, daß dieſe harmloſen Vögel durch die Schüſſe mehr angezogen als fortgeſcheucht werden und ſich nicht entſchließen können, den Menſchen zu fliehen, ſelbſt wenn er einen ſo grauſamen und ſo lächerlichen Krieg gegen ſie führt. Mehr als lächerlich iſt dieſer Krieg; denn er ſtreitet mit den Vortheilen desjenigen, der ihn führt, darum allein ſchon, weil uns die Schwalben von der Geißel der Schnecken, Kornwürmer und mehrerer anderer Kerbthiere befreien, die unſere Gemüſegärten, unſere Aernten und Wälder verheeren,

*) Plinius ſagt, Cäſar erwähne Schwalben, die den 8. der Kalenden des März geſehen worden. Es iſt dieſes aber eine einzeln ſtehende Thatſache, und vielleicht waren es Flußſchwalben.

**) Dieſer treffliche Beobachter hat mir über dieſe Vogelfamilie ſehr viele gut geſehene Thatſachen mitgetheilt, die oft beſtätigen, was ich durch eigene Beobachtung wußte, und zuweilen mich gelehrt haben, was ich nicht wußte.

***) Dieſer Umſtand iſt zu bemerken, wäre es auch nur, um der falſchen Vorſtellung derjenigen zu begegnen, die in all dieſem nur durch die Kälte erſtarrte Schwalben ſehen, welche die wahre Frühlingswärme in der Tiefe des Waſſers abwarten.

****) Man hat geſagt, die Schwalben ſtänden unter dem beſondern Schutz der Penaten; wenn ſie ſich übel behandelt ſähen, ſo pickten ſie den Kühen in die Euter und vertrieben ihnen die Milch; es waren dies Irrthümer, aber nützliche.

und weil ſich in einem Lande dieſe Kerbthiere und mit ihnen unſere Verluſte in demſelben Verhältniſſe vermehren, worin die Zahl der Schwalben *) und anderer Kerbthierfreſſer daſelbſt abnimmt. Der Verſuch des H. Friſch und einige andere ähnliche **) beweiſen, daß dieſelben Schwalben an dieſelben Orte wieder zurückkommen; ſie treffen nur ein, um zu brüten, und begeben ſich ſofort an die Arbeit. Jedes Jahr bauen ſie ein neues Neſt und legen es, wenn es die Räumlichkeit geſtattet, über dem des vorigen Jahres an. Ich habe ihrer in einem Rauchfange gefunden, die auf dieſe Weiſe ſtufenförmig gebaut waren; ich zählte vier übereinander liegende, alle vier einander gleich und aus Erde, mit eingerührtem Stroh und Haar gezimmert. Sie hatten 2 verſchiedene Formen; die größern ſtellte eine hohle***), oben offene, ungefähr 1 Fuß hohe Halbwalze vor; ſie nahmen die Mitte der Schornſteinwände, die kleinern den Winkel ein; die letztern bildeten nur den vierten Theil einer Walze oder auch eines umgeſtürzten Kegels. In dem erſten Neſt, dem tiefſten, war der Boden wie das Uebrige gezimmert; aber die in den obern Stufen waren von den untern nur durch ihre Matratze aus Stroh, Heu und Federn getrennt. Uebrigens habe ich unter den kleinen Winkelneſtern nur zwei gefunden, die ſtufenweiſe gebaut waren; ich glaube, daß es die Neſter der Jungen waren; ſie waren nicht ſo gut gearbeitet, wie die großen.

In dieſer Art, wie in den meiſten andern, iſt es das Männchen, welches die Liebe ſingt; das Weibchen aber iſt ganz ſtumm; ſein gewöhnliches Gezwitſcher ſcheint alsdann ſogar einen leichten Schwung anzunehmen. Auch iſt das Weibchen weniger unempfindlich; denn nicht allein nimmt es die Liebkoſungen des Männchens wohlgefällig auf, ſondern erwidert ſie ihm auch eifrig und reizt es zuweilen durch ſeine Neckereien. Sie legen jährlich zwei Mal Eier, das erſte Mal 5, das zweitemal 3. Dieſe Eier ſind nach Willughby weiß, nach Klein und Aldrovande gefleckt. Diejenigen, die ich geſehen, waren weiß. Während das Weibchen brütet, bringt das Männchen die Nacht auf dem Rand des Neſtes zu. Es ſchläft wenig, denn von Tagesanbruch an hört man es zwitſchern, und es flattert faſt bis in die tiefe Nacht hinein. Wenn die Jungen ausgeſchlüpft ſind, tragen ihnen die Eltern unaufhörlich Eſſen zu und unterhalten mit großer Sorgfalt die Reinlichkeit des Neſtes,

*) Freilich verzehren ſie auch nützliche Kerbthiere, z. B. die Bienen; man kann ſie aber immer verhindern, ihre Neſter in der Nähe der Bienenſtöcke zu bauen.

**) In einem Schloſſe bei Epinal in Lotringen band man vor einigen Jahren einer ſolchen Schwalbe einen Meſſingring an den Fuß, den ſie im folgenden Jahre wieder zurückbrachte. Heerkens führt in ſeinem Gedicht Hirundo eine andere Thatſache dieſer Art an.

***) Friſch ſagt, der Vogel nehme, wenn er ſeinem Neſte dieſe kreis- oder vielmehr halbkreisrunde Form gebe, ſeinen Fuß zum Mittelpunkt.

bis die Jungen ſtärker geworden, ſich ſo zu behelfen wiſſen, daß ſie ihnen dieſe Mühe erſparen. Anziehender aber iſt es, zu ſehen, wie die Alten den Jungen den erſten Unterricht im Fliegen geben, ſie dabei mit ihrer Stimme antreiben, ihnen in einer geringen Entfernung die Speiſe zeigen und ſich noch weiter entfernen, ſo wie jene heranfliegen, um ſie zu empfangen, ſie ſanft und nicht ohne einige Unruhe aus dem Neſte ſtoßen, vor ihnen und mit ihnen in der Luft ſpielen, als wollten ſie ihnen eine ſtets bereite Hülfe anbieten, und ihr Handeln mit einem ſo ausdrucksvollen Gezwitſcher begleiten, daß man ſeine Bedeutung zu verſtehen glauben ſollte. Verbindet man damit, was Boerhave von einem dieſer Vögel ſagt, der auf Vorrath ausgeflogen war, bei ſeiner Zurückkunft das Haus, wo ſein Neſt war, in Flammen fand und ſich durch dieſelben ſtürzte, um ſeinen Jungen Nahrung und Hülfe zu bringen; ſo wird man beurtheilen können, welche leidenſchaftliche Liebe die Schwalben gegen ihre Brut hegen *).

Man hat behauptet, daß ſie ihre Jungen, wenn ihnen die Augen ausgeſtochen und ſelbſt ausgeriſſen werden, mit einem gewiſſen Kraut, welches Chelidonium, d. h. Schwalbenkraut, genannt worden iſt, heilten und das Geſicht ihnen zurückgeben; allein die Verſuche Redi's und des Herrn von La Hire lehren uns, daß es dazu keines Krautes bedarf und die Augen eines jungen Vogels, ich will nicht ſagen völlig ausgeriſſen, ſondern nur ausgeſtochen oder auch zerſtört werden, ſich ſehr raſch und ohne alle Mittel wieder herſtellen. Ariſtoteles wußte es wohl und hat es niedergeſchrieben, Celſus hat es wiederholt. Gegen die Verſuche Redi's, des Herrn von La Hire und einiger Anderer läßt ſich nichts einwenden und dennoch dauert der Irrthum noch immer fort.

Außer den verſchiedenen Biegungen der Stimme, von denen ich bisheran geſprochen, haben die Rauchſchwalben auch noch ein Lock-, Freuden-, Furcht-, Zorngeſchrei, eines, wodurch die Mutter ihre Brut vor den drohenden Gefahren warnt, und viele andere aus dieſen allen zuſammengeſetzte Ausdrücke, was eine große Beweglichkeit in ihrem innern Sinne vorausſetzt.

Ich habe anderswo geſagt, daß dieſe Vögel von geflügelten Kerbthieren leben, die ſie im Fluge erſchnappen; da aber dieſe Kerbthiere einen mehr oder minder hohen Flug haben, je nachdem es mehr oder minder warm iſt, ſo geſchieht es, daß wenn die Kälte oder der Regen ſie an die Erde hinuntertreibt und ſie ſogar an dem Gebrauch ihrer Flügel verhindert, unſere Vögel über die Erde ſtreifen, und dieſe Kerbthiere auf den Stengeln der Pflanzen, dem Graſe der Wieſen und ſelbſt auf dem Pflaſter unſerer

*) Da hier von einer Mutter und einer brütenden Mutter die Rede iſt, ſo kann man wohl annehmen, daß ſie ſich aus Mangel an Erfahrung in die Flamme geſtürzt habe.

Straßen ſuchen; auch ſtreifen ſie über das Waſſer hin und tauchen zuweilen bei der Verfolgung der Waſſerkerbthiere halb hinein und bei großem Mangel machen ſie den Spinnen, ſelbſt mitten in ihrem Gewebe, ihre Beute ſtreitig und verſchlingen ſie zuletzt ſelbſt. Es iſt in allen Fällen der Gang des Wildpretts, welches den Gang des Jägers beſtimmt. In ihrem Magen findet man Ueberbleibſel von Fliegen, Grillen, Käfern, Schmetterlingen *) und ſelbſt Steinchen **), was beweiſet, daß ſie die Kerbthiere nicht immer im Fluge fangen, ſondern ſie auch zuweilen ſitzend erhaſchen. Wirklich, obwohl die Rauchſchwalben den größten Theil ihres Lebens in der Luft zubringen, ſetzen ſie ſich ziemlich oft auf Dächer, Schornſteine, Eiſenſtangen und ſelbſt auf den Boden und auf Bäume. In unſerm Erdſtriche bringen ſie gegen Ende des Sommers die Nächte oft auf Erlen, am Ufer der Flüſſe zu und alsdann werden ſie in großer Menge gefangen und in gewiſſen Ländern gegeſſen ***); ſie wählen die niedrigſten Zweige unter ſteilen Ufern, wo ſie vor dem Winde gut geſchützt ſind. Man hat bemerkt, daß die Zweige, die ſie ſich auserwählen, um die Nacht darauf zuzubringen, abſterben und verdorren.

Ebenfalls auf einem Baume, aber auf einem ſehr großen, pflegen ſie ſich zu verſammeln. Dieſe Verſammlungen beſtehen nur aus 3 bis 4 Hunderten. Denn ihre Art iſt bei weitem nicht ſo zahlreich, als die der Fenſterſchwalben. Aus unſerm Lande ziehen ſie gegen Anfang Oktobers fort; gewöhnlich reiſen ſie des Nachts ab, als wollten ſie den Raubvögeln, die ſie auf ihrem Wege necken, ihre Straße verbergen. H. Friſch hat ihrer zuweilen am hellen Tage abreiſen ſehen und H. Hebert hat zur Zeit der Abreiſe mehr als ein Mal Schwärme von 40—50 Stück geſehen, die ihren Weg hoch durch die Lüfte nahmen; und er hat beobachtet, daß bei dieſem Umſtande ihr Flug nicht allein höher als gewöhnlich, ſondern auch gleichförmiger und gehaltener war. Sie richten ihren Weg nach Süden hin und nehmen dabei ſo viel als möglich einen günſtigen Wind zu Hülfe: und wenn ſie kein ungünſtiges Wetter haben, ſo kommen ſie in den erſten 8 Tagen des Oktobers in Afrika an. Erhebt ſich während des Fluges über das Meer ein Südoſtwind, der ſie zurücktreibt, ſo halten ſie ebenſo wie die andern Zugvögel, auf den Eilanden,

*) Sie verdauen nicht immer gleich gut. In dem Magen eines Vogels, der zwei Tage ohne zu freſſen zugebracht hatte, fanden ſich viele Ueberreſte von Hartflüglern und in dem eines andern, der des Abends zuvor 5 bis 6 Fliegen gefreſſen hatte, fand ſich faſt gar nichts.

**) S. Belon und Willughby. Ueber dieſe Schwalbenſteine und ihre Kräfte, ſo wie über die Adlerſteine, die Hahnenſteine und andere Bezoare, welche die Lieblingskleinodien der Marktſchreierei ſowohl als der Leichtgläubigkeit zu ſein ſcheinen, hat man viele Ungereimtheiten erzählt.

***) Zu Valencia in Spanien, zu Liegnitz in Schleſien u. ſ. w.

die ſich auf ihrem Wege vorfinden, an. H. Adanſon hat ihrer am 6. Okt. um halb 7 Uhr Abends auf den Küſten des Senegal ankommen ſehen und in ihnen unſere ächten Schwalben wiedererkannt. Seitdem hat er ſich verſichert, daß man ſie in jenen Gegenden nur während des Herbſtes und Winters ſieht. Er belehrt uns, daß ſie dort alle Nächte ſchlafen, allein oder zu zweien, in dem Sande auf dem Ufer des Meeres *) und zuweilen in großer Menge in den Hütten, auf den Dachſparren. Endlich fügt er eine wichtige Anmerkung hinzu, daß nämlich dieſe Vögel am Senegal gar nicht niſten**). Auch H. Friſch bemerkt, daß ſie nie Junge von demſelben Jahre im Frühlinge mitbringen, woraus man den Schluß ziehen kann, daß die nördlichſten Gegenden ihr eigentliches Vaterland ſind. Denn das Vaterland einer Art, welche ſie ſein möge, iſt das Land, worin ſie liebt und ſich fortpflanzt.

Obgleich dieſe Schwalben im Allgemeinen, ſelbſt in Griechenland und Aſien, Zugvögel ſind, kann man ſich leicht vorſtellen, daß einige während des Winters zurückbleiben, beſonders in den gemäßigten Ländern, wo ſie Kerbthiere finden, z. B. auf den hieriſchen Eilanden und an der Küſte von Genua, wo ſie die Nächte mitten im Lande auf den Oranienbäumen zubringen und dieſen koſtbaren Gewächſen großen Schaden zufügen. Von der andern Seite ſollen ſie auf Malta ſelten zum Vorſchein kommen.

Man hat ſich dieſer Vögel zuweilen bedient und könnte ſich ihrer noch mit Erfolg bedienen, um merkwürdige Nachrichten ſehr raſch mitzutheilen; man braucht nur eine Brütſchwalbe zu haben, die gerade an dem Orte, wohin man die Nachricht ſchicken will, gefangen worden, und ſie mit einem Faden am Fuße, der gemäß der Uebereinkunft eine gewiſſe Anzahl Knoten und eine gewiſſe Farbe hat, fliegen zu laſſen; dieſe gute Mutter wird ſogleich ihren Aufflug nach dem Lande hin nehmen, wo ihre Brut iſt, und die Nachrichten, die man ihr vertraut hat, mit unglaublicher Schnelligkeit überbringen.

Die Rauchſchwalbe hat eine hochrothe Kehle und Stirne und von derſelben Farbe gleichſam zwei Augbraunen, der ganze übrige Unterleib iſt weißlich mit einer eben ſo hochrothen Tinte; der ganze übrige Obertheil des Kopfes und des Körpers hellbläulich ſchwarz, die einzige Farbe, die zum Vorſchein kommt, wenn die Federn ihre gehörige Länge haben, obwohl ſie an der Wurzel aſchgrau und an ihrem mittlen Theil weiß ſind; die Schwungfedern je nach den verſchiedenen Auffällen des Lichts bald heller bläulichſchwarz als

*) Dieſe Gewohnheit, im Sande zu ſchlafen, iſt dem, was wir unſere Schwalben thuen ſehen, völlig entgegen. Sie muß mit irgend einem beſondern Umſtande, der dem Beobachter entgangen iſt, zuſammenhangen; denn dieſe lebenden Maſchinen, die wir Thiere nennen, ſind fähiger, als man glaubt, ihre Verfahrungsweiſe ſo zu verändern, wie die Umſtände ſich verändern.

**) Auch ſoll auf Malta keine Schwalbenart niſten.

der Oberleib, bald grünlich braun, die Steuerfedern ſchwärzlich mit braunen Widerſcheinen; die 5 ſeitlichen Paare gegen das Ende mit einem weißen Flecken gezeichnet; der Schnabel auswendig ſchwarz, inwendig gelb; der Gaumen und die Mundwinkel auch gelb und die Füße ſchwärzlich. Bei den Männchen iſt die hochrothe Farbe der Kehle lebhafter, und das Weiß des Unterleibs hat eine leichte röthliche Tinte.

Das mittele Gewicht aller Schwalben, die ich gewägt, beträgt ungefähr 3 Quentchen; ſie ſehen für das Auge größer aus und wiegen dennoch weniger als die Fenſterſchwalben.

Geſammtlänge 6½ Zoll; der Schnabel ſtellt ein krummliniges, gleichſchenkliches Dreieck dar, deſſen Seiten hohl und 7 bis 8 Linien lang ſind; Fußwurzel 5 Linien ohne allen Flaum; Nägel dünn, wenig gebogen, ſehr ſpitz, der hintere der ſtärkſte von allen; Flug 1 Fuß; Schwanz 3¼ Zoll, ſtark eingeſchnitten (bei den jungen viel weniger), er beſteht aus 12 Steuerfedern, wovon das äußerſte Paar ein Zoll länger als die folgende, 15 bis 20 Linien länger als die mittlen und 4 bis 6 Linien länger als die Flügel iſt; gewöhnlich iſt er beim Männchen länger.

Man hat mir als Abarten einige Schwalben zugeſchickt, deren ſämmtliche Farben ſchwächer waren und die einen wenig gabelförmigen Schwanz hatten; vermuthlich waren es einfache Altersabweichungen; denn ſeine wahre Form hat der Schwanz und ſeine wahren Farben das Gefieder nur bei den erwachſenen.

Zu den zufälligen Abarten zähle ich 1) die weißen Schwalben. Es gibt wohl kein Land in Europa vom Archipel bis nach Preußen, wo man ſie nicht geſehen hätte. Aldrovande gibt das Mittel an, ihrer ſo viele zu erhalten, als man will; man braucht, ihm zu Folge, nur eine Lage Olivenöl aufs Ei zu legen. Ariſtoteles ſchreibt dieſe Weiße einer Schwäche der Körperbeſchaffenheit, dem Nahrungsmangel und dem Einfluſſe der Kälte zu. Ein Vogel, den ich beobachtet, hatte über den Augen und unter der Kehle fuchsrothe Tinten, auf dem Hals und der Bruſt braune Züge und keinen ſo langen Schwanz. Möglich, daß die Weiße nur vorübergehend wäre und nach der Mauſe nicht wieder zum Vorſcheine käme; denn wenn man auch bei den Bruten eines Jahres ziemlich oft weiße Vögel ſieht, ſo ſieht man ihrer doch im folgenden Jahre ſelten unter denen, die aus dem Winterlager zurückkehren. Uebrigens findet man zuweilen einzelne, die nur zum Theil weiß ſind; ſo die Schwalbe, wovon Aldrovande redet, die einen weißen Bürzel hatte und ſo gut wie die Fenſterſchwalbe auf die Benennung Weißſteiß Anſpruch machen konnte.

*) Der H. Graf Riolet hat mir verſichert, er habe in einem Schwarm Rauchſchwalben zwei von dieſer Farbe geſehen.

Für eine zufällige Abart ſehe ich zweitens die fuchsrothe Schwalbe an, bei der die hochrothe Farbe der Kehle und der Augbraunen ſich faſt über das ganze Gefieder hinzieht, jedoch immer ſchwächer werdend und ins Iſabellenfarbige ſpielend *).

Die Rauchſchwalbe, Nro. 543, Abbild. 1, iſt durch das ganze alte Feſtland verbreitet, von Norwegen bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und auf der aſiatiſchen Seite bis nach Indien und Japan. H. Sonnerat hat von der Küſte von Malabar eine mitgebracht, die ſich von unſerer Rauchſchwalbe nur durch ihren etwas kleinern Wuchs unterſcheidet; auch hat ſich vormuthlich ihre Haut beim Austrocknen zurückgezogen. Sieben andere von demſelben H. Sonnerat vom Vorgebirge der guten Hoffnung mitgebrachte Schwalben unterſcheiden ſich von den unſern nicht mehr, als ſich die unſrigen unter ſich unterſcheiden; nur findet man, wenn man recht genau zuſieht, daß ihr Unterleib reiner weiß und die Ausſchweifung, die an den 10 ſeitlichen Steuerfedern den Uebergang von ihrem ſchmalen Theil bezeichnet, beträchtlicher.

Andere Schwalben, die durch ihre Aehnlichkeit, es ſei in den Farben oder in der Körperbildung als durch den Himmelsſtrich hervorgebrachte Abarten angeſehen werden können, ſind folgende.

Abarten der Hausſchwalben.

I.

Die Schwalbe von Antigua mit roſtfarbiger Kehle.

Sie iſt etwas kleiner als unſere Schwalbe und ihre Stirne mit einer roſtgelben Binde umgürtet; auf der Kehle iſt ein Schild von gleicher Farbe, das unten durch ein ſehr ſchmales ſchwarzes Halsband begränzt wird; der Vorderhals und die übrige Unterſeite des Körpers ſind weiß; der Kopf, die Oberſeite des Halſes und der Rücken ſammetſchwarz; die kleinern obern Flügelbedeckungen ſchillernd veilchenſchwarz, die großen, ſowie die Schwung- und Steuerfedern kohlſchwarz; der Schwanz iſt gabelförmig und reicht nicht über die Flügel hinaus.

II.

Die Cayenner Schwalbe mit fuchsrothem Bauch.

Ihre Kehle iſt fuchsroth und dieſe Farbe verbreitet ſich über den ganzen Unterleib, ſtufenweiſe ſchwächer werdend; die Stirne weißlich; der ganze übrige Oberleib ſchön glänzend ſchwarz; ſie iſt etwas kleiner als die unſrige.

Geſammtlänge ungefähr 5½ Zoll; Schnabel 6 Linien; Fußwurzel 4 bis 5; Hinterzehe 5.

Die Schwalben dieſer Art bauen ihr Neſt in den Häuſern, wie unſere Rauchſchwalben, und zwar in Walzenform, aus kleinen Stengeln, Moos

und Federn; dieſe Walze hängt ſenkrecht herab und von allen Seiten frei; ſie verlängern dieſelbe, wie die andern thuen, ſo wie ſie ſich vermehren; der Eingang iſt unten, auf einer Seite und ſo gut angebracht, daß er mit allen Etagen in Verbindung ſtehen ſoll. Das Weibchen legt 4 bis 5 Eier hinein.

Es iſt ganz und gar nicht unwahrſcheinlich, daß unſere Hausſchwalben nach dem neuen Feſtland hinübergezogen ſind und dort eine Anſiedlung gegründet, die das Gepräge des urſprünglichen Schlages, ein durch die Einflüſſe des neuen Himmels hindurch gar leicht erkennbares Gepräge, behalten hat.

III.

Die Schwalbe mit fuchsrother Kappe.

Dieſes Fuchsroth iſt dunkel und mit Schwarz untermiſcht; auch der Bürzel iſt fuchsroth und an dem Ende weiß; der Rücken und die obern Flügelbedeckungen ſchön ſchwarz ins Blaue ſpielend mit ſtahlblauen Widerſcheinen; die Schwungfedern braun, mit hellerm Braun eingefaßt; die Steuerfedern ſchwärzlich; alle ſeitlichen auf der innern Seite mit einem weißen Flecken gezeichnet, der nur dann zum Vorſchein kommt, wann der Schwanz ausgebreitet iſt; die Kehle gemiſcht weißlich und braun; endlich der Unterleib auf blaßgelbem Grunde mit kleinern ſchwärzlichen Längsflecken überſtreut.

Der H. Vicomte von Querhoent, der dieſe Schwalbe am Vorgebirge der guten Hoffnung zu beobachten Gelegenheit gehabt, belehrt uns, daß ſie, wie die vorigen, in den Häuſern niſtet, ihr Neſt an die Decke der Gemächer baut, auswendig aus Erde, inwendig aus Federn, ihm eine gerundete Form gibt und eine Art hohle Walze, die ihr einziger Ein- und Ausgang iſt, daran anbringt. Man fügt hinzu, das Weibchen lege 4 bis 5 gepunktete Eier.

Fremde Vögel,

die mit der Hausſchwalbe verwandt ſind.

I.

Die große Schwalbe mit fuchsrothem Bauch vom Senegal.

Ihr Schwanz iſt eben ſo geformt wie der Schwanz unſerer Rauchſchwalben; auch hat ſie dieſelben Farben in ihrem Gefieder; dieſe Farben aber ſind anders vertheilt; außerdem iſt ſie viel größer und ſcheint nach andern Verhältniſſen gemodelt; ſo daß man ſie als eine beſondere Art anſehen kann. Oben auf dem Kopf und Halſe, auf dem Rücken und den obern Flügelbedeckungen iſt ſie glänzend ſchwarz mit ſtahlblauen Widerſcheinen; die Schwung- und Steuerfedern ſind ſchwarz; der Bürzel fuchsroth, eben ſo der ganze untere Theil; aber die Tinte auf der Kehle und auf den untern Flügelbedeckungen iſt viel ſchwächer und faſt weiß.

Geſammtlänge 8 Zoll 6 Linien; Schnabel 8 Linien; Fußwurzel ebenſo; hintere Zehe und hinterer Nagel nächſt der Mittelzehe und dem Mittelnagel die längſte; Flugweite 15 Zoll 3 Linien; Schwanz 4 Zoll; er iſt 26 Linien weit eingeſchnitten und reicht 1 Zoll weit über die Flügel hinaus.

II.

Die Schwalbe mit weißem Gürtel.

Dieſe Schwalbe, Nro. 724, Abb. 2, hat in ihrem Gefieder kein Fuchsroth, Alles darin iſt ſchwarz, außer einem weißen Gürtel auf dem Bauche, der gegen dieſen dunkeln Grund lebhaft abſtuft; außerdem iſt auf den Beinen etwas Weiß und die Steuerfedern, die obenher, wie alles Uebrige, ſchwarz ſind, ſind untenher nur braun.

Es iſt ein ſeltener Vogel. Er wird in Cayenne und Guiana im Innern des Landes am Ufer der Flüſſe gefunden. Häufig flattert er über das Waſſer hin wie unſere Schwalben; er ſetzt ſich aber auch gerne, was ſie nicht alle thun, auf die entwurzelten Bäume, die man im Waſſer ſchwimmen ſieht.

Geſammtlänge 6 Zoll; Schnabel ſchwarz, 6 Linien; Fußwurzel 6 Linien; Schwanz 2¼ Zoll; er iſt beinahe 18 Linien weit eingeſchnitten und reicht 4 Linien weit über die Flügel hinaus.

III.

Die Amberſchwalbe.

Seba ſagt, dieſe Schwalben flögen eben ſo wie unſere Uferſchwalben auf das Ufer, wenn das Meer unruhig wäre; man hätte ihm einige Male todte und lebende gebracht, die einen ſo ſtarken Geruch von grauem Amber aushauchten, daß eine einzige hingereicht hätte, um ein ganzes Zimmer zu durchduften. Dieſes bringt auf die Vermuthung, daß ſie ſich von Kerbthieren und andern Thierchen, welche ſelbſt durchduftet wären und ſich vielleicht von grauem Amber ernährten. Diejenige, welche H. Briſſon beſchrieben hat, kam vom Senegal her und war von H. Adanſon geſchickt worden. Wie man aber ſieht, wird ſie auch zuweilen in Europa gefunden.

Ihr ganzes Gefieder hat eine einzige Farbe und dieſe Farbe iſt braungrau; auf dem Kopf und den Schwungfedern dunkler als überall; der Schnabel iſt ſchwarz und die Füße ſind braun. Der Vogel iſt höchſtens ſo groß, wie ein Zaunkönig.

Ich habe nicht recht gewußt, ob ich nicht dieſe Art zu den Uferſchwalben ziehen ſollte, von denen ſie Einiges in ihrem Benehmen an ſich zu haben ſcheint; da aber das Ganze ihrer natürlichen Gewohnheiten nicht bekannt genug und ihr Schwanz eben ſo geformt iſt, wie der Schwanz unſerer

Hausſchwalbe, ſo habe ich geglaubt, ſie vorläufig zu dieſer letztern Art ziehen zu müſſen.

Die weißſteißige Schwalbe oder die Fenſterſchwalbe.

Nicht ohne Grund gaben die Alten dieſer Schwalbe, Nro. 245, Abb. 2, den Namen der wilden. Sie kann zwar traulich und faſt geſellig erſcheinen, wenn man ſie mit dem großen Segler vergleicht. Vergleicht man ſie aber mit unſerer Hausſchwalbe, ſo wird ſie wild erſcheinen. In der That, wir haben geſehen, daß dieſe letztere, wenn ſie die Schornſteine verſchloſſen findet, wie ſie in Nantua verſchloſſen ſind, eher unter den Vordächern der Häuſer niſtet, als daß ſie ſich vom Menſchen entferne, wogegen die Art mit weißem Steiß, die in der Umgegend dieſer Stadt ſehr zahlreich iſt und dort Fenſter, Thore, Simſe, kurz alle Bequemlichkeiten findet, um ihr Neſt anzubringen, es dennoch nie dort anbringt. Sie baut es lieber hoch an der Spitze der ſchroffen Felſen, welche den See einſchließen. *) Sie nähert ſich dem Menſchen, wenn es ihr anderswo nicht zuſagt. Aber unter ſonſt ganz gleichen Umſtänden zieht ſie für den Bau ihrer Behauſung einen Felsvorſprung an einem Karniß, eine Höhlung an einem Säulengange, mit einem Worte die Einſamkeit den bewohnten Orten vor.

Eins dieſer Neſter, das ich im September unterſucht habe und das von einem Fenſter abgenommen war, beſtand auswendig aus Erde, beſonders aus ſolcher, welche die Würmer von ſich geben und die man des Morgens auf den friſch bearbeiteten Gartenbeeten hie und da findet; in der Mitte ſeiner Dicke war ihm durch Strohhalme und in der vordern Schichte durch ſehr viele Federn Stärke gegeben. **) Der Staub, womit der Boden des Neſtes verſehen war, wimmelte von ſehr dünnen Würmchen, die lange, ſtruppige Haare hatten, ſich nach allen Richtungen hin wandten, ſich lebhaft bewegten und ſich beim Klettern mit ihrem Munde halfen. Sie waren beſonders an den Stellen zahlreich, wo die Federn in den innern Wänden ſtaken; auch fand man Flöhe darin, welche dicker, geſtreckter und nicht ſo braun, wie die gewöhnlichen Flöhe, aber eben ſo gebildet waren, und 7 bis 8 Wanzen, deren es doch in dem Hauſe keine gab und nie gegeben hatte. Dieſe beiden letztern Arten von Kerbthieren fanden ſich ohne Unterſchied ſowohl in dem Staube

*) H. Guys aus Marſeille hat mir ebenfalls dieſe Thatſache beſtätigt; was aber die Alten von einem ſehr feſten, ein Stadium langen und ganz aus dieſen Neſtern gebildeten Deich im Hafen von Herakleia in Aegypten und von einem andern ähnlichen Deiche, den dieſelben Vögel auf einem der Iſis geweihten Eilande gebaut hätten, geſagt haben, darf man nicht buchſtäblich verſtehen.

**) Ich habe bis an 4 und 5 Quentchen dieſer Federn in einem Neſte gefunden, das im Ganzen nur 26 Loth wog.

des Neſtes als in den Federn der Vögel, die es, 5 an der Zahl, nämlich Vater, Mutter und 3 flügge Jungen, bewohnten. Ich bin ſicher, daß dieſe 5 Vögel alle zuſammen die Nächte darin zubrachten. Dieſes Neſt ſtellte ſeiner Form nach den vierten Theil einer hohlen Halbafterkugel dar, die an ihren Polen geſtreckt war, ungefähr 4½ Zoll im Halbmeſſer hatte und mit ihren beiden Seitenflächen an den Pfoſten und dem Rahmen des Fenſters und mit ihrem Gleicher an der obern Einfaſſung hing. Der Eingang war an dieſer Einfaſſung ſenkrecht, halbkreisrund und ſehr ſchmal.

Dieſelben Neſter dienen mehrere Jahre nach einander und vermuthlich denſelben Paaren, was jedoch nur von den Neſtern zu verſtehen iſt, welche die Schwalben an unſere Fenſter hängen. Denn man verſichert nur, daß jene, die ſie an Felſen anlegen, immer nur für einen Sommer dienen und ſie jedes Jahr ein neues bauen. Zuweilen brauchen ſie, um es zu fertigen, nur 5 bis 6 Tage, andere Male gelingt es ihnen erſt in 10 bis 12 Tagen. Mit ihrem kleinen Schnabel und ihren kleinen Füßen tragen ſie den Mörtel zuſammen, den ſie mit dem Schnabel allein einrühren und auftragen. Oft ſieht man eine ziemlich große Anzahl dieſer Vögel an demſelben Neſte arbeiten,*) mögen ſie nun ein Vergnügen daran finden, ſich einander zu helfen oder mögen in dieſer Art, wo die Paarung nur in dem Neſte Statt finden kann, alle Männchen, die um dasſelbe Weibchen werben, in der Hoffnung, *einen ſüßen* und baldigen Gebrauch von dieſem Neſte zu machen, wetteifernd an ſeiner Vollendung arbeiten. Einige hat man geſehen, die an der Zerſtörung des Neſtes mit noch größerm Eifer arbeiteten, als die andern auf ſeinen Bau verwendeten. War es etwa ein Männchen, das, aus der Geſellſchaft gänzlich verſtoßen, ohne alle Hoffnung für ſich ſelbſt den traurigen Troſt ſuchte, die Genüſſe der andern zu ſtören oder aufzuhalten? Wie dem auch ſei, dieſe Schwalben kommen, je nach dem Grade der Breite, früher oder ſpäter an, H. Linné zufolge, zu Upſal den 9. Mai, in Frankreich und England im Anfange des April, **) 8 bis 10 Tage nach den Hausſchwalben, die, H. Friſch zufolge, einen niedrigern Flug haben und alſo ihr Futter leichter und früher finden. Oft werden ſie von der letzten Kälte über-

*) Ich habe bis an 5 gezählt, die in demſelben Neſt ſaßen oder ſich um dasſelbe angeklammert hielten, die hin und her fliegenden nicht zu zählen; je größer ihre Zahl iſt, um ſo ſchneller rückt die Arbeit voran.

**) In dieſem Jahre 1779 hat es im Winter nicht geſchneit und der Frühling iſt ſehr ſchön geweſen; gleichwohl ſind dieſe Schwalben in Burgund erſt den 9. April und am Genfer See erſt den 14. angekommen. Man hat erzählt, ein Schuhmacher in Baſel hätte einer Schwalbe ein Halsband mit der Aufſchrift:

Hirondelle,
qui es si belle,
Dis-moi, l'hiver ou vas-tu?

raſcht und man hat ſie ſchon durch dichtes Schneegeſtöber flattern ſehen. *) Die erſten Tage nach ihrer Ankunft halten ſie ſich am Waſſer und in ſumpfigen Gegenden auf. Nach den Neſtern, die ſich an meinen Fenſtern befinden, habe ich ſie nicht vor dem 15. April zurückkehren ſehen; zuweilen haben ſie ſich erſt in den erſten Tagen des Mais gezeigt. Sie legen ihr Neſt in jeder Lage an, vorzugsweiſe jedoch an Fenſtern, die aufs Feld hinausgehen, beſonders wenn es in dieſen Feldern Flüſſe, Bäche oder Teiche gibt; zuweilen bauen ſie es in den Häuſern; dieſes iſt aber ſelten und ſehr ſchwer herbeizuführen. Ihre Jungen ſind oft ſchon am 15. Mai ausgeſchlüpft. Man hat das Männchen und das Weibchen auf dem Rande eines noch unvollendeten Neſtes ſich liebkoſen, ſich mit einem ausdrucksvollen Gezwitſcher ſchnäbeln, **) nicht aber ſich begatten ſehen, was glauben läßt, daß ſie ſich im Neſt begatten, wo man ſie auf dieſe Weiſe am frühen Morgen und zuweilen die ganze Nacht hindurch zwitſchern hört. Ihre erſte Hecke beſteht gewöhnlich aus 5 weißen Eiern, die am ſtumpfen Ende eine nicht ſo weiße Scheibe haben; die zweite Hecke beſteht aus 3 bis 4 und die dritte, wenn ſie Statt findet, aus 2 bis 3 Eiern. Das Männchen entfernt ſich leicht vom Weibchen, ſo lange es brütet; unaufhörlich wacht es über ſeine Sicherheit und über die der Frucht ihrer Vereinigung, und mit Ungeſtüm ſtürzt es über

angethan und im folgenden Frühling durch denſelben Boten dieſe Antwort auf ſeine Frage erhalten:

A Athenes
chez Antoine
Pourquoi t'en informes-tu?

Das Wahrſcheinlichſte in dieſer Anekdote iſt, daß die Verſe in der Schweiz verfaßt worden ſind; was die Sache betrifft, ſo iſt ſie mehr zweifelhaft, da man durch Belon und Ariſtoteles weiß, daß die Schwalben in Griechenland wie im übrigen Europa ſechs Monate bleiben und den Winter in Afrika zubringen.

*) Dieſes beweiſt, daß dasjenige, was der Pfarrer Hoegſtröm aus Nordland über das Vorgefühl der Luftbeſchaffenheiten, die er den Schwalben beilegt, ſagt, ſo wenig auf dieſe, als auf die Rauchſchwalbe Anwendung findet und, wie geſagt, als ſehr zweifelhaft angeſehen werden muß. „Man hat," ſagt er, „in Lappland zu Anfange des Auguſt Schwalben abreiſen und bei einem ſehr warmen Wetter als noch nichts eine Veränderung der Luftbeſchaffenheit ankündigte, ihre Jungen verlaſſen ſehen; jene Veränderung aber blieb nicht lange aus und den 8. September konnte man in Schlitten fahren. In gewiſſen Jahren dagegen ſieht man ſie noch ziemlich ſpät, obwohl die Witterung nicht milde iſt. Man hat ſich in dieſem Falle verſichert, daß die Kälte nicht nahe bevorſteht."

In dieſem Falle ſcheint der Herr Pfarrer nur der Widerhall eines Volksgerüchts zu ſein, deſſen Wahrheit herauszuſtellen er ſich nicht die Mühe genommen und dem durch die glaubwürdigſten Beobachtungen widerſprochen wird.

**) Friſch behauptet, die Männchen dieſer Art ſängen beſſer als die der Hausſchwalben; meines Bedünkens findet gerade das Gegentheil Statt.

die Vögel her, die ſich ihr zu ſehr nähern. Wenn die Jungen ausgeſchlüpft ſind, ſo tragen ihnen beide häufig Futter zu und ſcheinen eine große Sorge für ſie zu nehmen; indeſſen gibt es Fälle, worin ſich dieſe väterliche Liebe zu verläugnen ſcheint. Eins dieſer Kleinen, das ſchon ein vorgerückteres Alter hatte und ſelbſt im Stande war, zu fliegen, war aus dem Neſt auf die Fenſterbrüſtung gefallen und die Eltern kümmerten ſich nicht um daſſelbe und brachten ihm keine Hülfe. Allein dieſe ſcheinbare Härte hatte glückliche Folgen; denn das Kleine, das ſich jetzt ſich ſelbſt überlaſſen ſah, gebrauchte ſeine Hülfsmittel, ward thätig, ſchlug mit den Flügeln und nach dreiviertelſtündiger Anſtrengung gelang es ihm, ſeinen Aufflug zu nehmen. Als ich ein Neſt mit 4 eben ausgeſchlüpften Jungen oben von einem Fenſter weggenommen und auf der Brüſtung deſſelben Fenſters gelaſſen hatte, ſchienen die Eltern, die unaufhörlich hin und her flogen, um die Stelle, wo das Neſt weggenommen worden, herumflatterten, die nothwendig es ſahen und das Hülfegeſchrei ihrer Jungen hörten, ſich auch nicht darum zu kümmern, während ein Sperlingsweibchen an demſelben Orte und unter denſelben Umſtänden unabläſſig den ſeinigen Nahrung in ſeinem Schnabel zubrachte. Es ſcheint, daß die Anhänglichkeit dieſer Schwalben an ihre Jungen von den örtlichen Verhältniſſen abhängt; indeſſen fahren ſie noch lange, nachdem dieſelben zu fliegen angefangen, fort, ſie zu füttern und tragen ihnen ſelbſt mitten in der Luft die Nahrung zu. Dieſe Nahrung beſteht hauptſächlich in geflügelten Kerbthieren, die ſie im Fluge erhaſchen, *) und dieſe Weiſe, ſie zu erhaſchen, iſt ihnen ſo eigen, daß, wenn ſie eins auf einer Mauer ſitzen ſehen, ſie ihm im Vorüberfliegen einen Schlag mit den Flügeln geben, um es zum Fliegen zu bringen und hierauf mit größerer Bequemlichkeit fangen zu können.

Man ſagt, daß die Sperlinge ſich der Neſter dieſer Schwalben oft bemächtigen und das iſt wahr. Man fügt aber hinzu, daß die auf dieſe Weiſe aus ihrer Behauſung vertriebenen Schwalben zuweilen mit einer großen Anzahl anderer zurückkehren, in einem Augenblicke mit demſelben Mörtel, woraus ſie das Neſt gebaut haben, ſeinen Eingang verſtopfen, die Sperlinge einmauern und ſo den Gewaltthätigen aus ihrer Gewaltthat Verderben bereiten. Ich weiß nicht, ob ſich dieſes jemal begeben hat, ſagen aber kann ich, daß ſich Sperlinge vor meinen Augen und zu verſchiedenen Zeiten mehrerer Schwalbenneſter bemächtigt haben und die Schwalben hierauf zwar in Menge und zu wiederholten Malen im Laufe des Sommers dahin zurückgekommen, in das Neſt geſtiegen, mit den Sperlingen ſich gezankt und zuweilen einen bis zwei Tage in der Gegend umhergeflattert, nie aber den

*) Es iſt die allgemeinſte mit der täglichen Erfahrung übereinſtimmende Meinung; indeſſen verſichert mir H. Guys, dieſe Vögel ſuchten die Fichtengehölze, wo ſie Raupen fänden, mit denen ſie ſich ernährten.

geringſten Verſuch gemacht haben, den Eingang des Neſtes zu verſchließen, obwohl ſie ſich in dem Falle befanden und Stärke und alle Mittel beſaßen, um zu ihrem Zwecke zu kommen. Wenn ſich übrigens die Sperlinge der Schwalbenneſter bemächtigen, ſo geſchieht dieß durchaus nicht in Folge irgend einer Abneigung dieſer Arten gegeneinander, wie man hat glauben wollen; es weiſet dieſes einzig darauf hin, daß die Sperlinge ihre Gemächlichkeit, Bequemlichkeit ſuchen. Sie legen in dieſen, weil ſie dieſelben bequem finden; ſie würden lieben in jedem andern Neſt und ſelbſt in jedem andern Loch.

Obſchon dieſe Schwalben etwas wilder, als die Rauchſchwalben ſind und Philoſophen geglaubt haben, ihre Jungen ſeien unzähmbar, *) ſo iſt die Wahrheit gleichwohl die, daß ſie ſich ziemlich leicht zähmen laſſen. Man muß ihnen die Nahrung geben, die ſie am meiſten lieben und die ihrer Natur am angemeſſenſten iſt, d. h. Fliegen und Schmetterlinge, und ihnen oft davon geben. **) Vor Allem muß man ihre Freiheitsliebe ſchonen, ein Gefühl, das allen Thiergeſchlechtern gemein, in keinem aber ſo lebhaft und ſo argwöhniſch wie in dem geflügelten Geſchlechte iſt. ***) Eine dieſer gezähmten Schwalben hat man geſehen, die für die Perſon, von der ſie ihre Erziehung empfangen, eine beſondere Zuneigung gefaßt hatte; ſie blieb den ganzen Tag auf ihren Knieen und ſah ſie nach einigen Stunden der Abweſenheit ſie wieder, ſo empfing ſie dieſelbe mit einem kleinen Freudengeſchrei, mit Flügelſchlagen und dem vollen Ausdrucke des Gefühls. Schon begann ſie ihr Futter aus den Händen ihrer Herrin zu nehmen und allem Anſcheine nach würde ihre Erziehung vollſtändig gelungen ſein, wäre ſie nicht davon geflogen. Sie ging nicht weit weg, mag ihr nun die innige Geſellſchaft des Menſchen zum Bedürfniß geworden oder mag ein durch das häusliche Leben verſchlechtertes, wenigſtens verweichlichtes Thier nicht mehr der Freiheit fähig ſein, ſie gab ſich einem kleinen Thiere hin und bald hernach verlor ſie ihr Leben unter

*) Herr Rouſſeau von Genf.

**) Einige Schriftſteller behaupten, von Pflanzenſtoffen könnten ſie gar nicht leben; indeſſen darf man nicht glauben, daß es ein Gift für ſie ſei. Zu dem Futter einer gezähmten Schwalbe, wovon ich ſogleich reden werde, kam auch einiges Brod; was aber am ſeltſamſten iſt, man hat Kinder geſehen, die kleine Schwalben blos mit dem Koth ernährten, der aus dem Neſt einer Schwalbe derſelben Art fiel; dieſe Vögelchen lebten bei dieſer Speiſe 10 Tage lang recht wohl und allem Anſcheine nach hätten dieſelben noch einige Zeit ausgehalten, wäre der Verſuch nicht durch eine Mutter unterbrochen worden, die mehr Vergnügen an Reinlichkeit als an Kenntniſſen fand.

***) „Ich habe oft das Vergnügen gehabt,“ ſagt H. Rouſſeau, „ſie zu ſehen, wie ſie ſich in meiner Stube bei geſchloſſenen Fenſtern aufhielten, um nach Luſt mit einander zu zwitſchern, zu ſpielen und zu ſchäkern, bis es mir gefallen möchte, ihnen die Fenſter zu öffnen, ganz ſicher, daß dieſes nicht lange ausbleiben würde. Ich ſtand wirklich zu dieſem Zweck alle Tage um 4 Uhr auf.“

den Krallen einer Katze. Der H. Vicomte von Querhoent verſichert mir, er habe ebenfalls mehrere Monate lang junge im Neſt gefangene Schwalben aufgezogen; er ſetzt aber hinzu, es wäre ihm nie gelungen, ſie dahin zu bringen, daß ſie allein gefreſſen und ſie wären immer in der Zeit, worin ſie ſich ſelbſt überlaſſen worden, umgekommen. Als diejenige, von der ich zuvor geſprochen habe, gehen wollte, ſchleppte ſie ſich ihrer kurzen Füße wegen mit ſchlechtem Anſtande fort. Auch ſetzen ſich die Schwalben dieſer Art ſelten und nur, wenn die Noth ſie dazu zwingt, anderswo als in ihr Neſt; ſo z. B. ſetzen ſie ſich auf den Rand des Waſſers, wenn ſie die feuchte Erde, womit ſie ihr Neſt bauen, ſammeln müſſen, oder ins Schilfrohr, um hier gegen das Ende des Sommers die Nächte zuzubringen, wenn ſie bei der dritten Brut zu zahlreich geworden, als daß die Neſter ſie alle faſſen könnte, *) oder endlich auf die Dächer und Mauerkränze eines großen Gebäudes, wenn ſie ſich zur Abreiſe ſammeln müſſen. H. Hebert hatte in Brie ein Haus, welches ſie jedes Jahr zu ihrem allgemeinen Sammelplatz wählten; die Verſammlung war ſehr zahlreich, nicht allein weil die Art es an ſich ſelbſt in bedeutendem Grade iſt, da jedes Paar zwei und zuweilen drei Mal legt, ſondern auch weil oft die Uferſchwalben und einige Nachzüglerinnen der Hausſchwalbenart ihre Anzahl vermehrten. Sie haben bei dieſer Gelegenheit ein beſonderes Geſchrei, das ihr Verſammlungsgeſchrei zu ſein ſcheint. Man hat bemerkt, daß ſie kurze Zeit vor ihrer Abreiſe ſich darin üben, faſt bis zu den Wolken hinaufzufliegen und auf dieſe Weiſe ſich zur Reiſe durch jene hohen Gegenden vorzubereiten ſcheinen; dieſes ſtimmt mit andern Beobachtungen, die ich im vorigen Aufſatze dargelegt habe, überein und erklärt zugleich, warum man dieſe Vögel auf ihrem Wege aus einer Gegend in die andere ſo ſelten in der Luft ſieht. Sie ſind in dem alten Feſtlande ſehr verbreitet; indeß verſichert Aldrovande, er habe ſie in Italien und namentlich in der Gegend von Bologna nie geſehen. Im Elſaß fängt man ſie im Herbſt, wie H. Hermann ſagt, beim Eintritt der Nacht, indem man ein ausgeſpanntes Netz auf einen mit Binſen angefüllten Sumpf fallen läßt und des andern Morgens die Vögel, die ſich darunter befinden, ertränkt. Man begreift wohl leicht, daß die auf dieſe Weiſe ertränkten Schwalben zuweilen wieder ins Leben mögen zurückgerufen worden ſein und daß dieſe ſehr einfache Sache oder irgend eine andere derſelben Art zu der Fabel über ihr jährliches Untertauchen und Austauchen Anlaß gegeben haben kann.

*) Gegen das Ende des Sommers ſieht man ſie des Abends und faſt bis in die dunkle Nacht hinein in großer Menge über dem Waſſer flattern; wahrſcheinlich verſammeln ſie ſich, eben um dorthin zu gehen, täglich 1 bis 2 Stunden vor Sonnenuntergang. Dazu kommt, daß man in den Städten ihrer des Abends weit weniger findet, als den übrigen Tag hindurch.

Dieſe Art ſcheint zwiſchen der Hausſchwalbe und dem großen Segler die Mitte zu halten; ſie hat etwas von dem Gezwitſcher und der Traulichkeit der erſtern; ſie baut ihr Neſt beinahe wie ſie und ihre Zehen haben beziehlich eben ſo viele Glieder. Sie hat die beſiederten Füße des Seglers und die Hinterzehe kann ſich nach vorne drehen; ſie fliegt, wie er, bei ſtarken Regengüſſen und fliegt alsdann in zahlreichern Schwärmen als gewöhnlich; wie er, klammert ſie ſich an die Mauern an und ſetzt ſich ſelten auf die Erde. Sitzt ſie hier, ſo kriecht ſie mehr als ſie geht. Auch iſt ihre Schnabelöffnung breiter als die der Hausſchwalben, wenigſtens anſcheinend, weil ihr Schnabel oben an den Naſelöchern plötzlich breiter wird und hier ſeine Ränder auf jeder Seite einen vorſpringenden Winkel bilden. Obwohl ſie endlich etwas mehr Maſſe hat, ſieht ſie nicht ganz ſo groß aus, weil ihre Federn und beſonders die untere Schwanzbedeckung nicht ſo dicht ſind. Das mittlere Gewicht all derjenigen, die ich gewägt habe, iſt beſtändig 3 bis 4 Quentchen geweſen.

Der Bürzel, die Kehle und der ganze Unterleib ſind ſchön weiß; die Rippe der Schwanzbedeckungen braun; der obere Theil des Kopfes und des Halſes, der Rücken, was von den Federn und den größern obern Schwanzbedeckungen zum Vorſchein kommt, leuchtend ſchwarz, mit blauen Widerſcheinen bereichert; die Federn auf dem Kopf und Rücken an ihrer Wurzel aſchgrau und an ihrem mittlen Theile weiß; die Schwungfedern braun, mit grünlichen Widerſcheinen auf den Rändern, die drei letzten zunächſt am Körper ſtehenden an der Spitze weiß; die Füße bis an die Nägel mit weißem Flaum bedeckt, der Schnabel ſchwarz und die Füße braungrau. Das Schwarz des Weibchens iſt nicht ſo entſchieden, ſein Weiß nicht ſo rein, auf dem Bürzel ſelbſt mit Braun untermiſcht. Die Jungen haben einen braunen Kopf, und unter dem Halſe eine braune Tinte; die Widerſcheine des Oberleibs nicht ſo dunkel blau und bei gewiſſem Licht ſogar grünlich, und was bemerkenswerth iſt, die Schwungfedern ſind dunkler. Es ſcheint, daß der von H. Briſſon beſchriebene Vogel ein junger war. Dieſe Jungen haben im Schwanz eine häufige Bewegung von unten nach oben und wo der Hals anfängt, keine Federn.

Geſammtlänge 5½ Zoll; Schnabel 6 Linien; inwendig in der Tiefe blaß roth, vornhin ſchwärzlich; Naslöcher rund und bloß; Zunge gabelförmig gegen die Spitze hin etwas ſchwärzlich; Fußwurzel 5½ Linie, mehr auf den Seiten als vorn und hinten mit Flaum verſehen; Mittelzehe 6½ Linie; Flug 10½ Zoll; Schwanz 2 Zoll, 6, 7 und ſelbſt 9 Linien weit eingeſchnitten; er ſieht viereckig aus, wenn er ſtark ausgebreitet iſt, reicht 8 bis 9, bei einigen einzelnen nur 5 Linien weit und bei andern gar nicht über die Flügel hinaus.

Darmgang 6 bis 7 Zoll; ſehr kleine Blinddärme, mit einem andern Stoff

angefüllt als demjenigen, der die echten Därme anfüllte; eine Gallenblaſe, Magen muskelig, Speiſeſchlund 20 Linien, erweitert ſich vor ſeiner Einfügung in eine kleine drüſichte Taſche; Hoden eiförmig, ungleich; der große Durchmeſſer der dickern betrug 4 Linien, ihr kleinerer 3; an ihrer Oberfläche ſah man eine Menge Schneckenwindungen, wie von einem kleinen Gefäß, das nach Seiten gedreht und gerollt worden.

Seltſam iſt es, daß die Jungen mehr als ihre Eltern wiegen; 5 Junge, die erſt den Flaum hatten, wogen zuſammen 6 Loth, was für jedes 345 Gran ausmachte, wogegen die Eltern zuſammen nur genau 2 Loth wogen, was für jedes 288 Gran machte. Die Magen der Jungen waren durch die Speiſe geſpannt, ſo daß ſie die Form eines Deſtillirkolbens hatten, und wogen zuſammen 2½ Quentchen oder 180 Gran, was für jedes 36 Gran machte, wogegen die beiden Magen der Eltern, die faſt nichts enthielten, zuſammen nur 18 Quentchen, d. i. ein Viertel von dem Gewicht der andern wogen; ihr Umfang war auch und faſt in demſelben Verhältniß kleiner. Dies beweiſet deutlich, daß die Eltern ſich das Nothdürftige verſagen, um ihren Jungen den Ueberfluß zu geben, und daß in dem erſten Alter die Organe, die auf die Ernährung *) und im erwachſenen Alter, diejenigen, die auf die Fortpflanzung Bezug haben, die überwiegenden ſind.

Zuweilen ſieht man einzelne Vögel dieſer Art mit ganz weißem Gefieder, wofür ich zwei glaubwürdige Zeugen anführen kann, den H. Hebert und den H. Hermann. Die weiße Schwalbe des letztern hatte rothe Augen wie ſo viele andern Thiere mit weißem Haare oder Gefieder; ſie hatte nicht wie die andern aus derſelben Hecke mit Flaum bedeckte Füße.

Als eine zufällige Abweichung in dieſer Art kann man Barrere's ſchwarze Schwalbe mit falbem Bauche anſehen, und als eine durch den Himmelsſtrich hervorgebrachte, die braune Schwalbe mit weißlicher Bruſt, wovon Brown redet. **)

Die Uferſchwalbe.

Wir haben geſehen, daß die beiden vorhergehenden Arten viel Kunſtfleiß und Arbeit auf die Mörtelmaurung ihres kleinen Hauſes verwenden; jetzt werden wir zwei andere Arten ſehen, die ihre Eier in Erd- oder Mauerlöcher und hohle Bäume legen, ohne ſich viele Mühe um die Fertigung eines Neſtes zu geben und ſich damit begnügend, ihrer Brut ein kleines Lager aus den gemeinſten Stoffen, die kunſtlos aufgehäuft oder plump angeordnet ſind, zu bereiten.

*) Daſſelbe Mißverhältniß habe ich ſowohl in den Magen als in den Därmen der jungen Sperlinge, Nachtigallen, Grasmücken u. ſ. w. gefunden.

**) Dieſer Schriftſteller gibt ihr den Namen house swallow; mehr Verwandtſchaft aber hat ſie mit der weißſteißigen Schwalbe.

Die Uferſchwalben, Nro. 435, Abb. 2, kommen in unſern Erdſtrichen an und ziehen wieder fort, faſt zu gleicher Zeit mit unſern Fenſterſchwalben. Mit dem Ende des Auguſt nähern ſie ſich zuerſt den Orten, wo ſie ſich alle zu vereinigen pflegen; und gegen Ende Septembers hat H. Hebert oft die beiden Arten auf dem Hauſe, das er in Brie bewohnte,*) und vorzugsweiſe auf der Südſeite des Dachwerkes in großer Anzahl verſammelt geſehen. War die Verſammlung gebildet, ſo bedeckte ſie das Haus ganz. Inzwiſchen verändern nicht alle dieſe Schwalben während des Winters ihren Aufenthalt. Der H. Kommandeur des Mazys meldet mir, daß man ihrer in dieſer Jahreszeit, beſonders bei ſchlechtem Wetter, beſtändig auf Malta ſieht; **) und es iſt gut zu bemerken, daß es auf dieſem Eilande keinen andern See, keinen andern Teich als das Meer gibt, und man folglich nicht annehmen kann, daß ſie in der Zeit zwiſchen den Stürmen in der Tiefe des Waſſers lägen. H. Hebert hat ihrer in den Gebirgen von Bugey in verſchiedenen Wintermonaten 15 bis 16 zuſammen fliegen ſehen; es war nahe bei Nantua in mittelmäßiger Höhe, in einer ¼ Meile langen und 3 bis 400 Schritt breiten Bergſchlucht, die ihre Hauptlage ſüdwärts hatte und durch unabſehbare Felſen gegen Norden und Weſten eingeſchloſſen war, und in der das Gras faſt das ganze Jahr hindurch ſein ſchönes Grün und ſeine Friſche behält, das Veilchen im Februar blüht und der Winter unſerm Frühling gleicht. In dieſem bevorzugten Orte ſieht man dieſe Schwalben in der ſchlechten Jahreszeit häufig ſpielen und flattern und die Kerbthiere verfolgen, die hier auch nie fehlen. Wird die Kälte zu lebhaft, und finden ſie draußen keine Mücken mehr, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht in ihre Löcher, in die der Froſt nicht hineindringt, wo ſie Erdkerbthiere und Larven in hinreichender Menge finden, um ſich während dieſer kurzen Unregelmäßigkeiten in der Witterung zu unterhalten, und wo ſie vielleicht mehr oder weniger jenen Zuſtand der Erſtarrung erleiden, dem ſie nach der Behauptung des H. Gmelin und mehreren andern während der Kälte, jedoch, wie die Verſuche des H. Collinſon beweiſen, nicht immer unterworfen ſind. Die Einheimiſchen ſagten

*) Dieſes Haus lag in einer kleinen Stadt, aber an einem Ende derſelben; die Hauptausſicht ging auf einen Fluß und von mehreren Seiten ſtieß es an das Feld.

**) „Auf St. Domingo," ſagt der H. Ritter Lefebvre Deshayes, „ſieht man die Schwalben bei der Ankunft der Böen eintreffen; zertheilt ſich das Gewölke, ſo fliegen auch ſie fort und folgen offenbar dem Regen." Sie ſind wirklich auf dieſem Eilande in der Regenzeit ſehr gemein. Ariſtoteles ſchrieb vor 2000 Jahren, daß in Griechenland die Uferſchwalbe ſelbſt im Sommer, nur wenn es regnete, zum Vorſchein käme. Endlich iſt es bekannt, daß man auf dem Meer Vögel jeder Art, Waſſervögel und andere, während der Stürme auf den Eilanden anhalten und zuweilen ſich auf die Schiffe flüchten ſieht, und daß ihr Erſcheinen faſt immer der Vorbote irgend eines Sturmwindes iſt.

H. Hebert, daß ſie des Winters, wann der Adventsſchnee geſchmolzen, ſo oft das Wetter milde wäre, zum Vorſchein kämen.

Dieſe Vögel werden in ganz Europa gefunden. Belon hat ihrer in Romaine beobachtet, die mit den Eisvögeln und Bienenfreſſern an den Ufern des Mariſſa, des einſt ſogenannten Hebrus, niſteten. H. Königsfeld erblickte auf ſeiner Reiſe nach dem Norden auf dem linken Ufer eines Baches, der durch das Dorf Kakui in Sibirien fließt, in einer Ausdehnung von ungefähr 20 Klaftern eine große Menge Löcher, die kleinen, graulichen, Streſchi genannten Vögeln zur Zuflucht dienten (es können dieſes nur Uferſchwalben ſein). Man ſah ihrer 5 bis 600 durcheinander um dieſe Löcher fliegen, hineingehen, heraus kommen und ſtets in Bewegung wie die Mücken. Die Schwalben dieſer Art ſind, Ariſtoteles zu Folge, in Griechenland ſehr ſelten; ziemlich gemein aber ſind ſie in einigen Gegenden Italiens, Spaniens, Frankreichs, Englands, Hollands und Deutſchlands. *) Sie machen oder wühlen ihre Löcher vorzugsweiſe an ſteilen Uferabhängen und Felſenriffen, weil ſie hier ſicherer ſind, auf dem Ufer ſtehender Gewäſſer, weil ſie hier Kerbthiere in größerer Menge finden, in ſandigem Erdreich, weil ſie darin leichter ihre kleinen Höhlen graben und ſich einrichten können. H. Salerne belehrt uns, daß ſie auf den Ufern der Loire in den Steinbrüchen niſten; andere ſagen, in den Grotten. Alle dieſe Meinungen können wahr ſein, wofern ſie nur nicht ausſchließlich ſind. Das Neſt dieſer Schwalben iſt ein bloßer Haufen Stroh und Heu, inwendig mit Federn verſehen, auf denen unmittelbar die Eier ruhen. **) Zuweilen graben ſie ſelbſt ihre Löcher; andere Mal bemächtigen ſie ſich der Löcher der Eisvögel und Bienenfreſſer. Der Gang, der zu ihnen führt, iſt gewöhnlich 18 Zoll lang. Man hat nicht ermangelt, dieſer Art die Vorempfindung der Ueberſchwemmungen beizulegen, wie man den andern die der Kälte und Wärme beigelegt hat, und gerade eben ſo ohne Grund; man hat geſagt, ſie ließe ſich nie vom Waſſer überraſchen; ſie wüßte ſich zur rechten Zeit und mehrere Tage, ehe es bis an ihr Loch käme, zurückzuziehen. Aber ſie hat eine eben ſo ſichere und beſſer bewahrheitete Art und Weiſe, ſich vor den Ueberſchwemmungen ſicher zu ſtellen, indem ſie nämlich ihr Loch und ihr Neſt weit oberhalb der größten Höhe gräbt, die das Waſſer erreichen kann.

*) An den Ufern des Rheines, der Loire, der Saone u. ſ. w.

**) Schwenckfeld ſagt, dieſes Neſt ſei kugelförmig. Das ſcheint mir aber richtiger von der Höhlung der Löcher, worin dieſe Schwalben ihre Eier legen, als von dem Neſte, das ſie darin bauen. Non faciunt hoc nidos, ſagt Plinius; Aldrovande iſt ſeiner Meinung; H. Edwards ſagt, diejenigen, die H. Collinſon habe durchſuchen laſſen, wären vollkommen geweſen; er gibt aber die Form nicht genau an. Endlich zweifelt H. Belon, daß ſie ſelbſt ihre Neſter bauen.

Dieſe Schwalben brüten, nach H. Friſch, nur ein Mal jährlich; die Hecke beſteht aus 5 bis 6 weißen, halbdurchſichtigen und ungefleckten Eiern, wie H. Klein ſagt. Ihre Jungen werden ſehr fett, und ihr Fett iſt fein und mit dem der Ortolane zu vergleichen. Da dieſe Art einen viel reichern Vorrath an Lebensmitteln beſitzt, als die andern, und dieſer Vorrath nicht allein in der zahlreichen Sippſchaft der geflügelten Kerbthiere, ſondern auch in der der unter der Erde lebenden und den vielen Larven, die hier wachſen, beſteht, ſo muß ſie ihre Jungen noch beſſer ernähren als die andern Arten, die, wie wir geſehen, die ihrigen ſehr gut ernähren; auch verzehrt man in gewiſſen Gegenden, z. B. in Valencia in Spanien, ſehr viele junge Uferſchwalben,*) weßhalb ich glauben möchte, daß in denſelben Ländern dieſe Vögel, was auch H. Friſch darüber ſage, mehr als einmal jährlich legen.

Die Erwachſenen verfolgen ihre Beute auf dem Waſſer mit einer ſolchen Thätigkeit, daß man faſt glauben möchte, ſie ſchlügen ſich. Allerdings ſtoßen ſie ſich, wenn ſie derſelben nachjagen und ſich begegnen, ſie reißen ſie ſich einander weg und ſtreiten ſich darum unter durchdringendem Geſchrei; aber dieſes alles iſt nichts anderes als Wetteifer, wie man ihn unter allen Thierarten, die durch dieſelbe Beute gelockt und von derſelben Neigung getrieben werden, herrſchen ſieht.

Obgleich dieſe Art die wildeſte der europäiſchen Arten zu ſein ſcheint, wenigſtens nach den Gegenden zu urtheilen, die ſie zu ihrer Wohnung wählt, ſo iſt ſie dennoch nicht ſo wild wie der große Segler, der ſeine Wohnung zwar in den Städten aufſchlägt, ſich aber nie mit einer andern Schwalbenart vermiſcht, wogegen die Uferſchwalbe oft mit der Fenſterſchwalbe und ſelbſt mit der Rauchſchwalbe gemeinſam fliegt. Dieſes geſchieht beſonders in der Wanderzeit, der Zeit, worin die Vögel das Bedürfniß und vielleicht den Reiz, ſich zu vereinigen, beſſer als unter allen andern Umſtänden zu empfinden ſcheinen. Uebrigens unterſcheidet ſie ſich von den beiden genannten Arten durch das Gefieder, die Stimme und, wie man hat ſehen können, durch einige ihrer natürlichen Gewohnheiten; dazu füge man, daß ſie ſich nie aufſetzt und im Frühling viel früher zurückkommt als der große Segler. Ich weiß nicht, auf welchen Grund hin Gesner behauptet, ſie hänge ſich zum Schlafen mit den Füßen auf.

Der ganze obere Theil iſt mausgrau, eine Art Halsband von derſelben Farbe iſt unten am Halſe; der ganze übrige Untertheil iſt weiß; die Steuer- und Schwungfedern ſind braun, die untern Flügelbedeckungen grau, der Schnabel ſchwärzlich und die Füße braun und hinten bis an die Zehen mit einem Flaum von derſelben Farbe verſehen.

*) Dieſe jungen Schwalben bekommen jedoch leicht Holzläuſe, die unter ihre Haut kriechen; man hat aber nie Wanzen bei ihnen gefunden.

Das Männchen, ſagt Schwenckfeld, iſt düſterer grau und hat, wo die Kehle anfängt, eine gelbliche Tinte.

Es iſt die kleinſte der europäiſchen Schwalben. Geſammtlänge 4 Zoll 9 Linien; Schnabel etwas über 5 Linien; Zunge gabelförmig; Fußwurzel 5 Linien; hintere Zehe die kürzeſte von allen; Flug 11 Zoll; Schwanz 2¼ Zoll, 8 Linien weit eingeſchnitten, beſteht aus 12 Steuerfedern; die Flügel aus 18, wovon die 9 innerſten einander gleich ſind; ſie reichen 5 Linien weit über die Flügel hinaus.

Die graue Felſenſchwalbe. *)

Wir haben geſehen, daß die Fenſterſchwalben zuweilen auch Felſenſchwalben waren; diejenigen aber, von denen hier die Rede iſt, ſind es immer; immer niſten ſie nur in den Felſen; in die Ebene ſteigen ſie nur herab, um ihrer Beute zu folgen; und insgemein verräth ihre Erſcheinung auf einen bis zwei Tage voraus Regen; ohne Zweifel bewegt die Feuchtigkeit oder allgemeiner noch der Zuſtand der Luft, der dem Regen vorhergeht, die Kerbthiere, wovon ſie ſich ernähren, das Gebirge zu verlaſſen. Dieſe Schwalben fliegen in Geſellſchaft mit den Fenſterſchwalben, ſind aber nicht ſo zahlreich. Ziemlich oft ſieht man Vögel dieſer beiden Arten des Morgens zuſammen um das Schloß Epine in Savoyen fliegen. Diejenigen, von denen hier die Rede iſt, erſcheinen zuerſt und fliegen auch zuerſt wieder ins Gebirge zurück; gegen halb neun Morgens iſt keine mehr in der Ebene zurück.

Die Felſenſchwalbe kommt in Savoyen gegen die Mitte des Aprils an und zieht vom erſten Auguſt an ab; Nachzüglerinnen ſieht man noch bis zum 10. Oktober. Eben ſo verhält es ſich mit jenen, die ſich in den Gebirgen von Auvergne und Dauphine finden.

Dieſe Art ſcheint die Uebergangsſtufe zwiſchen der Fenſterſchwalbe, von der ſie ungefähr Geſchrei und Benehmen, und der Uferſchwalbe, deren Farben ſie hat, zu bilden; alle Federn auf dem Kopfe und Körper, die Steuerfedern und Schwanzbedeckungen, die Schwungfedern und obern Flügelbedeckungen ſind braungrau mit fuchsrother Einfaſſung; das mittle Paar der Steuerfedern iſt nicht ſo dunkel; die vier ſeitlichen Paar zwiſchen dieſem mittlen und dem äußerſten ſind auf der innern Seite mit einem weißen Flecken gezeichnet, der nur zum Vorſchein kommt, wenn der Schwanz ausgebreitet iſt; untenher iſt der Körper fuchsroth, die Seiten eben ſo mit brauner Tinte; die untern Flügelbedeckungen braun, der Fuß mit einem grauen, grau gemiſchten Flaum bekleidet; der Schnabel und die Nägel ſchwarz.

Geſammtlänge 5 Zoll 10 Linien; Flug 12 zwei Drittel Zoll; Schwanz

*) Ich kenne dieſe Art nur durch den H. Marquis von Piolenc, der mir zwei Vögel derſelben geſchickt hat.

21 Linien; er iſt etwas gabelförmig, beſteht aus 12 Steuerfedern und iſt um 7 Linien kürzer als die Flügel.

Das Einzige, was mir im Innern bemerkenswerth vorgekommen, iſt dieſes, daß in der Gegend des Blinddarms ein einziger Anfang von einer Linie im Durchmeſſer und 1¼ Linie in der Länge war. Daſſelbe habe ich ſchon bei dem Schildreiher bemerkt.

Der ſchwarze Segler.

Die Vögel dieſer Art ſind wahre Schwalben und in vielen Beziehungen mehr Schwalben, wenn ich ſo ſagen darf, als die Schwalben ſelbſt; denn nicht allein haben ſie die Haupteigenſchaften, welche dieſe Art kennzeichnen, ſondern haben ſie im Uebermaß; ihr Hals, ihr Schnabel und ihre Füße ſind kürzer; ihr Kopf und ihre Kehle breiter, ihre Flügel länger; ſie haben einen höhern, ſchnellern Flug als jene Vögel, die ſchon ſo leicht fliegen. *) Sie fliegen aus Nothwendigkeit, denn von ſelbſt ſetzen ſie ſich nie auf die Erde; und wenn ſie durch irgend einen Zufall darauf fallen, ſo ſtehen ſie in einem flachen Boden nur mit großer Mühe auf; kaum vermögen ſie dadurch, daß ſie ſich auf eine kleine Erdſcholle ſchleppen, auf einen Maulwurfshügel oder einen Stein klettern, ihre Vortheile hinlänglich zu ergreifen, um ihre langen Flügel ins Spiel zu verſetzen.**) Es iſt eine Folge ihres Körperbaues, ihre Fußwurzel iſt ſehr kurz; und wenn ſie ſtehen, ſo ruht dieſe Fußwurzel bis zur Ferſe auf dem Boden, ſo daß ſie faſt auf dem Bauche liegen und in dieſer Stellung die langen Flügel ihnen mehr zum Hinderniß als zum Vortheil werden und nur dazu dienen, ihnen ein unnützes Wiegen zur Rechten und Linken zu geben.***)

Wenn der ganze Boden flach und ganz gleich wäre, ſo würden die leichteſten Vögel zu den ſchwerfälligſten Kriechern, und befänden ſie ſich auf einer harten und glatten Oberfläche, ſo würden ſie jeder fortſchreitenden Be-

*) Ariſtoteles ſagt, man könne die Segler von den Schwalben nur durch ihre befiederten Füße unterſcheiden; er kannte alſo den ſeltſamen Bau ihrer Füße und Zehen und ihre noch ſeltſamern Sitten und Gewohnheiten nicht.

**) Ein Jäger hat mir verſichert, ſie ſetzten ſich zuweilen auf Pferdekoth, wo ſie Kerbthiere fänden und bequem auffliegen könnten.

***) Zwei dieſer Vögel, die H. Hebert beobachtet hat, hatten, wenn ſie auf dem Tiſch oder dem Pflaſter lagen, nur dieſe einzige Bewegung; ihre Federn ſchwollen auf, wenn man ihnen mit der Hand nahe kam. Ein am Fuße der Mauer, an der das Neſt war, gefundener junger Vogel pflegte ſchon auf dieſe nämliche Weiſe ſeine Federn zu ſträuben, die noch nicht die Hälfte ihrer Länge hatten. Ich habe vor Kurzem zwei geſehen, die, der eine auf dem Pflaſter, der andere auf einem ſandigen Baumwege ſitzend, aufgeflogen ſind; ſie gingen nicht und kamen nur durch Flügelſchlagen von der Stelle weg.

wegung beraubt ſein; jede Veränderung der Stelle wäre ihnen unterſagt. Für ſie iſt alſo die Erde eine weite Klippe, und ſie ſind genöthigt, dieſer Klippe mit der größten Sorgfalt auszuweichen. Faſt nur auf zwei Weiſen können ſie da ſein, in heftiger Bewegung oder in der ſtrengſten Ruhe; ſich in dem endloſen Luftraum fortſchwingen oder in ihrem Loch niedergekauert bleiben, das iſt ihr Leben; der einzige Mittelzuſtand, den ſie kennen, iſt, daß ſie ſich an Mauern und Baumſtämme ganz nahe an ihrem Loch anklammern und ſodann in das Innere dieſes Lochs hineinkriechen, wobei ſie ſich mit ihrem Schnabel und mit allen Stützpunkten, die ſie ſich verſchaffen können, fortzuhelfen. Gewöhnlich gehen ſie in vollem Fluge hinein; und nachdem ſie mehr als 100 Mal davor hin und wieder geflogen ſind, ſtürzen ſie plötzlich und ſo geſchwinde hinein, daß man ſie aus dem Geſicht verliert, ohne zu wiſſen, wohin ſie gekommen; man wird faſt verſucht, zu glauben, ſie würden unſichtbar.

Dieſe Vögel ſind unter ſich ziemlich geſellig, aber gar nicht gegen die andern Schwalbenarten, mit denen ſie nie in Gemeinſchaft fliegen; auch unterſcheiden ſie ſich von ihnen, was Sitten und Naturhang betrifft, wie man im Verlauf dieſes Aufſatzes finden wird. Sie ſollen wenig Naturtrieb haben; ſie haben indeß genug, um in unſern Häuſern zu wohnen, ohne ſich in Abhängigkeit von uns zu begeben, um einer bequemern oder angenehmern Wohnung eine ſichere vorzuziehen. Dieſe Wohnung iſt, wenigſtens in unſern Städten ein Mauerloch, deſſen Hintergrund breiter als der Eingang iſt; das höchſte lieben ſie am meiſten, weil in ſeiner Höhe ihre Sicherheit beruht; ſie ſuchen es ſich, in den höchſten Thürmen, zuweilen unter den Brückenbogen, wo es nicht ſo hoch iſt, ſie es aber wahrſcheinlich für beſſer verſteckt halten, zuweilen in Baumhöhlen oder endlich in ſchroffen Felſenufern, neben den Eisvögeln, Bienenfreſſern und Uferſchwalben. Haben ſie ſich ein ſolches Loch gewählt, ſo kommen ſie jedes Jahr dahin zurück und erkennen es recht gut wieder, obwohl es nichts Merkwürdiges hat. Man vermuthet mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß ſie ſich zuweilen der Sperlingsneſter bemächtigen; finden ſie aber bei ihrer Rückkehr Sperlinge im Beſitz des ihrigen, ſo gelingt es ihnen, ohne großen Lärm es ſich wieder zu verſchaffen.

Die Segler ſind unter allen Zugvögeln diejenigen, die in unſerm Lande zuletzt ankommen und zuerſt fortziehen. Gewöhnlich erſcheinen ſie gegen Ende Aprils oder zu Anfang Mais und verlaſſen uns vor Ende Julis. *) Ihr Weg iſt nicht ſo regelmäßig wie der der andern Schwalben und ſcheint ſich mehr nach den Veränderungen der Luftbeſchaffenheit zu richten. In Burgund

*) Man verſichert mir, ſie kämen erſt im Mai am Genferſee an und reiſeten gegen Ende Julis oder zu Anfang Auguſts und wenn es recht ſchön und warm wäre, mit dem 15. Juli wieder ab.

ſieht man ihrer zuweilen vom 20. April an; allein dieſe erſten Ankömmlinge ſind Durchreiſende, die weiter ziehen, die Angeſeſſenen kommen nicht leicht vor den erſten Tagen des Mai wieder, um Beſitz von ihrem Neſt zu nehmen. Ihre Rückkehr wird durch großes Geſchrei angekündigt. Ziemlich ſelten fliegen zwei zugleich in daſſelbe Loch, und immer nur, nachdem ſie zuvor lange geflattert haben; ſelten folgt dieſen zweien ein dritter; nie aber läßt ſich dieſer letztere bleibend darin nieder.

Ich habe zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Gegenden 10 bis 12 Seglerneſter weggenommen; in allen habe ich faſt dieſelben Bauſtoffe und Bauſtoffe jeder Art gefunden; Stroh mit der Aehre, trockenes Gras, Moos, Hanf, Stücke von Zwirn, Garn und Seide, das Ende eines Hermelinsſchwanzes, kleine Stücke Gaze, Muſelin und andere leichte Stoffe, Federn von Hausvögeln, von Rebhühnern und Papageien, Kohlen, kurz Alles, was man in dem Kehricht der Städte finden kann. Wie aber vermögen Vögel, die ſich nie auf die Erde niederlaſſen, dieſes Alles aufzuheben? Ein berühmter Beobachter vermuthet, daß ſie dieſe verſchiedenen Bauſtoffe, über die Oberfläche des Bodens hinſtreifend, aufleſen, ebenſo wie ſie über die Oberfläche des Waſſers hinſtreifend trinken.

Friſch glaubt, ſie ergriffen in der Luft diejenigen, die ein Windſtoß bis zu ihnen hinauftriebe; man ſieht aber leicht ein, daß ſie auf dieſe Weiſe ſich nur ſehr wenig verſchaffen können und, wenn die erſtere die wahre wäre, ſie in den Städten, wo ſie ſich niedergelaſſen haben, nicht unbekannt ſein könnte; nun aber habe ich nach genauen Erkundigungen nur eine glaubwürdige Perſon gefunden, welche die Segler (es ſind ihre Ausdrücke) mit dieſer Aernte beſchäftigt geſehen zu haben glaubte, woraus ich ſchließe, daß dieſe Aernte gar nicht Statt findet. Viel wahrſcheinlicher däucht mir, was mir einige geringe Leute, Augenzeugen geſagt haben, die ſehr oft die Segler aus den Neſtern der Schwalben und Sperlingen hatten herauskommen und in ihren Fängen Bauſtoffe mit ſich forttragen ſehen; und die Wahrſcheinlichkeit dieſer Beobachtung wird noch dadurch vermehrt 1. daß die Neſter der Segler aus denſelben Stoffen wie die der Sperlinge beſtehen; 2. daß man außerdem weiß, daß die Segler zuweilen in die Neſter der kleinen Vögel fliegen, um die Eier zu freſſen, wonach man glauben kann, daß ſie nicht anſtehen, das Neſt zu plündern, wenn ſie Bauſtoffe nöthig haben. Was das Moos betrifft, das ſie in ziemlich großer Menge anwenden, ſo iſt es möglich, daß ſie es mit ihren kleinen Krallen, die ſehr ſtark ſind, auf den Baumſtämmen wegnehmen, an die ſie ſich recht gut anzuklammern wiſſen, beſonders da ſie bekanntlich auch in hohlen Bäumen niſten.

Von 7 unter dem Bogen eines Kirchenthors 15 Fuß hoch über dem Boden gefundenen Neſtern waren nur 3, welche die regelmäßige Form einer Trink-

ſchale hatten, und worin die Bauſtoffe mehr oder minder verſchlungen waren, ſie waren es aber regelmäßiger als gewöhnlich in den Neſtern der Sperlinge, die der Segler enthielten mehr Moos und weniger Federn und haben im Allgemeinen keinen ſo großen Umfang.

Bald nachdem die Segler von einem Neſt Beſitz genommen, bringen anhaltend mehrere Tage lang und zuweilen des Nachts Klagetöne heraus; in gewiſſen Augenblicken glaubt man zwei Stimmen zu unterſcheiden; iſt ein dem Männchen und Weibchen gemeinſamer Ausdruck des Vergnügens; iſt es ein Geſang der Liebe, wodurch das Weibchen das Männchen einladet, zu kommen und die Abſichten der Natur zu befriedigen? Dieſe letztere Muthmaßung ſcheint am beſten begründet zu ſein, um ſo mehr, als das Geſchrei des Männchens in der Liebe, wenn es ſein Weibchen in der Luft verfolgt, nicht ſo ſchleppend und ſanfter iſt. Man weiß nicht, ob ſich dieſes Weibchen mit einem einzigen Männchen paart, oder ob es mehrere zuläßt; alles, was man weiß, iſt dieſes, daß man bei dieſer Gelegenheit ziemlich oft 3 bis 4 Segler um das Loch flattern und ſelbſt ihre Krallen ausſtrecken ſieht, als wollten ſie ſich an die Mauer anklammern; aber es könnten die Jungen des vorhergehenden Alters ſein, die ihre Geburtsſtätte wiedererkennen. Dieſe kleinen Räthſel ſind um ſo ſchwerer zu löſen, als die Weibchen faſt dasſelbe Gefieder wie die Männchen haben, und man ſelten die Gelegenheit hat, ihre Gänge in der Nähe zu verfolgen und zu beobachten.

Während ihres kurzen Aufenthalts in unſerm Lande haben ſie nur zu einer einzigen Hecke Zeit; ſie beſteht gewöhnlich aus weißen, ſpitzigen Eiern von ſehr geſtreckter Form. Ich habe den 28. Mai ihrer geſehen, die noch nicht ausgeſchlüpft waren. Wenn die Jungen das Ei durchbrochen haben, ſind ſie, ganz verſchieden von den Jungen der andern Schwalben, faſt ſtumm und fordern nichts; glücklicher Weiſe verſtehen ihre Eltern den Ruf der Natur und geben ihnen, was ſie bedürfen. Nur 2 bis 3 Mal des Tages bringen ſie ihnen Futter; jedes Mal aber kommen ſie mit reichlichem Vorrath zum Neſt, indem ihre weite Kehle mit Fliegen, Schmetterlingen und Käfern angefüllt iſt, die ſich darin wie in einer Reuſe, aber in einer beweglichen Reuſe fangen, welche, wenn ſie ihr in den Weg kommen, ſich öffnet und ſie verſchlingt.*) Auch leben ſie von Spinnen, die ſie in ihren Löchern und in der Umgegend finden; ihr Schnabel hat ſo wenig Stärke, daß ſie ihn nicht zum Zerſtückeln dieſer ſchwachen Beute, noch auch um ſie feſtzuhalten und zu bemeiſtern gebrauchen können.

Gegen die Mitte Junis fangen die Jungen an, zu fliegen und verlaſſen

*) Der einzige Segler, den H. Hebert hat tödten können, hat eine Menge geflügelter Kerbthiere in ſeiner Kehle. Um ſie zu fangen, ſtürzt, H. Friſch zu Folge, dieſer Vogel mit Ungeſtüm, und den Schnabel, ſo weit er iſt, offen haltend, über ſie her.

bald das Neſt, worauf ſich die Eltern nicht mehr mit ihnen abzugeben ſcheinen. Die einen wie die andern haben viel Ungeziefer, das ſie nicht ſehr zu beläſtigen ſcheint.

Dieſe Vögel ſind, wie alle derſelben Familie, wenn ſie fett ſind, gut zu genießen; beſonders gelten die aus dem Neſt ausgehobenen Jungen in Savoyen und Piemont für einen Leckerbiſſen. Die Alten ſind, wegen ihres gleichmäßig hohen und ſchnellen Fluges, ſchwer zu ſchießen. Da ſie ſich aber in Folge eben dieſer Schnelle nicht leicht von ihrem Wege abwenden können, ſo benutzt man dieſes, um ſie nicht allein mit Flintenſchüſſen, ſondern auch mit Stöckchen zu tödten; die Schwierigkeit iſt, ſich dadurch, daß man in einen Glockenthurm, auf einen Wall u. ſ. w. ſteigt, in ihre Nähe und auf ihren Weg zu begeben; ſodann kommt es nur noch darauf an, ſie abzuwarten und den Streich auf ſie zu führen, wenn man ſie gerade auf ſich zukommen ſieht,*) oder auch, wenn ſie ihr Loch verlaſſen. Auf Zante fangen die Kinder ſie mit einer Angelſchnur; ſie ſtellen ſich an die Fenſter eines hohen Thurms und gebrauchen zum Köder nichts als eine Feder, welche dieſe Vögel ergreifen wollen, um ſie nach ihrem Neſt zu tragen;**) eine einzige Perſon fängt auf dieſe Weiſe täglich 5 bis 6 Dutzend. An den Seehäfen ſieht man viele; dort kann man mit mehr Bequemlichkeit auf ſie zielen und gute Schützen ſchießen immer hier einige herunter.

Die Segler ſcheuen die Wärme, und aus dieſem Grunde bringen ſie die Mitte des Tages in ihrem Neſt, in Mauer- oder Felſenritzen, zwiſchen dem Geſims und den letzten Reihen Ziegelſteine eines hohen Gebäudes zu; und des Morgens und Abends gehen ſie auf Vorrath aus oder flattern ohne Zweck und bloß um des Bedürfniſſes willen, ihre Flügel zu üben, umher; des Morgens gegen 10 Uhr kehren ſie zurück, wenn die Sonne hervorkommt und des Abends eine halbe Stunde nach dem Untergange dieſes Geſtirns kehren ſie nach Hauſe zurück. Sie fliegen faſt immer in mehr oder minder zahlreichen Schwärmen, bald in Kreiſen ohne Zahl, Kreiſe ohne Ende beſchreibend, bald in geſchloſſenen Reihen der Richtung einer Straße folgend, bald um irgend ein großes Gebäude herum fliegend, wobei ſie alle zugleich und aus allen ihren Kräften ſchreien; oft ſchweben ſie in der Luft, ohne die Flügel zu rühren; dann plötzlich bewegen ſie dieſelben häufig und raſch. Ihre Gänge kennt man ziemlich gut, nicht aber ſo gut ihre Abſichten.

Von den erſten Julitagen an nimmt man unter dieſen Vögeln eine Be-

*) In der kleinen Stadt, worin ich wohne, tödtet man auf dieſe Weiſe viele, beſonders von denen, die unter dem Bogen des Kirchenthors, wovon ich geſprochen, niſten.

**) Vielleicht auch halten ſie dieſe Feder für ein Kerbthier; ſie haben ein gutes Geſicht; aber wenn man eilt, ſieht man ſie nicht immer gut.

wegung wahr, die ihre Abreiſe ankündigt; ihre Zahl vermehrt ſich beträchtlich, und vom 10. bis zum 20. an den heißen Abenden werden die großen Verſammlungen gehalten; zu Dijon geſchieht es beſtändig um dieſelben Glockenthürme. *) Dieſe Verſammlungen ſind ſehr zahlreich, und deſſenungeachtet ſieht man um die andern Gebäude nicht weniger Segler als gewöhnlich; es ſind alſo Fremdlinge, die vermuthlich aus den ſüdlichen Ländern kommen, und nur durchziehen. Nach Sonnenuntergang theilen ſie ſich in kleine Rotten, fliegen unter lautem Geſchrei hoch in die Lüfte hinauf und nehmen einen ganz andern Flug als ihren Vergnügungsflug. Man hört ſie noch lange, nachdem man ſie nicht mehr ſieht, und ſie ſcheinen ſich feldeinwärts zu verlieren; ohne Zweifel fliegen ſie nach den Wäldern, um dort die Nacht zuzubringen; denn man weiß, daß ſie dort niſten und den Kerbthieren nachſtellen, daß jene, die ſich den Tag über in der Ebene aufhalten und ſelbſt einige von denen, welche die Stadt bewohnen, ſich gegen Abend den Bäumen nähern und bis in die Nacht hier bleiben. Die Segler, die in den Städten wohnen, verſammeln ſich auch bald hernach und begeben ſich auf den Weg nach wärmern Himmelsgegenden. H. Hebert hat nach dem 27. Juli keine geſehen; er glaubt, dieſe Vögel reiſeten des Nachts, nicht weit und nicht über das Meer; ſie ſcheinen wirklich zu große Feinde der Hitze zu ſein, als daß ſie nach dem Senegal ziehen ſollten. **) Mehrere Naturforſcher behaupten, ſie hielten in ihrem Loch einen Winterſchlaf; dies kann aber in unſerer Himmelsgegend nicht Statt finden, da ſie lange vor dem Winter und ſelbſt vor dem Ende der großen Sommerhitze fortziehen. Ich kann außerdem verſichern, daß ich in den Neſtern, die ich gegen Mitte Aprils 12 bis 14 Tage vor ihrem erſten Erſcheinen habe wegnehmen laſſen, nicht einen einzigen gefunden.

Unabhängig von den zu beſtimmten Zeiten wiederkehrenden regelmäßigen Wanderungen dieſer Vögel, ſieht man zuweilen im Herbſte zahlloſe Flüge, die durch Zufälligkeiten von ihrer Straße abgelenkt worden; ſo der Schwarm, den H. Hebert gegen Anfang Novembers auf ein Mal in Brie erſcheinen ſah. Er nahm einen Pappelbaum zum Mittelpunkte ſeiner Bewegungen; um dieſen Baum flog er lange herum, zuletzt löſte er ſich auf, ſtieg beträchtlich weit in die Höhe und verſchwand mit dem Tage, um nicht wieder zurückzukehren. H. Hebert hat außerdem noch einen Flug gegen Ende Septembers in der Gegend von Nantua geſehen, wo man gewöhnlich keine ſieht.

*) Um die von Saint-Philibert und von Saint-Benigne.

**) Was Ariſtoteles von ſeinem Apus ſagt, den man in Griechenland das ganze Jahr hindurch ſehe, möchte vorauszuſetzen ſcheinen, daß er die Hitze nicht ſo ſehr ſcheue; aber ſollte nicht Ariſtoteles Apus unſere Uferſchwalbe ſein? Dieſer beſtändige Aufenthalt in demſelben Lande ſtimmt beſſer zu der Natur dieſer Schwalbe als zu der unſeres Seglers; und ohnehin würde der letztere, der die Wärme ſcheut und ſo ſehr, als er kann, vermeidet, ſich ſchwerlich in die griechiſchen Sommer ſchicken können.

Bei dieſen zwei verirrten Schwärmen hat er bemerkt, daß mehrere Vögel, aus denen ſie beſtanden, ein anderes als das bekannte Geſchrei der Segler hatten, mögen ſie nun während des Winters eine andere Stimme haben, oder möchte es die der Jungen oder eines andern Schlages dieſer nämlichen Familie ſein, von dem ich ſogleich reden werde.

Im Allgemeinen hat der Segler keinen Geſang, ſondern nur ein Geſchrei oder ein gellendes Pfeifen, deſſen Biegungen wenig Abwechslung beſitzen; und er läßt es faſt nur im Fluge hören. In ſeinem Loch, d. h. in ſeiner Ruhe iſt er vollkommen ſtill; es iſt, als fürchtete er, wenn er ſeine Stimme erhöbe, ſich zu verrathen. Man muß indeſſen, wie man geſehen, die Zeit der Liebe ausnehmen. Unter allen anderen Umſtänden iſt ſein Neſt von jenen geſchwätzigen Neſtern, wovon der Dichter ſpricht, *) ganz verſchieden.

Vögel, deren Flug ſo reißend ſchnell iſt, können nicht anders als ein ſcharfes Geſicht haben; und ſie ſind in der That eine Beſtätigung des vorhin in der Abhandlung über die Natur der Vögel aufgeſtellten Grundſatzes. Aber Alles hat ſeine Gränzen; und ich zweifle, daß ſie, wie Belon ſagt, eine Fliege in einer Entfernung von einer halben Viertelmeile, d. h. in einer Entfernung ſehen können, welche, die Flugweite der Fliege zu ungefähr 9 Linien angenommen, 28,000 Mal den Durchmeſſer derſelben beträgt, eine Entfernung, die 9 Mal größer als diejenige iſt, worin der Menſch, der das beſte Auge hätte, ſie erblicken könnte. **) Die Segler ſind nicht allein durch ganz Europa verbreitet; der H. Vicomte von Querhoent hat ihrer am Vorgebirge der guten Hoffnung geſehen; und ich zweifle nicht, daß ſie auch in Aſien und ſelbſt im neuen Feſtlande gefunden werden.

Denkt man einen Augenblick über dieſen ſonderbaren Vogel nach, ſo wird man erkennen, daß er ein wirklich ſehr ſonderbares Daſein führt, das unter die beiden äußerſten Enden der Bewegung und der Ruhe getheilt iſt; man wird einſehen, daß er, ſo lange er fliegt, (und er fliegt lange) der Wahrnehmungen des Getaſtes, dieſes Grundſinnes beraubt, ſie nur in ſeinem Loche wiederfindet; daß ſie ihm hier, in der Sammlung ſeiner Empfindungen, Genüſſe verſchaffen, die wie alle andern durch den Wechſel der Entbehrungen vorbereitet werden, und worüber Weſen, in denen dieſe nämlichen Wahrnehmungen durch ihre Ununterbrochenheit nothwendig abgeſtumpft werden, nicht richtig urtheilen können; endlich wird man ſehen, daß ſeine Gemüthsart eine Miſchung von Mißtrauen und Unbeſonnenheit iſt. Sein Mißtrauen bekundet ſich durch alle Vorſichtsmaßregeln, die er zur Verbergung ſeiner Zufluchtsſtätte trifft, in der er ſich auf den Zuſtand eines kriechenden Kerbthiers, ohne

*) Pabula parve legens, nidisque loqualibus escas. Virgil.

**) Bekanntlich verſchwindet ein Gegenſtand aus unſern Augen, wenn er in einer Entfernung iſt, die 3436 Mal ſeinen Durchmeſſer beträgt.

Vertheidigung, allen Angriffen bloßgeſtellt, zurückgebracht ſieht; verſtohlen ſchlüpft er hinein; lange bleibt er darin, unverſehens kommt er heraus; ſchweigend erzieht er ſeine Jungen darin; aber wenn er ſeinen Aufflug genommen und jetzt das Gefühl ſeiner Kraft oder vielmehr ſeiner Geſchwindigkeit, das Bewußtſein ſeiner Ueberlegenheit über die andern Luftbewohner hat, alsdann wird er unbeſonnen, verwegen und fürchtet nichts mehr, weil er ſich im Stande glaubt, allen Gefahren zu entrinnen; und oft, wie man geſehen, unterliegt er denjenigen, die er leicht vermieden haben würde, wenn er ſie hätte wahrnehmen oder ihnen nicht trauen wollen.

Der ſchwarze Segler, Nr. 542, Abb. 1, iſt größer als unſere andern Schwalben und wiegt 10 bis 12 Quentchen; ſein Auge liegt tief, die Kehle iſt aſchweiß, das übrige Gefieder ſchwärzlich mit grünen Widerſcheinen; die Tinte auf dem Rücken und den untern Schwanzbedeckungen dunkler; die letztern reichen bis zu Ende der beiden mittlen Steuerfedern; der Schnabel iſt ſchwarz, die Füße gebräunt fleiſchfarbig, die Vorder- und Binnenſeite der Fußwurzel mit kleinen ſchwärzlichen Federn bedeckt.

Geſammtlänge 7¾ Zoll; Schnabel 8 bis 9 Linien; Zunge 3½ Linien, gabelförmig; Naslöcher von der Form eines geſtreckten menſchlichen Ohrs; die Wölbung einwärts, ihre Achſe auf die Kante des obern Schnabels gelehnt; die beiden Augenlieder nackt und beweglich; beim Schließen begegnen ſie ſich gegen die Mitte des Augapfels; Fußwurzel beinahe 5 Linien; die 4 Zehen nach vorne hin gedreht *) und jede aus nur zwei Gliedern beſtehend (ein ſeltſamer und den Seglern eigenthümlicher Bau); Flug ungefähr 15 Zoll; Schwanz beinahe 3 Zoll; er beſteht aus 12 ungleichen Steuerfedern, **) iſt über einen Zoll tief eingeſchnitten und 8 bis 10 Linien kürzer als die Flügel, die 18 Schwungfedern haben und, eingezogen, ſo ziemlich genau wie eine Sichel ausſehen.

Speiſeſchlund 2½ Zoll, bildet unten eine kleine drüſichte Taſche; Magen in ſeinem Umfang muskelig, mit einer gerunzelten, nicht feſt anhaftenden Haut gefüttert, enthielt Ueberbleibſel von Kerbthieren und nicht ein Steinchen; eine Gallenblaſe, kein Blinddarm; Darmgang vom Magen bis zum After 7½ Zoll; Eierſtock mit Eiern von ungleicher Dicke verſehen (den 20. Mai).

Ich habe ſeit kurzem Gelegenheit gehabt, mehrere Männchen und Weibchen zu vergleichen, und gefunden, daß das Männchen ſchwerer wiegt, ſeine Füße kürzer ſind, der weiße Schild auf ſeiner Bruſt einen größern Umfang hat und faſt alle weißen Federn, woraus es beſteht, eine ſchwarze Rippe haben.

*) Wie hat man denn nun als Kennzeichen der Gattung, zu der man dieſe Vögel gezogen hat, drei nach vorn und eine nach hinten gekehrte Zehen angeben können.

**) Ich weiß nicht, warum Willughby ihm nur 10 gibt; vielleicht verwechſelt er dieſe Art mit der folgenden.

Das Schmarotzerthier dieſer Vögel iſt eine Art Laus, von länglicher Form und pomeranzengelber Farbe mit verſchiedenen Tinten; ſie hat 2 fadenförmige Fühlhörner, einen platten faſt dreieckigen Kopf und einen Körper, der aus 9 mit einigen wenigen Haaren beſetzten Ringen beſteht.

Der große weißbäuchige Segler. *)

An dieſem Vogel finde ich ſowohl die allgemeinen Kennzeichen der Schwalben, als die beſondern Eigenſchaften des ſchwarzen Seglers wieder; unter andern die überaus kurzen Füße; die 4 nach vorne gedrehten Zehen; und alle 4 aus nur 2 Gliedern beſtehend. Er ſetzt ſich nie auf den Boden und wiegt ſie nie auf den Bäumen, wie auch der Segler nicht. Außerdem finde ich, daß er ſich durch Unähnlichkeiten unterſcheidet, die beträchtlich genug ſind, um eine beſondre Art zu bilden; denn unabhängig von den Verſchiedenheiten im Gefieder, iſt er noch einmal ſo groß; er hat längere Flügel und nur 10 Steuerfedern.

Dieſe Vögel halten ſich gerne in den Gebirgen auf und niſten in Felslöchern. Alle Jahre kommen ihrer in die Felsgebirge längs der Rhone, in die auf Malta, in die Schweizer Alpen u. ſ. w. Derjenige, von dem Edwards redet, war auf den Felſen von Gibraltar getödtet worden; man weiß aber nicht, ob er dort anſäſſig war oder nur durchzog; und hätte er auch ſeine Wohnung dort gehabt, ſo wäre das kein hinreichender Grund, ihm den Namen ſpaniſche Schwalbe zu geben, 1. weil er ſich in vielen andern Ländern und vermuthlich in allen findet, wo Berge und Felſen ſind; 2. weil es mehr ein Segler als eine Schwalbe iſt. Im Jahre 1775 tödtete man ihrer in unſerer Gegend auf einem Teiche, der am Fuße eines ziemlich hohen Berges liegt.

Der H. Marquis von Piolenc (dem ich die Kenntniß dieſer Vögel verdanke, und der mir mehrere geſchickt hat), meldet mir, daß ſie in Savoyen gegen den Anfang des Aprils ankommen, erſt über den Seen und Sümpfen fliegen, nach 2 bis 3 Wochen auf die hohen Gebirge fliegen, ihr Flug noch höher als der unſerer ſchwarzen Segler und der Zeitpunkt ihrer Abreiſe nicht ſo beſtimmt iſt, wie der ihrer Ankunft und mehr von Kälte und Wärme, vom ſchönen und ſchlechten Wetter abhängt. **) Endlich fügt H. von Piolenc hinzu, daß ſie von Käfern, Fliegen und Mücken, von Spinnen u. ſ. w. leben, ſchwer zu ſchießen ſind, das Fleiſch der Erwachſenen nichts weniger als ein guter Biſſen ***) und ihre Art nicht ſehr zahlreich iſt.

*) In Savoyen nennt ihn das Volk Jakobiner.

**) Im Genfer Lande bleiben ſie nicht ſo lange wie der ſchwarze Segler.

***) Die Jäger ſagen gewöhnlich, dieſe Vögel wären ſehr hart, ſowohl zu tödten als zu eſſen.

Wahrſcheinlich iſt es, daß dieſe Segler auch in den ſchroffen Felſen am Geſtade des Meeres wohnen, und man auf ſie wie auf die ſchwarzen Segler anwenden muß, was Plinius von gewiſſen Opoden geſagt hat, die man oft auf offenem Meere in allen Entfernungen von den Küſten um die Schiffe ſpielen und flattern ſehen. Ihr Geſchrei iſt faſt ganz wie das unſeres Seglers.

Sie ſind oben auf dem Kopf und dem ganzen obern Theile braungrau, auf dem Schwanz und den Flügeln dunkler, mit röthlichen und grünlichen Widerſcheinen; Kehle, Bruſt und Bauch ſind weiß; auf dem Halſe iſt ein braungraues, ſchwärzlich untermiſchtes Halsband; die Seiten gemiſcht ſchwärzlich und weiß; der Unterleib und die untern Schwanzbedeckungen eben ſo braun, wie der Rücken; der Schnabel ſchwarz; die Füße fleiſchfarbig, vorn und auf der Binnenſeite mit Flaum verſehen. Die Unterſeite der Federn war unter dem Körper braun und oben hellgrau; faſt alle weißen Federn hatten eine ſchwarze Rippe und die braunen an der Spitze einen feinen weißlichen Rand. Ein Männchen, das ich beobachtet habe, hatte auf dem Kopf braune Federn als zwei andere, mit denen ich es verglich; es wog 4 Loth 5 Quentchen.

Geſammtlänge 8½ Zoll; Schnabel 1 Zoll, etwas gebogen, Zunge 4 Linien von dreieckiger Form; Regenbogenhaut braun, Augenlieder nackt; Fußwurzel 5½ Linien; Nägel ſtark, der innere kürzer; Flug 20 Zoll und drüber; die Flügel beſtehen aus 18 Schwungfedern; Schwanz 3½ Zoll, beſteht aus 10 ungleichen Steuerfedern, iſt 8 bis 9 Linien weit eingeſchnitten und wenigſtens um 10 Zoll kürzer als die Flügel.

Magen wenig muskelig, ſehr groß, mit einem loſen Häutchen gefüttert, enthielt Ueberbleibſel von Kerbthieren und ganze Kerbthiere, unter andern eins, deſſen häutige Flügel über 2 Zoll lang war; Darmgang 9 bis 10 Zoll; der Speiſeſchlund bildete an ſeinem untern Theile eine drüſichte Taſche; kein Blinddarm; ich habe keine Gallenblaſe bemerkt; Hoden ſehr lang und ſehr klein (18. Juni). Wie es mir vorkam, war das Gekröſe ſtärker, die Haut dicker, die Muskel ſpannkräftiger und das Gehirn feſter als bei den andern Vögeln; Alles kündigte bei dieſem die Stärke an und die außerordentliche Geſchwindigkeit des Fluges ſetzt in der That eine große voraus.

Bemerkenswerth iſt es, daß der von H. Edwards beſchriebene Vogel nicht ſo groß wie der unſrige war. Dieſer Beobachter behauptet, er gliche der Uferſchwalbe ſo ſehr, daß die Beſchreibung des einen für beide dienen könnte; das Gefieder nämlich iſt beinahe daſſelbe, und ohnehin gleichen ſich alle Segler und auch alle Schwalben ſehr; H. Edwards aber hätte beachten ſollen, daß die Uferſchwalbe keine ſo geformten noch angeordneten Zehen hat, wie der Vogel, von dem hier die Rede iſt.

Fremde Vögel,

die mit den Schwalben und Seglern verwandt ſind. *)

Obwohl die Schwalben der beiden Feſtländer nur eine Familie bilden und ſie ſich alle nach den Formen und Hauptbeſchaffenheiten gleichen, **) ſo muß man doch geſtehen, daß ſie nicht alle denſelben Naturhang noch dieſelben natürlichen Sitten haben. In unſerm Europa und auf den Gränzen Afrikas und Aſiens zunächſt an Europa ſind ſie faſt alle Zugvögel. Am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Südafrika ſind nur einige Zugvögel und die andern ſeßhaft. In Guiana, wo die Luftbeſchaffenheit ziemlich gleichförmig iſt, bleiben ſie das ganze Jahr in denſelben Gegenden, ohne darum dieſelben Gänge zu haben; denn den einen gefällt es nur in den bewohnten und angebauten Gegenden, die andern halten ſich ohne Unterſchied um die Wohnungen her oder in der wildeſten Einöde auf, die einen auf Höhen, die andern am Waſſer; andere ſcheinen vorzugsweiſe an gewiſſen Bezirken zu hangen, und keine dieſer Arten baut ihr Neſt aus Erde wie die unſrigen; manche niſten aber in hohlen Bäumen wie unſere Segler und andere in Erdlöchern wie unſere Uferſchwalben.

Merkwürdig iſt es, daß die neuern Beobachter faſt alle einſtimmig ſagen, in dieſem Theile Amerikas und in den anliegenden Eilanden, wie auf Cayenne, St. Dominge u. ſ. w. ſeien die Schwalbenarten zahlreicher und manchfaltiger als in Europa, und dort blieben ſie das ganze Jahr, während dagegen der P. du Tertre, der die Antillen in den Zeiten durchreiſete, als die europäiſchen Anſiedelungen ſich dort kaum zu bilden begannen, uns verſichert, die Schwalben wären auf dieſen Eilanden ſehr ſelten und dort wie in Europa Zugvögel. Angenommen, dieſe beiden Beobachtungen wären gehörig bewahrheitet, ſo könnte man nicht umhin, den Einfluß des gebildeten Menſchen auf die Natur anzuerkennen, da ſeine bloße Gegenwart hinreicht, um ganze Arten anzulocken und ſie zu vermehren und feſtzuhalten. Eine anziehende Beobachtung des H. Hagſtraene in ſeinem ſchwediſchen Lappland unterſtützt dieſe Vermuthung. Er erzählt, daß ſich viele Vögel und andere Thiere, es ſei nun aus geheimem Hange zur Geſellſchaft des Menſchen

*) Mehrere fremde Vögel, denen die Schriftſteller den Namen Schwalben beigelegt, obwohl ſie zu ganz verſchiedenen Gattungen gehören, werde ich nicht in dieſe Reihe ſtellen; ſo der Vogel, aus dem H. Linné eine Schwalbe unter dem Namen Praticola gemacht hat, die am Vorgebirge der guten Hoffnung ſogenannte Bergſchwalbe, die uns unter dieſem Namen zugeſchickt worden, obwohl es eine Art Eisvögel iſt; die Schwalbe vom ſchwarzen Meere des H. Haſſelquiſt oder vielmehr ſeines Abſchreibers; und die Nilſchwalbe deſſelben.

**) Vielleicht muß man in Bezug auf den Schnabel, der bei einigen amerikaniſchen Schwalben ſtärker iſt, eine Ausnahme machen.

oder um von ſeiner Arbeit Nutzen zu ziehen, ſich in der Nähe der neuen Niederlaſſungen verſammeln und aufhalten; er nimmt jedoch die Enten und Gänſe aus, die ſich ganz anders benehmen und deren Wanderungen aufs Gebirge oder in die Ebene mit denen der lappländiſchen in entgegengeſetzter Richtung vor ſich gehen.

Zum Schluß bemerke ich nach H. Bajon und mehreren andern Beobachtern, daß auf den Eilanden und dem Feſtlande Amerikas oft ein großer Unterſchied im Gefieder zwiſchen dem Männchen und dem Weibchen derſelben Art und ein größerer noch bei demſelben Vogel, wenn man ihn in verſchiedenen Altern beobachtet, vorkommt; dieſes muß die Freiheit rechtfertigen, die ich mir oft genommen, die Zahl der Arten zu verringern und als einfache Abweichungen diejenigen anzugeben, die, ihren Haupteigenſchaften nach ſich ähnlich, nur in den Farben des Gefieders ſich unterſcheiden.

I.

Der kleine ſchwarze Segler.

Dieſer Vogel iſt nach etwas andern Verhältniſſen als unſer Segler gemodelt; ſein Schnabel iſt etwas kürzer, die Füße etwas länger, den Schwanz auch nicht ſo tief eingeſchnitten, die Flügel viel länger; die Füße endlich ſcheinen in der Abbildung die 4 Zehen nicht nach vorne gedreht zu haben. H. Briſſon ſagt nicht, wie viele Glieder die Zehen haben.

Dieſe Art iſt ohne Zweifel dieſelbe wie die faſt ganz ſchwarze des H. Bajon, die ſich in den trockenen und dürren Sawanen aufhält, in Erdlöchern niſtet, wie zuweilen unſere Segler, und ſich oft auf trockene Bäume ſetzt, was unſere Segler nicht thun. Auch iſt ſie kleiner und gleichförmiger ſchwärzlich, da die meiſten in ihrem ganzen Gefieder nicht einen einzigen Flecken von einer andern Farbe haben.

Geſammtlänge 5 Zoll 6 Linien; Schnabel 6 Linien; Fußwurzel 5 Linien; Flug 15½ Zoll; Schwanz 2½ Zoll, 6 Linien weit eingeſchnitten, um 14 und bei einigen einzelnen um 18 Linien kürzer als die Flügel. Einige dieſer Vögel hatten eine kleine, ſehr ſchmale weiße Binde auf der Stirn. Einen andern, Nr. 725, Abb. 1, habe ich in dem ſchönen Kabinette des H. Maduit geſehen; er kam aus Luiſiana, hatte dieſelbe Größe und faſt daſſelbe Gefieder; es war ein ſchwärzliches Grau ohne allen Widerſchein. Seine Füße waren unbefiedert.

II.

Der große ſchwarze Segler mit weißem Bauche.

Dieſen Vogel, Nr. 545, Abb. 1, halte ich nach der Erzählung des P. Feuillée, der ihn auf St. Domingo geſehen und ihm den Namen Schwalbe

gibt, was aber Größe, Geſtalt und Farbe betrifft, ihn mit unſern Seglern vergleicht, für einen Segler. Er ſah ihn im Mai eines Morgens auf einem Felſen ſitzen und hatte ihn ſeines Geſanges wegen für eine Lerche gehalten, bis der Tag ihn zu unterſcheiden erlaubte. Er verſichert, daß man in den Monaten Mai, Juni und Juli viele dieſer Vögel auf den amerikaniſchen Eilanden ſehe.

Die vorherrſchende Farbe des Gefieders iſt ein ſchönes Schwarz mit ſtahlblauen Widerſcheinen; ſie herrſcht nicht allein auf dem Kopf und dem Oberleibe, die obern Schwanzbedeckungen mit einbegriffen, ſondern auch auf der Kehle, dem Halſe, der Bruſt, den Seiten, den Beinen und kleinen Flügelbedeckungen; die Schwungfedern, die großen obern und untern Flügelbedeckungen und die Steuerfedern ſind ſchwärzlich; die untern Schwanzbedeckungen und der Bauch weiß, der Schnabel und die Füße braun.

Geſammtlänge 7 Zoll; Schnabel 8 Linien; Fußwurzel 6; Flug 14 Zoll 2 Linien; Schwanz 2¾ Zoll, 9 Linien weit eingeſchnitten, beſteht aus 12 Steuerfedern und reicht nicht über die Flügel hinaus.

H. Commerſon hat 3 Vögel, welche dem von H. Briſſon beſchriebenen und, wie es ſcheint, zu dieſer Art gehörigen ſehr ähnlich ſind, aus Amerika mitgebracht.

III.

Der ſchwarz und weiße Segler mit grauem Gürtel.

Drei Hauptfarben bilden das ganze Gefieder dieſes Vogels: Schwarz herrſcht auf dem Rücken bis einſchließlich zu den obern Schwanzbedeckungen; Schneeweiß auf dem Unterleib; hell Aſchgrau auf dem Kopfe, der Kehle, dem Halſe, den obern Flügelbedeckungen, den Schwung- und Steuerfedern. Alle dieſe Federn ſind gelblich grau eingefaßt, und auf dem Bauche ſieht man einen hell aſchgrauen Gürtel.

Dieſer Vogel findet ſich in Peru, wo ihn der P. Feuillée beſchrieben hat. Er hat, wie alle Segler, kurze Füße, einen ſehr kurzen und an ſeiner Wurzel ſehr breiten Schnabel, gebogene und ſtarke, wie der Schnabel ſchwarze Nägel und einen Gabelſchwanz.

IV.

Der Segler mit weißem Halsband.

Dieſe Art, Nr. 725, Abb. 2, iſt neu und uns von Cayenne geſchickt worden. Wir haben ſie zu den Seglern geſtellt, weil ſie wie unſer Segler vier nach vorne gedrehte Zehen zu haben ſcheint.

Das Halsband, das ſie kennzeichnet, iſt rein weiß und ſticht gegen das bläuliche Schwarz, die herrſchende Farbe des Gefieders, lebhaft ab; der Theil

dieſes Halsbandes, der über den Hals läuft, bindet einen ſchmalen Streifen und ſtößt an jeder Seite an ein großes weißes Schild, das die Kehle und die ganze Unterſeite des Halſes einnimmt; von den Schnabelwinkeln gehen zwei kleine auseinander laufende Streifen aus, wovon der eine wie eine Art Augbraune oberhalb des Auges, der andere in einiger Entfernung unter dem Auge hinläuft; endlich iſt noch auf jeder Seite des Unterleibs ein weißer Flecken, der ſo liegt, daß er oben und unten zum Vorſchein kommt; der übrige obere und untere Theil, die kleinen und mittlen Flügelbedeckungen mit einbegriffen, iſt ſammtſchwarz mit veilchenblauen Widerſcheinen; was von den großen, zunächſt am Körper ſtehenden Flügelbedeckungen ſich zeigt, iſt braun mit weißer Einfaſſung; die großen Schwung= und Steuerfedern ſind ſchwarz; die erſten nach innen fuchsbräunlich eingefaßt; der Schnabel und die Füße ſchwarz, die letztern bis an die Nägel beſiedert. H. Bajon ſagt, dieſer Segler baue ſein Neſt in den Häuſern. Ich habe dieſes Neſt bei H. Mauduit geſehen; es war ſehr groß, reich ausgeſtofft und aus der Watte der Seidenpflanze gebaut; es hatte die Form eines ſtumpfen Kegels, deſſen eine Grundfläche 5 und die andere 3 Zoll im Durchmeſſer hat; es war 9 Zoll lang; es ſah aus, als hätte es mit ſeiner größern Grundfläche, die aus einer Art Pappdeckel von demſelben Stoffe beſtand, feſtgehangen; die Höhlung dieſes Neſtes war ungefähr von der Mitte ſeiner Länge an durch eine Scheidewand, die ſich über die Stelle des Neſtes, wo die Eier waren, d. h. ziemlich nahe an der Grundfläche, hinzog, ſchief abgetheilt; an jener Stelle ſah man ein recht weiches Häufchen Seidenpflanze, das eine Art Klappe bildete und zum Schutz der Jungen gegen die äußere Luft beſtimmt ſchien. So viel Vorſicht in einem ſo warmen Lande läßt glauben, daß dieſe Segler die Kälte ſehr ſcheuen. Sie ſind ſo groß wie unſere Fenſterſchwalben.

Geſammtlänge, an mehreren einzelnen Vögeln aufgenommen, 5 Zoll 3 bis 8 Linien; Schnabel 6 bis 7; Fußwurzel 3 bis 5; Hinternagel ſchwach; Schwanz 2 Zoll bis 2 Zoll 2 Linien, 8 Linien weit eingeſchnitten, 7 bis 12 Linien kürzer als die Flügel.

V.

Die kleine ſchwarze Schwalbe mit aſchgrauem Bauche.

Dieſe peruaniſche Schwalbe iſt, dem P. Feuillée zu Folge, viel kleiner als unſere europäiſchen Schwalben. Ihr Schwanz iſt gabelförmig; der Schnabel ſehr kurz, faſt gerade; die Augen ſchwarz mit einem braunen Kreiſe umgeben; der Kopf und die ganze Oberſeite des Körpers, die obern Flügel= und Schwanzbedeckungen mit einbegriffen, glänzend ſchwarz, der ganze Unterleib aſchgrau; endlich die Schwung= und Steuerfedern dunkel aſchgrau mit gelblich grauer Einfaſſung.

VI.

Die luiſianiſche blaue Schwalbe.

Ein dunkeles Blau herrſcht wirklich auf dem ganzen Gefieder dieſes Vogels, Nr. 722; indeſſen iſt dieſes Gefieder nicht durchaus einförmig; es wechſelt unaufhörlich durch Widerſcheine, die zwiſchen verſchiedenen veilchen-blauen Tinten ſpielen; die großen Schwungfedern ſind auch ſchwarz, aber nur auf ihrer innern Seite; und dieſes Schwarz kommt nur dann zum Vorſchein, wann der Flügel ausgebreitet iſt; der Schnabel und die Füße ſind ſchwarz; der Schnabel iſt etwas gebogen.

Geſammtlänge 6 Zoll 6 Linien; Schnabel 7½ Linien; Fußwurzel 7 Linien; Schwanz tief eingeſchnitten und 5 Linien kürzer als die Flügel, die ſehr lang ſind.

Aus demſelben Lande hat H. Lebeau einen Vogel mitgebracht, der ſichtlich zu dieſer Art gehört; obwohl er größer iſt und ſeine Schwung- und Steuer-federn und die großen Flügelbedeckungen einfach ſchwarz ſind, ohne allen ſtahlblauen Widerſchein.

Geſammtlänge 8½ Zoll; Schnabel 9 Linien, ziemlich ſtark und etwas gebogen; Schwanz 3 Zoll, 1 Zoll tief eingeſchnitten, etwas kürzer als die Flügel.

Abweichungen.

Die luiſianiſche blaue Schwalbe ſcheint der Hauptſtamm von 4 Schlägen oder Abweichungen zu ſein, wovon zwei durch den Süden und die beiden andern durch den Norden verbreitet ſind.

I.

Die Cayenner Schwalbe.

Ausgemalte Tafeln, Nr. 545, Abb. 2.

Es iſt die gemeinſte Art auf Cayenne, wo ſie das ganze Jahr bleibt. Sie ſoll ſich gewöhnlich in den Windbrüchen auf die halbverbrannten Stämme niederlaſſen, die kein Laub mehr haben. Sie baut kein Neſt, ſondern brütet in Baumlöchern. Oben auf dem Kopf und Körper iſt ſie ſchwärzlich mit veilchenblauem Glanze; Flügel und Schwanz ebenſo, aber mit einer hellern Einfaſſung; der ganze Unterleib fuchsröthlich grau mit braunem Geäder, auf dem Unterbauch und den untern Schwanzbedeckungen heller.

Geſammtlänge 6 Zoll; Schnabel 9½ Linien, ſtärker als der Schnabel unſerer Schwalben; Fußwurzel 5 bis 6 Linien; hintere Zehe und hinterer Nagel die kürzeſten; Flug 14 Zoll; Schwanz 2½ Zoll, 6 bis 7 Linien tief eingeſchnitten, ungefähr 3 Linien kürzer als die Flügel.

II.

Ich habe vier, von H. Commerſon aus Südamerika mitgebrachte Vögel geſehen, deren Größe zwiſchen der der cayenniſchen und der Größe der luiſianiſchen in der Mitte ſtand, und die ſich durch die Farben des Unterleibes von ihnen unterſcheiden. Drei dieſer Vögel hatten eine braungraue Kehle und einen weißen Unterleib, die vierte, die aus Buenos-Ayres kam, war auf der Kehle und dem ganzen Unterleibe weiß, mit braunen Flecken überſtreut, die auf den vordern Theilen häufiger ſtanden und auf dem Unterbauch ſeltener wurden.

III.

Der karoliniſche Vogel, den Catesby purpurfarbigen Segler genannt hat.

Er gehört demſelben Himmelsſtrich an. Er iſt ſo groß wie der Vogel von Buenos-Ayres, von dem ich ſo eben geſprochen habe. Ein ſchönes dunkles Veilchenblau herrſcht auf ſeinem ganzen Gefieder, und die Schwung- und Steuerfedern ſind noch dunkler als das Uebrige; Schnabel und Füße ſind etwas länger als bei den vorigen und der Schwanz reicht, obwohl kürzer, etwas über die Flügel hinaus. Er niſtet in Löchern, die man um die Häuſer her läßt oder eigens für ihn macht, und in Kürbisflaſchen, die man in Stangen aufhängt, um ihn anzulocken. Man hält ihn für ein nützliches Thier, weil er durch ſein Geſchrei die Raubvögel und andere gefräßige Thiere entfernt oder vielmehr vor ihrer Ankunft warnt. Er zieht bei der Annäherung des Winters aus Virginien und Karolina zurück und kommt im Frühling wieder dahin.

Geſammtlänge 7 Zoll 8 Linien; Schnabel 10 Linien; Fußwurzel 8 Linien; Schwanz 2 Zoll 8 Linien, 14 Linien tief eingeſchnitten, reicht wenig über die Flügel hinaus.

IV.

Die Schwalbe von der Hudſonsbai*) von H. Edwards, Tafel CXX.

Sie hat wie die vorigen einen ſtärkern Schnabel als gewöhnlich die Vögel dieſer Familie. Ihr Gefieder gleicht dem der Cayenner Schwalbe; ſie iſt aber viel größer als dieſe. Oben auf dem Kopf und Körper iſt ſie glänzend purpurſchwarz mit etwas weiß an der Schnabelwurzel; die großen Schwungfedern und alle Steuerfedern ſind ſchwarz ohne Widerſcheine mit einer hellern Einfaſſung; der obere Flügelrand weißlich, die Kehle und die Bruſt dunkelgrau, die Seiten braun, der Unterleib weiß, mit einer braunen Tinte geſchattet; der Schnabel und die Füße ſchwärzlich.

*) Die Einwohner der Hudſonsbai nennen ſie in ihrer Sprache Saſchaun-paſchu.

Geſammtlänge an 8 Zoll; Schnabel 8 Linien; die Ränder des obern Stücks an der Spitze ausgeſchweift; Fußwurzel 7 Linien, Schwanz beinahe 3 Zoll, 7 bis 8 Linien tief eingeſchnitten, 3 Linien kürzer als die Flügel.

V.

Die Tapern.

Marcgrave ſagt, dieſe braſiliſche Schwalbe habe viele Verwandtſchaft mit der unſrigen; ſie ſei aber ſo groß, flattere auf dieſelbe Weiſe und habe auch kürzere und eben ſo gebaute Füße. Oben auf dem Kopf und Körper mit Inbegriff der Flügel und des Schwanzes iſt ſie braungrau; die Schwungfedern aber und die Spitze des Schwanzes ſind brauner als das Uebrige. Kehle und Bruſt grau mit Weiß gemiſcht; der Bauch weiß, ebenſo die untern Schwanzbedeckungen; Schnabel und Augen ſchwarz; die Füße braun.

Geſammtlänge 5¾ Zoll; Schnabel 8 Linien; ſeine Oeffnung reicht bis hinter die Augen; Fußwurzel 6 Linien; Flug 12½ Zoll; Schwanz 2¼ Zoll, beſteht aus 12 Steuerfedern, iſt 3 bis 4 Linien tief eingeſchnitten und etwas kürzer als die Flügel.

Dieſer Vogel gehört nach H. Sloane zu der Art unſeres Seglers; nur iſt ſein Gefieder nicht ſo gebräunt. Die Savannen und Ebenen ſind die Orte, wo er ſich am liebſten aufhält. Man fügt hinzu, daß er ſich von Zeit zu Zeit oben auf Stauden ſetzt, was unſer Segler nicht und keine unſerer Schwalben thut. Ein ſo ausgezeichneter Unterſchied in den Gewohnheiten ſetzt andere Unterſchiede im Körperbau voraus und ich möchte deshalb ungeachtet des Anſehens des H. Sloane und Ovidos glauben, daß die Tapern eine Amerika eigenthümliche oder wenigſtens eine von unſern europäiſchen getrennte und verſchiedene Art iſt.

H. Edwards vermuthet, ſie gehöre zu derſelben Art wie ſeine Schwalbe von der Hudſonsbai; allein ich habe bei der Vergleichung der Beſchreibung gefunden, daß ſie ſich durch Gefieder, Wuchs und beziehliche Maße unterſcheiden.

VI.

Die braun und weiße Schwalbe mit braunem Gürtel.

Im Allgemeinen iſt der obere Theil braun, der ganze untere weiß oder weißlich mit Ausnahme eines breiten braunen Gürtels, der die Bruſt und die Beine umfängt. Noch eine flüchtige, leichte Ausnahme iſt ein kleiner weißer Flecken auf jeder Seite des Kopfes zwiſchen dem Schnabel und dem Auge. Dieſer Vogel, Nro. 723, Abb. 1, iſt vom Vorgebirge der guten Hoffnung geſchickt worden.

Geſammtlänge 6 Zoll; Schnabel 8 Linien, ſtärker als gewöhnlich bei den Schwalben, der obere etwas gebogen, und ſeine Ränder an der Spitze aus=

geſchweift; Schwanz 27 Linien, viereckig, 8 Linien kürzer als die Flügel, die gegen die Spitze hin auf eine Länge von ungefähr 2 Zoll ſehr ſchmal werden.

VII.

Die Cayenner Schwalbe mit weißem Bauch.

Silberweiß herrſcht nicht allein auf dem ganzen Unterkörper, mit Inbegriff der untern Schwanzbedeckungen, ſondern auch auf dem Bürzel und am Rande der großen Flügelbedeckungen; dieſer weiße Rand dehnt ſich bei den verſchiedenen einzelnen Vögeln mehr oder minder aus; die Oberſeite des Kopfes, des Halſes und des Körpers und die kleinern obern Flügelbedeckungen ſind aſchgrau mit mehr oder minder ſichtbaren Widerſcheinen, die zwiſchen Grün und Blau ſpielen und wovon man noch einige Spuren auf den Schwung- und Steuerfedern findet, deren Grund braun iſt.

Dieſe niedliche Schwalbe, Nro. 546, Abb. 2, ſtreift wie die unſere über die Erde, flattert in den unter Waſſer ſtehenden Savannen Guianas und wiegt ſich auf den niedrigſten Zweigen der unbelaubten Stauden.

Geſammtlänge an verſchiedenen einzelnen Vögeln aufgenommen, von 4¼ bis 5 Zoll; Schnabel 6 bis 8 Linien; Fußwurzel 5 bis 6; hinterer Nagel der ſtärkſte nach dem Mittelnagel; Schwanz 1½ Zoll, 2 bis 3 Linien tief eingeſchnitten, 3 bis 6 Linien kürzer als die Flügel.

Als eine Abweichung von dieſer Art kann man die Cayenner Schwalbe mit geflecktem Bauch, Nro. 546, anſehen, die ſich nur durch das Gefieder von ihr unterſcheidet; auch iſt der Farbengrund beinahe derſelbe, es iſt immer Braun oder Braungrau und Weiß; hier aber ſind der Oberleib und die Schwung- und Steuerfedern einförmig braun ohne Widerſcheine und Vermiſchung mit Weiß; der untere Theil dagegen, der bei der andern einförmig weiß iſt, hat bei dieſer auf dem Weiß längliche braune Flecken, die vorn am Halſe und auf der Bruſt dichter, gegen den Schwanz hin dünner ſtehen. Man darf aber nicht glauben, daß dieſe Unterſchiede immer ſo auffallend ſind, wie auf den Tafeln; unter den Schwalben mit weißem Bauch haben einige Einzelne auf den obern Flügelbedeckungen weniger Weiß und in dem Grau oder Braun oben auf dem Körper weniger Widerſcheine.

VIII.

Die Salangane *).

Dieſen Namen geben die Einwohner der Philippinen einer kleinen ſehr berühmten Uferſchwalbe, die ihre Berühmtheit den ſonderbaren Neſtern, die

*) Einige, wie Kämpfer, haben ſie der Aehnlichkeiten, die man zwiſchen ihrem Neſt, und dem in Europa ſogenannten Alkyonneſt gefunden hat, Alkyon genannt,

ſie zu bauen verſteht, zu verdanken hat. Dieſe Neſter werden gegeſſen und ſind ſowohl in China als in mehreren andern benachbarten Ländern in jenem Ende Aſiens ſehr geſucht. Es iſt ein Biſſen, oder, wenn man will, ein Gewürz, das ſehr geſchätzt wird und ſehr theuer iſt ünd folglich ſehr verderbt und verfälſcht worden, was mit den verſchiedenen Fabeln und falſchen Anwendungen, womit die Geſchichte dieſer Neſter angefüllt, nur große Verwirrung und Dunkelheit darüber hat verbreiten können.

Man hat ſie mit denen verglichen, welche die Alten Alkyonenneſter nannten, und mehrere haben mit Unrecht geglaubt, es wäre dieſelbe Sache. Die Alten hielten die letztern für wahre Vogelneſter, die aus Schlamm, Schaum und andern Unreinigkeiten des Meers beſtänden. Sie unterſchieden mehrere Arten. Dasjenige, wovon Ariſtoteles ſpricht, war kugelförmig mit engem Munde, fuchsröthlich, von ſchwammigem und zelligem Beſtandweſen, und beſtand größtentheils aus Fiſchgräten *). Man braucht nur die Beſchreibung mit der vom Doktor Vitaliano Donatin verfaßten Beſchreibungen des Alkyoniums des adriatiſchen Meers zu vergleichen, um ſich zu überzeugen, daß der Gegenſtand dieſer beiden Beſchreibungen derſelbe iſt, daß er in beiden dieſelbe Form, dieſelbe Farbe, daſſelbe Beſtandweſen, dieſelben Gräten hat; kurz, daß es ein Alkyonium, ein Polypenhäuschen, ein Stock von Waſſerkerbthieren und kein Vogelneſt iſt. Der einzige bemerkenswerthe Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Beſchreibungen iſt der, daß Ariſtoteles ſagt, ſein Alkyonneſt habe eine enge Oeffnung, wogegen Donatin verſichert, ſein Alkyonium habe einen großen Eingang. Aber bekanntlich drücken dieſe Worte groß, klein Vorſtellungen aus, die ſich auf dieſe und jene Maßeinheit, welche ſie beſtimmt, beziehen, und wir kennen die Einheit nicht, die ſich H. Donatin gewählt hatte. Sicher iſt es, daß der Durchmeſſer dieſes Eingangs nur 1/6 des Durchgangs ſeines Alkyoniums war, eine für ein Neſt mäßig große Oeffnung; man bemerke, daß Ariſtoteles von einem Neſte zu reden glaubte.

Das der Salangane iſt ein wahres Neſt, gefertigt von der kleinen Schwalbe, die auf den Philippinnen den Namen Salangane führt. Die Schriftſteller ſind weder über den Stoff dieſes Neſtes, noch über die Form, noch über die Oerter, wo man ſie findet, einig; jene ſagen, die Salanganen befeſtigten ſie am Felſengang nahe an der Meeresfläche, dieſe

ſo daß am Mittelmeer der Vogel dem vorgeblichen Neſt und am indiſchen Meer das Neſt dem Vogel den Namen gegeben.

*) Faſt immer ſind in dem Neſt unſeres Alkyons oder Eisvogels Fiſchgräte und Schuppen; ſie liegen aber zerſtreut in dem Sand, auf welchen der Vogel ſeine Eier legt und gehören nicht mit zu den Beſtandtheilen des Neſtes; denn unſer Eisvogel baut kein Neſt.

in Höhlen derſelben Felſen; andere, ſie verbärgen ſie in Erdlöchern. Gmelli Carreri fügt hinzu, „die Matroſen ſuchten immer auf dem Ufer nach und, fänden ſie die Erde aufgewühlt, ſo öffneten ſie dieſelbe mit einem Stock und nähmen die Eier und die Jungen, die gleich geſchätzt wären, weg, um ſie zu eſſen.“

Was die Form dieſer Neſter betrifft, ſo verſichern Einige, ſie wäre halbkugelicht; andere ſagen uns, ſie hätten mehrere Zellen; es wären gleichſam große Muſcheln, die daran hingen, und ſie hätten ebenſo wie die Muſcheln, Riefen oder Runzeln.“

Ihren Stoff anlangend, behaupten Einige, man habe ihn bis jetzt noch nicht ſehen können; andere, es ſei Meerſchaum oder Fiſchlaich; er habe einen ſtarken Gewürzgeruch; andere, er habe keinen Geſchmack, andere, es ſei ein von den Salanganen auf dem ſogenannten Kolambockholz geſammelter Saft; andere, eine zähe Feuchtigkeit, die ſie in der Zeit der Liebe durch den Schnabel von ſich gäben; andere, ſie fertigten ſie aus jenen Seeneſſeln oder Pflanzenfiſchen, die man in jenen Meeren fände. Die meiſten ſagen einſtimmig, das Beſtandweſen dieſer Neſter ſei durchſichtig und dem Fiſchleim ähnlich, und das iſt wahr. Die chineſiſchen Fiſcher verſichern, nach Kämpfer, was man als ſolche Neſter verkaufe, ſei nichts anderes als eine Zubereitung aus Polypenfleiſch. Endlich fügt Kämpfer hinzu, daß wirklich dieſes Polypenfleiſch, nach einer, von ihm angegebenen Vorſchrift eingeſäuert, dieſelbe Farbe und denſelben Geſchmack wie dieſe Neſter habe. Durch alle dieſe Widerſprüche wird es genugſam bewieſen, daß man zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Ländern verſchiedene Stoffe ſowohl natürliche als künſtliche für Salanganenneſter gehalten hat. Um alle dieſe Unſicherheiten zu beſeitigen, kann ich nichts beſſeres thun, als die Beobachtungen des H. Poivre, des vormaligen Intendanten der Eilande France und Bourbon hier anführen. *) Ich hatte mich an dieſen philoſophiſchen Reiſenden mit allem ſeinen Kenntniſſen ſchuldigem Vertrauen gewendet, um zu erfahren, woran ich mich in Betreff dieſer Neſter zu halten habe, die in ihrer Geſchichte von den europäiſchen Schriftſtellern eben ſo entſtellt, als in ihrem Beſtandweſen von den chineſiſchen Kaufleuten verderbt oder verfälſcht worden ſind. Die Antwort, welche mir H. Poivre nach dem, was er ſelbſt an Ort und Stelle geſehen, zu ſchreiben die Güte gehabt hat, iſt folgende:

„Nachdem ich im Jahre 1741 das Schiff der Mars zur Reiſe nach

*) Bekanntlich hat H. Poivre den öſtlichen Theil unſeres Feſtlandes als Philoſoph durchreiſet und auf ſeinem Wege nicht die Meinungen der Menſchen, ſondern die Thatſachen der Natur geſammelt. Wie ſehr wäre es nicht zu wünſchen, daß dieſer berühmte Beobachter ſich entſchlöſſe, das Tagebuch einer ſo anziehenden Reiſe öffentlich mitzutheilen!

China beſtiegen hatte, befanden wir uns im Juli deſſelben Jahres in der Sundaſtraße bei Java zwiſchen zwei kleinen Eilanden, die große und die kleine Tocke genannt. In dieſer Gegend wurden wir von einer Windſtille überraſcht; wir gingen auf die kleine Tocke, in der Abſicht, auf grüne Tauben Jagd zu machen. Während meine Gefährten auf die Felſen kletterten, um grüne Tauben zu ſuchen, folgte ich dem Ufer des Meeres, um Muſcheln und gegliederte Korallen, deren es hier im Ueberfluſſe gibt, zu ſammeln. Nachdem ich faſt um das ganze Inſelchen herumgekommen, entdeckte ein Schaluppenmatroſe, der mich begleitete, eine ziemlich tiefe, in den das Meer einfaſſenden Felſen eingehauene Höhle; er ging hinein. Die Nacht brach an. Kaum hatte er 2 bis 3 Schritte gethan, als er mich laut herbeirief Wie ich hinkam, ſah ich die Oeffnung der Höhle von einer Wolke kleiner Vögel verdunkelt, die wie Bienenſchwärme herausflogen. Beim Eintreten ſchlug ich mehrere dieſer armen Vögelchen, die ich noch nicht kannte, mit meinem Stock zu Boden. Tiefer hinein fand ich die Höhle obenher ganz mit kleinen Neſtern in Form von Weihkeſſeln behängt. *) Der Matroſe hatte ſchon mehrere abgeriſſen und ſein Hemd mit Neſtern und Vögeln angefüllt. Ich nahm auch einige herab und fand, daß ſie ſehr feſt am Felſen klebten. Die Nacht kam, und wir ſchifften uns wieder ein, jeder mit ſeiner Jagdbeute und ſeinen Sammlungen.

Auf dem Schiff erkannten die Perſonen, die mehrere Reiſen nach China gemacht hatten, in unſern Neſtern ſolche von den Chineſen ſo ſehr geſuchte. Der Matroſe bewahrte einige Pfund auf, die er in Kanton ſehr gut verkaufte. Ich meinerſeits zeichnete und malte in natürlichen Farben die Vögel mit ihren Neſtern und ihren Jungen darin; denn ſie waren alle mit Jungen deſſelben Jahres oder wenigſtens mit Eiern verſehen. Unter dem Zeichnen erkannte ich in dieſen Vögeln wahre Schwalben. Sie waren beinahe ſo groß wie die Kolibri.

„Seitdem habe ich auf andern Reiſen bemerkt, daß in den Monaten März und April die Meere, die ſich von Java bis nach Cochinchina im Norden, und von der Spitze von Sumatra im Weſten bis nach Neuguinea im Oſten ausbreiten, mit Rogen oder Fiſchlaich bedeckt ſind, der auf dem Waſſer gleichſam einen ſtarken, halb eingeweichten Leim bildet. Ich habe von den Malaien, den Kochinchineſen, den Biſſagaindianern auf den Philippinen und den Einwohnern der Molucken gehört, daß die Salangane ihr Neſt aus dieſem Fiſchlaich baut.**)

*) Jedes dieſer Neſter enthielt 2 bis 3 Eier oder Junge, die auf ähnlichen Federn, wie die Eltern ſie auf der Bruſt hatten, weich ruhten. Da dieſe Neſter im Waſſer leicht weich werden, ſo könnten ſie im Regen und an der Oberfläche des Meeres nicht ausdauern.

**) Sie ſammelt ihn entweder, indem ſie über die Oberfläche des Meeres hinſtreift oder ſich auf die Felſen ſetzt, wo dieſer Laich ſich niederſchlägt und gerinnt. Man

Alle ſtimmen in dieſem Punkte überein. Auf meiner Fahrt nach den Molucken im April und in der Sundaſtraße im März kam es mir in den Sinn mit einem Eimer dergleichen Fiſchlaich, womit das Meer bedeckt war, aufzufiſchen, vom Waſſer auszuſcheiden, und trocknen zu laſſen, und ich habe gefunden, daß dieſer ſo getrocknete Laich dem Stoff der Salanganenneſter vollkommen glich.

„Zu Ende Julis und zu Anfang Auguſts durchziehen die Kochinchineſen die Eilande längs ihrer Küſten, beſonders diejenigen, die 20 Stunden weit vom feſten Lande ihren Paracel bilden, um die Neſter dieſer kleinen Schwalben zu ſuchen.

„Die Salanganen finden ſich nur in dieſem weit ausgedehnten Archipel, der das Oſtende Aſiens einfaßt.

„Dieſer ganze Archipel, wo ſich die Eilande, ſo zu ſagen, berühren, iſt der Vermehrung der Fiſche ſehr günſtig; der Laich findet ſich hier in ſehr großem Ueberfluß; auch iſt das Meerwaſſer dort wärmer als anderwärts; in den großen Meeren iſt es nicht mehr ebenſo.“

Ich habe einige Salanganenneſter unterſucht; ſie ſtellten in ihrer Form die Hälfte eines hohlen, geſtreckten und in der Mitte ſeiner großen Achſe rechtwinkelig abgeſchnittenen Ellipſoiden dar. Man ſah ſehr gut, daß ſie mit der Abſchnittsfläche am Felſen gehangen hatten. Ihr Beſtandweſen war gelblich weiß, halb durchſichtig; ſie beſtanden auswendig aus ſehr dünnen Blättern, die faſt um denſelben Mittelpunkt liefen und übereinander lagen und ſich deckten, wie es bei gewiſſen Muſcheln der Fall iſt; das Innere zeigte mehrere Lagen unregelmäßiger Netze von ſehr ungleichen Maſchen, die übereinander lagen, durch eine Menge Fäden von demſelben Stoffe wie die äußern Schichten gebildet waren und ſich nach allen Richtungen hin und wieder durchkreuzten.

In denjenigen dieſer Neſter, die ganz unverſehrt waren, entdeckte man keine Feder; durchſuchte man aber ihren Stoff, ſo fand man mehr oder minder ineinander verwickelte Federn, die ihre Durchſichtigkeit an der Stelle, wo ſie lagen, verminderten, zuweilen aber weit ſeltener erblickte man Trümmer von Eierſchalen; endlich waren in faſt allen mehr oder minder beträchtliche Spuren von Vogelkoth. *)

Ich habe ein Blättchen, das ſich von einem dieſer Neſter abgelöſt hatte, eine ganze Stunde in dem Munde gehalten.

hat zuweilen Fäden von dieſem zähen Stoff am Munde dieſer Vögel hangen ſehen und, ohne allen Grund jedoch, geglaubt, ſie zögen ihn in der Zeit der Liebe aus ihrem Magen.

*) Die meiſten dieſer Beobachtungen ſind zuerſt von Daubenton dem jüngern gemacht worden, der ſie mir, ſo wie mehrere Salanganenneſter, worin ich dieſelben Dinge geſehen, mitgetheilt hat.

Anfangs fand ich, daß es einen ſalzigen Geſchmack hatte, hierauf war es nur noch wie geſchmackloſer Teich, der weich geworden, ohne ſich aufzulöſen, und indem er weich wurde, aufgelaufen war. H. Poivre hat auch keinen andern Geſchmack als den des Fiſchleims daran gefunden und er verſichert, daß die Chineſen dieſe Neſter darum ſchätzen, weil es eine kräftige Nahrung iſt, die viele zeugungskräftige Säfte hergibt, wie das Fleiſch eines jeden guten Fiſches. H. Poivre fügt hinzu, er habe nie etwas Nahrhafteres und Erfriſchenderes gegeſſen als eine Suppe aus dieſen Neſtern mit gutem Fleiſche vermiſcht *). Wenn die Salanganen ſich von demſelben Stoff ernähren, wovon ſie ihre Neſter bauen und dieſer Stoff, wie die Chineſen ſagen, an zeugungskräftigen Säften reich iſt, ſo darf es nicht Wunder nehmen, daß die Art ſo zahlreich iſt. Man behauptet es würden jährlich tauſend Pickel dieſer Neſter, die aus den Cochinchineſiſchen und den öſtlichen Eilanden kämen, von Batavia ausgeführt. Wiegt jedes Pickel 125 Pfund, und jedes Neſt ein Loth, ſo würde dieſe Ausfuhr 125,000 Pfund wiegen und folglich 4,000,000 Neſter betragen, und rechnet man auf jedes Neſt 5 Vögel nämlich Vater, Mutter und nur 3 Jungen, ſo würde hieraus weiter folgen, daß es auf den bloßen Küſten dieſer Eilande 20,000,000 dieſer Vögel gäbe, diejenigen nicht mitgerechnet, deren Neſter den Nachſuchungen entgangen wären, doch diejenigen abgerechnet, die auf den Küſten des Feſtlandes geniſtet hätten. Iſt es nicht ſonderbar, daß eine ſo zahlreiche Art ſo lange unbekannt geblieben iſt.

Uebrigens darf ich nicht verhehlen, daß der Philoſoph Redi ſich auf Verſuche gründend, die von andern gemacht worden und vielleicht unvollſtändig ſind, an der erquickenden Kraft dieſer Neſter, die ſonſt von mehreren Schriftſtellern, welche hierin mit H. Poivre übereinſtimmen, bezeugt wird, ſehr zweifelt.

Ich habe ſo eben geſagt, die Salangane wäre lange unbekannt geweſen und nichts beweiſt dieſes beſſer, als die verſchiedene Art Namen, die man ihr gegeben und die verſchiedenen Beſchreibungen, die man von ihr verfaßt hat. Man hat ſie Meerſchwalbe-Alkyon genannt. In ihrer Eigenſchaft als Alkyon hat man blaue Federn ihr beigelegt, hat ſie bald ſo groß, bald größer, bald kleiner, als unſere Schwalben ſein laſſen, kurz, vor H. Poivre hatte man nur eine ſehr unvollſtändige Kenntniß von ihr.

Kircher hatte geſagt, dieſe Schwalben zeigten ſich auf den Küſten nur in der Brütezeit, und man wüßte nicht, wo ſie den übrigen Theil des Jahres zubrächten; H. Poivre aber belehrt uns, daß ſie das ganze Jahr beſtändig auf den kleinen Eilanden und den Felſen leben, wo ſie zur Welt gekommen,

*) Sollte nicht dieſe, mit gutem Fleiſch zubereitete Suppe, auch etwas zu den, den Salanganenneſtern hier beigelegten Wirkungen beitragen.

und den Flug unſerer Schwalben haben, mit dem einzigen Unterſchiede, daß ſie nicht ſo häufig hin und her fliegen; ihre Flügel ſind in der That kürzer.

Sie haben nur zwei Farben, eine ſchwärzliche, auf dem vordern Theile, und eine weißliche, die auf dem ganzen untern Theile und der Spitze der Steuerfedern herrſcht; außerdem iſt die Regenbogenhaut gelb, der Schnabel ſchwarz und die Füße braun.

Sie ſind nicht ſo groß wie der Troglodyt, Geſammtlänge 2 Zoll 3 Linien, Schnabel 2½ Linie, Fußwurzel ebenſo, hintere Zehe die kleinſte von allen, Schwanz 10 Linien, 3 Linien tief eingeſchnitten, beſteht aus 12 Steuerfedern und reicht um ¾ ſeiner Länge über die Flügel hinaus.

IX.

Die große braune Schwalbe mit geflecktem Bauche oder die Getreideſchwalbe.

Dieſer letztere Name iſt derjenige, unter dem man dieſe Art auf Ile-de-France kennt; ſie bewohnt die Weizenfelder, die lichten Waldſtellen und vorzugsweiſe die hohen Gegenden. Sie ſetzt ſich häufig auf Bäume und Steine, ſie folgt den Heerden oder vielmehr den Kerbthieren, die ſie quälen, auch ſieht man ſie von Zeit zu Zeit in großer Menge und einige Tage lang hinter den Schiffen, die ſich auf der Rhede des Eilandes befinden, fliegen, und immer Jagd auf die Kerbthiere machen. Ihr Geſchrei hat mit dem Geſchrei unſerer Rauchſchwalben große Aehnlichkeit.

Der H. Vicomte de Querhoent hat beobachtet, daß die Getreideſchwalben häufig gegen Abend in der Gegend eines Durchgangs, der in einem Berge angebracht worden war, hin und herflatterten, woraus er geſchloſſen, daß ſie, wie unſere Uferſchwalben und unſere Segler die Nacht in Erdlöchern oder Felſenſpalten zubringen. Ohne Zweifel niſten ſie in eben dieſen Löchern, was um ſo wahrſcheinlicher iſt als ihre Neſter auf Ile-de-France gar nicht bekannt ſind. Ueber die Brut dieſer Vögel hat H. von Querhoent nur bei einem alten Kreolen der Inſel Bourbon Aufſchluß gefunden, der ihm geſagt hat, daß ſie in die Monate September und Oktober fiele; er hätte mehreremal in Höhlen, Felslöchern u. ſ. w. ſolche Neſter gefunden; ſie beſtänden aus Stroh und einigen Federn, und er hätte immer nur zwei graue, braungetüpfelte Eier darin gefunden.

Dieſe Schwalbe iſt ſo groß wie unſer Segler, ſie iſt oben ſchwärzlich braun, unten grau, mit langen braunen Flecken überſtreut, der Schwanz viereckig, Schnabel und Füße ſchwarz.

Abart.

Die kleine braune Schwalbe mit geflecktem Bauch von der Inſel Bourbon, Nro. 443, Abb. 2, muß als eine größere

Abweichung in der vorigen Art angeſehen werden. Auch wird man bei der Vergleichung der Beſchreibung einige leichte Unterſchiede in den Farben finden. Sie iſt oben auf dem Kopf, auf den Flügeln und dem Schwanze ſchwärzlichbraun, die 3 letzten Schwungfedern ſind an der Spitze ſchmutzig weiß, und grünlich braun eingefaßt, dieſe letztere Farbe herrſcht auf dem ganzen übrigen Obertheil; die Kehle und der ganze Unterleib, die untern Schwanzbedeckungen mit einbegriffen, haben auf einem grauen Grunde braune Längsflecken.

Geſammtlänge 4 Zoll 9 Linien; Schnabel 7 bis 8 Linien; Fußwurzel 6 Linien; alle Nägel kurz und wenig gebogen; Schwanz beinahe 2 Zoll, viereckig und ungefähr 7 Linien kürzer als die Flügel.

X.

Die kleine ſchwarze Schwalbe mit grauem Bürzel.

Dieſe neue Art hat H. Commerſon aus Jle-de-France mitgebracht. Sie iſt dort nicht ſehr zahlreich, obwohl ſie viele Kerbthiere daſelbſt findet, ſie hat ſogar wenig Fleiſch und iſt kein gutes Eſſen. Sie hält ſich ohne Unterſchied in der Stadt und auf dem Felde, ſtets aber in der Nähe der ſüßen Gewäſſer auf. Nie ſieht man ſie ſich ſetzen. Ihr Flug iſt ſehr raſch, ihre Größe die der Meiſe, und ihr Gewicht 2½ Quentchen. Der H. Vicomte von Querhoent hat ſie häufig des Abends am Saum der Wälder gefunden, weshalb er vermuthet, daß ſie die Nacht in den Wäldern zubringt.

Sie iſt auf dem ganzen Oberleibe, oder vielmehr dem ganzen obern Theile des Körpers gleichförmig ſchwärzlich, mit Ausnahme des Bürzels, der ebenſo wie der ganze untere Theil weißlich iſt.

Geſammtlänge 4 Zoll 2 Linien; Schnabel 5 Linien; Fußwurzel 4 Linien; Flug 9 Zoll; Schwanz beinahe 2 Zoll (hatte bei dem von H. Commerſon beſchriebenen Vogel nur 10 einander faſt gleiche Steuerfedern) um 10 Linien kürzer als die Flügel, die aus 16 bis 17 Schwungfedern beſtehen.

Ein von H. Sonnerat aus Indien mitgebrachter Vogel ſchien mir zu dieſer Art zu gehören, oder vielmehr die Uebergangsſtufe zwiſchen dieſer Art und der kleinen braunen Schwalbe mit gefleckttem Bauche von der Inſel Bourbon zu bilden; denn er war, wie dieſe unten auf dem Körper gefleckt und näherte ſich der erſtern durch die Farbe und durch ſeine Maße, nur reichten die Flügel 17 Linien weit über den Schwanz hinaus, und die Nägel waren dünn und gebogen.

XI.

Die Schwalbe mit fuchsrothem Bürzel und viereckigem Schwanze.

Sie iſt auf dem ganzen obern Theile, außer auf dem Bürzel ſchwärzlich braun mit Widerſcheinen, die zwiſchen Braungrün und Dunkelblau ſpielen,

die fuchsrothe Farbe des Bürzels iſt etwas gemiſcht, da jede Feder eine weißliche Einfaſſung hat. Die Steuerfedern ſind braun, die Schwungfedern eben ſo braun aber mit einigen grünlichen Widerſcheinen, die großen einwärts weißlich eingefaßt, die darauf folgenden mit dieſer nämlichen Farbe eingefaßt, die etwas nach der äußern Seite hinüberreicht, der ganze Unterleib ſchmutzig weiß und die untern Schwanzbedeckungen fuchsröthlich.

Geſammtlänge 6½ Zoll; Schnabel 9 bis 10 Linien; Fußwurzel 5 bis 6 Linien; Zehen ſo angeordnet, daß 3 für ſich allein und von der vierten getrennt ſtehen, hinterer Nagel der ſtärkſte von allen, Flug ungefähr 10 Zoll; Schwanz 2 Zoll, am Ende faſt viereckig, etwas kürzer als die Flügel.

H. Commerſon hat dieſe Schwalbe im Mai 1765 auf den Ufern des La Plata geſehen. Er hat aus demſelben Lande einen andern Vogel mitgebracht, den man als eine Abweichung in dieſer Art anſehen kann, er unterſchied ſich von ihr nur darin, daß er eine fuchsröthliche Kehle, auf dem Bürzel und den obern Schwanzbedeckungen mehr Weiß als Fuchsroth, auf allen Schwung- und Steuerfedern eine dunklere Farbe mit deutlichern Widerſcheinen, auf den großen Schwungfedern, die 6 Linien weit über den Schwanz hinausreichten, kein Weiß, einen etwas gabelförmigen Schwanz und 11 Zoll im Fluge hatte.

XII.

Die braune ſpitzfedrige Schwalbe von Louiſiana.

In Amerika findet man einige Schwalbenſchläge, die man ſpitzfedrige nennen kann, weil ihre Steuerfedern an dem Ende gar keinen Bart haben und in eine Spitze auslaufen. Den Vogel, von dem hier die Rede iſt, Nro. 726, Abb. 2, hat H. Lebeau aus Louiſiana geſchickt. Er iſt auf der Kehle und dem Vorderhalſe ſchmutzig weiß, mit grünlich braunen Flecken, das ganze übrige Gefieder ſieht, beſonders auf den erſten Blick, ſo ziemlich gleichförmig braun aus, ſieht man aber genauer zu, ſo findet man, daß der Kopf und der Oberleib, die obern Flügelbedeckungen mit einbegriffen, eine dunklere Tinte haben; der Bürzel und der Unterleib haben eine hellere, die Flügel ſind ſchwärzlich und haben einwärts eine hellere braune Einfaſſung, der Schnabel iſt ſchwarz und die Füße ſind braun.

Geſammtlänge 4 Zoll 3 Linien; Schnabel 7 Linien; Fußwurzel 6 Linien; Mittelzehe 6 Linien; hintere Zehe die kürzeſte; Schwanz 17 bis 18 Linien, die Stachelfedern mit einbegriffen, an der Spitze etwas gerundet, die Stachelfedern ſchwarz, 4 bis 5 Linien lang; die der mittleren Steuerfedern die längſten, 22 Linien kürzer als die Flügel.

Catesby's amerikaniſche Schwalbe und des H. Briſſon karoliniſche hat viel kürzere Flügel als die louiſianiſche; bis auf dieſes gleicht ſie ihr in der

Größe, den meiſten Maßen, den Stachelfedern und dem Gefieder; außerdem gehört ſie faſt derſelben Himmelsgegend an und könnte man ſich überzeugen, daß dieſer große Unterſchied in der Länge der Flügel nicht beſtändig wäre, ſo möchte man wohl dieſe Schwalbe für eine Abweichung in derſelben Art halten. Die Zeiten ihrer Ankunft in Karolina und Virginien und ihre Abreiſe aus dieſen Gegenden kommen, wie Catesby ſagt, mit denen der Ankunft und der Abreiſe der Schwalben in England überein. Er vermuthet, daß ſie den Winter in Braſilien zubringt und ſagt uns, daß ſie in Karolina in den Schornſteinen niſtet.

Geſammtlänge 4 Zoll 3 Linien; Schnabel 5 Linien, Fußwurzel ebenſo; Mittelzehe 6, Schwanz 18 Linien, um 3 Linien kürzer als die Flügel.

Die Cayenner ſpitzfedrige Schwalbe, Camaria genannt, Nro. 726, Abb. 1, gleicht ihren Maßen nach der louiſianiſchen mehr, als der karoliniſchen Schwalbe; denn ſie hat längere Flügel, als die letztere, aber dennoch keine ſo lange, wie die erſtere; auf der andern Seite entfernt ſie ſich durch die Farben des Gefieders etwas mehr von ihr; ſie iſt nämlich oben auf dem Körper dunkeler braun ins Blau hinüberſpielend, ihr Bürzel grau, die Kehle und der Vorderhals grau mit fuchsröthlicher Tinte, der Unterleib graulich mit brauner Abſchattung. Im Allgemeinen ſticht die Farbe der oberen Theile gegen die der untern etwas mehr ab und hat einen größern Glanz; es mag aber dieſes auch eine Geſchlechtsabweichung ſein, um ſo mehr, da der Cayenner Vogel als ein Männchen angegeben worden iſt.

In Guiana ſoll ſie ſich den bewohnten Gegenden nicht nähern und ſicher niſtet ſie dort nicht in den Schornſteinen, denn in Guiana gibt es keine Schornſteine.

Geſammtlänge 4 Zoll 7 Linien; Schnabel 4 Linien; Fußwurzel 5; Schwanz 20 Linien, mit Einbegriff der Stachelfedern, die 2 bis 3 Linien lang ſind, ungefähr einen Zoll kürzer als die Flügel.

XIII.

Die ſchwarze ſpitzfedrige Schwalbe von Martinique.

Es iſt die kleinſte aller bekannten ſpitzfedrigen Schwalben, ſie iſt nicht größer als ein Zaunkönig, die Spitzen, worin die Steuerfedern auslaufen, ſind ſehr fein.

Sie iſt oben auf dem ganzen Kopf und Körper ohne Ausnahme ſchwarz, die Kehle graubraun und der übrige Unterleib dunkelbraun, der Schnabel ſchwarz und die Füße braun.

Der auf den ausgemalten Tafeln Nro. 544, Abb. 1, dargeſtellte Vogel war unten auf dem Körper röthlich braun.

Geſammtlänge 3 Zoll 8 Linien; Schnabel 4 Linien; Fußwurzel ebenſo; Mittelzehe $4\frac{1}{2}$ Linie; Flugweite 8 Zoll 8 Linien; Schwanz 20 Linien, er beſteht aus 12 einander gleichen Steuerfedern und iſt um 8 Linien kürzer als die Flügel.

Die Spechte.

Die Thiere, die von den Früchten der Erde leben, ſind die einzigen, die in Geſellſchaft treten; der Ueberfluß iſt die Grundlage des Geſellſchaftstriebes jener Sittenmilde und jenes friedſamen Lebens, das nur denen angehört, die keinen Beweggrund haben, ſich um etwas zu ſtreiten. Ohne Störung genießen ſie den reichen Vorrath, der ſie umgibt, und in dieſem großen Feſtmahl der Natur iſt der Ueberfluß des folgenden Tages der Verſchwendung des vorigen Abends gleich. Unaufhörlich beſchäftigt, einer Beute nachzujagen, die ſtets vor ihnen flieht, vom Bedürfniſſe getrieben, von der Gefahr zurückgehalten, ohne Vorrath, ohne alle Mittel, als die ihrer Betriebſamkeit, ohne alle Hülfsquelle, außer ihre Thätigkeit, haben die anderen Thiere kaum Zeit, ſich zu verſorgen, und faſt keine zu lieben. Das iſt die Lage aller, von der Jagd lebenden Vögel, mit Ausnahme einiger feiger, die über eine todte Beute herfallen und mehr als Räuber ſich zuſammenrotten, denn als Freunde ſich vereinigen, halten alle Andern ſich getrennt und leben einſiedleriſch; jeder gehört ganz ſich ſelbſt an, keiner hat Güter, keiner Empfindungen zu theilen.

Und unter allen Thieren, welche die Natur von der großen oder kleinen Jagd zu leben nöthigt, gibt es Keines, deſſen Leben ſie mühſeliger und härter gemacht hat, als das des Spechtes. Ihn hat ſie zur Arbeit, ſo zu ſagen zur ewigen Galeere verurtheilt, während die Andern im Lauf, Flug, Hinterhalt und Ueberfall Hilfsmittel beſitzen, in freien Uebungen, worin der Muth und die Geſchicklichkeit vorwalten. Einem beſchwerlichen Tagewerk unterworfen, kann der Specht ſeine Nahrung nur dadurch finden, daß er die Rinde und die harte Faſer der Bäume, die ſie verbergen, aufreißt. Unabläſſig mit dieſer Arbeit des Bedürfniſſes beſchäftigt, kennt er weder Erholung noch Ruhe, oft ſogar ſchläft und übernachtet er in der gezwungenen Stellung, worein die Noth des Tages ihn verſetzt. Er theilt nicht die ſüßen Beluſtigungen der andern Luftbewohner; er nimmt nicht an ihren Konzerten Antheil und hat nur ein wildes Geſchrei deſſen kläglicher Ton die Stille der Wälder ſtört, und ſeine Anſtrengungen, ſeine Mühſale auszudrücken ſcheint. Seine Bewegungen ſind ungeſtüm, er hat unruhige, rauhe Züge und rauhe Geſichtsbildung, eine wilde und ſcheue Gemüthsart, jede Geſellſchaft flieht er, ſelbſt die von ſeines Gleichen; und wenn das natürliche Bedürfniß der Liebe ihn zwingt eine Gefährtin aufzuſuchen, ſo geſchieht es

ohne eine Spur von jener Anmuth, womit dieſes Gefühl die Bewegungen aller Weſen beſeelt, die es mit einem empfindenden Herzen in ſich verſpüren.

Das iſt der beſchränkte und grobe Naturtrieb eines, auf ein trauriges und armſeliges Leben angewieſenen Vogels, er hat von der Natur dieſem Schickſal angepaßte Organe und Werkzeuge empfangen, oder dieſes Schickſal vielmehr rührt eben von den Organen, womit er geboren iſt, her. Vier dicke nervige, 2 nach vorn und 2 nach hinten gekehrte Zehen, derjenige, der den Sporn darſtellt, am längſten und auch am kräftigſten, alle mit großen gebogenen Nägeln bewaffnet, die auf einem ſehr großen und muskelkräftigen Fuße ſtehen, dienen ihm, um ſich anzuklammern und nach allen Richtungen hin über den Stamm der Bäume zu klettern. Sein ſcharfer, gerader, keilförmiger, an ſeiner Wurzel viereckiger, in ſeiner Länge gereifter, an ſeiner Spitze abgeflachter und ſenkrecht herab wie ein Meißel bearbeiteter Schnabel, iſt das Werkzeug, womit er die Rinde aufreißt und tief in das Holz der Bäume hineinhackt, worin die Kerbthiere ihre Eier gelegt haben; dieſer Schnabel, von einem harten und feſten Stoff, kommt aus einem dicken Schädel hervor. Starke Muskeln in einem kurzen Halſe tragen und richten die wiederholten Schläge, die der Specht unaufhörlich verſetzt, um das Holz zu durchbohren und ſich einen Zugang bis zum Herzen des Holzes zu eröffnen; da hinein ſteckt er eine lange, dünne, gerundete, einem Erdwurm ähnliche, mit einer harten, knochichen Spitze, wie mit einem Stachel, bewaffnete Zunge, womit er in ihren Löchern die Würmer durchbohrt, die ſeine einzige Nahrung ſind. Sein Schwanz, der aus 10 einwärts gebogenen an der Spitze abgeſtutzten, mit rohen Borſten beſetzten Steuerfedern beſteht, dient ihm als Stützpunkt in der oft umgeſtürzten Stellung, die er, um mit Vortheil zu klettern und zu hämmern, anzunehmen gezwungen iſt. Er niſtet in den Höhlen, die er theilweiſe ſelbſt gezimmert hat; und aus dem Schooße der Bäume geht jene Nachkommenſchaft hervor, die, obwohl geflügelt, dennoch beſtimmt iſt, rings umher zu klettern, wieder hineinzukehren, um ſich fortzupflanzen und ſich nie davon zu trennen.

Die Gattung des Spechtes iſt ſehr zahlreich an Arten, die hinſichtlich der Farben von einander abweichen und an Größe verſchieden ſind. Die größten Spechte ſind ſo groß, wie die Krähe, und die kleinſten, wie die Meiſe; aber jede Art ins Beſondere ſcheint an einzelnen Vögeln nicht ſehr zahlreich zu ſein, wie es mit allen Weſen ſein muß, deren nicht ſehr bequemes Leben die Fortpflanzung vermindert; indeſſen hat die Natur nach allen Gegenden, wo ſie Bäume hervorgebracht hat, und in die wärmern Erdſtriche in größerer Menge Spechte hingeſetzt; gegen 12 Arten, die wir in Europa und dem Norden beider Feſtländer kennen, werden wir in den warmen Gegenden Amerika's, Afrika's und Aſiens 27 zählen; alſo werden wir, ungeachtet der

Zahlenverringerungen, die wir bei den, durch die Namengeber zu ſehr vervielfältigten Arten haben vornehmen müſſen, im Ganzen 39 haben, wovon 16 den Naturforſchern vor uns unbekannt waren und wir wollen bemerken, daß im Allgemeinen alle Spechte des einen und des andern Feſtlandes durch die Form der Schwanzfedern, die alle in mehr oder minder ſcharfe Spitzen auslaufen, von den andern Vögeln ſich unterſcheiden. Die 3 in Europa bekannten Spechtarten ſind: der Grünſpecht, der Schwarzſpecht und der Buntſpecht, und dieſe 3 Arten, die in unſern Erdſtrichen faſt vereinzelt und ohne Abarten ſtehen, ſcheinen je aus ihrer Familie, deren Arten in den heißen Gegenden der beiden Erdfeſten zahlreich ſind, hinausgetreten zu ſein.

Der Grünſpecht.

Der Grünſpecht iſt der bekannteſte und in unſern Wäldern gemeinſte aller Spechte; er kommt im Frühlinge an und läßt die Forſten von ſeinem gellenden und harten Geſchrei Diakakan, Diakakan widerhallen, das man von weitem hört und das er beſonders ausſtößt, wenn er ſchwung- und hüpfweiſe fliegt. Er ſenkt ſich und ſteigt empor und zeichnet wellenförmige Bogen in der Luft, was jedoch nicht verhindert, daß er ſich ziemlich lange in der Höhe hält und obwohl er ſich nur zu einer geringen Höhe erhebt, ſo ſetzt er doch über hinreichend große Zwiſchenräume von offenem Lande, um aus einem Walde in den andern überzufliegen. In der Paarungszeit hat er außer ſeinem gewöhnlichen Geſchrei ein Lockgeſchrei der Liebe, das einigermaßen einem ſchallenden und anhaltenden bis an 30 und 40mal nacheinander widerholten Gelächter Dio, Dio, Dio, Dio, Dio gleicht *).

Der Grünſpecht, Nro. 371, hält ſich öfter am Boden als die andern Spechte, beſonders nahe bei Ameiſenhaufen, wo man ziemlich ſicher iſt ihn zu finden und auch mit Schlingen ihn zu fangen. Er paßt den Ameiſen auf ihrem Zuge auf, ſeine lange Zunge auf den kleinen Pfad hinſtreckend, den ſie zu zeichnen und in einer Reihe zu verfolgen pflegen, und fühlt er ſeine Zunge mit dieſen Kerbthieren bedeckt, ſo zieht er ſie hinein, um die Beute zu verſchlingen, wenn aber die Ameiſen nicht hinreichend in Bewegung ſind und die Kälte ſie noch eingeſperrt hält, ſo geht er auf den Ameiſenhaufen, öffnet ſie mit den Füßen und dem Schnabel und ſich in die Mitte der Breſche ſtellend, die er gemacht hat, ergreift er ſie nach ſeiner Bequemlichkeit und verſchlingt auch ihre Larven.

In allen andern Zeiten klettert er an den Bäumen hinauf, auf die er anhaltend mit ſeinem Schnabel ſchlägt und hämmert, mit der größten

*) Aldrovande ſagt, er ſchweige im Sommer, aestates silere ajunt, und offenbar bekommt er im Herbſte ſeine Stimme wieder, denn in dieſer Jahreszeit haben wir ihn die Wälder mit ſeinem Geſchrei erfüllen hören.

Thätigkeit arbeitend, entkleidet er die trockenen Bäume oft ihrer ganzen Rinde; von weitem hört man ſeine Schnabelſchläge und kann man ſie zählen. Da er für jede andere Bewegung träge iſt, ſo läßt er ſich leicht nahe kommen und kann ſich dem Auge des Jägers nur dadurch entziehen, daß er um den Aſt herumgeht und ſich auf der entgegengeſetzten Seite hält. Man hat geſagt, nach einigen Hieben mit dem Schnabel gehe er auf die andere Seite des Baumes, um zu ſehen, ob er ihn durchbohrt hat; er thut es aber wohl eher, um auf der Rinde die Kerbthiere zu ſammeln, die er aufgeſcheucht und in Bewegung geſetzt hat, und noch ſicherer ſcheint es, daß der, durch den Theil des Holzes, auf den er ſchlägt, zurückgegebene Ton ihm die hohlen Stellen zeigt, wo die Würmer niſten, die er aufſucht, oder auch eine Höhlung, worin er ſelbſt ſeine Wohnung machen und ſein Neſt zurecht machen kann.

Er legt es im Herzen eines wurmſtichigen Baumes, 15—20 F. hoch über der Erde, und öfter in Bäumen von zartem Holz, wie in Espen oder Sahlweiden, als in Eichen an. Männchen und Weibchen arbeiten unaufhörlich und abwechſelnd daran, den geſunden Theil des Baumes zu durchbohren, bis ſie zu dem angefreſſenen Mittelpunkte gelangen; ſie leeren und höhlen ihn und werfen dabei mit den Füßen die Spähne und den Holzſtaub hinaus. Zuweilen machen ſie ihr Loch ſo ſchief und tief, daß das Licht des Tages nicht hineindringen kann. Hier ernähren ſie ihre Jungen blindlings. Die Hecke beſteht gewöhnlich aus 5 Eiern, die grünlich ſind mit ſchwarzen Fleckchen. Die jungen Spechte fangen zu klettern an, wenn ſie noch ganz klein ſind und ehe ſie fliegen können. Männchen und Weibchen verlaſſen ſich nicht leicht, ſie gehen frühzeitig und vor den andern Vögeln zur Ruhe und bleiben bis es Tag iſt in ihrem Loch.

Einige Naturforſcher haben vermuthet, der Grünſpecht wäre der Regenvogel (pluviae avis) der Alten, weil man gemeinhin glaubt, er künde durch ein, von ſeiner gewöhnlichen Stimme ſehr verſchiedenes Geſchrei den Regen an. Dieſes Geſchrei iſt kläglich und ſchleppend „Bliö, bliö, bliö“ und weithin vernehmbar. In demſelben Sinne nennen ihn die Engländer rain fowle (Regenvogel) und in einigen franzöſiſchen Landſchaften, wie in Burgund, das Volk: „procureur du meunier“ (Geſchäftsführer des Müllers) *). Dieſe Beobachter behaupten ſelbſt im Grünſpecht ein deutliches Vorgefühl der Veränderung des Wärmeſtandes und der andern Beſchaffenheiten der Luft gefunden zu haben; und offenbar hat wegen dieſer dem Specht natürlichen Vorherſehung, der Aberglauben ihm noch wunderbarere Kenntniſſe beigelegt. Der Specht nahm in der Vogelſchau den erſten Rang ein, ſeine Geſchichte, oder vielmehr ſeine Fabel vermiſcht mit der Mythologie der alten

*) Weil er den Regen und das Wachſen des Waſſers, wodurch die Mühle mahlen kann, anzeigt.

Heroen Latiums *) ſtellt ein geheimnißvolles wahrſageriſches Weſen dar, deſſen Zeichen ausgelegt wurden, deſſen Bewegungen bedeutſam und deſſen Erſcheinungen verhängnißvoll waren. Plinius erzählt uns einen auffallenden Zug hievon, der uns bei den alten Römern zugleich 2 Eigenthümlichkeiten zeigt, die man für unverträglich halten ſollte, den Geiſt des Aberglaubens und der Seelengröße **).

Die Art des Grünſpechtes wird in beiden Feſtländern gefunden, und obwohl an einzelnen Vögeln nicht zahlreich, iſt ſie weit verbreitet. Der louſianiſche Grünſpecht iſt derſelbe, wie der europäiſche, der Grünſpecht der Antillen nur eine Abart deſſelben. H. Gmelin redet von einem aſchgrauen Grünſpecht, den er bei den Tunguſen ſah, und deſſen Art dem europäiſchen ſehr nahe ſteht, oder eine Abart von ihm iſt. Wir werden auch nicht anſtehen, den von Edwards angegebenen norwegiſchen grauköpfigen Specht aus dem die HH. Klein und Briſſon eine beſondere Art gemacht haben, auf ihn zurückzuführen. Er unterſcheidet ſich wirklich vom Grünſpecht nur darin, daß ſeine Farben blaſſer ſind und ſein Kopf nicht entſchieden roth iſt, obwohl die Stirn einige rothe Tinte hat. Edwards bemerkt mit Recht, daß dieſe Abweichung in den Farben einzig von dem Unterſchiede der Himmelsgegenden herrührt, die auf das Gefieder der Vögel, wie auf das Haar der Vierfüßer, welches die Kälte des Pols auf gleiche Weiſe weiß färbt oder bleicht, einwirken. H. Briſſon macht auch noch eine beſondere Art aus dem perſiſchen Gelbſpecht, der allem Anſchein nach ebenfalls nur ein Grünſpecht iſt; er hat deſſen Größe und faſt die nämlichen Farben. Aldrovande redet von dieſem perſiſchen Gelbſpecht nur nach einer Abbildung, die ihm in Venedig gezeigt worden. Nach einer ſo unſichern Nachricht, auf welche dieſer Naturforſcher ſelbſt wenig zu bauen ſcheint, darf man keine beſondere Art annehmen und vielleicht iſt es ſelbſt zu viel ſchon, daß wir ſie hier anführen.

Belon hat aus dem Schwarzſpecht eine Art Grünſpecht gemacht, und Ray, der 2 Grünſpechtarten zählt, dieſen Irthum angenommen. Der Urſprung dieſes Verſehens liegt aber in dem Mißbrauch des Namens Grün-

*) Picus, der Sohn des Saturns und der Vater des Faunus war der Großvater des Königs Latinus. Weil er die Liebe der Circe verſchmäht hatte, ward er in einen Grünſpecht verwandelt; er wurde unter dem Namen Picumnus zu einem der ländl. Götter. Während die Wölfin Romulus und Remus ſäugte, ſah man dieſen geheiligten Specht ſich auf ihre Wiege ſetzen.

**) Ein Specht ſetzte ſich auf den Kopf des Prätors Aelius Tubero während er auf dem öffentlichen Platz auf ſeinem Richterſtuhl ſaß und ließ ſich mit der Hand wegnehmen; über dieſe Wundererſcheinung befragt, antworteten die Weiſſager, dem Reiche drohe der Untergang, wenn man den Vogel losließe, und dem Prätor der Tod, wenn man ihn zurückhielte. Sogleich zerriß ihn Tubero mit eigenen Händen und bald hernach, ſetzt Plinius hinzu, erfüllte er das Orakel.

ſpecht, den die alten Ornithologen und einige andere, wie die Ueberſetzer Catesbys und Edwards ohne Unterſchied allen Spechten beilegen, ebenſo verhält es ſich mit den Namen picus Martius, den ſie oft den Spechten überhaupt geben, obwohl er urſprünglich ausſchlußweiſe dem Grünſpecht, als einem dem Gotte Mars geweihten Vogel angehört.

Geßner hat mit Recht geſagt und Aldrovande zu beweiſen geſucht, daß der Kolios des Ariſtoteles der Grünſpecht ſei, aber faſt alle andere Naturforſcher haben behauptet, der Kolios wäre der Pirol. Wir glauben ihre Meinungen erörtern zu müſſen, ſowohl um die Naturgeſchichte dieſer Vögel zu vervollſtändigen, als um 2 Stellen des Ariſtoteles, die mehr denn eine Schwierigkeit darbieten zu erklären.

Theodor Gaza überſetzt ein Wort, das ſich (wenigſtens wie er lieſt) zweimal im erſten Abſchnitt des neunten Buches bei Ariſtoteles findet, auf gleiche Weiſe mit galgulus (Pirol); es iſt aber einleuchtend, daß er ſich wenigſtens einmal irrt, und daß Keleos, der in der erſten Stelle mit dem Lybios kämpft, nicht derſelbe ſein kann, der in der zweiten Stelle des Lybios Freund iſt. Dieſer letztere Keleos bewohnt den Saum der Gewäſſer und der Gehaue, eine Lebensweiſe, welche dem erſteren nicht beigelegt wird, und ſoll nicht Ariſtoteles auf derſelben Seite mit ſich in Widerſpruch kommen, ſo muß man in der erſten Stelle Keleos anſtatt Kolios leſen. Der Keleos wird alſo ein Waſſer- oder Strandvogel, und der Kolios entweder der Pirol, wie es Gaza überſetzt und die Namengeber es wiederholt haben, oder der Grünſpecht ſein, wie es Geßner und Aldrovande behaupten. Vergleicht man nun aber die zweite Stelle des Ariſtoteles, worin er weitläufiger vom Kolios redet, ſo wird man wohl nicht zweifeln können, daß er den Grünſpecht und nicht den Pirol gemeint hat.

Albert und Scaliger haben verſichert, der Grünſpecht lerne ſprechen und ſpreche zuweilen die Wörter vollkommen deutlich aus; mit Recht läugnet dieſes Willughby. Der Bau der wurmlangen Zunge der Spechte ſcheint ſich gegen die deutliche Ausſprache der Töne gänzlich zu ſträuben, abgeſehen davon, daß ihr wilder und ungelehriger Charakter ſie für Erziehung wenig empfänglich macht; denn Vögel, welche nur von Kerbthieren leben, die unter der Baumrinde verborgen ſind, kann man wohl nicht als Hausgenoſſen ernähren.

Friſch zufolge ſind die Männchen allein auf dem Kopfe roth. Klein ſagt daſſelbe. Salern behauptet, beide irrten ſich, und die Jungen wären alle, ſelbſt in dem Neſte, oben auf dem Kopfe roth. Nach Linné's Beobachtung wechſelt dieſes Roth und erſcheint bei verſchiedenen einzelnen Vögeln bald mit ſchwarzen, bald mit grauen Flecken vermiſcht und zuweilen ganz ungefleckt. Einige, und wahrſcheinlich ſind es die alten Männchen, werden in

den beiden ſchwarzen Schnauzbärten, die von den Schnabelwinkeln ausgehen, roth und ſie haben im Ganzen lebhaftere Farben, wie man es bei demjenigen ſieht, der auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 879, abgebildet iſt.

Friſch erzählt in Deutſchland richte der Grünſpecht während des Winters in den Bienenſtöcken Verheerungen an; wir zweifeln an dieſer Sache, um ſo mehr als in Frankreich ſehr wenige dieſer Vögel während des Winters zurückbleiben, wenn anders einer zurückbleibt, und da in Deutſchland die Kälte noch größer iſt, ſo ſehen wir nicht ein, warum ſie dort vorzugsweiſe zurückbleiben ſollten.

Bei ihrer Eröffnung findet man gewöhnlich ihren Vormagen mit Ameiſen angefüllt. Sie und überhaupt alle Vögel dieſer Gattung haben keinen Blinddarm, anſtatt des Blinddarms aber eine Aufſchwellung im Darme. Die Gallenblaſe iſt groß, der Darmgang 2 Fuß lang, die rechte Hode rund, die linke länglich und bogenförmig, was von Natur ſo iſt und nicht zufällig, wie es ſich an vielen einzelnen Vögeln herausgeſtellt hat.

Aber die Einrichtung der Zunge des Spechtes iſt für alle Naturforſcher ein Gegenſtand der Bewunderung geweſen. Borelli und Aldrovande haben die Form und das Spiel dieſes Organs beſchrieben, Olaus Jakobäus in den Koppenhagener Akten und Mery in den Denkſchriften der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris die merkwürdige anatomiſche Beſchreibung derſelben mitgetheilt. Die eigentlich ſogenannte Zunge des Grünſpechtes iſt nur jene knochigte Spitze, die blos ihr Ende zu bilden ſcheint; was man für die Zunge hält iſt das Zungenbein ſelbſt, das in einer häutigen Scheide ſteckt und ſich nach hinten in 2 lange, erſt knochigte dann knorpeligte Aeſte verlängert, welche nachdem ſie die Luftröhre umſchloſſen haben, ſich biegen, über den Kopf krümmen, in einen auf dem Schädel gezeichneten Falz einlegen und ſich an der Schnabelwurzel in die Stirn feſtſetzen. Dieſe beiden Aeſte oder ſpannkräftigen Fäden, die mit Bändern und mit Streck- und Einziehungsſehnen ausgerüſtet ſind, dienen zur Verlängerung und zum Spiel dieſer Art Zunge. Das ganze Bündel dieſer Geräthſchaft wird noch wie in einer Scheide von einem Häutchen umgeben, welches die Verlängerung desjenigen iſt, womit die Unterlage des Schnabels belegt iſt, ſo daß ſie ſich wie ein Wurm ausſpannt, wenn das Zungenbein vorſchießt, und ſich runzelt und ringelt, wenn dieſes Bein ſich zurückzieht. Die knochichte Spitze, die allein die Stelle der wahren Zunge einnimmt, ſitzt unmittelbar auf dem Ende dieſes Knochenbeins und wird von einer ſchuppigen, von kleinen rückwärts gekehrten Haken ſtarrenden Platte bedeckt; und damit dieſer Art Stachel nichts abgeht, um die Beute zurückzuhalten wie, um ſie zu durchbohren, ſo iſt er von Natur mit einem Leim überzogen, den tief im Schnabel zwei aus einer doppelten Drüſe kommenden Abſonderungsgänge austräufeln. Dieſer Bau iſt

das Muſter zu dem der Zunge aller Spechte. Ohne dieſe Wahrheit an allen herausgefunden zu haben, ſchließen wir es nach dem Aehnlichkeitsverhältniß und glauben ſelbſt daß man es auf alle Vögel, die ihre Zunge lang vorſchießen laſſen, ausdehnen kann.

Der Grünſpecht hat einen ſehr dicken Kopf und kann die rothen Federchen die ſeinen Scheitel bedecken in die Höhe richten und daher legt ihm Plinius eine Haube bei. Zuweilen fängt man ihn mit der Lockpfeife; das geſchieht aber durch eine Art Zufall; er kommt nicht ſowohl von der Pfeife, als von dem Geräuſch angelockt, welches der Vogelſteller durch das Schlagen gegen den Baum, auf dem ſeine Hütte ruht, erregt und das ſo ziemlich dem Geräuſche gleicht, welches ein Specht mit ſeinem Schnabel macht. Zuweilen aber fangen ſie ſich mit dem Halſe in Kloben, wenn ſie an Pfählen hinauf klettern, er iſt aber ein ſchlechtes Wildpret. Dieſe Vögel ſind immer überaus mager und dürr, obwohl Aldrovande ſagt, man eſſe ſie des Winters in Bologne und alsdann wären ſie ziemlich fett, was uns wenigſtens lehrt, daß ſie während dieſer Jahreszeit in Italien bleiben, während ſie in den franzöſiſchen Landſchaften alsdann verſchwinden.

Fremde Vögel des alten Feſtlandes,

die mit dem Grünſpecht verwandt ſind.

Der Palalaka, oder der große Grünſpecht von den Philipinen.

Erſte Art.

Camel in ſeiner Nachricht über die Vögel von den Philippinen und Gemelli Carreri verſetzen einſtimmig eine Art Grünſpecht nach dieſen Eilanden, von dem ſie ſagen, er ſei ſo groß wie ein Huhn, was offenbar, wie wir es auch in Betreff des großen Schwarzſpechtes bemerkt haben, von der Länge und nicht von der Maſſe des Körpers verſtanden werden muß. Dieſer Specht wird von den Einwohnern jener Eilande Palalaka, und von den Spaniern wegen des großen Geräuſches, das er durch Hämmern auf die Bäume macht und das man, wie Camel ſagt, 300 Schritte weit hört, Herrero oder Schmidt genannt. Seine Stimme iſt grob und kreiſchend, ſein Kopf roth und gehaubt. Grün iſt die Grundfarbe ſeines Gefieders, und mit ſeinem Schnabel, deſſen Feſtigkeit jede Probe beſteht, hölt er ſich die härteſten Bäume aus, um ſein Neſt darin anzubringen.

Ein anderer Palalaka oder der gefleckte Grünſpecht von den Philippinen.

Zweite Art.

Dieſer zweite Specht von den Philippinen, Nro. 691, iſt durch Größe und Farbe von dem vorhergehenden ganz verſchieden. H. Sonnerat nennt

ihn geſprenkelter Specht. Er ſteht hinſichtlich der Größe zwiſchen dem Buntſpecht und dem Grünſpecht, letzterem jedoch näher. Auf jeder Seite des Vorderleibes ſieht man einen matt weißen Flecken in einem ſchwärzlich braunen Rahmen, was für das Auge einen ziemlich reichen Schmelz bildet. Der Flügelmantel iſt fuchsroth mit hochgelber Tinte, die auf dem Rücken glänzender hochroth wird und ins gewöhnliche Roth hinunter ſpielt; der Bürzel iſt ſchwarz karmoſinroth, der Schwanz fuchsröthlich grau und der Kopf mit einer Haube verſehen, die auf einem braunen Grunde gelblich fuchsrothe Wellenlinien hat.

Der Grünſpecht von Goa.

Dritte Art.

Dieſer aſiatiſche Grünſpecht, Nro. 696, iſt nicht ſo groß wie der europäiſche. Die rothe, haubenförmige und rückwärts gekehrte Kopfverzierung wird an den Schläfen von einem weißen Streifen eingefaßt, der oben am Halſe breiter wird; ein ſchwarzer Gürtel ſteigt vom Auge herab und fällt im Zickzack bis auf den Flügel; die kleinen Bedeckungen ſind ebenfalls ſchwarz; ein ſchöner goldgelber Flecken bedeckt den übrigen Flügel und endigt ſich auf den kleinen Schwungfedern grünlich gelb; die großen Schwungfedern ſind mit grünlich weißen Flecken auf ſchwarzem Grunde gleichſam gezähnelt, der Schwanz iſt ſchwarz, der Bauch, die Bruſt und der Vorderhals bis unter den Schnabel vermiſcht und gleichſam netzförmig ſchwarz und weiß. Alle dieſe Wirkungen ſind auf der ausgemalten Tafel recht gut wiedergegeben und dieſer Specht gehört zu denjenigen, die das ſchönſte Gefieder haben; mit dem folgenden hat er eine große Verwandtſchaft. Die Aehnlichkeit verbunden mit der Nähe der Himmelsgegenden, unter denen ſie wohnen, könnten uns leicht glauben laſſen, daß dieſe beiden Arten ſich ſehr nahe ſtehen oder ſelbſt nur eine einzige ausmachen.

Der bengaliſche Grünſpecht.

Vierte Art.

Er iſt ebenſo groß wie der Grünſpecht von Goa und ihm ziemlich ähnlich. Das Goldgelb auf den Flügeln dehnt ſich bei den Bengaliſchen, Nro. 695, weiter aus und bedeckt auch ſeinen Rücken, eine weiße Linie zieht ſich vom Auge neben dem Halſe herab, wie der ſchwarze Zickzack bei dem von Goa. Obwohl mehr entfaltet, befindet ſich die Haube nur hinten auf dem Kopfe*), deſſen Scheitel und Vorderſeite ſchwarze, mit weißen Tropfen niedlich gefleckte Federchen bedecken; gleiches Gefieder bei dieſen zwei Vögeln unter dem Schnabel und auf der Kehle; die Bruſt und der Magen ſind weiß, von ſchwärzlichen und braunen Linien netzförmig durchzogen; weniger jedoch

*) Ein auffallenderes Merkmal als das der ſchwarzen Farbe oben am Halſe unter dieſer Haube, womit H. Linné dieſen Specht bezeichnet hat, nucha nigra.

bei dieſem, als bei dem vorhergehenden. Dieſe leichten Unterſchiede würden die beiden Arten vielleicht nicht hinreichend trennen, käme nicht der des Schnabels hinzu, welcher bei dem Specht von Goa um ein Drittel länger, als bei dem bengaliſchen iſt.

Auf dieſen letztern werden wir nicht allein den bengaliſchen Grünſpecht des H. Briſſon, ſondern auch ſeinen Specht vom Vorgebirge der guten Hoffnung zurückführen, der unſerm bengaliſchen Specht weit mehr gleicht, als der erſtere dieſer beiden von H. Briſſon angegebenen Spechte. Der Grund davon liegt meines Erachtens darin, daß die Beſchreibung des vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Natur, und die des andern nach der Edwardſchen Abbildung verfaßt worden, welche wohl die Abbildung unſeres bengaliſchen Grünſpechtes und nur darin von ihr verſchieden iſt, daß er etwas größer iſt; Albin aber, der denſelben Vogel beſchrieben, läßt ihn größer ſein, als der Edwardſche iſt, und zwar ſo groß, wie der europäiſche Grünſpecht, was wirklich der Wuchs dieſes bengaliſchen Spechtes iſt. Wie dem auch ſei, dieſe kleinen Unterſchiede in Wuchs und Farben verhindern uns nicht, unter dieſen 3 Beſchreibungen denſelben Vogel wieder zu erkennen.

Der Goertan oder der Grünſpecht vom Senegal.

Fünfte Art.

Dieſer am Senegal Goertan genannte Specht, Nro. 320, iſt nicht ſo groß wie der Grünſpecht und wohl nicht größer als der Buntſpecht. Oben über iſt der Goertan braun grau mit düſter grünlicher Tinte und dunkel weißen Wellenflecken auf den Flügeln, auf dem Kopf und Bürzel von zwei ſchön rothen Schildern durchſchnitten; der ganze Unterleib iſt gelblich verwaſchen grau. Dieſe Art und die beiden folgenden waren den Naturforſchern unbekannt.

Der kleine geſtreifte Specht vom Senegal.

Sechste Art.

Dieſer Specht, Nro. 345, Abb. 2, iſt nicht größer als ein Sperling. Er iſt oben auf dem Kopfe roth, ein braunes Halbmaske bedeckt ſeine Stirn, und geht bis hinter das Auge. Das wellenförmige Gefieder auf dem Vorderleibe zeigt abwechſelnd braun graue und dunkel weiße kleine Schweifungen, der Rücken hat eine ſchönfalbe goldgelbe Farbe, die auf den großen Schwungfedern ebenfalls vorkommt; die Flügelbedeckungen ſo wie der Bürzel ſind grünlich; obwohl dieſer afrikaniſche Specht, was die Größe betrifft, tief unter dem europäiſchen ſteht, iſt er, wie wir ſehen werden, bei weitem noch nicht der kleinſte dieſer großen Familie.

Der graukōpfige Specht vom Vorgebirge der guten Hoffnung.
Siebente Art.

Faſt alle Spechte haben ein ſcheckiges Gefieder, dieſer allein hat keine gegen einander ſcharf abſtechende Farben; eine dunkel olivenbräunliche bedeckt den Rücken, den Hals und die Bruſt; das übrige Gefieder iſt dunkelgrau, und dieſe graue Farbe iſt nur auf dem Kopfe heller; wo der Schwanz anfängt, ſieht man eine rothe Tinte. Dieſer Specht, Nro. 786, Abb. 2, iſt nicht ſo groß wie eine Lerche.

Vögel des neuen Feſtlandes,
die mit dem Grünſpecht verwandt ſind.

Der geſtreifte Specht von St. Domingo.
Erſte Art.

H. Briſſon führt zweimal dieſen nämlichen Vogel an, zuerſt unter dem Namen: Geſtreifter Specht von St. Domingo, und hierauf unter dem Namen: Kleiner geſtreifter Specht von St. Domingo, und ſagt dabei, dieſer ſei nicht ſo groß wie der erſtere; obwohl es ſich findet, daß die einzelnen Maße, die er angibt, dieſelben ſind und ungeachtet der Bemerkung, der zweite möchte wohl nur das Weibchen des erſteren ſein, macht er dennoch 2 verſchiedene Arten aus ihm; man braucht aber nur einen Blick auf die ausgemalten Tafeln, Nro. 614 und 281, zu werfen, um ſich zu überzeugen, daß die beiden Abarten, die dort dargeſtellt ſind, und ſolche Unterſchiede zeigen, die dem Geſchlechte oder dem Alter angehören können. Bei dem erſteren iſt der Scheitel ſchwarz, die Kehle grau, die Oliventinte des Körpers heller und die Streifen auf dem Rücken nicht ſo breit, wie bei dem zweiten, der auf dem ganzen oberen Theile des Kopfes eine rothe, auf dem Vorderleibe eine ziemlich matte, auf der Kehle eine weiße Farbe hat; übrigens aber ſind ſich Form und Gefieder vollkommen gleich. Dieſer geſtreifte Specht von St. Domingo iſt beinahe ſo groß wie unſer Buntſpecht, ſein ganzer Mantel wird von ſchwarzen und olivengrünen Bändern quer durchſchnitten; die grüne Tinte tritt auf dem Grau des Bauches und lebhafter auf dem Bürzel hervor, deſſen Ende roth iſt; der Schwanz iſt ſchwarz.

Der kleine olivengrüne Specht von St. Domingo.
Zweite Art.

Dieſer kleine Specht iſt 6 Zoll lang und faſt ſo dick, wie eine Lerche; der Scheitel iſt roth, die Seiten des Kopfes ſind fuchsröthlich grau, der ganze Mantel olivengelblich, der ganze Unterleib querüber weißlich und braun geſtreift; die auf der äußern Seite, wie der Rücken, olivengrünlichen Schwungfedern, ſind auf der innern Seite braun, mit einem gezähnelten

Rande von weißen ziemlich tief hineinreichenden Flecken, ein Merkmal, was ſie ebenfalls dem Grünſpecht ähnlich macht. Die Schwanzfedern ſind grau, mit Braun untermiſcht. Ungeachtet ſeiner geringen Größe gehört dieſer Specht zu den ſtärkſten; er durchbohrt die härteſten Bäume, auf ihn bezieht ſich dieſe Angabe aus der Geſchichte der Flibuſtier: „Der Zimmerer iſt ein Vogel, der nicht größer iſt als eine Lerche; ſein Schnabel iſt ungefähr 1 Zoll lang und ſo hart, daß er damit in einem Tage einen Palmbaum bis aufs Herz durchbohrt. Zu bemerken iſt, daß das Holz dieſes Baumes ſo hart iſt, daß die beſten eiſernen Werkzeuge davon abgleiten."

Der große geſtreifte Specht von Cayenne.
Dritte Art.

Wir zweifeln gar nicht, daß dieſer Specht mit dem zu einer Stelle bei Gesner, von H. Briſſon unvollſtändig beſchriebenen gehaubten amerikaniſchen Buntſpecht ein und derſelbe Vogel iſt. Die Haube von goldfalber oder vielmehr hochrother Farbe, der Purpurflecken am Schnabelwinkel, die falben und ſchwarzen Federn, womit der ganze Körper abwechſelnd geſchmückt iſt, ſind Merkmale, die ihn hinreichend kennbar machen, und die angegebene Größe, welche die des Grünſpechtes iſt, paßt auf dieſen großen geſtreiften Specht von Cayenne, Nro. 719. Sein Gefieder hat durch die gelblichfalbe und die ſchön ſchwarze Farbe, die ſich in Wellen, Flecken und Schweifungen vermiſchen, einen ſehr reichen Schmelz; ein weißer Raum, worin das Auge ſteht, und ein ſchwarzer auf der Stirne, verleihen der Geſichtsbildung dieſes Vogels ein eigenthümliches Gepräge, das durch die rothe Haube und den purpurrothen Bart noch mehr gehoben wird.

Der kleine geſtreifte Specht von Cayenne.
Vierte Art.

Unter den geſtreiften Spechten, die H. Briſſon alle auf den Buntſpecht folgen läßt, gibt es mehrere, die ſicher dem Grünſpecht angehören. Dieſes iſt, in Bezug auf die geſtreiften Spechte von St. Domingo und Cayenne, von denen wir ſo eben geſprochen haben, und in Bezug auf denjenigen, von dem wir hier reden, leicht wahrzunehmen. In der That haben dieſe 3 Spechte alle noch etwas von der mehr oder minder gelblich grünen Tinte, welche den Grünſpecht kennzeichnet, und die Wellenlinien, die ſich über das Gefieder hinziehen, ſcheinen nach dem Muſter derjenigen, womit der Flügel des Grünſpechtes gezeichnet iſt, verlängert zu ſein.

Der kleine geſtreifte Specht von Cayenne, Nro. 513, iſt 7 Zoll 5 Linien lang; in den Farben hat er mit dem geſtreiften Specht von St. Domingo viele Aehnlichkeit; er iſt aber nicht ſo groß. Schwarze Wellenſtreifen ziehen

ſich über den olivenbräunlich grauen Grund ſeines Gefieders; ſchwarz gezähneltes Grau bedeckt auch die beiden äußerſten Federn auf jeder Seite des Schwanzes, die 6 andern ſind ſchwarz, das Hinterhaupt iſt roth, Stirn und Kehle ſind ſchwarz; nur wird dieſes Schwarz von einem unter dem Auge gezeichneten und nach hinten verlängerten weißen Flecken durchſchnitten.

Der Gelbſpecht von Cayenne.
Fünfte Art.

Die Vogelarten, welche die Einſamkeit ſuchen, und nur in der Wüſte leben können, ſind in den großen Wäldern der neuen Welt um ſo zahlreicher, je weniger noch der Menſch ſich dieſer alten Gebiete der Natur bemächtigt hat; bis jetzt beſitzen wir 2 Arten Spechte, die aus den guianiſchen Wäldern herkommen, und die gelben Spechte ſcheinen dieſer Gegend eigens und beſonders anzugehören. Die meiſten dieſer Arten ſind den Naturforſchern noch unbekannt und Barrere hat blos einige angedeutet. Der erſte dieſer Spechte, den H. Briſſon unter dem Namen weißer Specht beſchrieben, hat ein zart gelbes Gefieder auf dem Körper. Der Schwanz iſt ſchwarz, die großen Schwungfedern ſind braun, die mittelen fuchsroth und nicht ſchwarz, wie man ſie aus Verſehen auf den ausgemalten Tafeln dargeſtellt hat, die Flügelbedeckungen ſind braungrau mit gelblichweißer Franze. Dieſer Specht iſt bis auf den Hals gehaubt, gegen die blaßgelbe Farbe dieſer Haube, ſo wie des ganzen Kopfes ſticht das Roth ſeines Bartes lebhaft ab. Dieſe beiden rothen Büſchel und ſeine ſchöne Haube verleihen ihm eine merkwürdige Geſichtsbildung und die ſanfte und wenig gemeine Farbe ſeines Gefieders macht ihn zu einem in ſeiner Gattung ausgezeichneten Vogel; die Kreolen auf Cayenne nennen ihn den gelben Zimmermann; er iſt nicht ſo groß, wie unſer Grünſpecht und beſonders lange nicht ſo dick; ſeine Länge beträgt 9 Zoll, ſein Neſt baut er in den großen Bäumen, deren Herz faul iſt, nachdem er ſie wagerecht bis zur Höhlung durchbohrt hat, und er höhlt ſie weiter hinunter bis zu einer Tiefe von 1½ Fuß unter der Oeffnung aus; auf dem Boden dieſer dunkelen Höhle legt das Weibchen 3 weiße und faſt runde Eier; die Jungen ſchlüpfen zu Anfang Aprils aus und das Männchen theilt die Beſorgniß des Weibchens und hält ſich in ſeiner Abweſenheit beſtändig an der Oeffnung ſeines Einganges; ſein Geſchrei iſt ein Pfeifen in 6 Zeiten, wovon die erſten Laute eintönig und die 2 bis 3 letzten tiefer ſind; das Weibchen hat jene lebhaften rothen Streifen, die das Männchen auf den Kopfſeiten trägt, nicht.

In dieſer Art findet man eine Abart, deren einzelne Thiere auf allen kleinen Flügelbedeckungen und auf dem Saum der großen eine ſchöne gelbe Farbe haben. Bei einigen andern einzelnen Vögeln, wie wahrſcheinlich bei

den von H. Briſſon beſchriebenen zeigt das ganze, entfärbte und matte Gefieder nur ein ſchmutziges und gelbliches Weiß.

Der braunrothe Specht.

Sechste Art.

Ein ſchönes lebhaftes und glänzendes Goldroth bildet das prächtige Kleid dieſes Spechtes, Nro. 524, der faſt ſo groß, wie der Grünſpecht iſt, aber keinen ſo ſtarken Wuchs hat. Eine lange gelbe Haube mit dünnen Gehängen bedeckt ſeinen Kopf und zieht ſich nach hinten; von den Winkeln des Schnabels aus gehen 2 Bärte von einem ſchönen hellen und zwiſchen dem Auge und der Kehle gut gezeichneten Roth, einige weiße und zitrongelbe Tropfen geben dem fuchsrothen Grunde in der Mitte des Mantels Reichthum und Abwechſelung, der Bürzel iſt gelb und der Schwanz ſchwarz; in dieſer Art, wie in der des gelben Spechtes derſelben Gegenden, hat das Weibchen kein Roth auf den Wangen. Ein unter dem Namen gefleckter fuchsrother Specht aus Cayenne geſchickter und im königl. Kabinet aufgeſtellter Vogel ſcheint dieſes Weibchen zu ſein.

Der Specht mit ſchwarzer Halsbinde.

Siebente Art.

Auch dieſes iſt einer der gelben Zimmerer der Cayenner Kreolen; er trägt ein ſchönes ſchwarzes Schild, das ſeinen Hals von hinten umſchließt, wie eine Halsbinde die ganze Vorderſeite bedeckt und auf die Bruſt herabgeht, der übrige Unterleib iſt fuchsröthlich falb, ebenſo die Kehle und der ganze Kopf, der bis auf den Hals gehaubt iſt; der Rücken iſt lebhaft fuchsroth, der Flügel ebenſo; aber auf den Schwungfedern mit einigen ziemlich von einander abſtehenden, ſchwarzen Strichen durchzogen; einige dieſer Striche ziehen ſich über den Schwanz hin, deſſen Spitze ſchwarz iſt und den die ausgemalte Tafel etwas zu kurz darſtellt. Die Größe dieſes Cayenner Spechtes, Nro. 863, iſt dieſelbe wie die des gelben Spechtes und ebenſo dieſelbe wie die des braunrothen Spechtes dieſer Gegenden; alle drei haben einen dünnen Körper und ebenſo eine Haube, ſo daß dieſe 3 Arten ſich ſehr verwandt zu ſein ſcheinen. Die Eingebornen von Guiana geben ihnen in gariponiſcher Sprache den gemeinſamen Namen Tukumari. Es ſcheint, daß dieſe Spechte ebenſo tüchtige Arbeiter, wie die andern ſind, und daß dieſe zimmernden Vögel ſich ebenfalls auf St. Domingo befinden, da der Pater Charlevoix verſichert, daß oft das Bauholz auf dieſem Eilande von dieſen wilden Zimmerern ſo durchlöchert geweſen, daß es ganz nutzlos geſchienen.

Der fuchsrothe Specht.
Achte Art.

In dem Gefieder dieſes kleinen Spechtes kommt eine Eigenthümlichkeit vor; die Tinte nämlich auf dem Unterleibe iſt ſtärker, als die auf dem Oberleibe, ganz im Gegenſatze gegen alle andern Vögel; ein mehr oder minder düſteres oder helles Fuchsroth bildet den ganzen Farbengrund. Dieſes Fuchsroth iſt auf den Flügeln dunkel, auf dem Bürzel und dem Rücken mehr verwaſchen, auf der Bruſt und dem Bauch ſtärker aufgetragen und auf dem ganzen Körper mit ſehr gedrängt ſtehenden, ſchwarzen Wellenlinien, welche die Wirkung des ſchönſten Schmelzes hervorbringen. Der Kopf iſt hell fuchsroth, unten mit kleinen ſchwarzen Wellenlinien durchzogen. Dieſer Specht, Nro. 694, den man in Cayenne findet, iſt wohl nicht größer als der Wendehals, aber etwas dicker. Obwohl ſein Gefieder nur zwei düſtere Tinten hat, iſt es dennoch eins der ſchönſten und mit der lieblichſten Abwechſelung verſehen.

Der kleine Specht mit gelber Kehle.
Neunte Art.

Dieſer Specht iſt nicht ſo groß wie der Wendehals. Der Grund ſeines Gefieders iſt braun, mit olivengrünlicher Tinte und mit weißen ſchuppenförmigen Fleckchen auf dem Vorderleibe bis unter die Kehle, die ein ſchönes Gelb umgibt, das ſich unter dem Auge und oben über den Hals hinzieht; eine hochrothe Kappe bedeckt den Scheitel und ein Bart von dieſer nämlichen, aber geſchwächten Farbe ſteht an den Schnabelwinkeln. Dieſer Specht, Nro. 784, wird, wie die vorhergehenden, in Guiana gefunden.

Der ſehr kleine Specht von Cayenne.
Zehnte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 786, Abb. 1, iſt ſo klein wie unſer Zaunkönig und der Zwerg der großen Spechtfamilie. Es iſt kein Baumläufer, ſondern ein ächter Specht mit geradem und viereckigem Schnabel, der Hals und die Bruſt ſind mit ſchwarzen und weißen wellenförmigen Gürteln geſchmückt, ſein brauner, mit weißen ſchwarzgeſchatteten Tropfen geflecter Rücken hat dieſe nämlichen Flecken weit mehr zuſammengedrängter und kleiner auf dem ſchönen Schwarz, das den Obertheil des Halſes bedeckt; endlich ein kleiner, goldfarbiger Kopf, wie der des Zaunköniges, machen ihn zu einem eben ſo niedlichen als zarten Vogel. Das ganze Weiß auf ſeinem Gefieder iſt nicht rein, ſondern mit einem gelblichen Schatten bedeckt, der gegen den Schwanz hin und ſelbſt auf dem Braun der Flügel und des Rückens mehr hervortritt. Dieſer kleine Vogel iſt, wenigſtens ſo weit man nach ſeinem Balge darüber

urtheilen kann, flinker und munterer als alle anderen Spechte; es ſcheint, daß die Natur ihm zur Entſchädigung für ſeine Kleinheit mehr Lebhaftigkeit, Leichtigkeit und alle Hülfsmittel gewährt hat, die ſie den ſchwachen Weſen verleiht. Gewöhnlich findet man ihn in Geſellſchaft mit den Baumläufern, und wie ſie, klettert er an den Baumſtämmen hinauf und hängt ſich an die Zweige.

Der goldflügelige Specht.
Elfte Art.

Indem wir dieſen ſchönen Vogel, Nro. 693, an das Ende der Familie des Grünſpechtes ſtellen, wollen wir bemerken, daß er durch ſeine Gewohnheiten, wie durch einige Züge im Körperbau aus der Gattung der Spechte ſelbſt herauszutreten und ſich von ihr zu entfernen ſcheint. In der That, Catesby, der ihn in Karolina beobachtet hat, ſagt, er halte ſich am gewöhnlichſten am Boden und klettere nicht an den Baumſtämmen hinauf, ſondern wiege ſich auf den Zweigen, wie die andern Vögel; indeſſen hat er, wie die Spechte 2 nach vorn und 2 nach hinten gekehrte Zehen, wie ſie, ſteife und rohe Schwanzfedern und durch eine ihm allein gehörende Eigenthümlichkeit läuft die Rippe einer jeden in 2 kleine Fäden aus; ſein Schnabel entfernt ſich aber von der Form des Schnabels der Spechte; er iſt nicht viereckig geſchnitten, ſondern gerundet und etwas gebogen und nicht ſcheerenförmig, ſondern in eine Spitze auslaufend; man ſieht alſo, daß dieſe Art, wenn ſie auch durch die Füße und den Schwanz mit der Gattung der Spechte zuſammenhängt, ſich durch die Form des Schnabels und durch die natürlichen Gewohnheiten, die eine nothwendige Folge der Bildung dieſes Hauptorgans der Vögel ſind, von ihr entfernt. Dieſer Vogel ſcheint eine Mittelart zwiſchen dem Specht und dem Kukuck zu bilden, mit welchem ihn einige Naturforſcher zuſammengeſtellt haben. Es iſt ein Beiſpiel mehr von jenen Uebergangsſtufen, welche die Natur überall zwiſchen ihre Erzeugniſſe geſtellt hat. Dieſer Halbkukuckſpecht iſt faſt ſo groß, wie der Grünſpecht und durch ſeine ſchöne Form und ſchöne, auf eine zierliche Weiſe geordnete Farben merkwürdig. Schwarze halbmond- und herzförmige Flecken liegen auf einem weißen fuchsröthlich geſchatteten Grunde über den Magen und Bauch hingeſtreut. Der Vorderhals iſt reinfarbig oder lilagrau und mitten auf der Bruſt iſt ein breiter, ſchwarzer halbmondförmiger Gürtel, der Bürzel iſt weiß, der Schwanz oben ſchwarz und unten mit einer ſchönen braungelben Farbe belegt; der Obertheil des Kopfes und der Obertheil des Halſes ſind blaugrau und am Hinterkopf iſt ein ſchöner Scharlachflecken; von den Schnabelwinkeln gehen 2 große ſchwarze Näthe aus, die ſich auf den Seiten des Halſes herunterziehen, den Weibchen fehlen dieſe Bärte; der Rücken iſt

auf braunem Grunde ſchwärzlich geſprenkelt, die großen Schwungfedern haben dieſe nämliche Farbe. Was ſie aber auszeichnet und allein hinreicht, um dieſen Vogel kennbar zu machen, iſt die lebhafte Goldfarbe auf der Rippe all dieſer Schwungfedern. Dieſer Vogel wird in Kanada und Virginien ſo wie in Karolina gefunden.

Der Schwarzſpecht.

Die zweite Spechtart die in Europa gefunden wird, iſt die des Schwarzſpechtes, Nro. 296. Sie ſcheint auf einige beſondere Gegenden und beſonders auf Deutſchland eingeſchränkt zu ſein; die Griechen jedoch kennen, wie wir, 3 Spechtarten. Ariſtoteles gibt ſie alle 3 an; die eine, ſagt er, die kleiner als die Amſel, iſt der Bunt- oder Elſterſpecht; die zweite, die größer als die Amſel, nennt er anderswo Kolios und dieſes iſt unſer Grünſpecht; die dritte endlich, von der er ſagt, ſie ſei einem Huhn an Größe faſt gleich, was man von der Länge und nicht von der Dicke des Körpers verſtehen muß, iſt unſer Schwarzſpecht, der größte von allen Spechten des Feſtlandes. Er hat von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende 16 Zoll; der Schnabel iſt 2½ Zoll lang und hornfarbig; den Scheitel bedeckt eine lebhaft rothe Kappe. Das Gefieder des ganzen Körpers iſt tief ſchwarz. Die Namen Krähſpecht und Holzkrähe, die man ihm im Deutſchen gibt, bezeichnen zugleich ſeine Farbe und ſeine Größe.

Man findet ihn in den Hochwäldern, auf den Gebirgen, in Deutſchland, der Schweiz und den Vogeſen; in den meiſten franzöſiſchen Landſchaften iſt er unbekannt und in die ebenen Länder kommt er wohl nicht herunter; Willughby verſichert, in England finde man ihn nicht. In der That, dieſer Waldvogel hat eine zu offene und von Gehölz zu ſehr entblößte Gegend verlaſſen müſſen; das iſt die einzige Urſache, die ihn aus England, wie aus Holland, wo er, ſo verſichert man, nicht gefunden wird, hat verbannen können; denn in den nördlichen Erdſtrichen und ſelbſt noch in Schweden ſieht man ihn; man kann aber nicht wohl errathen, warum er ſich nicht in Italien finden ſoll, wo Aldrovande ihn nie geſehen haben will. Auch gibt es in derſelben Gegend Bezirke, welche der ſchwarze Specht vorzugsweiſe liebt und es ſind dieſes die öden und wüſten Orte. Friſch nennt einen fränkiſchen Wald, der durch die vielen Schwarzſpechte, die darin hauſen, bekannt iſt *). In dem übrigen Deutſchland ſind ſie nicht ſo gemein; überhaupt ſcheint die Art nicht zahlreich zu ſein und ſelten trifft man in einem Umfange von einer halben Meile mehr als ein Paar dieſer Vögel. Sie wohnen in einem gewiſſen Kreiſe, den ſie nicht leicht verlaſſen und wo man faſt ſicher iſt, ſie immer wieder zu finden.

*) Der Speſſart.

Dieſer Vogel ſchlägt mit ſeinem Schnabel ſo mächtig auf die Bäume, daß man ihn, wie Friſch ſagt, ſo weit wie eine Axt hört. Er hölt ſie tief aus, um in ihrem Herz eine recht geräumige Wohnung zu nehmen; oft ſieht man am Fuße des Baumes unter ſeinem Loche ein Scheffel voll Staub und kleine Spähne, zuweilen höhlt er das Innere der Bäume ſo ſtark aus, daß ſie bald von den Winden umgeriſſen werden. Dieſer Vogel würde demnach den Wäldern großen Nachtheil bringen, wenn ſeine Art zahlreicher wäre. Vorzugsweiſe wählt er ſich abſterbende Wälder aus. Leute, die für ihr Gehölz Sorge tragen, ſuchen ſie auszurotten, denn er greift auch viele geſunde Bäume an. H. Delandes beklagt ſich in ſeinem Verſuch über den Schiffbau der Alten, daß wenige Bäume vorhanden waren, von denen man 4 Fuß lange Ruder fertigen konnte, ohne daß die Spechte Löcher hineingemacht hatten *).

Der Schwarzſpecht legt auf den Boden ſeines Loches 2 bis 3 weiße Eier, und weiß ſind nach Willughby die Eier aller Spechte; dieſen hier ſieht man ſelten am Boden, und die Alten haben ſogar geſagt, kein Specht käme herab, und wirklich kommen ſie nicht oft auf den Boden. Wenn ſie an den Bäumen hinaufklettern, ſo iſt die lange Hinterzehe bald ſeitwärts, bald nach vorn gekehrt. Dieſe Zehe iſt in dem Gelenke, das ſie mit dem Fuße verbindet, beweglich und kann alle zum Aufſtützen nöthige und zur Erhaltung des Gleichgewichtes günſtige Stellungen annehmen. Dieſe Geſchicklichkeit iſt allen Spechten gemeinſam.

Wenn der Schwarzſpecht ſein Loch ausgehauen und ſich den Eingang in eine Baumhöhle geöffnet hat, ſo ſtößt er ein helles Geſchrei oder ſcharfes und gedehntes Pfeifen aus, das weithin widerhallt; auch läßt er von Zeit zu Zeit ein gewiſſes Knarren oder vielmehr ein Streifen hören, daß er mit ſeinem Schnabel hervorbringt, indem er ihn an den Wänden ſeines Loches raſch hin und herſtreift.

Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen durch ſeine Farbe; es iſt nicht ſo tief ſchwarz und hat nur auf dem Hinterhaupt und zuweilen ganz und gar kein Roth. Man bemerkt, daß bei einigen einzelnen Vögeln das Roth tiefer in den Nacken herabſteigt, und es ſind dieſes die alten Männchen. Der Schwarzſpecht verſchwindet während des Winters. Agricola glaubt, er bleibe in Baumlöcher verſteckt; Friſch aber verſichert, er ziehe ab und fliehe vor der Strenge der Jahreszeit, während welcher ihm jeder Unterhalt fehle, da, ſagt er, die Holzwürmer alsdann ſich tiefer verkriechen und die Ameiſen unter dem Eiſe oder Schnee vergraben bleiben.

*) H. Deslandes irrt ſich aber an derſelben Stelle ſehr, wenn er ſagt, der Specht mache mit ſeiner Zunge, wie mit einem Bohrer, Löcher in die dickſten Bäume.

Im alten Feſtlande kennen wir keinen Vogel, weder in Aſien noch in Afrika, deſſen Art mit der des europäiſchen Schwarzſpechtes verwandt wäre, und vermuthlich iſt er aus dem neuen Feſtlande zu uns gekommen, wo man mehrere Arten findet, die man faſt unmittelbar auf die Art unſeres Schwarzſpechtes zurückführen muß. Dieſe Arten ſind folgende:

Vögel des neuen Feſtlandes,
die mit dem Schwarzſpecht verwandt ſind.

Der große weißſchnäbelige Schwarzſpecht.
Erſte Art.

Dieſer Specht, Nro. 690, findet ſich in Karolina und iſt größer als der europäiſche und größer ſelbſt als alle Vögel dieſer Gattung; er erreicht oder übertrifft an Größe die Krähe *). Sein elfenbeinweißer Schnabel iſt 3 Zoll lang und ſeiner ganzen Länge nach geriefelt. Dieſer Schnabel iſt ſo ſcharf und ſo ſtark, ſagt Catesby, daß der Vogel oft in einer Viertelſtunde ein Scheffel Späne damit abſchneidet; auch haben die Spanier ihn Carpenteros, Zimmermann, genannt.

Sein Kopf iſt von hinten mit einer großen Scharlachhaube geſchmückt, die gleichſam in 2 Büſchel zerfällt, wovon das eine auf den Hals herunterfällt und das andere aufrecht ſteht; über dem letztern liegen lange ſchwarze Fäden, die vom Scheitel ausgehen und den Kopf ganz bedecken; denn die Scharlachfedern ſtehen nur hinterwärts; ein weißer Streif geht über die Seite des Halſes herab, bildet auf der Schulter einen Winkel und vereinigt ſich mit dem Weiß, das den Untertheil des Rückens und die mittelen Schwungfedern bedeckt; das ganze übrige Gefieder iſt rein und tief ſchwarz.

Er höhlt ſich in den dickſten Bäumen ſein Neſt und legt in der Regenzeit. Dieſer große weißſchnäbelige Specht findet ſich in Gegenden, die noch wärmer als Karolina ſind; denn in ihm erkennen wir Nierenbergs picus imbrifoetus und Fernandes Quatomomie wieder, obwohl die Geſammtgröße von dieſen Schriftſtellern ſchlecht angegeben wird und einige Unterſchiede eine Abweichung in der Art anzudeuten ſcheinen; aber der 3 Zoll lange weiße Schnabel kennzeichnet ihn hinlänglich. Dieſer Specht, ſagt Fernandes, bewohnt die Gegenden an der Südſee. Die Amerikaner in den nördlichen Landſchaften machen aus den Schnäbeln dieſer Spechte Kronen für ihre Krieger; und da ſie in ihrem Lande keine ſolchen Vögel haben, kaufen ſie dieſelben von den Bewohnern des Südens und geben für einen Spechtſchnabel bis an drei Rehhäute.

*) H. Briſſon hatte offenbar einen ſehr kleinen Vogel gemeſſen, da er dieſem Specht nur 16 Zoll gibt; der im königlichen Kabinett befindliche und auf der Tafel abgebildete hat 18 Zoll.

Der rothgehaubte Schwarzſpecht.

Zweite Art.

Dieſer Specht, Nro. 718, der in Luiſiana ziemlich gemein iſt, findet ſich gleicher Weiſe in Karolina und Virginien; dem vorigen iſt er ſehr ähnlich; er hat aber nicht den weißen Schnabel und iſt nicht ganz ſo groß, obwohl etwas größer als der europäiſche Schwarzſpecht. Der Scheitel iſt bis über die Augen mit einer großen, in ein einziges Büſchel aufgeſtutzten und wie ein Wimpel rückwärts geworfenen Haube geſchmückt; darunter liegt eine ſchwarze Binde, worin das Auge iſt; ein rother Bart geht von der Schnabelſpitze aus und ſticht gegen die ſchwarzen Seiten des Kopfes ſcharf ab; die Kehle iſt weiß; ein Streifchen von eben dieſer Farbe geht zwiſchen dem Auge und dem Barte hin und zieht ſich über den Bart bis auf die Schulter; der ganze übrige Körper iſt ſchwarz mit einigen leichten weißen Spuren im Flügel und einem größern Flecken von eben dieſer Farbe mitten auf dem Rücken; unter dem Körper iſt das Schwarz nicht ganz ſo tief und mit grauen Wellenlinien untermiſcht. Beim Weibchen iſt der Vorderkopf braun, und nur auf dem hintern Theil des Kopfes ſind rothe Federn.

Catesby ſagt, nicht zufrieden mit den Kerbthieren, welche dieſe Vögel ſich aus den faulen Bäumen herausholten und die ihre gewöhnliche Speiſe bildeten, griffen ſie auch noch die Maispflanzungen an und zerſtörten viele, weil die Feuchtigkeit, welche durch die Löcher dringt, die ſie in die Hülſe machen, das darin enthaltene Korn verderbt. Sollten ſie dies aber nicht eher thun, um irgend eine, in der Hülle des Mais verſteckte Würmerart zu finden, als um das Korn zu freſſen; denn kein Vogel dieſer Art ernährt ſich von Sämereien.

Einen Specht, mit dem uns H. Commerſon bekannt gemacht und den er in den Wäldern der Magellansländer angetroffen, können wir nicht beſſer, als auf dieſe Art zurückführen. Die Größe iſt dieſelbe und die andern Merkmale ſind ziemlich ähnlich; nur hat der Commerſon'ſche blos auf den Wangen und dem Vorderhaupte eine rothe Farbe und das Hinterhaupt hat eine Haube von ſchwarzen Federn; alſo würde ſich entweder dieſelbe oder eine ähnliche Art unter der entſprechenden Breite, in den beiden äußerſten Enden des großen amerikaniſchen Feſtlandes finden. H. Commerſon bemerkt, dieſer Vogel habe eine ſtarke Stimme und ein ſehr hartes Leben, was auf alle Spechte paßt, die durch ihr arbeitſames Leben gekräftigt und abgehärtet werden.

Der Uantu oder gehaubte Schwarzſpecht von Cayenne.

Dritte Art.

Barrere hat den Namen dieſes Spechtes, Nro. 707, den die Amerikaner Uantu nennen, ſchlecht ausgeſprochen, nämlich ventou, und indem wir ihn

auf Marcgrave's Hipecou zurückführen, werden wir beide Vergehen unſerer Namengeber berichtigen. Der Uantu iſt ſo lang wie der Grünſpecht, aber nicht ſo dick von Körper; er iſt oben ganz ſchwarz, mit Ausnahme einer weißen Linie, die von dem Oberkiefer des Schnabels aus gürtelförmig auf den Hals herabgeht und in die Flügelbedeckungen einige weiße Federn wirft. Der Magen und der Bauch haben ſchwarze und graue Wellenſtreifen und die Kehle iſt ebenſo geſprenkelt. Von dem Unterkiefer des Schnabels geht ein rother Bart aus, eine ſchöne Haube von eben dieſer Farbe bedeckt den Kopf und fällt hinterwärts herab; endlich bemerkt man unter den langen Fäden dieſer Haube Federchen von derſelben rothen Farbe, die den obern Theil des Halſes ſchmücken.

Barrere hat ebenſo ſehr Recht, Marcgraves Hipecou auf dieſen Specht zurückzuführen, als H. Briſſon Unrecht zu haben ſcheint, wenn er ihn auf Catesbys großen Specht von Karolina zurückführt. Der letztere iſt größer, als eine Krähe, und der Hipecou nicht größer, als eine Taube. Außerdem paßt die übrige Beſchreibung bei Marcgrave eben ſo ſehr auf den Uantu als ſie auf den großen Specht von Karolina wenig paßt. Dieſer iſt nicht auf dem Unterleibe gemiſcht ſchwarz und weiß, wie der Uantu und Hipecou, deſſen Schnabel 3 Zoll und nicht 6 Linien lang iſt. Nun aber paſſen dieſe Kennzeichen eben ſo wenig auf den luiſianiſchen Schwarzſpecht und H. Briſſon ſcheint ſich überdies zu irren, wenn er auf dieſe Art den Uantu zurückführt, der, wie geſagt, der Hipecou iſt und den er beſſer unter ſeine elfte Art geſtellt hätte, dem alle Kennzeichen des Hipecous und des Uantus eigen ſind.

Der Cayenner Uantu iſt auch Fernandes neuſpaniſcher Tlauhquechultotl. Wir haben ihn an einem ſeltſamen Zuge wiedererkannt; Fernandes ſagt nämlich, es ſei ein Specht, der in die Bäume bohre; ſein Kopf und der Oberhals ſind mit rothen Federn geſchmückt. Dieſe Federn ſollen, an den Kopf eines Kranken gelegt oder vielmehr angeleimt, den Schmerz lindern; mag man dieſes durch die Erfahrung gefunden oder, weil man ſie nah am Kopfe des Vogels anliegen ſah, ſich ſo eingebi det haben. Nun aber paßt unter allen Spechten jenes Kennzeichen, daß die kleinen rothen Federn auf ſeinem Hinterhaupte und oben am Halſe an der Haut liegen und gleichſam kleben, auf dieſen Specht am beſten.

Der rothhalſige Specht.

Vierte Art.

Zur Bezeichnung dieſes Spechtes, Nro. 612, haben wir der Benennung rothköpfiger, die rothhalſiger vorgezogen, weil die meiſten Spechte einen mehr oder minder rothen Kopf haben. Dieſer hat außerdem auf dem

ganzen Halſe und ſelbſt auf der Bruſt dieſe ſchöne Farbe, was zu ſeiner Unterſcheidung hinreicht. Er iſt etwas länger als der Grünſpecht, ſein Hals nämlich und ſein Schwanz ſind geſtreckter, wodurch ſein Körper nicht ſo dick ausſieht. Der ganze Kopf und der Hals ſind bis auf die Bruſt mit rothen Federn geſchmückt; auf der Bruſt aber verſchmelzen ſich Tinten dieſer Farbe, noch mit dem ſchönen Falb, das ſie, ſowie den Bauch und die Seiten bedeckt. Der übrige Körper iſt faſt ſchwarz dunkelbraun und mit dieſer Farbe vermiſcht ſich das Falb auf den Schwungfedern. Dieſer Specht wird ſo wie der vorige und der folgende in Guiana gefunden.

Der kleine Schwarzſpecht.

Fünfte Art.

Dieſer, Nro. 694, Abb. 2, iſt unter den Schwarzſpechten der kleinſte, und nur ſo groß, wie der Wendehals; ein tiefes Schwarz mit bläulichen Widerſcheinen umgibt die Kehle, die Bruſt, den Rücken und den Kopf, mit Ausnahme eines rothen Fleckens auf dem Kopfe des Männchens; auch hat er über dem Auge einen leichten weißen Zug und gegen das Hinterhaupt hin einige gelbe Federchen. Unter dem Körper längs dem Bruſtbein zieht ſich ein Streifen von ſchöner hochrother Farbe, der am Bauche endigt; dieſer hat, wie die Seiten, einen ſehr ſchönen, ſchwarzen und weißgrauen Schmelz; der Schwanz iſt ſchwarz.

Es gibt eine Abart dieſes Spechtes, die, anſtatt des rothen Fleckens auf dem Scheitel rund herum eine gelbliche Krone hat. Dieſe iſt eine Fortbildung jener gelben Federchen, die man bei dem erſten ſieht und deutet offenbar auf eine Geſchlechtsabweichung hin. Das Weibchen hat weder einen rothen Flecken noch einen gelben Streif auf dem Kopfe.

Auf dieſe Art wollen wir Albins kleinen ſchwarzen Baumläufer zurückführen, den H. Briſſon unter dem Namen Neuengliſcher Schwarzſpecht zu ſeiner ſiebenten Art gemacht, der aber mit dem kleinen Cayenner Schwarzſpecht zu viele Aehnlichkeiten hat, als daß man ſie trennen dürfte.

Der Schwarzſpecht mit rothem Domino.

Sechste Art.

Dieſer, von Catesby angegebene Specht, Nro. 117, findet ſich in Virginien, er iſt faſt ſo groß, wie der europäiſche Elſterſpecht oder Buntſpecht; ſeinen ganzen Kopf umhüllt ein ſchönes, rothes, ſeidenhaftes und glänzendes Domino, das auf den Hals herabgeht; der ganze Oberleib und der Bürzel ſind weiß, ebenſo die kleinen Schwungfedern, deren Weiß ſich mit dem des Bürzels verbindet, um unten auf dem Rücken ein großes weißes Schild zu

bilden; das Uebrige iſt ſchwarz; ebenſo die großen Flügel- und alle Schwanzfedern.

In Virginien weiß man von dieſen Vögeln während des Winters ſehr wenig; mehr gibt es in dieſer Jahreszeit in Karolina, aber nicht ſo zahlreich, wie im Sommer. Es ſcheint, ſie wandern nach dem Süden, um der Kälte auszuweichen. Diejenigen, die zurückbleiben, nähern ſich den Dörfern und klopfen ſelbſt auf die Fenſter der Gebäude. Catesby fügt hinzu, dieſer Specht freſſe viel Obſt und Korn; dieſes tritt aber wahrſcheinlich ein, wenn ihm jede andere Speiſe fehlt, ſonſt würde er durch dieſe Neigung ſich von allen anderen Spechten, für welche das Obſt und Korn nur eine Aushülfe in der Noth und keine ausgewählte Nahrung iſt, unterſcheiden.

Der Elſterſpecht oder der Buntſpecht.

Erſte Art.

Die dritte Art unſerer europäiſchen Spechte iſt der Buntſpecht, oder, was dasſelbe bedeutet, der Elſterſpecht. Dieſer Name bezeichnet die angenehme Wirkung, die in ſeinem Gefieder das durch das Roth auf dem Kopfe und dem Bauche hervorgehobene Weiß und Schwarz hervorbringt. Der Scheitel iſt ſchwarz mit einer rothen Binde auf dem Hinterhaupt, und die Kopfverzierung endigt ſich auf dem Halſe mit einer ſchwarzen Spitze. Von hier aus gehen 2 ſchwarze Aeſte, wovon ein Zweig auf jeder Seite bis zur Schnabelwurzel hinaufgeht, hier einen Bart bildet, und der andere unten an den Hals hinabgeht, ihn mit einem Halsbande einfaßt. Dieſer ſchwarze Zug greift gegen die Schulter hin in das ſchwarze Stück ein, welches die Mitte des Rückens einnimmt; 2 große weiße Schilder bedecken die Schultern; die großen Schwungfedern ſind braun, die andern ſchwarz und alle weißgemiſcht. Dieſes ganze Schwarz iſt tief, das ganze Weiß ſauber und rein, das Roth auf dem Kopfe lebhaft und das auf dem Bauche etwas hochroth; alſo iſt das Gefieder des Elſterſpechtes auf eine ſehr angenehme Weiſe vermannichfaltigt und man kann ihm in der Schönheit den Vorrang vor allen andern Spechten gewähren.

Dieſe Beſchreibung paßt nur auf das Männchen Nro. 596 ganz; das Weibchen auf den ausgemalten Tafeln Nro. 595 hat kein Roth auf dem Hinterhaupte; auch kennt man Buntſpechte, deren Gefieder nicht ſo ſchön iſt, und ſelbſt ganz weiße. Ferner gibt es von dieſer Art eine Abweichung, deren Farben nicht ſo lebhaft, nicht ſo abſtechend ſcheinen, und deren ganzer Oberkopf und Bauch roth, aber blaß und mattroth ſind.

Dieſe Abweichung auf den ausgemalten Tafeln Nro. 611 hat H. Briſſon zu ſeinem zweiten Buntſpechte gemacht, nachdem er ihn ſchon einmal unter dem Namen großer Buntſpecht angeführt hatte; obwohl beide gleich

groß ſind, und man dieſe Abweichung in der Art von je her gekannt hat. Belon, der freilich in dem Jahrhunderte lebte, worin die Formeln der Benennungskunſt und die wiſſenſchaftlichen Irrthümer der Arten ſich noch nicht vervielfältigt hatten, redet von dieſen Unterſchieden unter den Buntſpechten, und ſie für nichts weniger als für Artunterſchiede haltend, bezieht er alle auf ſeinen Elſterſpecht; mit Recht aber tadelt Aldrovande dieſe Naturforſcher, und Turner wegen ihrer Anwendung des Namens Picus Martius auf den Buntſpecht; denn dieſer Name gehört genau genommen nur dem Grünſpecht an. Ariſtoteles hat den Buntſpecht gekannt; es iſt derjenige unter ſeinen 3 Spechten, den er als nicht ſo groß wie die Amſel, und als mit etwas Roth im Gefieder verſehen, bezeichnet.

Der Buntſpecht klopft mit lebhaftern und trocknern Schlägen auf die Bäume als der Grünſpecht, er klettert oder ſteigt mit großer Leichtigkeit auf und ab, ſeitwärts und unter den Zweigen her. Die rauhen Steuerfedern dienen ihm zum Stützpunkte, wenn er ſich umgekehrt haltend, ſeine Schnabelhiebe verdoppelt. Er ſcheint mißtrauiſch zu ſein; denn, wenn er Jemanden wahrnimmt, ſo verſteckt er ſich hinter einen Zweig und hält ſich hier bewegungslos. Er niſtet wie die andern Spechte in dem Loche eines hohlen Baumes; im Winter kommt er in unſern Landſchaften in die Nähe der Wohnungen und ſucht ſeinen Lebensunterhalt auf der Rinde der Obſtbäume, wo die Puppen und die Eier der Kerbthiere in größerer Menge vorhanden ſind, als auf den Waldbäumen.

Im Sommer, in der Zeit der Dürre tödtet man die Buntſpechte oft an den Teichen, in den Wäldern, wo die Vögel trinken kommen. So oft er inne hält, ſcheint er zu ſuchen und zu ſpähen, ob er in der Umgegend nichts zu befürchten habe; er ſieht unruhig aus, lauſcht, wendet den Kopf nach allen Seiten hin und neigt ihn auch, um auf den Boden und durch das Laubwerk der Bäume zu ſehen und das geringſte Geräuſch, das er hört, reicht hin, um ihn zurückzuſcheuchen. Kommt er auf den Baum zunächſt bei der Sumpflache, ſo ſteigt er von Zweig zu Zweig bis auf den niedrigſten und von dieſem letzten Zweige bis auf den Rand des Waſſers. Jedesmal, wenn er ſeinen Schnabel hineintaucht, lauſcht er wieder und blickt um ſich her und ſobald er getrunken hat, entfernt er ſich ſchnell wieder, ohne eine Pauſe zu machen, wie bei ſeiner Ankunft. Schießt man ihn auf einem Baume, ſo fällt er ſelten bis auf den Boden, wenn ihm noch einiges Leben übrig bleibt, denn er krallt ſich mit ſeinen Nägeln an die Zweige feſt, und um ihn herunter zu bringen iſt man oft genöthigt, ihn zum zweitenmal zu ſchießen.

Dieſer Vogel hat ein ſehr großes Bruſtbein, einen 16 Zoll langen Darmgang, ohne Blinddarm, einen häutigen Magen; die Zungenſpitze iſt auf eine Länge von 5 Linien knochig; ein erwachſener Buntſpecht wog 5 Loth; er

war ein Männchen, das mit 6 Jungen aus dem Neſte gehoben worden war, ſie hatten alle ihre Zehen in derſelben Richtung wie der Vater und wogen jedes ungefähr 3 Quentchen; ihr Schnabel hatte die beiden Seitenkanten nicht, die bei den Erwachſenen jenſeits der Naslöcher anfangen, darunter herlaufen und ſich auf zwei Drittel der Länge des Schnabels fortziehen; die noch weißen Nägel waren ſchon ſehr gebogen, das Neſt lag in einer alten hohlen Espe, 30 Fuß hoch vom Boden.

Der kleine Buntſpecht.

Zweite Art.

Dieſer Specht, Nro. 598, Abb. 1, das Männchen und Abb. 2 das Weibchen würde im Ganzen genommen, eine Verkleinerung des Buntſpechtes ſein, wenn er ſich nicht durch den Vorderleib, der ſchmutzig weiß und ſelbſt grau iſt und durch das Fehlen der rothen Farbe unter dem Schwanze und der weißen auf den Schultern unterſchiede. Uebrigens ſind alle andern Merkmale ſich gleich. Bei dieſem kleinen Buntſpecht ſieht man, wie bei dem großen, nur auf dem Kopfe des Männchens die rothe Farbe *). Dieſer kleine Buntſpecht iſt kaum ſo groß, wie ein Sperling und wiegt nur 2 Loth. Während des Winters ſieht man ihn in die Nähe der Häuſer und in die Baumgärten kommen; er klettert nicht ſehr hoch auf große Bäume und ſcheint ſich beſtändig um den Stamm herum zu halten: er niſtet in einem Baumloch, um das er oft mit der Kohlmeiſe ſtreitet, die nicht die ſtärkere iſt und ihre Wohnung ihm einzuräumen genöthigt wird. Man findet ihn in England, wo er einen eigenen Namen hat; man ſieht ihn in Schweden, und es ſcheint ſogar, daß die Art ſich, wie die des großen Buntſpechtes, bis nach Nordamerika verbreitet hat; denn in Louiſiana ſieht man einen kleinen Buntſpecht, der ihm faſt in allem gleicht, ausgenommen, daß der Kopf obenüber, wie bei dem kanadiſchen Buntſpecht, mit einer ſchwarzen, weiß eingefaßten Kappe bedeckt iſt.

H. Salerne ſagt, in Frankreich ſei dieſer Vogel nicht bekannt, inzwiſchen findet man ihn in den meiſten franzöſiſchen Landſchaften. Der Irrthum rührt daher, daß er den kleinen Buntſpecht mit dem Mauerläufer, den er, laut ſeinem eigenen Geſtändniſſe nicht kennt, verwechſelt hat. Ebenſo irrt er ſich, wenn er ſagt, Friſch rede von dieſem kleinen Spechte nicht, und wenn er daraus ſchließt, daß er in Deutſchland gar nicht vorhanden wäre.

*) Willughby bemerkt mit Recht, daß Aldrovande von dem kleinen Buntſpecht im Allgemeinen verſichert, was von dem Weibchen wahr iſt, daß er nämlich kein Roth auf dem Kopfe habe. Johnſton iſt in dieſem Bezuge in demſelben Irrthume wie Aldrovande.

Friſch ſagt nur, er ſei dort ſelten, und er theilt zwei ſchöne Abbildungen von ihm mit.

H. Sonnerat hat auf Antigua einen kleinen Buntſpecht geſehen, den wir auf dieſen hier zurückführen wollen. Die Merkmale, die er ihm beilegt, unterſcheiden ihn nicht hinreichend, um aus ihnen 2 Arten zu machen. Er iſt eben ſo groß. Schwarz mit weißen Streifen und Sprenkeln bedeckt den ganzen Oberleib, der Unterleib iſt auf blaßgelbem oder vielmehr gelblich weißem Grunde ſchwärzlich gefleckt; auf den Seiten des Halſes bemerkt man die weiße Linie. H. Sonnerat hat an dem Kopfe dieſes Vogels kein Roth geſehen; er ſelbſt aber bemerkt, es ſei vielleicht das Weibchen geweſen.

Vögel des alten Feſtlandes,

die mit dem Buntſpechte verwandt ſind.

Der nubiſche Buntſpecht mit Wellenlinien und Flecken.

Erſte Art.

Dieſer Specht, Nro. 667, iſt um ein Drittel kleiner, als der europäiſche Buntſpecht; ſein ganzes Gefieder hat eine angenehme Abwechſelung durch Tropfen und gebrochene, gleichſam wurmförmige Wellenlinien von weißer und fuchsröthlicher Farbe, auf braungrauem und ſchwärzlichem Grunde auf dem Rücken, und gleichſam durch ſchwärzliche Thränen auf dem weißlichen Grunde der Bruſt und des Bauches; eine ſchönrothe Halbhaube bedeckt, wie eine Kappe den Hintertheil des Kopfes; auf dem Scheitel und dem Vorderkopfe ſtehen feine, ſchwarze Federn; jedoch mit einem kleinen weißen Tropfen an der Spitze getüpfelt; der Schwanz wird von braunen und fuchsröthlichen Wellenlinien querüber durchſchnitten. Dieſer Vogel iſt ſehr niedlich und die Art neu.

Der große Buntſpecht von Luçou.

Zweite Art.

Unſer älteſter Buntſpecht iſt nicht der größte der Buntſpechte, da der von Luçou, den der H. Sonnerat beſchrieben hat, ſo groß wie der Grünſpecht iſt; die Federn auf ſeinem Rücken und die Flügelbedeckungen ſind ſchwarz, ihr Kiel aber iſt gelb, auf den letzten ſind auch gelbliche Flecken; die kleinen Flügelbedeckungen haben weiße Querſtreifen, die Bruſt und der Bauch ſchwarze Längsflecken auf weißem Grunde; neben dem Halſe, bis unter das Auge hin ſieht man eine weiße Binde, der Scheitel und das Hinterhaupt ſind lebhaft roth und nach dieſem Merkmale wollte H. Sonnerat dieſen Specht Kardinal nennen; es würde aber zu viele Kardinalſpechte geben, legte man allen, die eine rothe Kappe tragen, dieſen Namen bei; und dieſes

Roth auf dem Kopfe iſt durchaus kein unterſcheidendes Merkmal einer Art, ſondern vielmehr, wie wir es auch bemerkt haben, ein Merkmal der ganzen Gattung der Spechte.

Der kleine braune Buntſpecht von den Molukken.

Dritte Art.

Dieſer kleine Specht, Nro. 748, Abb. 2, hat nur 2 düſtere und matte Tinten, ſein Gefieder iſt ſchwärzlich braun, und weißlich mit braunen Strahlenkegeln untenher. Der Kopf und der Schwanz, ſo wie die Schwungfedern ſind ganz braun; er iſt nur ſo groß wie unſer Elſterſpecht oder ſelbſt noch etwas kleiner.

Vögel des neuen Feſtlandes,

die mit dem Buntſpecht verwandt ſind.

Der kanadiſche Buntſpecht.

Erſte Art.

In Kanada findet man einen Buntſpecht, der unſers Erachtens neben den europäiſchen geſtellt werden muß. Er iſt eben ſo groß und nur durch die Farbenvertheilung von ihm verſchieden. Dieſer kanadiſche Specht, Nro. 345, Abb. 1, hat nirgendswo eine rothe Farbe, ſein Auge umgibt ein ſchwarzer Raum, wogegen das Auge unſeres Buntſpechtes in weißem Raum liegt. Auf der Seite des Halſes iſt mehr Weiß, und am Hinterhaupte Weiß oder ſchwaches Gelb; allein dieſe Unterſchiede ſind nur leichte Abweichungen, und dieſe 2 einander ſehr nahe ſtehenden Arten vielleicht nur derſelbe Vogel, der, nach einem kältern Erdſtriche fortgezogen, dieſe geringen Veränderungen erlitten haben mag.

Fernandes Quauhtotopotli-Alter, ein ſchwarz und weißer Buntſpecht, ſcheint mit dieſem kanadiſchen Specht eins zu ſein, um ſo mehr, als dieſer Schriftſteller in ſeiner Beſchreibung nicht ſagt, daß er nirgendwo roth ſei und anzudeuten ſcheint, daß dieſer Vogel aus dem Norden nach Neuſpanien komme. Dieſes Land indeſſen muß auch ſeine Buntſpechte haben, da die Reiſenden ihrer ſelbſt auf der amerikaniſchen Landenge gefunden haben.

Der mexikaniſche Buntſpecht.

Zweite Art.

Ich möchte wohl glauben, daß des H. Briſſon **großer mexikaniſcher Buntſpecht**, S. 57, und ſein **kleiner mexikaniſcher Buntſpecht**, S. 59, nur ein und derſelbe Vogel ſind; den erſteren liefert er nach Seba; denn nur auf ſein Wort haben ihn Klein und Möring in ihre Namensverzeichniſſe aufgenommen; nun aber weiß man, wie ungetreu die meiſten

Nachrichten dieſes Sammlers ſind, Klein gibt zweimal denſelben Vogel und einen von dieſen haben wir von der Gattung der Spechte ausgeſchloſſen. Von der andern Seite legt H. Briſſon aus einem nicht zu errathenden Grunde ſeinem zweiten mexikaniſchen Specht das Eigenſchaftswort klein bei, obwohl Fernandes, der urſprüngliche Schriftſteller, nach welchem allein man reden kann, ihn, und zwar zweimal in 4 Linien groß nennt. Dieſem Schriftſteller zufolge iſt es ein Specht von großer Art und dem Wuchſe der mexikaniſchen Krähe; ſein Gefieder hat auf ſchwarzem und braunem Grunde weiße Querlinien, der Bauch und die Bruſt ſind zinnoberroth. Dieſer Specht bewohnt die am wenigſten heiße Bezirke Mexiko's und bohrt, wie die andern Spechte, in die Bäume.

Der Buntſpecht von Jamaika.

Dritte Art.

Dieſer Specht, Nro. 597, das Weibchen, ſteht der Größe nach zwiſchen dem Grünſpecht und dem europäiſchen Buntſpecht in der Mitte. Catesby läßt ihn zu klein ſein, da er ihn mit dem Buntſpecht vergleicht, und Edwards zu groß, indem er ihm den Wuchs des Grünſpechtes gibt. Dieſer nämliche Schriftſteller zählt nur 8 Steuerfedern in ſeinem Schwanze; wahrſcheinlich aber fehlten dem von ihm beſchriebenen Vogel zufällig zwei, da alle Spechte in dieſem Theile 10 Federn haben. Dieſer trägt eine rothe Kappe, die wie ein Haarſchmuck auf den obern Theil des Halſes herunter fällt; die Kehle und der Magen ſind fuchsroth grau. Dieſe Farbe geht ſtufenweiſe auf dem Bauch in ein mattes Roth über, der Rücken iſt ſchwarz, querüber mit grauen Wellenlinien geſtreift, die auf den Flügeln heller und auf dem Bürzel breiter und ganz weiß ſind.

Die Abbildung dieſes Vogels bei H. Sloane iſt ſehr mangelhaft; es iſt der einzige Specht, den dieſer Naturforſcher und H. Browne auf Jamaika gefunden haben, obwohl es auf dem amerikaniſchen Feſtlande eine große Menge anderer gibt. Dieſer hier wird in Karolina gefunden und ungeachtet einiger Unterſchiede erkennt man ihn in Catesby's rothbäuchigem Spechte wieder. Uebrigens hat das Weibchen in dieſer Art eine fuchsröthlich weiße, und das Männchen eine rothe Stirne.

Der luiſianiſche Buntſpecht.

Vierte Art.

Der ganze Mantel dieſes Spechtes, Nro. 692, der etwas größer, als der Buntſpecht iſt, iſt mit kleinen Querſtreifchen weiß und ſchwarz gebändert; von den Steuerfedern ſind die beiden äußerſten und die mittelſten gemiſcht weiß und ſchwarz, die andern ſchwarz; der ganze Unterleib und der Vorderleib

iſt einförmig weißgrau; auf dem Unterbauche iſt etwas verwaſchenes Roth. Von 2 Vögeln, die wir im Kabinet haben, iſt der eine oben auf dem Kopfe ganz roth und hat auf der Kehle und bis unter die Augen hin einige Strahlenbündel von dieſer Farbe; der andere, derſelbe, den die ausgemalte Tafel darſtellt, hat eine graue Stirn und nur auf dem Hinterhaupte eine rothe Farbe. Es iſt wahrſcheinlich das Männchen, da dieſer Unterſchied auf denjenigen hinauskommt, den man überhaupt zwiſchen dem Männchen und dem Weibchen in der Gattung dieſer Vögel bemerkt, daß es nämlich am Kopfe nicht ſo viel, oder gar kein Roth hat. Uebrigens iſt dieſes Roth bei dem einen wie bei dem andern ſchwächer und heller, als bei den andern Buntſpechten.

Der enzenadiſche Buntſpecht.
Fünfte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 748, Abb. 1, iſt nicht größer, als unſer Buntſpecht und einer der niedlichſten dieſer Gattung; außer einfachen Farben hat ſein Gefieder einen glanzvollen Schmelz. Alle ſeine Farben beſtehen aus Weiß und Braungrau; ſie ſind ſo angenehm durchſchnitten, unterbrochen und vermiſcht, daß eine entzückende Wirkung daraus hervorgeht. Das Männchen hat eine ſtarke Haube und in ſeiner Haube treten einige rothe Federn heraus; das Weibchen hat keine und ſein Kopf iſt ganz braun.

Der virginiſche haarige Specht.
Sechste Art.

Wir entlehnen den Engländern in Virginien den Namen haariger Specht, den ſie dieſem Vogel, Nro. 754, geben, um ein unterſcheidendes Merkmal auszudrücken, das in einer weißen Binde von feinen Federchen beſteht, welche dem ganzen Rücken entlang und bis zum Bürzel ſich hinzieht. Der übrige Rücken iſt ſchwarz; die Flügel ſind ebenfalls ſchwarz aber mit dunkelweißen rund- und thränenförmigen Flecken ziemlich regelmäßig gezeichnet; den Scheitel bedeckt ein ſchwarzer und den Hinterkopf ein rother Flecken; von dort bis zum Auge zieht ſich eine weiße Linie und eine andere iſt neben dem Halſe hin gezeichnet; der Schwanz iſt ſchwarz, der Unterleib weiß, dieſer Specht iſt nicht ganz ſo groß, wie der Buntſpecht.

Der kleine virginiſche Buntſpecht.
Siebente Art.

Catesby hat uns auch mit dieſem kleinen Specht bekannt gemacht; er wiegt etwas mehr als 3 Loth und gleicht, ſagt er, dem haarigen Spechte durch ſeine Flecken und ſeine Farben ſo ſehr, daß man, wäre der Unterſchied

in der Größe nicht, glauben könnte, es wäre dieſelbe Art. Die Bruſt und der Bauch des Letztern ſind hellgrau, die mittelen Steuerfedern ſchwarz und die andern ſchwarz und weiß durchſtrichen. Dieſes ſind die einzigen Unterſchiede zwiſchen dieſem kleinen Specht und dem haarigen; das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen, wie bei faſt allen Spechtarten dadurch, daß es kein Roth auf dem Kopfe hat.

Der karoliniſche Buntſpecht.
Achte Art.

Obwohl dieſer kleine Specht, Nro. 785, auf dem Bauch eine gelbe Tinte hat, wollen wir ihn von der Familie der weiß und ſchwarzen Buntſpechte nicht ausſchließen, weil er offenbar durch die Farben des Mantels, die eben das Gefieder entſcheiden, unter ſie begriffen wird. Er iſt kaum ſo groß wie unſer Buntſpecht. Der ganze Obertheil des Kopfes iſt roth; 4 abwechſelnd ſchwarze und weiße Streifen bedecken den Raum zwiſchen der Schläfe und der Wange und der letzte dieſer Streifen nimmt faſt die Kehle ein, die eben ſo roth, wie der Kopf iſt; auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanze vermiſchen und durchſchneiden ſich Schwarz und Weiß auf eine angenehme Weiſe; der Vorderleib iſt hellgelb und mit einigen ſchwarzen Strahlenbündeln überſtreut; das Weibchen hat kein Roth. Dieſer Specht wird H. Briſſon zufolge in Virginien, Karolina und Cayenne gefunden.

Der wellenförmig geſtreifte Buntſpecht.
Neunte Art.

Dieſer, auf den ausgemalten Tafeln Nro. 553, unter der Benennung gefleckter Specht dargeſtellte Vogel, müßte eher Buntſpecht heißen, denn mit nicht ſo viel Weiß gleicht ſein Gefieder dem des Buntſpechtes ſehr; er iſt auf dem Rücken ſchwarz mit weißen Wellen, oder Schuppen vielmehr, auf den großen Schwungfedern. Dieſe beiden Farben bilden, wenn der Flügel eingezogen iſt, eine Dambrettlinie; der Unterleib iſt weiß mit ſchwarzen Schuppen auf den Seiten, 2 weiße Striche laufen, einer vom Auge, der andere vom Schnabel aus, nach hinten; der Scheitel iſt roth.

Die Abbildung dieſes Spechtes ſtimmt mit des H. Briſſon Beſchreibung des Cayenner Buntſpechtes vollkommen überein, nur daß der erſtere, wie alle Spechte, vier und der des H. Briſſon nur 3 Zehen hat; es beſteht alſo wirklich ein dreizehiger Specht. Man kann hieran, ungeachtet dieſes dem Aehnlichkeitsverhältniſſe ſo wenig entſpricht, wohl nicht zweifeln; zwei dieſer dreizehigen Spechte hat Edwards von der Hudſonsbai erhalten und einen dritten geſehen, der aus derſelben Gegend gekommen war. Linné hat einen beſchrieben, der in Dalekarlien gefunden worden, Schmit einen ſibiriſchen,

und durch H. Lottinger wiſſen wir, daß dieſer dreizehige Specht auch in der Schweiz gefunden wird. Es ſcheint alſo, daß dieſer dreizehige Specht den Norden beider Feſtländer bewohnt. Bildet der Mangel dieſer Zehe ein unterſcheidendes Artkennzeichen, oder iſt er nur die Beſchaffenheit ähnlicher einzelner Vögel; ohne eine größere Anzahl Beobachtungen läßt ſich dieſes nicht entſcheiden; läugnen aber muß man, daß dieſe nämliche Art, die den Norden beider Feſtländer bewohnt, zu Cayenne unter dem Gleicher gefunden werde, obwohl man ihn nach H. Briſſon auf der ausgemalten Tafel cayenner gefleckter Specht genannt hat. Dieſe kleinen Irrthümer auf einigen unſerer Tafeln rühren daher, daß wir genöthigt geweſen, ſie ſo zeichnen zu laſſen, wie wir uns die Vögel verſchaffen konnten und folglich vor der Abfaſſung ihrer Naturgeſchichte.

Nach dieſer langen Aufzählung aller Vögel der beiden Feſtländer, die mit den Spechten verwandt ſind und ſelbſt ihre Gattung auszumachen ſcheinen, müſſen wir bemerken, daß es uns nothwendig geſchienen, einige von unſeren Namengebern angezeigte Arten zu beſeitigen. Dieſe Arten ſind die dritte, die vierte und die zwanzigſte, welche H. Briſſon für Spechte, Seba für Reiher und Möhring für Krähen ausgegeben hat. Klein nennt eben dieſe Vögel Harpuner, weil ſie, Seba zufolge, hoch aus der Luft herabſchießend, die Fiſche mit ihrem Schnabel durchſtechen. Dieſe Gewohnheit iſt, wie man ſieht, von der der Spechte ſehr verſchieden, und überdies beweiſen die Eigenthümlichkeiten dieſer Vögel auf Sebas Abbildung, worin eine Zehe von den drei andern getrennt ſteht, daß ſie zu einer ganz andern Gattung, als zu der der Spechte gehören und man muß geſtehen, daß es einer großen Sucht, die Arten zu vervielfältigen, bedarf, um ſie auf dieſe Weiſe nach fehlerhaften Abbildungen neben widerſprechenden Angaben aufzuſtellen.

Die Spechtbaumläufer.

Die Gattung dieſer Vögel, wovon wir nur 2 Arten kennen, ſcheint uns von allen andern Gattungen verſchieden genug, um ſie von ihnen zu trennen. Zwei Arten dieſer Vögel hat man uns aus Cayenne zugeſchickt und wir haben geglaubt, ſie Spechtbaumläufer nennen zu müſſen, weil ſie die Uebergangsſtufe zwiſchen der Gattung der Spechte und der der Baumläufer bilden, da die erſtere und größere Art durch ihren gebogenen Schnabel den Baumläufern, und die zweite dagegen durch ihren geraden Schnabel den Spechten näher ſteht. Beide haben, wie die Baumläufer, drei nach vorn und eine hintenwärts gekehrte Zehe und zugleich, wie die Spechte, ſteife und ſpitzige Steuerfedern.

Der erſte und größere dieſer Spechtbaumläufer iſt 10 Zoll lang, ſein Kopf und ſeine Kehle ſind fuchsroth und weiß gefleckt; der Oberleib

fuchsroth und der Unterleib gelb mit ſchwärzlichen Querſtreifen, Schnabel und Füße ſchwarz.

Der zweite und kleinere iſt nur 7 Zoll lang, ſein Kopf, ſein Hals und ſeine Bruſt ſind fuchsroth und weiß gefleckt, der Oberleib iſt fuchsroth und der Bauch fuchsröthlich braun, ſein Schnabel iſt grau und ſeine Füße ſind ſchwärzlich.

Beide haben faſt die nämlichen natürlichen Gewohnheiten, ſie klettern an den Bäumen hinauf und helfen ſich dabei mit ihrem Schwanze, auf den ſie ſich ſtützen; unter großem Geräuſche durchbohren ſie die Rinde um das Holz; ſie freſſen die Kerbthiere, die ſich in dem Holz und den Rinden, die ſie durchbohren, befinden; ſie wohnen in den Wäldern, wo ſie die Nähe der Bäche und Quellen ſuchen. Die beiden Arten leben zuſammen und befinden ſich oft auf demſelben Baume, indeſſen vermiſchen ſie ſich nicht mit einander, nur ſcheint es, daß dieſe Vögel die Geſellſchaft ſehr lieben; denn ſie klettern immer an den Bäumen hinauf, auf welchen mehrere andere kleine Vögel ſitzen; ſie ſind ſehr lebhaft und flattern von einem Baume zum andern, um ſich daran zu hängen und zu klettern; nie aber ſetzen ſie ſich auf oder fliegen ſie weit. Ziemlich häufig findet man ſie im Innern Guianas, wo die Einheimiſchen ſie mit den Spechten verwechſeln und eben aus dieſem Grunde haben ſie ihnen keinen beſondern Namen gegeben. Ziemlich wahrſcheinlich finden ſich dieſe Vögel auch in den andern heißen Gegenden Amerikas; jedoch hat kein Reiſender ihrer Erwähnung gethan.

Der Wendehals.

Dieſer Vogel, Nro. 698, läßt ſich auf den erſten Blick an einem Zeichen, oder vielmehr an einer, ihm allein eigenen Gewohnheit erkennen; er dreht und wendet nämlich den Hals ſeitwärts und rückwärts, wobei während der ganzen Dauer dieſer Bewegung, die nichts Haſtiges hat, im Gegentheil langſam, wellenförmig und den Schlangenwindungen eines kriechenden Thieres ganz ähnlich iſt, der Kopf nach dem Rücken hinüber liegt und die Augen halb geſchloſſen ſind *). Sie ſcheint durch ein Zucken der Ueberraſchung und des Schreckens, oder durch ein augenblickliches Erſtaunen bei dem Anblicke jedes neuen Gegenſtandes hervorgebracht zu werden; auch iſt es eine Anſtrengung, womit ſich der Vogel loszumachen ſcheint, wenn er feſtgehalten wird; indeſſen iſt dieſe ſonderbare Bewegung ihm von Natur eigen und großentheils von einem beſondern Körperbau abhängig, da die Jungen im Neſte dieſelben Wendungen mit dem Halſe machen, ſo daß mehr

*) Wahrſcheintich hat man bei ihm einige Aehnlichkeit mit jenem Drohen des Kopfes gefunden, womit ſich gewiſſe Perſonen eine geſammelte Haltung geben wollen, die daher gewöhnlich Wendehälſe genannt werden.

als ein erſchrockener Neſterausheber ſie für junge Schlangen angeſehen hat.

Der Wendehals hat noch eine andere ziemlich ſonderbare Gewohnheit. Einer dieſer Vögel, der ſeit 24 Stunden im Käficht ſaß, wendete ſich, wenn man ſich ihm näherte, gegen den Zuſchauer hin, dann richtete er ſich, ihn ſtarr anſehend, auf ſeinen Hinterzehen in die Höhe, bog ſich langſam vorn herüber, die Federn auf dem Scheitel aufrichtend und den Schwanz ausbreitend, dann zog er ſich ungeſtüm zurück, wobei er mit ſeinem Schnabel auf den Boden des Käfichts ſchlug und ſeine Haube wieder niederließ. Dieſe Bewegung der Schwungfedern, ſo wie wir beobachtet haben, fing er wohl 100mal nach ein ander und ſo lange man bei ihm blieb, wieder von vorn an.

Offenbar haben dieſe wunderlichen Stellungen und natürlichen Verdrehungen vor Alters die Augen des Aberglaubens getroffen, als er dieſen Vogel in die Bezauberungen mit aufnahm und ſeinen Gebrauch als das mächtigſte unter den Mitteln Liebe zu erwecken, vorſchrieb *).

Die Art des Wendehalſes iſt nirgendwo zahlreich und jeder einzelne Vogel lebt und reiſet einſam; einzeln ſieht man ſie im Mai ankommen; keine Geſellſchaft, als die ihres Weibchens, und auch dieſe Vereinigung von ſehr kurzer Dauer; denn ſie trennen ſich bald und reiſen im September einzeln wieder ab. Einem mitten in einer breiten Hecke allein ſtehenden Baum gibt der Wendehals den Vorzug; ihn ſcheint er zu wählen, um ſich einſamer darauf zu wiegen. Gegen Ende des Sommers findet man ihn ebenfalls allein im Getreide, beſonders im Hafer und auf den kleinen Pfaden, welche durch die Buchweizenfelder gehen. Sein Futter nimmt er am Boden zu ſich und klettert nicht, wie die Spechte, an den Bäumen hinauf, obwohl ſein Schnabel und ſeine Füße ebenſo, wie die des letzteren gebaut ſind und er der Gattung dieſer Vögel ſehr nahe ſteht. Er ſcheint aber eine beſondere und allein ſtehende kleine Familie zu bilden, die mit der großen Zunft der Spechte und Buntſpechte kein Bündniß eingegangen iſt.

Der Wendehals iſt ſo groß, wie eine Lerche, nämlich 7 Zoll lang und

*) Dergeſtalt, daß der Name Jynx daher die Bedeutung aller Art Bezauberungen, heftiger Leidenſchaften und alles deſſen, was man Liebreiz, nennt, und jener blinden Macht, durch die wir uns angezogen fühlen, erhalten hatte. In dieſem Sinne haben ihn Heliodor, Lykophron, Pindar, Aeſchylus und Sophokles gebraucht. Die Zauberei des Theokrits (Pharmaceutria) fertigte dieſes Liebesmittel an, um ihre Liebhaber zurückzurufen; Venus ſelbſt hatte dem Jaſon den Jynx vom Olympus herab mitgebracht und ihn ſeine Kraft gelehrt, um die Medea zur Liebe zu zwingen. Der Vogel war einſt eine Nymphe, eine Tochter der Echo. Durch ihre Bezauberung entbrannte Jupiter für Aurora; darüber erzürnt bewirkte Juno ihre Verwandelung.

zehn Zoll im Fluge breit; *) ſein ganzes Gefieder iſt ein Gemiſch grauer, ſchwarzer und lohfarbiger Wellenlinien und Streifen, die ſo bezeichnet und einander entgegengeſtellt ſind, daß ſie neben dieſen düſtern Tinten den reichſten Schmelz erzeugen. Der Unterleib hat auf weißgrauem Grunde unter dem Halſe eine fuchsröthliche Tinte und ſchwarze Gürtelchen, die ſich auf der Bruſt trennen, in Form von Lanzenſpitzen verlängern und heller werdend über der Magengegend hingeſtreut ſind; der Schwanz beſteht aus zehn geſchmeidigen Steuerfedern, die der Vogel im Fluge ausbreitet, und hat unten auf einem rothgrauen Grunde ſchwarze Punkte und 2 bis 3 breite wellenförmige Querbänder; dieſelbe Miſchung ſchöner ſchwarzer, brauner und grauer Wellenlinien, worin man Gürtel, Rauten und Zickzacke unterſcheidet, ſchmücken den ganzen Mantel, auf einem dunkleren und fuchsröthlich gemiſchten Grunde. Einige Beſchreiber haben das Gefieder des Wendehalſes mit dem der Schnepfe verglichen; es hat aber eine lieblichere Manchfaltigkeit. Seine Tinten ſind reiner und ſauberer, die Farbenzackung markiger und die Wirkung ſchöner. Beim Männchen mehr fuchsroth, iſt der Farbenton beim Weibchen mehr aſchgrau. Dies eben unterſcheidet ſie. Die Füße ſind fuchsröthlich grau, die Nägel ſpitz und die beiden äußern viel länger, als die beiden innern.

Auf den Zweigen, worauf ſich dieſer Vogel ſetzt, hält er ſich ſehr gerade, ſein Körper ſteht ſelbſt etwas rückwärts; auch klammert er ſich an den Stamm eines Baumes, um zu ſchlafen; er pflegt aber nicht, wie der Specht zu klettern, noch unter der Rinde ſeine Nahrung zu ſuchen. Seinen Schnabel, der 9 Linien lang und wie der der Spechte ausgeſchnitten iſt, gebraucht er nicht, um ſeine Nahrung zu ergreifen und zu ſich zu nehmen. Es iſt ſo zu ſagen nur die Scheide für eine große Zunge, die er 3 bis 4 Zoll weit hinaus und in die Ameiſenhaufen ſteckt. Er zieht ſie bedeckt mit Ameiſen, die von einer klebrigen Feuchtigkeit, womit ſie überzogen iſt, zurückgehalten worden, wieder ein. Die Spitze dieſer Zunge iſt ſcharf und hornartig, und damit ſie ſich ausſtrecken kann, gehen 2 große Muskeln von ſeiner Wurzel aus, um den Speiſeſchlund her an dem Kopfe herum, und, wie bei den Spechten in das Stirnbein hinein. Auch hat er mit dieſen Vögel gemein, daß ihm der Blinddarm fehlt. Willughby ſagt, er habe in den Därmen an der Stelle des Blinddarms nur eine Art Anſchwellung.

Das Geſchrei des Wendehalſes iſt ein ziemlich heiſerer, ſchleppender, pfeifender Ton, was die Alten eigentlich stridor nannten. Von dieſem Geſchrei ſcheint der griechiſche Name ιολς hergenommen zu ſein. Den Wendehals hört man 8 bis 10 Tage vor dem Kukuck; er legt ſeine Eier in Baumlöcher,

*) Die Verhältniſſe, die H. Briſſon angibt, ſind an einem kleinen Vogel aufgenommen, da er nur ſechs und einen halben Zoll Länge angibt, und wir haben ihrer gemeſſen, die ſieben und einen halben lang waren.

ohne ein Neſt zu machen und auf den Staub des faulen Holzes, den er mit ſeinem Schnabel von den Wänden auf den Boden des Neſtes herunter ſchabt. Hier findet man gewöhnlich acht bis zehn elfenbeinweiße Eier. *) Das Männchen trägt ſeinem brütenden Weibchen die Ameiſen zu und die jungen Neugeborenen drehen ſchon im Juni den Hals und blaſen heftig, wenn man ſich ihnen nähert. Sie verlaſſen bald ihr Neſt, in welchem ſie keine Zuneigung zu einander faſſen; denn ſie trennen und zerſtreuen ſich, ſobald ſie ihre Flügel gebrauchen können.

Im Käficht kann man ſie nicht gut aufziehen. Es iſt ſehr ſchwer, ihnen eine zuträgliche Nahrung zu verſchaffen; diejenigen, die man eine Zeit lang aufbewahrt hat, berührten den Teig, den man ihnen hinlegte, mit der Zungenſpitze, nachdem ſie davon gekoſtet, verſchmähten ſie ihn und ließen ſich von Hunger umkommen. **) Ein erwachſener Wendehals, den Gesner mit Ameiſen zu füttern verſuchte, lebte nur 5 Tage. Er verſchmähte alle andern Kerbthiere und ſtarb in ſeinem Gefängniſſe offenbar vor Langweile.

Gegen das Ende des Sommers wird dieſer Vogel ſehr fett und iſt alsdann ein vortreffliches Eſſen; darum gibt man ihm in mehreren Ländern den Namen Ortolan. Zuweilen wird er mit dem Kloben gefangen, und die Jäger ermangeln nicht, ihm die Zunge auszureißen, damit ſein Fleiſch keinen Ameiſengeſchmack bekomme. Dieſe kleine Jagd findet im Auguſt bis zu Mitte Septembers Statt, der Zeit der Abreiſe dieſer Vögel, deren keiner während des Winters in unſern Gegenden bleibt.

Die Art iſt gleichwohl durch ganz Europa verbreitet, von den ſüdlichen Landſchaften an bis nach Schweden und ſelbſt nach Lappland; in Griechenland und Italien iſt ſie ziemlich gemein. Aus einer Stelle bei Philoſtrat ſehen wir, daß der Wendehals den Magiern bekannt war und in Babylonien gefunden wurde; und Edwards verſichert uns, daß man ihn in Bengalen finde; ſo daß die Art, obſchon in keiner Gegend ſehr zahlreich, ſich durch alle

*) Man hat mir den 12. Juni 10 Wendehalseier gebracht, die in dem Loche eines alten hohlen Apfelbaumes 5 Fuß hoch gefunden worden, und auf wurmſtichigem Holze lagen; und ſeit 3 Jahren hatte man uns in derſelben Jahreszeit Wendehalseier gebracht, die man aus demſelben Neſte genommen hatte.

**) Den 10. Juni ließ ich ein Wendelhalsneſt aus der Höhlung eines wilden Apfelbaumes 5 Fuß hoch vom Boden wegnehmen. Das Männchen war auf den hohen Zweigen des Baumes geblieben, und ſchrie ſehr ſtark, während man ſein Weibchen und ſeine Jungen wegnahm. Ich ließ ſie mit Teig aus Brod und Käſe füttern; ſie lebten faſt 3 Wochen, waren mit der Perſon, die für ſie ſorgte, vertraut geworden, und fraßen aus ihrer Hand. Als ſie groß wurden, wollten ſie den gewöhnlichen Teig nicht eſſen, und da man ihnen keine Kerbthiere geben konnte, ſo ſtarben ſie vor Hunger.

(Anm. mitgetheilt von H. Gueneau von Montbeliard.)

Gegenden des alten Feſtlandes verbreitet zu haben ſcheint. Aldrovande allein redet von einer Abart in der Art; er führt ſie aber nur nach einer Zeichnung an, und die Unterſchiede ſind ſo geringfügig, daß wir keine Trennung machen zu dürfen geglaubt haben.

Die bärtigen Vögel oder Bartvögel.

Bärtig haben die Naturforſcher mehrere Vögel genannt, deren Schnabelgrund mit dünnen, langen, borſtigen und insgeſammt nach vorn gekehrten Federn verſehen iſt; wir müſſen aber bemerken, daß man Vögel verſchiedener Arten und ſehr entfernter Himmelsgegenden unter dieſe Benennung zuſammen geworfen hat. Marcgrave's Tamatia, ein braſiliſcher Vogel, iſt neben den afrikaniſchen und den philipiniſchen Bartvogel geſtellt, und alle Arten, die einen Bart auf dem Schnabel und zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten gekehrt haben, ſind von unſern Namengebern vermengt worden, obwohl die Bartvögel des alten Feſtlandes von denen des neuen darin verſchieden ſind, daß ſie einen viel dickern, kürzern und unten gewölbtern Schnabel haben. Um ſie zu unterſcheiden, wollen wir die amerikaniſchen Tamatiae nennen und nur denen des alten Feſtlandes den Namen Bartvögel laſſen.

Der Tamatia.

Erſte Art.

Wir haben bereits darauf aufmerkſam gemacht, daß H. Briſſon dieſen Vogel, Nro. 746, Abb. 1, irrthümlich mit Catesby's Droſſelchen oder kleiner Droſſel zuſammen geſtellt hat; denn er iſt von ihr ſowohl durch die Stellung der Zehen als durch den Bart und die Form des Schnabels und die Größe des Kopfes völlig verſchieden. Der letztere iſt bei den Vögeln dieſer Gattung im Verhältniſſe zu dem Umfang des Körpers beträchtlicher als bei irgend einem andern. Zwar hat Marcgrave auch einen Fehler in dieſem Bezuge begangen, indem er ſagte, dieſer Vogel hätte keinen Schwanz, während er hätte ſagen müſſen, daß er keinen langen hätte, und allem Anſchein nach hat er einen Vogel beſchrieben, deſſen Schwanz man ausgeriſſen hatte; da aber alle andern Merkmale vollſtändig und gut bezeichnet ſind, ſo ſcheint es uns, daß man auf ſeine Angabe rechnen kann, um ſo mehr, als dieſer Vogel, der auf Cayenne, wie in Braſilien gefunden wird, uns zugeſchickt worden, und es daher uns leicht geweſen, ihn zu vergleichen und zu beſchreiben. Er iſt im Ganzen 6½ Zoll, ſein Schwanz 2 Zoll, der Schnabel 15 Linien lang, das obere Ende des Schnabels iſt gebogen, und gleichſam in 2 Spitzen getheilt; der Bart, der ihn bedeckt, reicht über ſeine halbe Länge hinaus; der Obertheil des Kopfes und die Stirn ſind fuchsröthlich; auf dem Halſe iſt ein ſchwarz und fuchsroth gemiſchtes Halbhalsband, und das übrige Geſieder

unten her iſt braun mit fuchsrother Abſchattung; auf jeder Seite des Kopfes hinter den Augen ſieht man einen ziemlich großen ſchwarzen Flecken; die Kehle iſt pomeranzengelb, und der übrige Unterleib auf fuchsröthlich weißem Grunde ſchwarzgefleckt; Schnabel und Füße ſind ſchwarz.

Die natürlichen Gewohnheiten dieſes erſten Tamatias ſind die aller Vögel dieſer Gattung in dem neuen Feſtlande; ſie halten ſich nur an den ödeſten Stellen der Wälder auf, und bleiben ſelbſt in den offenen Gegenden von den Wohnungen ſtets entfernt. Man ſieht ſie weder in Schwärmen, noch paarweiſe. Ihr Flug iſt ſchwerfällig und kurz; ſie ſetzen ſich nur auf niedrige Zweige, und ſuchen vorzugsweiſe diejenigen aus, die mit kleinen Aeſten und Blättchen am reichſten verſehen ſind. Sie beſitzen wenig Lebhaftigkeit, und ſitzen ſie einmal, ſo iſt es für lange Zeit; ſelbſt ihre Miene iſt düſter und traurig, man möchte ſagen, ſie ſuchten ſich dadurch, daß ſie ihren dicken Kopf zwiſchen die Schultern zurückziehen, ein ernſtes Ausſehen zu geben. Der Kopf ſcheint alsdann den ganzen Vorderleib zu bedecken. Ihre Gemüthsart entſpricht vollkommen ihrer mächtigen Geſtalt und ihrer ernſten Haltung. Der Körper iſt ſo breit als lang, und nur mit großer Mühe können ſie ſich bewegen. Man kann ihnen ſo nahe kommen als man will, und mehreremal auf ſie ſchießen, ohne daß ſie die Flucht ergreifen. Ihr Fleiſch iſt kein ſchlechtes Eſſen, obwohl ſie von Käfern und andern großen Kerbthieren leben; endlich ſind ſie ſehr ſchweigſam, ſehr einſiedleriſch, ziemlich häßlich, und gar ſchlecht gebaut.

Der Tamatia mit rothem Kopf und rother Kehle.

Zweite Art.

Dieſer Vogel, Nro. 206, Abb. 1, den wir unter zwei verſchiedenen Namen auf derſelben Tafel angezeigt haben, ſcheint uns gleichwohl keine zwei Arten, ſondern eine einfache Abweichung zu bilden; denn beide haben einen rothen Kopf und eine rothe Kehle, ſchwarze Kopfſeiten und einen ſchwarzen Oberleib, einen ſchwärzlichen Schnabel und aſchgraue Füße. Nur darin unterſcheiden ſie ſich, daß der in der erſten Abbildung dargeſtellte eine gelblich weiße, der andere dagegen eine braune, gelbverwaſchene Bruſt hat; ferner hat der Erſtere oben auf der Bruſt ſchwarze Flecken und über den Augen einen kleinen weißen Flecken und auf den Flügeln weiße Flecken, die der Erſtere nicht hat; da ſie ſich aber in allem Uebrigen gleichen, und genau dieſelbe Größe haben, ſo glauben wir nicht, daß dieſe Verſchiedenheit in den Farben hinreicht, um, wie es unſere Namengeber gethan, 2 geſonderte Arten daraus zu machen. Dieſe Vögel finden ſich nicht allein in Guiana, ſondern auch auf St. Domingo und vermuthlich in allen heißen Erdſtrichen Amerika's.

Der Halsband=Tamatia.

Dritte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 395, hat in ſeinem Gefieder eine angenehme Abwechſelung. Der Hals iſt oben über dunkel pomeranzengelb mit ſchwarzen Querlinien; um den Hals trägt er ein ſchwarzes Halsband, das oben ſehr ſchmal und unten ſo breit iſt, daß es den ganzen Obertheil der Bruſt bedeckt. Ferner läuft oben auf dem Halſe, neben dieſem ſchwarzen Halsbande ein anderes Halbhalsband von falber Farbe her; die Kehle iſt weißlich, der Untertheil der Bruſt fuchsröthlich weiß. Dieſe Farbe wird immer fuchsröther, je mehr ſie unter den Bauch herabſteigt, der Schwanz iſt 2 Zoll 3 Linien lang, und die Geſammtlänge des Vogels beträgt 7¼ Zoll; ſein Schnabel iſt 1 Zoll 5 Linien lang und die Füße ſind grau und 6½ Linie hoch; man findet ihn in Guiana, wo er jedoch ſelten iſt.

Der ſchöne Tamatia.

Vierte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 330, iſt der ſchönſte, d. h. der am wenigſten häßliche dieſer Gattung. Er iſt beſſer gebaut, kleiner und ſchmächtiger, als alle andern und ſein Gefieder ſo manchfaltig, daß es ſchwer ſein würde, es im Einzelnen zu beſchreiben. Die ausgemalte Tafel ſtellt ihn ziemlich getreu dar. Er iſt 5 Zoll 8 Linien lang, den Schwanz, der faſt 2 Zoll hat, miteinbegriffen; der Schnabel iſt 10 Linien lang und die Füße ſind 10 Linien hoch. Man findet ihn an den Ufern des Amazonenfluſſes in der Gegend von Mainas; wir wiſſen aber nicht, ob er eben ſo die andern Gegenden Südamerikas bewohnt.

Die ſchwarz und weißen Tamatia.

Fünfte Art.

Dieſe beiden Vögel kann man nicht wohl trennen, da ſie ſich nur in der Größe unterſcheiden, und beide unabhängig von ihrer Aehnlichkeit in den Farben ein gemeinſames, und nur dieſen beiden Arten eigenthümliches Merkmal haben. Ihr Schnabel nämlich iſt im Verhältniſſe zu ihrem Körper ſtärker, dicker und länger als bei allen andern Tamatianen, und bei allen zweien iſt außerdem der obere Schnabel ſtark gebogen, und wie bei der erſten Tamatia=Art in 2 Spitzen getheilt. Der größere dieſer ſchwarz und weißen Tamatian Nro. 689 iſt, im Verhältniſſe zu ſeiner Länge, die keine 7 Zoll beträgt, ſehr dick; es iſt eine neue Art, die uns, eben ſo wie die zweite Art Nro. 588, welche kleiner und kaum 5 Zoll lang iſt, von H. Duval aus Cayenne geſchickt worden. Unſere Tafeln ſtellen ſie ſo getreu dar, daß wir

ſie nicht weitläuftiger zu beſchreiben nöthig haben, und nach der großen Aehnlichkeit dieſer beiden Vögel dürfte man wohl geneigt ſein, zu glauben, daß ſie zu derſelben Art gehörten, wenn ihre Größe nicht ſo verſchieden wäre.

Die Bartvögel.

Während wir, wie geſagt, den amerikaniſchen bärtigen Vögeln den Namen Tamatia laſſen, wollen wir die des alten Feſtlandes ſchlechtweg Bartvögel nennen. Da beide ihrer kurzen Flügel und ihres dicken und plumpen Körpers wegen ſehr ſchlecht fliegen, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſie aus einem Feſtlande ins andere hinübergezogen ſind, indem ſie gleicherweiſe die heißeſten Erdſtriche bewohnen; alſo ſind weder ihre Arten, noch ihre Gattung dieſelben und aus dieſem Grunde haben wir ſie getrennt. Obwohl ſie verſchiedenen Feſtländern und ſehr entfernten Himmelsgegenden angehören, gleichen ſich dennoch dieſe Vögel in vielen Merkmalen; denn abgeſehen von ihrem Barte, d. h. von den langen, dünnen Borſten die ihnen den Schnabel ganz oder theilweiſe bedecken, und von der Stellung der Füße, die bei den einen wie den andern dieſelbe iſt, abgeſehen davon, daß ſie gleicherweiſe einen unterſetzten Körper und einen ſehr dicken Kopf haben, iſt ihnen auch die beſondere Form des Schnabels gemein, der ſehr dick, unten gebogen, oben gewölbt und an den Seiten zuſammengedrückt iſt. Was aber die Bartvögel des alten Feſtlandes von den amerikaniſchen Tamatianen unterſcheidet, iſt dieſes, daß dieſer Schnabel bei den Bartvögeln merklich kürzer, dicker und unten etwas gewölbter iſt. Auch ſcheinen ſie ſich der Gemüthsart nach zu unterſcheiden, indem die Tamatiane ſtille und faſt dumme Vögel ſind, die oſtindiſchen Bartvögel dagegen die kleinen Vögel angreifen, und faſt die Gewohnheiten der Würger zu haben.

Der gelbkehlige Bartvogel.
Erſte Art.

Er iſt 7 Zoll, ſein Schwanz nur 18 Linien, der Schnabel 12 bis 13 Linien lang und die Füße ſind 8 Linien hoch; der Kopf iſt roth; eben ſo die Bruſt, die Augen umgibt ein großer gelber Flecken, die Kehle iſt rein gelb, und der übrige Unterleib gelblich mit dunkelgrünen Längsflecken, der Oberleib, die Flügel und der Schwanz haben dieſe nämliche dunkelgrüne Farbe. Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen Nro. 331 darin, daß es nicht ganz ſo dick, und weder auf dem Kopfe noch auf der Bruſt roth iſt; ſie finden ſich auf den Philippinen.

Der ſchwarzkehlige Bartvogel.
Zweite Art.

Dieſe Art, die, wie die erſte, auf den Philippinen gefunden wird, iſt dennoch ſehr verſchieden von ihr; H. Sonnerat hat ſie auf folgende Weiſe

beſchrieben: „Dieſer Vogel iſt etwas größer, und beſonders geſtreckter, als der europäiſche Dickſchnabel, die Stirn oder der vordere Theil des Kopfes iſt ſchön roth; der Scheitel, der Hintertheil des Kopfes, die Kehle und der Hals ſind ſchwarz; oberhalb des Auges iſt ein halbkreisrunder, gelber Streifen. Dieſer Streifen wird durch einen andern ganz geraden und weißen fortgeſetzt, der auf der Seite bis gegen den Untertheil des Halſes herabſteigt; unterhalb des gelben Streifen und des weißen, der ihn fortſetzt, iſt ein ſcheitelrechter, ſchwarzer und zwiſchen dieſem und der Kehle ein weißer Längsſtreifen, der tiefer herab, mit der Farbe der Bruſt vereint, die ebenſo, wie der Bauch, die Seiten, die Schenkel und die Unterſeite des Schwanzes weiß iſt. Der Rücken iſt in der Mitte ſchwarz, die Seitenfedern aber zwiſchen dem Halſe und dem Rücken ſind ſchwarz und jede hat einen gelben Flecken oder Punkt. Die 4 erſten vom Rumpfe an gezählt, haben vorn an ihrer Spitze einen weißen, und die fünfte einen gelben Flecken, wodurch oben an dem Flügel ein Querſtreifen gebildet wird. Unter dieſem Streifen ſind ſchwarze Federn, deren jede einen gelben Flecken hat. Die letzten Federn endlich, welche die großen Flügelfedern bedecken, ſind ſchwarz und haben an der Spitze eine gelbe Leiſte. Die größten Flügelfedern ſind ebenſo völlig ſchwarz, die andern aber haben ihrer ganzen Länge nach auf der Seite, wo die Bärte nicht ſo lang ſind, eine gelbe Leiſte. Der Schwanz iſt in ſeiner Mitte ſchwarz und hat auf den Seiten eine gelbe Tinte; Schnabel und Füße ſind ſchwärzlich.

Der ſchwarz geſchildete Bartvogel *)

Dritte Art.

Dieſe Art iſt neu und uns, jedoch ohne alle Nachricht über die natürlichen Gewohnheiten des Vogels, vom Vorgebirge der guten Hoffnung zugeſchickt worden; er iſt 6½ Zoll, der Schwanz 18 Linien lang, die Füße ſind 8—9 Linien hoch. Dieſer Bartvogel, Nro. 688, Abb. 1, hat, wie man ſieht, einen mäßigen Wuchs; er iſt nicht ſo groß, wie der europäiſche Dickſchnabel. Auf ſeinem Gefieder ſind Weiß und Schwarz angenehm gemiſcht und gegen einander abſtechend; er hat eine rothe Stirn und über dem Auge eine gelbe Linie; tropfenförmige hellgelbe und glänzende Flecken ſind über die Flügel und den Rücken gleichſam hingeworfen; dieſelbe gelbe Tinte iſt in Strahlenbündeln über den Bürzel verbreitet und die Steuerfedern und die mittelen Schwungfedern haben eine leichte Franze von eben dieſer Farbe; ein ſchwarzes Schild bedeckt die Bruſt bis an die Kehle; der Hinterkopf iſt ebenfalls ſchwarz aufgeputzt und eine ſchwarze Binde läuft zwiſchen 2 weißen auf den Seiten des Halſes herunter.

*) Abart des Vorhergehenden.

Der kleine Bartvogel.

Vierte Art.

Dieſe Art iſt neu und der Vogel unter allen dieſer Gattung der kleinſte. Er iſt uns, als vom Senegal kommend, aber ohne alle andere Angabe geſchenkt worden. Er iſt nur 4 Zoll lang; ſein dicker Kopf und ſein dicker Schnabel, der von langen Borſten überſchattet wird, kennzeichnen ihn, wie alle Vögel ſeiner Gattung; der Schwanz iſt kurz und die eingezogenen Flügel bedecken ihn faſt bis an die Spitze; der ganze Oberleib iſt ſchwärzlich braun mit falben Schatten und grüner Tinte auf den Schwung- und Steuerfedern; einige kleine weiße Wellenlinien bilden Fränzen auf den erſteren; der Unterleib iſt weißlich, mit einigen braunen Zügen; die Kehle iſt gelb und von den Schnabelwinkeln aus geht eine kleine weiße Binde unter den Augen hin.

Uebrigens ſagt dieſe Beſchreibung nichts mehr von ihm, als die ausgemalte Tafel, Nro. 746, Abb. 2, die im Kabinet des H. Mauduit nach einem umgekommenen Vogel aufgenommen worden, dem Auge von ihm ſagen kann.

Der große Bartvogel.

Fünfte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 871, iſt beinahe 11 Zoll lang; die herrſchende Farbe auf dem Gefieder iſt ein ſchönes Grün, das ſich auf verſchiedenen Theilen des Körpers und vorzüglich auf dem Kopf und dem Halſe mit andern Farben vermiſcht. Der ganze Kopf und der vordere Theil des Halſes ſind grün mit Blau vermiſcht, ſo daß dieſe Theile, je nach den verſchiedenen Widerſcheinen des Lichtes, mehr oder minder grün oder mehr oder minder blau ausſehen. Wo der Hals und der Rücken anfangen iſt, eine kaſtanienbraune Farbe, die ebenfalls von verſchiedenen Punkten aus geſehen, wechſelt, weil ſie mit Grün vermiſcht iſt. Der ganze Oberleib iſt ſehr ſchön grün, mit Ausnahme der großen Flügelfedern, die theilweiſe ſchwarz ſind; der ganze Unterleib iſt viel heller grün; einige Federn auf der Unterſeite des Schwanzes ſind ſehr ſchön roth; der Schnabel iſt 1 Zoll 10 Linien lang und an ſeiner Wurzel, wo man ſchwarze und wie Pferdehaare harte Haare ſieht, einen Zoll breit; er iſt weißlich, an ſeiner Spitze aber ſchwarz; die Flügel ſind kurz und reichen kaum bis zur halben Länge des Schwanzes; er iſt uns aus China geſchickt worden.

Der grüne Bartvogel.

Sechste Art.

Er iſt 6½ Zoll lang, der Rücken, die Flügel und die Schwanzbedeckungen ſind ſehr ſchön grün, die großen Schwungfedern braun, dieſe Farbe jedoch

nicht ſichtbar, ſondern durch die Flügelbedeckungen verdeckt; der Kopf iſt braungrau; ebenſo der Hals, aber jede Feder weißlich eingefaßt; ferner iſt über und hinter jedem Auge ein weißer Flecken, der Bauch iſt viel blaſſer grün, als der Rücken; der Schnabel weißlich und die Wurzel des obern Kiefers mit langen, ſchwarzen und harten Haaren umgeben. Die Flügel ſind kurz und reichen nur bis zur Mitte des Schwanzes. Er iſt uns aus Oſtindien geſchickt worden.

Die Tukane.

Was man bei allen lebenden Weſen Geſichtsbildung nennen kann, hängt von dem Anblick ab, den ihr Kopf gewährt, wenn man ſie von vorn beſieht; was man mit den Namen Formen, Geſtalt, Wuchs u. ſ. w. bezeichnet, bezieht ſich auf den Anblick des Körpers und der Glieder. Unterſucht man bei den Vögeln dieſe Geſichtsbildung, ſo wird man leicht wahrnehmen, daß alle diejenigen, die im Verhältniß zur Größe ihres Körpers einen leichten Kopf mit einem kurzen und feinen Schnabel beſitzen, zugleich eine feine, angenehme und faſt geiſtreiche Geſichtsbildung haben, während dagegen jene, die, wie die Bartvögel, einen zu dicken Kopf, oder wie die Tukane, einen Schnabel haben, der ſo dick wie der Kopf iſt, ein dummes Ausſehen bieten, das durch ihre natürlichen Gewohnheiten ſelten Lügen geſtraft wird. Was aber mehr iſt, dieſe dicken Köpfe und dieſe mächtigen Schnäbel, deren Länge die des ganzen Körpers des Vogels zuweilen übertrifft, ſind ſo unverhältnißmäßige Theile und ſo auffallende Ueberſprudelungen der Natur, daß man ſie als Mißgeſtalten ganzer Arten betrachten kann, die ſich von den Mißgeſtalten einzelner Weſen nur darin unterſcheiden, daß ſie ſich ohne Veränderung fortpflanzen, ſo daß man gezwungen iſt, ſie eben ſo nothwendig, wie alle andern Formen der Körper zuzugeben und ſie unter die Arteigenthümlichkeiten der Weſen zu zählen, denen eben dieſe unförmlichen Theile angehören. Wenn Jemand einen Tukan zum erſtenmal ſähe, ſo würde er ſeinen Kopf und ſeinen Schnabel, vorn geſehen, für eine jener Masken mit langer Naſe halten, womit man die Kinder erſchreckt. Betrachtet er aber hierauf mit Ernſt den Bau und Gebrauch dieſes unmäßigen Erzeugniſſes, ſo wird er ſich nicht des Staunens erwehren können, daß die Natur auf einen Vogel von mäßiger Größe einen ſo ungeheuern Schnabel verwendet hat und das Erſtaunen wird zunehmen, wenn er wahrnimmt, daß dieſer dünne und ſchwache Schnabel dem Vogel, geſchweige zu dienen, nur ſchadet, denn er kann nichts faſſen, nichts anhauen, nichts zertheilen und muß, um ſich zu ernähren, ſeine Speiſe in ganzer Maſſe ſchnappen und verſchlingen, ohne ſie zu zerbröckeln oder auch zu zermalmen. Ferner iſt dieſer Schnabel, weit entfernt ein nützliches Werkzeug, eine Waffe oder auch ein Gegengewicht zu

bilden, im Gegentheil nur gleichſam ein Hebel, der den Flug des Vogels erſchwert, ihm das Ausſehen gibt, als wollte er kopfüberſtürzen und ihn auch dann zu Boden zu ziehen ſcheint, wenn er ſich in die Höhe richten will.

Die wahren Kennzeichen der Verirrungen der Natur ſind das Mißverhältniß verbunden mit der Unnützlichkeit. Alle Theile, die bei den Thieren übermäßig, überflüſſig und widerſinnig geſtellt, und zugleich mehr nachtheilig als nützlich ſind, dürfen nicht in den großen Plan der beſtimmten Abſichten der Natur, ſondern müſſen in die kleine Karte ihrer Launen oder, wenn man will, ihrer Mißgriffe aufgenommen werden, die gleichwohl einen ebenſo beſtimmten Zweck, wie die erſten haben, da eben dieſe außerordentliche Erzeugniſſe uns anzeigen, daß Alles, was ſein kann, iſt, obwohl gewöhnlich in allen Werken der Natur Verhältniß, Regelmäßigkeit und Ebenmaß herrſchen, das Mißverhältniß, die Uebertreibung und die Mängel uns beweiſen, daß der Umfang ihrer Macht ſich nicht auf jene Vorſtellungen der Verhältniſſe und Regelmäßigkeit beſchränkt, auf welche wir Alles zurückführen möchten.

Und ebenſo, wie die Natur die meiſten Weſen mit allen Eigenſchaften begabt hat, die zur Schönheit und Vollkommenheit der Form beitragen müſſen, hat ſie nicht verfehlt, in ihren mehr verwahrloſten Erzeugniſſen mehr als ein Mißverhältniß zu vereinigen. Der übermäßig große und unnütze Schnabel des Tunkans enthält eine noch unnützbarere Zunge, deren Bau ganz ungewöhnlich iſt. Es iſt kein fleiſchiges oder knorpeliges Werkzeug, wie die Zunge aller Thiere, oder der andern Vögel; es iſt eine wahre Feder die, wie man ſieht, an einer ſchlecht gewählten Stelle ſich befindet und in dem Schnabel, wie in einer Scheide, eingeſchloſſen iſt.

Der Name Tukan ſelbſt bezeichnet in braſiliſcher Sprache Feder und die Eingebornen dieſes Landes haben den Vogel, deſſen Federn ſie zu dem Schmuck gebrauchten, den ſie nur an Feſttagen trugen, Tukan Taburaſe genannt. Tukan Taburaſe bedeutet Federn zum Tanz. So mißförmig durch ihren Schnabel und ihre Zunge, glänzen gleichwohl dieſe Vögel durch ihr Gefieder. Sie haben in der That Federn, die ſich zu den ſchönſten Verzierungen eignen; es ſind dieſes die Federn an der Kehle. Ihre Farbe iſt ein lebhaftes, glänzendes Pomeranzengelb und obſchon dieſe ſchönen Federn nur einigen Tukanarten angehören, haben ſie der ganzen Gattung den Namen gegeben; ſelbſt in Europa werden dieſe Tukankehlen zu Muffen geſucht. Sein ungeheurer Schnabel hat ihm andere Ehren zugezogen und ihm einen Platz unter den ſüdlichen Sternbildern verſchafft, zu deren Bezeichnung man faſt nur die auffallendſten und merkwürdigſten Gegenſtände gewählt hat. Dieſer Schnabel iſt im Allgemeinen, im Verhältniſſe zum Körper viel dicker und länger, als bei irgend einem andern Vogel und noch übermäßiger wird er dadurch, daß er ſeiner ganzen Länge nach, breiter als der Kopf des Vogels

iſt. Es iſt, wie Lery ſagt, der Schnabel der Schnäbel. Auch haben mehrere Reiſende den Tukan den Ganzſchnabelvogel genannt und unſere Cayenner Kreolen bezeichnen ihn nur mit dem Beinamen Dickſchnabel. Dieſer lange und breite Schnabel würde den Kopf und den Hals des Vogels erſtaunlich ermüden, wenn er nicht von einem leichten Beſtandweſen wäre; er iſt aber ſo dünn, daß man ihn ohne Anſtrengung zwiſchen den Fingern zerdrücken kann. Dieſer Schnabel iſt alſo nicht geeignet, die Saamenkörner oder auch nur zarte Früchte zu zerſtückeln; der Vogel iſt genöthigt, ſie ganz unverſehrt zu verſchlingen und ebenſo kann er ſich nicht mit ihm vertheidigen und noch weniger mit ihm ergreifen; kaum kann er ihn feſt genug ſchließen, um, wenn man ihm den Finger hinhält, einen Eindruck darauf zu machen. Die Schriftſteller, welche geſchrieben haben, dieſer Tukan bohre, wie der Specht, Löcher in die Bäume, haben ſich alſo ſehr geirrt; ſie haben dieſe Sache nur in Folge des Verſehens einiger Spanier berichtet, welche dieſe beiden Vögel verwechſelt und ſie gleicherweiſe Carpenteros (Zimmerer) oder in peruaniſcher Sprache Takatakas genannt haben, weil ſie glaubten, ſie klopften gleicherweiſe auf die Bäume. Gleichwohl iſt es ſicher, daß die Tukane dieſe Gewohnheit nicht haben noch haben können, und daß ſie von der Gattung der Spechte weit entfernt ſtehen, und Scaliger hatte vor uns ſehr richtig bemerkt, daß, da dieſe Vögel einen hakenförmigen und nach unten gebogenen Schnabel hätten, es nicht möglich ſchiene, daß ſie in die Bäume hackten.

Die Form dieſes dicken und großen Schnabels iſt in jedem Kiefer ſehr verſchieden; der obere iſt ſichelförmig nach unten gebogen, obenüber gerundet und an ſeiner Spitze hakenförmig, der untere iſt kürzer, ſchmäler und nicht ſo ſehr wie der obere, nach unten gebogen; beide ſind auf ihren Rändern gezähnelt, aber die Zahnſchnitte des obern ſind viel merklicher, als die des untern und außerdem iſt es ſonderbar, daß dieſe Zahnſchnitte, obwohl auf jeder Seite der Kiefer gleich an Zahl, ſich nicht allein nicht von oben nach unten, noch von unten nach oben, ſondern auch nicht einmal ihrer beziehlichen Stellung entſprechen, da die auf der rechten Seite denen auf der linken Seite nicht gerade gegenüberſtehen; denn ſie fangen hinten mehr oder minder früh an und hören ebenſo vorn mehr oder minder früh auf.

Die Zunge der Tukane iſt, wie wir ſo eben geſagt haben, noch außerordentlicher als der Schnabel. Es ſind die einzigen Vögel, die eine Feder haben, und es iſt eine Feder in der engſten Bedeutung des Wortes, obwohl die Mitte oder der Schaft dieſer Zungenfeder von knorpeligem Stoffe und 2 Linien breit iſt; aber auf beiden Seiten ſtehen ſehr enge und denen der gewöhnlichen Federn ganz gleiche Bärte. Dieſe nach vorn gekehrten Bärte ſind um ſo länger, je näher ſie an der Spitze der Zunge, die ſelbſt

gerade ſo lang, wie der Schnabel iſt, ſtehen. Mit einem ſo ſeltſamen und von dem gewöhnlichen Stoff und Bau jeder Zunge ſo verſchiedenen Organ ſollte man glauben, müſſe dieſer Vogel ſtumm ſein; dennoch haben ſie eben ſo gut eine Stimme, wie die andern, und ſehr oft laſſen ſie eine Art Pfeifen hören, das ſie raſch und ſo lange wiederholen, daß man ſie Predigervögel genannt hat. Die Wilden legen dieſer Federzunge *) auch große Kräfte bei und gebrauchen ſie als Heilsmittel in mehreren Krankheiten. Einige Schriftſteller haben geglaubt, die Tukane hätten keine Naslöcher; indeſſen braucht man, um ſie zu ſehen, nur die Federn an der Schnabelwurzel, die ſie bei den meiſten Arten bedecken, zu entfernen, und bei andern ſtehen ſie auf einem nackten Schnabel und ſind folglich recht ſichtbar.

Mit den Spechten haben die Tukane nichts gemein als die Stellung der Zehen, deren 2 nach vorn und 2 nach hinten ſtehen; und ſelbſt in dieſem ihnen gemeinſamen Merkmal kann man ſehen, daß die Zehen der Tukane viel länger und in einem ganz andern Verhältniſſe, als die der Spechte gebaut ſind. Die äußere Vorderzehe iſt faſt ſo lang wie der ganze Fuß, der freilich ſehr kurz iſt, und die andern Zehen ſind ebenfalls ſehr, die beiden innern Zehen ſind unter allen am wenigſten lang; die Füße der Tukane ſind nur halb ſo lang wie die Beine, ſo daß dieſe Vögel nicht gehen können, da der Fuß ſeiner ganzen Länge nach auf dem Boden ruht; ſie hüpfen daher nur und zwar mit ziemlich ſchlechtem Anſtande. Dieſe Füße ſind unbeſiedert und mit langen, ſanft anzufühlenden Schuppen bedeckt; die Nägel ſtehen mit der Länge der Zehen im Verhältniſſe und ſind gebogen, etwas abgeflacht; an ihrer Spitze ſtumpf und unten ihrer Länge nach gefurcht; ſie dienen dem Vogel nicht zum Angriff oder zur Vertheidigung, noch auch zum Klettern, ſondern nur, um ſich auf den Zweigen zu halten, auf denen er ziemlich feſtſteht.

Die Tukane ſind durch alle warmen Erdſtriche Südamerikas verbreitet und werden in dem alten Feſtlande gar nicht gefunden; ſie ſind mehr Strich- als Zugvögel, da ſie ihren Aufenthalt nur verändern, um der Reife der Früchte, wovon ſie ſich ernähren, nachzugehen. Es ſind beſonders die Palmfrüchte, und da die Palmbaumarten in feuchtem Boden und nahe am Ufer der Gewäſſer wachſen, ſo bewohnen die Tukane vorzugsweiſe dieſe Gegenden und werden zuweilen in den Wurzelträgern gefunden, die nur im flüſſigen Schlamme wachſen. Dieſes vielleicht hat den Glauben erregt, als fräßen ſie Fiſche; ſie können aber höchſtens nur ſehr kleine verſchlingen, denn da ſich ihr Schnabel weder zum Zerhacken noch zum Zerſchneiden eignet, ſo

*) H. de la Condamine redet von einem Tukan, den er an den Ufern des Marannon geſehen hat, und deſſen ungeheurer Schnabel roth und gelb iſt. Seine Zunge, ſagt er, die einer feiner Federn gleicht, ſoll große Kräfte beſitzen.

können ſie ſelbſt die zarteſten Früchte nur ganz verſchlucken, ohne ſie zuſammenzudrücken, und ihr breiter Schlund erleichtert ihnen dieſe Gewohnheit, von der man ſich verſichern kann, wenn man ihnen ein großes Stück Brod zuwirft; denn ſie verſchlucken es, ohne daß ſie es zu zertheilen ſuchen.

Dieſe Vögel wandern gewöhnlich in kleinen Schwärmen von 6—10 Stück. Ihr Flug iſt plump und mühſam wegen ihrer kurzen Flügel und ihres gewaltigen Schnabels, durch den der Körper vorn herüber hängt; inzwiſchen ſteigen ſie doch bis über die großen Bäume empor, auf deren Wipfel man ſie faſt immer in einer beſtändigen Unruhe ſitzen ſieht, die ungeachtet der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen ihrem geſetzten Ausſehen nichts benimmt, da jener dicke Schnabel ihnen immer eine traurige und ernſthafte Geſichtsbildung gibt, die ihre großen matten und feuerloſen Augen noch vermehren, ſo daß ſie, obwohl ſehr lebhaft und rührig, nur um ſo linkiſcher und um ſo weniger munter ausſehen.

Da ſie ihre Neſter in Baumhöhlen bauen, welche die Spechte verlaſſen haben, ſo hat man geglaubt, ſie ſelbſt grüben dieſe Löcher. Sie legen nur 2 Eier und dennoch ſind alle Arten an einzelnen Vögeln ziemlich zahlreich. Jung eingefangen, laſſen ſie ſich ſehr leicht zähmen; ſie ſollen ſogar in der Hausgenoſſenſchaft niſten und ſich fortpflanzen. Sie ſind nicht ſchwer zu ernähren; denn ſie verſchlingen Alles, was man ihnen vorwirft, Brod, Fleiſch und Fiſch; auch ergreifen ſie mit der Spitze des Schnabels die Stücke, die man ihnen in der Nähe darhält; ſie werfen ſie in die Höhe und fangen ſie mit ihrem weiten Schlund auf. Müſſen ſie aber ſelbſt ſich verſorgen und die Speiſen am Boden aufleſen, ſo ſcheinen ſie dieſelben durch Taſten zu ſuchen und jedes Stück nehmen ſie nur von der Seite, um es in die Höhe zu werfen und aufzufangen. Uebrigens ſcheinen ſie gegen Kälte empfindlich zu ſein, da ſie ſelbſt in den heißeſten Gegenden des neuen Feſtlandes die nächtliche Kühle ſcheuen; man hat ſie ſich in den Häuſern eine Art Bett von Gras, Stroh und Allem, was ſie aufleſen konnten, machen ſehen, offenbar um der Kühle des Bodens auszuweichen. Im Allgemeinen haben ſie unter den Federn eine bläuliche Haut, und ihr Fleiſch iſt, wenn auch ſchwarz und ziemlich hart, dennoch genießbar.

In der geſammten Gattung dieſer Vögel kennen wir zwei beſondere Gattungen: die Tukane und die Arakari. Sie unterſcheiden ſich von einander 1) durch die Größe, da die Tukane viel größer als die Arakari ſind; 2) durch die Maße und das Beſtandweſen des Schnabels, der bei den Arakari lange nicht ſo geſtreckt und von einem härtern und feſtern Beſtandweſen; 3) durch die Verſchiedenheit des Schwanzes, der bei den Arakari länger und gar merklich abgeſtuft, bei den Tukanen dagegen abgerundet iſt *). Wir werden

*) Die Braſilier haben zuerſt dieſe beiden Abarten geſondert und die großen

alſo dieſe Vögel von einander trennen, und nach dieſer Trennung werden uns unter den Tukanen nur 5 Arten übrig bleiben.

Der Toko.
Erſte Art.

Der Körper dieſes Vogels, Nro. 82, iſt, den Kopf und Schwanz mit einbegriffen, 9 bis 10 Zoll lang; ſein Schnabel 7½, der Kopf, der Oberhals, der Rücken, der Bürzel, die Flügel, der ganze Schwanz, die Bruſt und der Bauch ſind dunkel ſchwarz; die obern Schwanzbedeckungen weiß, die untern ſchön roth; der Unterhals und die Kehle weiß mit etwas Gelb vermiſcht; zwiſchen dieſem Gelb unter der Kehle und dem Schwarz auf der Bruſt ſieht man einen kleinen runden Reif; der Grund der beiden Schnabelkiefer iſt ſchwarz; der übrige Unterkiefer röthlich gelb; der Oberkiefer auf ungefähr zwei Drittel ſeiner Länge eben ſo röthlich gelb, dann aber bis zur Spitze ſchwarz; die Flügel ſind kurz und reichen kaum bis zu einem Drittel des Schwanzes; Füße und Nägel ſind ſchwarz. Dieſe Art iſt neu und wir haben ihr den Namen Toko gegeben, um ſie von den andern zu unterſcheiden.

Der gelbkehlige Tukan.
Zweite Art.

Auf den ausgemalten Tafeln hat man 2 Abweichungen dieſer Art dargeſtellt, die erſte unter der Benennung gelbkehliger cayenner Tukan, Nro. 269, die zweite unter der Benennung gelbkehliger braſiliſcher Tukan, Nro. 307. Sie werden aber gleicher Weiſe in dieſen beiden Gegenden gefunden und bilden unſeres Erachtens nur eine und dieſelbe Art. Die Verſchiedenheiten in der Farbe des Schnabels und in der Größe des gelben Schildes auf der Bruſt, ſo wie in der Lebhaftigkeit der Farben können von dem Alter des Vogels herrühren; dieſes iſt hinſichtlich der Farbe der obern Schwanzbedeckungen, die bei einigen einzelnen Vögeln gelb und bei andern roth ſind, ganz gewiß. Beide Vögel ſind auf dem Kopfe, oben auf dem Körper, auf den Flügeln und dem Schwanze ſchwarz; die Kehle iſt in mehr oder minder großer Breite pomeranzengelb, der Bauch iſt ſchwärzlich und die untern Schwanzbedeckungen ſind roth; der Schnabel iſt ſchwarz mit einem blauen Strich auf ſeinem Rücken ſeiner ganzen Länge nach. Den Grund des Schnabels umgibt ein ziemlich breites gelbes oder weißes Band, die Naslöcher werden durch die Federn am Grunde des Schnabels verdeckt, ihre Oeffnung iſt rund; die 20 Linien langen Füße ſind bläulich;

Tukane, und die kleinen dieſer Gattung Arakari genannt, und dieſe Unterſcheidung iſt ſo wohl begründet, daß die Eingeborenen in Guiana ſie ebenſo gemacht und die Tukane Kararuima und die Arakari Grigri genannt haben.

der Schnabel iſt $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und an ſeiner Wurzel 17 Linien hoch; der ganze Vogel hat von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende 19 Zoll; hiervon gehen 6 Zoll und 2—3 Linien auf den Schwanz und $4\frac{1}{2}$ Zoll auf den Schnabel, ſo, daß für die Länge des Kopfes und des Körpers keine 9 Zoll übrig bleiben.

Von dieſer Tukanart erhält man die glänzenden Federn, die man zu Schmuckwerken gebraucht; den ganzen gelben Theil der Kehle ſchneidet man aus der Haut heraus, und verkauft dieſe Federn ziemlich theuer. Nur die Männchen haben dieſe ſchönen gelben Federn auf der Kehle, bei den Weibchen iſt derſelbe Theil weiß und dieſer Unterſchied eben hat die Namengeber in Irrthum geleitet; ja ſie haben ſich doppelt geirrt, da ſie, weil die Farben bei dem Weibchen, wie bei dem Männchen wechſeln, unter den Weibchen, wie unter den Männchen 2 Arten gemacht haben. Nun aber führen wir hier dieſe 4 vorgeblichen Arten auf eine einzige zurück, auf die wir ſelbſt eine fünfte von Laet angegebene, die ſich nur durch die weiße Farbe der Bruſt von jenen unterſcheidet, zurückführen können.

Im Allgemeinen ſind die Weibchen faſt ſo groß, wie die Männchen; ſie haben keine ſo lebhaften Farben und das ſchwarze Band unterhalb der Kehle iſt ſehr ſchma ; übrigens aber gleichen ſie ihnen vollkommen. Eins dieſer Weibchen haben wir auf der ausgemalten Tafel, Nro. 202, unter der Benennung: Cayenner weißkehliger Tukan, abbilden laſſen, weil wir damal nicht wußten, daß es ein Weibchen war. Uebrigens iſt dieſe zweite Art die gemeinſte und vielleicht die zahlreichſte in der Gattung dieſer Vögel. Viele gibt es in Guiana, beſonders in den feuchten Wäldern und auf den Wurzelträgern; obwohl ſie, wie alle andern Tukane, ſtatt der Zunge nur eine Feder haben, ſtoßen ſie ein gegliedertes Geſchrei aus, das auf eine deutliche Weiſe das Wort Pignenkowin auszudrücken ſcheint, ſo daß die cayenner Kreolen ihnen dieſen Namen gegeben haben, den wir nicht annehmen zu müſſen glauben, weil der Toko oder Tukan der vorigen Art dieſes nämliche Wort ausſpricht und man ſie alsdann verwechſelt hätte.

Der rothbäuchige Tukan.

Dritte Art.

Dieſer Tukan hat, wie der vorige, eine gelbe Kehle, aber einen ſchönen rothen Bauch, wogegen jener einen ſchwarzen hat. Thevet, der zuerſt von dieſem Vogel geſprochen hat, ſagt ſein Schnabel ſei ſo lang wie der Körper. Aldrovande gibt dieſem Vogel eine Länge und eine Breite von 2 Spannen und H. Briſſon hält die beiden Spannen für ſo lang, als 6 Zoll. Da wir dieſen Vogel nicht geſehen haben, ſo können wir nur nach den Angaben dieſer beiden erſten Schriftſteller von ihm reden, wir wollen jedoch bemerken,

daß Aldrovande ſich darin geirrt hat, daß er ihm drei nach vorn und eine nach hinten gekehrte Zehe gegeben, obwohl Thevet ausdrücklich ſagt, er habe 2 Zehen vorn und 2 hinten, was mit der Natur übereinſtimmt.

Kopf, Hals, Rücken und Flügel ſind ſchwarz mit einigen bläulichen Widerſcheinen; die Bruſt hat eine ſchöne Goldfarbe und obenher, d. h. unter der Kehle, eine rothe; auch ſind der Bauch und die Beine ſehr lebhaft roth; ebenſo das Ende des Schwanzes, deſſen übriger Theil ſchwarz iſt. Die Regenbogenhaut iſt ſchwarz, das Auge mit einem weißen Kreis umgeben, den ſelbſt wieder ein anderer gelber Kreis umgibt. Der untere Kiefer des Schnabels iſt an der Spitze nur halb ſo breit als der obere Kiefer; beide ſind auf ihren Rändern gezähnelt.

Thevet verſichert, dieſer Vogel ernähre ſich von Pfeffer, er verſchlucke ihn ſelbſt in ſo großer Menge, daß er genöthigt wäre, ihn wieder von ſich zu geben. Dieſe Angabe iſt von allen Naturforſchern nachgeſchrieben worden; indeſſen gibt es in Amerika keinen Pfeffer und man weiß nicht recht, was für einen Saamen dieſer Schriftſteller gemeint hat, wenn nicht etwa das Taubenkraut, das einige Schriftſteller **langen Pfeffer** nennen.

Der Kochikat.

Vierte Art.

Dieſer Name iſt eine Zuſammenziehung desjenigen, den dieſer Vogel in ſeiner Heimath Mexiko führt. Fernandes iſt der einzige Schriftſteller, der von ihm als einem Vogel geredet, den er geſehen habe, und Folgendes iſt ſeine Beſchreibung deſſelben:

„Er iſt faſt ſo groß, wie die andern Tukane; ſein Schnabel, ſagt er, iſt 7 Zoll lang; der obere Kiefer weiß und gezähnelt, der untere ſchwarz, ſeine Augen ſind ſchwarz und die Regenbogenhaut iſt gelblich roth. Kopf und Hals ſind ſchwarz, bis auf eine rothe Querlinie, die ihn in Form eines Halsbandes umgibt. Sodann iſt der Hals obenüber noch ſchwarz und untenher weißlich mit einigen rothen Flecken und kleinen ſchwarzen Linien beſtreut. Der Schwanz und die Flügel ſind ebenfalls ſchwarz, der Bauch iſt grün, die Beine ſind roth, die Füße grünlich aſchgrau und die Nägel ſchwarz; er bewohnt die Ufer des Meeres und ernährt ſich von Fiſchen.“

Der Hochikat.

Fünfte Art.

Dieſer Name iſt ebenſo die Zuſammenziehung desjenigen, den dieſer Vogel in Mexiko führt. Fernandes iſt wiederum der einzige, der ihn angeführt hat.

„Er hat, ſagt er, die Größe und die Form eines Papageis; ſein Gefieder iſt faſt ganz grün und nur mit einigen rothen Flecken beſtreut; die Beine

und Füße ſind ſchwarz und kurz, der Schnabel 4 Zoll lang, gelb und ſchwarz gemiſcht.“

Dieſer Vogel wohnt wie der vorhergehende in der heißeſten Gegend Mexiko's an den Ufern des Meeres.

Die Arakari.

Die Arakari ſind, wie geſagt, viel kleiner als die Tukane. Man kennt 4 Arten, die alle in den heißen Erdſtrichen Amerikas zu Hauſe ſind.

Der Grigri.

Erſte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 166, wird in Braſilien und ſehr häufig in Guiana gefunden, wo man ihn Grigri nennt, weil dieſes Wort ſo ziemlich ſein ſcharfes und kurzes Geſchrei ausdrückt. Er hat dieſelben natürlichen Gewohnheiten, wie die Tukane; man findet ihn in denſelben feuchten und mit Palmbäumen bepflanzten Gegenden. In dieſer erſten Art kennt man eine Abart, Nro. 727, aus der unſere Namengeber eine beſondere Art gemacht haben; indeſſen iſt der Unterſchied ſo unbedeutend, daß man ſie eher dem Alter als den Himmelsſtrichen zuſchreiben kann. Er beſteht nur in einem ſchönen rothen Querſtreifen auf der Bruſt. Auch iſt in der Farbe des Schnabels einiger Unterſchied; dieſes Merkmal iſt aber ganz unſicher, da in derſelben Art die Farben des Schnabels bei jedem einzelnen Vogel je nach dem Alter und ohne alle feſte Ordnung wechſeln, ſo daß Linné mit Unrecht die unterſcheidenden Merkmale dieſer Vögel in den Farben des Schnabels aufgeſtellt hat.

Sie ſind auf dem Kopf, der Kehle und dem Halſe ſchwarz; Rücken, Flügel und Schwanz ſind dunkelgrün, der Bürzel roth, die Bruſt und der Bauch gelb; die untern Schwanzbedeckungen und die Federn auf den Beinen olivengelblich mit Roth und Falb untermiſcht; die Augen groß und die Regenbogenhaut gelb. Der Schnabel iſt 4¼ Zoll lang, in der Höhe 16 Linien dick und von einem feſteren und härteren Gewebe als der Schnabel der Tukane. Die Zunge iſt ähnlich, d. h. wie die Federn, mit Bärten beſetzt, ein beſonderes und den Tukanen und Arakari gemeinſames Merkmal. Die Füße des Grigris ſind ſchwärzlich grün und ſehr kurz, die Zehen ſehr lang. Die ganze Größe des Vogels, die des Schnabels und des Schwanzes mit einbegriffen, beträgt 16 Zoll 8 Linien.

Das Weibchen, Nro. 728, unterſcheidet ſich von dem Männchen nur durch die Farbe der Kehle und des Unterleibs, die braun, beim Männchen dagegen ſchwarz iſt. Das Letztere hat gewöhnlich auch einen ſchwarz und weißen Schnabel, das Weibchen dagegen einen ſchwarzen Unterkiefer und einen

gelben Oberkiefer mit einem ſchwarzen Längsſtreifen, der ziemlich genau die Geſtalt einer langen ſchmalen Feder darſtellt.

Der Kulik.

Zweite Art.

Dieſes kleine Wort Kulik gibt, ſchnell ausgeſprochen, das Geſchrei dieſes Vogels, Nro. 577, genau wieder und aus dieſem Grunde haben ihm die Kreolen in Cayenne dieſen Namen gegeben. Er iſt nicht ganz ſo groß, wie der Vorhergehende und hat in demſelben Verhältniſſe einen etwas kürzern Schnabel; Kopf, Kehle, Hals und Bruſt ſind ſchwarz, oben auf dem Halſe trägt er ein ſchmales gelbes Halbhalsband; auf jeder Seite des Kopfes hinter den Augen ſieht man einen Flecken, ebenfalls von gelber Farbe; Rücken, Bürzel und Flügel ſind ſchön grün und der Bauch ebenfalls grün, aber ſchwärzlich untermiſcht; die untern Schwanzbedeckungen ſind röthlich, der Schwanz aber iſt grün und an der Spitze roth, die Füße ſind ſchwärzlich, der Schnabel an ſeiner Wurzel roth und in ſeiner übrigen Ausdehnung ſchwarz, die Augen von einem nackten und bläulichen Häutchen umgeben.

Das Weibchen, Nro. 729, unterſcheidet ſich von dem Männchen nur durch die Farbe des Oberhalſes, wo ſein Geſieder braun iſt; beim Männchen dagegen iſt es mehr ſchwarz. Der Unterleib iſt bei dem Weibchen von der Kehle bis an den Unterbauch grau und das Halbhalsband ſehr blaß gelb; beim Männchen dagegen ſchön gelb und der Unterleib mit verſchiedenen Farben geſchmückt.

Der ſchwarzſchnäbelige Arakari.

Dritte Art.

Von dieſem Vogel kennen wir nur, was Nierenberg darüber geſagt hat. Er iſt ſo groß, wie eine Taube; ſein Schnabel dick, ſchwarz und hakenförmig, die Augen ſind ebenfalls ſchwarz, die Regenbogenhaut aber gelb; Flügel und Schwanz gemiſcht ſchwarz und weiß; ein ſchwarzer Streifen läuft vom Schnabel aus auf jeder Seite bis unter die Bruſt; der obere Theil der Flügel iſt gelb und der übrige Leib gelblich weiß, Beine und Füße ſind braun und die Nägel weißlich.

Der blaue Arakari.

Vierte Art.

Ueber dieſen Vogel, den kein anderer Naturforſcher geſehen hat, berichtet Fernandes Folgendes:

„Er iſt ſo groß, wie eine gewöhnliche Taube; ſein Schnabel ſehr groß, gezähnelt, oben gelb und unten röthlich ſchwarz, ſeine Augen

ſind ſchwarz, die Regenbogenhaut iſt röthlich gelb, ſein ganzes Gefieder gemiſcht aſchgrau und blau."

Nach den Zeugniſſen dieſes nämlichen Schriftſtellers ſcheint es, daß einige Arakari-Arten in gewiſſen Gegenden Südamerikas nur Zugvögel ſind.

Der Bartkan.

Da dieſer Vogel etwas von dem Bartvogel und dem Tukan an ſich hat, ſo haben wir geglaubt, ihn Bartkan nennen zu können. Es iſt eine neue Art, die von keinem Naturforſcher beſchrieben worden und dennoch keiner ſehr entfernten Himmelsgegend angehört; denn ſie iſt uns von den Küſten der Berberei aber ohne Namen und ohne alle Nachricht über ihre natürlichen Gewohnheiten geſchickt worden.

Dieſer Vogel, Nro. 602, hat wie die Bartvögel und die Tukane 2 nach vorn und 2 nach hinten gekehrte Zehen; den Letztern gleicht er in der Vertheilung der Farben, der Form ſeines Körpers und in ſeinem dicken Schnabel, der jedoch nicht ſo lang, bei weitem nicht ſo breit und viel feſter, als der der Tukane iſt. Er unterſcheidet ſich aber von ihnen durch ſeine Zunge, die nicht, wie die der Tukane, eine Feder iſt. Zugleich iſt er den Bartvögeln durch die langen Haare ähnlich, die aus der Schnabelwurzel hervorkommen und bis weit über die Naslöcher hinausreichen. Die Form des Schnabels iſt eigenthümlich; der Oberkiefer nämlich ſpitz, an ſeinem Ende gebogen und mit 2 ſtumpfen Zahnſchnitten auf jeder Seite, der Unterkiefer mit kleinen Riefen quer überzogen, der ganze Schnabel röthlich und nach unten gebogen. Das Gefieder des Bartkans iſt auf dem ganzen oberen Theile des Körpers, der obern Bruſt und dem Bauche ſchwarz und auf dem übrigen Unterleibe roth, faſt ſo, wie bei gewiſſen Tukanen.

Er iſt 9 Zoll lang, der Schwanz 3½ Zoll, der Schnabel 18 Linien lang und 6 dick, die Füße kaum 1 Zoll hoch, ſo, daß dieſer Vogel nur mit großer Mühe gehen kann.

Der Kaſſikan.

Dieſem Vogel, Nro. 628, deſſen Art nicht bekannt war und den uns H. Sonnerat geſchickt hat, haben wir den Namen Kaſſikan gegeben, weil dieſer Name die beiden Vogelgattungen, mit denen er die meiſte Aehnlichkeit hat, die der Kaſſikane und die der Tukane andeutet; der Gegend, wo man ihn findet, ſind wir nicht ſicher; wir vermuthen nur, daß er den ſüdlichen Theilen Amerikas angehört, wo er aber auch urſprünglich zu Hauſe ſein mag. Gewiß iſt es, daß er in der Form des Körpers und in dem kahlen Vorderhaupte dem amerikaniſchen Kaſſikan und zugleich durch die Dicke und die Form des gerundeten, an ſeiner Wurzel breiten und an der Spitze gebogenen

Schnabels, dem Tukan ähnelt, ſo daß, wäre der Schnabel dicker, und ſtänden die Zehen paarweiſe, man ihn als eine, der Gattung der Tukane benachbarte Art anſehen könnte.

Die Farben dieſes Vogels wollen wir nicht beſchreiben; die ausgemalte Tafel, Nro. 628, gibt eine vollſtändige Vorſtellung davon. Der Körper iſt dünn, aber geſtreckt, die Geſammtlänge beträgt ungefähr 13 Zoll, der Schnabel iſt 2½ Zoll, der Schwanz 5 Zoll und die Füße ſind 14 Linien lang; über ſeine natürlichen Gewohnheiten ſind wir nicht unterrichtet. Wollte man nach der Form des Schnabels und nach der der Füße urtheilen, ſo könnte man glauben, daß er vom Raube lebte; indeſſen leben die Tukane und die Papageien, die einen gebogenen Schnabel haben, nur von Früchten; die Nägel ſo wie der Schnabel des Kaſſikans ſind bei weiten nicht ſo gebogen, wie die des Papageis, ſo daß wir den Kaſſikan für einen fruchtfreſſenden Vogel anſehen, bis wir etwa eines Beſſern belehrt werden.

Die Kalaoe oder die Nashornvögel.

Wir haben ſo eben geſehen, daß die durch ihren unmäßigen Schnabel ſo ſeltſamen Tukane alle dem ſüdamerikaniſchen Feſtlande angehören; hier ſind andere afrikaniſche und oſtindiſche Vögel, deren Schnabel, was die Maße betrifft, ebenſo ungeheuer wie der der Tukane, durch die Form noch außerordentlicher, oder beſſer geſagt, übermäßiger ungeheuer iſt, gleichſam als wenn er uns beweiſen wollte, daß die alte Natur des öſtlichen Feſtlandes in allen ihren Erzeugniſſen der jüngern Natur der neuen Welt ſtets überlegen, ſich auch ſelbſt in ihren Fehlern größer und in ihren Verirrungen mächtiger zeige.

Erwägt man die außerordentliche Entwickelung, die unnütze Ueberladung, den überflüſſigen, obwohl natürlichen Auswuchs, der den Schnabel dieſes Vogels nicht allein verdickt, ſondern mißſtellt, ſo kann man nicht umhin, die ſchlecht zuſammengewählten Beſchaffenheiten dieſer unähnlichen Arten darin zu erkennen, wovon die übertriebenſten durch die Nichtübereinſtimmung und die Gegenſätze in ihrer Bildung faſt zu gleicher Zeit entſtanden und vergingen. Es iſt aber dieſes nicht das einzige, noch das erſte Mal, daß die aufmerkſame Prüfung der Natur uns auch in der Gattung der Vögel dieſe Anſicht gewährt hat; jene, denen man den Namen Kreuzſchnabel und Meiſenſchnabel gegeben hat, ſind Beiſpiele dieſes unvollkommenen und jedem Gebrauche zuwiderlaufenden Baues, der ihnen faſt das Mittel benimmt zu leben und ſich ſelbſt gegen die Arten zu vertheidigen, die kleiner und nicht ſo ſtark, aber glücklicher und mächtiger ſind, weil ihre Organe beſſer zuſammenpaſſen. Aehnliche Beiſpeile haben wir bei den vierfüßigen Thieren: die Unaue, die Ai, die Ameiſenfreſſer, die Pangoline u. ſ. w., die

durch die Form des Körpers und das Mißverhältniß ihrer Glieder, elend oder nackt ſind, ſchleppen kaum ein mühſeliges, von den Mängeln oder dem Uebermaß in ihrem Körperbau erſchwertes Daſein hin. Die Fortdauer dieſer unvollkommenen und ſchwächlichen Arten wird nur durch die Einſamkeit geſchützt und wird ſich nur in den Wüſteneien erhalten, wo weder der Menſch noch die mächtigen Thiere wohnen *).

Unterſuchen wir insbeſondere den Schnabel des Kalao, ſo werden wir erkennen, daß er, weit entfernt im Verhältniſſe zu ſeiner Größe und nach Maßgabe ſeines Baues ſtark zu ſein, im Gegentheil ſehr ſchwach und ſehr ſchlecht geformt iſt. Wir werden ſehen, daß er dem Vogel, der ihn trägt, mehr ſchadet als nutzt und es vielleicht in der Natur kein Beiſpiel einer Waffe von ſo großer Zurüſtung und ſo geringer Wirkung gibt. Dieſer Schnabel kann nichts ergreifen, wie mit einem langen, vom Stützpunkte weit entfernten Hebel kann ſeine Spitze nur ganz ſanft drücken; ſein Beſtandweſen iſt ſo zart, daß er durch die leichteſte Reibung an der Schärfe Riſſe bekommt. Dieſe unregelmäßigen, zufälligen Riſſe haben die Naturforſcher für natürliche und regelmäßige Einſchnitte gehalten; ſie bringen in dem Schnabel des nashörnigen Kalaos eine merkwürdige Wirkung hervor. Die beiden Kiefer nämlich berühren ſich nur an der Spitze, das Uebrige bleibt offen und klaffend, als ob ſie nicht für einander gemacht wären; ihr Zwiſchenraum iſt abgeſchliſſen und zerbrochen, ſo daß es nach dem Beſtandweſen und der Form dieſes Theiles ausſieht, als wäre er nicht zum beſtändigen Dienſte ſondern vielmehr, um ſich eben durch den Gebrauch, zu dem er beſtimmt ſcheint, gleich anfangs und unwiederbringlich zu zerſtören, gemacht worden.

Unſern Namengebern gemäß haben wir den Namen Kalao angenommen, um die ganze Gattung dieſer Vögel zu bezeichnen, obwohl die Indier nur einer oder zwei Gattungen dieſen Namen gegeben haben. Wegen der Art Horn auf ihrem Schnabel haben mehrere Naturforſcher ſie Nashörner genannt; aber faſt alle haben nur die Schnäbel dieſer außerordentlichen Vögel geſehen. Wir ſelbſt kennen diejenigen nicht, deren Schnäbel wir auf den Tafeln 933 und 934 haben abbilden laſſen; ehe wir die Beſchreibungen dieſer verſchiedenen Vögel nach dem Zeugniſſe der Reiſenden und nach unſern eigenen Beobachtungen anfangen, ſcheint es uns nöthig, ſie nach ihrem auffallendſten Kennzeichen, nämlich nach der ſonderbaren Form ihres Schnabels zu ordnen. Man wird ſehen, daß die Natur hier, wie überall, und in ihren Irrthümern, wie auf ihrem geraden Wege ſtufenweiſe fortſchreitet und von 10 Arten, woraus dieſe Gattung beſteht, man vielleicht nur einer die Benennung Nashornvogel beilegen darf, da alle andern nur Stufen und

*) Siehe in dieſem Betracht den Aufſatz über den Unau und den Ai.

Uebergänge zeigen, welche dieſer Schnabelform, eine der ſeltſamſten der Natur, da ſie offenbar eine der, den Zwecken, die man bei ihr unterſtellt, widerſprechendſten iſt, ſich mehr oder minder nähern.

Dieſe 10 Arten ſind: 1) der Nashornkalao, deſſen Schnabel auf der ausgemalten Tafel Nro. 934 abgebildet iſt.

2) Der Kalao mit rundem Helm, deſſen Schnabel auf der ausgemalten Tafel Nro. 933 dargeſtellt iſt.

3) Der Kalao von den Philippinen mit hohlem Helm.

4) Der abyſſiniſche Kalao, den wir auf der ausgemalten Tafel Nro. 779 haben abbilden laſſen.

5) Der afrikaniſche Kalao, dem wir den Namen Brak geben.

6) Der malabariſche Kalao, den wir lebend geſehen, und den wir auf den ausgemalten Tafeln Nro. 873 haben abbilden laſſen.

7) Der Kalao von den Molukken, den wir nach einem ausgeſtopften Vogel auf der ausgemalten Tafel Nro. 283 haben abbilden laſſen.

8) Der Kalao von Panay, wovon wir das Männchen und das Weibchen nach ausgeſtopften Vögeln auf den ausgemalten Tafeln Nro. 780 und 781 haben abbilden laſſen.

9) Der manilliſche Kalao, den wir nach einem ausgeſtopften Vogel auf der ausgemalten Tafel Nro. 891 haben abbilden laſſen.

10) Endlich der Tock oder der rothſchnäbelige Kalao vom Senegal, der nach einem ausgeſtopften Vogel auf der ausgemalten Tafel Nro. 260 abgebildet iſt.

Betrachtet man dieſe 10 Arten der umgekehrten Ordnung, d. h. vom Tock, der letzten und dem vorhergehenden, d. h. dem manilliſchen Kalao bis zum Nashorn, der letzten Art hinaufgehend, ſo wird man alle Stufen erkennen, durch welche die Natur bis zu dieſer ungeheuern Schnabelform fortſchreitet. Der Tock hat, wie die andern, einen breiten ſichelförmigen Schnabel. Dieſer Schnabel aber iſt einfach und ohne Hervorragung. Der manilliſche Kalao hat ſchon oben auf dem Schnabel eine ſichtbare Hervorragung, bei dem Kalao von den Molukken iſt ſie ſehr merklich, beträchtlicher noch bei dem abyſſiniſchen Kalao, unmäßig endlich bei dem philippiniſchen und malabariſchen Kalao, nnd völlig ungeheuer bei dem Nashornkalao. Wenn aber dieſe Vögel in der Form des Schnabels ſo ſehr verſchieden ſind, ſo haben ſie in dem Bau der Füße eine allgemeine Aehnlichkeit, die darin beſteht, daß die Seitenzehen ſehr lang und die Mittelzehe faſt gleich ſind.

Der Tock.

Erſte Art.

Dieſer Vogel hat einen ſehr dicken Schnabel. Dieſer Schnabel iſt aber einfach und ohne Auswuchs, jedoch ſichelförmig, wie der Schnabel der andern

Kalaoe, bei denen ein mehr oder minder ausgedehntes und mehr oder minder hohes Horn oder Helm auf dem Schnabel ſteht. Außerdem gleicht der Tock den Kalaoen in den meiſten natürlichen Gewohnheiten und wird, wie ſie, in den heißeſten Erdſtrichen des alten Feſtlandes gefunden. Den Namen Tock haben ihm die Neger am Senegal gegeben und wir glaubten ihm denſelben laſſen zu müſſen. Der junge Vogel iſt von dem erwachſenen ſehr verſchieden; denn er hat einen ſchwarzen Schnabel und ein aſchgraues Gefieder, wogegen der Schnabel mit dem Alter roth und das Gefieder auf dem Oberleibe, den Flügeln und dem Schwanze ſchwärzlich und um den ganzen Kopf und Hals herum und auf allen untern Theilen des Körpers weißlich wird. Auch verſichert man, daß die Füße des jungen Vogels ſchwarz ſind, und ebenſo, wie der Schnabel, mit der Zeit röthlich werden. Es iſt alſo nicht zum Verwundern, daß H. Briſſon zwei Arten daraus gemacht hat; die erſte in ſeinen kurzen Angaben ſcheint dem erwachſenen und die zweite dem jungen Tock zu entſprechen.

Dieſer Vogel hat 2 Zehen vorn und eine einzige hinten. Die Mittelzehe iſt bis zum dritten Gelenke mit der innern Zehe, aber lange nicht ſo enge verbunden. Sein Schnabel iſt ſehr dick, nach unten gekrümmt und auf den Rändern leicht gezähnelt.

Der Vogel, den wir hier beſchreiben, Nro. 260 und 890, war 20 Zoll lang, der Schwanz 6 Zoll 10 Linien, der Schnabel 3 Zoll 5 Linien lang und an ſeiner Wurzel 12½ Linie dick; das hornigte Beſtandweſen dieſes Schnabels iſt leicht und dünn, ſo daß er nicht ſehr wehe thun kann; die Füße ſind 18 Linien hoch.

Dieſe Vögel, die man am Senegal ziemlich häufig findet, ſind ſehr einfältig, wenn ſie jung ſind. Man nähert ſich ihnen und fängt ſie, ohne daß ſie wegfliegen; man kann ſie ſchießen, ohne daß ſie erſchrecken, ja ohne daß ſie ſich von der Stelle rühren; ſind ſie aber herangewachſen, ſo gibt das Alter ihnen Erfahrung, ſo daß ſie ihre erſte Art und Weiſe ganz verändern. Alsdann werden ſie ſehr wild, ſie fliehen und ſetzen ſich auf den Wipfel der Bäume, während die Jungen alle auf den niedrigſten Zweigen und auf dem Buſchwerke bewegungslos bleiben und den Kopf in den Schultern verſteckt halten, ſo daß man ſo zu ſagen, nur den Schnabel ſieht; ſo fliegen die Jungen faſt nicht, wogegen die Alten oft einen hohen und ziemlich raſchen Flug nehmen. In den Monaten Auguſt und September ſieht man viele dieſer jungen Vögel; man kann ſie mit der Hand fangen, und vom erſten Augenblicke an ſcheinen ſie ſo zahm zu ſein, als hätte man ſie im Hauſe aufgezogen. Dieſes aber rührt von ihrer Dummheit her; denn man muß ihnen das Futter bis zum Schnabel bringen. Sie ſuchen es nicht und leſen es nicht auf, wenn man es ihnen vorwirft, was vermuthen läßt, daß die

Aeltern genöthigt ſind, ſie ſehr lange zu füttern. In ihrer Freiheit leben dieſe Vögel von wilden Früchten und in der Hausgenoſſenſchaft freſſen ſie Brod und verſchlingen Alles, was man ihnen in den Schnabel ſtecken will.

Uebrigens iſt der Tock von dem Tukan ſehr verſchieden, indeſſen ſcheint es, daß einer unſerer gelehrten Naturforſcher ſie mit einander verwechſelt hat. H. Adamſon ſagt in ſeiner Reiſe nach dem Senegal, er habe in dieſer Gegend 2 Tukane getödtet; nun aber iſt es gewiß, daß es in Afrika keine andern Tukane gibt, als diejenigen, welche man aus Amerika dahin gebracht haben mag; und dieſes eben läßt mich vermuthen, daß es Tocke und keine Tukane ſind, die H. Adamſon gemeint hat.

Der manilliſche Talao.
Zweite Art.

Dieſe Art war nicht bekannt und iſt uns für das königliche Kabinet von dem H. Poivre zugeſchickt worden, dem wir viele andere Kenntniſſe und eine große Menge Seltenheiten verdanken. Dieſer Vogel, Nro. 891, iſt wohl nicht größer, als der Tock; er iſt 20 Zoll lang, ſein Schnabel iſt 2½ Zoll lang, nicht ſo gebogen, wie der des Tocks, gar nicht gezähnelt, ſondern an den Rändern ziemlich ſcharf und mehr zugeſpitzt. Auf dieſem Schnabel ſteht eine leichte bogenförmige Schweifung, die an dem obern Kiefer hängt und nur eine einfache Anſchwellung bildet. Der Kopf und der Hals ſind gelblich verwaſchen weiß mit braunen Wellenlinien; auf jeder Seite des Kopfes über den Ohren bemerkt man ein ſchwarzes Schild, der Oberleib iſt ſchwärzlich braun mit einigen weißlichen Franzen, die auf den Schwungfedern wie feine Fäden gezogen ſind; der Unterleib iſt ſchmutzig weiß; die Steuerfedern haben dieſelbe Farbe, wie die Schwungfedern, nur werden ſie in ihrer Mitte von einem 2 Zoll langen, fuchsrothen Bande quer durchſchnitten. Von den beſondern Gewohnheiten dieſes Vogels wiſſen wir nichts.

Der Kalao von Panay.
Dritte Art.

Dieſen Vogel hat uns ein Korreſpondent des Kabinets, H. Sonnerat, mitgebracht. Folgendes iſt die Beſchreibung, die er in ſeiner Reiſe nach Neu-Guinea von ihm gibt. Er nennt ihn Kalao mit getriebenem Schnabel. Dieſes Merkmal aber unterſcheidet ihn von einigen andern Kalaoen nicht, die ebenfalls einen getriebenen Schnabel haben.

Das Männchen, Nro. 780, und das Weibchen, Nro. 781, ſind eben ſo dick und faſt ſo groß, wie der große europäiſche Rabe, etwas weniger beleibt und mehr geſtreckt; ihr Schnabel iſt ſehr lang, bogen- oder ſichelförmig, längs ſeinen Rändern oben und unten gezähnelt, an der Spitze ſcharf und

auf den Seiten eingedrückt. Er iſt von oben nach unten oder querüber auf ⅔ ſeiner Länge gefurcht; der erhabene Theil der Furchen iſt braun und das Getriebene oder die Vertiefungen orpinfarbig; der übrige Schnabel iſt gegen die Spitze hin glatt und braun; oben an der Wurzel des Schnabels erhebt ſich ein Auswuchs von gleichem Beſtandweſen, wie der Schnabel, der auf den Seiten flach, von unten ſcharf und vorn rechtwinkelig iſt. Dieſer Auswuchs dehnt ſich längs dem Schnabel aus bis gegen ſeine Mitte hin, wo er endigt und iſt in ſeiner ganzen Länge halb ſo hoch, als der Schnabel breit iſt. Das Auge umgibt ein braunes, unbefiedertes Häutchen, über dem Augenliede ruht ein Reif von harten, kurzen und ſteifen Haaren, welche echte Augenwimpern bilden; die Regenbogenhaut iſt weißlich; das Männchen iſt auf dem Kopfe, dem Halſe, dem Rücken und den Flügeln grünlich ſchwarz, je nach dem Geſichtspunkte ins Bläuliche ſchillernd; das Weibchen iſt auf dem Kopf und dem Halſe weiß; nur geht ein breiter, dreieckiger Flecken von der Wurzel des Schnabels aus, unter und hinter dem Auge bis mitten auf den Hals quer über die Seiten hin. Dieſer Flecken iſt ſchwarzgrün und wie der Hals und der Rücken des Männchens ſchillernd. Auf dem Rücken und den Flügeln hat das Weibchen dieſelbe Farbe, wie das Männchen; der obere Theil der Bruſt iſt in beiden Geſchlechtern hell braunroth; Bauch, Schenkel und Bürzel ſind gleicher Weiſe dunkel braunroth; auch haben ſie beide 10 Federn im Schwanze, deſſen 2 obere Drittel fuchsröthlich gelb ſind, und das untere Drittel iſt ein ſchwarzes Querband; die Füße ſind bleifarbig und beſtehen aus 4 Zehen, wovon eine nach hinten und 3 nach vorn gerichtet ſind; die Mittelzehe iſt bis an das dritte Gelenk mit der äußern und nur bis an das erſte mit der innern Zehe vereinigt *)."

Der Kalao von den Molukken.

Vierte Art.

Dieſem Vogel hat man mit Unrecht den Namen Alkatraz beigelegt. Cluſius iſt der Urheber dieſes Irrthums; er hat die Stelle bei Oviedo nicht gut aufgefaßt, denn der ſpaniſche Name Alkatraz gehört nach Fernandes, Hernandes und Nieremberg dem mexikaniſchen Pelikan und kann folglich einem Vogel von den Molukken nicht beigelegt werden. Dieſes erſte Verſehen hat einen zweiten Irrthum erzeugt, den unſere Namengeber über die ganze Gattung der Kalaoe ausgedehnt, indem ſie dieſelben als Waſſervögel anſehen, ſie Hydrokorax nennen und ihnen die Gewohnheit beilegen, ſich am Ufer der Gewäſſer aufzuhalten, was jedoch von allen Beobachtern, welche dieſe Vögel in ihrer Heimath geſehen haben, widerlegt wird. Grotius, Camel, und was mehr iſt, der Vogel ſelbſt beweiſen, der letztere durch die

*) Reiſe nach Neu-Guinea, S. 123.

Form und den Bau ſeiner Füße und ſeines Schnabels, daß die Kalaoe weder Raben noch Waſſerraben ſind; man muß alſo dieſen Gattungsnamen Hydrokorax für ſchlecht aufgefaßt und den beſondern Namen Alkatraz für einen dem Kalao von den Molukken mit Unrecht beigelegten Namen halten, da es der Name des mexikaniſchen Pelikans iſt.

Der Kalao von den Molukken iſt 2 Fuß 4 Zoll lang, der Schwanz 8 Zoll, die Füße aber nur 2 Zoll 2 Linien. Dieſes Merkmal ſehr kurzer Füße iſt nicht allein dieſem, ſondern auch allen andern Kalaoen, die ſo ſchlecht als möglich iſt gehen, eigen; ſein Schnabel iſt 5 Zoll lang und an ſeiner Wurzel 2½ Zoll dick; er iſt ſchwärzlich aſchgrau, und über ihm ſteht ein Auswuchs, deſſen Beſtandweſen ziemlich feſt und hornartig iſt. Dieſer Auswuchs iſt vorn abgeflacht und zieht ſich in runder Form bis über den Kopf. Er hat große und ſchwarze Augen, aber einen widerlichen Blick; die Kopfſeiten, die Flügel und die Kehle ſind ſchwarz und dieſen Theil der Kehle umgibt ein weißer Streifen; die Steuerfedern ſind weißlich grau; das ganze übrige Geſieder gemiſcht braungrau, ſchwärzlich und falb; die Füße ſind braungrau und der Schnabel iſt ſchwärzlich.

Dieſe Vögel, ſagt Grotius, leben nicht von Fleiſch, ſondern von Früchten, und hauptſächlich von Muskatnüſſen, deren ſie eine große Menge ſtehlen, und dieſe Speiſe gibt ihrem Fleiſche, das zart und koſtbar iſt, einen gewürzartigen Wildgeruch und einen ſehr lieblichen Geſchmack.

Der malabariſche Kalao.

Fünfte Art.

Dieſer Vogel iſt aus Pondichery gebracht worden. Er hat während des ganzen Sommers von 1777 zu Paris in dem Garten des Hotels der Frau Marquiſin von Pons gelebt, welche die Güte gehabt, mir ihn anzubieten, und der ich hier meine achtungsvolle Dankbarkeit zu bezeugen, mir zur Pflicht mache. Dieſer Kalao war ſo groß wie ein Rabe oder, wenn man will, noch einmal ſo groß als die gemeine Krähe; er war von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende 2½ Fuß lang; der Schwanz war ihm auf der Reiſe ausgefallen, ſeine Federn fingen wieder zu wachſen an und hatten bei weitem noch nicht alle ihre Maße erreicht; alſo kann man vermuthen, daß die Geſammtlänge dieſes Vogels ungefähr 3 Fuß beträgt. Sein 8 Zoll langer Schnabel war 2 Zoll breit und auf der Fahne ſeiner Länge 15 Linien weit gebogen; ein zweiter Schnabel, wenn man ihn ſo nennen darf, ſtand über dem erſtern, wie ein Horn, das unmittelbar und auf der Krümmung des wahren Schnabels lag. Dieſes Horn erſtreckt ſich von der Wurzel bis auf 2 Zoll weit von der Spitze des Schnabels; es war 2 Zoll 3 Linien hoch ſo, daß in der Mitte gemeſſen, der Schnabel und ſein Horn eine Höhe von

4 Zoll bilden. Beide haben am Kopfe 15 Linien in der Querdicke; das Horn iſt 6 Zoll lang und ſein Ende ſchien uns durch Zufall abgeſprungen zu ſein, ſo daß man ihn ungefähr ½ Zoll länger annehmen kann. Im Ganzen hat dieſes Horn die Form eines echten, abgeſtumpften und an der Spitze geſchloſſenen Schnabels; an der Spitze jedoch wird die Trennung durch einen falzartigen Strich angedeutet, der gegen die Mitte und nach der ganzen Krümmung dieſes falſchen Schnabels gezeichnet iſt, der nicht mit dem Schädel zuſammenhängt, deſſen hinterer Theil, der ſich über dem Kopfe erhebt, noch ſeltſamer iſt. Es iſt eine Art fleiſchiges Hinterhaupt ohne Federn, mit einer lebhaften Haut bekleidet, durch welche der Nährſaft dieſes Schmarotzergliedes geht.

Der echte Schnabel, der in eine ſtumpfe Spitze ausläuft, iſt ziemlich feſt, ſein Beſtandweſen iſt hornartig, faſt knochig und aus Blättern beſtehend, deren Schichten und Wellenlinien man wahrnimmt. Der falſche Schnabel, der viel dünner iſt und ſogar unter den Fingern nachgibt, iſt nicht ausgefüllt, ſonſt würde der Vogel von ſeinem Gewicht niedergedrückt werden; er hat vielmehr ein leichtes Beſtandweſen und im Innern Zellen, die durch ſehr dünne Scheidewände, welche Edwards mit den Honigkuchen vergleicht, getrennt werden. Wormius ſagt, dieſer falſche Schnabel ſei von einem ewigen Beſtandweſen, wie die Schaale der Krebſe.

Der falſche Schnabel iſt von der Spitze bis auf 3 Zoll weit nach hinten ſchwarz; und an ſeiner Wurzel, ſo wie an der Wurzel des echten Schnabels ſieht man eine ebenfalls ſchwarze Linie; alles Uebrige iſt gelblich weiß. Es ſind genau dieſelben Farben, die Wormius ihm gibt, der noch hinzufügt, daß das Innere des Schnabels und des Gaumens ſchwarz iſt.

Eine weiße und gefältelte Haut umgibt auf beiden Seiten, wie ein Kinnband, die Wurzel des echten Schnabels von unten und verbindet ſich gegen die Winkel des Schnabels hin mit der ſchwarzen Haut, welche die Augen umgibt. Das Augenlied iſt mit langen, nach hinten gebogenen Wimpern verſehen, das Auge iſt rothbraun; es wird lebhaft und feurig, wenn der Vogel in Bewegung geräth. Der Kopf, der im Verhältniſſe zu dem gewaltigen Schnabel, den er trägt, klein ausſieht, iſt der Form nach dem des Huhnes ziemlich ähnlich; im Allgemeinen ſind uns die Geſtalt der Gans, und das ganze äußere Weſen dieſes Kalaos als eine Zuſammenſetzung von Zügen und Bewegungen des Hähers, des Raben und der Elſter vorgekommen. Dieſe Aehnlichkeiten ſind auf gleiche Weiſe den meiſten Beobachtern ins Auge gefallen und ſie haben dieſem Vogel die Namen: indiſcher Rabe, Hornrabe, äthiopiſche Hornelſter u. ſ. w. gegeben.

Dieſer Vogel hatte auf dem Kopf und dem Halſe ſchwarze Federn, die er leicht aufrichten konnte, was er auch oft, wie der Häher thut; die

Rücken- und Flügelfedern ſind ebenfalls ſchwarz und haben alle einen ſchwachen, veilchenblauen und grünen Widerſchein; auf einigen Federn der Flügelbedeckungen erblickt man auch eine unregelmäßig gezeichnete braune Einfaſſung; die Federn, die leicht über einander liegen, ſcheinen wie die des Hähers, aufgeſchwellt zu ſein; die Magengegend und der Bauch ſind ſchmutzig weiß. Unter den großen Schwungfedern, die ſchwarz ſind, ſind nur die äußerſten an der Spitze weiß; der Schwanz, der wieder zu wachſen anfing, beſtand aus 6 weißen, an der Wurzel ſchwarzen Federn, und 4, die von ihrem Schafte an ganz ſchwarz waren; die Füße ſind ſchwarz, dick und mit breiten Schuppen ſtark bedeckt; die langen Nägel ſcheinen, ohne ſcharf zu ſein, zum Ergreifen und Feſthalten ſich gut zu eignen. Dieſer Vogel hüpfte mit beiden Füßen zugleich vorwärts und ſeitwärts wie der Häher und die Elſter, ohne zu gehen; wenn er ruhig ſtand, lag der Kopf rückwärts zwiſchen den Schultern; überraſchte oder beunruhigte ihn etwas, ſo hob und vergrößerte er ſich und ſchien ein gewiſſes ſtolzes Ausſehen anzunehmen; im Allgemeinen iſt jedoch ſeine Miene niedrig und dumm; ſeine Bewegungen ſind ungeſtüm und unangenehm, und die Züge, durch die er der Elſter und dem Raben ähnelt, geben ihm ein unedles Ausſehen, das durch ſeinen Naturhang nicht Lügen geſtraft wird; obgleich einige Arten von Kalaoen ſich von Früchten zu nähren ſcheinen und wir den malabariſchen haben Lattich freſſen ſehen, den er zuvor in ſeinem Schnabel zerquetſcht, verſchluckte er auch rohes Fleiſch; er fing Ratten und fraß ſogar einen kleinen Vogel, den man ihm lebend vorwarf. Er wiederholt oft ein dumpfes Geſchrei: Duk, Duk. Dieſer kurze und trockene Ton iſt nur ein Stoß aus heiſerer Kehle. Auch ließ er von Zeit zu Zeit eine andere nicht ſo rauhe und ſchwächere Stimme hören, die dem Gluckſen der Truthenne, wenn ſie ihre Jungen führt, ganz ähnlich war.

Wir haben geſehen, wie er in der Sonne ſich reckte und ſeine Flügel ausbreitete und wenn eine Wolke oder ein kleiner Windſtoß kam, zitterte. Er hat nicht länger als 3 Monate zu Paris gelebt und iſt vor dem Ende des Sommers geſtorben; unſer Himmelsſtrich iſt alſo zu kalt für ſeine Natur.

Uebrigens können wir nicht umhin, zu bemerken, daß H. Briſſon irriger Weiſe die Abbildung des Schnabels auf der Tafel 281 der Edwardſchen Aehrenleſe auf ſeinen philippiniſchen Kalao bezogen hat; denn dieſe Abbildung ſtellt den Schnabel unſeres malabariſchen Kalaos dar, auf welchem ein einfacher Auswuchs und kein hohler Helm mit doppeltem Horn ſteht, wie auf dem Schnabel des philippiniſchen Kalaos.

Der Brack oder afrikaniſche Kalao.

Sechste Art.

Dieſem Kalao wollen wir den Namen Brack laſſen, den ihm der Pater Labat gegeben, um ſo mehr, als dieſer Reiſende der einzige iſt, der ihn geſehen und ihn beobachtet hat. Er iſt ſehr groß, ſein Kopf allein und der Schnabel ſind zuſammen 18 Zoll lang. Dieſer Schnabel iſt zum Theil gelb und zum Theil roth; die beiden Kiefer ſind ſchwarz eingefaßt; auf dem obern Theile des Schnabels ſieht man einen Auswuchs von hornigem Beſtandweſen, von beträchtlicher Größe und derſelben Farbe. Der vordere Theil dieſes Auswuchſes verlängert ſich nach vorn in Form eines faſt geraden und nicht aufwärts gebogenen Horns; der hintere Theil dieſes Auswuchſes iſt dagegen geründet und bedeckt den obern Theil des Kopfes; die Naslöcher ſtehen unter dem Auswuchſe, ziemlich nahe an der Wurzel des Schnabels, und das Gefieder dieſes Kalaos iſt ganz ſchwarz.

Der abyſſiniſche Kalao.

Siebente Art.

Dieſer Kalao ſcheint einer der größten ſeiner Gattung zu ſein. Urtheilt man jedoch nach der Länge und der Dicke der Schnäbel, ſo iſt der Nashornkalao noch größer. Die Form des abyſſiniſchen Kalaos, Nro. 779, ſcheint nach der des Raben gemodelt und nur größer und dicker zu ſein. Er iſt 3 Fuß 2 Zoll im Ganzen lang, und ganz ſchwarz, mit Ausnahme der großen Schwungfedern, die weiß ſind, der mittelen und einigen Bedeckungen, die dunkel lohbraun ausſehen. Der Schnabel iſt in ſeiner ganzen Länge leicht und gleichmäßig gebogen, und an den Seiten abgeflacht und zuſammengedrückt; die beiden Kiefer ſind inwendig rinnenförmig ausgehöhlt und laufen in eine ſtumpfe Spitze aus; dieſer Schnabel iſt 9 Zoll lang; auf ſeiner Wurzel und bis nahe an die Stirne ſteht eine Hervorragung in Form einer halben Scheibe, die 2½ Zoll im Durchmeſſer hat und an ſeiner Wurzel über den Augen 15 Linien breit iſt. Dieſer Auswuchs iſt von gleichem Beſtandweſen, wie der Schnabel, und gibt nach, wenn man ihn mit den Fingern drückt. Die Höhe des Schnabels, ſenkrecht genommen und mit der ſeines Horns verbunden, beträgt 3 Zoll 8 Linien; die Füße ſind 2½ Zoll hoch; die große Zehe hat, den Nagel mit einbegriffen, 28 Linien, die 3 vorderen Zehen ſind einander faſt gleich; der hintere iſt ebenfalls ſehr lang und hat 2 Zoll; alle ſind dick, wie die Beine mit ſchwärzlichen Schuppen bedeckt und mit ſtarken, aber weder gebogenen noch ſcharfen Nägeln verſehen; auf jeder Seite des obern Kiefers an der Wurzel iſt ein röthliches Schild; die Augenlieder ſind mit langen Wimpern verſehen, eine nackte, veilchenbraune Haut umgibt die Augen und bedeckt die Kehle und einen Theil des Vorderhalſes.

Der philippiniſche Kalao.
Achte Art.

H. Briſſon zufolge, iſt dieſer Vogel ſo groß, wie eine Truthenne; ſein Kopf aber iſt verhältnißmäßig viel dicker, und dieſes ſcheint nöthig, um einen Schnabel zu tragen, der 9 Zoll lang und 2 Zoll 8 Linien dick iſt und ſelbſt auf dem oberen Kiefer einen 6 Zoll langen und 3 Zoll breiten hornigen Auswuchs trägt. Dieſer hornige Auswuchs iſt in ſeinem obern Theil etwas hohl und ſeine beiden vordern Winkel verlängern ſich nach vorn in Form eines doppelten Horns; er ründet ſich über den obern Theil des Kopfes hin; die Naslöcher ſtehen an der Wurzel des Schnabels unter jenem Auswuchſe und der ganze Schnabel iſt, ſo wie ſeine Hervorragung, röthlich.

Der Kopf, die Kehle, der Hals, der Oberleib und die oberen Flügel- und Schwanzbedeckungen dieſes Kalaos ſind ſchwarz; der ganze Unterleib iſt weiß, die Schwungfedern ſind ſchwarz und mit einem weißen Flecken gezeichnet; alle Steuerfedern ſind ganz ſchwarz, mit Ausnahme der beiden äußerſten, die weiß ſind; die Füße ſind grünlich.

Georg Camel hat, nebſt andern philippiniſchen Vögeln eine Kalao-Art beſchrieben, welche dieſer hier ziemlich verwandt ſcheint, doch nicht ganz dieſelbe iſt; ſeine Beſchreibung iſt von dem Doktor Petiver der Königlichen Geſellſchaft mitgetheilt und hierauf in den philoſophiſchen Abhandlungen, Nro. 285, Aufſatz 3, abgedruckt worden. Man findet hier, daß dieſer Vogel, den die Indier Kalao oder Kakao nennen, die Gewäſſer nicht beſucht, ſondern ſich auf den Höhen und ſelbſt auf den Gebirgen aufhält und von Balidifrüchten, einer Art wilder Feigen, ſo wie von Mandeln, Dazien u. ſ. w., die er ganz verſchlingt, lebt.

„Er hat, ſagt der Schriftſteller, einen ſchwarzen Bauch; der Bürzel und der Rücken ſind aſchbraun; der Hals und der Kopf fuchsroth; der Kopf klein und um die Augen ſchwarz, die Wimpern ſchwarz und lang, die Augen blau, der Schnabel 6—7 Zoll lang, etwas nach unten gebogen, gezähnelt, durchſichtig und zinnoberfarbig, in der Mitte einen halben Zoll breit, an der Wurzel aber zwei Zoll hoch und oben über mit einem 6 Zoll langen und beinahe 2 Zoll breiten Helm bedeckt; für einen ſo großen Schnabel iſt die Zunge ſehr klein, nämlich keinen Zoll lang; ſeine Stimme gleicht einem Grunzen und mehr dem Brüllen eines Kalbes, als dem Geſchrei eines Vogels; die Beine nebſt den Schenkeln ſind gelblich und 6—7 Zoll lang; die Füße haben 3 Zehen nach vorn und eine nach hinten; alle ſchuppig, röthlich und mit ſchwarzen, feſten und hakenförmigen Nägeln bewaffnet; der Schwanz beſteht aus 8 großen 15—18 Zoll langen, weißen Steuerfedern; die Schwungfedern ſind gelb. Die Heiden verehren dieſen Vogel und erzählen Mährchen von ſeinen Kämpfen mit dem Kranich, den ſie Tibul

oder Tihol nennen. Sie ſagen in Folge dieſes Kampfes wären die Kraniche gezwungen geweſen, in den feuchten Ländern zu wohnen, und hätten die Kalaoe ſie in ihren Bergen nicht dulden wollen.

Dieſe Art Beſchreibung ſcheint mir ziemlich klar zu beweiſen, daß die Kalaoe keine Waſſer- oder Strandvögel ſind, und da die Farben und einige Merkmale von den Farben des philippiniſchen Kalaos, den H. Briſſon beſchrieben hat, verſchieden ſind, ſo glauben wir, daß man dieſen wenigſtens als eine Abart des andern anſehen muß.

Der Kalao mit rundem Helm.

Neunte Art.

Von dieſem Vogel haben wir nur den Schnabel geſehen und dieſer Schnabel iſt dem von Edwards gegebenen gleich, und wenn wir auf die Größe des Vogels nach der Dicke des Kopfes, der an dieſem Schnabel hängt, ſchließen, ſo muß dieſer Kalao, Nro. 933, einer der größten und der ſtärkſten ſeiner Gattung ſein. Der Schnabel iſt von den Winkeln bis zur Spitze 6 Zoll lang, faſt gerade d. h. ohne Krümmung, auch hat er keine Zahnſchnitte; in der Mitte des Oberkiefers erhebt ſich, und zieht ſich bis über das Hinterhaupt in Form eines Helms ein 2 Zoll hoher faſt runder, aber an den Seiten etwas eingedrückter Geſchwulſt. Dieſe Erhöhung bildet mit dem Schnabel vereint eine ſenkrechte Höhe von 4 Zoll, die 8 Zoll im Umfange hat. Die welken und gebräunten Farben in dieſem Schnabel, der im Kabinet iſt, zeigen nichts mehr von jenem Zinnoberroth, womit Edwards den Helm des von ihm abgebildeten Schnabels ausgemalt hat. H. Briſſon ſcheint ſich zu irren, wenn er den auf der Edwardſchen Tafel, Nro. 287, mit C gezeichneten Schnabel, auf ſeinen erſten Kalao, Seite 568, bezieht, deſſen Helm im Gegentheil abgeflacht iſt.

Aldrovande hat unter dem Namen Semenda, indiſcher Vogel, deſſen Naturgeſchichte, wie er ſagt, faſt ganz fabelhaft iſt, eine ſehr leicht zu kennende Abbildung von dem Schnabel dieſes Kalaos mit rundem Helm gegeben. Dieſer Schnabel, der im Kabinet des Großherzogs von Toskana ſteht, war aus Damaskus mitgebracht worden . . . Der Helm dieſes Schnabels war eirund; vorn weiß und nach hinten roth, der Schnabel eine Spanne lang, ſpitz und rinnenförmig ausgehöhlt. Vergleicht man dieſe Abbildung, ſo erkennt man, daß dieſer Schnabel der des Kalaos mit rundem Helm iſt.

Der Nashornkalao.

Zehnte Art.

Einige Schriftſteller haben dieſen ſüdindiſchen Vogel mit dem pliniſchen Dragopan verwechſelt, welches der den Griechen und Römern bekannt

geweſene Kaſuar iſt, der in der Berberei und in der Levante, in weiter Entfernung von den Gegenden gefunden wird, wo man den Nashorn-Kalao findet.

Dieſer Kalao, den Bontius auf Java geſehen hat, iſt viel größer als der europäiſche Rabe. Er ſagt, er ſei ſtinkend und ſehr häßlich und beſchreibt ihn ſo:

„Sein Gefieder iſt ganz ſchwarz und ſein Schnabel ſehr ſonderbar, denn auf dem obern Theile dieſes Schnabels erhebt ſich ein hornartiger Auswuchs, der ſich nach vorn zieht, und dann, wie ein Horn hinauf krümmt und eine gewaltige Größe hat; denn er iſt 8 Zoll lang und an ſeiner Wurzel 4 Zoll breit. Dieſes Horn iſt gemiſcht roth und gelb und durch eine ſchwarze Linie, die ſich auf jeder ſeiner Seiten ſeiner Länge nach hinzieht, gleichſam in 2 Theile getheilt; die Naslöcher liegen unter dieſem Auswuchs an der Wurzel des Schnabels. Man findet ihn auf Sumatra, auf den Philippinen und in den andern Theilen der heißen Gegenden Indiens.“

Bontius führt einige Thatſachen in Betreff dieſer Vögel an. Er ſagt, ſie lebten von Fleiſch und Aas, ſie folgten gewöhnlich den Jägern, welche Ebern, wilden Kühen u. ſ. w. nachſtellten, um das Fleiſch und die Gedärme dieſer Thiere zu freſſen, welche jene Jäger ausweideten und in Viertel zerſchnitten, um dieſes große Wildpret leichter und recht ſchnell mit fortzuſchaffen; denn wenn ſie es einige Zeit an ſeiner Stelle ließen, ſo würden die Kalaoe es ganz verzehren. Indeſſen ſtellt dieſer Vogel nur Ratten und Mäuſen nach und aus dieſem Gaunde erziehen die Indier einige. Bontius ſagt, ehe der Kalao eine Maus fräße, drücke er ſie in ſeinem Schnabel platt und weich, werfe ſie in die Luft, fange ſie mit ſeinem breiten Schlunde auf und verſchlinge ſie ganz. Uebrigens iſt dieſes die einzige Weiſe zu freſſen, welche der Bau ſeines Schnabels und die Kleinheit ſeiner Zunge, die tief im Schnabel und faſt in der Kehle verſteckt liegt, ihm geſtatten.

Das iſt die Lebensweiſe auf welche die Natur ihn dadurch eingeſchränkt hat, daß ſie ihm einen Schnabel gegeben, der zum Raube ſtark genug, zum Kampfe aber zu ſchwach, zum Gebrauch ſehr unbequem und deſſen ganze Zurüſtung nur eine unförmliche Ueberladung und ein unnützes Gewicht iſt. Dieſe äußern Uebertreibungen und Mängel ſcheinen auf die innern Fähigkeiten des Thieres einzuwirken. Dieſer Kalao iſt traurig und wild, er hat ein rauhes Ausſehen, eine ſchwerfällige und gleichſam müde Stellung. Uebrigens hat Bontius nur eine ſehr ungenaue Abbildung des Kopfes und des Schnabels gegeben und dieſer von Bontius dargeſtellte Schnabel iſt gegen den im Kabinet befindlichen, Nro. 934, ſehr klein; da er aber dieſelbe Form hat, ſo gehören ſie gewiß beide derſelben Vogelart an.

Der Eisvogel oder Alcyon.

Der franzöſiſche Name **martin-pêcheur** kommt von **martinet-pêcheur**, der altfranzöſiſchen Benennung dieſes Vogels, Nro. 77, her, deſſen Flug dem des Seglers, **hirondelle-martinet**, gleicht, wenn dieſer über den Boden oder das Waſſer herfliegt. Sein alter Name Alcyon war viel edler und man hätte ihn ihm laſſen ſollen, denn bei den Griechen gab es keinen berühmteren Namen. Alcyoniſch nannten ſie die Tage der Windſtille zur Zeit der Sonnenwende, wann die Luft und das Meer ruhig ſind, den Schiffern koſtbare Tage, während deren die Straßen des Meeres ſo ſicher, wie die des Landes ſind. Dieſe nämlichen Tage waren auch die dem Alcyon zur Erziehung ſeiner Jungen angewieſene Zeit. Die Einbildungskraft, ſtets bereit, die einfachen Schönheiten der Natur mit Wunderbarem auszumalen, entſtellte dieſes Bild vollends dadurch, daß ſie das Neſt des Alcyons auf dem glatten Meere ruhen ließ. Um ſeiner Enkel willen feſſelte Aeolus die Winde; klagend und einſam ſchien ſeine Tochter Alcyone ihren unglücklichen Ceyx, dem Neptun den Untergang bereitet hatte, von den Wellen noch zurück zu fordern u. ſ. w.

Dieſe ſagenhafte Geſchichte des Alcyon iſt, wie jede andere Fabel, nur das Sinnbild ſeiner Naturgeſchichte, und es kann Wunder nehmen, daß Aldrovande ſeine lange Unterſuchung über den Alcyon mit dem Schluß beendigt, dieſer Vogel ſei nicht mehr bekannt. Die bloße Beſchreibung bei Ariſtoteles kann ihm denſelben kennbar machen, und die Zeit ihm beweiſen, daß es derſelbe Vogel iſt, wie unſer Eisvogel. „Der Alcyon, ſagt dieſer Philoſoph, iſt nicht viel größer als ein Sperling; ſein Gefieder iſt blau und grün gemalt und durch Purpurroth gehoben. Dieſe glänzenden Farben ſind auf dem ganzen Körper, auf den Flügeln und dem Halſe vereint und in ihren Widerſcheinen verſchmelzt; ſein gelblicher *) Schnabel iſt lang und ſpitzig.“

Ebenſo wird er durch die Vergleichung der natürlichen Gewohnheiten gekennzeichnet. Der Alcyon war einſam und traurig, was auf den Eisvogel paßt, den man immer allein ſieht und deſſen Paarungszeit ſehr kurz iſt. Ariſtoteles, der den Alcyon zu einem Bewohner der Seeufer macht, ſagt auch, er gehe an den Flüſſen weit hinauf und halte ſich an ihren Ufern auf; nun aber kann man nicht mehr zweifeln, daß der Flußeisvogel ſich ebenfalls gerne an den Ufern des Meeres aufhält, wo er alle zu ſeiner Lebensweiſe nöthigen Bequemlichkeiten findet, und wir ſind deſſen durch Augenzeugen verſichert; inzwiſchen läugnet es Klein, er hat aber nur vom baltiſchen Meere

*) Ich habe das Wort ὑποχλωρον nach Scaliger mit gelblich und nicht, wie Gaza es wieder gegeben, mit grünlich überſetzt, und man darf mit vollem Rechte glauben, daß dieſes die richtige Ueberſetzung iſt.

geſprochen, und, wie wir es zu bemerken Gelegenheit haben werden, den Eisvogel ſehr ſchlecht gekannt. Uebrigens war der Alcyon in Griechenland und Italien nicht ſehr häufig; Cherephon bewundert bei Luzian ſeinen Geſang, als etwas für ihn ganz Neues. Ariſtoteles und Plinius ſagen, der Alcyon erſcheine ſelten und nur flüchtig, und man ſehe ihn mit reißender Geſchwindigkeit hinfliegen und dann nach ſeiner kleinen Höhle am Ufer zurückfliegen. Dieſes Alles paßt vollkommen gut auf den Eisvogel, der nirgendwo ſehr gemein iſt, und der ſich ſelten zeigt. Auf gleiche Weiſe erkennt man unſern Eisvogel in des Alkyon Weiſe zu fiſchen. Lykophron nennt ihn den Taucher und Oppian ſagt, er laſſe ſich ins Meer hineinfallen. Nach dieſer Gewohnheit, lothrecht ins Meer zu fallen, haben die Italiener ihn Piombino (kleines Blei) genannt; alſo paſſen alle äußere Kennzeichen und alle natürliche Gewohnheiten unſeres Eisvogels auf den von Ariſtoteles beſchriebenen Alcyon. Die Dichter ließen das Neſt des Alcyons auf dem Meere ſchwimmen, die Naturforſcher haben gefunden, daß er kein Neſt baut und daß er ſeine Eier in wagerechte Löcher am Ufer der Flüſſe oder am Geſtade des Meeres legt.

Die Zeit der Liebe des Alcyons und die alcyoniſchen Tage und die Zeit der Sonnenwende ſind der einzige Punkt, der ſich nicht genau auf dasjenige zurückführen läßt, was wir von dem Eisvogel kennen, obwohl man ihn ſehr frühe und vor der Nachtgleiche ſich paaren ſieht; aber abgeſehen davon, daß die Fabel zu der Naturgeſchichte des Alcyons einiges hinzugefügt haben kann, um ſie zu verſchönern, iſt es möglich, daß unter einem wärmern Himmel die Liebe der Eisvögel noch früher beginnt. Ueberdies gab es hinſichtlich der Zeit der alcyoniſchen Tage verſchiedene Meinungen. Ariſtoteles ſagt, in den griechiſchen Meeren wären die alcyoniſchen Tage nicht immer in die Zeit der Sonnenwende, in Bezug aber auf das ſiziliſche Meer, wäre dies beſtändiger. Auch über die Zahl dieſer Tage waren die Alten nicht einig und Columella ſetzt ſie auf die Kalenden des März, die Zeit, worin unſer Eisvogel ſein Neſt zu bauen anfängt.

Deutlich redet Ariſtoteles uns von einer einzigen Alcyonart, und nur nach einer zweideutigen und wahrſcheinlich verderbten Stelle, worin gemäß der Berichtigung Gesners von 2 Schwalbenarten die Rede iſt, haben die Naturforſcher 2 Alcyonenarten daraus gemacht, eine kleine, die eine Stimme hat, und eine große, die ſtumm iſt, wonach Belon, um dieſe zwei Arten aufzufinden, aus der Nachtigall ſeinen lauten Alcyon gemacht hat, während er zugleich den Eisvogel den ſtummen Alcyon nennt, obwohl er nichts weniger, als ſtumm iſt.

Dieſe kritiſchen Erörterungen haben uns bei einem Gegenſtande, den die meiſten Naturforſcher im größten Dunkel gelaſſen, nothwendig geſchienen.

Klein, der es bemerkt, verwehrt noch die Verwirrung, indem er dem Eiſsvogel 2 Zehen nach vorn und 2 nach hinten beilegt. Er ſtützt ſich auf Schwenckfelds Anſehen, der in denſelben Irrthum verfallen, und auf eine fehlerhafte Abbildung bei Belon, welche jedoch dieſer Naturforſcher ſelbſt berichtigt hat, indem er die ſeltſame Form des Fußes dieſes Vogels ſehr gut beſchreibt; 3 Zehen nach vorn, die äußern mit der mittlern bis zum dritten Gelenk eng verbunden, ſo daß ſie nur eine Zehe auszumachen ſcheint, wodurch unten eine breite und flache Fußſohle gebildet wird; die innere Zehe ſehr kurz und kürzer als die hintere, die Füße ebenfalls ſehr kurz, der Kopf groß, der Schnabel lang, an ſeiner Wurzel dick und in eine Spitze gerade auslaufend, die bei den Arten dieſer Gattung durchgängig kurz iſt.

Es iſt der ſchönſte Vogel unſerer Erdgegend und es gibt keinen in Europa, den man, was die Reinheit, den Reichthum und die Pracht der Farben betrifft, mit dem Eisvogel vergleichen könnte. Sie haben die Uebergänge des Regenbogens, den Schimmer des Schmelzes, den Glanz der Seide. Der ganze mittele Rücken mit der Oberſeite des Schwanzes hat eine helle und glänzende blaue Farbe, die in den Sonnenſtrahlen das Spiel des Saphirs und das Auge des Türkiſes hat. Auf den Flügeln vermiſcht ſich die grüne mit der blauen Farbe, die meiſten Federn an der Spitze ſind grün und mit Aquamarinfarbe getüpfelt; der Kopf und der Oberhals haben auf einem himmelblauen Grunde hellere Flecken. Gesner vergleicht die glühend rothgelbe Farbe der Bruſt mit der rothen Farbe einer brennenden Kohle.

Es iſt, als ob der Eisvogel jenen Himmelsgegenden entronnen wäre, wo die Sonne mit den Gluthen eines reinern Lichtes alle Schätze der reichſten Farben ausgießt *). In der That, wenn die Art unſeres Eisvogels nicht eben genau den öſtlichen und ſüdlichen Gegenden angehört, ſo iſt doch die ganze Gattung dieſer ſchönen Vögel dort zu Hauſe; denn gegen eine einzige Art, die wir in Europa haben, weiſen uns Aſien und Afrika mehr als 20 auf, und in den heißen Gegenden Amerikas kennen wir noch 8 andere Arten. Die europäiſche iſt ſelbſt durch Aſien und Afrika verbreitet; mehrere aus China und Aegypten geſchickte Eisvögel waren dieſelben, wie der unſere, und Belon ſagt, er habe ihn in Griechenland und Thrazien wiedergefunden.

Obwohl urſprünglich in heißern Gegenden zu Hauſe, hat ſich dieſer Vogel an den Wärmeſtand und ſelbſt an die Kälte der unſrigen gewöhnt. Im Winter ſieht man ihn längs der Bäche unter das Eis tauchen und ſeine Beute darunter hervorholen. Aus dieſem Grunde hat man ihn im Deutſchen Eisvogel genannt, und Belon irrt ſich, wenn er ſagt, er ziehe in unſern Gegenden nur durch, da er in der Zeit des Froſtes hier bleibt.

*) In der Sprache der Geſellſchaftseilande hat der Eisvogel den Namen Erocre.

Sein Flug iſt ſchnell und ſchießend; gewöhnlich folgt er den Windungen der Bäche, über die Oberfläche des Waſſers hinſtreifend; im Fluge ſchreit er Ki, ki, ki, ki, mit einer durchdringenden Stimme, von der die Ufer widerhallen. Im Frühlinge hat er einen andern Geſang, den man, trotz des Murmelns der Wellen und des Getöſes der Waſſerfälle hört; er iſt ſehr wild und fliegt von weitem auf; er hält ſich auf einem hervorſtehenden Zweige über dem Waſſer; er bleibt unbeweglich und ſpäht oft zwei ganze Stunden lang auf den Augenblick, wann ein kleiner Fiſch vorüberſchwimmt; er läßt ſich auf dieſe Beute ins Waſſer fallen, worin er mehrere Sekunden bleibt; er kommt mit dem Fiſche im Schnabel heraus, trägt ihn hierauf ans Land und ſchlägt ihn am Boden todt, ehe er ihn verſchluckt.

Sind keine über das Waſſer hervorſtehende Zweige vorhanden, ſo ſetzt ſich der Eisvogel auf irgend einen Stein in der Nähe des Ufers oder auch auf den Kies; in dem Augenblick aber, worin er einen kleinen Fiſch erblickt, macht er einen Sprung von 12—15 Fuß und läßt ſich aus dieſer Höhe ſenkrecht herunterfallen; oft auch ſieht man ihn in ſeinem raſchen Fluge inne halten, unbeweglich bleiben und mehrere Sekunden lang an demſelben Punkte ſchweben; ſo macht er es im Winter, wenn das trübe Waſſer oder das dicke Eis ihn von den Flüſſen wegtreiben und auf die kleinen Bäche einſchränken. Bei jeder Pauſe bleibt er 15—20 Fuß gleichſam hangen und will er ſeine Stelle verändern, ſo läßt er ſich nieder und fliegt nicht mehr als einen Fuß hoch über dem Waſſer; dann ſteigt er wieder in die Höhe und bleibt von Neuem ſtehen. Dieſe wiederholte und faſt unaufhörliche Bewegung beweiſt, daß dieſer Vogel nach vielen kleinen Gegenſtänden, Fiſchen oder Kerbthieren, und oft vergebens untertaucht; denn er fliegt auf dieſe Weiſe halbe Meilen weit.

Er niſtet am Ufer der Flüſſe und Bäche in Löchern, welche die Waſſerratten oder die Krebſe ausgehöhlt haben, die er ſelbſt tiefer macht und deren Oeffnung er ausbaut und verengt. Man findet darin kleine Fiſchgräten und Schuppen, auch Staub, ohne Form eines Neſtes, und auf dieſem Staube haben wir ſeine Eier liegen ſehen, ohne jene kleinen Knäuel zu bemerken, wovon Belon ſagt, er knete ſie in ſeinem Neſte, und ohne an dieſem Neſte die Geſtalt zu finden, die Ariſtoteles ihm gibt, der es, ſeiner Form nach mit einem Kolben, und dem Stoff und Gewebe nach mit jenen Kugeln oder Knäuelchen von verſchlungenen Faſern vergleicht, die ſich nur mit Mühe zerſchneiden, getrocknet aber, ſich zerreiben laſſen. Ebenſo verhält es ſich

*) Der Name Iſpida iſt dem Verfaſſer de natura rerum bei Gesner zufolge dem Geſchrei des Vogels nachgebildet. Wahrſcheinlich hat man in dem Namen Tartarieu, den man ebenfalls dem Eisvogel gibt, anch ſein Geſchrei nachahmen wollen.

mit dem Halcyonium des Plinius, wovon er 4 Arten beſtehen läßt, welche einige für Alcyonneſter ausgegeben haben, die aber nichts anderes als verſchiedene Seeknäuel oder Seeblaſen ſind, die mit Vogelneſtern gar keine Verwandtſchaft haben, und was jene berühmten Neſter in Tunkin und Cochinchina anbelangt, die eine koſtbare Speiſe ſind, und die man ebenfalls Alcyonenneſter genannt hat, ſo haben wir bewieſen, daß ſie das Werk der Salangane ſind.

Vom März an bewohnen die Eisvögel ihr Loch. In dieſer Zeit ſieht man das Männchen ſein Weibchen lebhaft verfolgen. Die Alten hielten die Alcyone für ſehr hitzig, da ſie ſagten, das Männchen ſterbe in der Begattung, und Ariſtoteles behauptet, es würde nach einem Alter von 4 Monaten ſchon brünſtig.

Uebrigens iſt die Art unſeres Eisvogels nicht zahlreich, obwohl dieſe Vögel 6, 7 und nach Gesner ſogar 9 Junge bringen; allein die Lebensweiſe, der ſie unterworfen ſind, bringt ihnen oft den Tod und nicht immer ungeſtraft trotzen ſie der Strenge unſerer Winter; man findet ihrer auf dem Eiſe, die todt ſind. Olina führt die Art und Weiſe an, wie man ſie bei Tagesanbruch oder bei einbrechender Nacht mit einem an dem Ufer des Waſſers geſpannten Vogelſchlage fängt; er fügt hinzu, ſie lebten 4 bis 5 Jahre. Man weiß nur, daß man ſie in Zimmern, in die man Waſſerbecken mit kleinen Fiſchen ſtellt, eine Zeit lang erhalten kann. H. Daubenton, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, hat einige mit kleinen Fiſchen, die er ihnen alle Tage friſch gab, mehrere Monate lang ernährt. Es iſt die einzige Nahrung, die ihnen zuſagt; denn von 4 Eisvögeln, die man mir den 21. Auguſt 1778 brachte, und die ſo groß wie die Aeltern waren, obwohl man ſie im Neſte, welches ein Loch an dem Ufer des Fluſſes war, gefangen hatte, verſchmähten 2 hartnäckig die Fliegen, Ameiſen und Erdwürmer und den Käſeteig, und kamen nach 2 Tagen vor Hunger um; die beiden andern, die etwas Käſe und einige Erdwürmer fraßen, lebten nur 6 Tage. Uebrigens bemerkt Gesner, der Eisvogel laſſe ſich nicht zähmen und bleibe ſtets gleich wild. Sein Fleiſch hat einen Geruch von falſchem Biſam und iſt nicht gut zu genießen; ſein Fett iſt röthlich; er hat einen geräumigen und breiten Magen, wie die Raubvögel, und gibt, wie ſie, die unverdaulichen Ueberbleibſel deſſen, was er verſchluckt hat, Schuppen und Gräten, in kleinen Knäueln zuſammengerollt, durch den Schnabel wieder von ſich. Dieſes Eingeweide liegt ſehr tief; der Speiſeſchlund iſt folglich ſehr lang; die Zunge iſt kurz und der innere hintere Theil des Schnabels roth oder gelb *).

*) Man hat mir, ſagt H. Montbeliard, den 7. Juli 1771 fünf kleine Eisvögel gebracht (es waren ſieben in dem Neſte, auf dem Ufer eines Baches). Sie fraßen Erdwürmer, die man ihnen reichte. Bei dieſen jungen Eisvögeln war die

Sonderbar iſt es, daß ein Vogel, der ſo geſchwinde und ſo anhaltend fliegt, keine weiten Flügel hat; ſie ſind im Gegentheil, im Verhältniſſe zu ſeiner Größe ſehr klein, woraus man auf die Kraft der ſie bewegenden Muskel ſchließen kann; denn es gibt vielleicht keinen Vogel, der ſo raſche Bewegungen und einen ſo ſchnellen Flug hat. Er fliegt, wie ein Pfeil, weg; läßt er von dem Zweige, worauf er ſitzt, einen Fiſch fallen, ſo fängt er ſeine Beute oft wieder, ehe ſie noch den Boden berührt hat. Da er ſich faſt nur auf trockene Zweige ſetzt, ſo hat man geſagt, er mache daß das Holz, worauf er ſich hinſetzt, verdorre.

Dem ausgetrockneten Vogel legt man die Eigenſchaft bei, daß er Tuch und allerhand Wollenſtoffe erhalte und die Motten entferne. Zu dieſem Zweck hängen ihn die Kaufleute in ihren Waarenlagern auf *). Sein Geruch nach falſchem Biſam könnte vielleicht dieſe Kerbthiere verſcheuchen; aber nicht mehr, als jeder andere ſcharfe Geruch. Da ſein Körper leicht vertrocknet, ſo hat man geſagt, ſein Fleiſch ginge nie in Verweſung über, und dieſe Kräfte, obwohl nur in der Einbildungskraft vorhanden, bleiben noch hinter den Wunderdingen zurück, die einige Schriftſteller, welche die abergläubigen Vorſtellungen der Alten über den Alcyon geſammelt haben, von ihm erzählen. Er hat, ſagen ſie, die Eigenſchaft, den Blitzſtrahl abzuhalten, einen vergrabenen Schatz zu vergrößern und noch nach ſeinem Tode in jeder Mauſezeit ſein Gefieder zu erneuen; er theilt, ſagt Kirannides, jedem, der ihn bei ſich trägt, Anmuth und Schönheit mit; er verleiht Frieden im Hauſe, Ruhe zur See, lockt Fiſche an und verurſacht auf jedem Waſſer einen reichen Fiſchfang. Dieſe Fabeln ſchmeicheln der Leichtgläubigkeit, aber zum Unglück ſind es nur Fabeln *).

äußere Zehe mit der Mittelzehe bis zum letzten Gelenke ſo eng verbunden, daß es ausſah, als wenn es eine eingeſchnittene Zehe und keine verſchiedenen Zehen wären. Die Fußwurzel war ſehr kurz, der Kopf querüber ſchwarz und grünlich blau geſtreift; er hatte 2 Feuerflecken, einen über den Augen vorn, und einen längern unter den Augen, der ſich nach hinten zieht und weiß war. Unter dem Halſe am Rücken wird das Blau vorherrſchender und ein mit etwas Schwarz vermiſchter blauer Wellenſtreifen läuft längs dem Körper hin und zieht ſich bis zum Ende der Schwanzbedeckungen, wo das Blau lebhaft hervortritt. Die 12 Steuerfedern waren gebräunt blau, die 22 Schwungfedern ihrer Länge nach hellbraun und halb gebräuntblau. Die Flügelbedeckungen braun mit blauen Punkten, die Kehle weißlich, die Bruſt fuchsroth mit braunen Schatten, der Bauch weißlich, die Unterſeite des Schwanzes faſt aurorafuchsroth, der Schnabel hatte 17 Linien, die Zunge war ſehr kurz, breit und ſpitz, der Magen ſehr weit. (Bemerkung mitgetheilt von H. v. Montbeliard).

*) Daher ſein alter Name Artre oder Atre, den ihm noch Belon gibt und der Motte bezeichnet, gleichſam zum Gegenſatze Mottenvogel, und die Namen Tuchhändler (drapier) und Ladenhüter (garde-boutique).

**) Sonderbar iſt es, daß man ſie ſelbſt bei den Tartaren und in Sibirien wiederfindet.

Die fremden Eisvögel.

Da die Zahl der fremden Arten hier ſehr beträchtlich iſt, und ſich alle in den heißen Himmelsgegenden finden, ſo muß man die Art unſeres Eisvogels gleichſam als eine aus der großen Familie entflohene betrachten, da ſie in unſern Gegenden die einzige iſt und nicht einmal eine Abart neben ſich hat. Um in die Aufzählung dieſer vielen fremden Arten Ordnung zu bringen, wollen wir zuerſt alle Eisvögel des alten Feſtlandes von den amerikaniſchen trennen und ſie hierauf beide nach der Ordnung der Größe angeben, mit jenen beginnen, die größer, als unſer europäiſche Eisvogel ſind, und mit denen fortfahren, die ihm an Größe gleich, oder die kleiner ſind.

Die großen Eisvögel des alten Feſtlandes.

Der größte Eisvogel.

Erſte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 663, der größte ſeiner Gattung, wird in Neuguinea gefunden. Er iſt 16 Zoll lang und ſo groß, wie eine Dohle; ſein ganzes Gefieder, außer dem Schwanze, ſieht verwaſchen rußbraun aus, und iſt auf dem Rücken und den Flügeln gebräunt; an dem ganzen Vorderleibe und um den Hals herum auf weißerm Grunde heller und mit kleinen, ſchwärzlichen Wellenlinien querüber leicht durchzogen; die Federn ſind ebenſo, wie ein breiter Strich unter dem Auge rußbraun, wie der Rücken; der Schwanz iſt fuchsroth falb mit ſchwarzen wellenförmigen Querlinien und an der Spitze weiß; der untere Halbſchnabel pomeranzengelb, der obere ſchwarz und an der Spitze leicht gebogen, ein Zug, wodurch dieſer Vogel aus der Gattung der Eisvögel, der er ſonſt nach allen andern Merkmalen angehört, herauszutreten und ſich von ihr ein wenig zu entfernen ſcheint.

Der blau und fuchsrothe Eisvogel.

Zweite Art.

Er iſt etwas über 9 Zoll, ſein rother Schnabel 2½ Zoll lang. Der ganze Kopf, der Hals und der Unterleib ſind ſchön fuchsbraun; der Schwanz, der Rücken und die Hälfte der Flügel blau; dieſes Blau ſchillert je nach dem Geſichtspunkt in Himmelblau und in Aquamarinblau; die Spitze der Flügel und die Schultern ſind ſchwarz. Dieſe Art findet ſich auf Madagaskar, auch ſieht man ſie, Edwards zu Folge, in Afrika am Gambia. Ein Eisvogel von der Küſte von Malabar, der auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 894, dargeſtellt iſt und zu Briſſons vierzehnter Art gehört, gleicht in Allem jenem von Nro. 232; nur iſt ſeine Kehle weiß, ein Unterſchied, der vielleicht kein anderer, als der Unterſchied zwiſchen Männchen und Weibchen derſelben

Art iſt; wonach ſich dieſe dem Gleicher entlang in der ganzen Ausdehnung des Feſtlandes finden würde; ſie fände ſich hier ſelbſt in einer ſehr großen Breite; wenn wie uns däucht, Albins ſmyrniſcher Eisvogel, aus welchem Briſſon ſeine dritte Art macht, ebenfalls derſelbe Vogel wie dieſer hier wäre.

Der Krabbenfreſſer=Eisvogel.

Dritte Art.

Dieſen Eisvogel haben wir unter dem Namen Krabbenfreſſer vom Senegal erhalten. Wahrſcheinlich findet er ſich ebenfalls auf den Eilanden des grünen Vorgebirgs und muß man auf ihn die folgende Nachricht beziehen, die H. Forſter in der zweiten Reiſe des Kapitäns Cook mittheilt. „Der merkwürdigſte Vogel, den wir auf den Eilanden des grünen Vorgebirges ſahen, iſt eine Art Eisvogel, der ſich von großen rothen und blauen Landkrabben ernährt, welche die Löcher dieſes trockenen und glühenden Bodens anfüllen.“ Dieſer Eisvogel, Nro. 334, iſt auf dem Schwanz und dem ganzen Rücken aquamarinblau; dieſes Blau faßt auch den äußern Rand der großen und mittlen Schwungfedern ein; ihre kleinen Spitzen aber ſind ſchwarz, und ein breites Schild von dieſer Farbe bedeckt den ganzen Theil zunächſt am Körper und zeichnet auf dem Flügel gleichſam einen zweiten Flügel; der ganze Unterleib iſt hellfalb; ein ſchwarzer Strich läuft hinter dem Auge her; der Schnabel und die Füße ſind dunkel roſtfarbig. Der Vogel iſt einen Fuß lang.

Der dickſchnäblige Eisvogel.

Vierte Art.

Der Schnabel der Eisvögel iſt überhaupt groß und ſtark; dieſer hier, Nro. 590, hat verhältnißmäßig einen dickern und ſtärkern noch als irgend ein anderer. Der ganze Vogel mißt 14 Zoll; der Schnabel allein iſt mehr als 3 Zoll lang, und an ſeiner Wurzel 11 Linien dick. Der Kopf iſt hellgrau; der Rücken waſſergrün; die Flügel aquamarinblau; der Schwanz grün wie der Rücken, untenher grau; der ganze Unterleib matt und ſchwach falb; der dicke Theil des Schnabels ſiegellackroth.

Der Elſtereisvogel.

Fünfte Art.

Die auf dem ganzen Gefieder dieſes Vogels vermiſchten und durchſchnittenen Farben, Schwarz und Weiß, werden durch den Namen Elſtereisvogel, den wir ihm geben, bezeichnet. Der Rücken iſt auf ſchwarzem Grunde weiß gewölkt; auf der Bruſt iſt ein ſchwarzer Gürtel; der ganze Vorderhals bis unter den Schnabel iſt weiß; die Schwungfedern ſind auf

der äußern Seite ſchwarz und im innern Theile weiß und ſchwarz durchzogen, mit weißer Franſe; der Kopf obenüber und die Haube ſind ſchwarz; der Schnabel und die Füße ebenfalls. Die Geſammtlänge dieſes Vogels beträgt beinahe 8 Zoll.

Dieſer Eisvogel, Nro. 716, iſt vom Vorgebirge der guten Hoffnung gekommen; wir haben mit ihm einen andern vom Senegal geſchickten und auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 62, abgebildeten Vogel verglichen und nicht umhin gekonnt, ſie als Vögel derſelben Art anzuſehen, da die Unterſchiede, welche die beiden Abbildungen aufweiſen könnten, zwiſchen den beiden Vögeln ſelbſt nicht ſo groß ſind. Das Schwarz z. B. auf der Tafel 62, iſt nicht ſtark noch tief genug; die Federn auf dem Kopfe, die liegend dargeſtellt ſind, können ſich eben ſo gut als Schopf aufrichten; der merklichſte Unterſchied, der jedoch nichts weniger als ein Artunterſchied iſt, liegt darin, daß der Senegalſche in ſeinem Gefieder mehr Weiß und der Kapiſche etwas mehr Schwarz hat. H. Edwards hat einen dieſer Vögel angegeben, der aus Perſien kam; ſeine Abbildung aber iſt ziemlich fehlerhaft und die Vertheilung der Farben gar nicht darin wieder gegeben. Er erklärt, dieſer Vogel wäre in Weingeiſt überſchickt worden, und bemerkt ſelbſt, wie ſehr die Farben an den Vögeln, die in dieſer Flüſſigkeit gelegen haben, ſchwächer und verworren wurden. Es iſt aber keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß der weiße und ſchwarze Eisvogel von Jamaika, den Sloane anführt, und von dem er eine Abbildung mittheilt, auf deren Richtigkeit man nicht rechnen kann, zur ſelben Art, wie der Senegalſche oder der vom Vorgebirge der guten Hoffnung gehört, obwohl H. Briſſon ſie ohne alle Schwierigkeit zuſammenſtellt. Ein Vogel, der einen kurzen Flug hat und über die Ufer hinſtreift, kann nicht über das weite Atlantiſche Meer geflogen ſein, und die Natur, ſo manchfaltig in ihren Werken, ſcheint keine ihrer Formen in dem andern Feſtlande wiederholt, ſondern ſie nach ganz neuen Modeln geformt zu haben, wenn ſie es nicht mit dem Vorrath ihrer alter Erzeugniſſe zu bevölkern vermochte. Es iſt offenbar eben ſo ſehr eine einheimiſche, und den Ländern, wo ſie gefunden worden, ganz eigene Art, wie jene der Eisvögel, welche man in den mitten im Südmeer verloren liegenden und von den jüngſten Seefahrern ausgekundſchafteten Eilanden geſehen hat. H. Forſter hat ſie auf der zweiten Reiſe des Kapitains Cook um die Welt auf Taiti, Huaheine und Ulietea gefunden; Eilanden, die 1500 Meilen weit von allen Feſtländern entfernt ſind. Dieſe Eisvögel ſind düſtergrün, mit einem Bande von derſelben Farbe auf einem weißem Halſe. Es ſcheint, daß einige jener Eiländer ſie mit Aberglauben betrachten, und man ſollte ſagen, man wäre ſich von einem Ende der Welt bis zum andern begegnet, um den Vögeln aus der Familie der Alcyone irgend welche wunderbare Eigenſchaften anzudichten.

Der gehaubte Eisvogel.
Sechſte Art.

Dieſer Eisvogel, Nro. 679, iſt 16 Zoll lang und einer der größten. Sein Gefieder hat einen reichen Schmelz, obwohl keine glänzenden Farben. Er iſt mit weißen Tropfen überſät, die vom Rücken bis zum Schürze auf einem ſchwärzlich grauen Grunde in Querlinien darauf geſtreut ſind. Die Kehle iſt weiß, mit ſchwärzlichen Streifen auf den Seiten; die Bruſt hat einen Schmelz von dieſen nämlichen beiden Farben und von fuchsroth; der Bauch iſt weiß, die Seiten und die untern Schwanzbedeckungen ſind fuchsroth; der Maaßſtab iſt auf der ausgemalten Tafel dieſes Vogels ausgelaſſen, und man muß ſich ihn um ein Drittel dicker nnd größer denken, als er darauf dargeſtellt iſt.

H. Sonnerat gibt eine Art Eisvogel aus Neuguinea an, Seite 171, die in dem Wuchſe und einem Theil der Farben große Aehnlichkeit mit demjenigen hat, von dem wir hier reden. Wir wollen indeß über die Einerleiheit ihrer Arten keinen Ausſpruch thun, und dieſe letztere nur andeuten, da uns die Abbildung, die ſich bei der kurzen Nachricht über ſie befindet, nicht unterſchieden genug vorkommt.

Der Eisvogel mit ſchwarzem Kopfputz.
Siebente Art.

Dieſer Eisvogel, Nro. 673, iſt einer der ſchönſten. Markiges und ſeidenhaftes Veilchenblau bedeckt den Rücken, den Schwanz und die Hälfte der Flügel. Ihre Spitzen und die Schultern ſind ſchwarz; der Bauch iſt hellfuchsroth; ein weißes Schild liegt auf der Bruſt und der Kehle und läuft am Rücken um den Hals; der Kopf trägt einen großen ſchwarzen Putz; ein großer glänzendſchwarzer Schnabel erhebt vollends die ſchönen Farben, womit dieſer Vogel geſchmückt iſt. Er iſt 10 Zoll lang und wird in China gefunden. Für eine ſehr naheſtehende Art oder eine einfache Abart, halten wir den von H. Sonnerat, in ſeiner Reiſe nach Neuguinea, Seite 65, angeführten großen Eisvogel von Luçon.

Der grünköpfige Eisvogel.
Achte Art.

Eine grüne Kappe mit einer ſchwarzen Einfaſſung bedeckt den Kopf dieſes Eisvogels, Nro. 783. Sein Rücken hat dieſelbe grüne Farbe, die auf den Flügeln und dem Schwanz in Aquamarinblau übergeht; der Hals, der Rücken und der ganze Vorderleib ſind weiß; der Schnabel, die Füße und der Unterſchwanz ſchwärzlich; er iſt 9 Zoll lang. Dieſer Vogel, deſſen Art neu ſcheint, wird auf der ausgemalten Tafel, als vom Vorgebirge der guten

Hoffnung herkommend, angegeben; wir finden aber eine Nachricht über ihn in den Papieren des H. Commerſon, der ihn auf Buro, in der Nähe von Amboina, eine der molukkiſchen Eilande, geſehen und beſchrieben hat.

Der Eisvogel mit ſtrohfarbigem Kopf und Hals.

Neunte Art.

Dieſer Eisvogel, Nro. 757, deſſen Art neu iſt, hat auf den Flügeln und dem Schwanze eine dunkele, türkiſchblaue Farbe; die großen Schwung- und Steuerfedern ſind braun mit blauer Franſe; der Rücken aquamarinblau; der Hals, die Vorderſeite und der Unterleib weiß mit ſtrohgelber Tinte; auf dem weißem Grunde des Scheitels ſind kleine, ſchwarze Strahlenbündel; der Schnabel iſt roth und faſt drei Zoll lang; die Geſammtgröße des Vogels beträgt 1 Fuß. Auf eine ähnliche, obwohl etwas kleinere Art, ſcheint ſich die von den Reiſenden gegebene, wahrſcheinlich aber durch ihre Einbildungskraft etwas ausgeſchmückte Nachricht von einem Eisvogel von Celebes zu beziehen. „Dieſer Vogel, ſagen ſie, ernährt ſich von einem kleinen Fiſche, dem er am Ufer auflauert; er flattert an der Waſſerfläche herum, bis der Fiſch, der ſehr leicht iſt, in die Luft ſpringt, und ſich über ſeinen Feind zu erheben ſcheint, um über ihn herzuſtürzen. Der Vogel aber iſt immer geſchickt genug, ihm zuvorzukommen; er fängt ihn mit ſeinem Schnabel auf und trägt ihn nach ſeinem Neſte fort, wo er ſich einen bis zwei Tage damit ernährt, während deren ſeine ganze Beſchäftigung in Singen beſteht.... Er iſt kaum ſo groß wie eine Lerche; ſein Schnabel iſt roth; das Gefieder auf ſeinem Kopf und ſein Rücken ganz grün; das auf dem Bauche ſpielt ins Gelbe, und ſein Schwanz iſt vom ſchönſten Blau der Welt.... Dieſer wunderwürdige Vogel heißt Tenrujulon" *).

Der Eisvogel mit weißem Halsbande.

Zehnte Art.

Mit dieſer Art Eisvögel hat uns H. Sonnerat bekannt gemacht. Er iſt nicht ganz ſo groß wie eine Amſel; ſein Kopf, ſein Rücken, ſeine Flügel und ſein Schwanz ſind blau mit grüner Abſchattung, und ein weißes Bändchen läuft um den Hals herum; er hat dieſe Art auf den Phillippinen gefunden, und wir dürfen glauben, daß man ſie auch in China ſieht.

Der Vogel, den H. Briſſon unter dem Namen indiſcher Halsbandeisvogel nur nach einer Zeichnung angibt, und von dem er ſagt, er ſei viel größer als unſer europäiſcher Eisvogel, dürfte wohl nur eine Abart in dieſer zehnten Art ſein.

*) Allgemeine Geſchichte der Reiſen. Theil 10. Seite 449.

Die Eisvögel des alten Feſtlandes von mittler Größe.

Der Babukard.

Erſte Mittelart.

Der Name des Eisvogels am Senegal iſt in jalofiſcher Sprache Babukard. Die Arten deſſelben ſind an dem großen Strome dieſer Gegend zahlreich, und alle mit den manchfaltigſten und lebhafteſten Farben gemalt. Den Gattungsnamen Babukard legen wir demjenigen bei, aus welchen H. Briſſon ſeine ſiebente Art gemacht hat, und der mit dem großen europäiſchen Eisvogel ſo große Aehnlichkeit hat, daß man glauben darf, ihre Arten ſtehen einander nahe oder bilden vielleicht nur eine einzige, da wir bereits bemerkt haben, daß dieſer Vogel als ein in unſere Erdſtriche verirrter Fremdling eigentlich in den wärmern Erdſtrichen zu Hauſe iſt, dem ſeine ganze Gattung angehört.

Der ſenegalſche blaue und ſchwarze Eisvogel.

Zweite Mittelart.

Dieſer, Nro. 356, ſieht etwas größer als unſer Eisvogel aus, obwohl er kaum 7 Zoll lang iſt. Der Schwanz, der Rücken und die mittlern Schwungfedern ſind dunkelblau; die übrige Flügelbedeckungen und große Schwungfedern ebenſo; der Unterleib fuchsfalb bis an die Kehle, die weiß iſt mit bläulichem Schatten; etwas ſtärker bedeckt dieſe Tinte den Obertheil des Kopfes und des Halſes; der Schnabel iſt fuchsroth und die Füße ſind röthlich.

Der grauköpfige Eisvogel.

Dritte Mittelart.

Dieſer Eisvogel, Nro. 394, hält die Mitte zwiſchen dem großen und dem kleinen Wuchſe; er iſt beinahe ſo dick, als die kleine Droſſel, und 8½ Zoll lang; Kopf und Hals umgibt eine braungraue Farbe, die auf der Kehle und dem Vorderhalſe heller und weißer wird; der Unterleib iſt weiß; der ganze Mantel aquamarinblau, mit Ausnahme eines großen ſchwarzen Bandes auf den Flügelbedeckungen und eines andern auf den großen Schwungfedern. Der obere Kiefer des Schnabels iſt roth, der untere ſchwarz.

Der Eisvogel mit gelber Stirn.

Vierte Mittelart.

Albin hat dieſen Vogel angegeben. „Er iſt,“ ſagt er, „ſo groß, wie der engliſche Eisvogel.“ Wenn man ſich auf die Beſchreibungen dieſes Schriftſtellers mehr als auf ſeine Abbildungen verlaſſen kann, ſo zeichnet ſich dieſe Art durch das ſchöne Gelb auf dem ganzen Oberleibe und der Stirn von

den andern aus. Ein ſchwarzer Flecken geht vom Schnabel aus und umgibt die Augen. Hinter dem Kopfe iſt ein düſterblauer Streifen und hierauf ein weißer Strich; die Kehle iſt ebenfalls weiß; der Rücken dunkelblau; der Bürzel und der Schwanz ſind mattroth; die Flügel dunkeleiſengrau.

Der Eisvogel mit langen Halmen.

Fünfte Mittelart.

Dieſe Art, Nro. 116, iſt in ihrer Gattung durch ein ihr allein eigenthümliches Merkmal ausgezeichnet. Die beiden Federn in der Mitte des Schwanzes verlängern und verdünnen ſich in 2 lange Halme, die auf einer Länge von 3 Zoll nur einen nackten Schaft haben und an der Spitze einen kleinen Federbart zeigen; markiges und tiefes Türkiſchblau und ſchwarzes ſammtartiges Braun bedecken und durchſchneiden den Mantel in vier großen Flecken. Das Schwarz nimmt den Obertheil des Rückens und die Spitze der Flügel ein; das fette Blau ihre Mitte, den Oberhals und den Rücken; der ganze Unterleib und der Schwanz ſind weiß mit einer rothen Tinte; der Schnabel und die Füße pomeranzengelb; auf jeder der beiden Federn in der Mitte des Schwanzes iſt ein blauer Flecken und die langen Fäden haben eben dieſe Farbe. Seba nennt dieſen Vogel, ſeiner Schönheit wegen, die Nymphe von Ternate. Er fügt hinzu, bei dem Männchen wären die Schwanzfedern um ein Drittel länger als bei dem Weibchen.

Die kleinen Eisvögel des alten Feſtlandes.

Der blauköpfige Eisvogel.

Erſte kleine Art.

Einige Eisvögel ſind ſo klein, wie der Zaunkönig, oder, um ſie mit einer kleinen Gattung, die ihnen näher ſteht und die nur durch den abgeflachten Schnabel von ihnen verſchieden iſt, zu vergleichen, ſo klein, wie die Todier oder Plattſchnabel. Der auf der ausgemalten Tafel, Nro. 356, ohne Nro. der Abbildung, und als ein ſenegalſcher Vogel angegebener, gehört hieher. Er iſt kaum 4 Zoll lang; auf dem ganzen Körper untenher und bis unter das Auge iſt er ſchön fuchsroth; die Kehle iſt weiß; der Rücken ſchön ultramarinblau; der Flügel ebenſo, mit Ausnahme der großen Schwungfedern, die ſchwärzlich ſind; der Scheitel lebhaft blau, mit kleinen Wellenlinien von hellerem uud grünlichem Blau; ſein im Verhältniß zu dem ſehr kleinen Körper ſehr langer Schnabel, hat 13 Linien. Dieſer Vogel iſt uns von Madagaskar zugeſchickt worden.

Der fuchsrothe Eisvogel.
Zweite kleine Art.

Dieſer kleine Eisvogel, Nro. 776, Abb. 1, der kaum 5 Zoll lang iſt, hat auf dem ganzen Oberleibe vom Schnabel bis zum Schwanze eine lebhafte, glänzende, fuchsrothe Farbe, ausgenommen die großen Schwungfedern, die ſchwarz ſind, und die mittlern, die blos eine Franſe von dieſer fuchsrothen Farbe auf ſchwärzlichem Grunde haben. Der ganze Unterleib iſt weiß mit fuchsrother Tinte; der Schnabel und die Füße ſind roth. H. Commerſon hat ihn auf Madagaskar geſehen und beſchrieben.

Der purpurrothe Eisvogel.
Dritte kleine Art.

Er iſt eben ſo groß, wie der vorige und unter allen Vögeln der niedlichſte und vielleicht der reichſte an Farben. Ein ſchönes Aurorafuchsroth mit einem ſchönen blauuntermiſchten Purpurgewölke, bedeckt ſeinen Kopf, den Bürzel und den Schwanz; der ganze Unterleib iſt go dfuchſig auf weißem Grunde; der Mantel himmelblau auf Sammtſchwarz reich ausgeſchmückt; ein Flecken von hellem Purpurroth fängt am Augenwinkel an und endigt hinten in einen Strich vom lebhafteſten Blau; die Kehle iſt weiß und der Schnabel roth. Dieſes reizende Vögelchen, das auf der Tafel, Nro. 778, Abb. 2, Eisvogel von Pondichery genannt iſt, iſt uns aus dieſer Gegend zugekommen.

Der weißſchnäbelige Eisvogel.
Vierte kleine Art.

Seba, nach welchem man dieſen kleinen Eisvogel anführt, ſagt, ſein Schnabel ſei weiß, Hals und Kopf braunroth mit einer Purpurtinte; die Seiten ebenſo; die Schwungfedern aſchgrau; ihre Bedeckungen und die Rückenfedern ſehr ſchön blau; Bruſt und Bauch hellgelb; er iſt ungefähr 4½ Zoll lang. Wenn übrigens Seba ſagt, die Vögel aus der Familie der Alcyone lebten von Bienen, ſo verwechſelt er ſie mit den Bienenfreſſern, und Klein rügt bei dieſer Gelegenheit einen Hauptirrthum Linné's, der nämlich den Ispida für den Merops, oder den Eisvogel für den Bienenfreſſer angeſehen hat; da dieſer letztere die wilden Gegenden in der Nähe der Wälder und nicht die Ufer der Gewäſſer bewohnt, wo er keine Bienen finden würde; aber der nämliche Klein ſieht ebenfalls nicht gut, wenn er ſagt, der Seba'ſche Alcyon ſcheine ihm unſerm Eisvogel ähnlich zu ſein, da, außer dem Unterſchiede in der Größe, die Farben des Kopfes und des Schnabels völlig verſchieden ſind.

H. Vosmaër hat zwei kleine Eisvögel angeführt, die er auf dieſen Seba-

ſchen Alcyon zurückführt, mit der Verſicherung jedoch, daß ſie nur drei Zehen hätten, zwei nach vorn und eine hinten. Dieſe Angabe bedurfte einer Bewahrheitung und hat ſie, wie wir hernach ſehen werden, durch einen guten Beobachter gefunden.

Der bengaliſche Eisvogel.
Fünfte kleine Art.

Edwards gibt auf derſelben Tafel zwei kleine Eisvögel, die einander ſehr nahe ſtehende Arten oder vielleicht Männchen und Weibchen derſelben Art zu ſein ſcheinen, obwohl H. Briſſon zwei getrennte Arten daraus gemacht hat; ſie ſind nicht größer als die Plattſchnäbel. Einer hat einen himmelblauen und der andere einen aquamarinblauen Mantel. Die Schwung- und Steuerfedern des erſtern ſind braungrau; an dem zweiten ſind eben dieſe Federn von demſelben Grün wie der Rücken; der Unterleib beider iſt pomeranzenfalb. Klein ſagt, wo er dieſe Art erwähnt, ſie komme in dieſen Farben mit der europäiſchen überein. Er hätte bemerken können, daß ſie der Größe nach ſehr verſchieden von ihr iſt; ſtets aber von ſeiner falſchen Vorſtellung der paarweiſe ſtehenden Zehen in der Gattung der Eisvögel befangen, klagt er darüber, daß ſich Edwards darüber nicht deutlicher ausgedrückt hat, obſchon die Edwardsſchen Abbildungen in Bezug auf dieſen Theil, wie gewöhnlich in jedem andern Bezuge, ſehr gut und ſehr genau ſind.

Der dreizehige Eisvogel.
Sechſte kleine Art.

Schon in der Gattung der Spechte hat man in Bezug auf die Anzahl der Zehen eine Sonderbarkeit dieſer Art gefunden; nicht ſo überraſchend iſt ſie in der Familie der Eisvögel, worin die kleinere innere Zehe ohnehin ſchon ſo gekürzt und faſt unnütz, leichter noch von der Natur hat weggelaſſen werden können. Mit dieſem kleinen dreizehigen Eisvogel, der übrigens einer der glänzendſten dieſer ſo ſchönen und ſo farbenreichen Gattung iſt, hat uns H. Sonnerat bekannt gemacht. Er iſt auf dem ganzen Obertheil des Kopfes und des Rückens dunkel lilafarbig; die Flügelfedern ſind düſter indigoblau; dieſe Farbe wird aber durch einen lebhaft und glänzend blauen Saum, der jede Feder umgibt, gehoben; der ganze Unterleib iſt weiß; der der Schnabel und die Füße ſind röthlich. H. Sonnerat hat dieſen Vogel auf Luçon gefunden. H. Vosmaër ſagt einfach, die ſeinigen kämen aus Oſtindien.

Dieſe Art, die vorhergehende ſebaiſche und die unſeres purpurrothen Eisvogels, halten wir für drei einander benachbarte Arten, die ſich vielleicht auf zwei oder auf eine zurückführen ließen, wenn man die willkührli-

chen Verſchiedenheiten der Beſchreibungen leichter würdigen oder an den Gegenſtänden ſelbſt berichtigen könnte. Uebrigens gibt H. Vosmaër unter dem Namen Alcyone zwei andere Vögel an, die keine Eisvögel ſind; der erſtere, den er langſchwänziger amerikaniſcher Eisvogel nennt, hat außerdem, daß er verhältnißmäßig einen längern Schwanz als irgend ein Vogel dieſer Familie hat, einen gebogenen Schnabel, ein ausſchließliches Kennzeichen der Gattung der Eisvögel; der zweite mit dünnem, langem, viereckigem Schnabel und paarweiſe eingezogenen Zehen, iſt kein Eisvogel, ſondern ein Jakamar.

Der Vintſi.

Vintſi iſt der Name, den die Einwohner der Philippinen dieſem kleinen Vogel geben, den die von Amboina, Seba zufolge, Toharkei und Hito nennen. Er iſt oben auf den Flügeln und auf dem Schwanze himmelblau; auf dem Kopfe ſtehen kleine lange Federchen mit ſchwarzen und grünlichen Punkten hübſch getüpfelt und zur Haube aufgerichtet; die Kehle iſt weiß; neben dem Halſe iſt ein falber fuchsrother Flecken, eben dieſe Farbe hat der ganze Unterleib, und die Geſammtlänge des Vogels beträgt nicht völlig 5 Zoll.

Die ſiebzehnte Art des H. Briſſon ſcheint uns dieſer, Nro. 756, Abb. 1, ſehr nahe zu ſtehen, wenn es nicht etwa gar eine Wiederholung derſelben iſt; die geringe Verſchiedenheit, die darin bemerkbar iſt, deutet wenigſtens nur auf eine Abart hin. Man kann nicht ſicher wiſſen, auf welche Art ſich der kleine Vogel von den Philippinen bezieht, den Camelli Salaczac nennt, und der ein Eisvogel zu ſein ſcheint, den er aber in ſeiner Nachricht über die Vögel von den Philippinen, die in den philoſophiſchen Abhandlungen ſteht, ohne alle Beſchreibung bloß nennt. H. Briſſon beſchreibt ferner noch nach einer Zeichnung, die ihm aus Indien mitgebracht worden, eine Art kleinen Eisvogel; da wir aber eben ſo wenig wie dieſer Naturforſcher den Vogel geſehen haben, ſo können wir zu der von ihm gegebenen Nachricht nichts hinzufügen.

Die Eisvögel, große Art des neuen Feſtlandes.

Der Taparara.

Erſte große Art.

Taparara iſt der Gattungsname des Eisvogels in garipaniſcher Sprache; wir legen ihn dieſer Art bei, einer von denen, die wir auf Cayenne finden; ſie hat die Größe des Staars. Der Obertheil des Kopfes, der Rücken und die Schultern ſind ſchön blau; der Bürzel iſt aquamarinblau; der ganze

Unterleib weiß, die Schwungfedern auswärts blau, nach innen und unten ſchwarz; die Steuerfedern ebenſo; nur ſind die beiden mittlern ganz blau; unter dem Hinterhaupt iſt ein ſchwarzer Querſtreifen. Die große Waſſermenge, welche die guianiſchen Länder beſpült, iſt der Vermehrung der Eisvögel günſtig; auch ſind ihre Arten dort zahlreich. Dieſe Vögel zeigen die fiſchreichen Flüſſe an; man trifft ſie ſehr häufig auf ihren Ufern. An dem Waſſa, ſagt uns H. de La Borde, gibt es viele große Eisvögel; aber ſie ſchaaren ſich nie zuſammen, ſondern fliegen immer einzeln. In jenen Gegenden, wie in Europa, niſten ſie in Löchern, die im ſenkrechten Abfall der Ufer gegraben ſind; es befinden ſich immer mehrere dieſer Löcher nahe beiſammen, obgleich jeder ihrer Gäſte nichts deſtoweniger einſiedleriſch lebt. H. de La Borde hat im September Junge geſehen; wahrſcheinlich legen ſie unter dieſer Himmelsgegend mehr als einmal. Das Geſchrei dieſer Vögel iſt karak, karak.

Der Alatli.
Zweite große Art.

Dieſen Namen bilden wir durch Zuſammenziehung aus dem Namen Achalalaktli oder Michalalaktli, den dieſer Vogel, Nro. 284, Fernandes zufolge, in Mexiko führt. Es iſt eine der größten Arten der Eisvögel; ſeine Länge beträgt beinahe 16 Zoll; er hat aber keine ſo glänzenden Farben, wie die andern; die blaulich graue herrſcht auf dem ganzen Oberleibe; auf den Flügeln wechſeln mit dieſer Farbe weiße bogenförmige Franſen an der Spitze der Schwungfedern, wovon die größten ſchwärzlich ſind und nach innen breite, weiße Zahnſchnitte haben; die Steuerfedern haben breite, weiße Streifen; der Unterleib iſt kaſtanienfuchſig. Dieſe Farbe wird an der Bruſt hinauf heller, und bildet hier auf grauem Grunde Schuppen oder Maſchen; die Kehle iſt weiß, und dieſes Weiß zieht ſich rund um den Hals. Nach dieſem Merkmal hat Nieremberg den Vogel Halsbandvogel genannt; der ganze Kopf und der Nacken haben dieſelbe bläulich graue Farbe, wie der Rücken. Es iſt ein Zugvogel, der zu gewiſſen Zeiten des Jahres in den nördlichen Landſchaften Mexikos eintrifft, wohin er wahrſcheinlich aus den heißeſten Gegenden kommt; denn man ſieht ihn auf den Antillen; er iſt uns von Martinique geſchickt worden. H. Adanſon ſagt, er finde ſich auch, obwohl ziemlich ſelten, am Senegal, in der Nähe der Mündung des Nigers; allein die Schwierigkeit, ſich vorzuſtellen, daß ein Vogel von Martinique zugleich am Senegal gefunden worden, iſt ihm ſelbſt auffallend, und veranlaßt ihn, zwiſchen Fernandes's und Nieremberg's Achalalaktli und dieſem afrikaniſchen Eisvogel Unterſchiede aufzuſuchen. Aus dieſen Unterſchieden würde hervorgehen, daß der, von H. Briſſon und auf dieſen ausgemalten

Tafeln angeführte Vogel nicht der echte mexikaniſche Achalalaktli, ſondern der Senegalſche wäre, und wir zweifeln in der That nicht, daß bei dieſer Entfernung der Gegenden Vögel, die einer weiten Reiſe unfähig ſind, zu verſchiedenen Arten gehören.

Der Jaguakati.

Dritte große Art.

Wir haben geſehen, daß die Art des europäiſchen Eisvogels in Aſien gefunden wird, und den ganzen Umfang des alten Feſtlandes einzunehmen ſcheint. Hier iſt einer, der in dem neuen Feſtlande von einem Ende bis zum andern, von der Hudſonsbai bis nach Braſilien gefunden wird. Marcgrave hat ihn unter dem braſiliſchen Namen Jaguakatiguaku und Papapeixee, den ihm die Portugieſen geben, beſchrieben. Catesby hat ihn in Karolina geſehen, wo, wie er ſagt, dieſer Vogel, Nro. 595 und 715, von Eidechſen, ſo wie von Fiſchen lebt. Edwards hat ihn von der Hudſonsbai erhalten, wo er ſich im Frühling und Sommer zeigt. H. Briſſon hat ihn nach dieſen 3 Schriftſtellern dreimal angeführt, ohne ſie zu vergleichen, da die Aehnlichkeit ſchlagend iſt, und Edwards hat dieſes bemerkt. Wir haben dieſen Eisvogel aus St. Domingo und Louiſiana erhalten, und auf den ausgemalten Tafeln iſt er unter dem Namen dieſer beiden Länder gezeichnet. Man ſieht nur einige kleine Unterſchiede darauf, die uns bei der Vergleichung der beiden Vögel in der Natur noch geringer vorgekommen ſind. So, z. B., mußte der Schnabel auf der Tafel 593 ſchwarz, und die Seiten, wie bei dem andern, fuchsroth gezeichnet ſein, die kleine weiße Franſe mitten auf dem Flügel mußte ſich hier auch vorfinden. Dieſe Einzelnheiten ſind an und für ſich ins Kleine gehend, ſie werden aber richtig, um nicht nach vermeintlichen Unterſchieden die Arten zu vermehren. Die einzigen, wirklichen Unterſchiede, welche die Vergleichung der beiden Vögel gezeigt hat, ſind die Schärpe auf der Kehle, die bei jenem von St. Domingo gekommenen Eisvogel etwas fuchsrothe Schweifungen hat, und bei den andern einfach grau iſt, und in dem Schwanze, der bei dem erſtern etwas mehr getüpfelt und auf allen Steuerfedern regelmäßig mit Tropfen beſtreut iſt, wogegen die Tropfen auf denen des zweiten nicht ſo ſichtbar ſind, und nur, wenn der Vogel die Federn ausbreitet, recht zum Vorſchein kommen. Uebrigens hat der Oberleib gleichmäßig eine ſchöne eiſen- oder ſchiefergraue Farbe; die in Form einer Haube aufgerichteten Kopffedern haben dieſelbe Farbe; der Hals iſt rundum weiß, ebenſo die Kehle; auf der Bruſt und den Seiten iſt Fuchsroth; die Schwungfedern ſind ſchwarz, an der Spitze weiß gezeichnet und in ihrer Mitte von einer kleinen weißen Franſe durchſchnitten, die nur der Rand großer, weißer Ausſchweifungen iſt, welche auf den innern Werthen ſich befinden, und wenn der

Flügel ſich ausbreitet, zum Vorſchein kommen. Marcgrave bezeichnet die Größe dieſer Vögel, indem er ſie mit dem Krametsvogel vergleicht, (magnitudo ut turdelae); Klein, der die neuguianiſchen großen Eisvögel nicht kannte, hält dieſen für die größte Art in dieſer Gattung.

Der Maluitui.

Vierte große Art.

Marcgrave beſchreibt auch dieſen braſiliſchen Eisvogel, und gibt ihm ſeine echten Kennzeichen: kurzen Hals und kurze Füße, einen geraden und ſtarken Schnabel; ſein oberer Theil iſt zinnoberroth; er reicht über den untern hinaus, und iſt an ſeiner Spitze etwas gebogen, eine Beſonderheit, die ſchon bei dem neuguineiſchen großen Eisvogel bemerkt worden. Dieſer hier hat den Wuchs eines Staars; alle Federn auf dem Kopfe, oben auf dem Halſe, auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanze ſind falb oder braun mit gelblich weißen Flecken, wie beim Sperber; die Kehle iſt gelb; die Bruſt und der Bauch ſind weiß mit braunen Punkten. Von ſeinen natürlichen Gewohnheiten ſagt Marcgrave nichts.

Bei Fernandes und Nieremberg findet man einige Vögel, denen man mit Unrecht den Namen Eisvögel gegeben hat, und welche zu dieſer Gattung nicht gehören. Dieſe Vögel ſind: 1. der Hoaktli, der einen Fuß lange Beine hat, und folglich kein Eisvogel iſt; 2. der Aroquen, deſſen Hals und Füße ebenfalls lang ſind; 3. der Akakahoaktli oder Nierembergs Waſſervogel mit heiſerer Stimme, der einen langen Hals ausſtreckt und umbiegt, und an Art Storch oder Jabiru zu ſein ſcheint, welche dem Hoakton, den H. Briſſon mexikaniſcher Haubenreiher nennt, ſich ziemlich nähert. Ein Gleiches wollen wir von Fernandes Tolkomoktli und Hoxroka-nauhtli ſagen, die ſich eher auf dieſe Gattung zurückführen ließen, aber einige Gewohnheiten haben, welche mit denen der Eisvögel im Widerſpruche ſtehen, obwohl die Spanier ſie, wie die vorhergehenden, Martinedez Pescadors nennen. Fernandes bemerkt aber, daß ſie dieſen Namen Vögeln von ſehr verſchiedenen Arten aus dem einzigen Grunde gegeben haben, weil ſie dieſelben gleicher Weiſe von dem Fange der Fiſche leben ſehen.

Die Eisvögel von mittlerer Größe aus dem neuen Feſtlande.

Der grüne und fuchsrothe Eisvogel.

Erſte Mittelart.

Dieſer Eisvogel, Nro. 592, Abb. 1 das Männchen, Abb. 2 das Weibchen, findet ſich auf Cayenne. Sein ganzer Unterleib iſt dunkelgoldfuchſig, ausgenommen einen wellenförmig weißen und ſchwarzen Gürtel auf der Bruſt, der

das Männchen auszeichnet; ein kleiner fuchsrother Strich geht von den Naslöchern nach den Augen; der ganze Oberleib iſt düſtergrün mit einigen kleinen weißlichen Fleckchen, die dünn darauf geſtreut ſind; der Schnabel iſt ſchwarz und zwei Zoll lang; der Schwanz mißt 2½ Zoll Länge, wodurch dieſer Vogel geſtreckt ausſieht und eine Geſammtlänge von acht Zoll hat; indeſſen hat er keinen dickern Körper als unſer Eisvogel.

Der grüne und weiße Eisvogel.
Zweite Mittelart.

Dieſe Art wird ebenfalls auf Cayenne gefunden; ſie iſt nicht ſo groß, wie die vorhergehende und hat nur 7 Zoll; der Schwanz iſt gleichwohl noch ziemlich lang; der ganze Oberleib hat auf ſchwärzlichem Grunde einen grünen Glanz, der nur von einem weißen Hufeiſen, welches unter dem Auge anhebend hinten über den Rücken herabläuft, und von einigen weißen Strichen auf dem Flügel durchſchnitten wird. Der Bauch und die Magengegend ſind weiß mit einigen Flecken von der Farbe des Rückens, die Bruſt und der Vorderhals bei dem Männchen ſchön fuchsroth. Dieſes Merkmal unterſcheidet es; denn das, Nro. 591, Abb. 2 derſelben Tafel, dargeſtellte Weibchen hat eine weiße Kehle.

Der Gip Gip.
Dritte Mittelart.

Dieſer Vogel hat bei Marcgrave keinen Namen. Er hätte ihn Gip Gip nennen können, da er ſagt, es ſei dieſes ſein Geſchrei. Er hat die Größe einer Lerche und die Geſtalt des Matuituis, welcher die vierte große Art der amerikaniſchen Eisvögel iſt. Sein Schnabel iſt gerade und ſchwarz; der ganze Obertheil des Kopfes und des Halſes, die Flügel und der Schwanz ſind röthlich, oder vielmehr ſchattig braunroth mit Weiß untermiſcht, die Kehle und der Unterleib ſind weiß, und man ſieht einen braunen Strich, der vom Schnabel nach dem Auge geht; ſein Geſchrei Gip, Gip iſt dem des jungen Truthahns ähnlich.

Die kleinen Eisvögel des neuen Feſtlandes.

Der grüne und pomeranzengelbe Eisvogel.

In Amerika gibt es nur eine einzige Art Eisvögel, die man klein nennen kann, nämlich die des Vogels, welchen wir hier angeben, (Nro. 756, Abb. 2 das Männchen, und Abb. 3 das Weibchen) der keine 5 Zoll lang iſt. Der ganze Unterleib iſt glänzend pomeranzengelb, mit Ausnahme eines weißen Flaums auf der Kehle, eines andern auf dem Magen und eines dunkelgrünen Gürtels unten am Halſe des Männchens; das Weibchen hat dieſes

Merkmal nicht. Beide haben hinter dem Halſe ein pomeranzengelbes Halbhalsband; der Kopf und der ganze Mantel ſind grüngrau und die Flügel gegen die Schulter hin und an den großen Schwungfedern, welche braun ſind, mit kleinen fuchsröthlichen Tropfen gefleckt. Edwards, der die Abbildung dieſes Vogels mitgetheilt hat, ſagt, er habe nicht entdecken können, aus welchem Lande man ihn gebracht habe; wir haben ihn aus Cayenne erhalten.

Die Jakamare.

Dieſen Vögeln wollen wir den aus ihrem braſiliſchen Namen Jakamaziri durch Zuſammenziehung gebildeten Namen Jakamare laſſen. Dieſe Gattung entfernt ſich von der des Eisvogels nur darin, daß die Jakamare 2 Zehen nach vorne und 2 nach hinten, die Eisvögel dagegen 3 Zehen nach vorne und nur eine nach hinten haben; übrigens aber gleichen ihnen die Jakamare in der Form des Körpers und in der des Schnabels; auch ſind ſie ebenſo groß, wie die mittlern Arten der Eisvögel, und vermuthlich haben aus dieſem Grunde einige Schriftſteller dieſe 2 Vogelgattungen zuſammengeſtellt. Andere haben die Jakamare neben die Spechte geſtellt, denen ſie wirklich durch dieſe Stellung zweier Zehen nach vorne und zweier nach hinten ähnlich ſind. Der Schnabel hat ebenfalls eine ziemlich ähnliche Form; aber bei den Jakamaren iſt er viel länger und dünner, und außerdem unterſcheiden ſie ſich von den Spechten noch darin, daß ihre Zunge nicht länger, als ihr Schnabel iſt. Die Form der Schwanzfedern iſt ebenfalls verſchieden; denn ſie ſind weder ſteif, noch keilförmig. Aus dieſen Vergleichungen geht hervor, daß die Jakamare eine beſondere Gattung bilden, die den Spechten vielleicht ebenſo nahe ſteht, wie den Eisvögeln; und dieſe kleine Gattung hat nur 2 Arten, welche beide den heißen Erdſtrichen Amerikas angehören.

Der eigentlich ſogenannte Jakamar.

Erſte Art.

Die Geſammtlänge dieſes Vogels, Nro. 235, beträgt 6½ Zoll, und er iſt faſt ſo groß, wie eine Lerche. Der Schnabel iſt 1 Zoll 5 Linien lang, der Schwanz hat nur 2 Zoll, und reicht dennoch 1 Zoll weit über die eingezogenen Flügel hinaus; die Steuerfedern ſind ſehr regelmäßig abgeſtuft, die Füße ſind ſehr kurz und gelblich; der Schnabel iſt ſchwarz und die Augen ſind ſchön tief blau; die Kehle iſt weiß und der Bauch fuchsroth; das ganze übrige Gefieder hellglänzend goldgrün mit kupferrothem Widerſcheine. Bei einigen einzelnen Vögeln iſt die Kehle ebenſo, wie der Bauch fuchsroth; bei andern die Kehle nur etwas gelblich; die Farbe auf dem Oberleibe iſt ebenſo bei verſchiedenen einzelnen Vögeln mehr oder minder glänzend, was man Geſchlechts- oder Altersabweichungen zuſchreiben kann. Dieſen Vogel findet

man in Guiana, wie in Braſilien; er hält ſich in den Wäldern auf, wo er die feuchten Gegenden vorzieht, weil er ſich von Kerbthieren ernährt, die er dort in größerer Menge, als auf trockenem Erdreich findet. Die offenen Gegenden beſucht er nicht; auch fliegt er nicht truppweiſe, ſondern er bleibt beſtändig in den ödeſten und düſterſten Waldungen; ſein Flug iſt zwar ziemlich raſch, aber ſehr kurz; er ſetzt ſich auf die Zweige in mäßiger Höhe und bleibt hier, ohne ſeine Stelle zu verändern, die ganze Nacht und den größten Theil des Tages hindurch. Er iſt faſt immer in Ruhe; gleichwohl gibt es gewöhnlich mehrere dieſer Vögel in demſelben Waldbezirke, und man hört ſie mit einem kleinen, kurzen und ziemlich angenehmen Schlage einander locken. Briſſon ſagt, in Braſilien eſſe man ſie, obwohl ihr Fleiſch ziemlich hart ſei.

Der langſchwänzige Jakamar.

Zweite Art.

Dieſer Vogel iſt etwas größer, als der vorhergehende, von dem er ſich durch den Schwanz unterſcheidet, der 12 Steuerfedern hat, während der des andern nur 10 hat. Außerdem ſind die beiden mittlern Steuerfedern viel länger; ſie reichen 2 Zoll 3 Linien weit über die andern hinaus, und ſind im Ganzen 6 Zoll lang. Dieſer Jakamar, Nro. 271, iſt, der Form des Körpers, der des Schnabels und der Stellung der Zehen nach dem erſtern ähnlich; gleichwohl hat ihm Edwards 3 Zehen nach vorne und eine nach hinten gegeben, und offenbar in Folge dieſes Verſehens einen Eisvogel aus ihm gemacht. Auch unterſcheidet er ſich von unſerm erſten Jakamar durch die Tinte und die Vertheilung der Farben, die nichts anderes, als das Weiß auf der Kehle gemein haben; das ganze übrige Gefieder hat eine düſtere und tiefgrüne Farbe, worin man nur einige pomeranzengelbe und veilchenblaue Widerſcheine unterſcheidet.

In der vorhergehenden Art kennen wir das Weibchen nicht; in dieſer aber unterſcheidet es ſich vom Männchen durch die beiden großen Steuerfedern, die bei weitem nicht ſo lang ſind; und außerdem bemerkt man auf ſeinem Gefieder die pomeranzengelbe und veilchenblaue Widerſcheine nicht, die man auf dem des Männchens ſieht. Dieſe langſchwänzigen Jakamare ernähren ſich, wie die andern, von Kerbthieren; aber es iſt das vielleicht ihre einzige, gemeinſame Gewohnheit; denn die letztern halten ſich zuweilen in den offenen Gegenden auf; ſie fliegen weit, und ſetzen ſich auf die Wipfel der Bäume; auch fliegen ſie paarweiſe, und ſcheinen nicht ſo einſiedleriſch zu ſein, noch ſo beſtändig an demſelben Flecke ſitzen zu bleiben, wie die andern. Sie haben nicht denſelben Schlag, ſondern ein ſanftes Geſchrei oder Pfeifen, das man nur in der Nähe hört, und das ſie nicht oft wiederholen.

Die Todier oder Plattſchnäbel.

Die HH. Sloane und Browne haben zuerſt von einem dieſer Vögel geſprochen, und ihm den lateiniſchen Namen Todus gegeben, den die franzöſiſchen Naturforſcher mit Todier überſetzt haben. Sie erwähnen nur einer einzigen Art, die ſie auf Jamaika gefunden haben; wir aber kennen 2 bis 3 andere Arten, und alle gehören den heißen Erdſtrichen Amerikas an. Das unterſcheidende Kennzeichen dieſer Gattung iſt, daß, wie bei den Eisvögeln und Manakinen, die mittlere Zehe mit der äußern bis zum dritten Gelenk enge verbunden, und wie zuſammengeleimt, und mit der innern Zehe ebenſo, aber nur bis zum erſten Gelenk verbunden iſt. Wenn man nur dieſes Kennzeichen betrachtet, ſo würden alſo die Plattſchnäbel zur Gattung der Eisvögel oder zu der der Manakine gehoren; ſie unterſcheiden ſich aber von dieſen beiden Gattungen und außerdem von allen andern Vögeln durch die Form des Schnabels, der bei den Plattſchnäbeln lang, gerade, an ſeiner Spitze ſtumpf, und oben, wie unten abgeflacht iſt, weshalb die Kreolen in Guiana ſie kleine Bretter oder kleine Spatel genannt haben. Dieſe ſonderbare Form des Schnabels reicht hin, um aus dieſen Vögeln eine beſondere Gattung machen zu müſſen.

Der nordamerikaniſche Plattſchnabel.

Erſte Art.

Dieſer Plattſchnabel iſt nicht größer als ein Zaunkönig und höchſtens nur 4 Zoll lang. Wir wollen hier die langen Beſchreibungen, welche die HH. Browne, Sloane und Briſſon von ihm gegeben haben, nicht abſchreiben, da man dieſen Vogel immer mit großer Leichtigkeit erkennen kann, wenn man weiß, daß neben einem ſo ſonderbaren Schnabel das Männchen auf dem Oberleibe durchaus leicht und ſchwachblau und unter dem Bauche weiß, auf der Kehle und den Seiten roſenroth, und das Weibchen auf dem Rücken nicht wie das Männchen blau, ſondern ſchön grün, und ſein übriges Gefieder dem des Männchen ähnlich, d. h. an denſelben Stellen weiß und roſenroth iſt; der Schnabel beider iſt röthlich, aber unten heller roth und oben mehr braun; die Füße ſind grau und die Nägel lang und hakenförmig. Dieſer Vogel ernährt ſich von Kerbthieren und kleinen Würmern; er wohnt an feuchten und einſamen Orten. Die beiden Vögel, die auf der ausgemalten Tafel, Nro. 585, Abb. 1 und 2, dargeſtellt ſind, hat uns Chervain unter dem Namen Landpapagei aus St. Domingo geſchickt, aber nur die Beſchreibung des Weibchens beigefügt. Er bemerkt, daß das Männchen in der Zeit der Liebe einen kleinen, ziemlich angenehmen Schlag habe, und das Weibchen ſein Neſt in trockener Erde und vorzugsweiſe in zarte Tufſteine anlege. Er ſagt, dieſe Vögel wählten zu dem Zweck die Bergſchluchten

und kleine Erdſpalten, auch ſieht man ſie ziemlich häufig in den niedrigen Gallerien der Wohnungen und immer im Boden niſten. Sie höhlen ihn mit dem Schnabel und den Füßen aus, bilden ein rundes Loch darin, erweitern es am Grunde und legen geſchmeidiges Stroh, trockenes Moos, Baumwolle und Federn hinein, die ſie künſtlich anordnen; das Weibchen legt 4 bis 5 graue und dunkelgelb gefleckte Eier.

Mit großer Geſchicklichkeit erſchnappen ſie die Fliegen und andere fliegende Kerbthiere. Sie ſind ſehr ſchwer zu erziehen; indeſſen würde es vielleicht gelingen, wenn man ſie jung wegnähme und von den Eltern in einem Käfig ernähren ließe, bis ſie allein zu freſſen im Stande wären. Sie hängen ihren Jungen mit großer Liebe an, verfolgen ihren Räuber und verlaſſen ihn nicht, ſo lange ſie jene ſchreien hören.

Wir haben ſo eben geſehen, daß die Herren Sloane und Browne dieſen Vogel auf Jamaika wiedergefunden haben; er findet ſich aber auch auf Martinique, von wo ihn der H. von Chanvalon dem H. von Reaumur geſchickt hatte. Es ſcheint, daß dieſe Art den heißeſten Eilanden und Ländern Nordamerikas angehört; wir haben aber kein Anzeichen dafür, daß ſie ſich ebenſo in den Erdſtrichen Südamerikas finden; wenigſtens thut Marcgrave ihrer keine Erwähnung.

Der Tik-Tik oder der ſüdamerikaniſche Plattſchnabel.

Zweite Art.

Die Eingebornen v. Cayenne haben dieſen Vogel, ſein Geſchrei nachahmend, Tik-Tik genannt. Er iſt ſo klein, wie der vorhergehende und ihm in dem Schnabel und der Bildung der Zehen vollkommen ähnlich, nur in den Farben unterſcheidet er ſich von ihm, da der Tik-Tik auf dem Oberleibe eine aſchgraue, mit dunkelem Blau vermiſchte Farben hat, wogegen der andere auf denſelben Theilen leicht himmelblau iſt. Dieſe Verſchiedenheit in der Abſtufung der Farben, würde nur eine Abart und keine getrennte Art anzeigen; allein der Tik-Tik iſt auf dem ganzen Unterleib gelb, hat weder auf der Kehle, noch auf den Seiten eine Roſenfarbe. Da er überdies einer andern Himmelsgegend anzugehören ſcheint, ſo haben wir dafür gehalten, daß er auch zu einer andern Art gehöre. Er unterſcheidet ſich ferner von dem nordamerikaniſchen Plattſchnabel darin, daß das Ende der beiden ſeitlichen Steuerfedern auf eine Länge vou 5 bis 6 Linien weiß iſt. Jedoch iſt dieſes Merkmal dem Männchen allein eigen; denn die ſeitlichen Steuerfedern des Weibchens haben eine gleichförmige, und zwar der des Oberleibes ähnliche aſchgraue Farbe. Ferner unterſcheidet ſich das Weibchen von dem Männchen darin, daß alle ſeine Farben nicht ſo lebhaft und nicht ſo dunkel ſind.

Dieſer Vogel, Nro. 585, Abb. 3, lebt, wie der vorhergehende, von Kerbthieren; er bewohnt vorzugsweiſe die offenen Gegenden. In den großen Wäldern findet man ihn nicht leicht, ziemlich oft aber in den Dickichten auf Buſchwerk.

Der blaue Plattſchnabel mit pomeranzengelbem Bauch.
Dritte Art.

Dieſen Plattſchnabel haben wir nach einem gut erhaltenen Vogel in dem Kabinet des H. Aubry, Pfarrers von St. Louis, zeichnen laſſen. Er iſt 3 Zoll 6 Linien lang; der Obertheil des Kopfes, des Halſes und der ganze Rücken ſind ſchön dunkelblau, der Schwanz und die Spitze der Flügelbedeckungen von dieſer nämlichen Farbe; der ganze Unterleib, ſo wie die Seiten des Kopfes und des Halſes ſind pomeranzengelb, der Untertheil der Kehle iſt weißlich; an den Augen ſind kleine, purpurveilchenblaue Strahlenbündel. Dieſe Beſchreibuug reicht hin, um dieſen Plattſchnabel von den andern ſeiner Gattung zu unterſcheiden.

Einen vierten Vogel hat H. Briſſon nach Aldrovande unter dem Namen bunter Todier angeführt, deſſen Beſchreibung wir hier ſo folgen laſſen, wie dieſe beiden Schriftſteller ſie gegeben haben. Er iſt ſo groß, wie ein Zaunkönig, ſein Kopf, die Kehle und der Hals ſchwärzlichblau, die Flügel grün, die Steuerfedern ſchwarz mit grüner Einfaſſung und das übrige Gefieder gemiſcht blau, ſchwarz und grün, da aber H. Briſſon von der Form des Schnabels nicht redet und Aldrovande, der einzige, der dieſen Vogel geſehen, ſeiner nicht erwähnt, ſo können wir nicht entſcheiden, ob er wirklich zur Gattung des Plattſchnabels gehört.

Die Waſſervögel.

Die Waſſervögel ſind die einzigen, die mit dem Genuſſe der Luft und der Erde den Beſitz des Meeres vereinigen; zahlreiche Arten, alle ſehr vervielfältigt, bevölkern ſeine Ufer und ſeine Flächen; ſie ſchwimmen auf den Wellen eben ſo leicht und ſicherer als ſie in ihrem natürlichen Element fliegen; überall finden ſie reichlichen Unterhalt, eine Beute, die ihnen nicht entrinnen kann, und um ſie zu ergreifen, ſpalten die einen die Fluth und tauchen ſich hinein, andere ſtreifen nur leicht in raſchem oder nach der Entfernung und der Menge der Schlachtopfer abgemeſſenem Fluge darüber hin. Alle laſſen ſich auf dieſem beweglichen Element wie in einer feſten Behauſung nieder;

*) Nro. 783, Abb. 1, unter der Benennung Plattſchnabel von Juida. Wir wollen bemerken, daß ſich die Plattſchnäbel nur in dem neuen Feſtlande befinden, und man ſich geirrt, wenn man dem H. Pfarrer von St. Louis geſagt hat, daß dieſer aus Juida in Afrika herkäme.

ſie verſammeln ſich auf ihm in großer Geſellſchaft und leben ruhig in Mitte der Ungewitter; ſie ſcheinen ſelbſt mit den Wogen zu ſpielen, mit den Winden zu ringen und ſich den Stürmen bloszuſtellen, ohne ſie zu fürchten und ohne Schiffbruch zu leiden.

Dieſe ausgewählte Wohnſtätte verlaſſen ſie nur ungern und blos in der Zeit, wann die Sorge für ihre Nachkommenſchaft ſie ans Ufer feſſelt und ihnen nur noch auf Augenblicke das Meer zu beſuchen geſtattet; denn ſobald ihre Jungen ausgeſchlüpft ſind, führen ſie dieſelben nach dieſem geliebten Aufenthalt, den die letztern ſelbſt als denjenigen wählen werden, der ihrer Natur beſſer zuſagt, als der Aufenthalt auf dem Lande. Wirklich können ſie, ſo lange ſie wollen, dort bleiben, ohne von der Näſſe durchdrungen zu werden und ohne etwas von ihrer Behendigkeit zu verlieren, da ihr Körper, ſanft getragen, ſelbſt beim Schwimmen ausruht und die durch den Flug erſchöpften Kräfte bald wieder erholt. Die lange Dunkelheit der Nächte oder die anhaltende Dauer der Seeſtürme ſind die einzigen Widerwärtigkeiten, die ihnen zuſtoßen und ſie von Zeit zu Zeit das Meer zu verlaſſen nöthigen. Alsdann dienen ſie den Reiſenden zu Vorläufern oder vielmehr zu Zeichen, die ihnen die Nähe des Landes verkündigen. Gleichwohl iſt dieſes Zeichen oft unſicher, mehrere dieſer Vögel begeben ſich zuweilen ſo weit ins Meer hinaus, daß H. Cook den Rath gibt, ihr Erſcheinen nicht für eine ſichere Anzeige des nahen Landes zu halten, und Alles, was man aus der Beobachtung der Seefahrer ſchließen kann, iſt dieſes, daß die meiſten dieſer Vögel nicht jede Nacht ans Ufer zurückkehren und, wenn ſie zur Ueberfahrt oder zur Ruhe einige Raſtorte nöthig haben, ſie dieſelben auf den Klippen finden oder auch auf dem Waſſer des Meeres nehmen.

Die Form des Körpers und der Glieder dieſer Vögel verräth ſo ziemlich, daß ſie geborene Schiffer und natürliche Bewohner des flüſſigen Elementes ſind; ihr Körper iſt gebogen und gewölbt wie der Kiel eines Schiffes, und vielleicht hat der Menſch nach dieſer Geſtalt die ſeiner erſten Schiffe gezeichnet; auf einer vorſpringenden Bruſt hinaufgebogen ſtellt ihr Hals ziemlich gut den Vorderſteven vor; ihr kurzer und ganz zu einem einzigen Bündel geſammelter Schwanz dient als Steuerruder; ihre breiten und platten Füße verſehen den Dienſt echter Ruder; der dichte und von Oel glänzende Flaum, der den ganzen Körper bekleidet, iſt ein natürlicher Theer, der ihn gegen die Näſſe undurchdringlich macht und zugleich ihn leichter auf den Wellen ſchwimmen läßt. Und das iſt noch erſt ein Ueberblick der Fähigkeiten, welche die Natur dieſen Vögeln zur Seefahrt verliehen hat, ihre Sitten ſind denſelben angepaßt; nirgend gefällt es ihnen ſo ſehr, wie auf dem Waſſer; es iſt, als ſcheuten ſie ſich, ſich auf dem Lande niederzuſetzen; die geringſte Unebenheit verletzt ihre durch die Gewohnheit, nur auf eine naſſe Oberfläche zu

drücken, weich gewordenen Füße, und das Waſſer endlich iſt für ſie ein Ort der Ruhe und des Vergnügens, wo ſich alle ihre Bewegungen mit Leichtigkeit ausführen, wo alle ihre Verrichtungen mit Bequemlichkeit von Statten gehen, wo ihre verſchiedenen Schwenkungen ſich mit Anmuth zeichnen. Man ſehe jene Schwäne ſanft hingleiten oder würdevoll auf der Woge dahinfahren; ſie ſpielen auf ihr, erluſtigen ſich, tauchen unter und erſcheinen wieder, mit den anmuthigen Bewegungen, dem ſanften Auf- und Niederwallen und der zarten Kraft, welche die Empfindungen, auf denen jede Liebe beruht, verrathen und ausdrücken. Auch iſt der Schwan das Sinnbild der Anmuth, des erſten Zuges, der uns ſelbſt vor denen der Schönheit auffällt.

Das Leben des Waſſervogels iſt alſo friedlicher und nicht ſo mühſeelig, als das der meiſten andern Vögel; er gebraucht weit weniger Kräfte zum Schwimmen, als die andern zum Fluge verwenden; das Element, das er bewohnt, bietet ihm in jedem Augenblick ſeinen Unterhalt dar; er begegnet dieſem häufiger, als er ihn ſucht, und oft führt ihn die Bewegung der Welle in ſeine Nähe; er ergreift ihn ohne Anſtrengung, wie er ihn ohne Mühe und Arbeit gefunden hat und dieſes ſanftere Leben verleiht ihm zugleich harmloſere Sitten und friedliche Gewohnheiten; jede Art verſammelt ſich durch das Gefühl gegenſeitiger Liebe; kein Vogel greift ſeines Gleichen an; keiner macht einen andern zu ſeinem Schlachtopfer und in dieſem großen und ſtillen Volke ſieht man nicht, daß der Stärkere den Schwächern beunruhigt; weit verſchieden von jenen Gewaltherrſchern der Luft und der Erde, die ihr Reich nur durchziehen, um es zu verwüſten, und die, mit ihres Gleichen in ewigem Kriege, ſie nur zu vertilgen trachten, hat das geflügelte Volk der Gewäſſer, überall mit ſich in Frieden, ſich nie mit dem Blute ſeiner Art befleckt. Selbſt die ganze Gattung der Vögel achtend, begnügt es ſich mit einem minder edlen Mahl und wendet ſeine Kraft und ſeine Waffen nur gegen die verworfene Gattung der Kriecher und die ſtumme der Fiſche an. Gleichwohl haben die meiſten dieſer Vögel neben einem heftigen Hunger auch die Mittel, ihn zu befriedigen. Mehrere Arten, wie die des Tauchers, der Brentgans und der Erdgans u. ſ. w. haben auf den innern Rändern des Schnabels ſo ſcharfe Zahnausſchnitte, daß die ergriffene Beute nicht entrinnen kann. Faſt alle ſind gefräßiger, als die Landvögel, und man muß geſtehen, daß einige, wie die Enten, Möven u. ſ. w. einen ſo wenig zarten Geſchmack haben, daß ſie todtes Fleiſch und die Eingeweide aller Thiere gierig verſchlingen.

Die zahlreiche Zunft der Waſſervögel müſſen wir in 2 große Familien theilen; denn neben diejenigen, die Seefahrer ſind und Ruderfüße haben, hat die Natur Strandvögel mit geſpaltenen Füßen geſtellt, die, wenn auch den Formen nach verſchieden, dennoch mit den erſtern mehrere Aehnlichkeiten

und einige natürliche Gewohnheiten gemein haben; ſie ſind nach einem andern Muſter geformt, ihr ſchmächtiger und ſchlank geſtalteter Körper und ihre Füße ohne Schwimmhäute erlauben ihnen weder, unters Waſſer zu tauchen, noch, ſich über ihm zu halten, ſie vermögen nur ſeinen Ufern zu folgen; mit ihren ſehr langen Beinen und einem eben ſo langen Halſe treten ſie nur in niedriges Gewäſſer, worin ſie gehen können; im Schlamm ſuchen ſie die Speiſe, die ihnen zuſagt; ſie ſind, ſo zu ſagen, beidlebige Thiere, an die Gränze der Erde und des Waſſers gebunden, um gleichſam in dieſer Gattung die Abſtufungen und Uebergänge der verſchiedenen Gewohnheiten zu bilden, die aus der Mannichfaltigkeit der Formen in jeder organiſirten Natur entſpringen.

Alſo gibt es in der unzähligen Menge der Luftbewohner 3 Zuſtände oder vielmehr 3 Heimathen, 3 verſchiedene Aufenthaltsorte; den einen hat die Natur die Erde zur Wohnſtatt angewieſen, die andern zum Fahren aufs Waſſer geſchickt, während ſie Zwiſchenarten auf die Grenzmarken dieſer beiden Elemente geſtellt hat, damit das Leben an allen Orten erzeugt und, unter allen möglichen Formen wechſelnd, dem Reichthum der Schöpfung nichts hinzuzufügen, unſerm Staunen über die Wunderwerke des Vorhandenen nichts zu verlangen übrig ließe.

Wir haben oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß keine Art der vierfüßigen Thiere des Südens oder eines der beiden Feſtländer ſich in dem andern gefunden und daß die meiſten Vögel, ohngeachtet des Vorzugs der Flügel, ſich dieſem gemeinſamen Geſetze nicht haben entziehen können; hier aber beſteht dieſes Geſetz nicht mehr; ſo viele Beiſpiele wir gehabt, ſo viele Beweiſe wir gegeben, daß keine der Arten, die nicht durch den Norden hatte wandern können, ſich in beiden Feſtländern gemeinſam vorfindet, eben ſo viele Waſſervögel werden wir jetzt ſehen, die ſich gleicherweiſe in beiden und ſelbſt in den von jedem bewohnten Lande entfernteſten Eilanden finden.

Durch weite Meere von Afrikas und Aſiens Ländern getrennt und aus dieſem Grunde allen vierfüßigen Thieren dieſes Feſtlandes unzugänglich, war Südamerika dieſes auch für die meiſten Arten der Vögel, welche dieſen ungeheuern Weg nicht in einem Fluge und ohne Ruhepunkte zurücklegen konnten. Die Arten der Landvögel und die der vierfüßigen Thiere in dieſem Theile Amerikas ſind gleich unbekannt geweſen; über jene großen Meere aber, die für die Thiere und Landvögel eine unüberſteigliche Scheidewand bilden, ſind die Waſſervögel hinübergeflogen und geſchwommen; ſie haben denſelben Vortheil gehabt, wie die ſchifffahrenden Völker, die ſich überall niedergelaſſen haben; denn in Südamerika hat man nicht allein die einheimiſchen und dieſem Lande eigenthümlichen Vögel, ſondern auch die meiſten

Arten Waſſervögel aus den entſprechenden Gegenden im alten Feſtlande gefunden *).

Und dieſes Vorrecht, in die ſüdlichen Gegenden aus einer Welt nach der andern hinüber gezogen zu ſein, ſcheint ſich bis auf die Strandvögel ausgedehnt zu haben; nicht als hätten ihnen die Gewäſſer eine Straße liefern können, da ſie ſich nicht hineinbegeben und nur ihre Ufer bewohnen, ſondern, weil ſie, den Küſten folgend und immer weiter und weiter wandernd, bis zu den äußerſten Enden aller Feſtländer gekommen ſind; und erleichtert mußten dieſe langen Reiſen dadurch werden, daß die Nähe des Waſſers die Luftbeſchaffenheit gleichförmiger macht; immer, ſelbſt in der Hitze friſch und während der Kälte gemäßigt, gründet die Luft des Meeres für die Bewohner der Küſten eine Gleichheit des Wärmeſtandes, welche ſie den zu ſtarken Eindruck der Abwechſelungen des Himmels nicht empfinden läßt und ihnen durch die rechte Wahl der Jahreszeiten, ſo zu ſagen, unter allen Breiten einen bewohnbaren Erdſtrich verſchafft; auch ſcheinen mehrere Arten, die im Sommer nach den nördlichen Gegenden unſeres Feſtlandes reiſen und auf dieſem Wege mit den nördlichen Gegenden Amerikas in Verbindung kommen, nach und nach, indem ſie den Küſten folgten, bis zu dem äußerſten Ende dieſes Feſtlandes gelangt zu ſein; denn in den ſüdlichen Gegenden Amerikas erkennt man mehrere Arten Strandvögel wieder, die ſich ebenfalls in den nördlichen Gegenden beider Feſtländer finden.

Die meiſten dieſer Waſſervögel ſcheinen halb Nachtvögel zu ſein; die Reiher ſtreifen des Nachts umher, die Schnepfe fängt erſt am Abend an zu fliegen, die Rohrdommel ſchreit noch, nachdem der Tag zu Neige gegangen, die Kraniche hört man in der Stille und dem Dunkel der Nächte ſich hoch aus den Lüften zurückrufen, und die Möven in derſelben Zeit ſich ergehen; die Flüge wilder Gänſe und Enten, die ſich auf unſern Flüſſen niederlaſſen, verweilen auf ihnen mehr bei Nacht, als bei Tage. Dieſe Gewohnheiten hängen mit mehreren auf ihren Unterhalt und ihre Sicherheit bezüglichen Umſtänden zuſammen. Bei der Kühle kriechen die Würmer aus der Erde, während der Nacht, deren Dunkelheit ſie dem Auge des Menſchen und ihrem Feinde entzieht, ſind die Fiſche in Bewegung, dennoch ſcheint der Fiſchervogel, gegenüber denjenigen, die er angreift, nicht mißtrauiſch genug zu ſein; nicht immer ungeſtraft macht er die Fiſche zu ſeiner Beute; zuweilen ergreift und verſchlingt ihn der Fiſch; wir haben einen Eisvogel in dem Bauche eines Aals gefunden; der Karpfen verſchluckt ziemlich oft die Vögel, die

*) S. unten die Naturgeſchichte des Flamingos, des Pelikans, der Fregatte, des tropiſchen Vogels u. ſ. w., u. ſ. w.

**) S. unten die Naturgeſchichte der Regenreiher, der Reiher, der Löffelreiher u. ſ. w., u. ſ. w.

untertauchen oder über die Oberfläche des Waſſers hinſtreifen und ſelbſt diejenigen, die nur zum Trinken und Baden kommen; und in den kalten Meeren öffnen die Wallfiſche und Pottfiſche ihren ungeheuren Rachen, nicht allein, um Schaaren von Häringen und andern Fiſchen, ſondern auch um die Vögel zu verſchlingen, welche dieſen nachſetzen, wie die Alvatroſſe, die Fettgänſe, die Trauerenten u. ſ. w., deren Gerippe oder Leichen man in dem breiten Magen dieſer großen Walle noch unverſehrt findet.

Alſo hat die Natur die Waſſervögel, während ſie ihnen große Vorrechte bewilligte, einigen Uebelſtänden unterworfen; ſie hat ihnen ſelbſt eine ihrer edelſten Fähigkeiten verſagt; keiner von ihnen kann ſingen, und was man von dem Geſange des Schwanes geſagt hat, iſt nur ein Lied der Fabel; denn nichts iſt thatſächlicher, als der auffallende Unterſchied zwiſchen der Stimme der Landvögel und der der Waſſervögel. Die letztern haben eine ſtarke und große, rauhe und lärmende, die ſich weithin vernehmen läßt und auf dem weiten Umfange der Seeſtriche laut wiederhallt. Dieſe Stimme, die ganz aus heißern Tönen und lärmendem Geſchrei beſteht, hat nichts von jenen geſchmeidigen und weichen Lauten, noch von jenem ſanften Wohlklange, womit unſere ländlichen Vögel zur Feier des Frühlings und der Liebe unſere Haine beleben, als hätte das furchtbare Element, auf welchem die Stürme herrſchen, dieſe reizenden Vögel, deren friedlicher Geſang ſich nur an ſchönen Tagen und in ſtillen Nächten hören läßt, auf immer entfernt und das Meer ſeinen geflügelten Bewohnern nur die rauhen und wilden Töne gelaſſen, die durch das Getöſe des Unwetters hindurchdringen und durch die ſie ſich im Toben der Winde und im Heulen der Wogen zurückrufen.

Uebrigens iſt die Menge der Waſſervögel, wenn wir die Strandvögel mit einbegreifen und ſie nach der Menge der einzelnen Vögel zählen, vielleicht eben ſo groß, wie die der Landvögel; wenn die letztern, um ſich auszubreiten, die Wege und Ebenen, die Felder und Forſten haben, ſo beſitzen die andern, die längs den Ufern der Gewäſſer hinlaufen oder ſich weit hin auf ihre Fluten begeben, ein zweites eben ſo weit ausgedehntes, eben ſo freies Element, wie die Luft ſelbſt, als Wohnplatz; und bedenken wir die Vermehrung durch den Grundſtoff der Lebensmittel, ſo wird uns dieſer Grundſtoff eben ſo reich und vielleicht geſicherter erſcheinen, als der der Landthiere, deren Nahrung zum Theil vom Einfluſſe der Jahreszeit und zum andern ſehr großen Theile von dem Ergebniß der menſchlichen Arbeiten abhängt. Da der Ueberfluß die Grundlage jeder Geſellſchaft iſt, ſo zeigen ſich die Waſſervögel gewöhnlicher, als die Landvögel, in Schaaren, und in mehreren Familien ſind dieſe Schaaren ſehr zahlreich oder vielmehr unzählig. Sehr wenige Landarten z. B., wenigſtens von gleicher Größe, gibt es, die im Naturſtande ſich ſtärker vermehrten, als die Arten der Enten und der Gänſe

ſich zu vermehren ſcheinen, und überhaupt leben die Thiere um ſo mehr unter ſich vereinigt, je mehr ſie von uns entfernt ſind.

Allein die Landvögel ſind um ſo reicher an Arten und einzelnen Thieren, je wärmer die Himmelsgegenden ſind; die Waſſervögel dagegen ſcheinen die kalten Erdſtriche zu ſuchen; denn die Reiſenden belehren uns, daß auf den Eisküſten des Nordens die Seemöven, die Fettgänſe und Trauerenten ſich zu Tauſenden und in eben ſo großer Menge, als die Alvatroſſe, die Pinguine und die Sturmvögel, auf den eisbedeckten Eilanden der Südpolgegenden finden.

Indeſſen ſcheint die Fruchtbarkeit der Landvögel die der Waſſervögel zu übertreffen; keine Art bringt wirklich unter den letztern ſo viele Junge, wie die unſerer Hühnervögel, wenn wir die von derſelben Größe mit einander vergleichen. Freilich könnte dieſe Fruchtbarkeit der kornfreſſenden Vögel durch die Vermehrung der Nahrungsmittel, welche der Menſch durch den Anbau der Erde ihnen verſchafft, zugenommen haben; gleichwohl hat bei den Waſſerarten, die er in Hausgenoſſenſchaft zu bringen gewußt hat, die Fruchtbarkeit nicht dieſelben Fortſchritte gemacht, wie bei den Landarten; die Hausente und die Hausgans legen nicht ſo viel Eier, wie das Huhn; von ihrem Elemente entfernt und ihrer Freiheit beraubt, verlieren dieſe Vögel ohne Zweifel mehr, als unſere Sorgen ihnen geben oder zurückerſtatten können.

Auch ſind dieſe Waſſerarten mehr Gefangene als Hausgenoſſen; ſie bewahren die Keime ihrer erſten Freiheit, die ſich durch eine Unabhängigkeit kund gibt, welche die Landarten gänzlich eingebüßt zu haben ſcheinen; ſie verkümmern, ſobald man ſie eingeſchloſſen hält; der freie Raum der Felder und die Kühle der Gewäſſer, worin ſie ihre natürliche Freiheit zum Theil genießen können, ſind ihnen unentbehrlich, und daß ſie ihr nicht entſagen, geht daraus hervor, daß ſie ſich gerne mit ihren wilden Brüdern vereinigen, und mit ihnen entfliehen würden, wenn man nicht Sorge trüge, ihnen die Flügel zu beſchneiden *). Der Schwan, die Zierde der Gewäſſer unſerer Prachtgärten, ſcheint als Pilot auf ihnen zu reiſen und als Herr darin zu luſtwandeln und nicht als Sklave an ſie gebunden zu ſein.

*) Obgleich es Beiſpiele von zahmen Enten und Gänſen gibt, die mit den wilden entfliehen, ſo iſt doch zu vermuthen, daß ſie dabei übel fahren und, weil ſie die ſchwächſten an der Zahl ſind, für ihre Untreue bald beſtraft werden; denn die Abneigung zwiſchen den wilden und zahmen Gänſen beſteht in dieſen Arten, wie in allen andern, und ein glaubwürdiger Zeuge, (der H. Trecourt), den ich ſchon an einigen Stellen angeführt habe, belehrt uns, daß er junge wilde Enten, die in einem Sumpf aus dem Neſte gehoben waren, mit andern zahmen Enten von faſt dem nämlichen Alter in einen Weiher geſetzt, und dieſe die wilden angriffen und in weniger als 2—3 Tagen ſie tödteten.

Der geringe Zwang, den die Waſſervögel in der Gefangenſchaft erleiden, macht, daß ſie nur leichte Spuren derſelben an ſich tragen. Ihre Arten verändern ſich nicht ſo ſehr, wie die der Landvögel; ſie erfahren weniger Abweichungen in den Farben und Formen und verlieren nicht ſo viele ihrer natürlichen Züge und Gepräge; man kann dies aus der Vergleichung der Ente erkennen, deren Art in unſern Geflügelhöfen nur wenig Abweichungen zuläßt, während uns die des Huhns eine Menge neuer nnd künſtlicher Schläge zeigt, welche den urſprünglichen Schlag zu verwiſchen und zu verſchmelzen ſcheinen; überdies kennen uns die Waſſervögel, die weit vom Lande wohnen, nur wenig; es iſt, als hätte die Natur, indem ſie ihnen ihre Wohnungen auf den Meeren anwies, ſie der Herrſchaft des Menſchen entzogen, der ſchwächer als ſie, auf dieſem Elemente oft nur ſein Spielball oder ſein Opfer iſt.

Die fiſchreichſten Meere locken unzählige Anſiedelungen dieſer Fiſchervögel an und feſſeln ſie, ſo zu ſagen, auf ihre Ufer; eine unendliche Menge ſieht man in der Nähe der Sambalen und auf der Küſte der Meerenge von Panama, beſonders auf der Nordſeite; nicht weniger gibt es im Weſten auf der Südküſte, und wenige auf der nördlichen Küſte. Als Grund hiefür gibt Wafer den Umſtand an, daß die Bai von Panama bei weitem nicht ſo fiſchreich iſt, wie die ſambaliſche; die großen Ströme Nordamerikas ſind mit Waſſervögeln ganz bedeckt; die Einwohner von Neuorleans, die ihnen auf dem Miſſiſippi nachſtellten, hatten aus ihrem Fette und dem Oel, das ſie daraus gewannen, einen kleinen Handelszweig gemacht; mehrere Eilande haben den Namen Vogeleilande erhalten, weil die Vögel, als man ſie entdeckte, ihre einzigen Bewohner und in erſtaunlicher Menge vorhanden waren; das Eiland Aves unter andern, das 50 Meilen unter dem Winde von Dominique liegt, iſt ſo bedeckt von Vögeln, daß man ihrer nirgend in ſo großer Menge ſieht. Man findet auf ihm Regenreiher, Reiher, verſchiedene Arten Waſſerhühner, Flamingo, Pelikane, Möven, Fregatten, Tölpel u. ſ. w. Labat, der uns dieſe Thatſachen mittheilt, bemerkt, daß die Küſte äußerſt fiſchreich iſt und ihre Untiefen immer von unermeßlich vielen Muſchelthieren bedeckt worden. Die Fiſcheier, die oft wie große Bänke an der Oberfläche des Meeres ſchwimmen, ziehen nicht weniger Vögel nach ſich; auch gibt es gewiſſe Gegenden an den Küſten und Eilanden, deren ganzer Boden bis zu einer ziemlich großen Tiefe nur aus dem Kothe der Waſſervögel beſteht; ſo an der Küſte Perus das Eiland Iquique, von dem die Spanier dieſen Miſt herüber holen, um mit ihm die Aecker auf dem feſten Lande zu düngen; die Felſen Grönlands ſind auf den Scheiteln mit einer Art Torf bedeckt, der durch dieſe nämlichen Stoffe und die Trümmer der Neſter dieſer Vögel gebildet wird. Auch auf den norwegiſchen

Eilanden, auf Island und Feroe ſind ſie zahlreich und ihre Eier machen hier einen großen Theil des Unterhalts der Einwohner aus, die ſie in den Abgründen und auf den unzugänglichſten Felſen aufſuchen. So auch jene Burraeilande an der ſchottiſchen Küſte, die unbewohnt und faſt unanfahrbar ſind, und wo die Einwohner des kleinen Eilandes Hirta zu Tauſenden Eier wegnehmen und Vögel tödten; endlich bedecken ſie das grönländiſche Meer ſo ſehr, daß die grönländiſche Sprache ein eigenes Wort hat, um die Art und Weiſe auszudrücken, wie man ſie heerdenweiſe nach der Küſte in kleine Buchten treibt, wo ſie ſich einſchließen und zu Tauſenden fangen laſſen.

Dieſe Vögel ſind auch die Einwohner, welche die Natur nach den vereinzelten und gleichſam verlorenen Punkten im unermeßlichen Weltmeere geſchickt, wohin ſie die andern Arten, mit denen ſie die Oberfläche der Erde bevölkert hat, nicht gelangen laſſen konnte. Die Seefahrer haben die Vögel im Beſitz der wüſten Eilande und jener Bruchſtücke der Erdkugel gefunden, die ſich der Niederlaſſung der lebenden Natur zu entziehen ſchienen; ſie haben ſich von Norden bis nach Süden verbreitet, und nirgendwo ſind ſie zahlreicher als unter den kalten Gürteln, weil in dieſen Gegenden, wo die Erde nackt, todt und unter ewigem Froſt begraben ihrem eiſigen Schooß jede Befruchtung verſagt, das Meer noch bewohnt, belebt und ſelbſt ſehr bevölkert iſt.

Auch haben die Reiſenden und Naturforſcher bemerkt, daß es in den nördlichen Gegenden, im Verhältniß zu den Waſſervögeln, wenige Landvögel gibt. Die letztern bedürfen Pflanzen, Samen und Früchte, wovon die erſtarrte Natur in dieſen Erdſtrichen kaum einige ſchwache und ſeltene Arten hervorbringt; die erſtern fordern von der Erde nur eine Freiſtätte, einen Zufluchtsort in den Stürmen, ein Nachtlager, eine Wiege für ihre Nachkommenſchaft; auch bietet ihnen das Eis, das in jenen kalten Himmelsgegenden der Erde gleich kommt, faſt ebenſo Alles, was für ſo einfache Bedürfniſſe Noth thut. Die Herren Cook und Forſter haben auf ihren Fahrten nach der Südſee mehre dieſer Vögel auf ſchwimmendem Eiſe, wie auf dem feſten Lande, ſitzen, reiſen und ſchlafen ſehen; einige niſten ſogar mit Glück auf ihm; was könnte in der That ein ſtets gefrorener Boden, der weder feſter noch minder kalt als jene Eisberge iſt, ihnen mehr bieten?

Dieſe letzte Thatſache beweiſt, daß die Waſſervögel die äußerſten und entfernteſten Bewohner der Erdkugel ſind, deren Polgegenden ſie beſſer kennen, als wir; ſie rücken ſelbſt bis in die Länder vor, wo der weiße Bär ſich nicht mehr zeigt, und auf die Meere, welche die Robben, die Morſen und die andern beidlebigen Thiere aufgegeben haben; mit Vergnügen verweilen ſie hier während der Jahreszeit der in dieſen Himmelsgegenden ſehr langen Tage, und verlaſſen ſie erſt nach der Herbſtgleiche, wann die Nacht mit großen Schritten das Licht des Tages verdrängt, ihn bald vernichtet und

einen fortwährenden Schleier von Finſterniſſen ausbreitet, der dieſe Vögel nach den Gegenden hinſcheucht, die einige Stunden lang Tageslicht genießen; ſo kommen ſie während des Winters zu uns und kehren nach ihrem Eiſe zurück, dem Gang der Sonne, vor der Frühlingsnachtgleiche, folgend.

Der Storch.

Man hat ſo eben geſehen, daß man zwiſchen den Landvögeln, welche die Felder bewohnen, und den ruderfüßigen Schwimmvögeln, die auf dem Waſſer ruhen, die große Zunft der Strandvögel findet, deren Fuß ohne Schwimmhaut ſich nicht auf das Waſſer ſtützen kann und daher noch auf dem Lande bleiben muß, und deren langer Schnabel auf einen langen Hals, wie eingeimpft, ſich vorn ausdehnt, um unter dem flüſſigen Elemente den Fraß zu ſuchen. Unter den zahlreichen Familien dieſes beidlebigen Volkes der Seeküſte und der Flüſſe, tritt uns berühmter, als irgend eine andere, die des Storchs, Nro. 866, zuerſt entgegen. Sie beſteht aus 2 Arten, die nur durch die Farbe verſchieden ſind; denn im Uebrigen iſt es, als ob die Natur unter derſelben Form und nach derſelben Zeichnung zweimal denſelben Vogel, einen weiß und einen ſchwarz, hervorgebracht hat. Dieſer Unterſchied könnte, da alles Uebrige gleich iſt, für nichts gerechnet werden, wenn nicht zwiſchen dieſen nämlichen beiden Vögeln ein Unterſchied im Naturtriebe und eine Abweichung in den Sitten obwaltete. Der ſchwarze Storch ſucht die öden Orte auf, läßt ſich in den Wäldern nieder, beſucht die entlegenen Sumpfgegenden und niſtet in das Dickicht der Wälder. Der weiße Storch wählt dagegen unſere Wohnungen zu ſeiner Behauſung; er läßt ſich auf den Thürmen, den Schornſteinen und den Dachgiebeln nieder; ein Freund des Menſchen, theilt er ſeinen Aufenthalt und ſelbſt ſeine Herrſchaft; er fiſcht in unſern Flüſſen, jagt bis in unſere Gärten hinein, ſtellt ſich mitten in die Städte, ohne vor ihrem Getümmel zu erſchrecken *), und überall ein willkommener Gaſt, entrichtet er den Zoll, den er der Geſellſchaft ſchuldet, durch Dienſte. Geſitteter, iſt er auch fruchtbarer, zahlreicher und allgemeiner verbreitet, als der ſchwarze Storch, der auf gewiſſe Länder und immer auf Einöden eingeſchränkt zu ſein ſcheint.

Dieſer weiße Storch iſt nicht ſo groß wie der Kranich, größer als der Reiher; ſeine Länge, von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes, beträgt 3½ Fuß und bis zu dem der Nägel 4 Fuß; der Schnabel hat von der Spitze bis zu den Winkeln faſt 7 Zoll; der Fuß 8, der nackte Theil der Beine 5, und die Flugweite ſeiner Flügel über 6 Fuß; man kann

*) Ein Zeugniß hiefür iſt das Storchenneſt auf dem Tempel der Eintracht, auf dem Kapitolium, von dem Juvenal (Satyr. 1. V. 116) redet, nnd das ma= auf Münzen des Hadrian abgebildet ſieht.

ſich leicht ein Bild von ihm entwerfen; der Körper iſt glänzend weiß und die Flügel ſind ſchwarz, eine Eigenthümlichkeit, wonach die Griechen ſeinen Namen *) gebildet haben; die Füße und der Schnabel ſind roth und ſein langer Hals iſt gebogen; das ſind ſeine Hauptzüge. Betrachtet man ihn aber genauer, ſo nimmt man auf den Flügeln veilchenblaue Widerſcheine und einige braune Anſtriche wahr; breitet man die Flügeln aus, ſo zählt man 30 Schwungfedern; ſie bilden eine doppelte Schweifung; die nächſten am Körper ſind nämlich faſt ſo lang wie die äußerſten und kommen ihnen gleich, wenn der Flügel eingezogen iſt. In dieſem Zuſtande bedecken die Flügel den Schwanz, und wenn ſie offen oder zum Fluge ausgebreitet ſind, zeigen die größten Schwungfedern eine ſeltſame Anordnung; die 8 bis 9 erſten trennen ſich voneinander und ſcheinen auseinander zu gehen, ſo, daß zwiſchen jeder ein leerer Raum übrig iſt, was man bei keinem andern Vogel ſieht. Die Federn unten am Halſe ſind weiß, etwas lang und herabhangend und hiedurch nähern ſich die Storche den Reihern, ihr Hals aber iſt kürzer und dicker. Der Ring um die Augen iſt nackt und mit einer gerunzelten, röthlich ſchwarzen Haut bedeckt. Die Füße ſind mit Schuppen, wie mit 6winkligen Täfelchen bedeckt, die um ſo breiter ſind, je höher ſie ſtehen; Spuren einer Schwimmhaut zeigen ſich zwiſchen der großen und der innern Zehe bis zum erſten Gelenk und ſcheinen, indem ſie auf der äußern Zehe weiter nach vorne reichen, die Stufe zu bilden, auf welche die Natur von den ſpaltfüßigen Vögeln zu den ſchwimm= und ruderfüßigen Thieren übergeht; die Nägel ſind ſtumpf, breit, platt und nähern ſich ſo ziemlich der Form der menſchlichen Nägel.

Der Storch hat einen kräftigen und anhaltenden Flug, wie alle Vögel mit ſehr weiten Flügeln und kurzem Schwanze; beim Fluge hält er den Kopf ſteif nach vorne und die Pfoten nach hinten ausgeſtreckt, um ihm als Steuerruder zu dienen; er ſteigt ſehr hoch in die Höhe und macht lange Reiſen, ſelbſt in den ſtürmiſchen Jahreszeiten; in Deutſchland ſieht man die Störche gegen den 8. bis 10. Mai ankommen; in den franzöſiſchen Landſchaften treffen ſie vor dieſer Zeit ein. Gesner ſagt, ſie zögen den Schwalben voraus und kämen im April, und zuweilen früher in der Schweiz an; in Elſaß zeigen ſie ſich im März und ſelbſt zu Ende des Februar; ihre Rückkehr iſt überall von angenehmer Vorbedeutung und ihr Erſcheinen verkündet den Frühling; auch ſcheinen ſie nur anzukommen, um ſich den zarten Regungen, welche dieſe Jahreszeit einflößt, hinzugeben. Aldrovande ſchildert mit Wärme die Zeichen der Luſt und Liebe, den Eifer und die Liebkoſungen des Männchens und des Weibchens, wenn ſie nach einer langen Reiſe auf ihre Neſter angekommen ſind; denn die Störche kehren beſtändig nach den=

*) Pelon argon.

ſelben Oertern zurück, und wenn ihr Neſt zerſtört wird, ſo bauen ſie ſich es von Neuem aus Holzſplittern und Sumpfgräſern, die ſie in großer Menge aufſchichten. Gewöhnlich bauen ſie es auf hohen Giebeln, auf Thurmzinnen und zuweilen auf großen Bäumen am Rande des Waſſers oder auf der Spitze eines ſchroffen Felſens *).

In Frankreich ſtellte man zu Belons Zeit Räder oben auf die Dächer, um dieſe Vögel zu veranlaſſen, auf ihnen ihr Neſt zu bauen; in Deutſchland und im Elſaß beſteht dieſer Gebrauch noch, und in Holland ſetzt man zu dieſem Zweck viereckige Kaſten auf die Giebel der Gebäude **).

In der Ruhe ſteht der Storch auf einem Fuß, der Hals iſt zurückgebogen und der Kopf liegt rückwärts auf der Schulter; ſie lauern auf die Bewegung irgend eines Kriechers, den ſie mit einem durchbohrenden Blick anſtarren; die Fröſche, Eidechſen, Blindſchleichen und kleinen Fiſche, ſind die Beute, die er in den Sümpfen oder auf dem Ufer der Gewäſſer oder in den feuchten Thälern aufſucht.

Er geht wie der Kranich, mit dem Fuß in großen gemeſſenen Schritten voranſchreitend; wird er gereizt oder beunruhigt, oder bewegt ihn die Liebe, ſo macht er mit ſeinem Schnabel ein trockenes und wiederholtes Geklapper, das die Alten durch die nachahmenden Wörter crepitat, glotterat, wiedergegeben, und Petronius ſehr gut mit dem Geräuſch einer Kinderklapper vergleicht ***); alsdann dreht er den Kopf der Geſtalt herum, daß der äußere Kiefer oben iſt und der Schnabel faſt gleichläufig auf dem Rücken liegt. In dieſer Lage ſchlagen die beiden Kiefer lebhaft aneinander; in dem Maß aber, worin er den Hals in die Höhe richtet, läßt das Geklapper nach und hört auf, wenn er in ſeine natürliche Stellung zurückkommt. Uebrigens iſt dieſes Geräuſch das einzige, das der Storch hören läßt, und die Alten haben wahrſcheinlich deswegen, weil er ſtumm zu ſein ſcheint, gedacht, daß er keine Zunge hätte. Dieſe Zunge iſt freilich kurz und liegt am Eingange des Speiſeſchlundes verſteckt, wie bei allen langſchnäbligen Vögeln, die auch auf eine eigenthümliche Weiſe durch ein gewiſſes Drehen des Schnabels ihre

*) In dieſem Sinne muß man verſtehen, was Varro ſagt, er niſte auf dem Felde, in tecto ut hirundines, in agro ut ciconia, da er anderswo in Bezug auf die Ankunft des Storches in Italien ſelbſt bemerkt, er lege ſein Neſt vorzugsweiſe auf Gebäuden an.

**) Lady Montague ſagt in ihren Briefen, Nro. 32, in Konſtantinopel niſteten die Störche in den Straßen am Boden. Wenn ſie ſich nicht in Betreff der Art dieſer Vögel geirrt hat, ſo muß der Schutz, deſſen ſich der Storch in der Türkei erfreut, ihm eine ſeltene Kühnheit verliehen haben; denn in unſern Gegenden ſind die Sitzpunkte, die er vorzieht, immer die unzugänglichſten, welche die ganze Umgegend beherrſchen und nicht in ſein Neſt zu ſehen geſtatten.

***) Krotaliſtria, ein Beiwort, das ſchon bei Publius Sirius dem Storch gegeben wird.

Speiſen bis in die Kehle herunterbringen. Ariſtoteles macht eine andere Bemerkung über dieſe langhälſigen und langſchnäbligen Vögel, daß ſie nämlich alle einen flüſſigern Koth von ſich geben als die andern Vögel.

Der Storch legt nicht über 4 Eier und oft nicht mehr als 2; ſie ſind ſchmutzig weiß und gelblich, nicht ganz ſo groß, aber etwas länger als die Gänſeeier; das Männchen bebrütet ſie in der Zeit, worin das Weibchen ſich ſein Futter holt. Die Eier brechen nach einem Monat auf; die Eltern verdoppeln alsdann ihre Thätigkeit, um ihren Jungen die Nahrung zu bringen, die ſie mit aufgerichtetem Leibe und unter einer Art Pfeifen zu ſich nehmen *). Uebrigens entfernen ſich die Eltern nie beide zugleich vom Neſt; und während einer auf der Jagd iſt, ſieht man den andern in der Umgebung auf einem Beine ſtehen, das Auge immer auf ſeine Jungen gerichtet. Im erſten Alter ſind ſie mit einem braunen Flaum bedeckt; noch nicht ſtark genug, ſich auf ihren dünnen und ſchmächtigen Beinen zu halten, ſchleppen ſie ſich im Neſt auf ihren Knieen fort. Wenn ihre Flügel zu wachſen anfangen, üben ſie ſich im Flattern über dem Neſt; oft aber tritt der Fall ein, daß einige bei dieſer Uebung herunterfallen und nicht wieder in die Höhe kommen können. Nachher, wenn ſie ſich in die Lüfte zu wagen anfangen, führt die Mutter ſie und übt ſie in kleinen Kreisflügen um das Neſt herum und bringt ſie wieder in daſſelbe hinein; endlich nehmen die ſchon ſtarken jungen Störche in den letzten Tagen des Auguſt, der Zeit ihrer Abreiſe, mit den älteſten ihren Aufflug. Die Griechen hatten in einer Ebene Aſiens, das Schlangenufer genannt, ihren Sammelplatz bemerkt, dort kamen ſie zuſammen, wie ſie noch jetzt in einigen Gegenden der Levante und ſelbſt in unſern europäiſchen Landſchaften, wie in Brandenburg und ſonſt, ſich verſammeln.

Wenn ſie zur Abreiſe vereinigt ſind, hört man ſie häufig klappern, und es herrſcht eine große Bewegung unter dem Trupp; alle ſcheinen ſich zu ſuchen, ſich wieder zu erkennen und ſich Nachricht von der allgemeinen Abfahrt zu geben, zu der das Zeichen in unſern Gegenden der Nordwind iſt. Sie ſteigen alle zugleich in die Höhe und verlieren ſich in einigen Augenblicken hoch in den Lüften. Klein erzählt, daß man ihn gerufen hatte, dem Schauſpiel zuzuſehen, er aber einen Augenblick zu ſpät gekommen und ſchon Alles verſchwunden war. In der That, dieſe Abreiſe iſt um ſo ſchwerer zu beobachten, als ſie in der Stille **) und oft in der Nacht vor ſich geht.

*) Aelian hat geſagt, der Storch ſpeie ſeinen Jungen ihre Nahrung ein, was man nicht von theilweiſe verdauten Speiſen verſtehen muß, ſondern von der friſchen Beute, die er aus dem Speiſeſchlund von ſich gibt und ſelbſt aus dem Magen wieder geben kann, deſſen Oeffnung breit genug iſt, um ihren Ausgang zu geſtatten.

**) Belon ſagt, ſie würde nicht bemerkt, weil ſie ohne Geräuſch und ohne Geſchrei

Man will bemerkt haben, daß die Störche auf ihrer Reiſe, ehe ſie den Flug über das Mittelmeer verſuchen, in der Gegend von Aix in der Provence ſich zahlreich niederlaſſen. Uebrigens ſcheint es, daß dieſe Abreiſe in den warmen Ländern ſpäter vor ſich geht, da Plinius ſagt: Nach der Abreiſe des Storchs iſt keine Zeit mehr zum Säen.

Obgleich die Alten die Wanderungen der Störche bemerkt haben, wußten ſie nicht, nach welchen Gegenden ſie hinzogen; einige neuere Reiſende aber haben uns hierüber gute Beobachtungen mitgetheilt; ſie haben im Herbſt die ägyptiſchen Ebenen mit dieſen Vögeln ganz bedeckt geſehen. „Es iſt ganz ausgemacht, ſagt Belon, daß die Störche ſich im Winter in Aegypten und Afrika aufhalten; denn wir haben Zeugen, daß die ägyptiſchen Ebenen weiß von ihnen waren, ſo viele gab es ihrer vom September und Oktober an, weil es ihnen dorten während der Ueberſchwemmung und nach ihr nicht an Futter gebricht; dieweil ſie aber den Sommer dorten wegen ſeiner heftigen Hitze unerträglich finden, kommen ſie in unſere Gegenden, die ihnen alsdann gemäßigt ſind, und kehren im Winter wieder weg, um der allzu übermäßigen Kälte auszuweichen; hierin im Gegenſatz mit den Kranichen; denn die Kraniche und Gänſe beſuchen uns im Winter, wann die Störche abweſend ſind.“ Dieſer ſehr bedeutende Unterſchied rührt von der Verſchiedenheit der Gegenden her, worin ſich dieſe Vögel aufhalten; die Kraniche und Gänſe kommen aus dem Norden, deſſen große Kälte ſie fliehen; die Störche kommen aus dem Süden, um ſeiner Hitze auszuweichen *).

Belon ſagt auch, er habe ſie in der Gegend des Berges Amanus, nach Antiochia hin, überwintern und zu Ende des Auguſt in Schaaren von 3- bis 4000 von Rußland und der Türkei her gegen Olbydus hinziehen ſehen; ſie fliegen über den Hellespont; dann theilen ſie ſich auf der Höhe von Tenedos und fliegen in kleinern Haufen alle gegen Süden hin.

flögen, wogegen die Kraniche und die wilden Gänſe im Fliegen viel Geſchrei machten.

*) Mehrere Schriftſteller haben behauptet, die Störche entfernten ſich im Winter nicht und brächten ihn in Höhlen oder gar auf dem Boden der Seen zu. Es war dieſes die durchgängige Meinung Alberts des Großen. Klein erzählt von zwei Störchen, die bei Elbing aus Teichen herausgezogen worden. Gervais von Tilbury redet von andern Störchen, die man wie in einen Knäuel zuſammengedrängt in einem See bei Arles fand; Merula bei Aldrovande von denen, welche Fiſcher aus dem Comerſee herausgezogen, und Fulgoſe von andern, die bei Metz gefiſcht worden. Martin Schoockius, der ein zu Gröningen 1648 gedrucktes Werkchen über den Storch geſchrieben, unterſtützt dieſe Zeugniſſe; allein die Geſchichte der Wanderungen des Storchs iſt zu gut bekannt, um nicht die obenerwähnten Vorfälle, wenn man ſie anders für gewiß halten kann, bloßen Zufälligkeiten zuzuſchreiben. Man ſehe dieſe Frage und die Unterſuchung alles deſſen, was man über die Vögel geſagt, die den Winter im Waſſer zubringen ſollen, in dem Aufſatz über die Schwalbe ausführlicher erörtert.

Der Doktor Shaw hat vom Fuße des Karmels, um die Mitte Aprils 1722, den Zug der Störche von Aegypten nach Aſien geſehen. „Unſer Schiff, ſagt dieſer Reiſende, lag unter dem Karmel vor Anker, als ich drei Flüge Störche ſah, deren jeder drei Stunden gebrauchte, um vorüberzufliegen und mehr als eine halbe Stunde breit war.“ Maillet ſagt, er habe die Störche gegen Ende Aprils aus Oberägypten herabkommen und auf dem Delta Halt machen ſehen, von dem jedoch die Ueberſchwemmung des Nils ſie bald wegtreibt *).

Dieſe Vögel, die, ſo zu ſagen, von einer Himmelsgegend zur andern ziehen, kennen die Strenge des Winters nicht; ihr Jahr beſteht aus zwei Sommern und ſie genießen auch zweimal die Freuden der Zeit der Liebe; es iſt eine ſehr merkwürdige Eigenthümlichkeit in ihrer Naturgeſchichte, und Belon verſichert es ausdrücklich vom Storch, der, ſagt er, in Aegypten zum zweitenmal brütet.

Man behauptet, in England ſehe man keine Störche, wenn ſie nicht etwa durch einen Sturm dahin getrieben würden. Albin führt als eine Seltenheit zwei Störche an, die er zu Edger in Midleſſex geſehen; Willughby ſagt, derjenige, deſſen Abbildung er mittheile, ſei ihm von der Küſte von Norfolk, wo er zufällig heruntergefallen, zugeſchickt worden. Auch in Schottland zeigt er ſich nicht, wenn man nach dem Schweigen Sibbalds darüber urtheilen ſoll. Indeſſen begiebt ſich der Storch ziemlich weit in die nördlichen Gegenden Europas; er findet ſich nach Linné in Schweden und beſonders in Skanien, in Dänemark, Sibirien, Mangaſe am Jeniſei und ſelbſt im Lande der Jakuten; auch in Ungarn, Polen und Lithauen, ſieht man Störche in ſehr großer Menge; man trifft ſie in der Türkei und in Perſien, wo Bruyn ihr Neſt auf den Trümmern von Perſopolis abgebildet bemerkt hat, und wenn man dieſem Schriftſteller glauben will, findet ſich der Storch ſogar in ganz Aſien, mit Ausnahme der Wüſten, die er zu vermeiden ſcheint, und des dürren Bodens, wo er nicht leben kann.

Aldrovande verſichert, in dem Gebiete von Bologna finde man keine Störche; ſie ſind auch in ganz Italien ſelten, wo Willughby während eines 26jährigen Aufenthalts ihrer nur einmal geſehen, und Aldrovande ihrer nie geſehen zu haben geſteht; indeſſen ſcheint es nach den Zeugniſſen des Plinius und des Varro, daß ſie früher daſelbſt häufig waren, und man kann wohl

*) Zuweilen findet man unter den Störchen auf ihrem Zuge Krähen, was die Meinung veranlaßt hat, die man bei dem h. Baſilius und bei Iſidor findet, daß die Krähen den Störchen auf ihrer Wanderung zu Wegweiſern und zur Begleitung dienen. Die Alten haben auch von den Kämpfen des Storchs mit den Raben, Hähern und andern Vogelarten viel geredet. Wenn ihre Schwärme aus Sibirien und Aegypten zurückkommen, treffen ſie ſich in Lyzien und am Fluſſe Xanthus.

nicht zweifeln, daß ſie auf ihrer Reiſe aus Deutſchland nach Afrika oder auf ihrem Rückwege über Italien und die Eilande des Mittelmeers kommen. Kämpfer ſagt, in Japan wohne der Storch das ganze Jahr hindurch; es würde das einzige Land ſein, wo er beſtändig bliebe; in allen andern, wie in unſern Gegenden, kömmt und geht er wieder einige Monate hernach. Lothringen und Elſaß ſind die franzöſiſchen Landſchaften, wo die Störche in größeren Menge durchkommen; ſie bauen dort ſelbſt ihre Neſter, und im untern Elſaß gibt es wenige Dörfer oder Flecken, wo man nicht einige Storchenneſter auf den Kirchthürmen ſähe.

Der Storch hat eine ziemlich ſanfte Gemüthsart; er iſt weder mißtrauiſch, noch wild und läßt ſich leicht zähmen und daran gewöhnen, in unſern Gärten zu bleiben, die er von Kerbthieren und Würmern reinigt; es ſcheint, daß er eine Vorſtellung von Reinlichkeit hat; denn, um ſeine Auswürfe von ſich zu geben, ſucht er die entlegenen Orte auf; faſt immer hat er ein trauriges Ausſehen und eine düſtere Miene; indeſſen überläßt er ſich dennoch einer gewiſſen Munterkeit, wenn er durch das Beiſpiel dazu angetrieben wird; denn er läßt ſich mit den Kindern in Kurzweil ein und hüpft und ſpielt mit ihnen; in der Hausgenoſſenſchaft lebt er lange und erträgt die Strenge unſerer Winter.

Man legt dieſem Vogel ſittliche Tugenden bei, deren Bild immer achtungswerth iſt. Maaßhaltung, eheliche Treue, kindliche und elterliche Liebe*). Allerdings ernährt der Storch ſeine Jungen ſehr lange und verläßt ſie nicht, bevor er ſie ſtark genug ſieht, um ſich ſelbſt vertheidigen und verſorgen zu können. Wenn ſie aus dem Neſte zu flattern und ſich in den Lüften zu verſuchen anfangen, trägt er ſie auf ſeine Flügeln, in der Gefahr vertheidigt er ſie, und man hat geſehen, wie er unvermögend, ſie zu retten, lieber mit ihnen umkommen, als ſie Preis geben wollte**). Man hat ihn ſelbſt Zeichen der Anhänglichkeit und ſogar Erkenntlichkeit für die Oerter und die Perſonen, die ihn gaſtlich aufgenommen haben, an Tag legen ſehen. Man verſichert, man habe ihn beim Vorüberfliegen vor den Thoren klappern hören, gleichſam um ſeine Rückkehr zu melden, und bei dem Wegziehen ein ähnliches Zeichen des Abſchieds geben hören; allein dieſe ſittlichen Eigenſchaften ſind nichts gegen die Liebe und die zarte Sorgfalt, welche dieſe Vögel ihren zu ſchwachen oder zu alten Eltern widmen; oft hat man junge und kräftige Störche andern Nahrung bringen ſehen, die auf dem Rande des Neſtes ſitzend, kränklich und geſchwächt ausſahen. Mochten ſie es nun durch irgend

*) Daher nennt ihn Petronius pietaticultrix.

**) Man ſehe bei Hadrian Julius die in Holland berühmte Geſchichte des Storchs in Delft, der bei dem Brande dieſer Stadt, nachdem er ſich vergebens bemüht, ſeine Jungen fort zu bringen, ſich mit ihnen verbrennen ließ.

einen vorübergehenden Zufall ſein, oder mag wirklich der Storch, wie die Alten behauptet haben, den rührenden Trieb beſitzen, das Alter zu erleichtern, und die Natur dadurch, daß ſie dieſe frommen Gefühle, denen die menſchlichen Herzen nur zu oft ungetreu ſind, ſelbſt in das Herz der Thiere pflanzte, uns ein Beiſpiel aufſtellen wollen. Das Geſetz, ſeine Eltern zu ernähren, wurde bei den Griechen ihnen zu Ehre gegeben und nach ihrem Namen genannt; Ariſtophanes gebraucht dieſes zu einem bittern Spott auf den Menſchen.

Aelian verſichert, die ſittlichen Tugenden des Storchs wären die erſte Urſache ſeiner Verehrung und Heilighaltung bei den Aegyptern *), und vielleicht ein Ueberbleibſel jener alten Meinung iſt das jetzt herrſchende Vorurtheil des Volkes, welches ſich überzeugt hält, daß er dem Hauſe, auf dem er ſich niederläßt, Glück bringe.

Bei den Alten war es ein Verbrechen, einen Storch, den Feind der ſchädlichen Arten, zu tödten; in Theſſalien ſtand die Todesſtrafe auf die Ermordung eines dieſer Vögel; ſo werthvoll waren ſie dieſem Lande, das ſie von den Schlangen reinigten; in der Levante bewahrt man zum Theil noch dieſe Verehrung für den Storch; bei den Römern aß man ihn nicht; ein Mann, der ſich aus einer wunderlichen Ueppigkeit einen auftragen ließ, wurde durch die Neckereien des Volkes dafür beſtraft. Uebrigens iſt ſein Fleiſch nicht gut genug, um geſucht zu ſein; und zu unſerm Freunde und faſt zu unſerm Hausgenoſſen geboren, iſt dieſer Vogel nicht geſchaffen, um unſer Schlachtopfer zu ſein.

Der ſchwarze Storch.

Obgleich in allen Sprachen dieſer Vogel mit der Benennung ſchwarzer Storch bezeichnet wird, geſchieht dieſes dennoch mehr zum Gegenſatze gegen

*) Alexander von Myndes bei Aelian, ſagt: die altersſchwachen Störche begeben ſich nach gewiſſen Eilanden im Weltmeer, und würden dort zum Lohn für ihre kindliche und elterliche Liebe in Menſchen verwandelt. Bei der Vogelſchau bedeutete das Erſcheinen des Storches Einigkeit und Eintracht; ſeine Abreiſe während eines Unglücks war von der unheilvollſten Vorbedeutung. Paulus Diakonus ſagt, Attila hätte die Eroberung Aquilejas, deſſen Belagerung er eben aufheben wollte, von neuem verſucht, weil er Störche mit ihren Jungen aus der Stadt entfliehen ſah; in den Hieroglyphen bedeutete er Frommſinn und Wohlthätigkeit, Tugenden, die ſein Name in einer der älteſten Sprache ausdrückt. (Chasida in Hebräiſch, fromm, wohlthätig; nach Bochard, Chazir, fromm, wohlthätig), und als deren Sinnbild man ihn oft ſieht, wie auf jenen beiden ſchönen Münzen des Lucius Antonius, die ſich beim Fulvius Urſinus finden und auf 2 andern des Quintus Metellus, der nach Paterkulus den Beinamen der Fromme führte.

das glänzende Weiß des weißen Storchs, da die die wahre Farbe ſeines Gefieders überhaupt ein mit ſchönen ſchillernden Farben untermiſchtes Braun iſt, welches von weitem ſchwarz ausſieht.

Auf dem Rücken, dem Bürzel, den Schultern und den Flügelbedeckungen hat er jene ins Veilchenblaue und Goldgrüne ſchillernde Farbe; die Bruſt, der Bauch und die Schenkel ſind weiß; ebenſo die Bedeckungen der Unterſeite des Schwanzes, der aus 12 Steuerfedern mit veilchenblauen und grünen Widerſcheinen beſteht. Den Flügel bilden 30 Schwungfedern von ſchillerndem Braun mit Widerſcheinen, worin auf den 10 erſten das Grüne und auf den 20 andern das Veilchenblaue ſtärker iſt; die Federn ſind da, wo der Hals anfängt, braun, mit veilchenblauem Schimmer und an der Spitze verwaſchen graulich; die Kehle und der Hals ſind mit kleinen, braunen Federn bedeckt, die an der Spitze einen weißlichen Punkt haben. Dieſes Merkmal fehlt jedoch bei einigen Einzelen; oben iſt der Kopf braun mit einem veilchenblauen und goldgrünem Schimmer; eine ſtarke rothe Haut umgibt das Auge; der Schnabel iſt ebenfalls roth, ſowie auch der nackte Theil der Beine, die Füße und die Nägel, worin jedoch einige Abwechſelung ſtatt zu finden ſcheint, da mehrere Schriftſteller, wie Willughby, den Schnabel und die Füße grünlich ſein laſſen; er iſt nicht ganz ſo groß, wie der weiße Storch; die ausgeſpannten Flügel haben 5 Fuß 6 Zoll.

Wild und einſiedleriſch flieht der ſchwarze Storch, Nro. 399, die menſchlichen Wohnungen und beſucht nur die abgelegenen Sümpfe; er niſtet in dem Dickicht der Wälder auf alten Bäumen und beſonders auf den höchſten Tannen. Auf den Schweizeralpen iſt er ſehr gemein; am Ufer der Seine ſieht man ihn auf ſeine Beute lauern, über dem Waſſer fliegen und zuweilen ſich raſch hineintauchen, um einen Fiſch zu ergreifen; indeſſen beſchränkt er ſich nicht aufs fiſchen, um zu leben; er lieſt auch auf den Weiden und Wieſen der Gebirge die Kerbthtere auf; in ſeinen Eingeweiden findet man Ueberbleibſel von Käfern; und wenn Plinius geſagt hat, auf den Alpen hätte man den Ibis geſehen, ſo hat er den ſchwarzen Storch für den ägyptiſchen Vogel gehalten.

Man findet ihn in Polen, Preußen, Lithauen, Schleſien und mehreren andern Gegenden Deutſchlands; er dringt ſelbſt bis nach Schweden, überall die ſumpfigen und öden Gegenden aufſuchend. So wild er auch ausſehe, man fängt und zähmt ihn ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade; Klein verſichert, er habe einen in einem Garten einige Jabre lang ernährt; wir ſind nicht durch Zeugniſſe gewiß, daß er, wie der weiße Storch, reiſe, und wiſſen nicht, ob die Zeiten ſeiner Wanderungen dieſelben ſind; indeſſen hat man allen Grund, es zu glauben; denn während des Winters könnte er, ſelbſt in unſern Gegenden, ſeine Nahrung nicht finden.

Seine Art iſt nicht ſo zahlreich und nicht ſo weit verbreitet, wie die des weißen Storchs; er ſiedelt ſich nicht an denſelben Orten an, ſondern ſcheint ihn in den Ländern zu erſetzen, die er zu bewohnen verſäumt hat. Wormius bemerkt, der ſchwarze Storch ſei in der Schweiz ſehr häufig und dagegen ganz ſelten in Holland, wo bekanntlich die weißen Störche ſehr zahlreich ſind; indeſſen iſt der ſchwarze Storch in Italien nicht ſo ſelten, wie der weiße, und man ſieht ihn, laut Willughby's Angabe, ziemlich oft mit andern Strandvögeln auf den Märkten von Rom, obgleich ſein Fleiſch einen ſchlechten Saft, einen ſtarken Fiſchgeſchmack und einen Wildgeruch, hat.

Fremde Vögel,
die mit dem Storch verwandt ſind.

Der Maguari.

Der Maguari iſt ein großer Vogel der heißen Gegenden Amerikas, von dem Marcgrave zuerſt geſprochen hat. Er iſt ſo groß, wie der Storch, und klappert wie er, mit ſeinem graden und ſpitzigen, an der Wurzel grünlichen, an der Spitze bläulichen und 9 Zoll langen Schnabel. Der ganze Körper, der Kopf, der Hals und der Schwanz haben weiße, etwas lange und unten am Halſe herabhangende Federn; die Schwungfedern und die großen Bedeckungen des Flügels ſind ſchwarz mit grünem Schimmer, und, wenn er eingezogen iſt, die zunächſt am Körper ſtehenden Schwungfedern den äußerſten gleich, was bei allen Strandvögeln gewöhnlich der Fall iſt. Der Augenumring des Maguaris iſt unbeſiedert und mit einer lebhaft rothen Haut bedeckt; ſeine Kehle iſt ebenſo mit einer Haut verſehen, die er zu einer Taſche anſchwellen kann; das Auge iſt klein und funkelnd; die Regenbogenhaut ſilberweiß; der nackte Theil des Beines und die Füße ſind roth; die Nägel von derſelben Farbe breit und platt; wir wiſſen nicht, ob dieſer Vogel, wie der Storch, reiſet, deſſen Vertreter er in der neuen Welt zu ſein ſcheint. Das Geſetz des Himmelsſtriches ſcheint ihn, und außer ihm, alle andere Vögel dieſer Gegenden, wo immer gleiche Jahreszeiten und die unaufhörlich fruchtbare Erde ſie, ohne das Bedürfniß und ohne alles Verlangen, die Himmelsgegend zu verändern, zurückhalten, davon zu entbinden. Eben ſo ſind uns die andern natürlichen Gewohnheiten dieſes Vogels und faſt alle Thatſachen unbekannt, die ſich an die Naturgeſchichte der weiten Gegenden der neuen Welt beziehen; darf man aber hierüber ſich beklagen, oder ſelbſt ſich verwundern, wenn man weiß, daß Europa während ſo langer Zeit nach dieſen neuen Erdſtrichen nur für die Schönheiten der Natur verſchloſſene Augen und für die Gefühle, die ſie einflößt, noch minder geöffnete Herzen ſchickte?

Der Kurikaka.

Dieſer in Guiana, Braſilien und in einigen Gegenden Nordamerikas, wo er reiſet, einheimiſche Vogel, Nro. 868, iſt ſo groß, wie der Storch, hat aber einen dünnern, ſchmächtigern Leib und kommt nur durch die Länge ſeines Halſes und ſeiner Beine, die verhältnißmäßig größer ſind, der Höhe des Storchs gleicht; er unterſcheidet ſich auch im Schnabel von ihm, der auf drei Viertel ſeiner Länge gerade, aber an ſeiner Spitze gebogen, ſehr ſtark, dick, ohne Falzen, in ſeiner Ründe glatt iſt, nach dem Kopfe hin immer dicker wird und hier 6 bis 7 Zoll im Umfang hat und beinahe 8 Zoll lang iſt; dieſer dicke und lange Schnabel iſt von ſehr hartem Stoff und an den Rändern ſcharf. Das Hinterhaupt und der Obertheil des Halſes ſind mit kleinen, braunen, obgleich dünnen Federn bedeckt; die Schwung- und Steuerfedern ſind ſchwarz mit einigen bläulichen und röthlichen Widerſcheinen; das ganze übrige Gefieder iſt weiß. Die Stirn iſt kahl und wie der Augenumring nur mit einer dunkelblauen Haut bedeckt. Die ebenſo unbefiederte Kehle iſt mit einer Haut bekleidet, welche ſich aufſchwellen und ausſpannen läßt, weshalb Catesby dieſem Vogel den Namen Waldpelikan (wood-pelican) gegeben hat, eine ſchlecht gewählte Benennung; denn die kleine Taſche des Kurikakas iſt von der des Storchs verſchieden, der die Haut ſeiner Kehle ebenfalls erweitern kann, wogegen der Pelikan einen großen Beutel unter dem Schnabel trägt und überdies Ruderfüße hat. H. Briſſon irrt ſich darin, daß er den Kurikaka zur Gattung der Kurli zieht, mit denen er keine Verwandtſchaft, keine Aehnlichkeit hat. Die Urſache dieſes Irrthums ſcheint Piſon zu ſein durch ſeinen Vergleich dieſes Vogels mit des Cluſius indiſchem Kurli, welches der rothe Kurli iſt; und dieſes Verſehen iſt um ſo unverzeihlicher, als ihn Piſon in der folgenden Zeile dem Schwan an Größe gleich ſein läßt; weniger irrt er ſich darin, daß er in ſeinem Schnabel eine Aehnlichkeit mit dem Schnabel des Ibis findet, der wirklich von dem des Kurlis verſchieden iſt.

Wie dem auch ſei, dieſer große Vogel iſt nach Marcgrave am Seregippe oder St. Franzfluſſe häufig; er iſt uns aus Guiana geſchickt worden und derſelbe, den Barrere unter dem Namen krummſchnäbliger Kranich und großer amerikaniſcher Kurli bezeichnet; eine Benennung, worin ſich diejenigen könnten geirrt haben, die aus dieſem Vogel einen Kurli gemacht haben, die aber H. Briſſon durch einen andern Irrthum auf den Jabiru bezogen hat.

Uebrigens belehrt uns Catesby, daß jährlich gegen Ende des Sommers, die Zeit, worin in Karolina das Regenwetter eintritt, zahlreiche Flüge Kurikakae nach dieſem Lande kommen. Sie beſuchen die durch dieſen Regen

überſchwemmten Savannen, ſetzen ſich in großer Menge auf die höchſten Cypreſſen *), halten ſich hier in einer ſehr geraden Stellung und laſſen ihren ſchweren Schnabel auf ihrem zurückgebogenen Halſe ruhen; vor dem November ziehen ſie wieder ab. Catesby fügt hinzu, es ſeien dumme Vögel, die ſich durch nichts verſcheuchen ließen und die man nach Bequemlichkeit ſchießen könne; ihr Fleiſch ſei ſehr gut zu genießen, obwohl ſie ſich nur von Fiſchen und Waſſerthieren ernähren.

Der Jabiru.

Während die Natur auf den überſchwemmten Gebieten des Amazonenfluſſes und des Orinoko die kriechenden Thiere vervielfältigt hat, ſcheint ſie zu gleicher Zeit die Vögel, welche dieſe ſchädlichen Thier ausrotten, erzeugt, und ſelbſt ihre Stärke mit der der gewaltigen Schlangen, die ſie ihnen zu bekämpfen gab, und ihren Wuchs mit der Tiefe des Schlamms, auf dem ſie ihnen umherzuirren gebot, in gehörigem Verhältniſſe geſchaffen zu haben. Einer dieſer Vögel iſt der Jabiru, Nro. 817, weit größer als der Storch, höher als der Kranich, doppelt ſo dick, und der erſte der Strandvögel, wenn man der Größe und der Stärke den Vorrang gibt.

Der Schnabel des Jabirus iſt eine mächtige Waffe, er iſt 13 Zoll lang und an der Wurzel 3 breit; ſpitz, ſcharf an den Seiten, wie eine Axt, abgeflacht und ſteht in einem breiten Kopf, der auf einem dicken und nervigen Halſe ruht. Dieſer aus hartem Horn gebildete Schnabel iſt oben leicht bogenförmig gekrümmt, eine Eigenſchaft, deren erſte Spur man im Schnabel des ſchwarzen Storchs findet; der Kopf und $^2/_3$ des Halſes des Jabirus ſind mit einer ſchwarzen und nackten Haut, der Hinterkopf mit einigen grauen Haaren bedeckt; die Haut unten am Halſe iſt 4 bis 5 Zoll hoch, lebhaft roth und bildet ein ſchönes und breites Halsband; das Gefieder iſt ganz weiß; der Schnabel ſchwarz; die Beine kräftig, wie der Schnabel mit großen, ſchwarzen Schuppen bedeckt und 5 Zoll hoch unbefiedert; der Fuß hat 13 Zoll; an den Zehen zeigt ſich die Schwimmhaut, die über $1^1/_2$ Zoll weit die äußere Zehe mit der Mittelzehe verbindet.

Willughby ſagt, der Jabiru ſei dem Schwan an Größe wenigſtens gleich, und das iſt wahr, wenn man ſich den Körper des Schwans nicht ſo dick und mehr geſtreckt und den des Jabirus auf ſehr hohen Beinen ruhend denkt; er fügt hinzu, ſein Hals ſei ſo dick, wie ein Mannsarm, was wiederum richtig iſt; übrigens, ſagt er, die Haut am Halſe ſei weiß und nicht roth, was von der Verſchiedenheit zwiſchen dem todten und dem lebendigen herkommen kann, da die rothe Farbe an dem Vogel, der im königl. Kabinet iſt, nachge-

*) Eine Art nordamerikaniſcher Bäume, die von unſern Cypreſſen verſchieden ſind.

färbt worden; der Schwanz iſt breit und reicht nicht über die eingezogenen Flügel hinaus; der Vogel hat, wenn er ſteht, wenigſtens 4½ Fuß in ſenkrechter Höhe, was, wenn man ihn ausgeſpannt denkt, bei der Länge ſeines Schnabels, beinahe 6 Fuß ausmachen würde; es iſt der größte Vogel in Guiana.

Jonſton und Willughby haben, in Betreff des Jabirus nur Marcgrave abgeſchrieben; auch haben ſie ſeine Abbildungen ſammt den Fehlern, die ſich darin finden, abgezeichnet; bei Marcgrave ſelbſt iſt eine Verwirrung oder vielmehr ein Verſehen des Herausgebers, das unſere Namengeber nicht etwa berichtigt, ſondern im Gegentheile vermehrt haben und das wir hier aufzuhellen verſuchen wollen.

„Der Jabiru, der Braſilier, den die Holländer Negro genannt haben, ſagt Marcgrave, hat einen dickern und eben ſo langen Körper, als der Schwan, und der Hals iſt ſo dick, wie der Arm eines Mannes. Der Kopf nach Verhältniß groß, das Auge ſchwarz, der Schnabel ſchwarz, gerade, 12 Zoll lang, 2½ breit, an den Rändern ſcharf, der obere Theil etwas erhöht und ſtärker als der untere, und der ganze Schnabel leicht gebogen.“

Ohne weiter zu gehen, kann man an dieſen auffallenden und einzigen Merkmalen den guianiſchen Jabiru, d. h. den großen Jabiru, den wir ſo eben nach dem Vogel ſelbſt beſchrieben haben, nicht verkennen; indeſſen ſieht man mit Ueberraſchung bei Marcgrave unter dieſem dicken Körper, den er abgebildet, und dieſem ſonderbaren, aufwärts gebogenen Schnabel einen ſtark abwärts gebogenen Schnabel, einen dünnen und magern Körper, kurz, einen Vogel der, bis auf die Dicke des Halſes, von dem eben beſchriebenen gänzlich verſchieden iſt. Wirft man aber einen Blick auf die andere Seite, ſo ſieht man unter ſeinem petivariſchen Jabiru oder tupinambiſchen Nandu-Apoa, von dem er ſagt, er habe die Größe des Storches und einen abwärts gebogenen Schnabel, einen großen Vogel, von gerader Haltung, dickem Körper, aufwärts gebogenem Schnabel, in welchem man bis auf die Dicke des Schnabels, die auf der Abbildung nicht ausgedrückt iſt, den großen Jabiru, den wirklichen Gegenſtand ſeiner vorhergehenden Beſchreibung ganz deutlich erkennt. Wir müſſen alſo hier einen doppelten Irrthum annehmen, einen in der Zeichnung und einen in der Verſetzung, wodurch der Nandu-Apoa den dicken Hals des Jabirus erhalten hat und dieſer letztere unter die Beſchreibung des Nandu-Apoas gekommen iſt, während man die Abbildung dieſes Vogels unter der Beſchreibung des Jabirus findet.

Alles, was Marcgrave hinzufügt, dient zur Aufklärung dieſes Irrthums und zum Beweiſe der eben aufgeſtellten Behauptung. Er gibt dem braſiliſchen Jabiru ſtarke, ſchwarze, ſchuppige und 2 Fuß hohe Beine; einen ganz

mit weißen Federn bedeckten Körper, einen nackten Hals, der, vom Kopfe an auf $^2/_3$ weit mit einer ſchwarzen Haut bedeckt iſt, und darunter einen, wie er ſagt, weißen, wie wir aber glauben, an dem lebenden Thiere rothen Kreis hat; das iſt im Ganzen und in allen ſeinen Zügen unſer großer guianiſcher Jabiru. Uebrigens hat ſich Piſon nicht wie Marcgrave geirrt; er gibt die wahre Abbildung des großen Jabirus unter ſeinem echten Namen Jabiru Guaku, und er ſagt, man treffe ihn an den Ufern der Seen und Flüſſe in abgelegenen Gegenden, und ſein Fleiſch ſei, obwohl gewöhnlich ſehr trocken, gar nicht ſchlecht. Dieſer Vogel wird in der Regenzeit fett und alsdann eſſen ihn die Indier am liebſten. Sie tödten ihn leicht mit Flintenſchüſſen, auch mit Pfeilen. Uebrigens findet Piſon auf den Schwungfedern einen rothen Widerſchein, den wir bei dem Vogel, der uns aus Cayenne zugeſchickt worden, nicht bemerkt haben, der ſich aber bei den braſiliſchen Jabiruen vorfinden mag.

Der Nandapoa.

Dieſer Vogel, der weit kleiner als der Jabiru, iſt dennoch in einigen Gegenden, wo der echte Jabiru wahrſcheinlich noch unbekannt war, der große Jabiru, Jabiru Guaku genannt worden, ſein wahrer braſiliſcher Name iſt Nandapoa. Dem Jabiru gleicht er darin, daß er eben ſo auf dem Kopf und oben auf dem Halſe unbeſiedert iſt und blos eine ſchuppige Haut hat. Er unterſcheidet ſich aber von ihm durch den Schnabel, der abwärts gebogen und nur 7 Zoll lang iſt. Dieſer Vogel iſt faſt ſo groß, wie der Storch; ſein Scheitel mit einem graulich weißen knochichten Wulſt bedeckt, die Augen ſind ſchwarz, die Ohren breit und weit geöffnet, der Hals 10 Zoll lang, die Beine 8, die Füße 6, ſie ſind aſchfarbig; die Federn in den Flügeln und im Schwanze, der nicht über die eingezogenen Flügel hinausgeht, ſchwarz, die erſtern mit einem ſchönen rothen Widerſcheine; das übrige Gefieder weiß, die Federn unten am Halſe etwas lang und hangend. Das Fleiſch dieſes Vogels hat einen guten Geſchmack und wird, nachdem man die Haut abgezogen hat, gegeſſen.

Es iſt wiederum klar, daß dieſe zweite Beſchreibung Marcgraves ebenſo auf ſeine erſte Abbildung, wie die zweite auf die Beſchreibung des braſiliſchen Jabirus oder unſeres großen guianiſchen Jabirus, der ſicher derſelbe Vogel iſt, paßt, ſo groß iſt die Verwirrung, die in der Naturgeſchichte aus einem kleinen Verſehen entſpringen kann und ſtets größer wird, wenn die Namengeber, zufrieden damit, ohne Erforſchung der Natur einander abzuſchreiben, nur zum Nachtheil der Wiſſenſchaft die Bücher vermehren.

Der Kranich.

Unter allen Zugvögeln unternimmt und vollführt der Kranich, Nro. 769, die weiteſten und kühnſten Reiſen. Urſprünglich im Norden zu Hauſe, beſucht er die gemäßigten Gegenden und dringt bis in die ſüdlichen hinein. Man ſieht ihn in Schweden, Schottland, auf den Orkaden, in Podolien, Volhynien, Lithauen und ganz Nordeuropa. Im Herbſte läßt er ſich auf unſern ſumpfigen Ebenen und auf unſern Saatfeldern nieder, dann eilt er nach den ſüdlichern Gegenden, von wo man ihn mit dem Frühlinge zurückkehren und ſich von Neuem tief in den Norden begeben und ſo mit dem Kreiſe der Jahreszeiten einen Kreis der Wanderungen durchlaufen ſieht.

Die Alten, denen dieſe beſtändigen Reiſen auffielen, nannten ihn ebenſowohl lybiſchen Vogel als ſcythiſchen Vogel, da ſie ihn abwechſelnd von einem dieſer beiden äußerſten Enden der damal bekannten Welt ankommen ſahen. Herodot ſetzt ebenſo wie Ariſtoteles den Sommer der Kraniche nach Scythien. Wirklich kamen aus dieſen Gegenden diejenigen, die in Griechenland Halt machten. Theſſalien heißt bei Plato die Weide der Kraniche. Dort ließen ſie ſich ſchaarenweiſe nieder und bedeckten auch die Cykladen. Um die Zeit ihres Durchzuges anzudeuten, ſagt Heſiod: „ihre Stimme verkünde hoch aus den Lüften dem Landmanne die Zeit, die Erde zu eröffnen.“ Indien und Aethiopien wurden als Gegenden bezeichnet, wohin ihre ſüdliche Reiſe ging.

Strabo ſagt, die Indier äßen die Eier der Kraniche; Herodot, die Aegyptier bedeckten Schilde mit ihren Häuten, und an den Quellen des Nils ließen die Alten ſie die Pygmäen ſchlagen, eine Art kleiner Menſchen, ſagt Ariſtoteles, die auf kleinen Pferden reiten und in Höhlen wohnen. Plinius bewaffnet dieſe kleinen Menſchen mit Pfeilen; er läßt ſie von Widdern tragen und im Frühling von den indiſchen Bergen, wo ſie unter einem reinen Himmel wohnen, herunterkommen und gegen das öſtliche Meer hin gehen, um drei Monate lang mit den Kranichen Krieg zu führen, ihre Eier zu zerbrechen und ihre Jungen wegzunehmen, da ſie ſonſt, ſagt er, den immer zahlreichern Schaaren dieſer Vögel nicht zu widerſtehen vermögen, die ſie zuletzt überwältigen, wie Plinius ſelbſt meint, da er bei Aufzählung der jetzt verlaſſenen oder zerſtörten und von den alten Völkern einſt bewohnten Stätten Gerania nennt, wo voreinſt der Stamm der Pygmäen wohnte, von dem man glaubt, er ſei von den Kranichen daraus vertrieben worden.

Dieſe alten Fabeln *) ſind ungereimt, wird man ſagen, und ich räume das ein; allein, gewöhnt, in dieſen Sagen verſteckte Wahrheiten und That-

*) Sie gehen der Zeit Homers vorher, der, Ilias. Buch III. die Trojer mit den unter großem Lärmen die Pygmäen bekämpfenden Kranichen vergleicht.

ſachen zu finden, die man nicht beſſer hat kennen lernen können, müſſen wir im Ausſprechen dieſes für die Eitelkeit zu leichten und für die Unwiſſenheit zu natürlichen Urtheils nüchtern verfahren; wir wollen lieber glauben, daß irgend welche ſeltene Eigenthümlichkeiten in der Naturgeſchichte dieſer Vögel eine Meinung veranlaßt hat, die, in einem Alterthum ſo verbreitet war, welches, nachdem wir es ſo oft der Lügen gezieben, unſere neuen Entdeckungen uns genöthigt haben, als vor uns unterrichtet, anzuerkennen. Bekanntlich führen die Affen, die in den meiſten Gegenden Afrikas und Indiens in großen Truppen umherlaufen, einen beſtändigen Krieg mit den Vögeln; ſie ſuchen ihre Brut zu überraſchen und ſtellen ihnen unaufhörlich Hinterhalte. Bei ihrer Ankunft finden die Kraniche dieſe Feinde vielleicht in großer Menge verſammelt, um dieſe neue und reiche Beute mit größerem Vortheil anzugreifen. Die Kraniche, ihrer eigenen, ſelbſt im Kampfe unter ſich, geübten Kräfte ſo ziemlich ſicher und von Natur ziemlich ſtreitluſtig, wie es nach den Stellungen, worin ſie ſpielen, den Bewegungen, die ſie lieben und der Schlachtordnung ſelbſt, worin ſie fliegen und abreiſen, ſcheint, vertheidigen ſich lebhaft, die Affen aber darauf verſeſſen, die Eier und die Jungen wegzunehmen, kommen unaufhörlich und ſchaarenweiſe zum Kampfe zurück, und da ſie durch ihre Kriegsliſten, ihre Mienen und Stellungen, menſchliche Handlungen nachzuahmen ſcheinen, ſo kamen ſie Leuten, die wenig unterrichtet waren, oder nur von weitem zuſahen, oder von der Liebe zum Außerordentlichen hingeriſſen, es vorzogen, dieſes Wunderbare in ihre Erzählungen aufzunehmen, wie eine Schaar kleiner Menſchen vor *). Das iſt der Urſprung und die Geſchichte dieſer Sagen.

Die Kraniche fliegen ſehr hoch und ſchaaren ſich zur Reiſe in einer gewiſſen Ordnung; ſie bilden ein faſt gleichſchenkeliges Dreieck, gleichſam um die Luft leichter zu durchſchneiden. Wann der Wind ſtärker wird und ſie zu durchbrechen droht, drängen ſie ſich in einem Kreiſe zuſammen. Daſſelbe thun ſie, wenn der Adler ſie angreift; am häufigſten reiſen ſie in der Nacht, aber ihre ſchallende Stimme verräth ihren Zug. Bei dieſem nächtlichen Zuge läßt der Führer oft einen Lockruf hören, um den Weg, den er befolgt,

*) Es wäre nicht das erſte Mal, daß Schaaren von Affen für Horden wilder Stämme gehalten worden, ohne den Kampf der Orang-utange auf einer afrikaniſchen Küſte und die Häute der Weibchen zu zählen, die in dem Tempel der Juno zu Karthago als Häute wilder Frauen hingen. Alexander wäre, als er in Indien vordrang, beinahe in dieſen Irrthum gerathen und würde ſeine Phalanx gegen ein Heer Pongos geſchickt haben, wenn nicht der König Taxilus ihn aus dem Irrthum geriſſen und ihm bemerkt hätte, daß dieſe Menge, die man den Höhen nachziehen ſah, friedliche Thiere wären, die von dem Schauſpiel angezogen wurden, aber freilich unendlich weniger unverſtändig, weniger blutdürſtig, als die Plünderer Aſiens waren.

anzuzeigen; der ganze Schwarm wiederholt ihn, indem jeder antwortet, wie zum Zeichen, daß er folge und ſeine Linie inne halte.

Der Flug des Kranichs iſt immer gleichmäßig, obwohl nicht ohne mancherlei Bewegungen; ſeine verſchiedenen Flüge ſind als Vorzeichen der Veränderungen des Himmels und des Wärmeverhältniſſes angeſehen worden, ein Vorgefühl, das man wohl einem Vogel zuſchreiben kann, der durch die Höhe, wohin er in dem Luftraume ſteigt, ſeine Bewegungen und Wechſel aus weiterer Entfernung, als wir, zu entdecken und zu empfinden im Stande iſt. Das Geſchrei der Kraniche am Tage zeigt Regen an, das lärmendere und aufrühreriſche Rufen verkündet Sturm; wenn man ſie des Morgens oder des Abends in Schaaren aufſteigen und friedlich fliegen ſieht, ſo iſt das ein Anzeichen heitern Wetters; empfinden ſie dagegen ſchon das kommende Gewitter, ſo ſenken ſie ihren Flug und laſſen ſich zur Erde nieder. Der Kranich hat, wie alle große Vögel, außer den Raubvögeln, einige Mühe beim Auffliegen; er läuft einige Schritte, öffnet die Flügel, erhebt ſich zuerſt ein wenig, bis er ſeinen Flug ausbreitend, einen kräftigen und raſchen Flügel entfaltet.

Am Boden ſtellen die verſammelten Kraniche während der Nacht eine Wache aus, und die Umſicht dieſer Vögel iſt in den Hieroglyphen zum Bilde der Wachtſamkeit geheiligt worden. Der Schwarm ſchläft mit dem Kopf unter den Flügeln; der Anführer aber wacht mit aufgehobenem Kopf und fällt ihm etwas auf, ſo warnt er den Schwarm durch ein Geſchrei. Dieſen Anführer, ſagt Plinius, wählen ſie zur Abreiſe. Ohne jedoch eine angenommene und verliehene Macht, wie in menſchlichen Geſellſchaften, ſich zu denken, kann man dieſen Thieren den geſellſchaftlichen Verſtand, ſich zu verſammeln und demjenigen zu folgen, der ruft, vorangeht, lenkt, um Abgang, Reiſe und Rückkehr in der ganzen Ordnung auszuführen, die ein wunderbarer Naturtrieb ſie befolgen läßt, nicht abſprechen; auch ſtellt Ariſtoteles den Kranich an die Spitze der Vögel, die ſich zuſammenſchaaren und gerne verſammeln.

Die erſte Herbſtkälte gemahnt die Kraniche an den Wechſel der Jahreszeit; ſie ziehen alsdann weg nach einem andern Himmel. Die von der Donau und aus Deutſchland ziehen über Italien. In den franzöſiſchen Landſchaften zeigen ſie ſich im September und Oktober und ſelbſt im November, wenn im Spätherbſte das Wetter milde iſt; die meiſten aber eilen hindurch ohne ſich aufzuhalten; mit den erſten Frühlingstagen im März und April kehren ſie zurück. Einige verirren ſich oder beſchleunigen ihre Rückkehr; denn Redi hat ihrer am 20. Februar in der Gegend von Piſa geſehen. Es ſcheint, daß ſie ſonſt den ganzen Sommer in England zubrachten, da man ſie zu Rays Zeit, d. i. im Anfange dieſes Jahrhunderts, in den Sumpfgegenden

von Lincoln und Cambridge in großen Schaaren fand; jetzt aber, ſagen die Verfaſſer der brittiſchen Zoologie, beſuchen dieſe Vögel Großbritanien nur ſehr wenig, man erinnere ſich jedoch, ſie dort niſten geſehen zu haben; ſo daß eine Geldſtrafe darauf geſetzt war, wenn jemand ihre Eier zerbräche, und man, nach Turner, junge Kraniche häufig auf den Märkten ſah. Ihr Fleiſch iſt in der That ein Leckerbiſſen, den die Römer ſehr ſchätzten. Ich weiß aber nicht, ob jene Behauptung der Verfaſſer der brittiſchen Zoologie nicht verdächtig iſt; denn man ſieht nicht ein, was für eine Urſache die Kraniche aus England hat entfernen können; ſie hätten ſie wenigſtens andeuten und uns belehren müſſen, ob man die Sümpfe in der Gegend von Cambridge und Lincoln ausgetrocknet habe; denn es rührt nicht von einer Verminderung der Art her, da ſich in Schweden die Kraniche immer gleich zahlreich zeigen, und Linné ſagt, man ſehe ſie dort überall in den feuchten Feldern; wirklich legen die meiſten in den nördlichen Ländern um die Sümpfe her ihre Neſter an; von der andern Seite verſichert Strabo, die Kraniche niſten in Indien, was beweiſen würde, daß ſie, wie wir es von dem Storch geſehen, zweimal in den entgegengeſetzten Himmelsgegenden brüten. Die Kraniche legen nur 2 Eier; die Jungen ſind kaum aufgezogen, wenn die Zeit der Abreiſe naht, und ihre erſten Kräfte werden darauf verwendet, ihren Eltern auf ihren Reiſen zu folgen und ſie zu begleiten.

Man fängt den Kranich mit der Schlinge und auf dem Strich. Auch läßt man den Adler und den Falken Jagd auf ihn machen. In gewiſſen Bezirken Polens ſind die Kraniche ſo zahlreich, daß die Landleute ſich genöthigt ſehen, auf ihren Maisfeldern Hütten zu bauen und ſie abzuhalten. In Perſien, wo ſie ebenfalls ſehr häufig ſind, iſt die Jagd auf ſie für die Vergnügungen des Fürſten aufbewahrt; ebenſo verhält es ſich in Japan, wo dieſes Vorrecht verbunden mit abergläubigen Gründen die Urſache iſt, daß das Volk die größte Hochachtung für die Kraniche hat. Man hat zahme geſehen, die in der Gefangenſchaft genährt, einige Erziehung angenommen, und da ſie von Natur die Neigung haben, ſich unter mancherlei Sprüngen zu beluſtigen und dann mit geſuchtem Ernſte einherzuſchreiten, ſo kann man ſie zu allerhand Stellungen und Tänzen abrichten.

Wir haben geſagt, daß die Vögel, deren Knochengewebe nicht ſo feſt wie bei den 4füßigen Thieren iſt, verhältnißmäßig länger lebten. Ein Beiſpiel hiefür liefert uns der Kranich; mehre Schriftſteller haben ſeines langen Lebens gedacht. Der Kranich des Philoſophen Leonikus Thomäus bei Paul Jove iſt berühmt; er hat ihn 40 Jahre lang gefüttert, und beide ſollen zuſammen geſtorben ſein.

Obgleich der Kranich Körner frißt, wie es der Bau ſeines Magens anzudeuten ſcheint, und er die Felder gewöhnlich erſt, nachdem ſie beſäet

ſind, ſucht, um die Körner, welche die Egge nicht bedeckt hat, zu ſuchen, zieht er dennoch die Kerbthiere, Würmer und kleine Kriecher vor, und aus dieſem Grunde beſucht er die ſumpfigen Orte, wo er ſich den größten Theil ſeines Unterhaltes herausholt.

Das Häutchen, welches beim Storch die 3 Zehen verbindet, vereinigt beim Kranich nur 2, die mittlern und äußern Zehen, die Luftröhre iſt auf eine ſehr merkwürdige Weiſe gebildet; denn ſie dringt tief in das Bruſtbein hinein, bildet mehrere Knoten und kehrt durch dieſelbe Oeffnung wieder hinaus, um nach den Lungen zu gehen. Die Windungen dieſes Organs, und den Widerhall, der in ihm entſteht, muß man der ſtarken Stimme dieſes Vogels beimeſſen; ſein Magen iſt muskelig; er hat einen doppelten Blinddarm und hierin unterſcheidet ſich der Kranich im Innern von den Reihern, die nur einen Blinddarm haben, wie er im Aeußern durch ſeine Größe, den kürzern Schnabel, den vollern Wuchs und die ganze Haltung des Körpers und die Farbe des Gefieders ſehr verſchieden von ihm iſt. Seine Flügel ſind ſehr groß, mit ſtarken Muskeln verſehen und haben 24 Schwungfedern.

Der Hals des Kranichs iſt gerade und ſeine Geſtalt ſchlank. Das ganze Feld ſeines Gefieders iſt ſchön wellenförmig, hell aſchgrau, außer den Flügelſpitzen und der Kopfbedeckung; die großen Schwungfedern ſind ſchwarz; die zunächſt am Körper ſtehenden ziehen ſich, wenn der Flügel eingezogen iſt, bis über den Schwanz hinaus; die mittlern und großen Bedeckungen ſind auf der äußern Seite ziemlich hell aſchgrau und auf der innern, ſo wie an der Spitze, ſchwarz. Unter dieſen letztern und den zunächſt am Körper ſtehenden kommen breite Faſerfedern hervor, die ſich, wie ein Federſtrauß, in die Höhe erheben, anmuthig zurückfallen und durch ihre Biegſamkeit ihre Stellung und ihr Gewebe dieſen nämlichen Federn beim Strauß gleichen. Ihr Schnabel hat von der Spitze bis zu den Winkeln 4 Zoll; er iſt gerade, ſpitz, an den Seiten zuſammengedrückt, ſeine Farbe grünlich ſchwarz, an der Spitze weißlich, die Zunge breit und kurz und an ihrer Spitze hart und hornig; den Theil vor den Augen, die Stirn und den Schädel bedeckt eine Haut mit ſchwarzen Haaren, die aber ſo dünn ſtehen, daß ſie wie nackt ausſieht. Dieſe Haut iſt bei dem lebenden Thiere roth, eine Verſchiedenheit, welche Belon zwiſchen dem Männchen und Weibchen aufſtellt, bei welchem dieſe Haut nicht roth iſt; ein Theil Federn von tief dunkler Aſchfarbe bedeckt den Hinterkopf, und er zieht ſich ein wenig über den Hals; die Schläfe ſind weiß und dieſes Weiß läuft oben über den Hals und 3 bis 4 Zoll tief herunter; die Backen ſind von dem Schnabel an und unterhalb der Augen, ſo wie die Kehle und ein Theil des Vorderhalſes ſchwärzlich aſchgrau.

Zuweilen findet man weiße Kraniche; Longulius und Andere wollen ihrer geſehen haben; es ſind nur Abweichungen in der Art, die auch hinſichtlich

der Größe ſehr beträchtliche Unterſchiede zuläßt. H. Briſſon gibt ſeinem Kranich, von der Spitze des Schnabels bis zu der des Schwanzes gemeſſen, nur 3 Fuß 1 Zoll, und von der Spitze der Nägel an 3 Fuß 9 Zoll; er hat alſo nur einen ſehr kleinen Kranich beſchrieben. Willughby zählt 4 engliſche Fuß, was etwa 4 Fuß 8 Zoll in die Länge ausmacht, und er ſagt, er wiege bis an 10 Pfund, worin die Vogelkundigen mit ihm einſtimmig ſind. Im königlichen Kabinet befindet ſich einer, der freilich aus den größten herausgenommen iſt, welcher, wenn er ſteht, 4 Fuß 2 Zoll in ſenkrechter Höhe hat, wonach der ausgeſpannte Körper von der Spitze des Schnabels bis zu der der Zehen über 5 Fuß haben würde. Der nackte Theil der Beine hat 4 Zoll; die Füße ſind ſchwarz und haben 10½ Zoll.

Bei dieſen großen Anlagen zum Fluge und ſeinem Reiſetrieb iſt es nicht zum Verwundern, daß der Kranich ſich in allen Gegenden zeigt, und nach allen Erdſtrichen hinbegibt; indeß zweifeln wir, daß er nach Süden hin über den Wendekreis hinausgeht. In der That, alle Gegenden, wo die Alten ſie überwintern laſſen, Lybien, der Obernil, und Indien, an den Ufern des Ganges, liegen dieſſeit jener Grenzlinie, welche auch die der alten Erdkunde nach Süden hin war, und abgeſehen von der ungeheuern Ausdehnung der Reiſe glauben wir dieſes auch darum, weil in der Natur nichts die äußerſten Gegenſätze erreicht. Die Kraniche, welche den Norden bewohnen, ſuchen des Winters im Süden einen gemäßigten Wärmegrad, und nicht den glühenden Sommer des heißen Gürtels. Die Sümpfe und die feuchten Gegenden, wo ſie leben und die ſie anziehen, finden ſich nicht mitten in den dürren Ländern und brennenden Landwüſten, oder, wenn Pflanzſtämme dieſer Vögel allmälich den Bergketten, wo die Luft nicht ſo heiß iſt, nachgezogen, tief in den Süden gekommen, und hier ſich niedergelaſſen, ſo nehmen ſie eben daher vereinzelt, und in jenen Gegenden verloren, von der großen Maſſe der Art getrennt, an ihren Wanderungen keinen Antheil mehr und gehören ſicherlich zu derjenigen, die wir gegen Norden reiſen ſehen; ſo insbeſondere jene Kraniche, von denen Kolbe ſagt, man finde ſie in großer Menge am Vorgebirge der guten Hoffnung, und ſie wären genau dieſelben, wie die europäiſchen; eine Sache, die wir auf das bloße Zeugniß dieſes Reiſenden hin, nicht für ganz gewiß anzuſehen brauchten, hätten nicht auch Andere in faſt ebenſo hoher, ſüdlicher Breite, wie in Neuholland und auf den Philippinen, Kraniche geſehen, wo man, wie es ſcheint, 2 Arten derſelben unterſcheidet.

Der oſtindiſche Kranich, wie die Neuern ihn beobachtet haben, ſcheint von dem europäiſchen der Art nach nicht verſchieden zu ſein. Er iſt kleiner, der Schnabel etwas länger, die Haut auf dem Scheitel roth und braun und bis auf den Schnabel reichend; übrigens dem unſern ganz ähnlich und von demſelben aſchgrauen Gefieder. Dieſe Beſchreibung gibt Willughby von ihm,

der ihn in dem Thierhofe von St. James lebend geſehen. H. Edwards beſchreibt einen andern, ebenfalls aus Indien geſchickten Kranich; es war nach ſeiner Ausſage ein großer und ſtolzer Vogel, ſtärker, als unſer Kranich und ſeine Höhe betrug bei ausgeſpanntem beinahe 6 Fuß (engliſch.) Man fütterte ihn mit Gerſte und anderm Korn; ſein Futter nahm er mit der Spitze des Schnabels, und warf es mit einem ſehr lebhaften Ruck des Kopfes nach hinten in ſeinen Schlund herunter; eine rothe und nackte Haut mit einem ſchwarzen Kragen bedeckte den Kopf und den Oberhals; das ganze Gefieder war ſchwärzlich aſchgrau und nur auf dem Halſe etwas hell; das Bein und die Füße waren röthlich. In allen dieſen Zügen ſieht man keinen eigenthümlichen Artunterſchied und nichts, was nicht Gepräge und Siegel der Himmelsgegend ſein könnte; indeſſen will H. Edwards, daß ſein indiſcher Kranich ein ganz anderer Vogel, als der des Willughby ſei, und weshalb er ſich hievon überzeugt hält, iſt, wie er ſagt, beſonders der bedeutende Unterſchied in der Größe, worin wir ſeiner Meinung ſein könnten, hätten wir nicht ſchon bemerkt, daß man unter den europäiſchen Kranichen ſehr beträchtliche Abweichungen in der Größe findet. Uebrigens iſt dieſer Kranich vermuthlich der der öſtlichen und aſiatiſchen Länder in der Höhe von Japan, der auf ſeinen Wanderungen nach Indien kommt, um einen gemäßigten Winter zu ſuchen, und ebenſo nach China herunterſteigt, wo man viele dieſer Vögel ſieht.

Auf die nämliche Art muß unſeres Erachtens jener in Rom geſehene japaniſche Kranich bezogen werden, deſſen Beſchreibung und Abbildung Aldrovande mittheilt: „Neben dem ganzen Wuchſe jenes Kranichs, ſagt er, hatte er oben auf dem Kopf eine mit ſchwarzen Flecken beſtreute lebhaft rothe Farbe; die Farbe ſeines ganzen Gefieders ſpielte ins Weiße.“ Kämpfer redet auch von einem weißen Kranich in Japan; da er ihn aber von dem grauen, deſſen er an derſelben Stelle Erwähnung thut, in keiner Weiſe unterſcheidet, ſo iſt es allem Anſchein nach nur die Abweichung, die man in Europa beobachtet hat.

Der Halsbandkranich.

Dieſer Kranich, Nro. 865 ſcheint uns von der gemeinen Art zu verſchieden zu ſein, als daß wir ihn nach denſelben Aehnlichkeitsgründen, wie die vorhergehenden Abweichungen zu ihr ſtellen könnten. Außer daß er bei weitem nicht ſo groß, wie der gewöhnliche Kranich iſt, einen verhältnißmäßig dickern Kopf und einen größern und ſtärkern Schnabel hat, iſt er oben auf dem Halſe mit einem ſchönen rothen Halsbande geſchmückt, das auf einem breiten, weißen Halsringe ruht, und der ganze Kopf nackt von einer einfach röthlich grauen Farbe und ohne jene weißen und ſchwarzen

Streifen, womit der Kopf unſeres Kranichs geſchmückt iſt. Außerdem iſt das Federbüſchel im Schwanze dieſes Halsbandkranichs eben ſo bläulichgrau, wie der Körper. Dieſer Kranich iſt im Hauſe der Frau von Bandeville, der er aus Indien geſchickt wurde, nach dem Leben gezeichnet.

Kraniche der neuen Welt.

Der weiße Kranich.

Allem Anſchein nach iſt der Kranich aus einem Feſtlande ins andere übergezogen, da er vorzugsweiſe die nördlichen Gegenden Europas und Aſiens beſucht und der Norden die große Straße iſt, die den beiden Welten gemeinſame Arten eingeſchlagen haben; und in der That findet man in Amerika einen weißen Kranich, Nro. 889, und einen oder 2 Arten grauer und brauner Kraniche; der weiße Kranich aber, der in unſerm Feſtlande nur eine zufällige Abweichung iſt, ſcheint in dem andern einen beſtändigen, auf ſo deutlichen und beſtimmten Merkmalen begründeten Schlag gebildet zu haben, daß man ihn als in ſehr früher Zeit von der gemeinſamen Art getrennt und ſeit lange durch den Einfluß des Himmelsſtrichs abgeändert, anſehen kann. Er iſt ſo hoch, wie unſere größten Kraniche, aber mit ſtärkern und dickern Verhältniſſen, längerm Schnabel, größerm Kopf, und nicht ſo dünnem Halſe und Beine. Sein ganzes Gefieder iſt weiß, außer den Schwungfedern, die ſchwarz ſind, und dem Kopfe, der braun iſt. Die Krone auf dem Scheitel iſt ſchwielig und mit ſchwarzen, dünnſtehenden und feinen Haaren bedeckt, unter denen die röthliche Haut nackt erſcheint, eine ähnliche Haut bedeckt die Wangen; das Büſchel wallender Federn am Bürzel hängt anliegend herunter, der Schnabel iſt oben gefurcht, und an den Rändern gegen die Spitze hin gezähnelt; er iſt braun und ungefähr 6 Zoll lang. Katesby hat dieſen Kranich nach einer unverſehrten Haut beſchrieben, die ihm ein Indier gab, der ihm ſagte, dieſe Vögel beſuchten im Anfange des Frühlings die Mündung der Flüſſe in großer Menge, und kehrten im Sommer in die Gebirge zurück.“ Dieſe Angabe, ſagt Katesby, iſt mir ſeitdem von einem Weißen beſtätigt worden, der mir verſichert hat, dieſe Vögel machten ein lärmendes Geſchrei, und man ſehe ſie auf den Savannen, an der Mündung des Aratamaha und anderer Flüſſe, in der Nähe von St. Auguſtin, in Florida und ebenſo in Karolina; weiter gegen Norden hin aber habe er ihrer nie geſehen.“

Indeſſen iſt es ſehr gewiß, daß ſie ſich weiter nach Norden hin begeben. Eben dieſe weißen Kraniche findet man in Virginien nnd Kanada bis zur Hudſonsbay; denn der weiße Kranich dieſer Gegend, von dem Edwards redet, iſt, wie er bemerkt, genau derſelbe wie der des Katesby.

Der braune Kranich.

Dieſen Kranich beſchreibt Edwards unter der Benennung brauner und grauer Kranich. Er iſt um $1/3$ kleiner als der vorhergehende, der weiß iſt; ſeine großen Schwungfedern ſind ſchwarz, ihre Bedeckungen und die obern Flügelfedern bis auf dem Halſe ſind roſtbraun; ebenſo die großen am Körper anliegenden wallenden Federn. Das übrige Gefieder iſt aſchgrau, der rothe Kopf bedeckt nur die Stirn und den Scheitel. Dieſe Verſchiedenheiten und die des Wuchſes, der bei dieſer Vogelgattung ſehr ungleich iſt, ſind vielleicht nicht hinreichend, um dieſe Art von der Art unſeres Kranichs zu trennen; es ſind wenigſtens 2 benachbarte Arten, zumal die Aehnlichkeiten der Himmelsgegend und der Gewohnheiten dieſe amerikaniſchen Kraniche unſern europäiſchen nähern; denn ſie haben die gemeinſame Gewohnheit, in den Norden ihres Feſtlandes und ſelbſt in die Länder der Hudſonsbay zu ziehen, wo ſie niſten, und von wo ſie bei der Annäherung des Frühlings wieder abreiſen, ihren Weg, wie es ſcheint, durch die Länder Ilinois und der Huronen nehmen und von dort nach Mexiko und vielleicht noch viel weiter ſich hinbegeben. Dieſe amerikaniſchen Kraniche haben alſo denſelben Naturtrieb wie die europäiſchen; ſie reiſen offenbar von Norden nach Süden, und dieſes offenbar bezeichnete der Indier dem H. Catesby mit der Flucht dieſer Vögel vom Meere nach den Gebirgen.

Fremde Vögel,

die mit dem Kranich verwandt ſind.

Die numidiſche Jungfer.

Unter einer kleinern Form hat die numidiſche Jungfer, Nro. 241, alle Verhältniſſe und den Wuchs des Kranichs. Es iſt ſeine Haltung und auch dieſelbe Kleidung, dieſelbe Farbenvertheilung auf dem Gefieder, ſein Grau iſt nur reiner und geperlter; 2 weiße Büſchel feiner und haarigter Federn, die auf jeder Seite des Kopfes herunterfallen, geben dem Vogel eine Art Haarputz; lange, ſanfte und ſeidenhafte Federn vom ſchönſten Schwarz liegen auf dem Scheitel; ähnliche Federn ziehen ſich vorn auf dem Halſe herab und hangen zierlich darunter; zwiſchen den ſchwarzen Schwungfedern dringen biegſame, lange und hangende Büſchel hervor. Den Namen Jungfer hat man dieſem ſchönen Vogel wegen der Zierlichkeit in ſeinem Schmuck und wegen der Gebärden, die er ſich gibt, ertheilt. Dieſe Vogeljungfer macht wirklich mehrere Verbeugungen; ſie gibt ſich ein gutes Ausſehen, wenn ſie gleichſam einher ſtolzirt, und ſpringt und hüpft oft aus Munterkeit, als wenn ſie tanzen wollte.

Dieſe Neigung, wovon wir bei dem Kranich ſchon etwas bemerkt haben, äußert ſich hier ſo augenfällig, daß ſeit mehr denn 2000 Jahren die

Schriftſteller, welche von dieſem numidiſchen Vogel geſprochen, ihn immer durch dieſes ſonderbare Gebärdenſpiel bezeichnet oder daran erkannt haben. Ariſtoteles nennt ihn den Schauſpieler, Plinius den Tänzer und den Poſſenreißer und Plutarch erwähnt ſeiner Spiele und ſeiner Geſchicklichkeit, es ſcheint ſogar, daß dieſer Bühnentrieb ſich bis auf die Nachahmung der Handlungen des Augenblicks ausdehnt. Xenophon in ſeinem Athenäus ſcheint davon überzeugt zu ſein, wenn er die Art und Weiſe berichtet, wie man dieſe Vögel fängt. „Die Jäger, ſagt er, reiben ſich in ihrer Gegenwart die Augen mit Waſſer, das ſie in Gefäße geſchüttet haben; hierauf füllen ſie dieſe mit Leim an und entfernen ſich; der Vogel kommt und reibt ſich nach dem Beiſpiele der Jäger die Augen und Pfoten ....“ Auch nennt ihn Athenäus an dieſer Stelle den Nachahmer des Menſchen, und wenn der Vogel von dieſem Vorbilde irgend eine ſchwache Fähigkeit erhalten hat, ſo ſcheint er auch ſeine Mängel bekommen zu haben; denn er iſt eitel, prunkt gern, ſucht ſich zur Schau zu ſtellen und fängt an zu ſpielen, ſobald man ihn betrachtet; er ſcheint das Vergnügen, ſich zu zeigen, ſelbſt demjenigen, zu eſſen, vorzuziehen und wenn man von ihm weggeht, nachzufolgen, als ob er noch einen Blick begehrte.

Dieſe Bemerkung haben die Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften an der numidiſchen Jungfer gemacht; in der Akademie zu Verſailles gab es ihrer mehrere; ihren Gang, ihren Stellungen und ihre Gebärden vergleichen ſie mit den Tänzen der Zigeuner, und Ariſtoteles, ſcheint es, hat dieſes ſo ausdrücken und ihre Weiſe zu ſpringen und zu hüpfen, ſchildern wollen, wenn er ſagt, man fange ſie, wenn ſie einander gegenüber tanzten.

Obwohl dieſer Vogel bei den Alten berühmt war, kannten ſie ihn wenig und ſelten hatte man ihn in Griechenland und Italien geſehen. Auf ſeinen Erdſtrich eingeſchränkt, hatte er, ſo zu ſagen, nur eine fabelhafte Berühmtheit. Plinius, der ihn an einer Stelle den Pantomimen nennt, ſetzt ihn an einer andern neben die blos in der Einbildung beſtehenden Thiere, die Sirenen, die Greife und den Pegaſus; die Neuern haben ihn erſt ſpät kennen lernen; ſie haben ihn mit dem Namen Skops und dem Otus der Griechen und dem Aſio der Lateiner verwechſelt, verleitet durch die Gebärden, welche die Ohreule (otus) mit dem Kopfe macht und durch die unrichtige Vergleichung ihrer beiden Ohren mit den langen und feinen Federn, welche den Kopf dieſes ſchönen Vogels auf jeder Seite ſchmücken.

Die 6 Jungfern, die man einige Zeit in der Menagerie gehabt hat, kamen aus Numidien. Weiter finden wir bei den Naturforſchern nichts über die Heimath dieſes Vogels und die Gegenden, die er bewohnt; die Reiſenden haben ihn in Guinea gefunden und er ſcheint den in der Nähe

des Wendekreiſes liegenden Theilen Afrikas anzugehören; es würde jedoch nicht unmöglich ſein, ihn an unſere Himmelsgegend zu gewöhnen, in unſern Geflügelhöfen einzubürgern und ſelbſt ſeine Art für immer darin einzuführen. Die numidiſchen Jungfern in der königlichen Menagerie haben Junge gebracht und die letzte, die in einem Alter von ungefähr 24 Jahren geſtorben, war eine derjenigen, die man in der Menagerie hatte ausbrüten ſehen.

Die Mitglieder der Akademie geben über die innern Theile dieſer 6 Vögel, die ſie zergliederten, ſehr umſtändliche Nachrichten. Die Luftröhre war von einem harten und knochigten Beſtandweſen und hing durch eine doppelte Drehung in einer tiefen Falze im Oberbeine des Bruſtbeins; unten an der Luftröhre bemerkte man einen knochigten Knoten, der die Form eines inwendig durch eine Zunge getrennten Schlundes hatte, wie man ihn bei der Gans und einigen andern Vögeln findet; das große und kleine Gehirn wogen zuſammen nur 1½ Drachme; die Zunge war oben fleiſchig und unten knorpelig; der Magen dem eines Huhns ähnlich und wie bei allen Kornfreſſern fand man Sandkörner in ihm.

Der Königsvogel.

Der Königsvogel verdankt ſeinen Namen einer Art Krone, die ein Strauß Federn oder vielmehr ausgebreiteter Borſten auf ſeinem Kopfe bildet; überdies hat er eine edele Haltung, eine bemerkenswerthe Geſtalt und einen, wenn er ſich aufrichtet, 4 Fuß hohen Wuchs; ſchöne blauſchwarze Federn mit bläulichen Widerſcheinen hangen längs ſeinem Halſe herab und breiten ſich über die Schultern und den Rücken aus; die erſten Schwungfedern ſind ſchwarz, die andern fuchsbraun und ihre franzenartige Bedeckungen durchſchneiden und heben durch 2 weiße Schilde den düſtern Grund ſeines Mantels; ein breites Ohrgehänge von einer auf den Schläfen ſchön weißen, auf der Wange lebhaft fleiſchrothen Farbe hüllt ſein Geſicht ein und ſteigt bis auf den Schnabel herunter; eine Faltenmütze von ſchwarzem, feinem und wie Sammet dichtem Flaum, läßt die Stirn deutlicher hervortreten, und ſein ſchöner Federbuſch iſt ein dichter, ſtark entwickelter Schopf, der aus iſabellenfarbigen, flachen und ſchneckenförmig geſponnenen buſchichten Halmen beſteht. Jeder Halm hat in ſeiner Länge ſehr kleine Fäden mit ſchwarzer Spitze und am Ende einen kleinen Pinſel von gleicher Farbe; die Regenbogenhaut iſt rein weiß, der Schnabel ſchwarz, ebenſo die Füße und Beine, welche noch höher, als die des Kranichs ſind, mit dem unſer Vogel viele Aehnlichkeiten im Körperbau hat; er unterſcheidet ſich aber von ihm durch bedeutende Merkmale, ſo wie er ſich auch durch ſeine Heimath von ihm entfernt. Er gehört den heißen Gegenden an und die Kraniche kommen aus den kalten Ländern; das Gefieder der letztern iſt düſter, und der

Königsvogel iſt mit der Tracht des Südens, jenes brennenden Erdgürtels geſchmückt, wo Alles glanzreicher, aber auch wunderlicher iſt, wo die Formen ſich oft auf Koſten der Verhältniſſe entwickelt haben, wo Alles, wenn auch lebensvoller, doch nicht ſo anmuthreich, wie in den gemäßigten Erdgürteln iſt.

Afrika und insbeſondere die Länder am Gambra, an der Goldküſte, Juida, Fida und das grüne Vorgebirg ſind die Gegenden, die er bewohnt. Die Reiſenden erzählen, daß man ihrer häufig an den großen Flüſſen ſieht. Dieſe Vögel fangen in ihnen kleine Fiſche; auch weiden ſie auf dem Lande die Kräuter ab und ſammeln ſich Sämereien. Sie laufen ſehr ſchnell mit ausgeſpannten Flügeln und machen dabei vom Winde Gebrauch; ſonſt iſt ihr Gang langſam und ihre Schritte ſind, ſo zu ſagen, abgezählt.

Dieſer Königsvogel, Nro. 265, iſt ſanft und friedlich; er hat keine Waffen zum Angriff; und Abwehr und Schutz findet er nur in ſeinem hohen Wuchſe, ſeinem ſchnellen Laufe und dem geſchwinden Fluge, der hoch, kräftig und anhaltend iſt. Den Menſchen fürchtet er nicht ſo ſehr, wie ſeine andern Feinde, er ſcheint ſich ſogar mit Vertrauen und Vergnügen uns zu nähern; am grünen Vorgebirge, verſichert man, ſeien ſie halbe Hausthiere und kämen dort in die Geflügelhöfe, wo ſie mit den Perlhühnern und dem andern Geflügel Korn fräßen; zum Schlafen ſetzten ſie ſich in freier Luft auf, nach der Weiſe der Pfauen, deren Geſchrei ſie nachahmen ſollen, was vereint mit der Aehnlichkeit des Federbuſches auf dem Kopfe, einige Naturforſcher bewogen hat, ihnen den Namen Seepfauen zu geben; andere haben ſie kurzſchwänzige Pfauen genannt; andere geſchrieben, dieſer Vogel ſei derſelbe, wie der baleariſche Kranich der Alten, was keineswegs erwieſen iſt; denn Plinius, der einzige unter den Alten, der von dem baleariſchen Kranich geſprochen hat, bezeichnet ihn nicht auf eine Weiſe, daß man unſern Königsvogel deutlich daran erkennen könnte. „Der Specht, ſagt er, und der baleariſche Kranich tragen gleicher Weiſe ein Federbüſchel“, nun aber gleicht ſich nichts weniger, als die kleine Haube des Spechts und die Krone des Königsvogels, der überdies andere merkwürdige Züge darbietet, durch welche Plinius ihn bezeichnen konnte. Wenn es jedoch wahr wäre, daß einſt dieſer Vogel von den Balearen, wo man ihn heut zu Tage nicht mehr findet, nach Rom gebracht worden wäre, ſo würde dieſe Thatſache anzudeuten ſcheinen, daß unter den Vögeln, wie unter den Vierfüßern, diejenigen, die einſt nördlichere Gegenden der damal nicht ſo kalten Erdkugel bewohnten, ſich gegenwärtig nach den ſüdlichen Ländern zurückgezogen haben.

Wir haben dieſen Vogel aus Guinea erhalten und einige Zeit lang in einem Garten ernährt; er pickte in ihm die Gräſer ab, beſonders aber das Herz des Lattichs und der Wegwarte; ſeine Hauptnahrung, diejenige

wenigſtens, die ihm hier am beſten zuſagen kann, iſt Reis, Roggen, entweder trocken oder leicht gekocht, und, was man in Maſſe abgequellt nennt, oder wenigſtens gewaſchen und gut ausgeleſen; denn er verſchmäht denjenigen, welcher nicht gut oder noch mit ſeinem Staube beſchmutzt iſt; gleichwohl ſcheint es, daß die Kerbthiere und beſonders die Erdwürmer auch zu ſeiner Nahrung gehören; denn wir haben ihn in friſch bearbeiteten Boden picken, Würmer auftreiben und andere kleine Kerbthiere von den Blättern wegnehmen ſehen. Er badet ſich gerne und man muß ihm ein kleines Becken oder einen Napf geben, der nicht zu tief iſt und worein man von Zeit zu Zeit friſches Waſſer ſchüttet. Zum Schmauſe kann man ihm einige kleine lebende Fiſche in ſein Becken werfen; er frißt ſie ſehr gerne, die todten aber mag er nicht. Sein Geſchrei gleicht der Stimme des Kranichs ſehr und ihr heller Klang (clangor) iſt den heiſern Tönen einer Trompete oder eines Waldhorns ziemlich ähnlich. Dieſes Geſchrei läßt er in kurzen Wiederholungen hören, wenn er Futter nöthig hat, und des Abends, wann er ſich zur Ruhe begeben will *); es iſt auch der Ausdruck der Unruhe und der Langeweile; denn er langweilt ſich, ſobald man ihn zu lange allein läßt; er hat es gerne, daß man ihn beſucht; und wenn man, nachdem man ihn betrachtet hat, gleichgültig, ohne auf ihn zu achten, umherwandelt, ſo folgt er den Perſonen oder geht ihnen zur Seite und macht auf dieſe Weiſe mehrere Gänge, und wenn ihn etwas unterhält und er zurückbleibt, ſo eilt er der Geſellſchaft wieder nach. In der Ruhe ſteht er auf einem Fuße; ſein großer Hals iſt alsdann in Schlangenwindung gebogen, und ſein geſenkter und auf den hohen Beinen gleichſam zitternder Körper liegt in einer faſt wagerechten Richtung; wenn ihn aber etwas in Erſtaunen oder Unruhe verſetzt, ſo ſtreckt er den Hals aus, richtet den Kopf in die Höhe und nimmt eine ſtolze Miene an, als wenn er wirklich durch ſeine Haltung Achtung gebieten wollte; ſein ganzer Körper erſcheint alsdann in einer faſt ſenkrechten Stellung; er rückt mit geſetztem und abgemeſſenem Schritte vor und in dieſem Augenblicke iſt er ſchön und verdient ihm ſeine Miene, verbunden mit ſeiner Krone, wahrhaft den Namen **Königsvogel**. Seine langen Beine, die ihm beim Aufſteigen gute Dienſte leiſten, ſchaden ihm beim Abwärtsſteigen; in dieſem Falle breitet er ſeine Flügel aus, um ſich fortzuſchwingen; wir ſind aber genöthigt geweſen, einen derſelben kurz zu halten und ſeine Federn von Zeit zu Zeit abſchneiden, damit er nicht wegflog, wie er oft zu thun verſucht ſcheint. Uebrigens hat er dieſen Winter (1778) in Paris zugebracht, ohne daß er die Strenge einer von der ſeinigen ſo verſchiedenen Himmelsgegend unangenehm zu empfinden ſchien; er ſelbſt hatte ſich zum Obdach ein geheiztes Zimmer

*) Dieſer Vogel hat noch eine Art Stimme, wie ein inneres Geknarr oder Kluckſen **klock, klock**, ähnlich dem einer Bruthenne, aber rauher.

gewählt, worin er die Nacht über blieb; alle Abende begab er ſich, ohne jemal zu fehlen, wann die Stunde zum Nachhauſegehen da war, vor die Thür jenes Zimmers und trompetete, damit man ſie ihm aufmachte.

Die erſten Vögel dieſer Art haben die Portugieſen, als ſie die afrikaniſche Küſte entdeckten, von dem 15. Jahrhundert an nach Europa gebracht. Aldrovande lobt ihre Schönheit, Belon aber ſcheint ſie nicht gekannt zu haben, und er irrt ſich, wenn er ſagt, der baleariſche Kranich der Alten ſei der Schildreiher. Einige Schriftſteller haben ſie japaniſche Krähen genannt, was anzudeuten ſcheint, daß ſie auf Japan gefunden werden und ihre Art über den ganzen Gürtel durch Aſien und Afrika verbreitet iſt. Uebrigens iſt der berühmte Königsvogel oder Fum-Hoam der Chineſen, über den ſie wunderſame, von dem leichtgläubigen Kircher geſammelte Mährchen verfaßt haben, nur ein gedachtes, eben ſo fabelhaftes Weſen, wie der Drachen, den ſie neben ihm auf ihren Stoffen und Porzellanwaaren malen.

Der Kariama.

Wir haben geſehen, daß die Natur in gleichem Schritte fortwandelnd, alle ihre Werke abgeſtuft, daß ihre Geſammtheit durch eine Reihenfolge ſteter Beziehungen und allmäliger Abſchattungen verbunden iſt. Sie hat alſo die Zwiſchenräume, wo wir Scheidungen und Einſchnitte in ſie bringen wollen, durch Uebergänge ausgefüllt und an die Ruhepunkte, welche die bloſe Ermüdung unſeres Geiſtes in der Betrachtung ihrer Werke anzunehmen uns genöthigt hat, Zwiſchenerzeugniſſe hingeſtellt. Auch finden wir in den entfernteſten Formen ſelbſt Beziehungen, die ſie einander nähern, ſo daß nichts leer iſt, alles in der Natur ſich berührt, ſich hält und nur unſere künſtlichen Eintheilungen und unſere Lehrgebäude zuſammen hanglos ſind, wenn wir in ihr Abſchnitte oder Grenzlinien, die ſie nicht kennt, zu zeichnen uns anmaßen. Aus dieſem Grunde ſind die in unſern Eintheilungen vereinzelteſten Weſen oft in der Wirklichkeit diejenigen, die durch die größten Aehnlichkeiten mit andern zuſammenhangen; ſo die Arten des Kariamas, des Sekretärs und des Kamichis, die in der ganzen Eintheilung der Vogelkunde nur eine Gruppe für ſich bilden können, während dieſe Arten in dem Bau der Natur mehr, als irgend eine andere, verſchiedenen Familien angehören, deren Verwandtſchaftsgrade ſie zu beſtimmen ſcheinen; die beiden erſten haben Merkmale, welche ſie den Raubvögeln nähert, der letztere dagegen hängt mit dem Hühnergeſchlechte zuſammen und noch näher gehören alle drei zu der großen Gattung der Strandvögel, deren Gemüthsart und Sitten ſie haben.

Der Kariama iſt ein großer Vogel, der die Sumpfgegenden beſucht und ſich in ihnen, wie der Reiher ernährt, den er an Größe übertrifft. Neben

langen Füßen und nackten Unterbeinen, wie die Strandvögel, hat er, wie die Raubvögel, einen kurzen und gebogenen Schnabel.

Auf einem hohen Halſe trägt er den Kopf erhaben. Auf der Wurzel des gelblichen Schnabels ſieht man eine Feder in Form einer Aegrette. Sein ganzes Gefieder iſt dem des Falken ähnlich und grau mit braunen Wellen; ſeine Augen funkeln goldfarbig und die Augenlieder ſind mit langen ſchwarzen Wimpern beſetzt. Die Füße ſind gelblich und die Zehen alle gegen die Wurzel hin durch ein kleines Häutchen verbunden; die Mittelzehe iſt viel länger als die beiden ſeitlichen, wovon die innere die kürzeſte iſt; die Nägel ſind kurz und gerundet; die kleine Hinterzehe ſteht ſo hoch, daß ſie nicht auf der Erde ruhen kann; und die Ferſe iſt dick und rund wie die des Straußes. Die Stimme dieſes Vogels gleicht der des Truthahns, ſie iſt zart und benachrichtigt von weitem die Jäger, die ihn aufſuchen; denn ſein Fleiſch iſt fein und zart; und wenn man Piſon glauben darf, ſo ſtehen die meiſten Vögel, die in jenen heißen Gegenden Amerikas den Strand bewohnen, den Bergvögeln hinſichtlich der Güte des Fleiſches nicht nach. Er ſagt auch, man habe damit angefangen, aus dem Kariama ein Hausthier zu machen; und nach dieſer Verwandtſchaft in den Sitten, ſo wie nach der im Körperbau ſcheint der Kariama, der nur in Amerika gefunden wird, der Vertreter des Sekretärs zu ſein, der ein großer Vogel des alten Feſtlandes iſt, den wir in dem folgenden Aufſatze beſchreiben wollen.

Der Sekretär oder der Bote.

Dieſer, durch ſeine Größe eben ſo ahnſehnliche, als durch ſeine Geſtalt merkwürdige Vogel gehört nicht allein zu einer neuen Art, ſondern zu einer alleinſtehenden und ſeltſamen Gattung, ſo daß er jeder künſtlichen Anordnung und Namengebung ſpottet und ſelbſt ſie verwirrt. Während ſeine langen Füße einen Strandvogel bezeichnen, könnte ſein gebogener Schnabel zugleich einen Raubvogel andeuten. Er hat, ſo zu ſagen, einen Adlerkopf auf dem Körper eines Storchs oder eines Kranichs; zu welcher Klaſſe kann nun ſo ein Weſen gehören, worin ſich ſo entgegengeſetzte Merkmale vereinigen? ein neuer Beweis, daß die Natur mitten unter den Grenzen, die wir ihr vorzuſchreiben vermeinen, freilich reicher, als unſere Vorſtellungen, und größer, als unſer Lehrgebäude iſt.

Der Sekretär, Nro. 721, iſt ſo hoch, wie ein großer Kranich, und ſo dick, wie ein Truthahn; ſeine Farben auf dem Kopfe, dem Halſe, dem Rücken und den Flügelbedeckungen ſind etwas brauner grau, als beim Kranich; auf dem Vorderleibe werden ſie heller, auf den Schwung- und Steuerfedern iſt er ſchwarz und auf den Beinen ſchwarz mit grauen Wellenlinien; ein Bündel langer, ſteifer und ſchwarzer Federn hängt hinter ſeinem Halſe herunter;

die meiſten Federn ſind bis an 6 Zoll lang; einige kürzer und manche grau; alle an der Wurzel ziemlich ſchmal und gegen die Spitze hin mit breitern Bärten verſehen; ſie ſtehen oben auf dem Halſe. Der Vogel, den wir beſchreiben, iſt 3 Fuß 6 Zoll hoch, die Fußwurzel allein iſt faſt 1 Fuß hoch, das Bein iſt etwas oberhalb des Knies unbefiedert; die Zehen ſind dick und kurz und mit hakenförmigen Nägeln bewaffnet; die mittlern faſt doppelt ſo lang als die ſeitlichen, die bis gegen die Hälfte ihrer Länge durch ein Häutchen mit ihr verbunden ſind, und die Hinterzehe ſehr ſtark. Dieſe Eigenthümlichkeiten hat der Zeichner der ausgemalten Tafel nicht aufgegriffen. Der Hals iſt groß und dick, der Kopf groß, der Schnabel ſtark und bis über die Augen hinaus geſpalten; der obere Theil des Schnabels gleichmäßig und ſtark gebogen, faſt wie beim Adler; er iſt ſpitz und ſcharf, die Augen ſtehen in einer pomeranzengelben nackten Haut, die an der Wurzel des Schnabels anfängt und ſich bis über den äußern Augenwinkel hinaus fortſetzt; er hat ferner ein ganz eigenthümliches Merkmal, das ein bedeutender Zuſatz zu allen den andern iſt, welche dieſen Vogel zu einer Vermiſchung entfernt ſtehender Naturen machen; es iſt eine echte Augenbraune, gebildet aus einer einzigen Reihe, 6—7 Linien langer, ſchwarzer Wimpern *); ein ſeltſamer Zug, der, mit dem Federbüſchel oben am Halſe mit ſeinem Raubvogelkopfe und ſeinen Strandvögelfüßen verbunden, vollends aus ihm ein gemiſchtes und außerordentliches Weſen macht, deſſen Vorbild unbekannt war.

In den Gewohnheiten dieſes Vogels herrſcht eine ebenſo große Zuſammenmengung, als Ungleichartigkeit in ſeinem Körperbau. Neben den Waffen der fleiſchfreſſenden Vögel hat er von ihrer Wildheit nichts; ſeinen Schnabel gebraucht er weder zur Beleidigung, noch zur Abwehr; ſein Heil ſucht er in der Flucht; er vermeidet die Annäherung, weicht dem Angriffe aus und oft ſieht man ihn, um der Verfolgung, ſelbſt eines ſchwachen Feindes, zu entgehen, 8 bis 9 Fuß hohe Sprünge machen; ſanft und munter, wird er leicht traulich; am Vorgebirge der guten Hoffnung hat man ſelbſt ihn zu zähmen angefangen; auf den Höfen dieſer Niederlaſſung ſieht man ihn ziemlich häufig, und man findet ihn im Innern des Landes einige Meilen weit von den Küſten; man fängt die Jungen im Neſte, um ſie zum Vergnügen ſowohl, als zum Nutzen aufzuziehen; denn ſie ſtellen den Ratten, Eidechſen, Kröten und Schlangen nach.

Der H. Vicomte von Querhoent hat uns über dieſen Vogel folgende Bemerkungen mitgetheilt.

„Wenn der Sekretär, ſagt dieſer Beobachter, eine Schlange antrifft oder

*) Dieſe Augenbraune iſt 15—16 Linien lang; die Wimpern ſtehen ſehr nahe zuſammen und ſind an der Wurzel breit und ringelförmig ausgehöhlt, unten vertieft, oben gewölbt.

entdeckt, ſo greift er ſie zuerſt mit Flügelſtreichen an, um ſie zu ermüden; hierauf ergreift er ſie beim Schwanze, nimmt ſie mit ſich hoch in die Luft und läßt ſie fallen; dieſes wiederholt er, bis die Schlange todt iſt. Um ſeinen Lauf zu beſchleunigen, breitet er ſeine Flügel aus, und oft ſieht man ihn auf dieſe Weiſe zugleich laufen und fliegen. Er niſtet in den Gebüſchen, einige Fuß hoch vom Boden und legt 2 weiße Eier mit fuchsrothen Flecken. Wenn man ihn beunruhigt, ſtößt er ein dumpfes Gekrächz aus; er iſt weder gefährlich noch boshaft, und ſeine Gemüthsart ſanft. Ich habe ihrer 2 auf einem Hühnerhofe mitten unter dem Geflügel friedlich leben ſehen. Man fütterte ſie mit Fleiſch und gierig fraßen ſie Eingeweide und Gedärme, die ſie beim Freſſen unter den Füßen feſthielten, als wenn ſie eine Schlange gehabt hätten; alle Abende legten ſie ſich nebeneinander zur Ruhe, jeder mit dem Kopf nach dem Schwanze ſeines Gefährten hingewendet.

Uebrigens ſcheint dieſer afrikaniſche Vogel ſich ziemlich gut in den europäiſchen Himmelsſtrich ſchicken zu können; man ſieht ihn in einigen engliſchen und holländiſchen Menagerien. H. Vosmaër, welcher ihn in der des Prinzen von Oranien ernährt hat, macht über ſeine Lebensweiſe einige Bemerkungen. „Er zerreißt und verſchlingt gefräßig das Fleiſch, das man ihm vorwirft und läßt auch Fiſche nicht liegen; um auszuruhen und zu ſchlafen, legt er ſich mit dem Bauch und der Bruſt auf den Boden; ein Geſchrei, das er ſelten hören läßt, hat mit dem des Adlers Aehnlichkeit; ſeine gewöhnlichſte Bewegung beſteht darin, daß er mit großen Schritten nach der einen und der andern Seite lange hin und her geht, immer gleich ſchnell und ohne ſtill zu ſtehen, weshalb er wahrſcheinlich den Namen Bote erhalten hat“; wie er wahrſcheinlich den Namen Sekretär jenem Bündel Federn verdankt, das er oben am Halſe trägt, obwohl H. Vosmaër dieſen letztern Namen von sagittarius herleitet, ein Namen, den er ihm nach einem Spiel beilegt, mit welchem man ihn oft ſich beluſtigen ſieht, und welches darin beſteht, daß er einen Strohhalm oder ſonſt einen Splitter mit dem Schnabel oder dem Fuße ergreift und zu wiederholtenmalen in die Luft wirft; „denn er ſcheint, ſagt H. Vosmaër, eine muntere, friedliche und ſelbſt furchtſame Gemüthsart zu haben. Nähert man ſich ihm, wenn er mit einer wahrhaft ſtolzen Haltung hin- und herläuft, ſo ſtößt er ein beſtändiges Gekrächze kra, kra, aus; ſobald er aber von dem Schrecken, den man ihm dadurch eingeflößt, daß man ihn verfolgte, wieder zu ſich gekommen iſt, zeigt er ſich traulich und ſelbſt neugierig. Während der Zeichner damit beſchäftigt war, ihn abzumalen, fährt H. Vosmaër fort, kam der Vogel ganz nahe zu ihm, und ſchaute in aufmerkſamer Stellung mit ausgeſtrecktem Halſe, und die Federn auf dem Kopfe in die Höhe richtend, aufs Papier, als wenn er ſeine Abbildung bewunderte; oft kommt er mit aufgehobenen

Flügeln und vorgeſtrecktem Kopfe, um neugierig zuzuſehen, was man macht. Auf dieſe Weiſe näherte er ſich mir zwei= bis dreimal, als ich an ſeinem Kaſten an einem Tiſche ſaß, um ihn zu beſchreiben. In dieſen Augenblicken, oder wenn er einige Biſſen gierig aufließt, und überhaupt, wenn ihn Vorwitz oder Begierde bewegt, richtet er die langen Federn auf dem Hintertheile ſeines Kopfes, die gewöhnlich in zufälliger Vermiſchung auf den Hals herunter fallen, hoch in die Höhe. Man hat bemerkt, daß er ſich in den Monaten Juni und Februar mauſerte, und H. Vosmaër ſagt, ſo aufmerkſam er ihn auch beobachtet, nie hat man ihn trinken ſehen. Gleichwohl ſind ſeine Auswürfe flüſſig und weiß, wie die des Reihers. Um nach Bequemlichkeit zu freſſen, huckt er ſich auf ſeine Ferſen, und halbliegend verſchluckt er ſeine Nahrung. Seine größte Stärke ſcheint er im Fuße zu beſitzen; hält man ihm ein lebendes Huhn hin, ſo gibt er ihm einen heftigen Schlag mit der Pfote und ſtreckt es mit einem zweiten Schlage hin. Auf dieſe Weiſe tödtet er auch die Ratten; er lauert ihnen fleißig vor ihren Löchern auf; überhaupt zieht er den todten Thieren die lebenden und den Fiſchen das Fleiſch vor.

Dieſer ſeltene Vogel iſt ſelbſt an dem Kap noch nicht lange bekannt, da weder Kolbe noch die andern Berichterſtatter aus dieſer Gegend ſeiner erwähnt haben. H. Sonnerat hat ihn auf den Philippinen gefunden, nachdem er ihn am Vorgebirge der guten Hoffnung geſehen; zwiſchen ſeiner Angabe und den vorhergehenden bemerken wir einige Verſchiedenheit, die eine Berückſichtigung zu verdienen ſcheinen. H. Sonnerat z. B., läßt die Federn der Haube auf dem Halſe in ungleichen Abſtänden hervorkommen, und die längſten am tiefſten ſtehen. Wir finden bei dem Vogel, den wir vor Augen haben, weder dieſe Ordnung noch dieſes Verhältniß; denn die Federn ſtehen bündelweiſe und ordnungslos; er fügt hinzu, ſie ſeien in der Mitte nach dem Körper hin gebogen und ihre Bärte gekräuſelt; H. Vosmaër ſtellt ſie eben ſo dar, und bei dem eben beſchriebenen ſehen wir, daß ſie glatt ſind. Sind dieſe Verſchiedenheiten Abweichungen der Vögel oder der Beſchreibungen? Eine beträchtlichere erſcheint in der Farbe des Gefieders. H. Vosmaër ſagt, es ſei bläulich bleigrau; wir finden es grau ins Braune ſpielend; er nennt den Schnabel bläulich, wir ſehen ihn oben ſchwarz und unten weiß; der Vogel, den wir beſchreiben, und der in dem Kabinet des H. Doktors Mauduit aufbewahrt wird, hat auch keine 2 hervorſtehende Federn im Schwanze, nur reichen ſie 5 Zoll weit über die eingezogenen Flügeln hinaus; aber ein anderer Vögel, nach welchem die ausgemalte Tafel gezeichnet worden, hat dieſe beiden langen Federn, ſo, wie die HH. Vosmaër und Sonnerat ſie beſchrieben haben; uns däucht, daß dieſes das Merkmal des Männchens iſt; übrigens drückt ſich dieſer letztere Naturforſcher

nicht gut aus, wenn er dem Sekretär einen Hühnerſchnabel gibt. Es iſt wirklich der Schnabel eines Raubvogels, und überdies bemerkt H. Sonnerat ſelber, daß dieſer Vogel ein Fleiſchfreſſer iſt *).

Wenn man ſeine geſelligen und traulichen Sitten, und die Leichtigkeit bedenkt, womit man ihn als Hausthier erziehen kann, ſo möchte man glauben, daß es vortheilhaft ſein würde, ihn zu vervielfältigen, beſonders in den Anſiedlungen, wo er zur Ausrottung der ſchädlichen kriechenden Thiere und der Ratten dienen könnte.

Der Kamichi.

Nicht indem man durch unſere angebauten Gefilde wandelt, noch auch auf der Reiſe durch alle Länder, in denen der Menſch gebietet, kann man die großen Wirkungen der Abwechſelungen in der Natur kennen lernen. Aus den brennenden Sandwüſten des heißen Gürtels muß man ſich nach den Eisfeldern der Pole begeben; vom Scheitel der Gebirge auf den Boden der Meere hinabſteigen und Wüſten mit Wüſten vergleichen, um die Natur beſſer beurtheilen und mehr bewundern zu können. In der That unter dem Geſichtspunkte ihrer erhabenen Gegenſätze erſcheint ſie größer, indem ſie ſich zeigt, wie ſie iſt. Früher **) haben wir die trockenen Wüſten des ſteinigen Arabiens, jene nackten Oeden geſchildert, wo nie der Menſch im Schatten geathmet, wo die Erde ohne Grün den Thieren, Vögeln und Inſekten keinen Unterhalt darbeut, wo Alles todt erſcheint, weil nichts entſtehen kann, und das, zur Entwickelung der Keime jedes beſeelten oder blos wachſenden Weſens nöthige Element, weit entfernt, die Erde durch Bäche lebenden Waſſers zu benetzen oder durch fruchtbare Regen zu durchdringen, ſie nicht einmal durch bloßen Thau befeuchten kann. Stellen wir dieſes Gemälde einer völligen Dürre in einer zu alten Erde dem der weit ausgedehnten Schlammebenen der überſchwemmten Savannen des neuen Feſtlandes entgegen, und wir werden in ihm durch Ueberfülle ſehen, was der andere nur durch Mangel darbot. Ströme von unermeßlicher Breite, wie der Amazonenſtrom, der La Plata, der Orinoko, die ihre ſchäumenden Wogen mächtig dahin wälzen, und in voller Freiheit austretend, die Erde an ſich reißen und ganz überziehen zu wollen ſcheinen; nahe und ferne von ihrem Laufe ausgebreitete und ſtehende Gewäſſer bedecken den Schlamm, den ſie abgeſetzt haben, und dieſe weiten Sümpfe, die in verpeſteten Nebeln ihre Dünſte aushauchen, würden die Ungeſundheit des Bodens der Luft mittheilen, wenn ſie nicht bald als Regen, von den Gewittern niedergeſchlagen, oder von den Winden zerſtreut würden; und dieſe abwechſelnd trockenen und überſchwemmten

*) Reiſe nach Neuguinea, Seite 88.

**) Siehe den 6. Theil dieſer Naturgeſchichte, Aufſatz Kameel, Seite 32.

Striche, wo ſich Land und Waſſer um unbegrenzte Beſitzungen zu ſtreiten ſcheinen, und jene Gehölze von Wurzelbäumen, die auf die unentſchiedenen Grenzmarken dieſer beiden Elemente wie hingeworfen ſind, werden nur von unreinen Thieren bevölkert, welche in dieſen Schlupfwinkeln der Kloake der Natur wuchern, wo Alles das Bild der ungeheuern Ausleerungen des alten Schlamms hinzeichnet. Die gewaltigen Schlangen ziehen auf dieſem kothigen Boden breite Furchen, die Krokodille, Kröten, Eidechſen und tauſend andere breitfüßige Kriecher kneten ſeinen Moraſt. Millionen von der feuchten Gluth aufgeſchwellter Kerbthiere heben den Mutt, und dieſes ganze, den Schlamm durchſchleichende oder die Luft, die es verdunkelt, durchſummende unreine Volk, all dieſes Ungeziefer, wovon die Erde wimmelt, lockt zahlreiche Schaaren räuberiſcher Vögel an, deren verworrenes, vervielfältigtes und mit dem Gequacks der Kriecher vermiſchtes Geſchrei, die Stille dieſer ſcheußlichen Wüſteneien ſtörend, zum Abſcheu die Furcht zu fügen ſcheint, um den Menſchen von ihnen zu entfernen und den andern empfindenden Weſen den Zutritt zu unterſagen, überdieß unzugängliche noch unförmliche Länder, die zu nichts dienen würden, als die Vorſtellung jener Zeiten in ihm zu erwecken, die dem erſten Chaos folgten, wo die Elemente nicht getrennt waren, wo Erde und Waſſer nur eine gemeinſame Maſſe bildeten und die lebenden Arten in den verſchiedenen Kreiſen der Natur ihre Stelle noch nicht gefunden hatten.

Mitten unter dieſen Mißtönen ſchreiſüchtiger Vögel und quackſender Kriecher erhebt ſich von Zeit zu Zeit eine kräftige Stimme, die allen Ehrfurcht gebietet und von der die Gewäſſer weithin wiederhallen; es iſt die Stimme des Kamichis, eines großen ſchwarzen Vogels, der durch die Stärke ſeines Geſchrei's und durch die ſeiner Waffen ſehr merkwürdig iſt. Auf jedem Flügel trägt er zwei mächtige Sporen und auf dem Kopf ein ſpitziges Horn*), das 3 bis 4 Zoll lang iſt und an ſeiner Wurzel 2 bis 3 Linien im Durchmeſſer hat. Dieſes Horn, das oben auf der Stirn ſteht, erhebt ſich in gerader Richtung, läuft in eine etwas nach vorn gekrümmte, ſcharfe Spitze aus, und iſt an ſeiner Wurzel mit einer dem Schaft einer Feder ähnlichen Scheide bekleidet. Wir werden von den Sporen oder Afterklauen, welche gewiſſe Vögel, wie die Jakane, mehrere Arten Regenpfeifer, Wannenweiher u. ſ. w. an den Schultern tragen, reden; der Kamichi aber iſt unter allen am beſten bewaffnet; denn unabhängig von ſeinem Horn am Kopf, hat er auf jeder Flügelſpitze zwei Sporen, die bei eingezogenem Flügel nach vorne

*) Die Wilden in Guiana haben ihn Kamichi genannt; die Braſiliſchen nennen ihn Anhima, und am Amazonenfluſſe Kahuitahu, eine Nachahmung ſeines lauten Geſchreis, welches Marcgrave genauer durch Vihu wiedergibt, und von dem er ſagt, es habe etwas Schreckliches an ſich.

gerichtet ſind. Dieſe Sporen ſind Fortſätze des Knochens der Mittelhand und kommen aus dem vorderen Theile der beiden Enden dieſes Knochens hervor; der obere Sporn iſt der größte; er iſt 3eckig, 2 Zoll lang, an ſeiner Wurzel 9 Linien breit und an der Spitze, in die er ausläuft, etwas gebogen; er iſt ebenfalls mit einer Scheide von demſelben Beſtandweſen, wie diejenige, womit die Wurzel des Horns verſehen iſt, bekleidet; der untere Fortſatz der Mittelhand, die den zweiten Sporn bildet, iſt nur vier Linien lang und an ſeiner Wurzel ebenſo breit, und wie der andere, mit einer Scheide bedeckt.

Ungeachtet dieſer Ausrüſtung mit ſo kräftigen Angriffswaffen, die ihn furchtbar im Kampfe machen würden, greift der Kamichi, Nro. 451, die andern Vögel nicht an, und führt nur gegen die Kriecher Krieg; ſeine Sitten ſind ſogar ſanft und ſeine Gemüthsart tief empfindſam; denn Männchen und Weibchen halten ſich immerdar zuſammen, treu bis zum Tode; die Liebe, die ſie vereint, ſcheint den Verluſt, den eins oder das andere an ſeiner Hälfte erleidet, zu überleben. Dasjenige, welches übrig bleibt, irrt ſeufzend umher und härmt ſich ab, in der Nähe des Ortes, wo es verloren hat, was es liebt.

Dieſe ſo rührenden Gefühle bilden in dieſem Vogel mit ſeinem Räuberleben denſelben Gegenſatz in ſittlichen Eigenſchaften, wie er ſich in ſeinem körperlichen Bau findet. Er lebt vom Raube, und dennoch iſt ſein Schnabel der eines kornfreſſenden Vogels; er hat Sporen und ein Horn, und deſſenungeachtet iſt ſein Kopf dem eines Vogels vom Hühnergeſchlecht ähnlich; ſeine Beine ſind kurz, die Flügel aber und der Schwanz ſehr lang. Der obere Theil des Schnabels reicht über den untern hinaus und krümmt ſich etwas an ſeiner Spitze; der Kopf iſt mit kleinen, aufgerichteten und wie halbgelockten, ſchwarz und weiß gemiſchten Flaumenfedern beſetzt. Dieſes nämliche grauſe Gefieder bedeckt den obern Theil des Halſes; der untere iſt mit breitern, dichtern, am Rande ſchwarzen und einwärts grauen Federn bekleidet, der ganze Mantel iſt braunſchwarz mit grünlichen Widerſcheinen und zuweilen mit weißen Flecken untermiſcht; die Schultern ſind fuchsroth gezeichnet und dieſe Farbe verbreitet ſich über den Rand der ſehr weiten Flügel; ſie reichen faſt bis zur Spitze des Schwanzes, der 9 Zoll lang iſt; der 2 Zoll lange Schnabel iſt an ſeiner Wurzel 8 Linien breit und 10 dick; der Fuß, verbunden mit einem kleinen, nackten Theil des Beins, iſt 7½ Zoll hoch und mit einer rauhen, ſchwarzen Haut bedeckt, deren Schuppen auf den ſehr langen Zehen ſtark ausgedrückt ſind; die Mittelzehe hat, den Nagel mit einbegriffen, 5 Zoll; dieſe Nägel ſind halbgebogen und von unten rinnenförmig ausgehöhlt, der hintere hat eine eigenthümliche Form; er iſt dünn, faſt gerade und ſehr lang, wie der der Lerche; die Geſammtgröße des

Vogels beträgt 3 Fuß. Was Marcgrave von der beträchtlichen Verſchiedenheit in der Größe zwiſchen dem Männchen und Weibchen ſagt, haben wir nicht bewahrheiten können; mehrere dieſer Vögel, die wir geſehen, ſchienen uns ungefähr die Größe und den Wuchs des Truthahns zu haben. Willughby bemerkt mit Recht, daß die Art des Kamichis in ihrer Gattung allein ſteht. Seine Form beſteht wirklich aus ungleichartigen Theilen, und die Natur ſcheint ihm außerordentliche Eigenthümlichkeiten beigelegt zu haben. Das Horn auf dem Kopfe reicht allein hin, um eine vereinzelte Art und ſelbſt eine Erſcheinung in dem ganzen Geſchlecht der Vögel aus ihm zu bilden. Ohne allen Grund alſo hat Barrere einen Adler aus ihm gemacht, da er weder den Kopf, noch den Schnabel, noch die Füße eines Adlers hat. Mit Recht, ſagt Piſon, der Kamichi ſei ein halber Waſſervogel; er fügt hinzu, er baue ſein Neſt in Form eines Ofens am Fuße eines Baums, er gehe mit geradem Halſe und hohem Kopfe und beſuche die Wälder; indeſſen haben uns mehrere Reiſende verſichert, öfter noch finde man ihn in den Savannen.

Der gemeine Reiher.

Erſte mittele Art.

Das Glück iſt nicht an alle empfindende Weſen gleichmäßig ausgetheilt, das des Menſchen entquillt aus der Sanftmuth ſeiner Seele und dem guten Gebrauche ſeiner ſittlichen Vorzüge; das Wohlſein der Thiere hängt dagegen nur von den phyſiſchen Fähigkeiten und von der Anwendung ihrer körperlichen Kräfte ab; wenn aber die Natur über die ungerechte, in der Geſellſchaft noch mehr ausgeführten Vertheilung des Glücks unter die Menſchen, ſich entrüſtet, ſo ſcheint ſie ſelbſt auf ihrem ſchnellen Wege gewiſſe Thiere verwahrloſt zu haben, die durch die Unvollkommenheit ihrer Organe, zum Dulden verdammt und zur Dürftigkeit beſtimmt ſind. Stiefmütterlich behandelte Kinder, nackt geboren, um in der Entbehrung zu leben, bringen ſie ihre mühſeligen Tage in den Unruhen eines immer wieder neu erwachenden Bedürfniſſes hin; Dulden und Leiden ſind oft ihre einzigen Hülfsquellen, und dieſer innere Kummer zeichnet ſein trauriges Gepräge ſelbſt auf ihre äußere Geſtalt und läßt ihnen keinen der Reize, womit die Natur alle glückliche Weſen beſeelt. Der Reiher bietet uns das Bild dieſes kümmerlichen, angſtvollen, dürftigen Lebens dar. Seine ganze Betriebſamkeit einzig auf den Hinterhalt verwendend, verbringt er Stunden, ganze Tage an derſelben Stelle regungslos, ſo, daß man zweifeln möchte, ob es ein belebtes Weſen ſei. Beobachtet man ihn mit einem Fernrohr (denn ſelten läßt er ſich nahe kommen), ſo ſieht er wie eingeſchlafen aus, auf einem Steine ruhend, mit faſt geradem Körper und auf einem Fuße ſtehend, den Hals an der Bruſt und dem

Bauche herabgebogen, den Kopf und den Schnabel zwiſchen die Schultern geſteckt, die ſich weit über die Bruſt erheben, und verändert er ſeine Stellung, ſo geſchieht es, um eine noch gezwungenere anzunehmen, indem er ſich in Bewegung ſetzt. Er geht bis über das Knie mit dem Kopf zwiſchen den Beinen ins Waſſer, um einem Froſch oder Fiſch aufzulauern, aber da er darauf beſchränkt iſt zu warten, bis ſeine Beute kommt und ſich ihm darbietet, und nur einen Augenblick hat, um ſie zu ergreifen, ſo muß er oft lange faſten und zuweilen vor Hunger umkommen; denn der Trieb fehlt ihm, wenn das Waſſer bedeckt iſt, in gemäßigtern Himmelsgegenden ſeinen Lebensunterhalt zu ſuchen, und mit Unrecht haben ihn einige Naturforſcher unter die Zugvögel geſtellt, die im Frühling nach den Gegenden zurückkehren, die ſie im Winter verlaſſen haben, da wir bei uns in allen Jahreszeiten, und ſelbſt während der ſtrengſten und anhaltendſten Kälte, Reiher ſehen. Genöthigt alsdann, die zugefronenen Sümpfe und Flüſſe zu verlaſſen, halten ſie ſich an den Bächen und in der Nähe warmer Quellen, und in dieſer Zeit ſind ſie am rührigſten, und machen ſie ziemlich große Flüge, um ihre Stätte zu verändern, immer jedoch in derſelben Gegend. Sie ſcheinen ſich daher in dem Maße, worin die Kälte zunimmt, zu vermehren, und Hunger und Kälte gleich gut zu ertragen. Nur durch viele Geduld und Nüchternheit widerſtehen ſie und dauern ſie aus, allein dieſe kalten Tugenden werden gewöhnlich vom Ueberdruß am Leben begleitet. Fängt man einen Reiher, ſo kann man ihn 14 Tage lang bewahren, ohne daß man ihn eine Nahrung ſuchen oder zu ſich nehmen ſieht; ſelbſt diejenige gibt er wieder von ſich, die man ihm einzugeben ſucht. Sein natürlicher Trübſinn, ohne Zweifel durch die Gefangenſchaft vermehrt, trägt den Sieg davon über den Selbſterhaltungstrieb, das Gefühl, welches zuerſt die Natur in das Herz aller beſeelten Weſen einprägt. Der gefühlloſe Reiher ſcheint abzuzehren, ohne zu kränkeln; er ſiecht dahin, ohne zu klagen und ohne Anſicht eines Kummers*).

Die Unempfindlichkeit, die Verwahrloſigkeit ſeiner ſelbſt und einige andere Eigenſchaften, die ebenſo nur einen Mangel andeuten, bezeichnen ihn beſſer, als ſeine wirklichen Fähigkeiten. Traurig und einſiedleriſch, außer in der Brütezeit, ſcheint er kein Vergnügen und kein Mittel zu kennen, dem Kummer auszuweichen; beim ſchlechteſten Wetter hält er ſich allein, ungedeckt auf einem Pfahl oder Stein am Ufer eines Baches, auf einem Erdhaufen, mitten in einer überſchwemmten Wieſe; während die andern Vögel unter dem Laube Schutz ſuchen, in denſelben Gegenden die Ralle ſich in das dichte Gras verſteckt, die Rohrdommel mitten unter das Rohr ſich birgt, bleibt unſer elende Reiher allem Ungemach der Luft und der größten

*) Eine Erfahrung, die H. Hebert gemacht hat, deſſen ſchönen Beobachtungen wir die Kenntniß der Hauptpunkte in der Naturgeſchichte des Reihers verdanken.

Strenge des Froſtes blos geſtellt. H. Hebert hat uns mitgetheilt, daß er einen gefangen hatte, der halb erfroren und ganz beeiſt war; ebenſo hat er uns verſichert, daß er den Abdruck der Füße dieſer Vögel oft auf dem Schnee oder dem Schlamm gefunden, und ihre Spuren nie mehr als 12 bis 15 Schritte weit habe verfolgen können; ein Beweis der geringen Ausdauer, womit ſie ihren Fraß aufſuchen, und ihrer Unthätigkeit, ſelbſt in der Zeit der Noth. Ihre langen Beine ſind nur zum Laufen unnütze Stelzen; ſie halten ſich aufrecht und den größten Theil des Tages hindurch ſtehen ſie in der vollſten Ruhe, und dieſe Ruhe dient ihnen anſtatt des Schlafes; denn während der Nacht fliegen ſie ein wenig aus *). Man hört ſie alsdann, in jeder Stunde und in allen Jahreszeiten, in der Luft ſchreien. Ihre Stimme iſt ein eigenthümlicher, trockener und greller Ton, den man mit dem Kreiſchen der Gans vergleichen könnte, wenn er nicht kürzer und etwas klagend wäre **). Dieſes Geſchrei wiederholt ſich von einem Augenblick zum andern und verlängert ſich in einem durchdringendern und ſehr unangenehmen Tone, wenn der Vogel Schnee empfindet.

Der Reiher, Nro. 287, geſellt zu den Leiden ſeines armſeligen Lebens auch noch das Unglück der Furcht und des Mißtrauens. Alles ſcheint ihn in Unruhe und Angſt zu verſetzen; den Menſchen flieht er von weitem; oft vom Adler und Falken angefallen, entgeht er ihrem Angriff nur dadurch, daß er hoch in die Lüfte ſteigt und über ſie hinauf zu fliegen ſucht; man ſieht ihn mit ihnen ſich in die Wolken verlieren ***). Es wäre genug, daß die Natur die Feinde allzu furchtbar für den unglücklichen Reiher gemacht hätte, ohne daß man noch die Kunſt, ihren Trieb zu reizen und ihre Abneigung zu ſchärfen, hinzuzufügen brauchte ****); aber die Reiher-Jagd war ſonſt bei uns der glänzendſte Flug der Falknerei. Er gehörte zu den Vergnügen der Fürſten, die ſich das ſchlechte Fleiſch dieſes Vogels, das für ein *königliches Fleiſch* galt, und auf den Feſtgelagen als ein Prunkgericht aufgetragen wurde, als ein Ehrengericht vorbehielten.

Ohne Zweifel hat dieſe Auszeichnung, die man dem Reiher zu Theil

*) Die Alten hatten dieſes beobachtet. Euſtach zum 10. Geſang der Ilias ſagt: Der Reiher fiſche des Nachts.

**) Kleixein, clangere, war das Wort, womit die Griechen ſeit Homers Zeit das Geſchrei des Reihers ausdrückten, ſiehe Ilias Geſ. 10.

***) Man behauptet, ſein letztes Vertheidigungsmittel beſtehe darin, daß er den Kopf unter die Flügel ſtecke und dem Raubvogel ſeinen ſpitzigen Schnabel hinhalte, indem ſich dieſer, der mit Ungeſtüm über ihn herfalle, daran ſelbſt durchbohre.

****) Die Alten gaben ihm noch andere, dem Anſchein nach ſchwache, aber dennoch furchtbare, in ſo fern ſie ihn in dem liebſten, was er hatte, angriffen. Die Lerche, die ſeine Eier aufbrach, und der Specht (pipo, pipra), der ſeine Jungen tödtete. Gegen alle dieſe Feinde hatte er nur die nutzloſe Freundſchaft der Krähe.

werden ließ, auf den Gedanken gebracht, dieſe Vögel zu ſammeln, und ihnen das Dickicht großer Wälder in der Nähe der Gewäſſer oder auch Thürme zur feſten Wohnung zu geben, wo man ihnen bequeme Neſter gab, in denen ſie niſteten. Aus dieſen Reiherſtänden zog man einigen Nutzen durch den Verkauf der jungen Reiher, die man zu mäſten wußte. Belon redet mit einer Art Begeiſterung, von den Reiherſtänden, welche Franz I. in Fontainebleau hatte einrichten laſſen, und von der großen Wirkung der Kunſt, welche ſo wilde Vögel der Botmäßigkeit des Menſchen unterworfen hatte; allein dieſe Kunſt beruhte auf dem Naturhange ſelbſt; die Reiher niſten gerne in Geſellſchaft. Zu dieſem Zwecke vereinigen ſich immer mehrere in demſelben Waldbezirk **), und oft auf demſelben Baume. Man kann glauben, daß eben die Furcht ſie verſammelt, und ſie ſich nur vereinigen, um durch ihre Anzahl die Weihen und den Geier gemeinſam abzuwehren oder wenigſtens zu betroffen zu machen. Ihre Neſter legen die Reiher auf den höchſten Wipfel großer Bäume, oft neben den Krähen an, was die Veranlaſſung zu der Vorſtellung der Alten über die Freundſchaft zwiſchen dieſen beiden Arten, die ſo wenig geſchaffen ſind, um zuſammen zu leben, geweſen ſein mag. Die Neſter des Reihers ſind groß und beſtehen aus Reiſern, vielem trockenen Graſe, Binſen und Federn. Die Eier ſind blaß und gleichförmig grünlich blau, faſt von derſelben Größe, wie die Storcheneier, aber etwas geſtreckter und an beiden Enden gleich ſpitz. Die Hecke beſteht, wie man uns verſichert, aus 4—5 Eiern, was die Art zahlreicher machen müßte, als ſie überall zu ſein ſcheint, Es kommen alſo in den Wintern ſehr viele dieſer Vögel um; vielleicht auch, daß ſie trübſinnig, wie ſie ſind, und ſchlecht genährt, die Zeugungskraft früh verlieren.

Wahrſcheinlich von der Vorſtellung des kummervollen Lebens des Reihers verleitet, glaubten die Alten, er empfinde ſelbſt bei der Begattung Schmerz, das Männchen blute in dieſen Augenblicken aus den Augen und ſtoße ein Angſtgeſchrei aus. Plinius ſcheint dieſe falſche Meinung, von der Theophraſt ſich ebenfalls eingenommen zeigt, aus Ariſtoteles geſchöpft zu haben; aber ſchon zur Zeit Alberts widerlegte man ihn, der verſichert, er ſei mehrere Mal Zeuge der Begattung der Reiher geweſen und er habe nur die Zärtlichkeiten der Liebe und die Aeußerungen des Vergnügens geſehen. Das Männchen ſetzt zuerſt einen Fuß auf den Rücken des Weibchens, als wenn es daſſelbe ſanft zum Nachgeben reizen wollte; hierauf rückt es beide Füße vor, ſetzt ſich auf und hält ſich, unter ſchwachem Flügelſchlagen in dieſer

*) Es gibt kein Land, wo man nicht jene Gehölze kennte, welche die Reiher lieben, wo ſie ſich verſammeln und welche natürliche Reihergehege ſind; nicht allein auf den großen Eichen, ſondern auch auf den Tannenwäldern vereinigen ſie ſich, wie Schwenckfeld von gewiſſen ſchleſiſchen Wäldern bemerkt.

Stellung. Wenn das Weibchen zu brüten anfängt, geht das Männchen auf den Fiſchfang und bringt ihm ſeinen Antheil an der Beute und häufig ſieht man Fiſche aus ihren Neſtern fallen. Uebrigens ſcheint es nicht, daß die Reiher ſich von Schlangen und andern Kriechern ernähren, und man weiß nicht, worauf ſich das Verbot in England, ſie zu tödten, gründen könnte.

Wir haben geſehen, daß der erwachſene Reiher in der Gefangenſchaft nicht freſſen will und ſich umkommen läßt; aber jung gefangen, läßt er ſich zähmen, füttern und mäſten. Wir haben ihrer geſehen, die man aus dem Neſte auf den Geflügelhof gebracht hatte, wo ſie von Eingeweide, von Fiſchen und rohem Fleiſche lebten, und ſich zu dem Geflügel gewöhnten. Sie ſind ſelbſt zwar keiner Erziehung, aber doch einiger mitgetheilten Bewegungen fähig; man hat ihrer geſehen, die auf verſchiedene Weiſen den Hals zu drehen und ihn um den Arm ihres Herrn zu ſchlingen gelernt hatten; ſobald man aber ſie zu necken aufhörte, verfielen ſie wieder in ihren natürlichen Trübſinn und blieben unbeweglich. Uebrigens ſind die jungen Reiher im erſten Alter ziemlich lange, hauptſächlich auf dem Kopf und dem Halſe, mit dichtem Flaum bedeckt.

Der Reiher fängt viele Fröſche und verſchlingt ſie ganz. Man erkennt es an ſeinen Auswürfen, worin man ihre Knochen unzerbrochen und mit einer Art zähen Schleims von grüner Farbe, der wahrſcheinlich aus der in Leim verwandelten Haut der Fröſche gebildet iſt, überzogen ſieht. Seine Auswürfe haben, wie die der Waſſervögel im Allgemeinen, eine für das Gras ätzende Beſchaffenheit. In der Noth verſchlingt er einige kleine Pflanzen, wie die Waſſerlinſe; ſein gewöhnliche Nahrung aber ſind Fiſche; er fängt ziemlich kleine und man muß vorausſetzen, daß er ſicher und raſch mit dem Schnabel ſchlägt, um eine Beute, die pfeilſchnell vorüberfliegt, zu treffen. Was aber die etwas großen Fiſche anlangt, ſo ſagt Willughby mit voller Wahrſcheinlichkeit, daß er weit mehr picke und verwunde, als aus dem Waſſer ziehe. Im Winter, wenn alles gefroren und er auf die warmen Quellen beſchränkt iſt, taſtet er mit ſeinem Fuß im Schlamm nach ſeiner Beute, Fröſchen oder Fiſchen.

Mittelſt ſeiner langen Beine kann der Reiher über einen Fuß tief ins Waſſer gehen, ohne naß zu werden. Seine Zehen ſind übermäßig lang; die Mittelzehe ſo lang, wie die Fußwurzel; der Endnagel inwendig wie ein Kamm gezähnelt *); er dient ihm zu einer Stütze, und um ſich an den dünnen Wurzeln in dem Schlamme, auf welchen er ſich, mittelſt ſeiner langen ausgebreiteten Zehen hält, anzuklammern; ſein Schnabel iſt mit Zahnausſchnitten, die

*) Dieſer kammförmige Zahneinſchnitt befindet ſich auf der erweiterten und vorſpringenden Schneide der innern Seite des Nagels und geht nicht bis zu ſeiner Spitze, die ſcharf und glatt iſt.

nach hinten zu gerichtet ſind und womit er den ſchlüpfrigen Fiſch feſthält, bewaffnet. Sein Hals biegt ſich oft in 2 Theile und es ſieht aus, als ob dieſe Bewegung durch ein Gewinde ausgeführt würde; denn man kann den Hals noch mehrere Tage nach dem Tode des Vogels auf dieſe Weiſe ſpielen laſſen. Willughby hat in dieſem Betracht mit Unrecht behauptet, der fünfte Halswirbel ſtehe umgekehrt und ſeine Lage ſei der der andern entgegengeſetzt; denn bei der Unterſuchung des Gerippes eines Reihers haben wir 18 Wirbel im Halſe gezählt und nur beobachtet, daß die 5 erſten, vom Kopfe an, an den Seiten gleichſam zuſammengedrückt nnd durch einen Vorſprung des vorhergehenden auf den folgenden, ohne Knochenfortſätze, aneinander gegliedert ſind und man erſt auf dem ſechsten Wirbel Knochenfortſätze wahrnimmt. Durch dieſe ſeltſame Bildung iſt der Theil des Halſes, der an der Bruſt ſteht, ſteif, während derjenige, der mit dem Kopfe zuſammenhängt, auf dem andern in einem Halbkreiſe ſpielt oder ſich ſo an ihn legt, daß der Hals, der Kopf und der Schnabel als 3 Stücke auf einander gebogen liegen. Dieſe gebogene Hälfte ſchnellt der Vogel, wie durch eine Feder in die Höhe, und wirft den Schnabel wie einen Pfeil von ſich; dadurch daß er den Hals ſeiner ganzen Länge nach ausſtreckt, kann er rundum wenigſtens 3 Fuß weit reichen; endlich iſt dieſer ungemeſſen lange Hals bei einer vollkommenen Ruhe wie verwiſcht und in den Schultern verloren, an denen der Kopf feſtzuhängen ſcheint. Seine eingezogenen Flügel reichen nicht über den ſehr kurzen Schwanz hinaus.

Zum Fliegen ſtreckt er ſeine Beine ſteif nach hinten aus, wendet den Hals hinterwärts auf den Rücken und biegt ihn in 3 Theile, den Kopf und den Schnabel mit einbegriffen, ſo, daß man unten keinen Kopf, ſondern nur einen Schnabel ſieht, der aus ſeiner Bruſt hervorzukommen ſcheint. Seine Flügel breitet er verhältnißmäßig weiter aus, als irgend ein Raubvogel; ſie ſind ſehr hohl und ſchlagen die Luft mit einem gleichmäßigem Flug. Dadurch ſteigt der Reiher ſo hoch, daß er in den Wolken aus dem Geſichte verſchwindet. Am häufigſten fliegt er auf, wenn es regnen will, und die Alten zogen aus ſeinen Bewegungen und Stellungen mehrere Vermuthungen über den Zuſtand der Luft und die Veränderungen in der Wärme und Kälte. Traurig und bewegungslos auf dem Sande des Ufers verkündete er Froſt; rühriger und lauter, als gewöhnlich, verſprach er Regen; den Kopf feſt auf die Bruſt, zeigte er durch die Seite, nach welcher ſein Schnabel hin gerichtet war, den Wind an. Arat und Virgil, Theophraſt uns Plinius ſtellen dieſe Vorzeichen auf, die wir nicht mehr kennen, ſeitdem uns die Mittel der Kunſt, als zuverläßigere, die Beobachtungen der Natur in dieſer Gattung haben verwahrloſen laſſen.

Wie dem auch ſei, wenige Vögel ſteigen ſo hoch und machen in demſelben

Erdſtriche ſo weite Ausflüge, wie die Reiher; und oft, ſagt uns H. Lottinger, fängt man ihrer, welche Zeichen der Gegenden, wo ſie verweilt haben, an ſich tragen. Es gehört in der That wenig Kraft dazu, einen Körper weit zu tragen, der ſo dünn und ſo mager iſt, daß wenn man einen Reiher in einiger Höhe ſieht, man nur zwei große Flügel ohne Laſt erblickt. Sein Körper iſt ſchmächtig, an den Seiten abgeflacht und weit mehr mit Federn als mit Fleiſch bedeckt. Willughby ſchreibt die Magerkeit des Reihers der beſtändigen Furcht und Angſt, worin er lebt, nicht minder als der Noth und ſeiner geringen Betriebſamkeit zu. Wirklich ſind die meiſten, die man tödtet, außerordentlich mager *).

Alle Vögel aus der Familie der Reiher haben nur einen Blinddarm, wie die vierfüßigen Thiere, anſtatt daß alle andere Vögel, bei denen ſich dieſes Eingeweide vorfindet, es doppelt haben; der Speiſeſchlund iſt ſehr breit und läßt ſich bedeutend erweitern; die Luftröhre 16 Zoll lang und hat ungefähr 14 Ringe auf jeden Zoll; ſie iſt faſt walzenförmig bis auf die Gabeltheilung, an der ſich eine beträchtliche Anſchwellung bildet, von der die beiden Aeſte ausgehen, die auf der innern Seite nur durch ein Häutchen gebildet werden. Das Auge ſteht in einer nackten grünlichen Haut, die ſich bis zu den Winkeln des Schnabels ausdehnt; die Zunge iſt ziemlich lang, weich und ſpitz; der bis an die Augen geſpaltene Schnabel zeigt eine lange und breite Oeffnung; er iſt ſtark und am Kopfe dick, 6 Zoll lang und in eine ſcharfe Spitze auslaufend; der untere Kiefer iſt auf den Seiten ſcharf, der obere gegen die Spitze hin auf beinahe 3 Zoll ſeiner Länge gezähnelt; er hat eine doppelte Falze, worin die Naslöcher ſtehen; die Farbe iſt gelblich, an der Spitze gebräunt, der untere Kiefer iſt gelber, und die beiden Aeſte, woraus er beſteht, verbinden ſich erſt 2 Zoll weit von der Spitze; das Zwiſchenſtück iſt mit einem von weißen Federn bedeckten Häutchen verſehen, die Kehle iſt ebenfalls weiß und ſchöne ſchwarze Sprenkel zeichnen die langen hangenden Federn des Vorderhalſes aus; der ganze Oberleib iſt ſchön perlgrau; bei dem Weibchen aber, das kleiner als das Männchen iſt, ſind die Farben blaſſer, nicht ſo dunkel und nicht ſo glänzend, es hat keine ſchwarze Querbinde auf der Bruſt und kein Büſchel auf der Bruſt; bei den Männchen ſind 2—3 lange Halme von dünnen, feinen, biegſamen Federn von den ſchönſten ſchwarzen Farben. Dieſe Federn ſind beſonders im Morgenlande von hohem Werthe; der Schwanz des Reihers hat 12, ein ganz wenig geſtufte Federn, der nackte Theil ſeines Beines hat 3 Zoll, die Fußwurzel 6, die große Zehe über 5; ſie hängt durch ein kleines Häutchen mit der innern Zehe zuſammen. Die

*) Ariſtoteles kannte den Reiher ſchlecht, wenn er ſagt, er verſchaffe ſich mit Thätigkeit und Schlauheit ſeinen Unterhalt: sagax et coenae gerula et operosa. Mit mehr Wahrheit hätte er ihn unruhig und ſorgenvoll nennen können.

Hinterzehe iſt ebenfalls ſehr lang, und durch eine bei allen Vögeln dieſer Familie bemerkte Eigenthümlichkeit iſt dieſe Zehe mit der äußern gleichſam zuſammengegliedert und ſteht neben der Ferſe. Die Zehen, Füße und Beine dieſes gemeinen Reihers ſind grünlich gelb; er hat 5 Fuß in der Flugweite, beinahe 4 von der Schnabelſpitze bis zu den Nägeln und etwas über 3 bis zu der Schwanzſpitze; der Hals hat 16—17 Zoll; beim Gehen mißt er über 3 Fuß in der Höhe, iſt alſo faſt ſo groß, wie der Storch, aber ſehr dick von Körper und vielleicht wird man ſich wundern, daß bei ſo großen Maßen das Gewicht dieſes Vogels keine 4 Pfund beträgt *).

Ariſtoteles und Plinius ſcheinen in dieſer Gattung nur 3 Arten gekannt zu haben. Den gemeinen Reiher oder den großen grauen, von dem wir ſo eben geſprochen haben und den ſie mit den Namen *aſchgrauer* oder *brauner Reiher*, *Pellos* bezeichnen; den weißen Reiher *Leukos*, und den geſternten Reiher oder die Rohrdommel, *Aſterias*; indeſſen bemerkt auch Oppian, daß die Reiherarten zahlreich und mannichfaltig ſind. In der That, jede Himmelsgegend hat die ihrigen, wie wir aus ihrer Aufzählung ſehen werden, und die gemeine Art, die unſeres grauen Reihers, ſcheint ſich faſt in alle Länder verbreitet zu haben und ſie, vereint mit den einheimiſchen, zu bewohnen. Keine Art iſt in den bewohnten Ländern einſiedleriſcher und weniger zahlreich und in jeder Gegend ſo alleinſtehend. Zu gleicher Zeit iſt aber auch keine verbreiteter und hat ſich keine mehr in entgegengeſetzte Himmelsgegenden hinbegeben. Eine finſtere Gemüthsart, ein kümmerliches Leben haben offenbar den Reiher abgehärtet und ihn fähig gemacht, alle Beſchwerden der verſchiedenen Himmelsgegenden zu ertragen. Du Tertre verſichert uns, daß man mitten unter der Menge jener einheimiſchen Vögel auf den Antillen oft den europäiſchen grauen Reiher finde. Man hat ihn ebenſo auf Taiti gefunden, wo er in der Sprache des Landes einen eigenen Namen hat **), und wo die Einwohner ihn, wie den Eisvogel, abergläubiſch verehren. Auf Japan, ſagt Kämpfer, zeichnet man zwiſchen mehreren Arten Saggi oder Reihern den Goi-Saggi oder grauen Reiher aus. Man findet ihn in Aegypten, Perſien, Syrien und bei den Jakuten. Daſſelbe werden wir von den Reihern von St. Jago am Vorgebirge der guten Hoffnung ſagen, von dem der Bai von Saldana, von den Bosmanguineiſchen, von den grauen Reihern des Eilandes Mai oder den *Rabekes* des Reiſenden Robert, von dem Congoreiher, den Lopez beobachtet hat, von dem guzaratiſchen, von welchem Mandeslo redet, von den malabariſchen, tonkinſchen, javaiſchen und timorſchen,

*) Ein am 10. Januar gefangener männlicher Reiher wog 3 Pfund 20 Loth, ein Weibchen 3 Pfund 10 Loth.
(*Bemerkung des H. Gueneau de Montbeliard.*)

**) *Otoo* iſt der eigene Name des grauen Reihers in taitiſcher Sprache.

da die verſchiedenen Reiſenden dieſe Reiher ſchlechthin unter dem Namen der gemeinen Art und ohne ſie von ihr zu unterſcheiden, angeben. Der Reiher, der auf Luzon Dangkanghak heißt und dem die Spanier auf den Philippinen in ihrer Sprache den eigenthümlichen Namen des europäiſchen Reihers (Garza) geben, ſcheint uns ebenfalls derſelbe zu ſein. Dampier ſagt ausdrücklich, der Reiher von der Campeſchebai ſei dem engliſchen ganz ähnlich, was vereint mit dem Zeugniſſe Du Tertre's und dem des Le Page du Praz, der denſelben Reiher in Louiſiana, wie in Europa geſehen hat, uns nicht zweifeln läßt, daß ſeine Art beiden Feſtländern gemeinſam iſt, obwohl Katesby verſichert, in dem neuen finde man nur ganz verſchiedene Arten.

In den bevölkerten Gegenden zerſtreut und einſiedleriſch, haben ſich die Reiher auf einigen wüſten Eilanden in zahlreicher Geſellſchaft gefunden, ſo auf denen der Arguimbucht am weißen Vorgebirge, welches von den Portugieſen den Namen Iſola das Garzas oder Reihereiland erhielt, weil ſie auf ihm ſo viele Eier dieſer Vögel fanden, daß man zwei Boote damit anfüllte. Aldrovande redet von 2 Eilanden an der afrikaniſchen Küſte, die ebenſo und aus demſelben Grunde von den Spaniern Reihereilande genannt worden; das am Niger, an welchem H. Adanſon landete, hätte ebenfalls wegen der großen Menge Vögel, die ſich auf ihm niedergelaſſen, dieſen Beinamen verdient. In Europa hat ſich die Art des grauen Reihers bis nach Schweden, Dänemark und Norwegen ausgebreitet. Man ſieht ihrer in Polen, Deutſchland und den meiſten Landſchaften Frankreichs, und beſonders wohnen dieſe Vögel in den von Bächen oder Sümpfen durchſchnittenen Ländern, wie in der Schweiz und in Holland in größerer Menge.

Wir werden die zahlreiche Gattung der Reiher in 4 Familien theilen: die des eigentlich ſogenannten Reihers, wovon wir die erſte Art ſo eben beſchrieben haben, die der Rohrdommel, die der Schildreiher und die des Krabbenfreſſers. Die gemeinſamen Merkmale, welche dieſe 4 Familien vereinigen und zuſammenſtellen, ſind: die Länge des Halſes, die Richtung des Schnabels, der gerade, ſpitz und an den Rändern ſeines Obertheils gegen die Spitze hin gezähnelt iſt, die Länge der Flügel, die eingezogen, den Schwanz bedecken; die Höhe der Fußwurzel und des nackten Theiles des Beines, die große Länge der Zehen, wovon die Mittelzehe einen gezähnelten Nagel hat, und die ſonderbare Lage der Hinterzehe, die neben der Ferſe an der innern Zehe eingegliedert iſt, endlich die nackte grünliche Haut, die ſich bei all dieſen Vögeln vom Schnabel nach den Augen zieht. Mit dieſen phyſiſchen Aehnlichkeiten verbinde man die der natürlichen Gewohnheiten, die faſt dieſelben ſind; denn alle dieſe Vögel ſind gleichmäßig Bewohner der Sümpfe und der Ufer; alle ſind von Natur geduldig, in ihren Bewegungen ziemlich ſchwerfällig und in ihrer Haltung traurig.

Die beſondern Züge der Familie der Reiher, zu der wir auch die Aegretten zählen, ſind der überaus lange, ſehr dünne und unten mit feinen, hangenden Federn verſehene Hals, der ſchmale, ſchmächtige nnd bei den meiſten Arten auf hohen Stelzen ſtehende Körper.

Die Rohrdommeln ſind dicker von Körper und nicht ſo hochbeinig wie der Reiher; ſie haben einen kürzern Hals, der ſo ſtark gefiedert iſt, daß er gegen den des Reihers ſehr dick ausſieht.

Die Schildreiher ſind nicht ſo groß wie die Rohrdommeln; ihr Hals iſt kürzer, die 2—3 langen Halme, die im Genick ſtehen, unterſcheiden ſie von den 3 andern Familien; der obere Theil ihres Schnabels iſt leicht gebogen.

Die Krabbenfreſſer, die man kleine Reiher nennen könnte, bilden eine untergeordnete Familie, welche, ſo zu ſagen, nur die Wiederholung der Reiherfamilie im Kleinen iſt. Kein Krabbenfreſſer iſt ſo groß, wie der Aegrettenreiher, der um ³/₄ kleiner, als der gemeine Reiher iſt; und der Blongios, der nicht größer, als eine Ralle iſt, beſchließt die zahlreiche Folge von Arten in dieſer Gattung, welche, was das Verhältniß der Größe und der Formen anbelangt, mehr Abweichungen als irgend eine andere hat.

Der weiße Reiher.

Zweite Art.

Weil die Arten der Reiher zahlreich ſind, ſo wollen wir die des alten Feſtlandes, ſieben an der Zahl, von denen der neuen Welt, deren uns ſchon zehn bekannt ſind, trennen. Die erſte dieſer Arten unſeres Feſtlandes iſt der gemeine Reiher, den wir ſo eben beſchrieben haben, und die zweite iſt die des weißen Reihers, Nro. 886, den Ariſtoteles durch den Beinamen Leukos, der wirklich ſeine Farbe bezeichnet, angegeben hat. Er iſt ſo groß, wie der graue Reiher, und hat ſelbſt noch höhere Beine, aber keinen Federbuſch, und mit Unrecht haben ihn einige Namengeber mit der Aegrette verwechſelt. Sein ganzes Gefieder iſt weiß, der Schnabel gelb und die Füße ſchwarz. Turner ſcheint ſagen zu wollen, man habe den weißen Reiher mit dem grauen ſich begatten ſehen; Belon aber ſagt blos, was wahrſcheinlich iſt, die beiden Arten gingen mit einander um und wären ſo gute Freunde, daß ſie zuweilen daſſelbe Neſt theilten, um ihre Jungen gemeinſam darin aufzuziehen. Es ſcheint alſo, daß Ariſtoteles nicht gut unterrichtet war, als er ſchrieb, der weiße Reiher baue ſein Neſt mit größerer Kunſt, als der graue.

H. Briſſon gibt eine Beſchreibung des weißen Reihers, zu der man hinzufügen muß, daß die nackte Haut um die Augen nicht ganz grün, ſondern auf den Rändern mit Gelb untermiſcht, die Regenbogenhaut zitrongelb und die Schenkel auf ihrem nackten Theile grünlich ſind.

Auf den Küſten der Bretagne ſieht man viele Reiher und dennoch iſt ihre Art in England ſehr ſelten, obwohl im Norden bis nach Scanien ziemlich gemein. Nur ſcheint ſie nicht ſo zahlreich, wie die des grauen Reihers, ohne jedoch minder verbreitet zu ſein, da man ſie in Neuſeeland, in Japan, auf den Philippinen, auf Madagaskar, in Braſilien, wo er Guiratinga genannt wird, und in Mexiko, unter dem Namen Axtatl, findet.

Der ſchwarze Reiher.

Dritte Art.

Schwenckfeld würde der einzige Naturforſcher ſein, der dieſen Reiher erwähnt hat, ſprächen nicht auch die Verfaſſer der italiſchen Vogelkunde von einem Seereiher, der ſchwarz wäre. Derjenige, den Schwenckfeld in Schleſien, d. h. weit vom Meere ab, geſehen, könnte mithin nicht derſelbe, wie der der italiſchen Ornithologen ſein; übrigens iſt er ſo groß, wie unſer graue Reiher. Sein ganzes Gefieder iſt ſchwärzlich mit einem blauen Widerſchein auf den Flügeln; es ſcheint, daß ſeine Art in Schleſien ſelten iſt; indeſſen muß man vermuthen, daß ſie anderswo zahlreicher, und daß dieſer Vogel die Meere beſucht; denn er ſcheint ſich auf Madagaskar zu finden, wo er einen eigenen Namen hat. Auf dieſe Art aber darf man nicht, wie H. Klein gethan, Sloane's ardea caeruleo-nigra beziehen, welches Labat's Krabbenfreſſer iſt, der viel kleiner iſt, und folglich unter die kleinſten Reiher, die wir Krabbenfreſſer nennen werden, geſtellt werden muß.

Der Purpurreiher.

Vierte Art.

Der, von Marſigli angegebene Purpurreiher von der Donau und der gehaupte Purpurreiher der ausgemalten Tafel, Nro. 788, ſcheinen uns zu einer und derſelben Art zu gehören. Die Haube iſt bekanntlich das Merkmal des Männchens, und die kleinen Verſchienheiten in den Farben dieſer beiden Reiher laſſen ſich ebenſo auf das Geſchlecht oder das Alter beziehen. Die Größe iſt dieſelbe; denn obwohl H. Briſſon ſeinen gehaubten Purpurreiher für lange nicht ſo groß, als Marſigli's Purpurreiher angibt, findet es ſich, daß die Maße im Einzelnen beinahe gleich und beide ſo groß, wie der graue Reiher ſind. Der Hals, die Magengegend und ein Theil des Rückens ſind ſchön purpurroth; lange feine Federn von dieſer nämlichen ſchönen Farbe gehen von den Seiten des Rückens aus und reichen bis an das Ende der Flügel, wo ſie auf den Schwanz herabfallen.

Der veilchenblaue Reiher.

Fünfte Art.

Dieſer Reiher, Nro. 906, iſt uns von der Küſte von Koromandel geſchickt worden. Er iſt auf dem ganzen Körper ſehr tief bläulich mit veilchenblauer Tinte; der Kopf obenüber von derſelben Farbe; ebenſo der untere Theil des Halſes, deſſen übriger Theil weiß iſt. Er iſt kleiner, als der graue Reiher, und nur höchſtens 30 Zoll lang.

Die weiße Garzette.

Sechste Art.

Aldrovande bezeichnet dieſen weißen Reiher, der kleiner, als der erſtere iſt, mit den Namen Garzetta und Garza bianka, indem er ihn genau von der Aegrette unterſcheidet, die er zuvor ſehr gut gekennzeichnet hat; indeſſen hat H. Briſſon ſie verwechſelt; er führt in ſeinem Verzeichniſſe Aldrovande's Garza bianka auf die Aegrette zurück und gibt an ihrer Stelle unter dem Namen kleiner weißer Reiher nur eine kleine Art mit weißem, auf dem Kopf und der Bruſt gelblich angeflogenem Gefieder, die nur eine Abweichung in der Art der Garzette, oder vielmehr die Garzette ſelbſt, aber jung und mit einem Ueberbleibſel ihrer erſten Tracht zu zu ſein ſcheint, wie Aldrovande durch die Merkmale, die er ihr beilegt, andeutet. Uebrigens iſt dieſer erwachſene Vogel ganz weiß, außer dem Schnabel und den Füßen, die ſchwarz ſind; er iſt viel kleiner, als der große weiße Reiher, und keine 2 Fuß lang. Oppian ſcheint dieſe Art gekannt zu haben; Klein und Linné erwähnen ſie nicht, und vermuthlich wird ſie im Norden nicht gefunden; indeſſen ſcheint der weiße Reiher, von dem Rzaczynski redet, den man in Preußen findet und deſſen Schnabel und Füße gelblich ſind, eine Abweichung dieſer Art zu ſein; denn bei dem großen weißen Reiher ſind der Schnabel und die Füße beſtändig ſchwarz, beſonders, da in Frankreich ſelbſt in dieſer kleinen Garzettenart noch andere Abweichungen vorkommen. H. Hebert verſichert uns, er habe in Brie im April einen dieſer kleinen weißen Reiher getödet, der von Körper nicht größer als eine Haustaube war, und grüne Füße mit glatter und feiner Schuppe hatte, wogegen bei den andern Reihern dieſe Schuppe insgemein grobkörnig und mehlicht iſt.

Die Aegrette.

Siebente Art.

Belon hat zuerſt dieſer Reiherart den Namen Aegrette gegeben, wahrſcheinlich wegen der langen ſeidenhaften Federn auf dem Rücken des

Vogels, weil man aus dieſen ſchönen Federn Aegretten zur Verſchönerung und Bereicherung des Haarputzes der Frauen, des Helms der Krieger und des Turbans der Sultane macht; dieſe Federn ſind im Morgenlande vom größten Werthe; in Frankreich wurden ſie zur Zeit jener tapfern Ritter, die ſie zu Helmbüſchen gebrauchten, ſehr geſucht. Jetzt aber dienen ſie nach einer mildern Sitte dazu, den Kopf unſerer Schönen zu zieren und ihren Wuchs zu heben; die Biegſamkeit, Weichheit und Leichtigkeit dieſer wallenden Federn vermehrt die Anmuth der Bewegungen und der reizendſte Haarputz erfordert nur eine einfache Aegrette in ſchönen Haaren.

Dieſe Federn beſtehen aus einer ſehr zarten Rippe, aus welcher paarweiſe in kleinen Abſtänden ſehr feine und wie Seide ſo ſanfte Fäden ausgehen; auf jeder Schulter des Vogels ſteht ein Büſchel dieſer ſchönen Federn, die über den Rücken und bis über den Schwanz hinausreichen; ſie ſind ſchneeweiß, ſo wie alle andere Federn, die aber nicht ſo zart und feſter ſind; indeſſen ſcheint es, daß der junge Vogel vor ſeiner erſten Mauſe und vielleicht ſpäter in ſeinem Gefieder auch Grau und Braun und ſelbſt Schwarz hat. Einer dieſer Vögel, den H. Hebert in Burgund getödet, hatte alle Kennzeichen der Jugend an ſich und beſonders jene braunen Farben, die man in der Tracht des erſten Alters ſieht.

Dieſe Art, der man den Namen A e g r e t t e gegeben, iſt deſſen ungeachtet ein Reiher, aber einer der kleinſten, und gewöhnlich keine 2 Fuß lang. Erwachſen, hat er einen ſchwarzen Schnabel und ſchwarze Füße. Er hält ſich vorzugsweiſe an den Ufern des Meeres auf dem Sande und Schlamme auf; indeſſen ſitzt und niſtet er, wie die andern Reiher, auf Bäumen.

Wie es ſcheint, findet ſich die Art unſerer europäiſchen Aegrette, Nro. 901, auch in Amerika mit einer andern größern Art, die wir in dem folgenden Aufſatze beſchreiben werden; auch ſcheint es, daß dieſe nämliche europäiſche Art ſich in alle Erdſtriche und bis nach den fernen einzel liegenden Eilanden, wie den Malvinen und Isle-de-Bourbon verbreitet hat; man findet ſie in Aſien in den Ebenen des Araxes, an den Ufern des kaſpiſchen Meeres und in Siam, am Senegal und auf Madagaskar, wo man ſie L a n g h u r o n nennt; was aber die ſchwarzen, grauen und purpurrothen Aegretten betrifft, welche die Reiſenden Flaccourt und Cauche auf eben dieſes Eiland verſetzen, ſo kann man ſie mit vieler Wahrſcheinlichkeit auf irgend eine der vorhergehenden Reiherarten zurückführen, denen man wegen des Federbuſches, womit ihr Kopf geſchmückt iſt, uneigentlich den Namen A e g r e t t e gegeben haben mag.

Reiher des neuen Feſtlandes.

Die große Aegrette.

Erſte Art.

Alle vorhergehende Reiherarten gehören dem alten Feſtlande an, alle folgende dem neuen; in den Gegenden wo, uneingebettet, die Gewäſſer über weite Räume ſich ergießen und alle Niederungen überſchwemmen, ſind ſie an einzelnen Vögel ſehr zahlreich. Die große Aegrette, Nro. 925, iſt ohne Widerſpruch die ſchönſte dieſer Arten und wird in Europa nicht gefunden; unſerer Aegrette gleicht ſie durch die ſchöne weiße Farbe ihres Gefieders, die mit keiner andern vermiſcht iſt; ſie iſt doppelt ſo groß und folglich ihr Schmuck von ſeidenhaften Federn um ſo reicher und größer; wie die europäiſche hat ſie einen ſchwarzen Schnabel und ſchwarze Füße. In Cayenne niſtet ſie auf den kleinen Eilanden in den großen überſchwemmten Savanen; ſie beſucht die Ufer des Meeres und die Salzgewäſſer nicht, ſondern hält ſich gewöhnlich an den ſtehenden Gewäſſern und an den Flüſſen auf, wo ſie ſich in den Binſen birgt. Ihre Art iſt in Guiana ziemlich gemein; aber dieſe ſchönen und großen Vögel gehen nicht truppweiſe, wie die kleinen Aegretten; auch ſind ſie ſcheuer, laſſen ſich nicht nahe kommen und ſetzen ſich ſelten auf. Man ſieht ihrer auf St. Domingo, wo ſie in der trockenen Jahreszeit die Sümpfe und Teiche beſuchen. Endlich ſcheint dieſe Art nicht auf die heißeſten Erdſtriche Amerikas eingeſchränkt zu ſein; wir haben einige Vögel derſelben aus Luiſiana erhalten.

Die Fuchsägrette,

Zweite Art.

Bei dieſer Aegrette, Nro. 902, die einen ſchwärzlich grauen Körper hat, ſind die Federbüſche auf dem Rücken und die feinen Federn am Halſe roſtroth. Sie wird in Luiſiana gefunden und iſt nicht völlig 2 Fuß lang.

Die Halbägrette.

Dritte Art.

Dieſen Namen geben wir dem Cayenner bläulichen Reiher mit weißem Bauch, um ein Merkmal zu bezeichnen, welches die Uebergangsſtufe von den Aegretten zu den Reihern zu bilden ſcheint. In der That hat dieſer, Nro. 350, nicht wie die Aegretten auf dem Rücken einen ſo ausgebreiteten, ſo dichten Federbuſch, ſondern nur ein Bündel feiner Halme, das über ſeinen Schwanz hinausreicht und im Kleinen die Büſchel der Aegrette darſtellt. Dieſe Halme, welche die andern Reiher nicht haben, ſind fuchsroth. Dieſer Vogel iſt keine 2 Fuß lang. Der Obertheil des

Körpers, der Kopf und der Hals ſind dunkelbläulich und der Unterleib weiß.

Der Soko.

Vierte Art.

Soko iſt, nach Piſon, der Gattungsname der Reiher in Braſilien; wir geben ihn dieſer großen und ſchönen Art, aus welcher Marcgrave ſeinen zweiten Reiher macht und die ſich eben ſo in Guiana und auf den Antillen, wie in Braſilien findet. An Größe kommt er unſerm grauen Reiher gleich. Er hat einen Schopf, der von feinen und hangenden Haaren gebildet wird, die niedlich aſchgrau und deren einige 6 Zoll lang ſind. Du Tertre zu Folge tragen die alten Männchen allein dieſen Federſtrauß. Diejenigen, die unten am Halſe hängen, ſind weiß und gleich zart, ſanft und biegſam; man kann auch aus ihnen Federbüſche machen. Die auf den Schultern und dem Mantel ſind ſchiefergrau. Piſon bemerkt, dieſer Vogel ſei gewöhnlich ziemlich mager, verſichert aber zugleich, er werde in der Regenzeit fett. Du Tertre, der ihn Krabbenfreſſer nennt, nach dem Gebrauch, der auf den Eilanden herrſcht, wo man den Reihern dieſen Namen gibt, ſagt, er ſei nicht ſo gemein, wie die andern Reiher, ſein Fleiſch aber eben ſo gut, d. h. nicht ſchlechter.

Der weiße Reiher mit ſchwarzer Kappe.

Fünfte Art.

Dieſer Reiher, Nro. 907, der in Cayenne gefunden wird, hat ein ganz weißes Gefieder mit Ausnahme einer ſchwarzen Kappe auf dem Scheitel, der einen Buſch von 5 bis 6 weißen Halmen trägt. Er iſt kaum 2 Fuß lang, bewohnt die obern Gegenden der guianiſchen Flüſſe und iſt ziemlich ſelten. Mit ihm wollen wir den braſiliſchen weißen Reiher verbinden, da die Verſchiedenheit in der Größe wohl nur eine zwiſchen einzelnen Vögeln vorkommende ſein mag und das ſchwarze Schild ſo wie der Schopf vielleicht nur dem Männchen angehören und ſein unterſcheidendes Merkmal bilden, wie wir ſchon hinſichtlich des Schopfes bei den meiſten andern Reiherarten bemerkt haben.

Der braune Reiher.

Sechste Art.

Er iſt größer, als der vorige, und, wie er, in Guiana zu Hauſe. Auf dem ganzen Oberleib hat er eine ſchwärzlich braune Farbe, deren Tinte auf dem Kopfe dunkler iſt und auf den Flügeln einen bläulichen Schatten hat; der Vorderhals iſt weiß mit bläulichen Strahlenbändelchen; der Unterleib rein weiß, Nro. 858.

Der Agamireiher.

Siebente Art.

Wir wiſſen nicht auf welchem Aehnlichkeitsgrund die Benennung Agamireiher, unter der uns dieſe Art, Nro. 859, aus Cayenne zugeſchickt worden, beruhen kann; wenn nicht etwa auf der Aehnlichkeit in den langen Federn, welche, über die Steuerfedern des Agamis hinausgehend ſeinen Schwanz bedecken, mit den langen herabfallenden Federn, die ebenfalls über den Schwanz dieſes Reihers hinausreichen, worin er Aehnlichkeit mit den Aegretten hat. Dieſe Federn ſind hellblau; die auf den Flügeln und auf dem Rücken tief dickblau; der Unterleib fuchsroth; der Hals vorn ebenſo, unten aber bläulich und oben dickblau; der Kopf ſchwarz mit einem bläulichen Hinterhaupt, von welchem lange ſchwarze Fäden herabhangen.

Der Hokti.

Achte Art.

Nieremberg überſetzt den merikaniſchen Namen dieſes Vogels Hoaktli oder Toloaktli mit avis sicca, dürrer oder magerer Vogel, was auf einen Reiher ſehr gut paßt. Dieſer iſt nur halb ſo groß, als der gemeine Reiher. Sein Kopf iſt mit ſchwarzen Federn bedeckt, die ſich über den Nacken zu einem Strauß verlängern; die Oberſeite der Flügel und der Schwanz ſind grau; auf dem Rücken hat er einige Federn von ſchwarzer Farbe mit grünem Glanz; das ganze übrige Gefieder iſt weiß. Das Weibchen führt einen andern Namen als das Männchen (hoacton femina). Es unterſcheidet ſich von dieſem wirklich durch einige Farben im Gefieder; es iſt braun auf dem Körper mit einigen weißen Federn, und weiß am Halſe mit braunen Federn.

Dieſer Vogel wird am merikaniſchen See gefunden; er niſtet in Schilfrohr und hat eine ſtarke und ſchwere Stimme, was ihn der Rohrdommel zu nähern ſcheint. Mit Unrecht geben ihm die Spanier den Namen Martinete-Pescador, denn er iſt vom Eisvogel ſehr verſchieden.

Der Hohu.

Neunte Art.

Auch den Namen dieſes Vogels haben wir durch Zuſammenziehung aus dem Worte Xoxuquihoaktli, was Hohuquihoaktli ausgeſprochen wird, gebildet, mit um ſo größerm Rechte, da Hohu ſein Geſchrei iſt. Fernandes, von dem wir dieſe Angabe haben, fügt hinzu, es ſei ein Reiher von ziemlich kleiner Art; ſeine Länge beträgt jedoch zwei Ellen; der Bauch und der Hals ſind aſchgrau, die Stirn iſt weiß und ſchwarz, der Scheitel und das Federbüſchel am Hinterhaupte ſind purpurroth und die Flügel gemiſcht

grau und bläulich. Dieſer Reiher iſt ziemlich ſelten, man ſieht ihn von Zeit zu Zeit am mexikaniſchen See, wohin er aus den nördlichen Gegenden zu kommen ſcheint.

Der große mexikaniſche Reiher.

Zehnte Art.

Der Gattung der Sumpfvögel gehören die größten wie die zahlreichſten Arten der neuen Welt an. Catesby hat in Virginien die des großen Reihers gefunden, welche durch dieſe Benennung ziemlich gut bezeichnet wird, da er der größte aller bekannten Reiher iſt. Er iſt, wenn er ſteht, beinahe 4½ Fuß hoch und hat von dem Schnabel bis zu den Nägeln faſt 5 Fuß. Sein Schnabel iſt 7—8 Zoll lang, das ganze Gefieder iſt braun, außer den großen Schwungfedern, die ſchwarz ſind; er trägt eine Haube von feinen braunen Federn; er lebt nicht allein von Fiſchen und Fröſchen, ſondern auch von großen und kleinen Eidechſen.

Der Reiher von der Hudſonsbai.

Elfte Art.

Dieſer Reiher iſt ebenfalls ſehr groß; er hat von dem Schnabel bis zu den Nägeln faſt 4 Fuß; eine ſchöne ſchwarzbraune, rückwärts geworfene Haube beſchattet ſeinen Kopf, ſein Gefieder iſt auf dem Halſe hellbraun, auf dem Rücken dunkler und auf den Flügeln noch brauner, die Schultern und Schenkeln ſind röthlich braun; die Magengegend iſt weiß, ebenſo die großen Federn, die vorn am Halſe herabhangen und mit braunen Strichen gezeichnet ſind.

Das ſind alle uns bekannte Reiherarten; denn zu ihnen zählen wir nicht die achte, nach Aldrovande von H. Briſſon beſchriebene Art, weil ſie nach einem Vogel angegeben iſt, der, wie Aldrovande ſelbſt bemerkt, noch die Kleidung ſeines erſten Alters trug. Auch werden wir von der Gattung der Reiher die vierte und die 22ſte Art des H. Briſſon ausſchließen, die unſeres Erachtens durch ſehr deutliche Merkmale von dieſer Gattung getrennt werden müſſen, da die erſte einen gebogenen Schnabel und bis auf das Knie befiederte Beine, und die zweite einen kurzen Schnabel hat, der ſie mehr der Gattung der Kraniche nähert. Endlich zählen wir die neunte Reiherart deſſelben Schriftſtellers nicht mit, weil wir gefunden, daß ſie das Weibchen des Schildreihers iſt.

Die Krabbenfreſſer.

Dieſe Vögel ſind noch kleinere Reiher, als die europäiſche Aegrette. Den Namen Krabbenfreſſer hat man ihnen gegeben, weil ſich einige Arten

derſelben von Seekrabben ernähren und in den Flüſſen Krebſe fangen. Dampier und Wafer haben ihrer in Braſilien, Timor und Neuholland geſehen; ſie ſind alſo über beide Halbkugeln verbreitet. Barrere ſagt, die Krabbenfreſſer auf den amerikaniſchen Eilanden fräßen, obwohl ſie Krabben fingen, auch Fiſche, und fiſchten, wie die Reiher, an den Ufern der ſüßen Gewäſſer. Wir kennen 9 Arten derſelben im alten Feſtlande und 13 im neuen.

Krabbenfreſſer des alten Feſtlandes.

Der Kaiot-Krabbenfreſſer.

Erſte Art.

Aldrovande ſagt, in Italien, im Bologneſiſchen, nenne man dieſen Vogel Quaiot, Quaiotta, wahrſcheinlich nach irgend einer Aehnlichkeit dieſes Wortes mit ſeinem Geſchrei. Er hat einen gelben Schnabel und grüne Füße und trägt auf dem Kopfe ein ſchönes Büſchel feiner, in der Mitte weißer, an den beiden Rändern ſchwarzer Federn. Den Obertheil des Körpers bedecken jene langen, dünnen und herabfallenden Federn, die auf dem Rücken der meiſten dieſer Krabbenfreſſer gleichſam einen zweiten Mantel bilden. In dieſer Art ſind ſie ſchönfuchsroth.

Der fuchsrothe Krabbenfreſſer.

Zweite Art.

Nach Schwenckfeld iſt dieſer Krabbenfreſſer roth (ardea rubra), was lebhaft fuchsroth und nicht kaſtanienroth, wie es H. Briſſon überſetzt, bedeutet. Er iſt ſo groß wie eine Krähe; ſein Rücken iſt fuchsroth (dorso rubicundo), ſein Bauch weißlich, die Flügel haben eine weißliche Tinte und ihre großen Schwungfedern ſind ſchwarz. Dieſer Krabbenfreſſer iſt in Schleſien bekannt und heißt dort rother Reiher; er niſtet auf großen Bäumen.

Der kaſtanienbraune Krabbenfreſſer.

Dritte Art.

Nachdem wir dieſen Namen der vorigen Art, der ihn H. Briſſon unrichtig beigelegt hat, entzogen, geben wir ihn derjenigen, welche derſelbe Naturforſcher fuchsroth nennt; obwohl Aldrovande ſagt, ſie habe eine einförmige Farbe, die vom Gelblichen ins Kaſtanienbraune übergehe (ex croceo ad colorem castaneae vergens). Wenn aber in dieſem Ausdrucke kein Irrthum obwaltet, ſo ſind die Farben dem, was man gewöhnlich ſieht, ganz entgegengeſetzt vertheilt, nämlich unter dem Körper dunkler und auf dem Rücken und den Flügeln heller. Die langen und ſchmalen Federn, die den Kopf bedecken und über den Hals herunterwallen, ſind gemiſcht gelb und ſchwarz;

ein rother Ring umgibt das Auge, das gelb iſt. Der Schnabel iſt an der Spitze ſchwarz und am Kopfe bläulich grün, die Füße ſind dunkelroth. Dieſer Krabbenfreſſer iſt ſehr klein; denn Aldrovande, der alle Krabbenfreſſer zu den Reihern zählt, ſagt: „ceteris ardeis fere omnibus minor est.“ Dieſer nämliche Naturforſcher ſcheint den Krabbenfreſſer, aus welchem H. Briſſon ſeine 36ſte Art gemacht hat, für eine bloße Abweichung anzugeben. Dieſer Krabbenfreſſer hat gelbe Füße und auf den Seiten des Halſes einige Flecken mehr als der andere; übrigens iſt er ihm ganz ähnlich (per omnia similis); wir werden daher nicht anſtehen, ſie auf eine und dieſelbe Art zurückzuführen; Aldrovande ſcheint aber dafür, daß er dieſer Art, insbeſondere den Namen Ciris beilegt, wenig Grund zu haben; Scaliger beweiſt zwar ſo ziemlich gut, daß der virgiliſche Ciris nicht, wie man es gewöhnlich überſetzt, die Lerche (galerita), ſondern irgend eine Art Strandvogel mit rothen Füßen und gehaubtem Kopfe iſt, die dem Seeadler (haliaetus) zur Beute dient; dieſes zeigt aber nicht an, daß der Ciris eine Reiherart, und noch weniger, daß es dieſe beſondere Art Krabbenfreſſer iſt, der ebenſo wenig, wie die andern, eine Haube hat, und Scaliger ſelbſt legt Alles, was er vom Ciris ſagt, der Aegrette bei, obwohl freilich mit ebenſo wenig Sicherheit. So haben dieſe ohne Studium der Natur vorgenommenen gelehrten Erörterungen ſie nicht etwa aufgehellt, ſondern im Gegentheil nur noch mehr verdunkelt.

Der Guacco.

Vierte Art.

Auch dieſer iſt ein kleiner in Italien, in den bologneſiſchen Thälern, unter dem Namen Sguacco bekannte Krabbenfreſſer. Sein Rücken iſt gebräunt gelb (ex luteo ferrugineus), die Federn auf den Beinen ſind gelb, die auf dem Bauche weiß; die dünnen und herabfallenden Haare auf dem Kopfe und dem Halſe ſind gemiſcht gelb, weiß und ſchwarz. Dieſer Krabbenfreſſer iſt kühner und muthiger als die andern Reiher; er hat grünliche Füße und eine gelbe Regenbogenhaut mit einem ſchwarzen Ringe.

Der Krabbenfreſſer von Mahon.

Fünfte Art.

Dieſer auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 348, gehaubte Reiher von Mahon genannte Vogel iſt ein Krabbenfreſſer, und zwar von kleinem Wuchſe, beinahe 18 Zoll lang. Er hat weiße Flügel, einen fuchsröthlichen Rücken, einen fuchsgelblichen Oberhals und einen weißgrauen Vorderhals. Sein Kopf trägt eine ſchöne und lange Haube von weißgrauen und fuchsröthlichen Halmfedern.

Der Krabbenfreſſer von Coromandel.

Sechſte Art.

Dieſer Krabbenfreſſer, Nro. 910, iſt dem vorigen verwandt; er iſt ebenfalls auf dem Rücken fuchsroth, auf dem Kopf und unten auf dem Vorderhalſe fuchsgelb und goldfarbig und auf dem übrigen Gefieder weiß; er hat aber keine Haube. Dieſer Unterſchied, der dem Geſchlechte könnte zugeſchrieben werden, würde uns nicht abhalten, ihn auf die vorhergehende Art zu beziehen, wenn nicht dieſe beinahe 3 Zoll größer wäre.

Der weiße und braune Krabbenfreſſer.

Siebente Art.

Der braune oder rubrafarbige Rücken, der ganze Hals und der Kopf mit langen Strichen von dieſer Farbe auf einem gelben Grunde gezeichnet, der Flügel und der Oberleib weiß, das iſt das Gefieder dieſes Krabbenfreſſers, Nro. 911, den wir von Malakka erhalten haben. Er iſt 19 Zoll lang.

Der ſchwarze Krabbenfreſſer.

Achte Art.

H. Sonnerat hat dieſen Krabbenfreſſer, Nro. 926, in Neuguinea gefunden. Er iſt ganz ſchwarz und 10 Zoll lang. Dampier ſetzt kleine Krebsfänger mit milchweißem Gefieder nach Neuguinea. Es dürfte dieſes irgend eine Krabbenfreſſerart ſein, die uns bis jetzt noch nicht zugekommen und die uns durch dieſe Nachricht allein angegeben wird.

Der kleine Krabbenfreſſer.

Neunte Art.

Dieſen Vogel, Nro. 898, bezeichnet man hinreichend, wenn man ihm den Namen kleiner Krabbenfreſſer gibt. Er iſt in der That kleiner als alle Krabbenfreſſer, kleiner ſelbſt, als der Blongios, der keine 11 Zoll lang iſt. Er iſt auf den Philippinen zu Hauſe; oben auf dem Kopfe, dem Halſe und dem Rücken iſt er fuchsbraun, fuchsroth ſind auf dem Rücken kleine wellenförmige Querlinien auf braunem Grunde; die Oberſeite des Flügels iſt ſchwärzlich mit kleinen, ungleichen fuchsröthlich weißen Franſen; die Schwung- und Steuerfedern ſind ſchwarz.

Der Blongios.

Zehnte Art.

Der Blongios iſt, nach der Ordnung der größte, der letzte dieſer zahlreichen Arten, welche die Natur durch Wiederholung derſelben Form nach

allen Modeln von dem Wuchſe des großen Reihers, der dem Storch gleich iſt, an, bis zu dem des kleinſten Krabbenfreſſers und des Blongios, der nicht größer, als eine Ralle iſt, vervielfältigt hat. Denn der Blongios unterſcheidet ſich von den Krabbenfreſſern nur durch die etwas niedrigen Beine und den verhältnißmäßig noch längern Hals; auch geben ihm die Araber in der Berberei, dem Doktor Shaw zufolge, den Namen Boo-onk, Langhals, oder buchſtäblich Halsvater. Er verlängert den Hals und ſchnellt ihn, wenn er geht oder ſein Futter ſucht, vor; der Obertheil des Kopfes und des Rückens iſt ſchwarz mit grünlichen Widerſcheinen; ebenſo die Schwung- und Steuerfedern; der Hals, der Bauch und die Oberſeite der Flügel ſind kaſtanienroth, weiß und gelblich untermiſcht; der Schnabel und die Füße ſind grünlich.

Wie es ſcheint, findet man den Blongios, Nro. 323, in der Schweiz häufig; in den franzöſiſchen Landſchaften kennt man ihn kaum, und wenn man ihn angetroffen, war er dahin verirrt, und wahrſcheinlich durch einen Windſtoß mit fortgeriſſen oder von einem Raubvogel dahin getrieben. Der Blongios findet ſich auf den Küſten der Levante, ſowie auf denen der Berberei. H. Edwards gibt die Abbildung von einem, den er aus Aleppo erhalten hatte; von demjenigen, den wir beſchrieben, unterſchied er ſich darin, daß die Farben nicht ſo dunkel, die Federn auf dem Rücken fuchsröthlich gefranſt, und die vorn auf dem Halſe und Körper mit kleinen, braunen Strichen gezeichnet waren, Unterſchiede, welche dem Alter oder Geſchlecht des Vogels anzugehören ſcheinen; alſo ſind dieſer levantiſche Blongios, aus dem H. Briſſon ſeine zweite Art macht, und der Blongios der Berberei oder der Boo-onk des Doktor Shaw unſeres Erachtens dieſelben Vögel, wie unſer Schweizer Blongios.

Alle vorhergehenden Arten der Krabbenfreſſer gehören dem alten Feſtlande. Jetzt wollen wir diejenigen folgen laſſen, die ſich in dem neuen finden, und dabei hinſichtlich der Krabbenfreſſer dieſelbe Eintheilung beobachten, wie hinſichtlich der Reiher.

Krabbenfreſſer des neues Feſtlandes.

Der blaue Krabbenfreſſer.

Erſte Art.

Dieſer Krabbenfreſſer iſt dadurch ausgezeichnet, daß ſein Schnabel wie ſein Gefieder blau iſt, ſo daß er, wären ſeine Füße nicht grün, ganz blau ſein würde. Die Federn am Halſe und auf dem Kopfe haben auf dem Blau einen ſchönen, veilchenfarbigen Widerſchein; die, unten am Halſe, hinten auf dem Kopfe und unten auf dem Rücken ſind dünn und hangend;

dieſe letzteren bis einen Fuß lang; ſie bedecken den Schwanz und reichen 4 Zoll weit über ihn hinaus. Der Vogel iſt nicht ganz ſo groß, wie eine Krähe und wiegt 30 Loth; einige ſieht man in Karolina und nur im Frühlinge; Catesby ſcheint jedoch nicht zu glauben, daß ſie dort brüten, und er ſagt, man wiſſe nicht, woher ſie kämen. Dieſe nämliche ſchöne Art findet ſich auf Jamaika und ſcheint ſich auf dieſem Eilande ſelbſt in 2 Schläge oder Abarten getheilt zu haben.

Der blaue Krabbenfreſſer mit braunem Halſe.

Zweite Art.

Der ganze Körper dieſes Krabbenfeſſers, Nro. 349, iſt düſter blau, und ungeachtet dieſer ſehr dunkelen Färbung hätten wir aus ihm und der vorhergehenden Art nur eine gemacht, wenn der Kopf und der Hals desjenigen, von dem wir hier reden, nicht fuchsbraun und der Schnabel dunkelgelb wäre, wogegen der erſtere einen blauen Kopf und Schnabel hat. Dieſer Vogel findet ſich auf Cayenne und kann 19 Zoll lang ſein.

Der eiſengraue Krabbenfreſſer.

Dritte Art.

Dieſer Vogel, den Catesby für eine Rohrdommel ausgibt, iſt ſicher ein kleiner Reiher oder Krabbenfreſſer. Sein ganzes Gefieder iſt dunkel und ſchwärzlich blau, ausgenommen den Obertheil des Kopfes, der ſich in einen blaßgelben Schopf erhebt, von welchem am Hinterkopfe 3 bis 4 weiße Halme ausgehen; auch läuft ein breiter weißer Streifen über die Wange bis zu den Winkeln des Schnabels; das Auge iſt hervorſtehend; die Regenbogenhaut iſt roth und das Augenlied grün; auf den Seiten des Halſes ſind lange dünne Federn, die über den Schwanz herunterfallen; die Beine ſind gelb; der Schnabel iſt ſchwarz und ſtark und der Vogel ½ Pfund ſchwer. Man ſieht, ſagt Catesby, dergleichen Krabbenfreſſer in der Regenzeit in Karolina; aber auf den Bahamaeilanden ſind ſie weit zahlreicher, und brüten in Gebüſchen, die in Felſenſpalten wachſen. Auf einigen dieſer Eilande ſind ſie ſo zahlreich, daß 2 Männer in wenigen Stunden einen Kahn voll von ihren Jungen fangen können; denn dieſe Vögel bewegen ſich, auch wenn ſie ſchon groß ſind und fliegen können, nur mit Mühe, und laſſen ſich aus Gleichgültigkeit fangen; ſie ernähren ſich mehr von Krabben als von Fiſchen, und die Einwohner dieſer Eilande nennen ſie Krabbenfreſſer. Ihr Fleiſch, ſagt Catesby, ſchmeckt ſehr gut und hat keinen Sumpfgeruch.

Der weiße Krabbenfreſſer mit rothem Schnabel.

Vierte Art.

Ein rother Schnabel und grüne Füße mit einer gelben Regenbogenhaut, und die Haut, die das Augn umgibt, wie der Schnabel, roth, das ſind die einzigen Farben, welche auf dem weißen Gefieder dieſes Vogels hervorſtechen; er iſt nicht ſo groß, wie eine Krähe, und findet ſich in Karolina im Frühling, nie aber im Winter; ſein Schnabel iſt etwas gebogen, und Klein bemerkt in dieſer Hinſicht, daß bei mehreren fremden Arten aus der Gattuug der Reiher, der Schnabel nicht ſo gerade iſt, wie bei unſern Reihern und Rohrdommeln.

Der aſchgraue Krabbenfreſſer.

Fünfte Art.

Dieſer neuſpaniſche Krabbenfreſſer iſt nicht größer als eine Taube. Sein Oberleib iſt hell aſchgrau, die Schwungfedern ſind halbgetheilt ſchwarz und weiß, der Unterleib weiß, der Schnabel und die Füße bläulich; aus dieſen Farben kann man entnehmen, daß der P. Feuillee ſich eben ſo ſehr irrt, wenn er dieſe Art auf die Familie der Rohrdommel zurückführt, als wenn er ihr den Namen Kalibris beilegt, der den ſogenannten Reitern und keiner Krabbenfreſſer- oder Reiherart angehört.

Der purpurfarbige Krabbenfreſſer.

Sechſte Art.

Seba ſagt, dieſer Vogel ſei ihm aus Mexiko geſchickt worden; er gibt ihm aber den Namen Xoruquihoaktli, den Fernandes einer Art beilegt, die doppelt ſo groß als unſer Hohu oder unſere neunte amerikaniſche Reiherart iſt. Dieſer purpurfärbige Krabbenfreſſer iſt nur 1 Fuß lang. Der Obertheil des Halſes, des Rückens und der Schultern iſt purpurkaſtanienbraun; dieſelbe Tinte bedeckt, aufgehellt, den ganzen Unterleib; die Schwungfedern ſind dunkelbraunroth; der Kopf iſt hellbraunroth mit ſchwarzem Scheitel.

Der Krakra.

Siebente Art.

Krakra iſt das Geſchrei, das dieſer Krabbenfreſſer im Fluge ausſtößt, und der Name, den die Franzoſen auf Martinique ihm geben; die Eingeborenen in Amerika nennen ihn Jabutra. Der P. Feuillee, der ihn in Chili gefunden, beſchreibt ihn in folgenden Worten: „Er iſt ſo groß wie ein ſtarkes Huhn und ſein Gefieder ſehr manchfaltig; ſein Scheitel

aſchblau, der Oberrücken lohfarbig, mit Braungelb untermiſcht; der übrige Mantel eine angenehme Miſchung von Aſchblau, Braungrün und Gelb; die Flügelbedeckungen theils dunkelgrün mit gelblicher Einfaſſung, theils ſchwarz; die Schwungfedern haben dieſe letztere Farbe mit weißer Franſe; Kehle und Bruſt haben braungelbe Flecken auf weißem Grunde; die Füße ſind ſchön gelb.

Der ſtahlblaue Krabbenfreſſer.

Achte Art.

Der Rücken und der Kopf dieſes Krabbenfreſſers ſind ſtahlblau, die langen Schwungfedern grünlich und an der Spitze mit einem weißen Flecken gezeichnet, der Flügel obenüber gemiſcht braun, gelblich und ſtahlblau, Bruſt und Bauch weiß mit Aſchgrau und Gelblich untermiſcht. Dieſer kleine Krabbenfreſſer iſt ſo groß, wie eine Taube; er wird in Braſilien gefunden; das iſt Alles, was Marcgrave von ihm ſagt.

Der grüne Krabbenfreſſer.

Neunte Art.

Dieſer an Farben ſehr reiche Vogel iſt in ſeiner Gattung einer der ſchönſten; lange goldgrüne Federn bedecken den Obertheil des Kopfes und richten ſich zu einer Haube auf; ſchmale und wallende Federn von gleicher Farbe bedecken den Rücken; die des Halſes und der Bruſt ſind fuchsroth oder dunkelröthlich; die großen Schwungfedern ſehr düſter grün; die Bedeckungen lebhaft goldgrün, die meiſten falb oder kaſtanienbraun eingefaßt. Dieſer niedliche Krabbenfreſſer iſt 17 bis 18 Zoll lang; er lebt von Fröſchen und kleinen Fiſchen, wie von Krabben. In Karolina und Virginien zeigt er ſich nur des Sommers und wahrſcheinlich kehrt er im Herbſte nach wärmern Erdſtrichen zurück, um dort den Winter zuzubringen.

Der gefleckte grüne Krabbenfreſſer.

Zehnte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 912, iſt nicht ganz ſo groß, wie der vorige; in den Farben aber nicht ſehr verſchieden von ihm; nur ſind die Federn auf dem Kopf und im Nacken düſter goldgrün, mit bronzefarbigem Widerſcheine, und die langen, feinen im Mantel ebenſo, aber heller goldgrün; die Schwungfedern dunkelbraun und auf ihrer äußern Seite goldgrün abgeſchattet, die zunächſt am Körper ſtehenden haben an der Spitze einen weißen Flecken; der Flügel iſt obenüber auf einem braunen, goldgrün abgeſchatteten Grunde mit weißen Punkten beſprenkelt; die Kehle auf weißem Grunde braun gefleckt; der Hals kaſtanienbraun und unten mit herunterfallenden braunen Federn beſetzt. Dieſe Art wird auf Martinique gefunden.

Der Zilatat.

Eilfte Art.

So kürzen wir den mexikaniſchen Namen Hoizilaztatl ab, um in dem Namen dieſes Krabbenfreſſers ſeine Heimath anzudeuten; er iſt ganz weiß, mit einem an der Spitze röthlichen Schnabel und eben ſolchen Beinen; es iſt einer der kleinſten von allen Krabbenfreſſern, und kaum ſo groß, wie eine Taube. H. Briſſon macht ihn gleichwohl zu ſeinem 19. Reiher; allein dieſer Vogelbeſchreiber ſcheint zwiſchen ſeinen Reihern und ſeinen Krabbenfreſſern keinen Unterſchied in der Größe angenommen zu haben, der jedoch der einzige iſt, nach welchem man Arten, die ſonſt dieſelben Kennzeichen gemeinſchaftlich an ſich tragen, nach Klaſſen oder vielmehr nach Uebergängen eintheilen kann.

Der fuchsrothe Krabbenfreſſer mit grünem Kopf und Schwanz.

Zwölfte Art.

Dieſer Krabbenfreſſer, Nro. 909, iſt kaum 16 Zoll lang. Er iſt oben auf dem Kopf und auf dem Schwanz düſtergrün; gleiche Farbe auf einem Theil der Flügelbedeckungen, die falb gefranſt ſind; die langen, dünnen Federn auf dem Rücken haben eine ſchwache Purpurtinte; der Hals iſt fuchsroth, ebenſo der Bauch, deſſen Farbe ins Braune ſpielt. Dieſe Art iſt uns aus Luiſiana geſchickt worden.

Der graue Krabbenfreſſer mit grünem Kopf und Schwanz.

Dreizehnte Art.

Dieſer Krabbenfreſſer, Nro. 908, der uns aus Cayenne geſchickt worden, hat mit dem vorigen eine große Aehnlichkeit, und beide mit dem grünen Krabbenfreſſer zehnter Art, ohne jedoch ihm ſo ſehr zu gleichen, daß man ſie für eine und dieſelbe Art annehmen könnte. Kopf und Schwanz ſind gleich düſtergrün; ebenſo ein Theil der Flügelbedeckungen; ein helles Schieſergrau herrſcht auf dem übrigen Gefieder.

Der Offenſchnabel.

Nach der Aufzählung aller großen Reiher und der kleinen, unter dem Namen Krabbenfreſſer, müſſen wir einen Vogel nennen, der, ohne zu ihrer Familie zu gehören, dennoch keiner andern ſo nahe ſteht, wie ihr. Alle Bemühungen der künſtlichen Namengebung zielen dahin, die Arten in den Plan, den ſie ihnen zeichnet, hineinzuzwängen, und ſie in die eingebildeten Grenzen zu ſperren, die ſie mitten unter den geſammten Erzeugniſſen

der Natur zeichnen will; aber die ganze Aufmerkſamkeit des Naturforſchers muß im Gegentheil darauf gerichtet ſein, den Abſtufungen der Weſen zu folgen, und ihre Beziehungen auf einander, ohne die Vorurtheile künſtlicher Eintheilung, zu ſuchen. Diejenigen, die auf den Grenzen der Gattungen ſtehen, und jenen fehlerhaften Regeln, die man ſchulmäßige nennen könnte, entgehen, finden ſich unter dem Namen Thiere von ihnen ausgeſchloſſen, während es in den Augen des Philoſophen die anziehendſten und ſeiner Aufmerkſamkeit würdigſten ſind; ſie bilden, indem ſie ſich von gemeinen Formen entfernen, die Verbindungen und Uebergänge, durch welche die Natur zu entfernteren Formen ſchreitet; ſo die Art, der wir hier den Namen Offenſchnabel geben, Nro. 932; ſie hat Züge, welche ſie der Gattung der Reiher nähern, und zugleich andere, die ſie von ihr entfernen; ſie hat ferner eine jener Sonderbarkeiten oder Fehlerhaftigkeiten, die wir ſchon an einigen Weſen bemerkt haben, Ueberbleibſel der unvollkommenen Verſuche, welche die organiſche Kraft der Natur in den erſten Zeiten erzeugen und zerſtören mußte. Der Name Offenſchnabel deutet dieſe Mißförmigkeit an; der Schnabel dieſes Vogels ſteht wirklich auf ⅔ ſeiner Länge offen und aufgeſperrt; der obere Theil und der untere wenden ſich gleichmäßig nach außen, laſſen dadurch einen breiten Zwiſchenraum zwiſchen ſich, und verbinden ſich erſt an der Spitze wieder. Man findet dieſen Vogel in Oſtindien und wir haben ihn von Pondichery erhalten. Er hat die Füße und Beine des Reihers, aber nur zur Hälfte ſein Merkmal am Nagel der Mittelzehe, der ſich inwendig in vorſpringende Blätter erweitert, aber nicht an der Schärfe gezähnelt iſt. Die Schwungfedern ſind ſchwarz; das ganze übrige Gefieder hell aſchgrau; ſein Schnabel an der Wurzel ſchwärzlich, in ſeiner übrigen Länge weiß oder gelblich, und dicker und breiter, als der des Reihers. Die Geſammtlänge des Vogels beträgt 13—14 Zoll. Von ſeinen natürlichen Gewohnheiten hat man uns nichts mitgetheilt.

Die Rohrdommel.

So ſehr die Reiher und die Rohrdommeln einander gleichen, ſind ihre Unterſchiede ſo deutlich, daß man ſich nicht in ihnen irren kann; es ſind wirklich 2 beſondere, und ſo weit von einander entfernte Familien, daß ſie ſich nicht vereinigen, noch paaren laſſen. Die Rohrdommeln haben bei weitem keine ſo langen Beine, wie die Reiher, einen etwas fleiſchigern Körper und einen ſtark befiederten Hals, wodurch derſelbe viel dicker, als der der Reiher ausſieht. Ungeachtet eines gewiſſen Schimpfes, der ihrem Namen anklebt, iſt die Rohrdommel, Nro. 789, nicht ſo dumm, wie der Reiher, aber noch wilder; man ſieht ſie faſt nie; ſie bewohnt nur die Sümpfe von einem gewiſſen Umfange, in denen viel Rohr wächſt; ſie hält ſich vorzugsweiſe an

den großen von Waldungen umgebenen Teichen auf; hier führt ſie ein einſiedleriſches und friedſames Leben, vom Schilf bedeckt und gegen Wind und Regen geſchützt; eben ſo wohl für den Jäger, den ſie fürchtet, als für die Beute, auf die ſie lauert, verborgen; ganze Tage lang bleibt ſie an derſelben Stelle und ſcheint ihre ganze Sicherheit in die Zurückgezogenheit und die Unthätigkeit zu ſetzen; wogegen der Reiher unruhig ſich hin und herrührt und mehr zum Vorſchein kommt, indem er ſich alle Tage gegen Abend in Bewegung ſetzt; alsdann erwarten ihn die Jäger am Ufer der ſchilfbedeckten Sümpfe, auf denen er ſich niederläßt; die Rohrdommel dagegen nimmt ihren Flug zu denſelben Stunden, um aufzuſteigen und ohne Wiederkehr ſich zu entfernen. So müſſen ſich dieſe beiden Vögel, obwohl Bewohner derſelben Orte, nicht leicht begegnen, und zu einer gemeinſchaftlichen Familie vereinigen ſie ſich nie.

Erſt im Herbſt und bei Sonnenuntergang nimmt, Willughby zufolge, die Rohrdommel ihren Ausflug zur Reiſe, oder wenigſtens zur Veränderung ihres Wohnortes. Nach ihrem Fluge ſollte man ſie für einen Reiher halten, wenn ſie nicht bisweilen eine ganz andere, ſchallendere und ſchwerere Stimme kob, kob, hören ließen; und dieſes Geſchrei iſt, wenn auch unangenehm, doch nicht ſo ſehr, wie die entſetzliche Stimme, die ihr den deutſchen Namen Urrind oder den franzöſiſchen butor (botaurus, quasi boatus tauri), zugezogen hat; es iſt eine Art Gebrüll, Hirhond, das ſie im Frühling 5—6mal nach einander wiederholt und das man eine halbe Stunde weit hört; die ſtärkſte Baßgeige gibt unter dem Bogen keinen ſo ſchnarrenden Ton von ſich; ſollte man ſich einbilden können, daß dieſe ſchreckliche Stimme der Laut zarter Liebe wäre? es iſt aber wirklich nur das Geſchrei des phyſiſchen und drängenden Bedürfniſſes einer rauhen, rohen, und ſelbſt im Ausdrucke der Begierden wilden Natur; und, einmal befriedigt, flieht dieſer Vogel ſein Weibchen und treibt es zurück; dann ſelbſt, wenn es ihn eifrig aufſucht *), und ohne daß ſeine Zuvorkommenheit nach einer erſten, faſt augenblicklichen Verbindung einigen Erfolg hätte; auch leben ſie, jedes für ſich allein. „Oft iſt es mir begegnet, ſagt H. Hebert, daß ich 2 dieſer Vögel zugleich auftrieb; immer habe ich bemerkt, daß ſie mehr als 200 Schritte weit von einander aufflogen und in gleicher Entfernung ſich niederſetzten.“ Indeſſen darf man glauben, daß die Anfälle des Bedürfniſſes und die flüchtigen Ver-

*) H. Salerne zufolge liegt alle Mühe der Liebe, der Erziehung und der Haushaltung dem Weibchen allein ob, ſo faul iſt das Männchen. „Das Weibchen reizt das Männchen, und ladet es durch die häufigen Beſuche, die es ihm macht, und durch den Reichthum der Lebensmittel, die es ihm bringt, zur Liebe ein;“ aber alle dieſe Beſonderheiten, die aus einer alten moraliſchen Rede (Rede des H. de La Chambre über die Freundſchaft) entnommen ſind, bilden wahrſcheinlich nur den Roman des Vogels.

einigungen ſich vielleicht in ziemlich großen Zwiſchenräumen wiederholen, wenn es wahr iſt, daß die Rohrdommel ſo lange brüllt, als ſie liebt; denn dieſes Brüllen fängt im Februar an *) und man hört es in der Erntezeit noch; die Landleute ſagen, die Rohrdommel ſtrecke, um dieſes Gebrüll hervorzubringen, den Schnabel in den Schlamm; der erſte Ton dieſes gewaltigen Lärms gleicht wirklich einem ſtarken Einziehen der Luft, und der zweite einem ſchallenden Aushauchen mittelſt eines hohlen Raums **). Allein die Wahrheit dieſer Vermuthung iſt ſehr ſchwer zu ermitteln; denn der Vogel iſt immer ſo verborgen, daß man ihn nicht finden, noch in der Nähe ſehen kann; die Jäger gelangen zu den Stellen, von wo er auffliegt, nur indem ſie, oft bis über das Knie im Waſſer, durch das Schilf hindurch dringen.

Zu all dieſen Vorſichtsmaßregeln, welche die Rohrdommel trifft, um ſich unſichtbar und unzugänglich zu machen, ſcheint ſie noch eine, vom Mißtrauen eingegebene Liſt zu fügen: ſie hält ihren Kopf in die Höhe, und da ſie über 2½ hoch iſt, ſo ſieht ſie über das Rohr hinweg, ohne vom Jäger erblickt zu werden. Erſt wenn die Nacht hereinbricht, verläßt ſie in der Herbſtzeit ihre Stelle, und ihr übriges Leben bringt ſie in einer Unthätigkeit zu, wegen der ihr Ariſtoteles den Beinamen Faullenzer gegeben hat; ihre ganze Bewegung beſchränkt ſich in der That darauf, über einen Froſch oder einen kleinen Fiſch herzufallen, der ſich ſelbſt dieſem ſchläfrigen Fiſcher zur Beute gibt.

Der, von den Alten der Rohrdommel gegebene Name Aſterias oder Stellaris, kommt, Scaliger zufolge, von dieſem Abendfluge her, durch den ſie ſich gerade empor gegen Himmel ſchwingt und unter dem Sterngewölbe ſich zu verlieren ſcheint, andere leiten den Urſprung dieſes Namens von den Flecken her, womit ihr Gefieder beſät iſt; ſie ſehen jedoch mehr wie Strahlenbündel, als wie Sterne aus; den ganzen Körper bedeckt dieſes Geſprenkel oder dieſe ſchwärzliche Schattirung, die auf dem Rücken über einen halbbraunen Grund quer hingeworfen, und vorn auf dem Halſe, auf der Bruſt und dem Bauche in die Länge gezeichnet iſt. Der Schnabel der

*) Sicher iſt von dieſem Geſchrei der Rohrdommel in der Stelle der Probleme des Ariſtoteles die Rede, wo er von dem Gebrüll redet, das dem eines Stiers gleicht, welches ſich im Frühlinge tief aus den Sümpfen hören läßt, und das er durch Winde, die unter dem Waſſer gebunden ſind und aus den Höhlen herkommen, phyſiſch zu erklären ſucht; das Volk gab abergläubiſche Gründe dafür an, und es war wirklich nur das Geſchrei eines Vogels.

**) Aldrovande hat unterſucht, wie der Bau der Luftröhre in Bezug auf die Hervorbringung dieſes außerordentlichen Tones beſchaffen wäre. Mehrere Waſſervögel mit ſchallender Stimme, wie der Schwan, haben einen doppelten Kehlkopf; die Rohrdommel dagegen hat keinen, aber die Luftröhre bildet an ihrer Theilung 2 aufgeblaſene Taſchen, wovon die Ringe der Luftröhre nur eine Seite einfaſſen, die andere iſt mit einer dünnen, dehnbaren und ſchnellkräftigen Haut bedeckt; aus dieſen aufgeblaſenen Taſchen dringt die zurückgehaltene Luft brüllend hervor.

Rohrdommel hat dieſelbe Form, wie der des Reihers; ſeine Farbe iſt, wie die der Füße grünlich, ſeine Oeffnung ſehr breit; er iſt bis weit hinter die Augen geſpalten, ſo daß man ſagen möchte, ſie lägen auf dem obern Kiefer. Die Oeffnung des Ohrs iſt groß. Die kurze und ſpitzige Zunge geht nicht bis zur Hälfte des Schnabels; aber die Kehle kann ſich weit genug öffnen, um eine Fauſt hineinzuſtecken. Die langen Zehen klammern ſich an das Rohr und dienen dem Vogel auf ihren ſchwimmenden Trümmern zum Feſthalten *). Er fängt viele Fröſche; im Herbſte geht er in die Wälder, um den Ratten nachzuſtellen, die er ſehr geſchickt fängt und ganz verſchlingt; in dieſer Jahreszeit wird er ſehr fett. Wenn er gefangen wird, geräth er in Zorn, wehrt ſich und ſucht beſonders in die Augen zu hacken. Sein Fleiſch muß einen ſchlechten Geſchmack haben, obwohl man es ſonſt aß, in derſelben Zeit, als das des Reihers für ein ausgezeichnetes Gericht galt.

Die Eier der Rohrdommel ſind grünlich weiß grau; ſie legt 4—5 und baut ihr Neſt mitten im Rohr auf einem Büſchel Binſen; und ſicherlich irrt Belon und verwechſelt er den Reiher und die Rohrdommel, wenn er ſagt, ſie hänge ihr Neſt in die Baumwipfel **). Dieſer Naturforſcher ſcheint ſich ebenfalls zu irren, wenn er die Rohrdommel für den onocrotalus des Plinius nimmt, obwohl dieſer bei Plinius ſelbſt durch ziemlich leicht zu erkennende Züge unterſchieden wird. Uebrigens hat Plinius die Rohrdommel nur in Bezug auf ihr Gebrüll, welches, nach Belons Ausdruck, ſo groß iſt, daß kein Ochs ſo laut ſchreien könnte, einen kleinen Vogel nennen können; wenn man anders die Stelle dieſes Naturforſchers, worin er von dem Taurus redet, der ſich, wie er ſagt, in dem Gebiete von Arles findet, und wie ein Ochs brüllt, auf die Rohrdommel beziehen muß.

Die Rohrdommel findet ſich überall, wo es Sümpfe gibt, die groß genug ſind, um ihr zur Zufluchtſtätte zu dienen; in den meiſten franzöſiſchen Landſchaften kennt man ſie; in England iſt ſie nicht ſelten und in der Schweiz und Oeſtreich ziemlich häufig; auch ſieht man ſie in Schleſien, Dänemark und Schweden. Die nördlichſten Gegenden Amerikas haben ebenfalls ihre Rohrdommelart, und andere Arten findet man in den ſüdlichen Gegenden. Allein wie es ſcheint, kann unſere Rohrdommel, nicht ſo hart, wie der Reiher, unſern Winter nicht ertragen, und verläßt ſie das Land, wenn die Kälte zu ſtreng wird. Geſchickte Jäger verſichern uns, daß ſie dieſelbe an den Ufern der Bäche oder Quellen in der Zeit der großen Kälte nie getrof-

*) Die große Länge der Nägel und beſonders des Hinternagels iſt merkwürdig. Aldrovande ſagt, zu ſeiner Zeit hätte man ſie zu Zahnſtochern gebraucht.

**) Gesner kennt die Zahl der Eier nicht beſſer, wenn er ſagt, man finde ihrer 12 im Neſte.

ſen haben, und wenn ſie ruhiges Waſſer und Sümpfe nöthig hat, ſo muß unſer langes Froſtwetter für ſie eine Zeit der Verbannung ſein. Willughby ſcheint dieſes anzudeuten und ihren ſchnellen Flug nach Sonnenuntergang im Herbſte für eine Abreiſe nach wärmern Gegenden zu halten.

Ueber die natürlichen Gewohnheiten dieſes Vogels hat uns kein Beobachter beſſere Aufſchlüſſe gegeben, als H. Baillon. Folgendes iſt ein Auszug deſſen, was er mir darüber zu ſchreiben die Güte gehabt hat.

„Die Rohrdommeln finden ſich zu Montreuil-ſur-Mer und auf den Küſten der Picardie in faſt allen Jahreszeiten, obwohl ſie Zugvögel ſind; in großer Menge ſieht man ſie im Dezember; zuweilen verbirgt ein einziges Rohrſtück Dutzende.“

„Wenige Vögel vertheidigen ſich mit ſo großer Kaltblütigkeit; nie greift ſie an; wird ſie aber angegriffen, ſo kämpft ſie muthig, und ſtreitet gut, ohne ſich viel zu bewegen. Stürzt ein Raubvogel über ſie her, ſo flieht ſie nicht, ſie erwartet ihn ſtehend, und fängt ihn mit der ſehr ſcharfen Spitze ihres Schnabels auf; und der verwundete Feind entfernt ſich unter lautem Geſchrei. Die alten Buſarde greifen die Rohrdommeln nie an und die gemeinen Falken fangen ſie nur von hinten und wenn ſie fliegt. Sie wehrt ſich ſelbſt gegen den Jäger, der ſie verwundet hat; ſtatt zu fliehen, erwartet ſie ihn und gibt ihm ſo heftige Hiebe mit dem Schnabel in die Beine, daß ſie durch die Stiefel hindurch tief ins Fleiſch dringen; mehrere Jäger ſind von ihr ſchwer verwundet worden. Man iſt genöthigt, dieſe Vögel todt zu ſchlagen, denn ſie vertheidigen ſich bis zum Tode.“

„Zuweilen, aber ſelten, legt ſich die Rohrdommel, wie die Raubvögel auf den Rücken und vertheidigt ſich ſowohl mit ihren ſehr langen Fängen, als mit dem Schnabel; dieſe Stellung nimmt ſie an, wenn ſie von einem Hunde überraſcht wird.“

„Die Geduld dieſes Vogels gleicht ſeinem Muthe; ganze Stunden lang bleibt er unbeweglich mit den Füßen im Waſſer und im Rohr verborgen; hier lauert er auf Aale und Fröſche. Er iſt ſo träge und ſo trübſinnig, wie der Storch; außer in der Zeit der Liebe, wo er ſich zu bewegen anfängt, und ſeinen Aufenthalt verändert, kann man ihn in den andern Jahreszeiten nur mit Hunden fangen. Im Februar und März ſtoßen die Männchen des Morgens und des Abends ein Geſchrei aus, das man mit dem Loskrachen eines ſchweren Gewehrs vergleichen könnte. Auf dieſes Geſchrei eilen die Weibchen aus weiter Entfernung herbei, zuweilen umringt ein ganzes Dutzend ein Männchen; denn in dieſer Art gibt es, wie in der der Enten, mehr Weibchen als Männchen. Stolz ſchreiten ſie gegen die Weibchen einher, und ſtreiten gegen die Männchen, welche hinzukommen. Ihr Neſt bauen ſie faſt auf dem Waſſer, mitten unter dem Rohr im April; ſie brüten 24 bis 25

Tage. Die Jungen kommen faſt nackt zur Welt, und haben eine häßliche Geſtalt; ſie ſcheinen nur Hals und Bein zu ſein; das Neſt verlaſſen ſie erſt nach mehr als 20 Tagen nach ihrer Geburt; die Eltern ernähren ſie in der erſten Zeit mit Blutigeln, Eidechſen und Froſchlaich und hernach mit Aalen. Die erſten Federn, die ſie bekommen, ſind fuchsroth, wie die der Alten; ihre Füße und der Schnabel ſind mehr weiß, als grün. Die Buſare, welche die Neſter aller andern Sumpfvögel verwüſten, rühren das der Rohrdommel ſelten an; unabläſſig wachen die Eltern über daſſelbe und vertheidigen es; die Kinder wagen nicht, ſich ihm zu nähern, ſie würden Gefahr laufen, ſich die Augen aushacken zu laſſen."

„Die männlichen Rohrdommeln laſſen ſich leicht durch Farbe und Wuchs unterſcheiden, da ſie ſchöner, mehr fuchsroth und größer, als das Weibchen ſind; überdies haben ſie auf der Bruſt und dem Halſe längere Federn."

„Das Fleiſch dieſes Vogels, beſonders das der Flügel und der Bruſt iſt ziemlich gut zu genießen; nur muß man die Haut abziehen, deren Haargefäße mit einem ſcharfen und übelſchmeckenden Oel angefüllt ſind, welches beim Kochen ſich durch das Fleiſch verbreitet und ihm alsdann einen ſtarken Sumpfgeſchmack gibt."

Vögel des alten Feſtlandes,
die mit dem Rohrdommel verwandt ſind.

Die große Rohrdommel.
Erſte Art.

Gesner hat zuerſt von dieſem Vogel geſprochen, deſſen Art unſeres Erachtens die Uebergangsſtufe zwiſchen der Familie der Reiher und der der Rohrdommeln bildet. Die Uferbewohner des Lago maggiore in Italien nennen ihn, Aldrovande zufolge, Ruffey. Er hat einen fuchsrothen Hals mit weißen und ſchwarzen Flecken; der Rücken und die Flügel ſind braun und der Bauch iſt fuchsroth. Er iſt von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende wenigſtens 3½ Fuß, und bis zu den Nägeln über 4 Fuß lang; der Schnabel hat 8 Zoll und iſt gelb, ebenſo die Füße. Die Abbildung bei Aldrovande zeigt einen Schopf, von dem Gesner nicht redet; er ſagt aber, der Hals ſei ſchmächtig, was anzudeuten ſcheint, daß dieſer Vogel keine rechte Rohrdommel iſt: auch bemerkt Aldrovande, daß dieſe Art aus der des grauen Reihers und der Rohrdommel zuſammengeſetzt ſcheine, und man ſie für eine Meſtize von beiden Vögeln halten ſollte, ſo ſehr ähnelt ſie durch den Kopf, die Flecken auf der Bruſt, die Farbe des Rückens und der Flügel und die Größe dem grauen Reiher, während ſie zugleich in den Beinen und dem übrigen Gefieder der Rohrdommel gleicht, nur daß es nicht gefleckt iſt.

Die kleine Rohrdommel.
Zweite Art.

Dieſe zweite Rohrdommelart, welche der Graf Marſigli an der Donau geſehen, hat ein fuchsröthliches, mit kleinen braunen Linien geſtreiftes Gefieder, einen großen Vorderhals und einen weißlichen Schwanz. Der Schnabel iſt keine 3 Zoll lang. Schließt man nach dieſer Länge des Schnabels auf die andern Maße, die Marſigli nicht angibt, und nimmt man ſie verhältnißmäßig an, ſo muß dieſe Rohrdommel die kleinſte von allen auf unſerm Feſtlande ſein.

Uebrigens müſſen wir bemerken, daß ſich Marſigli in Bezug auf die Farben dieſes Vogels zu widerſprechen ſcheint, indem er ihn **ardea viridiflavescens** nennt.

Die geſtreifte braune Rohrdommel.
Dritte Art.

Auch dieſes iſt ein Vogel von der Donau. Marſigli bezeichnet ihn mit dem Namen brauner Rohrdommel, und hält ihn für eine beſondere Art. Er iſt ſo klein, wie der vorige; ſein ganzes Gefieder mit braunen, ſchwarzen und fuchsröthlichen Linien geſtreift, die ordnungslos vermiſcht ſind, ſo daß daraus im Großen eine braune Farbe entſteht.

Die fuchsbraune Rohrdommel.
Vierte Art.

Das ganze Gefieder dieſer Rohrdommel hat eine gleichmäßige, unter dem Körper hellfuchsröthliche und auf dem Schnabel dunklere Farbe; die Füße ſind braun und der Schnabel iſt gelblich. Aldrovande ſagt, dieſe Art ſei ihm aus Epidaurus geſchickt worden, und er vereinigt mit ihr die einer in den Sümpfen bei Bologna gefangenen jungen Rohrdommel, die noch nicht einmal die Farben des erwachſenen Alters hatte. Er fügt hinzu, dieſer Vogel habe, wie es ihm geſchienen, eher zu den Rohrdommeln, als zu den Reihern gehört. Uebrigens wäre es, nach der Vermuthung des H. Salerne möglich, daß es eben dieſe kleine Rohrdommelart wäre, die man zuweilen in Bologne ſieht, und dort unter dem Namen Quoimeau kennt. Marſigli läßt auch dieſe Art, Aldrovande's dritte, an der Donau wohnen; und die Verfaſſer der italiſchen Ornithologie ſagen, ſie gehöre urſprünglich dem Bologneſer Lande an. Wie es ſcheint, wird ſie auch im Elſaß gefunden; denn der H. Doctor Hermann hat uns geſchrieben, daß er eine ſolche fuchsrothe Rohrdommel gehabt hätte, die keine Nahrung zu ſich nehmen wollte, und vor Entkräftung ſtarb. Er fügt hinzu, daß dieſe Rohrdommel, unge=

achtet ihrer langen Beine, auf einen kleinen Baum ſtieg, deſſen Stamm ſie umfaſſen konnte, und wobei ſie den Schnabel und den Hals ſteilrecht in derſelben Linie hielt.

Die kleine Rohrdommel vom Senegal.

Fünfte Art.

Zu den Rohrdommeln wollen wir den Vogel ziehen, der auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 315, unter dem Namen kleiner Reiher vom Senegal angegeben iſt, und in der That durch ſeinen kurzen und reich befiederten Hals eher eine Rohrdommel, als ein Reiher zu ſein ſcheint. Auch gehört er zu einer ſehr kleinen Art, da er nicht mehr als 1 Fuß lang iſt.

Er iſt auf der Tafel ſo genau dargeſtellt, daß man keine andere Beſchreibung nöthig hat.

Der Puaker, oder die geſtreifte Rohrdommel.

Sechste Art.

Die Jäger haben dieſem Vogel den Namen Puaker gegeben. Er iſt ſo groß, wie eine Krähe, und hat vom Schnabel bis zu den Nägeln über 20 Zoll; der ganze Grund ſeines Gefieders iſt braun; auf den Schwungfedern dunkel, vorn auf dem Halſe und unter dem Körper hell; auf dem Kopf, dem obern Halſe, dem Rücken und den Schultern mit kleinen, weißen Flecken, die an dem Ende der Federn ſtehen, überſtreut; jede Schwungfeder hat ebenfalls an der Spitze einen weißen Flecken.

Auf ihn wollen wir den Cayenner Puaker zurückführen, der auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 339, dargeſtellt iſt, und ſich nur darin von ihm zu unterſcheiden ſcheint, daß der Grund des Gefieders auf dem Rücken ſchwärzlicher, und der Vorderleib mit braunen Strahlenbündeln auf weißlichem Grunde gefleckt iſt; leichte Unterſchiede, die eine Artverſchiedenheit zwiſchen dieſen Vögeln nicht hinreichend zu bezeichnen ſcheinen, um ſo mehr, als ihre Größe dieſelbe iſt.

Vögel des neuen Feſtlandes,

die mit der Rohrdommel verwandt ſind.

Der Geſternte.

Erſte Art.

Dieſer Vogel iſt Katesby's braune Rohrdommel von Karolina; er findet ſich auch auf Jamaika, und wir geben ihm den Namen Geſternter, weil ſein ganz braunes Gefieder auf dem Flügel mit einigen weißen, wie zufällig auf dieſe dunkele Tinte hingeworfenen Flecken beſtreut iſt. Dieſe

Flecken geben ihm einige Aehnlichkeit mit der vorhergehenden Art. Er iſt nicht ganz ſo groß, wie die europäiſche Rohrdommel; er beſucht die Teiche und die Flüſſe weit ab vom Meere, und in den höchſten Gegenden des Landes. Außer dieſer Art, die durch mehrere Strecken Nordamerikas verbreitet ſcheint, gibt es wahrſcheinlich eine andere, der europäiſchen ähnlichere in Luiſiana.

Die braſiliſche gelbe Rohrdommel.

Zweite Art.

Nach den Verhältniſſen, welche Marcgrave dieſem Vogel, den er zu den Reihern zieht, gibt, vermuthet man, daß es eher eine Rohrdommel, als ein Reiher iſt. Er iſt ſo groß, wie eine Ente; der Hals einen Fuß, der Körper 5½ Zoll, der Schwanz 4, die Füße und das Bein über 9 lang. Der ganze Rücken mit dem Flügel hat braune, gelbverwaſchene Federn; die Schwungfedern ſind halbgetheilt, ſchwarz und aſchgrau, und mit weißen Linien quer durchſchnitten; die langen herabhangenden Federn des Kopfes und des Halſes ſind blaßgelb mit ſchwarzen Wellenlinien; die am untern Halſe, auf der Bruſt und dem Bauche weiß, mit braunen Wellenlinien und rundum gefranſt. Als etwas Eigenthümliches wollen wir bemerken, daß ſein Schnabel, ſowohl oben, als unten, an der Spitze gezähnelt iſt.

Die kleine Cayenner Rohrdommel.

Dritte Art.

Dieſe kleine Rohrdommel, Nro. 763, iſt kaum 1 Fuß bis 13 Zoll lang. Ihr ganzes Gefieder iſt unten am Halſe, auf der Magengegend und den Seiten auf einem fuchsröthlich grauen Grunde mit kleinen, ſehr engen, wellenförmigen, und wie im Zickzack laufenden ſchwarzbraunen Querlinien gefleckt; der Obertheil des Kopfes iſt ſchwarz. Der ſtark befiederte Hals ſieht faſt ſo dick, wie der Körper, aus.

Die Rohrdommel von der Hudſonsbai.

Vierte Art.

Die allen Rohrdommeln gemeinſame Tracht iſt ein fuchsrother, oder fuchsröthlicher, mit braunen oder ſchwärzlichen Linien und Strichen, mehr oder minder ſchraffirter und durchſchnittener Farbengrund, und dieſe Tracht findet man auch bei der Rohrdommel von der Hudſonsbai. Sie iſt nicht ſo groß, wie die europäiſche, und vom Schnabel bis zu den Nägeln kaum 2 Fuß 6 Zoll lang.

Der Onore.

Fünfte Art.

Auf die Rohrdommeln des neuen Feſtlandes laſſen wir die auf den ausgemalten Tafeln ſogenannte Onore folgen. Dieſen Namen gibt man in Cayenne allen Reiherarten; indeſſen ſcheint es uns, daß ſich die Onoren, von denen hier die Rede iſt, mehr der Familie der Rohrdommel nähern; ſie haben ihre Form und ihre Farben und unterſcheiden ſich nur darin von ihr, daß ihr Hals nicht ſo ſtark beſiedert, obwohl beſiederter und nicht ſo hager, wie der Hals der Reiher iſt. Dieſer erſte Onore, Nro. 790, iſt faſt ſo groß, aber nicht ganz ſo dick, wie die europäiſche Rohrdommel; ſein ganzes Gefieder iſt auf einem oben fuchsrothen und unten grau weißen Grunde angenehm geſprenkelt und mit zickzackförmigen ſchwarzen Querſtreifen breit durchſchnitten.

Der geſtreifte Onore.

Sechste Art.

Dieſe Art, Nro. 860, iſt etwas größer, als die vorhergehende; die Länge des Vogels beträgt 2½ Fuß. Die großen Schwungfedern und der Schwanz ſind ſchwarz; den ganzen Mantel ſchmücken kleine, ſehr feine, fuchsrothe, gelbliche und braune Linien, die wellenförmig und in halben Schweifungen querüber laufen; der obere Hals und der Kopf ſind lebhaft fuchsroth, aber auch von kleinen fuchsrothen Linien durchſchnitten; der Vordertheil des Halſes und Körpers weiß mit einigen kleinen braunen Strichen.

Dieſe beiden Onorearten ſind uns von H. de La Borde, Arzt in Cayenne, geſchickt worden. Sie verbergen ſich in den von dem Waſſer in den Savannen ausgehöhlten Schluchten und beſuchen das Ufer der Flüſſe. Während der Dürre halten ſie ſich in dem dichten Graſe verſteckt. Sie fliegen in weiter Entfernung auf, und nie findet man zwei zuſammen. Verwundet man einen, ſo darf man ſich ihm nur vorſichtig nähern; denn er ſetzt ſich zur Wehr, indem er den Hals zurückzieht und mit dem Schnabel, beſonders nach dem Auge, tüchtig haut. Der Onore hat dieſelben Gewohnheiten, wie unſere Reiher.

H. de La Borde hat in einem Hauſe einen zahmen oder vielmehr gefangenen Onore geſehen; er ſtellte fortwährend den Ratten nach, die er mit größerer Geſchicklichkeit, als eine Katze, erhaſchte. Obwohl er aber ſchon zwei Jahre lang im Hauſe war, hielt er ſich immer an verborgenen Stellen auf; und näherte man ſich ihm, ſo ſuchte er mit einer drohenden Miene die Augen auf ſich zu ziehen. Uebrigens ſcheint jede der beiden Arten dieſer Onore in ihren Gegenden ſeßhaft zu ſein und beide ſind ziemlich ſelten.

Der Waldonore.

Siebente Art.

So nennt man dieſe Art in Cayenne. Wir laſſen ihr dieſe Benennung nach unſerm Gebrauch, den fremden Arten den Namen zu laſſen, den ſie in ihrer Heimath führen, da es das einzige Mittel für die Einwohner, ſie zu erkennen, und für uns, ſie von ihnen zu begehren, iſt. Dieſe Art wird in Guiana und Braſilien gefunden. Marcgrave vereint ſie unter dem Namen Soko mit den Reihern; uns aber ſcheint ſie mit den beiden vorhergehenden Onorearten und folglich mit den Rohrdommeln eine große Aehnlichkeit zu haben. Das Gefieder iſt auf dem Rücken, dem Bürzel und den Schultern ſchwärzlich und ganz mit gelblichen Punkten bedeckt, und, etwas nicht gewöhnliches, dieſes Gefieder iſt auf der Bruſt, dem Bauch und den Seiten daſſelbe; der obere Hals iſt weiß mit ſchwarzen und braunen Längsflecken untermiſcht. Marcgrave ſagt, der Hals ſei einen Fuß lang und die Geſammtlänge vom Schnabel bis zu den Nägeln betrage ungefähr 3 Fuß.

Der Schildreiher.

Die meiſten Naturforſcher haben den Schildreiher, Nro. 758, das Männchen, und Nro. 759, das Weibchen, unter dem Namen Nachtraben (Nyktikorax) bezeichnet und zwar wegen des ſonderbaren Gekrächzes oder vielmehr ſchrecklichen und kläglichen Geröchels, das er während der Nacht hören läßt. Das iſt die einzige Aehnlichkeit mit dem Raben, welche der Schildreiher hat; denn in der Form und Haltung des Körpers gleicht er dem Reiher, von dem er ſich aber darin unterſcheidet, daß er einen kürzern und vollern Hals, einen größern Kopf und einen nicht ſo feinen und dickern Schnabel hat; auch iſt er kleiner und nur ungefähr 20 Zoll lang; ſein Gefieder iſt ſchwarz mit grünem Widerſchein auf dem Kopf und Nacken, dunkelgrünem auf dem Rücken, perlgrauem auf den Flügeln und dem Schwanze und weißem auf dem übrigen Körper. Das Männchen trägt auf dem Nacken gewöhnlich 3 ſehr feine, ſchneeweiße, und bis an 5 Zoll lange Fäden. Von allen Aegrettenfedern ſind dieſe die ſchönſten und koſtbarſten; im Frühling fallen ſie aus, und erneuen ſich jährlich nur einmal. Das Weibchen, dem dieſer Schmuck fehlt, iſt vom Männchen ſo verſchieden, daß einige Naturforſcher es nicht erkannt haben. Die neunte Reiherart des H. Briſſon iſt wirklich nur dieſes nämliche Weibchen. Sein ganzer Mantel iſt fuchsröthlich aſchgrau; auf dem Halſe ſind Flecken von dieſer nämlichen Farbe in Form von Strahlenbündeln, und der Oberleib iſt weißgrau.

Der Schildreiher niſtet in den Felſen, wie Belon angibt, der hievon ſeinen altfranzöſiſchen Namen Roupeau herleitet; allein nach Schwenckfeld

und Willughby baut er ſein Neſt auf Erlen, unweit der Sümpfe, was ſich nur durch die Annahme vereinbaren läßt, daß die Vögel in dieſem Bezuge ihre Gewohnheit je nach den Umſtänden verändern; ſo daß ſie ſich in den ſchleſiſchen oder holländiſchen Brachfeldern, auf den Waſſerbäumen niederlaſſen, auf den Küſten von Bretagne dagegen, wo ſie Belon geſehen hat, in den Felſen niſten. Man verſichert, ſie legten jedesmal 3 bis 4 weiße Eier.

Der Schildreiher ſcheint ein Zugvogel zu ſein; Belon hat einen geſehen, der im März auf dem Markte ausgeſtellt war; Schwenckfeld verſichert, er reiſe im Anfange des Herbſtes aus Schleſien ab und kehre im Frühling mit den Störchen zurück. Ebenſo beſucht er die Ufer des Meers und der Flüſſe oder Sümpfe im Innern des Landes; in Frankreich findet man ſie in der Sologna, in Toskana an den Seen Fucecchio und Bientine; ihre Art iſt aber überall ſeltener, als die des Reihers; auch iſt ſie weniger und nicht bis nach Schweden verbreitet *).

Mit nicht ſo hohen Beinen und einem kürzern Halſe, als der Reiher hat, ſucht der Schildreiher ſeine Nahrung theils im Waſſer, theils auf dem Lande, und lebt ſowohl von Grillen, Schnecken und anderen Landkerbthieren, als von Fröſchen und Fiſchen. Den Tag über bleibt er verborgen, erſt, wenn der Abend hereinbricht, ſetzt er ſich in Bewegung; alsdann läßt er ſein Geſchrei ka, ka, ka hören, welches Willughby mit dem Schluchzen eines Menſchen, der ſich erbricht, vergleicht.

Der Schildreiher hat ſehr lange Zehen; die Füße und die Beine ſind grünlich gelb; der Schnabel iſt ſchwarz **), und in dem obern Theile leicht gebogen; ſeine Augen ſind funkelnd und die Regenbogenhaut bildet um den Augapfel einen rothen oder rothgelben Kreis.

Der Cayenner Schildreiher.

Dieſer amerikaniſche Schildreiher iſt ſo groß, wie der europäiſche; er ſieht aber in allen ſeinen Theilen nicht ſo dick aus; der Körper iſt dünner, die Beine ſind höher; der Hals, der Kopf und der Schnabel ſind kleiner. Das Gefieder iſt auf dem Halſe und unter dem Körper bläulich aſchgrau; der Mantel iſt ſchwarz, auf jeder Feder aſchgrau gefranſt; der Kopf in Schwarz eingehüllt und der Scheitel weiß; auch hat er unter dem Auge einen weißen

*) Wir vermuthen dieſes aus dem Schweigen, welches H. Linné in ſeiner fauna suecica über dieſe Art beobachtet.

**) Schwenckfeld ſcheint ſich in Betreff der Farbe der Füße und des Schnabels zu irren; Klein aber irrt ſich noch mehr, indem er die Ausdrücke Schwenckfelds, den er abſchreibt, übertreibt. Schwenckfeld ſagt: rostrum obscure rubet . . . . crura nigricant cum rubedine; Klein ſpricht: rostro sanguineo prout et pedes; was nie auf den Schildreiher paſſen kann, und ihn unkennbar macht.

Strich. Dieſer Schildreiher, Nro. 899, trägt einen Strauß von 5 bis 6 Fäden, deren einige weiß und die andern ſchwarz ſind.

Die Umbrette.

Die Kenntniß dieſes Vogels, Nro. 796, der am Senegal gefunden wird, verdanken wir dem H. Adanſon. Er iſt etwas großer als der Schildreiher; die Umberfarbe oder das dunkele Braungrau ſeines Gefieders iſt die Urſache, warum man ihn Umbrette genannt hat. Er muß als eine abweichende Art unter die Gattungen der Strandvögel geſtellt werden; denn genau kann man ihn nicht zu einer dieſer Gattuugen zurückführen. Er könnte ſich der der Reiher nähern, wenn er nicht einen ganz anders geformten und ſelbſt nur ihm eigenthümlichen Schnabel hätte. Am Kopfe ſehr breit und ſehr dick, flacht ſich dieſer Schnabel, indem er ſich verlängert, auf den Seiten ab; die Kante des obern Theils erhebt ſich in ſeiner ganzen Länge und ſcheint ſich durch 2 auf jeder Seite gezeichnete Falzen von ihm zu trennen, was H. Briſſon durch die Worte ausdrückt: der Schnabel ſcheine aus mehreren gegliederten Stücken zu beſtehen; und dieſer, auf der Spitze des Schnabels herabgedrückte Kamm endigt ſich in eine umgebogene Spitze. Dieſer Schnabel iſt 3 Zoll 3 Linien lang; der Fuß mit dem nackten Theil des Beins verbunden hat 4½ Zoll, dieſer letztere Theil allein 2 Zoll. Dieſe Maße ſind an einem im königlichen Kabinet aufbewahrten Vogel genommen; H. Briſſon ſcheint größere anzugeben. Die Zehen ſtecken an der Wurzel in dem Anſatz eines Häutchens, das zwiſchen der äußern und der mittelen Zehe größer wird; die hintere Zehe ſteht nicht, wie bei den Reihern, neben der Ferſe, ſondern an der Ferſe ſelbſt.

Der Kurliri oder Kurlan.

Der Name Kurlan oder Kurliri darf nicht auf den Gedanken führen, als hätte dieſer Vogel mit dem Kurli oder Sichler große Aehnlichkeit; ähnlicher iſt er den Reihern, deren Haltung er hat; er hat ihre Haltung und faſt ihre Höhe. Seine Länge vom Schnabel bis zu den Winkeln beträgt 2 Fuß 8 Zoll; der Theil des Beines, mit dem Fuß zuſammengenommen, hat 6 Zoll; der Schnabel 4; er iſt faſt in ſeiner ganzen Länge gerade, gegen die Spitze hin krümmt er ſich ſchwach, und nur in dieſem Punkte nähert ſich der Kurlan den Kurli's, von denen er ſich durch den Wuchs unterſcheidet; und die ganze Haltung ſeiner Form iſt der der Reiher ſehr ähnlich. Ferner ſieht man am Nagel der großen Zehe die hervorſpringende Schärfe der innern Seite, welche den gezähnelten Kamm des Reihernagels darſtellt. Das Gefieder des Kurlans, Nro. 858, iſt ſchön braun, auf den großen Schwung- und Steuerfedern wird dieſe Farbe röthlich und kupfericht; jede

Feder am Halſe trägt in ihrer Mitte einen weißen Pinſelſtrich. Dieſe Art iſt neu, und uns unter dem Namen Kurliri, weshalb man ihr auf den ausgemalten Tafeln den Namen Kurlan gegeben hat, geſchickt worden.

Der Savaku.

Der Savaku iſt in Guiana und Braſilien zu Hauſe. Er hat ſo ziemlich den Wuchs und die Verhältniſſe des Schildreihers, und durch die Züge ſeines Körperbaues, wie durch ſeine Lebensweiſe, möchte er an die Familie der Reiher zu grenzen ſcheinen, wenn ihn nicht ſein breiter und ſonderbar ausgehöhlter Schnabel von derſelben weit entfernte, und ſelbſt von allen andern Strandvögeln unterſchiede. Dieſer breiten Schnabelform wegen hat man dem Savaku den Namen Löffler gegeben. Es ſind wirklich 2 mit der hohlen Seite aneinander liegende Löffel; der obere Theil hat auf der Wölbung 2 tiefe Einſchnitte, die von den Naslöchern ausgehen und ſich ſo verlängern, daß die Mitte einen hohen Kamm bildet, der in eine kleine, gebogene Spitze ausläuft; die Unterhälfte dieſes Schnabels, in welche die obere ſich gleichſam einſchachtelt, iſt, ſo zu ſagen, nur ein Rahmen, über welchen die verlängerte Haut der Kehle geſpannt iſt. Beide Kiefer ſind an den Rändern ſcharf und von feſtem und ſehr hartem Horn. Dieſer Schnabel hat von den Winkeln bis zur Spitze 4 Zoll und in ſeiner größten Breite 20 Linien.

Bei einer ſo ſtarken Waffe, welche ſticht und ſchneidet, und die den Savaku für die andern Vögel furchtbar machen könnte, ſcheint er ſich an die ſanften Gewohnheiten eines friedlichen und nüchternen Lebens zu halten. Könnte man aus Namen, welche die Namengeber beilegen, etwas folgern, ſo würde uns einer derjenigen, den ihm Barrere gibt, andeuten, daß er von Krabben lebt; er ſcheint ſich aber aus Geſchmack von der Nachbarſchaft des Meeres zu entfernen; er bewohnt die überſchwemmten Savanen, und hält ſich längs der Flüſſe auf, bis wohin die Fluth nicht ſteigt; hier ſitzt er auf den Waſſerbäumen und lauert auf Fiſche, die vorüberſchwimmen, und die er erbeutet und auf die er ſtürzt, ſchnell untertauchend und wieder hinaufſteigend, ohne ſich auf dem Waſſer aufzuhalten. Er geht mit gebogenem Halſe und gewölbtem Rücken in einer Haltung, die gezwungen ausſieht und mit einer eben ſo traurigen Miene, wie der Reiher. Er iſt wild und hält ſich fern von den bewohnten Orten auf. Seine Augen, die ganz nahe an der Wurzel des Schnabels ſtehen, geben ihm ein ſcheues Ausſehen. Wenn er gefangen wird, klappert er mit dem Schnabel, und erzürnt oder gereizt, richtet er die langen Federn ſeines Scheitels in die Höhe.

Barrere hat 3 Savakuarten angenommen, die H. Briſſon auf 2 zurückführt, nnd die ſich vermuthlich auf eine zurückführen laſſen. Wirklich unter=

ſcheiden ſich der graue Savaku und der braune hauptſächlich untereinander nur durch den langen Federbuſch, den der Letztere trägt, und dieſer Federbuſch könnte das Merkmal des Männchens ſein; der andere, unſerer Vermuthung nach, das Weibchen, hat einen Anſatz oder eine Spur von dieſem nämlichen Merkmal in den herabfallenden Federn am Hinterkopfe, und was den Unterſchied der braunen und der grauen Farbe in ihrem Gefieder betrifft, ſo kann man ihn um ſo mehr als eine Geſchlechts- oder Altersverſchiedenheit betrachten, als in dem bunten Savaku*) eine Abſtufung beſteht, die ſich ihnen nähert. Uebrigens ſind die Formen und Verhältniſſe des braunen und des grauen Savaku's ganz dieſelben, und wir ſind um ſo geneigter, hier nur eine einzige Art anzunehmen, als die Natur, welche ſie durch ihr Spiel in den gemeinſamen Formen und den Zügen des allgemeinen Plans ihrer Werke zu vermehren ſcheint, die ſeltenen Formen, welche ſich von dieſer gewöhnlichen entfernen, gleichſam vereinzelt und an die Gränzen dieſes Plans hingeworfen läßt, wie man es aus den Beiſpielen des Löffelreihers, des Säbelſchnäblers, des Flamingo's u. ſ. w. ſieht, deren Arten allein da ſtehen und nur wenige oder keine Abweichungen haben.

Der braune und gehaubte Savaku, Nro. 869, den wir für das Männchen halten, hat in ſeinem Mantel mehr fuchsroth als bläulich grau; die Federn im Nacken ſind ſchwarz und bilden einen 7 bis 8 Zoll langen, auf den Rücken herunterfallenden Federbuſch. Es ſind wallende Federn, und einige von ihnen bis an 8 Linien breit.

Der graue Savaku, Nro. 38, unſeres Erachtens das Weibchen, iſt auf dem ganzen Mantel bläulich weißgrau, mit einem kleinen ſchwarzen Gürtel oben auf dem Rücken; der Unterleib iſt ſchwarz mit fuchsroth vermiſcht; der Vorderhals und die Stirn ſind weiß; die Haube, die hinten ſpitz herunterfällt, iſt bläulich ſchwarz. Beide haben eine nackte Kehle; die Haut, die ſie bedeckt, ſcheint ſich beträchtlich aufblaſen zu laſſen; dieſes deutet wahrſcheinlich Barrere durch ingluvie extuberante an. Dieſe Haut iſt nach Marcgrave gelblich; die Zehen ſind dünn und die Gelenke lang. Man kann bemerken, daß die hintere Zehe, wie bei den Reihern neben der Ferſe an der äußern Zehe ſteht. Der Schwanz iſt kurz und reicht nicht über den eingezogenen Flügel hinaus. Die Geſammtlänge des Vogels beträgt ungefähr 20 Zoll. Wir müſſen bemerken, daß die Vögel, an denen unſere Maße genommen worden, etwas größer waren, als der von H. Briſſon beſchriebene, der vermuthlich ein junger war.

Der Löffelreiher.

Obgleich der Löffelreiher, Nro. 405, eine ſehr ausgezeichnete und ſelbſt ſonderbare Geſtalt hat, haben ihn dennoch die Namengeber unter uneigentlichen

*) Den H. Sonnini aus Cayenne mitgebracht hat.

und fremden Benennungen mit ganz verſchiedenen Vögeln verwechſelt; ſie haben ihn weißen Reiher und Pelikan genannt, obwohl ſeine Art von der des Reihers verſchieden und ſeine Gattung ſelbſt von der des ächten Pelikans weit entfernt iſt; was Belon einſieht, während er ihm zugleich den Namen Taſche (poche), der ebenfalls nur dem Pelikan zukommt, und den Namen Löffel (cuillier) gibt, der eher den Flamingo bezeichnet, welchen man Löffelſchnabel nennt. Der Name Brett oder Brettchen würde beſſer paſſen, inſofern er ſich der Bedeutung nach dem Namen Löffelreiher nähert, den wir angenommen, weil er, oder ein gleichbedeutender, in den meiſten Sprachen Aufnahme gefunden, und er die außerordentliche Form des Schnabels dieſes Vogels gut kennzeichnet. Dieſer in ſeiner ganzen Länge abgeflachte Schnabel erweitert ſich wirklich zu einer Löffelform und läuft in zwei abgerundete Blätter aus, die dreimal ſo breit ſind als der Körper ſelbſt; eine Geſtalt, wonach Klein dieſem Vogel den Beinamen Anomaloroſter gegeben hat. Dieſer Schnabel, wirklich nach ſeiner Form unregelmäßig, iſt es mehr noch ſeinem Beſtandweſen nach, das nicht feſt, ſondern biegſam wie Leder und folglich zu dem Geſchäft ſehr wenig geeignet iſt, welches ihm Cicero und Plinius beilegen, die mit Unrecht auf den Löffelreiher anwenden, was Ariſtoteles mit vieler Wahrheit vom Pelikan ſagt, daß er nämlich über die Tauchervögel herfalle und ſie ſo tüchtig in den Kopf beiße, daß ſie ihre Beute fahren laſſen; hiedurch veranlaßt, hat man durch einen umgekehrten Irrthum den Namen Platea, der wirklich dem Löffelreiher zukommt, dem Pelikan beigelegt. Scaliger fügt, ſtatt dieſe Irrthümer zu berichtigen, andere hinzu, nachdem er den Löffelreiher und den Pelikan verwechſelt, ſagt er nach Suidas, der Pelikanos ſei derſelbe Vogel, wie der Dendrokolaptes (Baumhacker), welches der Specht iſt*), und indem er ſo den Löffelreiher vom Ufer der Gewäſſer in die Tiefe der Wälder verſetzt, läßt er ihn mit einem Schnabel, der einzig zum Durchſchneiden des Waſſers oder zum Wühlen im Schlamm geeignet iſt, Bäume zerhacken.

Beim Anblick der Verwirrung, welche dieſe Menge wiſſenſchaftlicher Irrthümer, dieſe ohne Kenntniß der Gegenſtände aufgehäufte falſche Gelehrſamkeit, und dieſes Gewirr der durch die Namengeber noch verdunkelten Namen und Dinge über die Natur verbreitet hat, habe ich mich nicht des Gefühls erwehren können, daß die Natur überall ſchön und einfach, leichter an ſich ſelbſt, als in der Verwirrung, worein unſere Irrthümer ſie verſetzt, oder in dem Wuſt unſerer künſtlichen Eintheilungen, kennen zu lernen, geweſen wäre, und daß man unglücklicherweiſe an die Gründung und Erörterung dieſer die koſtbare Zeit verloren hat, die man zur Betrachtung und Schilderung der Natur ſelbſt hätte verwenden können.

*) Siehe die Naturgeſchichte der Spechte.

Der Löffelreiher iſt ganz weiß; er iſt ſo groß, wie der Reiher; er hat aber keine ſo hohen Füße und der Hals iſt nicht ſo lang und mit kleinen kurzen Federn beſetzt; die unten am Kopfe ſind lang und ſchmal; ſie bilden einen Strauß, der hinten herunterfällt. Die Kehle bedeckt und die Augen umgibt eine nackte Haut; die Füße und der nackte Theil des Beines ſind mit einer ſchwarzen, nackten und ſchuppigen Haut bedeckt; ein Häutchen verbindet die Zehen an ihrer Wurzel und bildet durch ſeine Verlängerung bis zu ihrer Spitze eine Franſe und einen leichten Saum an denſelben. Schwarze wellenförmige Querlinien zeigen ſich auf dem gelblichen Grunde des Schnabels, deſſen Spitze gelb, zuweilen mit Roth vermiſcht iſt; ein ſchwarzer, durch eine Fuge gezeichneter Rand bildet um dieſen ſonderbaren Schnabel rund herum gleichſam einen hohen Saum und inwendig ſieht man unter dem obern Kiefer eine lange Rinne; eine kleine, abwärts gebogene Spitze ſchließt dieſe Art Löffel, der in ſeiner größten Breite 23 Linien hat und inwendig von kleinen Riffen durchfurcht iſt, die ſeine Oberfläche etwas rauh, und nicht ſo glatt machen, wie ſie inwendig iſt. Am Kopfe iſt der obere Kiefer ſo breit und ſo dick, daß der größere Theil ganz darin zu ſtecken ſcheint, die beiden Kiefer ſind inwendig an ihrer Wurzel gegen die Ränder hin mit kleinen Hübeln oder gefurchten Wärzchen verſehen, die entweder zum Zerbröckeln der Muſcheln, welche der Schnabel des Löffelreihers aufzuleſen ganz geeignet iſt, oder zum Feſthalten einer ſchlüpfrigen Beute dienen; denn wie es ſcheint, ernährt ſich dieſer Vogel auf gleiche Weiſe von Fiſchen, Muſcheln, Waſſerkerbthieren und Würmern.

Der Löffelreiher bewohnt die Ufer des Meeres und wird nur ſelten im Innern der Länder gefunden, außer etwa an einigen Seen und vorübergehend an den Ufern der Flüſſe; die ſumpfigen Küſten zieht er vor; man ſieht ihn auf denen von Poitou, der Bretagne, der Picardie und den holländiſchen; einige Gegenden ſind ſogar namhaft durch die Menge der Löffelreiher, die ſich mit andern Waſſerarten auf ihnen verſammeln, ſo die Sümpfe von Zevenhuis bei Leiden.

Dieſe Vögel bauen ihr Neſt auf der Spitze großer Bäume in der Nähe der Seeküſten und zwar aus Reiſern; ſie bringen 3—4 Junge; in der Brütezeit machen ſie auf dieſen Bäumen großen Lärm und regelmäßig kommen ſie jeden Abend zu ihnen zurück, um auf ihnen zu ſchlafen.

Von 4 Löffelreihern, welche die Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften beſchrieben haben, und die ganz weiß waren, hatten 2 an der Flügelſpitze ein wenig Schwarz, was nicht, wie Aldrovande geglaubt hat, einen Geſchlechtsunterſchied bezeichnet, da ſich dieſe Eigenthümlichkeit ſowohl bei einem Männchen, als bei einem Weibchen gefunden hat. Die Zunge des Löffelreihers iſt ſehr klein und dreieckig, und hat in allen Richtungen keine drei

Linien; der Speiſeſchlund erweitert ſich nach unten und wahrſcheinlich werden in dieſer Erweiterung die kleinen Muſcheln und andere Schalthiere, welche der Löffelreiher verſchluckt und wieder von ſich gibt, wann die Wärme des Magens ihr Fleiſch geſchmelzt hat, aufgehalten und verdaut; er hat, wie die kornfreſſenden Vögel, einen mit einem ſchwieligen Häutchen ausgefütterten Kropf, aber anſtatt der Blinddärme, die ſich bei dieſen Kropfvögeln finden, bemerkt man bei ihm nur 2 kleine, ſehr kurze Hervorragungen am Ende des Krummdarms; dieſe Därme ſind 7 Fuß lang; die Luftröhre iſt der des Kranichs ähnlich und hat im Bruſtkaſten eine doppelte Biegung; das Herz hat einen Herzbeutel, obgleich Aldrovande ſagt, er babe keinen gefunden.

Dieſe Vögel begeben ſich im Sommer bis in Weſtbothnien und in Lappland, wo man, Linné zufolge, einige ſieht, und nach Preußen, wo ſie ſich ebenfalls nur in geringer Menge zeigen und wo ſie während der Regenzeit von Polen aus durchwandern; Rzaczynski ſagt, man ſehe ihrer, aber ſelten, in Volhynien; auch ziehen ihrer einige im September und Oktober durch Schleſien *); ſie bewohnen, wie geſagt, die weſtlichen Küſten Frankreichs; man findet ihrer auf den afrikaniſchen, in Biſſao, in der Gegend der Sierra Leona; Granger zufolge in Aegypten; am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo ſie, wie Kolbe ſagt, von Schlangen ſowohl als von Fiſchen leben und wo man ſie Slangen-vreeter, Schlangenfreſſer, nennt. H. Commerſon hat auf Madagaskar Löffelreiher geſehen, denen die Einwohner dieſes Eilandes den Namen Fanga-liambava, d. i. Spatenſchnabel, geben. In einigen Bezirken nennen die Neger dieſe Vögel Vang-van, und in andern Vuru-dulon, Teufelsvogel, nach abergläubiſchen Beziehungen **). Die Art iſt alſo, wenn auch nicht ſehr zahlreich, doch weit verbreitet und ſcheint die Runde durch das alte Feſtland gemacht zu haben. H. Sonnerat hat ſie ſelbſt auf den Philippinen gefunden; und obwohl er 2 Arten unterſcheidet, ſcheint uns der Mangel eines Schopfes, welches der Hauptunterſchied der einen und der andern iſt, kein Artkennzeichen zu bilden; und bis auf dieſen Tag kennen wir nur eine einzige Löffelreiherart, die in dem ganzen alten Feſtlande, von Norden bis nach Süden faſt dieſelbe iſt; ſie findet ſich auch in dem neuen und obwohl man hier die Art in 2 getheilt hat, muß

*) Aviar. Siles., Seite 314. Schwenckfeld ſcheint an dieſer Stelle den Pelikan mit dem Löffelreiher zu verwechſeln, da er nach Iſidor und dem h. Hieronimus die Fabel von der Wiederauferweckung der Jungen des Pelikans, durch das Blut, das er aus ſeiner Bruſt gießt, wenn die Schlange ſie ihm getödtet hat, auf den Löffelreiher bezieht.

**) Die Neger geben ihm dieſen Namen, weil ſie, wenn ſie ihn hören, ſich einbilden, es kündige den Tod irgend Jemandes im Dorfe an. (Bemerkung, mitgetheilt von H. Commerſon.)

man ſie in eine vereinigen und zugeben, daß die Aehnlichkeit dieſer amerikaniſchen Löffelreiher mit den europäiſchen ſo groß iſt, daß man ihre kleinen Unterſchiede dem Einfluſſe der Himmelsgegend zuſchreiben kann.

Der amerikaniſche Löffelreiher, Nro. 165, iſt nur in allen ſeinen Maaßen nicht ganz ſo groß, wie der europäiſche. Er unterſcheidet ſich von ihm außerdem durch die Roſen- oder Fleiſchfarbe, die auf dem Halſe, dem Rücken und den Seiten den weißen Grund ſeines Gefieders hebt; die Flügel ſind ſtärker gefärbt, und die rothe Tinte geht auf den Schultern und den Bedeckungen des Schwanzes, deſſen Steuerfedern fuchsroth ſind, bis zum Karmoiſinroth über; die Rippe der Schwungfedern iſt mit ſchönem Karmin gezeichnet; der Kopf iſt, wie die Kehle, nackt; dieſe ſchönen Farben gehören nur dem erwachſenen Löffelreiher an; denn man findet ihrer, die auf dem ganzen Körper bei weitem weniger roth, und ſolche, die faſt ganz weiß ſind, die einen nicht unbefiederten Kopf und zum Theil braune Schwungfedern, Ueberbleibſel der erſten Jugendtracht haben. Barrere verſichert, in dem Gefieder der amerikaniſchen Löffelreiher mache die Farbe mit dem Alter einen gleichen Fortſchritt, wie bei mehreren andern Vögeln; ſo bei dem rothen Sichler und dem Flamingo, die in ihren erſten Jahren faſt ganz grau oder ganz weiß ſind und erſt im dritten Jahre roth werden; hieraus geht hervor, daß der braſiliſche roſenfarbige Vogel, oder Marcgrave's Ajaia, beſchrieben in ſeinem erſten Alter mit den zart fleiſchfarbigen Flügeln, und der in erwachſenem Alter beſchriebene neuſpaniſche karmoiſinrothe Löffelreiher, oder der Tlauhquechul des Fernandes, nur ein und derſelbe Vogel ſind. Marcgrave ſagt, auf dem Fluſſe St. Franziskus oder Seregippe ſehe man viele und ihr Fleiſch ſei ziemlich gut. Fernandes gibt ihm dieſelbe Gewohnheit wie unſerm Löffelreiher, am Ufer des Meeres von kleinen Fiſchen zu leben, die man ihm lebend geben müſſe, wenn man ihn im Hauſe auffüttern wolle *), da er, ſagt er, verſuchtermaßen keine todten Fiſche anrührt **).

Dieſer roſenfarbige Löffelreiher findet ſich in dem neuen Feſtlande, wie der weiße in dem alten auf einem großen Raume von Norden nach Süden, von den Küſten Neuſpaniens und Floridas bis nach Guiana und Braſilien; auch ſieht man ihn auf Jamaika und wahrſcheinlich auf den andern benachbarten Eilanden; aber die wenig zahlreiche Art iſt nirgend in Menge vorhanden; in Cayenne z. B. gibt es vielleicht zehnmal mehr Sichler, als Löffelreiher; ihre größten Truppen beſtehen höchſtens aus 9—10, gewöhnlich

*) Der europäiſche Löffelreiher lebt auch in Gefangenſchaft und man kann ihn, ſagt Belon, mit Vogelgedärm füttern. Klein hat einen lange in einem Garten erhalten, obwohl ihm ein Flügel zerſchoſſen war.

**) Wahrſcheinlich hat Nieremberg dieſer Beſonderheit wegen ihn avis vivivora genannt.

aus 2—3 Stück und oft werden dieſe Vögel von Flamingoen begleitet. Morgens und Abends ſieht man die Löffelreiher am Rande des Meeres oder auf Baumſtämmen, die am Ufer ſchwimmen; gegen die Mittagszeit aber, wenn die größte Hitze iſt, gehen ſie in die Schlupfhäfen und ſetzen ſich ſehr hoch auf die Waſſerbäume; dennoch ſind ſie nicht ſehr wild; auf dem Meere fliegen ſie ganz nahe an den Kähnen vorbei und auf dem Lande laſſen ſie ſich ſo nahe kommen, daß man ſie, ſowohl wenn ſie ſitzen als wenn ſie fliegen, ſchießt. Ihr ſchönes Gefieder wird oft durch den Schlamm beſchmutzt, indem ſie weit hineingehen, um zu fiſchen. H. de La Borde, der dieſe Beobachtungen an ihren Sitten gemacht hat, beſtätigt uns die von Barrere in Betreff der Farbe gemachte, und verſichert uns, dieſe guianiſchen Löffelreiher bekämen erſt mit dem Alter und gegen das dritte Jahr hin die ſchöne rothe Farbe, und die Jungen wären faſt ganz weiß.

H. Baillon, dem wir viele gute Beobachtungen verdanken, nimmt 2 Arten Löffelreiher an, und ſchreibt mir, beide zögen gewöhnlich im November und April über die Küſten der Picardie und keine halte ſich dort auf; ſie bleiben ein 1—2 Tage in der Nähe des Meeres und in den Sümpfen, ſie ſind nicht zahlreich und ſcheinen ſehr wild zu ſein.

Die erſte iſt der gemeine Löffelreiher, der hellglänzend weiß iſt und keinen Schopf hat. Die zweite Art iſt gehaubt und kleiner als die andere, und H. Baillon glaubt, daß dieſe Unterſchiede, nebſt einigen andern Abweichungen in den Farben des Schnabels und des Gefieders, hinreichend ſeien, um 2 beſondere und getrennte Arten aus ihnen zu machen.

Er hält ſich auch für überzeugt, daß alle Löffelreiher grau zur Welt kommen, wie die Aegrettenreiher, denen ſie in der Form des Körpers, dem Flug und den andern Gewohnheiten gleichen; von denen von St. Domingo redet er als von einer dritten Art; uns ſcheint es aber, aus den vorhin entwickelten Gründen, daß es nur Abweichungen ſind, die man auf eine einzige und dieſelbe Art zurückführen kann, weil der Naturtrieb und alle natürliche Gewohnheiten, die aus ihm entſpringen, in dieſen 3 Vögeln dieſelben ſind.

An 5 dieſer Löffelreiher, welche H. Baillon ſich die Mühe gegeben, zu eröffnen, hat er gefunden, daß alle den Sack mit Bärenkrebſen, kleinen Fiſchen und Waſſerkerbthieren angefüllt hatten; und da ſie faſt keine Zunge haben, und ihr Schnabel weder ſcharf, noch gezähnelt iſt, ſo ſcheint es, daß ſie wohl keine Aale oder andere Fiſche, die ſich vertheidigen, ergreifen und nur von ſehr kleinen Thieren leben, was ſie nöthigt, fortwährend nach ihrem Futter zu ſuchen.

Wahrſcheinlich machen dieſe Vögel unter gewiſſen Umſtänden mit ihrem Schnabel daſſelbe Geklapper, wie die Störche; denn H. Baillon bemerkte,

daß einer, den er verwundet hatte, auf dieſe Weiſe klapperte, und es that, indem er die beiden Theile ſeines Schnabels ſehr ſchnell und nach einander bewegte, obwohl dieſer Schnabel ſo ſchwach iſt, daß er einen Finger nur weich drücken kann.

Die Schnepfen.

Die Schnepfe iſt vielleicht unter allen Zugvögeln derjenige, den die Jäger am meiſten ſchätzen, ſowohl wegen des Fleiſches, als wegen der Leichtigkeit, womit ſie dieſen guten, dummen Vogel fangen, der gegen die Mitte Oktobers zugleich mit den Droſſeln in unſere Wälder kommt. In dieſer reichen Jagdzeit vermehrt alſo die Schnepfe, Nro. 805, noch die Menge des guten Wildprets *); ſie kommt alsdann von den hohen Bergen herab, wo ſie den Sommer hindurch wohnt und der erſte Reif ihre Abreiſe beſtimmt und ſie uns zuführt; denn ſie reiſt nur in die Höhe der Luftgegend, nicht in die Länge, wie die Vögel, die von einem Lande zum andern reiſen. Von der Spitze der Pyrenäen und der Alpen, wo ſie den Sommer zubringt, ſteigt ſie beim erſten Schnee, der auf dieſen Höhen vom Anfange Oktobers an fällt, herab, um in die Wälder der untern Hügel und bis in unſere Ebenen zu kommen.

Die Schnepfen treffen des Nachts und zuweilen des Tages bei düſterem Wetter immer einzeln oder zu zweien und nie truppweiſe ein. Sie laſſen ſich in den großen Hecken, in den Niederhölzern und Hochwäldern nieder und ziehen die Waldungen vor, worin es viel Düngererde und herabgefallenes Laub gibt; hier halten ſie ſich den ganzen Tag zurückgezogen und niedergekauert, ſo verſteckt, daß man ſie mit Hunden auftreiben muß und oft fliegen ſie unter den Füßen des Jägers weg. Dieſe dichtbewachſenen Plätze und das Dickicht des Waldes verlaſſen ſie beim Eintritte der Nacht, um ſich den Fußpfaden entlang nach den gelichteten Stellen zu verbreiten; ſie ſuchen die weiche Erde, die feuchten Weiden, den Saum des Waldes und die kleinen Sümpfe auf, wo ſie ſich den Schnabel und die Füße waſchen, die ſie beim Aufſuchen ihrer Nahrung mit Erde bedeckt haben. Alle haben dieſelben Gänge und man kann im Allgemeinen ſagen, daß die Schnepfen Vögel ohne Merkmal ſind, deren, dem einzelnen Vogel eigenthümliche, Gewohnheiten alle von denen der ganzen Art abhangen.

Die Schnepfe ſchlägt beim Auffliegen lärmend mit den Flügeln, in den Hochwäldern ſchießt ſie ziemlich gerade fort; im Niederholze aber ſie iſt genöthigt, oft auszubiegen. Um ſich dem Auge des Jägers zu entziehen,

*) Die Zeit der Schnepfenjagd wird bei dem Dichter Nemeſianus gut bezeichnet
Quum nemus omne suo viridi spoliatur honore,
. . . . praeda est facilis et amoena scolopax

fliegt ſie hinter die Gebüſche. Obwohl geſchwinde, fliegt ſie weder hoch, noch lange anhaltend; ſie läßt ſich ſo ſchnell nieder, daß ſie wie eine ihrer ganzen Schwere überlaſſene Maſſe zu fallen ſcheint. Wenige Augenblicke nach ihrem Fall läuft ſie ſchnell weg; bald aber bleibt ſie ſtehen, hebt den Kopf in die Höhe und ſchaut nach allen Seiten umher, um Sicherheit zu erhalten, bevor ſie ihren Schnabel in die Erde ſteckt. Plinius vergleicht mit Recht die Schnepfe in Betreff der Schnelligkeit des Laufes mit dem Rebhuhn; denn ſie entſchlüpft ebenſo, und wenn man ſie zu finden glaubt, wo ſie ſich niedergelaſſen hat, ſo iſt ſie ſchon weit weggelaufen und entflohen.

Es ſcheint, daß dieſer Vogel, ungeachtet ſeiner großen Augen, nur in der Dämmerung gut ſieht und ihn ein ſtärkeres Licht blendet; dieſes ſcheinen ſeine Gänge und ſeine Bewegungen zu beweiſen, die nie ſo lebhaft, wie bei einbrechender Nacht und in der Morgendämmerung ſind; und dieſe Begierde, vor dem Aufgang oder nach dem Untergang der Sonne ſeine Stelle zu verändern, iſt ſo dringend und ihnen ſo tief eingegraben, daß man Schnepfen geſehen, die, in einem Zimmer eingeſchloſſen, regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend aufflogen, während ſie den Tag oder die Nacht über nur wegliefen, ohne fort, oder empor zu fliegen; und wahrſcheinlich bleiben die Schnepfen ruhig in den Wäldern, wenn die Nacht dunkel iſt; bei hellem Mondſchein aber fliegen ſie umher, um ihre Nahrung zu ſuchen; auch nennen die Jäger den Vollmond im November den Schnepfenmond, weil man alsdann ſehr viele fängt. Die Netze werden entwedes Nachts oder des Abends geſpannt; man fängt ſie mit der Panthene, der Schnellruthe und dem Strick; auch ſchießt man ſie an den Sümpfen, Bächen und auf dem Anſtand. Die Pantene iſt ein Netz, das zwiſchen zwei Bäumen in den lichten Stellen und am Saum der Wälder geſpannt wird, wo man bemerkt hat, daß ſie des Abends hinkommen oder vorüberfliegen. Die Jagd an den Sümpfen wird auch des Abends vorgenommen; in einer Hütte unter dichtem Laubwerk in der Nähe des Baches, oder des Sumpfes, den die Schnepfen beſuchen und den der Jäger noch eigens, um ſie anzulocken, zurichtet, paßt er ihnen auf, und bald nach Sonnenuntergang, beſonders bei ſanftem Süd- und Südweſtwinde, kommen ſie unfehlbar einzeln oder zu zweien und laſſen ſich auf das Waſſer nieder, wo der Jäger einen faſt ſichern Schuß auf ſie hat. Indeſſen iſt dieſe Jagd nicht ſo ergiebig und nicht ſo zuverläſſig, wie die mit den verſteckten Fangmitteln, die man auf den Fußpfaden ſpannt und Schnellruthen nennt. Es iſt ein Stäbchen von einer Haſelnußſtaude, oder von anderm biegſamen und ſchnellkräftigem Holze, das in den Boden geſteckt und umgebogen und am Boden an eine Falle befeſtigt wird, an welcher ſich oben eine Schleife von Pferdehaar oder Zwirn befindet; den übrigen Theil des Pfades, auf welchen man die Schnellruthe geſtellt hat, verſperrt man

mit Zweigen, oder, wenn man ſie auf einer Weide ausſpannt, ſo ſteckt man Ginſter oder Wachholder in eine Reihe nebeneinander und biegt ſie ſo, daß nur der kleine Weg übrig bleibt, den die Falle einnimmt, damit die Schnepfe, die dem Pfade folgt, und nicht gerne auffliegt oder ſpringt, auf die Falle ſtößt, die, ſobald ſie angerührt wird, losgeht, und der Vogel wird von der Schleife gefaßt, und von dem Zweige, der ſich aufrichtet, mit in die Luft geſchwungen. So hangend, zappelt die Schnepfe ſehr, und der Jäger muß mehr als einmal des Abends und gegen das Ende der Nacht nach den Stellen hingehen, wo er die Schnellruthen geſpannt hat, ſonſt kommt der Fuchs, ein fleißigerer und durch das Flügelſchlagen dieſer Vögel von weitem benachrichtigter Jäger, und holt ſie nacheinander weg, und ohne, daß er ſich die Zeit gibt, ſie zu freſſen, verbirgt er ſie an verſchiedenen Stellen, um ſie im Falle der Noth wiederzufinden. Uebrigens erkennt man die Orte, welche die Schnepfe beſucht, an ihrem Koth, der wie ein breiter, weißer und geruchloſer Bodenſatz ausſieht. Um ſie auf die Weiden zu locken, wo keine Pfade ſind, zieht man Furchen in ihnen; ſie folgt ihnen, in der umgeworfenen Erde Würmer ſuchend, und geräth zugleich in die härenen Schleifknoten oder Schlingen, die man längs der Furche aufgeſtellt hat.

Sind das aber nicht zu viel Fangmittel für einen Vogel, der keins zu meiden verſteht? Die Schnepfe hat einen ſtumpfen Naturtrieb und ein dummes Weſen; ſie iſt ein gar dummes Vieh, ſagt Belon. Sie iſt es wirklich in hohem Grade, wenn ſie ſich auf die Weiſe, die er erzählt, und die er folâtererie, Schäkerei nennt, fangen läßt. Ein Mann, mit einem Kappenmantel von braungelber Farbe nähert ſich, auf 2 krumme Krücken gebückt, ſachte, bleibt ſtehen, wenn die Schnepfe ihn anſieht, geht weiter, wenn ſie wieder zu laufen anfängt, bis er ſie mit geſenktem Kopfe ſtehen bleiben ſieht; alsdann ſchlägt er ſanft die Stöcke aneinander, die Schnepfe wird ſich daran ergötzen und der Art ſich vernarren, ſagt unſer Naturforſcher, daß der Jäger ſich ihr hinreichend nähern kann, um ihr einen Strick um den Hals zu werfen.

Haben die Alten vielleicht darum, weil ſie ſahen, daß die Schnepfe ſich auf dieſe Weiſe nahe kommen ließ, geſagt, ſie hätte eine wunderbare Neigung zum Menſchen? In dieſem Falle würde ſie dieſelbe ſehr übel anbringen, und ihrem größten Feinde zuwenden. Es iſt wahr, ſie kommt längs der Wälder bis in die Hecken der Meiereien und der Landhäuſer. Ariſtoteles bemerkt es, aber Albert irrt ſich, wenn er ſagt, ſie ſuche die angebauten Orte und die Gärten, da weder die Schnepfe, noch auch irgend ein Vogel ihrer Gattung Früchte und Samen anrührt; die Form ihres ſchmalen, ſehr langen und an der Spitze zarten Schnabels würde allein ſchon dieſe Art Nahrung ihnen unterſagen; und in der That ernährt ſich die Schnepfe nur von Wür-

mern;*) ſie wühlt in der weichen Erde kleiner Sümpfe, und der Umgegend der Quellen auf kothigen Weiden und feuchten Wieſen am Saum der Wälder. Sie ſcharrt nicht mit den Füßen im Boden, ſie wirft blos haſtig mit ihrem Schnabel die Blätter rechts und links um. Es ſieht aus, als ſuche und unterſcheide ſie ihr Futter mehr doch den Geruch, als mit ihren ſchlechten Augen; aber die Natur ſcheint ihr in der Spitze des Schnabels ein Organ mehr, und einen beſondern, für ihre Lebensweiſe geeigneten Sinn gegeben zu haben; die Spitze deſſelben iſt mehr fleiſchig als hornig, und ſcheint eine Art Gefühl zu beſitzen, womit ſie in dem kothigen Boden die angemeſſene Nahrung herausfinden kann, und dieſer Vorzug in der Organiſation ſcheint ebenſo den Himmelsziegen und wahrſcheinlich auch den Reitern, den Leimſchnepfen und andern Vögeln, die auf der feuchten Erde ihr Futter herausſuchen, verliehen zu ſein. **)

Uebrigens iſt der Schnabel der Schnepfe rauh und an den Seiten gegen die Spitze hin gleichſam zackig und ſeiner Länge nach mit tiefen Fugen verſehen; der obere Kiefer bildet allein die runde Spitze des Schnabels, die über den untern Kiefer hinausreicht, der gleichſam abgeſtutzt iſt, und unten, wie in eine ſchiefe Fuge hineingeht. Von der Länge ſeines Schnabels hat dieſer Vogel in den meiſten Sprachen bis zur griechiſchen hinauf ſeinen Namen erhalten. Sein Kopf, ebenſo merkwürdig wie ſein Schnabel, iſt mehr viereckig als rund und die Schädelknochen bilden über den Augenhöhlen einen faſt geraden Winkel. Sein Gefieder, welches Ariſtoteles mit dem des Berghaſelhuhns vergleicht, iſt zu bekannt, um einer Beſchreibung zu bedürfen, und die ſchönen Wirkungen des Helldunkels, welches ſchraffirte, verſchmelzte und verwaſchene Tinten von Grau, Nußbraun und Umberfarbe, obwohl in düſterer Manier, darin hervorbringen, würden im Einzelnen ſchwer und zu lang zu beſchreiben ſein.

Wir haben in der Schnepfe eine Gallenblaſe gefunden, obwohl ſich Belon für überzeugt hält, daß ſie keine habe; dieſe Gallenblaſe gießt ihre Feuchtigkeit durch zwei Gänge in den Zwölffingerdarm. Außer den gewöhnlichen

*) Sobald ſie in die Wälder kommen, laufen ſie auf die Haufen dürrer Blätter, drehen ſie um, oder ſchieben ſie weg, um die darunter liegenden Würmer zu fangen. Die Schnepfen haben dieſe Gewohnheit mit den Kibitzen und den Regenpfeifern gemein, die ſie auf dieſelbe Weiſe unter dem Graſe, oder dem grünen Getreide wegfangen; allein ich habe beobachtet, daß dieſe letztern Vögel, deren ich mehrere in meinem Garten aufgezogen, um die Löcher herum, worin Würmer waren, mit dem Fuß auf die Erde ſchlugen, wahrſcheinlich um ſie mittels der Bewegung aus ihrer Zufluchtsſtätte herauszutreiben, und ſie oft ergriffen, noch ehe ſie ganz aus dem Boden herausgekommen waren. (Bemerkung, mitgetheilt von H. Baillon von Montreuil-ſur-Mer.

**) Dieſe ſchöne Bemerkung iſt uns von H. Hebert mitgetheilt worden.

beiden Blinddärmen haben wir noch einen dritten, ungefähr 7 Zoll weit von den erſten gefunden, der eine eben ſo offenbare Verbindung mit dem Maſtdarme hatte; da wir ihn aber nur an einem einzigen Vogel bemerkt haben, ſo iſt dieſer Blinddarm vielleicht eine Abweichnng, die nur bei einem Vogel vorkommt, oder eine bloſe Zufälligkeit. Der Magen iſt muskelig und mit einer gerunzelten loſen Haut gefüttert; man findet oft Kieſelſteinchen in ihm, die der Vogel ohne Zweifel beim Freſſen der Erdwürmer mit herunterſchluckt. Der Darmgang iſt 2 Fuß 9 Zoll lang.

Gesner gibt die Größe der Schnepfe, die er dem Rebhuhn gleich ſein läßt, genauer als Ariſtoteles an, der ſie mit dem Huhn vergleicht, und dieſe Vergleichung ſcheint anzudeuten, daß der gemeine Schlag Hühner bei den Griechen viel kleiner, als der unſrige war. Der Körper der Schnepfe iſt zu jeder Zeit ſehr fleiſchig, und gegen das Ende des Herbſtes ſehr fett; *) alsdann und den größten Theil des Winters hindurch iſt ſie ein geſuchtes Gericht, **) obwohl ihr Fleiſch ſchwarz und nicht ſehr zart iſt; aber als feſtes Fleiſch hat es die Eigenthümlichkeit, ſich lange zu erhalten; man kocht ſie, ohne das Eingeweide herauszunehmen, welches mit dem, was es enthält, zerbröckelt, das beſte Gewürze dieſes Wildpretes ausmacht. Man bemerkt, daß die Hunde es nicht freſſen, dieſer Wildgeruch muß ihnen nicht zuſagen, und ſelbſt ihnen ſehr zuwider ſein; denn wohl nur die Pudelhunde kann man daran gewöhnen, die Schnepfe zu holen. Das Fleiſch der Jungen hat weniger Wildgeruch, aber es iſt zarter und weißer, als das der Erwachſenen; alle magern in dem Maße ab, worin der Frühling vorrückt, und diejenigen, die im Sommer zurückbleiben, ſind in dieſer Zeit hart und trocken und haben einen ſehr ſtarken Wildgeruch.

Zu Ende des Winters, d. h. im März, kehren faſt alle Schnepfen aus unſern Ebenen nach den Bergen zurück; von der Liebe hingezogen zur Einſamkeit, die bei dieſem Gefühl ſo ſüß iſt. Im Frühling ſieht man dieſe Vögel gepaart abreiſen; ſie fliegen alsdann raſch, ſchnell und ohne ſich aufzuhalten, die Nacht hindurch; des Morgens aber verbergen ſie ſich in die Wälder, um den Tag darin zuzubringen, und verlaſſen ſie des Abends, um ihren Weg fortzuſetzen. *) Den ganzen Sommer halten ſie ſich in den einſamſten und höchſten Gegenden der Berge, wo ſie niſten, auf, wie in den

*) Olina und Longolius ſagen, man mäſte ſie mit einem Brei von Mehl, Mais (farina d'orzo) und trockenen Feigen, was uns für einen ſo wilden Vogel ſchwer, und für ein, in ſeiner Jahreszeit ſo fettes Wildpret unnütz vorkommt.

**) Nach Olina's Erzählung ſcheint es, daß man in Italien den ganzen Winter Jagd auf ſie macht. Die große Kälte mitten im Winter in unſern Landſchaften nöthigt die Schnepfen, ſich etwas zu entfernen; indeſſen bleiben noch einige in unſern Wäldern unweit der warmen Quellen zurück.

*) Beobachtung des H. Baillon von Montreuil=ſur=Mer.

Gebirgen Savoyens, der Schweiz und der Dauphine, im Jura, im Bugey und dem Wasgau; in den hohen Strichen Englands und Frankreichs, wie in Burgund, der Champagne, u. ſ. w. bleiben einige zurück. Es iſt ſogar nicht ohne Beiſpiel, daß ſich einige Schnepfenpaare in unſern obern Landſchaften aufgehalten, und in ihnen geniſtet haben; wahrſcheinlich durch irgend welche Zufälle zurückgehalten, und fern von den Gegenden, wohin ihre natürlichen Gewohnheiten ſie ziehen, von der Zeit der Liebe überraſcht. Edwards hat gemeint, ſie begäben ſich alle, wie ſo viele andere Vögel, in die entfernteſten Gegenden des Nordens; wahrſcheinlich war er über ihren Rückzug nach den Gebirgen, und die Ordnung ihrer Züge, die nach einem andern Plan, als bei den übrigen Vögeln, nur vom Gebirge nach der Ebene und von der Ebene nach dem Gebirge geht, nicht unterrichtet.

Die Schnepfe baut ihr Neſt am Boden, wie alle Vögel, die ſich nicht aufſetzen; dieſes Neſt beſteht aus trockenem Laub, oder Gras, mit kleinen Holzſplittern untermengt; das Ganze iſt kunſtlos geſammelt und an einem Baumſtamm oder unter einer dicken Wurzel aufgehäuft. Man findet in ihm 4 bis 5 längliche Eier, die etwas dicker, als die Eier der gemeinen Taube, fuchsröthlich grau, mit dunkleren und ſchwärzlichern Wellenlinien marmorirt ſind. Ein ſolches Neſt mit Eiern iſt uns am 15. April gebracht worden. Wenn die Jungen ausgeſchlüpft ſind, verlaſſen ſie das Neſt und laufen, obwohl noch mit Flaumhaar bedeckt, umher; ſie fangen ſogar zu fliegen an, ehe ſie andere Federn als die der Flügel haben; auch fliehen ſie, flatternd und laufend, wenn ſie entdeckt werden; man hat die Eltern eins der Jungen, ohne Zweifel das ſchwächſte, unter ihre Kehle nehmen und auf dieſe Weiſe über 1000 Schritte weit wegtragen ſehen. Das Männchen verläßt das Weibchen nicht, ſo lange die Jungen ihrer Hülfe bedürfen; nur in der Zeit ihrer Erziehung und ſeiner Liebe läßt es ſeine Stimme hören; denn während des übrigen Jahrs iſt es ebenſo, wie das Weibchen, ſtumm *). Wenn das Weibchen brütet, liegt das Männchen immer bei ihm, und ſie ſcheinen noch zu genießen, indem ſie gegenſeitig ihren Schnabel einander auf dem Rücken ruhen laſſen. Dieſe Vögel, von einſiedleriſcher und ſcheuer Gemüthsart, ſind alſo liebevoll und zärtlich, ſie werden ſelbſt eiferſüchtig; denn man ſieht die Männchen ſich um ein Weibchen ſo hartnäckig kämpfen, daß ſie ſich auf die Erde werfen, und mit dem Schnabel ſtechen; dumm und furchtſam werden ſie alſo erſt, nachdem ſie das Gefühl der Liebe, das faſt immer der Muth begleitet, verloren haben.

*) Dieſes kleine Geſchrei hat verſchiedene Töne, und geht von der Tiefe zur Höhe über, Go, go, go, go, pidi, pidi, pidi, kri, kri, kri, kri. Dieſe letztern ſcheinen Ausdrücke des Zorns unter mehreren verſammelten Männchen zu ſein; auch haben ſie eine Art Gekreiſch kuan, kuan, und ein gewiſſes Gegrunze fru, fru, fru, wann ſie ſich verfolgen.

Die Art der Schnepfe iſt allenthalben verbreitet; eine Bemerkung, die Aldrovande und Gesner ſchon gemacht haben. Man findet ſie in den ſüdlichen Gegenden, wie in den nördlichen, in der alten, wie in der neuen Welt; man kennt ſie in ganz Europa, in Italien, Deutſchland, Frankreich, Polen, Rußland, Schleſien, Schweden, Norwegen und ſelbſt in Grönland, wo ſie den Namen Sauarſuk führen und die Grönländer in einem nach dem Geiſt ihrer Sprache zuſammengeſetzten Wort einen beſondern Namen für den Schnepfenjäger haben; in Island gehört die Schnepfe zu dem Wildpret, das auf dieſem, wenn auch eisbedeckten Eislande reichlich vorhanden iſt; auch findet man ſie an den nördlichſten und öſtlichſten Enden Aſiens, wo ſie gemein iſt, da ſie in der kamtſchadaliſchen, koreiſchen und kuriliſchen Sprache einen Namen hat: H. Gmelin hat viele in Mangaſea und in Sibirien am Jeniska geſehen; und obwohl die Schnepfen dort in großer Anzahl vorhanden ſind, bilden ſie nur einen ſehr kleinen Theil jener Menge Waſſer- und Strandvögel jeglicher Art, die ſich in dieſer Jahreszeit auf den Ufern und dem Waſſer dieſes Stroms verſammeln.

Die Schnepfe wird ebenſo in Perſien und Aegypten, in der Gegend von Kairo gefunden; und diejenigen, welche nach dieſen Gegenden wandern, ſind wahrſcheinlich dieſelben, die im Nord- und Nordoſtwind über Malta kommen und ſich hier nur ſo lange aufhalten, als ſie vom Winde zurückgehalten werden. In der Berberei zeigen ſie ſich wie in unſern Gegenden im Oktober und bis in den März; und ziemlich ſeltſam iſt es, daß dieſe Art zugleich den Norden und den Süden bewohnt oder wenigſtens ſich in den heißen Gürtel gewöhnen kann, obwohl ſie urſprünglich den kalten Gürteln anzugehören ſcheint; denn H. Adanſon hat die Schnepfe auf den Eilanden des Senegals, andere Reiſende ſie in Guinea und auf der Goldküſte gefunden; Kämpfer ihrer auf dem Meere zwiſchen China und Japan bemerkt und Knox ſie, wie es ſcheint, auf Zeilon erblickt. Und da die Schnepfe alle Erdſtriche einnimmt und ſich im Norden des alten Feſtlandes findet, ſo iſt es nicht zum Verwundern, wenn ſie auch in der neuen Welt gefunden wird; ſie iſt in Ilinois und dem ganzen ſüdlichen Theile Kanadas gemein, ebenſo in Luiſiana, wo ſie etwas größer als in Europa iſt, was man dem Reichthum an Nahrung zuſchreibt. Seltener iſt ſie in den nördlichern Gegenden Amerikas. Aber die in Cayenne unter dem Namen Savannenſchnepfe bekannte Guianiſche unterſcheidet ſich, wie uns däucht, hinreichend von der unſrigen, um eine getrennte Art zu bilden; wir werden ſie näher anführen, nachdem wir die wenig zahlreichen europäiſchen Abweichungen beſchrieben haben.

Abweichungen der Schnepfen.

I.

Die weiße Schnepfe.

Dieſe Abweichung iſt ſelten, wenigſtens in unſern Gegenden. Zuweilen iſt ihr Gefieder ganz weiß, zuweilen noch mit einigen grauen oder kaſtanienbraunen Linien vermiſcht; der Schnabel iſt gelblich weiß, die Füße ſind blaßgelb mit weißen Nägeln, was andeuten dürfte, daß die Weiße mit einer Ausartung zuſammenhängt, die von der Veränderung der ſchwarzen Farbe in die weiße, welche die Thiere im Norden erleiden, verſchieden iſt; und dieſe Ausartung in der Art der Schnepfe iſt der des weißen Negers in der Menſchenart ziemlich ähnlich.

II.

Die fuchsrothe Schnepfe.

In dieſer Abweichung iſt das ganze Gefieder fuchsroth auf fuchsroth, in dunkleren Wellenlinien auf einem hellern Grunde; ſie ſcheint nur ſeltener zu ſein, als die erſtern. Beide wurden auf der Jagd des Königs im Dezember 1775 getödtet, und Seine Majeſtät erwies uns die Ehre, ſie uns durch den Herrn Grafen von Angiviller zuzuſchicken, um ſie in dem naturgeſchichtlichen Kabinet aufzuſtellen.

III.

Die Jäger wollen zwei Schläge Schnepfen unterſcheiden *), eine große und eine kleine; da aber Gemüthsart und Gewohnheiten bei dieſen zwei Schnepfen dieſelben ſind und ſie ſich in allem Uebrigen gleichen, ſo werden wir dieſen kleinen Unterſchied in der Größe nur als einen zufälligen oder als blos bei einzelnen Vögeln vorkommenden, oder als den Unterſchied zwiſchen dem jungen und dem alten anſehen, der folglich keine zwei getrennte Schläge zwiſchen zwei Vögeln begründet, die im Uebrigen dieſelben ſind, da ſie miteinander ſich begatten und zeugen.

*) Ich habe mehreremal bemerkt, daß es zwei Schnepfenarten zu geben ſcheint. Die erſten, die ankommen, ſind die größten; ſie haben graue, leicht in's Roſenroth ſpielende Füße; die andern ſind kleiner; ihr Gefieder iſt dem der großen Schnepfe ähnlich, nur haben ſie blaue Füße; und man hat beobachtet, daß, wenn man dieſe kleine Art in der Umgegend von Montreuil, in der Pikardie fängt, die große Schnepfe dort ſeltener wird. (Bemerkung, mitgetheilt von H. Baillon von Montreuil-ſur-Mer.)

Fremder Vogel,

der mit der Schnepfe verwandt iſt.

Die Savannenſchnepfe.

Obſchon um ¼ kleiner, als die franzöſiſche, hat dieſe guianiſche Schnepfe, Nro. 895, gleichwohl einen noch längern Schnabel; auch ſind ihre Beine höher, und ihre Füße braun, wie der Kopf. Von ſchwarzen Streifen durchſchnittenes Weißgrau iſt die herrſchende Farbe in ihrem Gefieder, auf welchem man weniger Fuchsroth, als auf dem Gefieder unſerer Schnepfe findet. Neben dieſen äußern Unterſchieden, einer Folge der Himmelsgegend, laſſen ſich die, ebenfalls von ihr verurſachten Unterſchiede in den Sitten und Gewohnheiten bei der Savannenſchnepfe erkennen; gewöhnlich wohnt ſie in jenen unermeßlichen, natürlichen Wieſen, aus welchen der Menſch und die Hunde ſie noch nicht vertrieben, weil ſie ſich in ihnen nicht niedergelaſſen haben; ſie hält ſich in den Päſſen auf, ſo nennt man die Vertiefungen der Savannen, worin immer Schlamm und dichtes hohes Gras iſt; ſie vermeidet jedoch diejenigen, bis in welche die Fluth ſteigt und deren Waſſer ſalzig iſt. In der Regenzeit ſuchen dieſe kleinen Schnepfen die Anhöhen und halten ſich hier im Graſe auf; dort paaren ſie ſich und niſten ſie auf kleinen Erhöhungen in Löchern die mit trockenem Graſe ausgepolſtert ſind. Sie legen nur 2 Eier, aber öfter und zuletzt erſt im Juni. Nach der Regenzeit kehren dieſe Schnepfen in die Päſſe, d. h. nach Orten, die über die niedrigſten erhöht hervorſtehen, zurück, was ſie mit den europäiſchen Schnepfen gemein haben. Das Feuer, das man oft im September und Oktober an die Savannen legt, treibt ſie vor ſich weg und in großer Menge kommen ſie dann nach den Gegenden in der Nähe der verbrannten Theile; ſie ſcheinen aber die Wälder zu vermeiden, und wenn man ſie verfolgt, ſchlüpfen ſie nie in dieſe, ſondern wenden ſich von ihnen ab, um wieder in die Savannen zurückzufliegen. Dieſe Gewohnheit ſtreitet mit der der europäiſchen Schnepfe; indeſſen fliegen ſie, wie dieſe letztern, immer vor den Füßen des Jägers auf; ſie erheben ſich mit derſelben Schwerfälligkeit, demſelben geräuſchvollen Fluge, und laſſen ebenſo, wenn ſie zu fliegen anfangen, ihren Koth fallen. Wird eine ſolche Schnepfe geſchoſſen, ſo fliegt ſie nicht weit weg, ſondern nur mehrmalen im Kreiſe herum, ehe ſie ſich niederläßt. Gewöhnlich fliegen ſie zu zweien, bisweilen zu dreien auf, und wenn man eine ſieht, ſo kann man verſichert ſein, daß die zweite nicht fern iſt. Man hört ſie, wenn die Nacht hereinbricht, ſich mit einem Lockgeſchrei rufen, was etwas heiſer und jener tiefen Stimme Ka, ka, ka, ka, welche das Haushuhn oft hören läßt, ziemlich ähnlich iſt; des Nachts fliegen ſie umher und man ſieht ſie im Mondſchein ſelbſt auf die Thore der Wohnungen ſich ſetzen. H. de La Borde,

der auf Cayenne dieſe Beobachtungen gemacht hat, verſichert uns, das Fleiſch der Savannenſchnepfe ſei wenigſtens ſo gut, wie das der franzöſiſchen Schnepfe.

Die Himmelsziege oder das Schnepfchen.

Erſte Art.

Schnepfchen wäre ein ſehr guter Name für dieſen Vogel, da man ihn, blos der Geſtalt nach genommen, für eine kleine Schnepfenart halten könnte. Es wäre eine kleine Schnepfe, ſagt Belon, wenn ſie keine verſchiedenen Sitten hätte. Wirklich hat die Himmelsziege, Nro. 883, wie die Schnepfe, einen ſehr langen Schnabel und einen viereckigen Kopf, und ihr Gefieder iſt ebenſo gemaſert, außer das die fuchsrothe Farbe weniger darin vorkommt und die weißgraue und ſchwarze vorherrſcht; allein dieſe auf das Aeußere beſchränkten Aehnlichkeiten ſind nicht bis in das Innere gedrungen. Die Wirkung des Körperbaues iſt nicht dieſelbe, da die körperlichen Gewohnheiten einander entgegengeſetzt ſind. Die Himmelsziege bewohnt die Wälder nicht; ſie hält ſich in den ſumpfigen Gegenden der Wieſen, in den Grasplätzen und den Gras- und Weideplätzen, längs der Flüſſe auf und fliegt ſo hoch, daß man ſie noch hört, wenn man ſie ſchon aus dem Geſichte verloren; ſie hat ein ſchwaches Ziegengeſchrei mä, mä, mä, weshalb ihr einige Namengeber den Beinamen fliegende Ziege gegeben haben; auch ſtößt ſie beim Auffliegen ein kleines kurzes und pfeifendes Geſchrei aus; in keiner Jahreszeit bewohnt ſie die Gebirge; ſie unterſcheidet ſich alſo durch Naturhang und Gewohnheiten von der Schnepfe eben ſo ſehr, als ſie durch Gefieder und Geſtalt ihr gleicht.

In Frankreich erſcheinen die Himmelsziegen im Herbſte. Zuweilen ſieht man 3 zuſammen; am öfterſtens aber trifft man ſie einzeln an. Sie fliegen von weitem und ſehr raſch auf und nach 3 Wendungen in gerader Linie 2—300 Schritte weit, oder auch gerade in die Höhe, ſo hoch, daß man ſie nicht mehr ſehen kann. Der Jäger verſteht, durch Nachahmung ihrer Stimme, ihren Flug zu lenken und ſie in ſeine Nähe zu locken. In unſern Gegenden bleiben ihrer manche den ganzen Winter um die Quellen herum. Im Frühlinge ziehen ſie in großer Menge zurück, und wie es ſcheint, kommen ſie in dieſer Jahreszeit in mehreren Ländern, wo ſie niſten, wie in Deutſchland, Schleſien und der Schweiz an; in Frankreich aber bleiben nur einige den Sommer hindurch und niſten in den Sümpfen. Daſſelbe bemerkt Willughby in Bezug auf England. Ihr Neſt findet man im Juni; es liegt am Boden unter einer dicken Erlen- oder Weidenwurzel, an ſumpfigen Gegenden, wohin das Vieh nicht kommen kann; es beſteht aus trockenem Graſe und aus Federn und enthält 4—5 Eier von länglicher Form und weißer

Farbe mit fuchsrothen Flecken. Die Jungen verlaſſen das Neſt beim Ausſchlüpfen aus der Schale; ſie ſehen häßlich und unförmlich aus, die Mutter liebt ſie deſſen ungeachtet, ſorgt für ſie, bis ihr zu weicher, großer Schnabel feſter geworden iſt, und verläßt ſie erſt, wenn ſie ſich bequem ſelbſt verſorgen können.

Die Himmelsziege pickt beſtändig in den Boden, ohne daß man recht ſagen kann, was ſie frißt. In ihrem Magen findet man nur einen erdigten Bodenſatz und Flüſſigkeiten, die wahrſcheinlich das geſchmolzene Beſtandweſen der Würmer ſind, womit ſie ſich ernährt; denn Aldrovande bemerkt, daß ihre Zunge, wie die der Spechte, vorn in eine ſcharfe Spitze ausläuft, mit der ſie die Würmer, die ſie aus dem Schlamme hervorſucht, durchſtechen kann.

In dieſer Art Himmelsziege hat der Kopf eine natürliche, wagerechte Schaukelbewegung und der Schwanz eine Bewegung von oben nach unten; ſie geht Schritt für Schritt mit aufgerichtetem Kopfe, ohne zu hüpfen oder zu flattern; ſelten aber überraſcht man ſie in dieſer Haltung; denn ſorgfältig hält ſie ſich in dem Schilf und Gras der kothigen Sümpfe verborgen, worin die Jäger dieſe Vögel mit einer Art Schlittſchuhe aufſuchen können, die aus leichten, aber ſo breiten Brettern gemacht ſind, daß ſie nicht tief in den Schlamm hinunterſinken, und da die Himmelsziege von Weitem und ſehr raſch aufſteigt und mehrere Biegungen macht, ehe ſie gerade auffliegt, ſo gibt es keinen ſchwereren Schuß; leichter fängt man ſie mit einer Schnellruthe, ähnlich derjenigen, die man in den Waldpfaden aufſteckt, um die Schnepfen zu fangen.

Die Himmelsziege iſt gewöhnlich ſehr fett und ihr Fett hat einen feinen Geſchmack und nichts von dem Ekelerregenden des gemeines Fettes; man kocht ſie, wie die Schnepfen, ohne ſie auszuweiden, und überall ſucht man ſie als ein vortreffliches Wildpret.

Uebrigens iſt die Art der Himmelszeigen, obwohl man ihrer im Herbſte wohl immer in unſern Sumpfgegenden findet, jetzt nicht mehr ſo zahlreich, wie ſie früher geweſen; aber ſie iſt noch allgemeiner verbreitet, als die der Schnepfen; in allen Gegenden der Erde findet man ſie, wie einige aufgeklärte Reiſenden bemerkt haben. Man hat ſie uns aus Cayenne geſchickt, wo man ſie Savannenſchnepfchen nennt; H. Frezier hat ſie in den Feldern von Chili gefunden; zahlreich iſt ſie in Luiſiana, wo ſie in die Nähe der Wohnungen kommt, ebenſo in Kanada und auf St. Domingo. In dem alten Feſtlande findet man ſie von Schweden und Sibirien bis nach Zeylon und Japan; wir haben ſie vom Vorgebirge der guten Hoffnung erhalten;

*) Dieſe Himmelsziege vom Vorgebirge der guten Hoffnung iſt etwas größer, mit noch längerm Schnabel und etwas dickern Beinen, als die unſrige; deſſen ungeachtet erkennt man ſehr deutlich, daß ſie zu derſelben Art gehöret. Verſchieden

ſie hat ſich bis nach den fernen Ländern des ſüdlichen Weltmeers verbreitet; H. von Bougainville hat ſie auf den Malvinen geſehen und er bemerkt, daß ſie dort in jenen einſamen Gegenden, worin nichts ſie beunruhigt, demgemäße Gewohnheiten hat; ihr Neſt liegt mitten auf dem Felde; leicht ſchießt man ſie, ſie kennt kein Mißtrauen und macht im Auffliegen keine Biegungen, ein neuer Beweis, daß die ängſtlichen Gewohnheiten der vor den Menſchen fliehenden Thiere ihnen durch die Furcht eingeprägt worden; und dieſe Furcht ſcheint ſich bei der Himmelsziege noch mit ihrer ſtarken Abneigung gegen den Menſchen zu verpaaren, denn ſie gehört zu jenen Vögeln, die man in keiner Weiſe zähmen kann. Longolius verſichert, die Schnepfe könne man in einem Vögelbauer halten und aufziehen und ſelbſt ſie mäſten, vergebens aber und ohne Erfolg ſei dies mit der Himmelsziege verſucht worden.

Wie es ſcheint, gibt es in dieſer Art, wie in der der Schnepfen, ein kleiner Schlag; denn abgeſehen von der kleinen Himmelsziege, mit dem Beinamen die taube, von der wir ſogleich reden werden, findet man unter der gemeinen Art große und kleinere; allein dieſer Unterſchied in der Größe der von keinem andern in den Sitten oder dem Geſieder begleitet wird, zeigt höchſtens nur eine Verſchiedenheit im Schlage oder vielleicht eine rein zufällige und nur einzelne Vögel treffende Abweichung an, die nicht mit dem Geſchlechte zuſammenhängt, denn man kennt in dieſer Art, wie auch in der folgenden, keinen ſichtbaren Unterſchied zwiſchen dem Männchen und dem Weibchen.

Die kleine Himmelsziege, mit dem Beinamen die taube, oder die Haarſchnepfe.

Dritte Art.

Die kleine Himmelsziege, Nro. 884, iſt nur halb ſo groß, wie die andere, woher es kommt, ſagt Belon, daß die Lieferer ſie zwei für eins nennen. Sie verbirgt ſich im Schilf der Teiche, unter die trockenen Binſen und die Schwerteln, die auf das Ufer des Waſſers herabgefallen ſind; hier hält ſie ſich ſo hartnäckig verborgen, daß man faſt auf ſie treten muß, um ſie in die Höhe zu treiben, und ſie unter den Füßen wegfliegt, als hörte ſie nichts von dem Geräuſch, das man macht, wenn man zu ihr kommt; deswegen haben die Jäger ſie die taube genannt. Sie fliegt nicht ſo ſchnell und mehr in gerader Richtung, als die große Himmelziege; ihr Fleiſch hat einen nicht weniger zarten Geſchmack und ihr Fett iſt eben ſo fein; aber ihre Art ſcheint nicht ſo zahlreich zu ſein, oder iſt wenigſtens nicht ſo allgemein verbreitet. Willughby, der in England ſchrieb, bemerkt, daß ſie dort

iſt ſie von einer andern Himmelsziege des Vorgebirges, die dort einheimiſch zu ſein ſcheint und die wir ſogleich anführen werden.

nicht ſo gemein ſei, wie die große Himmelsziege. Linné thut ihrer in der Aufzählung der ſchwediſchen Vögel keine Erwähnung; indeſſen wird ſie dem H. Brunnich zufolge in Dänemark gefunden. Dieſe kleine Himmelsziege hat verhältnißmäßig keinen ſo langen Schnabel, wie die andere. Ihr Gefieder iſt daſſelbe, mit einigen kupferrothen Widerſcheinen auf dem Rücken und langen fuchsröthlichen Pinſelſtrichen auf den Federn, die an den Seiten des Rückens liegen und die lang, ſeidenhaft und gleichſam zerfäſert ſind und ihr wahrſcheinlich im Deutſchen den Namen Haarſchnepfe zugezogen haben.

Dieſe kleinen Himmelsziegen bleiben faſt das ganze Jahr und niſten in unſern Sümpfen. Ihre Eier, von gleicher Farbe wie die der großen Himmelsziege, ſind nur kleiner im Verhältniß des Vogels, der nicht größer, als eine Lerche iſt. Oft hat man dieſe kleine Himmelsziege für das Männchen der großen gehalten, und Willughby berichtigt dieſen Volksirrthum, indem er geſteht, er ſelbſt habe es, bevor er ſie verglichen, geglaubt; was Albin nicht verhindert hat, in denſelben Irrthum zu verfallen.

Das Bräunchen.

Dritte Art.

Willughby gibt dieſen Vogel unter dem Namen Dunlin, der mit Bräunchen überſetzt werden kann. Er ſagt, er ſei in den nördlichen Theilen Deutſchlands einheimiſch. Es iſt eine kleine Himmelsziege von der Größe der vorhergehenden, und von ihr, wie es ſcheint, nicht eben ſehr verſchieden. Ihr Bauch iſt ſchwärzlich mit weißen Wellenlinien, der Oberleib auf fuchsbraunem Grunde ſchwarz und etwas weiß gefleckt; übrigens hat ſie dieſelbe Geſtalt und dieſelben Gewohnheiten, wie unſere kleine Himmelsziege. Alſo iſt es eine der vorigen ſehr naheſtehende Art oder vielleicht eine bloſe Abart derſelben.

Fremde Vögel,

die mit den Himmelsziegeu verwandt ſind.

Die Himmelsziege vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Erſte Art.

Sie iſt etwas größer, als unſere gemeine Himmelsziege, hat aber keinen ſo langen Schnabel. Die Farben ihres Gefieders ſind nicht ganz ſo düſter; ein mit kleinen ſchwarzen Wellenlinien ſchraffirtes bläuliches Grau bildet den Grund des Mantels, den eine weiße, von den Schultern nach dem Bürzel gezogene Linie quer durchzieht; ein kleiner ſchwarzer Gürtel zeichnet den obern Theil der Bruſt aus; der Bauch iſt weiß, der Kopf geſchmückt mit fünf

Bändern, einem fuchsröthlichen auf dem Scheitel, zwei grauen auf jeder Seite, dann zwei weißen welche das Auge umfangen und ſich nach hinten ziehen, Nro. 270.

Die Himmelsziege von Madagaskar.

Zweite Art.

Dieſe Himmelsziege, Nro. 922, iſt durch die Anordnung und Vermiſchung der Farben ihres Gefieders ſehr niedlich; Kopf und Hals ſind roſenfarbig, querüber läuft ein weißer Strich, der über das Auge geht und über dem ſich ein ſchwarzer Strich befindet; den untern Hals umgibt ein breites ſchwarzes Band; die Federn auf dem Rücken ſind ſchwärzlich mit grauen Ausſchweifungen; auf den Flügelbedeckungen wird die fuchsröthliche, graue und ſchwärzliche Farbe von kleinen, wellenförmigen und dichten Ausſchweifungen durchſchnitten; über die mittlen Schwung- und Steuerfedern laufen querüber Streifen von dieſer angenehmen Farbenmiſchung, getrennt durch drei bis vier Reihen länglichrunder Flecken von einer ſchönen hellfuchsrothen Farbe, die in eine ſchwarze gleichſam eingerahmt iſt; über die großen Schwungfedern laufen abwechſelnd ſchwarze und fuchsrothe Streifen; der Unterleib iſt weiß. Dieſe Himmelsziege iſt beinahe 10 Zoll lang.

Die chineſiſche Himmelsziege.

Dritte Art.

Dieſe Himmelsziege, Nro. 881, iſt nicht ganz ſo groß, wie unſere Himmelsziege, aber etwas hochbeiniger; ſie hat einen faſt eben ſo langen Schnabel. Ihr Gefieder iſt nicht ſo düſter; auf dem Mantel iſt es mit ziemlich breiten Flecken und Schweifungen von braungrauer, bläulicher, ſchwarzer und hellfuchsrother Farbe verbrämt; die Bruſt iſt mit einer breiten und ſchwarzen Schweifung geſchmückt; der Unterleib weiß; der Hals weißgrau und fuchsröthlich getüpfelt und der Kopf mit ſchwarzen und weißen Strichen quer überzogen.

Die von H. Briſſon angegebene Himmelsziege von Madras wäre den Farben nach, wie er ſie beſchreibt, dieſer chineſiſchen Himmelsziege ziemlich ähnlich; aber ein Merkmal, das dieſer fehlt, iſt die gleiche Länge der Hinterzehe und der Vorderzehen, die H. Briſſon der Himmelsziege von Madras beilegt, und die, ſo ſcheint es, nach den Regeln der Namengebung ihn hätte bewegen müſſen, dieſen Vogel von der Gattung der Himmelsziegen auszuſchließen.

Die Leimſchnepfen.

Unter allen dieſen leichten Weſen, über welche die Natur ſo viel Leben und Anmuth verbreitet hat und die ſie über den großen Schauplatz ihrer Werke hingeworfen zu haben ſcheint, um den leeren Raum zu beleben und Bewegung in ihm hervorzubringen, haben die Sumpfvögel den geringſten Antheil an ihren Gaben; ihre Sinne ſind ſtumpf, ihr Gefühl auf die gröbſten Sinnesempfindungen zuſammengedrängt und ihr Naturhang beſchränkt ſich darauf, um die Moräſte her auf dem Mutte oder im kothigen Boden Futter zu ſuchen, als hätten dieſe Arten, an den erſten Schlamm gefeſſelt, nicht Theil nehmen können an dem glücklichern und größern Fortſchritt, den allmälig alle andere Erzeugniſſe der Natur gethan, deren Entwickelungen ſich durch die Sorgen des Menſchen ausgedehnt und verſchönert haben, während dieſe Bewohner der Sümpfe in dem unvollkommenen Zuſtand ihrer rohen Natur geblieben ſind.

In der That, keins von ihnen hat die Anmuth oder die Munterkeit der Vögel unſerer Gefilde; ſie verſtehen nicht, wie dieſe, ſich zu unterhalten und gemeinſam zu erfreuen, noch auf der Erde oder in der Luft harmloſe Spiele unter ſich zu ſpielen; ihr Flug iſt nur eine Flucht, ein ſchneller Zug von einem kalten Sumpfe zum andern; auf dem feuchten Boden zurückgehalten, vermögen ſie nicht, wie die Gäſte der Wälder, in den Zweigen zu ſcherzen, oder auch nur ſich darauf zu ſetzen; den Tag über liegen ſie am Boden und halten ſich im Schatten; eines ſchwachen Geſichtes und einer furchtſamen Gemüthsart wegen, ziehen ſie die Dunkelheit der Nacht oder das Licht der Dämmerungen der Helle des Tages vor, und ihr Futter ſuchen ſie nicht ſowohl mit den Augen, als mit dem Gefühl oder Geruch. So leben die Schnepfen, die Himmelsziegen und die meiſten andern Sumpfvögel, unter denen die Leimſchnepfen eine kleine Familie, unmittelbar unter der der Schnepfen, bilden; ſie haben denſelben Körperbau, aber höhere Beine und einen noch längern Schnabel, der jedoch ebenſo geformt, an der Spitze ſtumpf und glatt, übrigens gerade oder ein wenig gebogen und leicht in die Höhe gerichtet iſt. Gesner irrt darin, daß er ihnen einen ſpitzigen und zum Durchſtechen der Fiſche geeigneten Schnabel beilegt; die Leimſchnepfen leben nur von den Würmern und dem Ungeziefer, das ſie aus dem Schlamm herausholen. In ihrem Magen findet man Kieſelſteinchen, meiſt durchſichtig und denen, die auch der Magen des Säbelſchnäblers enthält, ganz ähnlich*); ihre Stimme iſt ziemlich ungewöhnlich; denn Belon vergleicht ſie mit dem erſtickten Gemäker einer Ziege. Dieſe Vögel ſind unruhig und fliegen ſchon

*) Bemerkung, gemacht von H. Baillon an den Zugleimſchnepfen auf den Küſten der Picardie, weshalb er vermuthet, daß dieſe Vögel und der Säbelſchnäbler alsdann aus denſelben Ländern kommen.

in der Entfernung auf und ſtoßen beim Auffliegen ein Geſchrei des Schreckens aus. In den vom Meere entfernten Gegenden ſind ſie ſelten, und gerne leben ſie in den ſalzigen Sümpfen. Auf den franzöſiſchen Küſten, und insbeſondere auf denen der Picardie *), kommen ſie regelmäßig im September durch; des Abends beim Mondſchein ſieht und hört man ſie in Schaaren ſehr hoch vorüberziehen. Die meiſten laſſen ſich in Sümpfen nieder, die Anſtrengung macht ſie alsdann weniger flüchtig. Nur mühſam fliegen ſie auf; aber ſie laufen wie Rebhühner, und der Jäger treibt ſie ſo zuſammen, daß er mit einem einzigen Schuſſe mehrere zugleich tödtet. Nur einen bis zwei Tage verhalten ſie ſich an demſelben Orte und oft findet man des andern Morgens nicht eine mehr in den Sümpfen, worin ſie am Abende zuvor ſo zahlreich waren. Auf den franzöſiſchen Küſten niſten ſie nicht; ihr Fleiſch iſt zart und ſehr gut zu genießen.

Wir unterſcheiden in der Gattung dieſer Vögel 8 Arten.

Die gemeine Leimſchnepfe.
Erſte Art.

Das Gefieder dieſer Leimſchnepfe, Nro. 874, iſt gleichförmig grau, mit Ausnahme der Stirn und der Kehle, deren Farbe fuchsröthlich iſt; der Bauch und der Bürzel ſind weiß, die großen Schwungfedern auswärts ſchwärzlich, einwärts weißlich, die mittelen Schwungfedern und die großen Bedeckungen reichlich weiß, der Schwanz ſchwärzlich und an der Spitze weiß, die beiden äußern Federn weiß, der Schnabel an der Spitze ſchwarz und in ſeiner Länge, die 4 Zoll beträgt, röthlich; die Füße mit dem nackten Theile des Beines 4½ Zoll lang. Die Geſammtlänge von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende beträgt 16 Zoll und bis zur Spitze der Zehen 18.

H. Hebert hat uns geſagt, er habe einige Leimſchnepfen dieſer Art in Brie getödtet. Es ſcheint alſo, daß ſie ſich zuweilen mitten auf dem Lande niederlaſſen oder durch irgend einen Windſtoß dahin getrieben werden.

Die Bellerin oder die Pfuhlſchnepfe.
Zweite Art.

Das Geſchrei dieſes Vogels muß dem Bellen ähnlich ſein, da er bei den Engländern den Namen Beller (barker), unter dem ihn Albin und ſpäter H. Adanſon angegeben, erhalten hat. Die Benennung graue Leimſchnepfe, die ſie auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 876, führt, unterſcheidet ſie nicht hinreichend von der erſten Art, die ebenfalls und ſelbſt gleichförmiger grau iſt, als dieſe, auf deren braungrauem Mantel jede Feder weißlich gefranſt iſt; die Schwanzfedern ſind querüber weiß und ſchwärzlich

*) Die Leimſchnepfen heißen in der Picardie Tartela.

geſtreift. Dieſe Leimſchnepfe unterſcheidet ſich auch von der erſteren durch die Größe; ſie iſt von der Spitze des Schnabels bis zu der der Zehe nur 14 Zoll lang.

Sie bewohnt die Sümpfe auf den europäiſchen Seeküſten, ſowohl am atlantiſchen, als am mittelländiſchen Meere. Man findet ſie in den Salzſümpfen, und wie die andern Leimſchnepfen iſt ſie furchtſam und flieht von weitem; auch ſucht ſie ihr Futter nur während der Nacht.

Dee bunte Leimſchnepfe *) oder das Meerhuhn.

Dritte Art.

Wenn nicht die meiſten Namengeber dieſe Leimſchnepfe von der vorigen getrennt und ſie unter verſchiedenen Namen angeführt hätten, ſo würden wir aus beiden nur eine und dieſelbe Art machen: die Farben des Gefieders ſind dieſelben, die ganz ähnliche Form unterſcheidet ſich nur darin, daß dieſe hier etwas größer iſt, was nicht immer eine Artverſchiedenheit anzeigt; denn die Beobachtung hat uns oft bewieſen, daß ſich in derſelben Art Abweichungen finden, bei denen der Schnabel und die Beine zuweilen um einen halben Zoll länger oder kürzer ſind. Das ganze Gefieder dieſer Leimſchnepfe iſt, wie das der Bellerin, mit Weiß untermiſcht, und das Braungrau auf den Federn des Mantels wird von Schweifungen dieſer Farbe eingefaßt; der Schwanz iſt ebenſo geſtreift und der Unterleib weiß; in Deutſchland gibt man beiden den Namen Meerhuhn; in Schweden nennt man ſie Glutt. Dieſe Namen ſcheinen ein Gebell auszudrücken. Sollte nach dieſem nämlichen Namen Gesner durch eine falſche Zuſammenſtellung dieſe Leimſchnepfen für Ariſtoteles Glottis gehalten haben, aus der er anderswo ein Sultanhuhn oder eine Ralle gemacht hat? Albin fällt hier in offenen Irrthum, indem er dieſe Leimſchnepfe für das Weibchen des rothfüßigen Reiters hält.

Die fuchsrothe Leimſchnepfe.

Vierte Art.

Sie iſt beinahe ſo groß, wie das Meerhuhn; der ganze Vorderleib und der Hals ſind ſchön fuchsroth; die Federn des Mantels braun und ſchwärzlich mit leichten, weißen und fuchsröthlichen Franſen; der Schwanz iſt mit dieſer letztern und einer braunen Farbe querüber geſtreift. Dieſe Leimſchnepfe, Nro. 900, ſieht man auf den franzöſiſchen Küſten; auch findet ſie ſich im Norden und bis nach Lappland. In Amerika findet man ſie ebenfalls; ſie iſt aus der Hudſonsbai nach England geſchickt worden. Es iſt ein Beiſpiel mehr von dieſen den nördlichen Ländern beider Erdfeſten gemeinſamen Arten.

*) Dieſelbe Art, wie die vorige.

Die große fuchsrothe Leimſchnepfe.

Fünfte Art.

Dieſe Leimſchnepfe iſt wirklich größer als die vorhergehende, hat aber nur am Halſe eine fuchsröthliche Farbe und an den ſchwärzlichen Rückenfedern fuchsröthliche Ränder; Bruſt und Bauch ſind auf einem ſchmutzig weißen Grunde querüber ſchwärzlich geſtreift. Die Länge dieſer Leimſchnepfe, Nro. 916, vom Schnabel bis zu den Nägeln beträgt 17 Zoll. Außer dieſen Unterſchieden, welche ſie von der fuchsrothen Leimſchnepfe wohl hinreichend unterſcheiden, verſichert uns ein Beobachter, daß dieſe beiden Arten immer getrennt über unſere Küſten ziehen. Die große fuchsrothe Leimſchnepfe unterſcheidet ſich auch durch ihre Sitten von allen andern, wenn es wahr iſt, was Willughby ſagt, daß ſie, den Kopf in die Höhe gerichtet, auf den ſandigen und offenen Ufern umhergehe, ohne daß ſie ſich zu verbergen ſuche. Derſelbe Naturforſcher bemerkt, daß man ihr in einigen Gegenden der engliſchen Küſte mit Unrecht den Namen stone plover gebe, der eigentlich der Namen unſeres Landſichlers oder großen Regenpfeifers iſt; mit noch größerm Unrecht aber hat der Ueberſetzer Albins die Namen Godwit und Aegocephalus, welche die Leimſchnepfe bezeichnen, durch Berghaſelhuhn wiedergegeben. Dieſe große, fuchsrothe Leimſchnepfe, die ſich auf den franzöſiſchen und engliſchen Küſten findet, begibt ſich ebenfalls auf die Küſten der Berberei; man erkennt ſie in der Nachricht, welche der Doktor Shaw von dem Godwit of Barbary gibt.

Die fuchsrothe Leimſchnepfe von der Hudſonsbai*).

Sechste Art.

Obgleich in dem Gefieder dieſer Leimſchnepfe, verglichen mit dem der vorhergehenden, Unterſchiede vorhanden ſind, welche hauptſächlich darin beſtehen, daß dieſe hier mehr Fuchsroth hat und ihr Wuchs etwas größer iſt, ſo betrachten wir ſie dennoch als eine der unſerer großen, fuchsrothen Leimſchnepfe ſehr benachbarte Art, und vielleicht iſt die Art ſogar urſprünglich dieſelbe. Dieſe fuchsrothe Leimſchnepfe von der Hudſonsbai iſt, wie Edwards bemerkt, die größte Art dieſer Gattung; ſie hat von der Schnabelſpitze bis zur Schwanzſpitze 16 Zoll und bis zur Spitze der Zehen 19. Ihr ganzes Gefieder iſt auf dem Mantel fuchsbraun mit ſchwarzen Querſtreifen; die erſten großen Schwungfedern ſind ſchwärzlich, die folgenden braunroth mit ſchwarzen Punkten, die Steuerfedern querüber ſchwarz und fuchsroth geſtreift.

*) Abweichungen der vorhergehenden Art.

Die braune Leimſchnepfe.

Siebente Art.

Dieſe Leimſchnepfe, Nro. 875, hat den Wuchs der Bellerinn. Der Grund ihrer Farbe iſt ein dunkeles und ſchwärzliches Braun, gehoben durch kleine, weißliche Linien, mit denen die Federn auf dem Halſe und dem Rücken ausgefranſt ſind, wodurch ſie angenehm gewölbt oder ſchuppig ausſehen; die mittlen Schwungfedern und die Flügelbedeckungen ſind ebenſo an den Rändern mit weißlichen Schnürchen und Punkten eingefaßt; die erſten großen Schwungfedern zeigen auswärts nur ein einfaches Braun, die Steuerfedern ſind braun und weiß geſtreift.

Die weiße Leimſchnepfe.

Achte Art.

H. Edwards bemerkt, daß der Schnabel dieſer Leimſchnepfe ſich, wie der des Säbelſchnäblers, nach oben umbiege, ein Merkmal, wovon die meiſten Leimſchnepfen irgend eine leichte Spur an ſich tragen, das aber bei dieſer ſtark ausgeprägt iſt. Sie iſt faſt ſo groß, wie die fuchsrothe Leimſchnepfe. Ihr Schnabel iſt an der Spitze ſchwarz und in ſeiner übrigen Länge pomeranzengelb; das ganze Gefieder iſt weiß, mit Ausnahme einer gelblichen Tinte auf den großen Schwung- und Steuerfedern. Edwards glaubt, das weiße Gefieder ſei die Tracht dieſer Vögel an der Hudſonsbai, und im Sommer bekämen ſie ihre braunen Federn wieder.

Uebrigens ſcheint es, daß mehrere Arten Leimſchnepfen weiter in die amerikaniſchen Länder hinabgeſtiegen und ſelbſt bis zu den ſüdlichen Gegenden gekommen ſind; denn Sloane läßt unſere dritte Art auf Jamaika wohnen, und Fernandes ſcheint zwei Leimſchnepfen in Neuſpanien, mit den Namen Chiquatototl einen unſerer Schnepfe ähnlichen Vogel, und Klototötl, Vogel derſelben Gattung, der ſich am Boden unter den Maishalmen aufhält, zu bezeichnen.

Der Reiter.

„Die Franzoſen, ſagt Belon, die ein Vögelchen auf ſeinen Beinen hoch aufſitzen ſahen, als wenn es zu Pferde ſäße, haben es Reiter genannt.“ Schwerlich möchte man dieſen Namen anders herleiten können; die Reitervögel haben in der That ſehr hohe Beine. Sie ſind kleiner von Körper und haben dennoch eben ſo lange Füße; ihr Schnabel iſt kurz, übrigens aber eben ſo geformt, und in der langen Reihe der verſchiedenen Arten, die von der Schnepfe bis zu dem Zingel herunterſteigt, müſſen die Reiter nach den Leimſchnepfen geſtellt werden; wie dieſe, leben ſie auf den feuchten Wieſen

und in den ſumpfigen Gegenden; ſie beſuchen aber auch die Ufer der Teiche und Flüſſe und gehen bis über die Kniee in's Waſſer. Auf dem Ufer laufen ſie ſchnell, und ſo eine kleine Dickleibigkeit, ſagt Belon, auf ſo hohen Stelzen ergeht ſich luſtig, und läuft gar flink. Das Gewürme iſt ihre gewöhnliche Nahrung; in der Zeit der Dürre fallen ſie über die Kerbthiere her und fangen Käfer, Fliegen u. ſ. w.

Ihr Fleiſch wird geſchätzt; es iſt aber ein ziemlich ſeltenes Gericht; denn nirgendwo ſind ſie zahlreich vorhanden, und außerdem laſſen ſie ſich gar nicht leicht nahe kommen; wir kennen 6 Arten dieſer Vögel.

Der gemeine Reiter.

Erſte Art.

Er ſcheint die Größe des Goldregenpfeifers zu haben, weil er ſtark befiedert iſt, und überhaupt ſind die Reiter nicht ſo fleiſchig, wie ſie ausſehen. Dieſer, Nro. 844, hat vom Schnabel bis zum Schwanze beinahe einen Fuß, und vom Schnabel bis zu den Nägeln etwas mehr. Faſt ſein ganzes Gefieder iſt weißgrau und fuchsröthlich gewölkt; alle Federn ſind mit dieſen beiden Farben gefranſt und in der Mitte ſchwärzlich. Von dieſer nämlichen, weißen und fuchsröthlichen Farbe liegt in feinen Punkten auf dem Kopf, und zieht ſich bis auf den Flügel, deſſen kleine Federn ſie einfaßt; die großen ſind ſchwärzlich; der Unterleib und der Bürzel ſind weiß. H. Briſſon ſagt, die Füße dieſes Vogels ſeien blaßroth, und dem gemäß legt er ihm bei, was auf den Vogel der folgenden Art beſſer paßt. Möglich wäre es auch, daß es in dieſer hier eine Abweichung gäbe, da der auf den ausgemalten Tafeln dargeſtellte Reiter graue oder ſchwärzliche Füße, ebenſo wie einen grauen oder ſchwärzlichen Schnabel hat.

Nach einer ziemlich geringen Aehnlichkeit in den Farben glaubte Belon den Reiter in Ariſtoteles Kalibris zu erkennen. Der Reiter beſucht die Ufer der Flüſſe, findet ſich auch zuweilen an unſeren Teichen, gewöhnlicher aber an den Ufern des Meers. Man ſieht ihn in einigen franzöſiſchen Landſchaften nnd beſonders in Lothringen, auch auf allen ſandigen Küſten Englands; er hat ſich bis nach Schweden, Dänemark und ſelbſt Norwegen begeben.

Der rothfüßige Reiter.

Zweite Art.

Die rothen Füße dieſes ſchönen Vogels, Nro. 845, zeichnen ihn um ſo mehr aus, als er über die Hälfte des Beines nackt iſt; ebenſo lebhaft roth an der Wurzrl iſt ſein an der Spitze ſchwärzlicher Schnabel. Dieſer Reiter hat dieſelbe Größe und Geſtalt, wie der vorhergehende; ſein Gefieder iſt

unter dem Bauche weiß, leicht wellenförmig grau und fuchsröthlich auf der Bruſt und dem Vorderhalſe, auf dem Rücken durchmiſcht mit fuchsrothen und ſchwärzlichen Querſtreifchen, die auf den kleinen Schwungfedern deutlich hervortreten, während die großen ſchwärzlich ſind.

Sicher hat Belon von dieſer Art unter dem Namen rother Reiter geſprochen, obwohl H. Briſſon dieſe Benennung der zweiten Art beilegt und ſie zugleich auf Belons erſte zurückführt. H. Ray hat dieſen Vogel nicht beſſer gekannt, wenn er vermuthet, es könne derſelbe, wie die große, graue Leimſchnepfe ſein.

Der rothfüßige Reiter heißt an der Saone Courier. Er iſt in Lothringen und Orleanais bekannt, jedoch ziemlich ſelten. H. Hebert ſagt uns, er habe ihn im April in Brie geſehen. Er ſetzt ſich auf die Teiche, an den Stellen, wo das Waſſer nicht ſehr tief iſt. Er hat eine angenehme Stimme und ein kleines Pfeifen, ähnlich dem der Waſſerſchnepfe. Es iſt derſelbe Vogel, den man im Bologneſiſchen unter dem von der Höhe ſeiner Beine hergenommenen Namen Gambette kennt. Auch findet man dieſen Vogel in Schweden, und möglich wäre es, daß er, wie mehrere andere, aus einem Feſtland ins andere hinübergezogen wäre. Fernandes mexikaniſcher Yakatopil ſcheint unſerm rothfüßigen Reiter ſowohl den Maßen, als den Farben nach ſehr verwandt zu ſein; einige Arten dieſer Gattung müſſen ſogar ſich weiter in die amerikaniſchen Gegenden hinein begeben haben, da Du Tertre den Reiter zu den Vögeln von Guadeloupe zählt, und Labat ihn unter den vielen des Vogeleilandes erkannt hat. Von der andern Seite verſichert uns einer unſerer Geſellſchaftsfreunde, er habe ihn in großer Menge auf Cayenne und Martinique geſehen. Alſo können wir nicht zweifeln, daß dieſe Vögel ſich durch faſt alle gemäßigten und heißen Gegenden der beiden Feſtländer ausgebreitet haben.

Der geſtreifte Reiter.

Dritte Art.

Dieſer Reiter, Nro. 827, hat faſt den Wuchs der großen Himmelsziege. Sein ganzer Mantel iſt auf grauem, fuchsröthlich untermiſchtem Grunde mit ſchwärzlichen Zügen querüber durchſtreift; der Schwanz auf weißem Grunde ebenſo durchſchnitten; der Hals trägt dieſelben Farben, nur, daß auf ihm die braunen Strahlenbündel längs des Schaftes der Feder gezeichnet ſind; der Schnabel iſt an der Spitze ſchwarz, und an der Wurzel, ſowie die Füße, zartroth. Wir wollen auf dieſe Art des H. Briſſon gefleckten Reiter zurückführen, der nur eine ſehr leichte Abweichung zu ſein ſcheint.

Der bunte Reiter.

Vierte Art.

Dieſer Reiter, Nro. 300, derſelbe, wie des H. Briſſon aſchgrauer Reiter, wird unſeres Erachtens durch das Beiwort bunt beſſer bezeichnet, da er nach der Angabe dieſes Akademikers ſelbſt ebenſo viel ſchwärzliche und fuchsröthliche als graue Farbe hat. Die erſte Farbe bedeckt den Obertheil des Kopfes und den Rücken, deſſen Federn mit der zweiten, d. h. mit der fuchsrothen, eingefaßt ſind; die Flügel ſind ebenfalls ſchwärzlich mit weißer oder fuchsröthlicher Franſe; auf dem ganzen Vorderleibe vermiſchen ſich dieſe Tinten mit Grau; Füße und Schnabel ſind ſchwarz, weshalb Belon dieſen Vogel im Gegenſatze zu dem rothfüßigen den ſchwarzen Reiter genannt hat. Beide ſind gleich groß; dieſer hier aber hat nicht ſo hohe Beine.

Wie es ſcheint, baut dieſer Vogel ſehr frühe ſein Neſt, und kehrt er vor dem Frühling in unſere Gegenden zurück; denn Belon ſagt, von Ende Aprils an bringe man Junge von ihnen, deren Gefieder alsdann dem der Ralle ſehr ähnlich wäre, und ſonſt pflege man dieſe Reiter nicht zu ſehen, außer im Winter. Uebrigens niſten ſie nicht gleichmäßig auf allen franzöſiſchen Küſten; wir ſind z. B. gut unterrichtet, daß ſie in der Pikardie nur durchziehen; ſie werden im März mit den Leimſchnepfen von dem Oſtwinde dahin getrieben; ſie halten ſich nur kurze Zeit auf und kommen erſt im September zurück. Sie haben einige denen der Himmelsziegen ähnliche Gewohnheiten, obwohl ſie weniger bei Nacht ausgehen und mehr am Tage umherfliegen. Man fängt ſie ebenſo mit dem Kloben *). Linné ſagt, dieſe Art finde ſich in Schweden; durch ein unbegreifliches Verſehen nennt Linné dieſen Reiter weißen Reiher, obwohl der größte Theil ſeines Gefieders ſchwärzlich iſt, und er in keinem Theile ſeiner Form Aehnlichkeit mit dem Reiher hat.

*) H. Baillon, der uns dieſe Angaben mittheilt, verbindet damit folgende Bemerkung über einen dieſer Vögel, den er hat aufziehen laſſen. „Ich habe voriges Jahr in meinem Garten über 4 Monate lang ein Junges gehabt, und bemerkt, daß es in der Zeit der Dürre ohne Zweifel aus Mangel an Würmern, Fliegen, Käfer und andere Kerbthiere fing; auch fraß es in Waſſer getunktes Brod, nur mußte es einen Tag lang eingeweicht worden ſein. Die Mauſe gab ihm im Auguſt neue Federn an die Flügel, und im September iſt es fortgezogen. Es war ſo traulich geworden, daß es dem Gärtner auf dem Fuße folgte, wenn er ſeinen Spaten hatte; es lief herbei, ſobald es eine Graspflanze ausreißen ſah, um die Würmer, die dadurch aufgedeckt wurden, zu fangen; ſobald es gefreſſen hatte, lief es nach einer mit Waſſer angefüllten Mulde, um ſich zu waſchen. Ich habe nie trockene Erde auf ſeinem Schnabel oder an ſeinen Beinen geſehen. Dieſes Geſchäft der Reinlichkeit iſt allen Wurmfreſſern gemein.“

Der weiße Reiter.
Fünfte Art.

Dieſer Reiter wird an der Hudſonsbai gefunden; er hat faſt die Größe des Reiters der erſten Art. Sein ganzes Gefieder iſt weiß; der Schnabel und die Füße ſind pomeranzenfarbig.

Edwards glaubt, daß dieſe Vögel zu denjenigen gehören, die im Norden durch die Winterkälte weiß werden und im Sommer ihre braune Farbe wieder bekommen, eine Farbe, von welcher die großen Schwung- und Steuerfedern in der von dieſem Schriftſteller mitgetheilten Abbildung noch einen Anſtrich zeigen und die in kleinen Wellenlinien auf dem Mantel bemerkbar iſt.

Der grüne Reiter.
Sechste Art.

Albin läßt dieſen Reiter, nachdem er ihn die bengaliſche Waſſerralle genannt hat, aus Oſtindien kommen. Die Abbildung, die er von ihm gibt, iſt ſehr ſchlecht; man erkennt jedoch den Schnabel und die Beine eines Reiters in ihr. Der Angabe zufolge, haben ſeine Farben eine grüne Tinte auf dem Rücken und dem Flügel mit Ausnahme der 3—4 erſten Schwungfedern, die purpurfarbig und mit pomeranzengelben Flecken durchſchnitten ſind. Auf dem Halſe und den Seiten des Kopfes hat er eine braune und auf dem Scheitel, wie auf der Bruſt, eine weiße Farbe.

Die Kampfhähne, gewöhnlich Meerpfauen.

Es iſt vielleicht wunderlich, daß man Thieren einen Namen gibt, der nur für den Menſchen im Kriege zu paſſen ſcheint; allein dieſe Vögel ahmen uns nach; nicht allein liefern ſie ſich einzeln Kämpfe und greifen einander Leib an Leib an, ſondern ſie rücken auch in geregelten und geordneten Schaaren gegen einander zum Streit aus. Dieſe Schlachtreihen beſtehen nur aus Männchen, welche, wie man behauptet, in dieſer Art viel zahlreicher, als die Weibchen ſind. Die letztern warten bei Seite das Ende der Schlacht ab und bleiben der Preis des Siegers. Die Liebe ſcheint alſo die Urſache dieſer Kämpfe zu ſein, der einzigen, welche die Natur billigen muß, weil ſie dieſelben durch eine ihrer Uebertreibungen, durch das Mißverhältniß nämlich, welches ſie in die Anzahl der Männchen und der Weibchen dieſer Art gebracht hat, veranlaßt und nothwendig macht.

Jeden Frühling kommen dieſe Vögel in großen Schwärmen nach den Küſten Hollands, Flanderns und Englands und in allen dieſen Ländern glaubt man, daß ſie aus mehr nach Norden liegenden Ländern kommen. Auch kennt man ſie auf den Küſten des deutſchen Meeres und in Schweden,

beſonders in Skanien ſind ſie zahlreich. Ebenſo findet man ihrer in Dänemark und Norwegen, und Müller ſagt, er habe ihrer 3 aus Finnmarken erhalten. Man weiß nicht, wohin ſich dieſe Vögel zurückziehen, um den Winter zuzubringen, da ſie regelmäßig im Frühlinge zu uns kommen und 2—3 Monate lang auf unſern Küſten verweilen, ſo ſcheint es, daß ſie gemäßigte Gegenden aufſuchen; und wenn nicht die Beobachter verſicherten, daß ſie von Norden herkämen, ſo würde man mit gutem Grunde vermuthen, daß ſie im Gegentheil aus den ſüdlichen Gegenden kämen. Dieſes läßt mich glauben, daß es ſich mit dieſen Kampfhähnen, wie mit den Schnepfen verhält, von denen man ſagt, ſie kämen von Oſten und begäben ſich wieder nach Weſten oder Süden, während ſie nur von den Bergen in die Ebene herab oder von der Ebene nach den Bergen hinaufziehen. Die Kämpfhähne mögen ebenſo nicht aus der Ferne kommen und ſich in den verſchiedenen Jahreszeiten an verſchiedenen Stellen derſelben Gegend aufhalten; und da man dasjenige, was ſie Auffallendes haben, ich meine ihre Kämpfe und ihr Kriegsgefieder nur im Frühlinge ſieht, ſo iſt es leicht möglich, daß ſie in andern Zeiten vorüberziehen ohne bemerkt zu werden, vielleicht in Geſellſchaft der Strandläufer oder der Reiter, mit denen ſie viele Aehnlichkeit haben.

Die Kampfhähne ſind ſo groß, wie der rothfüßige Reiter, aber nicht ganz ſo hochbeinig; ihr Schnabel hat dieſelbe Form, iſt aber kürzer. Die Weibchen ſind gewöhnlich kleiner als die Männchen und gleichen ſich im Gefieder, das weiß, auf dem Mantel aber mit Braun untermiſcht iſt; die Männchen dagegen ſind im Frühling ſo verſchieden von einander, daß man jedes für einen Vogel einer andern Art halten ſollte. Von mehr als hundert, die im Hauſe des Gouverneurs von Skanien in Gegenwart des H. Klein verglichen wurden, fand man nur 2, die einander ganz ähnlich waren; ſie unterſchieden ſich in dem Wuchs oder den Farben oder der Form und dem Umfange jenes großen Bandes, das ſie in Form einer dicken Mähne von aufgeblaſenen Federn um den Hals tragen; dieſe Federn kommen nur im Anfange des Frühlings zum Vorſchein und dauern nur ſo lange, wie die Zeit der Liebe; aber unabhängig vou dieſem Auswuchs in dieſer Zeit, gibt ſich der Reichthum der organiſchen Theilchen auch noch durch den Ausbruch vieler fleiſchiger und blutiger Wärzchen, die vorn auf dem Kopf und um die Augen hervorkommen, kund. Dieſe doppelte Erzeugung ſetzt bei dieſen Vögeln eine ſo große Kraft des Zeugungsvermögens voraus, daß ſie ihnen, ſo zu ſagen, eine andere, günſtigere, ſtärkere und ſtolzere Form verleiht, die ſie erſt wieder verlieren, nachdem ſie einen Theil ihrer Kräfte in den Kämpfen verloren und jenen Ueberſchuß an Leben in ihrer Liebe verloren haben, „Ich kenne keine Vögel, ſchreibt uns H. Baillon, in welchen das Phyſiſche

der Liebe mächtiger ſei, als bei dieſen; keiner hat im Verhältniß zu ſeinem Wuchs ſo ſtarke Hoden; die des Kampfhahns haben beinahe 6 Linien im Durchmeſſer und ſind einen Zoll und darüber lang; die übrigen Zeugungstheile ſind in der Zeit der Liebe gleichfalls erweitert. Hierdurch kann man begreifen, wie groß ſeine Kriegsluſt ſein muß, da ſie durch ſeine Liebesluſt erzeugt und gegen ſeine Nebenbuhler ausgeübt wird. Ich bin oft dieſen Vögeln in unſere Sümpfe (in der niedern Picardie) gefolgt, wo ſie im April mit den Reitern, aber in geringerer Anzahl eintreffen. Ihre erſte Sorge iſt, ſich zu paaren oder vielmehr, ſich um die Weibchen zu ſtreiten. Durch kleines Geſchrei entflammen dieſe die Hitze der Kämpfenden; oft währt der Streit lange und zuweilen iſt er blutig. Der Beſiegte ergreift die Flucht, aber das Geſchrei des erſten Weibchens, das er hört, läßt ihn ſeine Niederlage vergeſſen und er iſt bereit, von Neuem in die Schranken zu treten, wenn irgend ein Gegner ſich zeigt. Dieſer kleine Krieg wird täglich, Morgens und Abends, erneuert, bis zur Abreiſe der Vögel, die im Laufe des Mai ſtattfindet; denn es bleiben nur einige Nachzügler bei uns zurück und nie hat man Neſter von ihnen in unſern Sümpfen gefunden.“

Dieſer genaue und ſehr unterrichtete Beobachter bemerkt, daß ſie bei Süd- und Südoſtwinden aus der Picardie abziehen und von ihnen nach den engliſchen Küſten getrieben werden, wo ſie bekanntlich in der That, beſonders in der Grafſchaft Linkoln ſehr zahlreich niſten; man ſtellt hier ſelbſt kleine Jagden auf ſie an und der Vogelſteller ergreift den Augenblick, worin die Vögel mit einander kämpfen, um ihnen eine Schlinge umzuwerfen, und man pflegt ſie mit Milch und Broſamen zu mäſten; um ſie aber in Ruhe zu bringen, muß man ſie an dunkeln Stellen eingeſchloſſen halten; denn ſobald ſie das Licht erblicken, kämpfen ſie mit einander. Alſo kann die Sklaverei ihre kriegeriſche Laune nicht verringern. In den Vogelbauern, in die man ſie einſchließt, reizen ſie alle andere Vögel zum Streiten *); iſt ein Winkel darin mit friſchem Graſe bedeckt, ſo ſtreiten ſie um ſeinen Beſitz und, als wenn ſie der Ehrgeiz kitzele, zeigen ſie ſich nie ſo lebhaft, als wenn Zuſchauer zugegen ſind. Die Mähne des Männchens iſt für ſie nicht allein ein kriegeriſcher Schmuck, ſondern eine Art Waffe, ein wahrer Schild, womit ſie die Hiebe abwehren; die Federn derſelben ſind lang, ſtark und dicht, ſie ſträuben ſie auf eine drohende Weiſe, wenn ſie ſich angreifen, und beſonders durch die Farben dieſes Schlachtkleides unterſcheiden ſie ſich unter einander;

*) In China gibt es Vögel, die man Kampfvögel nennt und welche die Chineſen nicht des Geſanges wegen, ſondern um kleine Kämpfe, die ſie ſich mit Erbitterung liefern, von ihnen aufführen zu laſſen, unterhalten. Es iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, daß dieſes unſere Kampfhähne ſind, da dieſe chineſiſchen Vögel nicht größer als Hänflinge ſein ſollen.

bei einigen iſt ſie fuchsroth, bei andern grau, bei einigen weiß und bei den andern ſchön ſchillernd veilchenſchwarz mit fuchsrothen Flecken; die weiße Kleidung iſt die ſeltenſte. Dieſer Strauß, der Schmuck der Liebe oder des Kampfes, iſt während der ganzen Zeit ſeines Wachsthums in der Form nicht weniger mannichfaltig, als in den Farben. Bei Aldrovande kann man die 8 Abbildungen ſehen, die er von dieſen Vögeln mit ihren verſchiedenen Mähnen gibt *).

Dieſer ſchöne Schmuck fällt bei einer Mauſe aus, welche gegen das Ende des Juni bei dieſen Vögeln eintritt, als wenn die Natur ſie nur für die Zeit der Liebe und der Kämpfe geſchmückt und gerüſtet hätte; die purpurrothen Hübel, die ihren Kopf bedecken, werden bleich und unſcheinbar und hierauf bedeckt er ſich mit Federn. In dieſem Zuſtande kann man die Männchen nicht mehr von den Weibchen unterſcheiden und alle zuſammen fliegen alsdann von den Orten weg, wo ſie geniſtet und gebrütet haben. Sie niſten, wie die Reiter, truppweiſe und dieſe gemeinſame Gewohnheit allein reichte für Aldrovande hin, um ſie dieſen Vögeln zu nähern; aber die Größe und der ganze Bau der Kampfhähne iſt ſo verſchieden, daß ſie von allen Reiherarten weit entfernt ſind, und man muß ſie, wie wir bereits geſagt haben, zwiſchen die Reiter und die Strandläufer ſtellen.

Die Strandläufer.

In der Ordnung der kleinen Strandvögel könnte man nach den Reitern und vor die Waſſerſchnepfe die Strandläufer ſtellen; ſie ſind etwas größer, als die letztern und nicht ſo groß, wie die erſtern; ihr Schnabel iſt kürzer, ihre Beine ſind nicht ſo hoch, und ſie ſehen, weil ſie kürzer ſind, dicker, als die Reiter aus. Ihre Gewohnheiten müſſen dieſelben ſein, diejenigen wenigſtens, die von dem Körperbau und der Wohnung abhangen; denn dieſe Vögel halten ſich ebenfalls auf den ſandigen Meeresufern auf. Andere nähere Umſtände über ihre Sitten fehlen uns, obwohl wir 4 verſchiedene Arten kennen.

Der gemeine Strandläufer.

Erſte Art.

Er hat von der Schnabelſpitze bis zu den Nägeln 10 Zoll und bis zum Schwanzende etwas über 9 Zoll. Die Federn auf dem Rücken, oben auf

*) Uebrigens ſcheint von dieſen 8 Abbildungen, die Aldrovande nach Zeichnungen gibt, welche der Graf von Aremberg ihm aus Flandern geſchickt hatte, eine das Weibchen, 5 andere Männchen in verſchiedenen Zeiträumen der Mauſe oder des Wachsthums ihrer Mähne, und die achte, in welcher Aldrovande ſelbſt etwas Ungeheures oder wenigſtens der Art der Streithähne durchaus Fremdes findet, nur eine ſchlechte Abbildung der gehörnten Grebe zu ſein, welche dieſer Naturforſcher nicht gekannt hat und von der wir in der Folge reden werden.

dem Kopf und auf dem Halſe ſind ſchwärzlich braun, mit hell kaſtanienbrauner Einfaſſung; der ganze Vordertheil des Kopfes, des Halſes und des Körpers hat dieſe leztere Farbe; die 9 erſtern Schwungfedern ſind auf der äußern Seite oben dunkelbraun, die 4 zunächſt am Körper ſtehenden braun und die in der Mitte braungrau und mit einem feinen weißen Faden eingefaßt. Die Strandläufer ſind am Obertheil des Beines nackt und ihre Mittelzehe iſt bis zum erſten Gelenk mit der äußern Zehe durch ein kleines Häutchen verbunden. Uebrigens können wir hier die Meinung des H. Briſſon nicht theilen, noch, wie er es gethan, Gesners rusticula sylvatica, einen Vogel, der größer als die Schnepfe und ſo dick wie ein Huhn iſt, auf den Strandläufer zurückführen; er läßt ſich ſogar ſchwerlich auf irgend eine bekannte Art beziehen, allein Gesner ſcheint uns durch ſeine Bemerkung, er ſelbſt zähle wenig auf die Nachrichten, die er nur nach einfachen Zeichnungen gegeben, die wirklich ſehr fehlerhaft, oder beſſer geſagt, unförmlich ſind, eine unfruchtbare Erörterung erſparen zu wollen.

Der gefleckte Strandläufer.

Zweite Art.

Dieſer Strandläufer, Nro. 365, unterſcheidet ſich von dem Vorhergehenden darin, daß jenes Aſchbraun auf dem Rücken und den Schultern mit ziemlich großen Flecken, theils fuchsrothen, theils ſchwärzlichen, ins Veilchenblau ſpielenden untermiſcht iſt. Dieſes Merkmal reicht zu ſeiner Unterſcheidung hin; auch iſt er nicht ganz ſo groß, wie der erſte; die übrigen Einzelheiten in den Farben ſind auf der ausgemalten Tafel gut dargeſtellt.

Der graue Strandläufer.

Dritte Art.

Dieſer Strandläufer, Nro. 366, iſt etwas größer als der gefleckte, und nicht ſo groß wie der gemeine. Der Grund ſeines Gefieders iſt grau; der Rücken iſt ganz von dieſer Farbe, der Kopf iſt grau mit weißlichen Wellenlinien; die Federn des obern Theils der Flügel und die des Bürzels ſind grau mit weißer Einfaſſung, die erſten der großen Schwungfedern ſind ſchwärzlich braun und der Vorderleib iſt weiß, mit ſchwarzen, im Zickzack laufenden Strichen auf den Seiten, der Bruſt und dem Vorderhalſe.

Der Sanderling.

Vierte Art.

Dieſem Vogel laſſen wir den Namen Sanderling, den man ihm auf den engliſchen Küſten gibt. Es iſt die kleinſte Art der Strandläufer und nur etwa 7 Zoll lang. Sein Gefieder iſt faſt daſſelbe, wie das des grauen

Strandläufers, außer, daß er auf dem ganzen Vorderhalſe und dem Unterleibe ſehr weiß iſt. Dieſe kleinen Strandläufer ſieht man in Schaaren fliegen und auf den Sandſtrecken an den Ufern ſich niederlaſſen. Auf den Küſten von Kornwallis kennt man ſie unter dem Namen Kurwillet. Willughby gibt ſeinem Sanderling 4 Zehen an jedem Fuße; Ray, der jedoch nur nach Willughby von ihm zu reden ſcheint, gibt ihm nur 3, was einen Regenpfeifer und nicht einen Strandläufer bezeichnen würde.

Die Waſſerſchnepfen.

Unter dem Namen Waſſerſchnepfe haben unſere Namengeber eine ganze Gattung kleiner Strandvögel, Strandläufer, Gingetten, Zingeln und Seelerchen begriffen, welche einige Naturforſcher mit gleicher Verwirrung unter dem Namen Tringa bezeichnet haben. Alle dieſe Vögel haben zwar in ihrem kleinen Wuchſe eine Aehnlichkeit mit der Schnepfe hinſichtlich der Körperbildung, in den natürlichen Gewohnheiten aber unterſcheiden ſie ſich von ihnen eben ſo ſehr, wie in der Größe. Da dieſe kleinen Familien übrigens getrennt von einander beſtehen und ſehr verſchieden ſind, ſo ſchränken wir hier den Namen Waſſerſchnepfe auf die eine, insgemein nnter dem Namen Uferweißſteiß bekannte Art ein. Dieſer Vogel, Nro. 843, iſt ſo groß wie die gemeine Himmelsziege, hat aber keinen ſo geſtreckten Körper. Ihr Rücken iſt fuchsröthlich aſchgrau, mit kleinen weißlichen Tropfen am Saum der Federn. Der Kopf und der Hals ſind ſanfter aſchgrau und dieſe Farbe vermiſcht ſich in Strahlenbündeln mit dem Weiß auf der Bruſt, daß ſich von der Kehle nach dem Magen und dem Bauche hinzieht. Der Bürzel hat dieſe nämliche weiße Farbe, die Schwungfedern ſind ſchwärzlich und unten angenehm weißlich gefleckt, die Steuerfedern querüber ſchwärzlich und weiß geſtreift, der Kopf, wie der der Schnepfe viereckig und der Schnabel im Kleinen von derſelben Form.

Die Waſſerſchnepfe findet ſich am Rande der Gewäſſer und beſonders an den Bächen; man ſieht ſie über den Kies hinlaufen oder über die Fläche des Waſſers ſtreifen. Beim Aufſteigen ſtößt ſie ein Geſchrei aus und während des Fluges ſchlägt ſie die Luft in abgeſetzten Schlägen. Zuweilen taucht ſie, wenn ſie verfolgt wird, ins Waſſer unter. Die Lerchengeier ſtellen ihr oft nach; ſie überraſchen ſie, wenn ſie ihre Nahrung ſucht; denn die Waſſerſchnepfe ſtellt nicht, wie gewöhnlich die Vögel, die truppweiſe leben, einen Poſten aus, der für die gemeinſame Sicherheit wacht; ſie lebt allein in dem kleinen Bezirk, den ſie ſich längs dem Fluß oder der Küſte gewählt hat und hält ſich dort beſtändig auf, ohne ſich ſehr weit zu entfernen. Dieſe einſiedleriſchen und wilden Sitten verhindern ſie nicht, empfindſam zu ſein, wenigſtens hat ſie in der Stimme einen ziemlich deutlichen Ausdruck der Empfindung; es iſt

ein kleines ſehr ſanftes Pfeifen in ſchmachtenden Tönen, das über die Ruhe der Gewäſſer verbreitet oder in ihr Gemurmel einſtimmend, zur Sammlung und Schwermuth hinneigt. Wie es ſcheint, iſt es derſelbe Vogel, den man am Genferſee, wo man ihn mit einem Lockvogel an Leimbinſen fängt, Siffla ſſon nennt. Auf dem See von Nantua iſt er ebenfalls bekannt; man nennt ihn dort Pivette oder Grünfuß. Auch ſieht man ihn im Juni an der Rhone und Saone und im Auguſt auf dem Kiesſand der Ouche in Burgund, und auch findet man an der Seine Waſſerſchnepfen und man bemerkt, daß, während des ganzen Sommers einſiedleriſch, zur Wanderzeit dieſe Vögel ſich in kleinen Truppen von 5 oder 6 folgen und in ſtillen Nächten in der Luft ſich hören laſſen. In Lothringen kommen ſie im April an und ziehen mit dem Juli wieder fort.

So wandert die Waſſerſchnepfe, obwohl ſie für die ganze Zeit ihres Aufenthaltes an demſelben Orte bleibt, dennoch von Gegend zu Gegend, und ſelbſt in Jahreszeiten, worin die meiſten andern Vögel noch von der Sorge um ihre Brut feſtgehalten werden. Obwohl man ſie während zweier Dritttheile des Jahres auf den Küſten der untern Picardie ſieht, hat man uns nicht ſagen können, ob ſie dort brütet. Man gibt ihr in jenen Gegenden den Namen kleiner Reiter; ſie hält ſich dort an der Mündung der Flüſſe auf, und der Fluth folgend, lieſt ſie den kleinen Fiſchlaich und das Gewürme auf dem Sande auf, welchen die Wogen abwechſelnd bedecken und verlaſſen. Uebrigens iſt das Fleiſch der Waſſerſchnepfe ſehr zart und für den Geſchmack ſogar vorzüglicher, als das der Himmelsziege, obwohl es einen leichten Biſamgeruch hat. Weil dieſer Vogel unter dem Gehen ſtets mit dem Schwanze ſchüttelt, haben ihm die Naturforſcher den Namen Zingel gegeben, deſſen Wurzel Schütteln oder Bewegen bedeutet; allein dieſes Merkmal kennzeichnet ihn eben ſo wenig, wie die Gingette und die Seelerche, die in dem Schwanze dieſelbe Bewegung haben, und eine Stelle bei Ariſtoteles beweiſt klar, daß die Waſſerſchnepfe nicht der Zingel iſt. Dieſer Philoſoph nennt die 3 kleinſten Strandvögel Tringa, Schäniklos, Kinklos. Wir glauben, daß dieſe 3 Namen die 3 Arten der Waſſerſchnepfe, der Gingette und der Seelerche darſtellen. „Von dieſen 3 Vögeln, ſagt er, die auf den Ufern leben, ſind der Kinklos und der Schäniklos die kleinſten; der Tringa iſt der größte und ſo groß, wie eine Droſſel.“ Das iſt die Größe der Schnepfe richtig bezeichnet und die des Schäniklos und des Zingels geringer angegeben; um aber zu beſtimmen, welcher von dieſen beiden letzten Namen eigentlich auf die Gingette oder die Seelerche oder unſern kleinen Zingel angewandt werden muß, dazu fehlen uns die Angaben. Uebrigens nähert ſich dieſe geringfügige Unwiſſenheit nicht der Verwirrung, worin die Namengeber in Betreff der Waſſerſchnepfe gefallen

ſind; für die einen iſt ſie ein Waſſerhuhn, für die andern ein Seerebhuhn; einige nennen ſie, wie wir eben geſehen, Zingel; die meiſten geben ihr den Namen Tringa, den ſie jedoch verkehrter Weiſe als Gattungsnamen gebrauchen, während er urſprünglich ein Art- und Eigenname war; und auf dieſe Weiſe hat dieſer eine und nämliche Vogel, unter all dieſen verſchiedenen Namen wieder vorgebracht, jene vielen Angaben, wovon man ſeine Benennung begleitet ſieht und eben ſo viele mehr oder minder unkennbare Abbildungen veranlaßt, unter denen man ihn hat darſtellen wollen; eine Verwirrung, worüber ſich Klein mit Recht beklagt, indem er ſich über die Unmöglichkeit ausläßt, ſich mitten in dieſem Gewirr fehlerhafter Abbildungen zurecht zu finden, welche die Schriftſteller reichlich mittheilen, ohne einander zu Rath zu ziehen und ohne die Natur zu kennen, ſo, daß ihre Nachrichten, gleich unverdaulich, zur Vereinbarung derſelben nicht dienen können.

Die Gingette.

Man könnte ſagen, die Gingette, Nro. 850, wäre nur eine kleine Waſſerſchnepfe, ſo ähnlich ſind ſich dieſe beiden Vögel in Betreff der Form und des Gefieders. Die Gingette hat eine weiße Kehle und einen weißen Bauch; die Bruſt iſt auf weißem Grunde mit grauen Strahlenbündeln gefleckt; Rücken und Bürzel grau, nicht mit weißlichen Schenkeln, ſondern mit leichten ſchwärzlichen Wellenlinien und einem kleinen Strich von der letztern Farbe auf der Rippe jeder Feder und im Ganzen nimmt man einen röthlichen Widerſchein wahr. Der Schwanz iſt etwas länger und ausgebreiteter, als der der Waſſerſchnepfe; die Gingette ſchüttelt ihn ebenſo unter dem Gehen. Nach dieſer Gewohnheit haben ihm mehrere Naturforſcher den Namen Motacilla beigelegt, den man jedoch ſchon vielen kleinen Vögeln, wie der Bachſtelze, der Wäſcherin, dem Troglodyten u. ſ. w. gegeben.

Die Gingette lebt einſiedleriſch an dem Waſſer und ſucht, wie die Waſſerſchnepfen, ſandige Ufer. Viele ſieht man an den Quellen der Moſel, im Wasgau, wo dieſer Vogel Lambiche heißt; er verläßt dieſe Gegend frühzeitig und mit dem Juli ſchon, nachdem er ſeine Jungen aufgezogen.

Die Gingette fliegt von Weitem und unter einigem Geſchrei auf, und während der Nacht hört man ſie auf den Ufern mit einer ſeufzenden Stimme rufen, eine Gewohnheit, die ſie wahrſcheinlich mit der Waſſerſchnepfe gemein hat, da nach Willughby's Bemerkung der Pilvenckegen Gesner's, ein ſeufzender Vogel, der größer, als die Gingette iſt, die Waſſerſchnepfe zu ſein ſcheint.

Uebrigens begeben ſich dieſe beiden Arten weit genug nach Norden, um in die kalten und gemäßigten Länder der neuen Welt gelangt zu ſein; und

wirklich unterſchied ſich, wie es uns vorgekommen, eine aus Luiſiana geſchickte Waſſerſchnepfe in nichts von der Waſſerſchnepfe unſerer Gegenden.

Das Seerebhuhn.

Sehr uneigentlich hat man den Namen Rebhuhn dieſem Strandvogel, Nro. 882, gegeben, der mit dem Rebhuhn keine andere Verwandtſchaft, als eine ſchwache Aehnlichkeit in der Form des Schnabels hat. Ziemlich kurz, oben gewölbt, an den Seiten gedrückt, gegen die Spitze hin gebogen, iſt wirklich dieſer Schnabel dem der Hühnervögel ziemlich ähnlich; allein die Form des Körpers und der Schnitt der Federn entfernen dieſen Vogel von der Gattung der Hühnervögel und ſcheinen ihn der der Schwalben zu nähern, deren Form und Verhältniſſe er hat, da ſein Schwanz, wie der ihrige, gabelförmig, ſeine Flugweite groß und die Flügel ſpitz ausgeſchnitten ſind. Einige Schriftſteller haben dieſem Vogel den Namen Glareola gegeben, der ſich auf ſeine Gewohnheit, auf dem Sande des Seeufers zu leben, bezieht, und in der That ſucht ſich dieſes Seerebhuhn, wie der Zingel, die Gingette und die Seelerche, das Waſſergewürm und die Waſſerkerbthiere, die ihm zur Nahrung dienen. Auch beſucht es das Ufer der Bäche und Flüſſe, wie des Rheines bei Straßburg, wo man ihm, nach Gesner, den Namen Koppriegerle gibt; Kramer nennt es Pratikola, weil er auf großen Wieſen am Ufer eines gewiſſen Sees in Niederöſtreich ſehr viele geſehen hat; überall aber, ſowohl an den Flüſſen und Seen, als am Meere ſucht dieſer Vogel mehr das ſandige, als das ſchlammige Ufer auf.

Man kennt vier Arten oder Abarten dieſer Seerebhühner, die mitten unter der zahlreichen Zunft der kleinen Strandvögel eine für ſich alleinſtehende kleine Familie zu bilden ſcheinen.

Das graue Seerebhuhn.

Erſte Art.

Die erſte iſt das, auf unſerer ausgemalten Tafel Nro. 882, dargeſtellte Seerebhuhn, welches man mit der folgenden Art, aber ſelten, in einigen franzöſiſchen Landſchaften, beſonders in Lothringen ſieht, wo H. Lottinger es, wie er uns verſichert, geſehen hat. Sein ganzes Gefieder iſt grau mit fuchsrother Tinte auf den Seiten und den kleinen Schwungfedern; nur die Kehle iſt weiß und von einem ſchwarzen Faden eingefaßt; der Bürzel weiß und die Füße roth. Aldrovande's Seeſchwalbe, die übrigens dieſer Art ziemlich nahe kommt, ſcheint eine Abart zu bilden, indem ſie, jenem Naturforſcher zufolge, ſehr ſchwarze Füße hat.

Das braune Seerebhuhn.

Zweite Art.

Dieſes Seerebhuhn, welches man am Senegal findet und das eben ſo groß, wie das unſrige iſt, unterſcheidet ſich von dieſem nur durch ſeine ganz braune Farbe und wir ſind ſehr geneigt, zu glauben, daß dieſe Verſchiedenheit der grauen und braunen Farbe nur eine Wirkung des Einfluſſes der Himmelsgegend iſt, ſo, daß dieſe zweite Art wohl nur ein Schlag oder eine Abart der erſten ſein dürfte.

Die Giarole.

Dritte Art.

Dieſen Namen führt in Italien die Art des Seerebhuhns, auf welche mit Recht Aldrovande die Art des Gesneriſchen **Melampos** (oder Schwarzfußes) zurückführt, ein Kennzeichen, woran man nach Gesners Behauptung dieſen Vogel von allen andern dieſer Gattung, deren keiner ſchwarze Füße hat, unterſcheiden kann. Der Name, den er ihm im Deutſchen gibt (**Rothknillis**) entſpricht dem Farbengrunde ſeines Gefieders, das am Halſe und auf dem Kopfe fuchſig oder röthlich iſt mit weißlichen und braunen Flecken. Der Flügel iſt aſchgrau und ſeine Steuerfedern ſind ſchwarz.

Das Halsbandſeerebhuhn oder Riegerle.

Vierte Art.

Der Name **Riegerle**, den man im Deutſchen dieſem Vogel gibt, deutet an, daß er rührig und faſt immer in Bewegung iſt; in der That ſobald er ein Geräuſch hört, wird er unruhig, läuft und fliegt weg, unter kleinem durchdringendem Geſchrei. Er hält ſich an den Ufern auf und ſeine Gewohnheiten ſind faſt dieſelben, wie die der Gignetten. Angenommen aber, daß die von Gesner mitgetheilte Abbildung in der Form des Schnabels genau iſt, gehört dieſer Vogel, ſowohl durch dieſes Merkmal, wie durch die Aehnlichkeit der Farben, zu der Gattung des Seerebhuhns; der Rücken iſt aſchgrau, ebenſo der obere Theil des Flügels, deſſen große Schwungfedern ſchwärzlich ſind; der Kopf iſt ſchwarz, mit 2 weißen Linien über den Augen; der Hals iſt weiß und ein brauner Reif umgibt ihn untenher, wie ein Halsband; der Schnabel iſt ſchwarz und die Füße ſind gelblich. Uebrigens muß dieſes Seerebhuhn das kleinſte von allen ſein, da es kaum ſo groß, wie der Zingel, und dieſer unter allen Strandvögeln der kleinſte iſt. Schwenckfeld ſagt, dieſes Seerebhuhn niſte auf den ſandigen Ufern der Flüſſe und lege 7 längliche Eier; er fügt hinzu, es laufe ſehr ſchnell und laſſe dabei während der Sommernächte ein kleines Geſchrei **tül, tül**, mit ſchallender Stimme hören.

Die Seelerche.

Dieſer Vogel, Nro. 851, iſt keine Lerche, obwohl er ihren Namen hat; der Lerche gleicht er ſogar nur durch den Wuchs, der faſt derſelbe iſt, und durch einige Aehnlichkeiten in den Farben des Gefieders auf dem Rücken; im Uebrigen aber, ſowohl der Form, als den Gewohnheiten nach, unterſcheidet er ſich von ihr; denn die Seelerche lebt am Rande der Gewäſſer, ohne die Ufer zu verlaſſen. Sie iſt am untern Theil des Beines nackt und der Schnabel ſchmächtig, walzenförmig und ſtumpf, wie die andern langſchnäbligen Vögel und nur verhältnißmäßig kürzer, als der der Himmelsziege, welcher dieſe Seelerche in Geſtalt und Haltung ziemlich ähnlich iſt.

In der That halten ſich dieſe Vögel an den Ufern der See auf, obwohl man ſie auch an den Flüſſen findet. Sie fliegen in Schaaren, die oft ſo dicht ſind, daß man immer mit einem einzigen Schuſſe viele tödtet; und Belon wundert ſich über die große Menge dieſer Waſſerlerchen, mit denen er auf unſern Küſten die Märkte beſetzt geſehen hat. Ihm zufolge iſt es ein beſſeres Eſſen, als die Lerche ſelbſt; allein, wenn es friſch iſt, wirklich gut, nimmt dieſes kleine Wildpret, ſobald man es aufbewahrt, einen Oelgeſchmack an. Wahrſcheinlich redet H. Salerne unter dem Namen Gingetten von dieſen Seelerchen, wenn er ſagt, ſie flögen ſchaarenweiſe, da die Gingette einſam lebt. Tödtet man eine dieſer Lerchen im Schwarm, ſo flattern die andern um den Jäger, als wollten ſie ihre Gefährtinn retten. Treu einander folgend, rufen ſie ſich beim Wegfliegen und ſtreifen in Geſellſchaft über die Oberfläche des Waſſers hin. Des Nachts hört man ſie auf den ſandigen Küſten und den kleinen Eilanden einander locken und ſchreien.

Im Herbſte ſieht man ſie verſammelt; die Paare, welche die Sorge für ihre Jungen getrennt hatte, vereinigen ſich alsdann nebſt den neuen Familien, die gewöhnlich aus 4—5 Jungen beſtehen. Die Eier ſind gegen den Wuchs des Vogels ſehr groß; er legt ſie auf den nackten Sand nieder. Die Waſſerſchnepfe und die Gingette haben dieſelbe Gewohnheit und bauen kein Neſt. Die Seelerche fängt, längs dem Ufer hin- und her wandelnd und beſtändig mit dem Schwanze ſchüttelnd, die kleinen Fiſche.

Dieſe Vögel reiſen, wie ſo viele andere, und verändern die Gegend ihres Aufenthalts; es ſcheint ſogar, daß ſie auf einigen unſerer Küſten nur Zugvögel ſind; wenigſtens verſichert uns dieſes ein guter Beobachter von denen der Niederpicardie. An dieſen Seeküſten kommen ſie im September bei Oſtwinden an und ziehen nur durch; ſie laſſen ſich auf 20 Schritte weit nahe kommen, wonach wir vermuthen, daß man in den Ländern, von wo ſie kommen, keine Jagd auf ſie macht.

Uebrigens müſſen die Reiſen dieſer Vögel ſie ſo weit nach Norden geführt haben, daß ſie aus einem Feſtlande ins andere gezogen ſind; denn ihre Art

ſindet man heimiſch in den nördlichen und ſüdlichen Gegenden Amerikas, in Luiſiana, auf den Antillen, auf Jamaika, St. Domingo und Cayenne. Die beiden Seelerchen von St. Domingo, welche getrennt H. Briſſon angibt, ſcheinen uns nur Abweichungen von unſerer europäiſchen Art zu ſein und in dem alten Feſtlande iſt ihre Art vom Norden bis zum Süden verbreitet; denn die Seelerche erkennt man am Vorgebirge der guten Hoffnung in dem Vogel wieder, den Kolbe unter dem Namen Bachſtelze angibt, und im Norden in dem ſchottiſchen Stint Willughby's und Sibbald's.

Der Zingel.

Den Namen Kinklos hat Ariſtoteles einem der kleinſten Strandvögel gegeben und wir glauben daher dieſen Namen Zingel, der daher kommt, für den kleinſten aller derjenigen annehmen zu müſſen, welche dieſe zahlreiche Sippſchaft bilden, unter welchen man die Reiter, die Strandläufer, die Waſſerſchnepfe, die Gingette, das Rebhuhn und die Seelerche begreift. Unſer Zingel ſelbſt, Nro. 852, ſcheint nur eine Neben- und Unterart der Seelerche zu ſein; etwas kleiner und nicht ſo hochbeinig, hat er dieſelben Farben, mit der einzigen Verſchiedenheit, daß ſie ſtärker gezeichnet ſind; die Strahlenbündel auf dem Mantel ſind ſauberer und auf der Bruſt ſieht man einen Gürtel von Flecken dieſer Farbe; deswegen hat ihn H. Briſſon Seelerche mit dem Halsbande genannt. Der Zingel hat übrigens dieſelben Sitten wie die Seelerche; häufig findet man ihn bei ihr, und ſie ziehen in Geſellſchaft durch. Mit dem Schwanze ſchüttelt oder zittert er auf dieſelbe Weiſe, eine Gewohnheit, welche Ariſtoteles ſeinem Zingel beizulegen ſcheint; wir haben aber nicht ermittelt, ob dasjenige, was er weiter von ihm ſagt, auf den unſrigen paſſen kann, daß er nämlich, einmal gefangen, ſehr leicht zahm wird, obwohl er mit außerordentlich vieler Verſchlagenheit den Netzen ausweicht. Was die lange und dunkle Erörterung Aldrovande's über den Zingel betrifft, ſo beſteht Alles, was man aus ihr, ſo wie aus den vielfältigen und insgeſammt mangelhaften Abbildungen, die er von ihm mitgetheilt, ſchließen kann, darin, daß die beiden Vögel, welche die Italiener Giarollo und Giaroncello nennen, unſerm Zingel und unſerer Seelerche entſprechen.

Der Ibis.

Unter allen Ausſchweifungen des Aberglaubens, die jemals die Vernunft geſchändet und das Menſchengeſchlecht entwürdigt und erniedrigt haben, würde der Thierdienſt ohne Zweifel die ſchmachvollſte ſein, erwöge man nicht ſeinen erſten Urſprung und die Gründe. Wie hat in der That der Menſch bis zur Anbetung des Viehes herabſinken können? Gibt es einen offenbareren

Beweis unſeres elenden Zuſtandes in jenen erſten Zeitaltern, worin zu mächtig und zu zahlreich die ſchädlichen Arten den einſamen, verlaſſenen, waffenloſen und der, zur Anwendung ſeiner Kräfte nöthigen Künſte entblößten Menſchen umringten? Seitdem zu ſeinen Sklaven geworden, waren damal dieſe nämliche Thiere ſeine Gebieter oder wenigſtens ſchreckliche Nebenbuhler; Furcht und Vortheil riefen alſo verwerfliche Gefühle und alberne Gedanken ins Leben, und bald machte der Aberglaube, die einen wie die andern ſammelnd, aus jedem nützlichen oder ſchädlichen Weſen gleichmäßig Götter.

Aegypten iſt eins der Länder, wo dieſer Thierdienſt am früheſten ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen und viele Jahrhunderte hindurch am gewiſſenhafteſten erhalten und beobachtet worden; und dieſe gottesdienſtliche Verehrung, die uns durch alle Denkmäler bezeugt wird, ſcheint uns anzudeuten, daß in jenem Lande die Menſchen ſehr lange gegen die verderblichen Arten gekämpft haben.

In der That, die Krokodile, die Schlangen, die Eidechſen und alle andere unreinen Thiere entſtanden mit jedem Augenblick von Neuem, und wimmelten zahllos auf dem weiten Schlamm eines niedrigen Landes, das tief durchfeuchtet und zu beſtimmten Zeiten durch das Austreten des Fluſſes überſtrömt wird. Und dieſer kothige Schlamm mußte, unter der Gluthhitze des Wendekreiſes gährend, alle jene unreinen, unförmlichen Geſchlechter, welche die Erde edleren Bewohnern erſt dann geräumt haben, nachdem ſie ſich gereinigt hatte, lange unterhalten und ins Unendliche vermehren.

„Schwärme, ſo ſagen uns die Geſchichtſchreiber, kleiner, giftiger Schlangen, die aus dem erhitzten Moder der Moräſte hervorgingen, und in großen Schaaren umherzogen, würden Aegyptens Untergang verurſacht haben, wären nicht die Ibiſe ihnen entgegengetreten, um ſie zu bekämpfen und auszurotten.“ Iſt es nicht ganz wahrſcheinlich, daß dieſer ſo große, wie unerwartete Dienſt der Grund des Aberglaubens war, der in dieſen Schirmvögeln etwas Göttliches vorausſetzte. Dieſem Wahn des Volkes verſchafften die Prieſter Beglaubigung; ſie verſicherten, daß die Götter, wenn ſie unter einer ſichtbaren Form ſich zeigen wollten, die Geſtalt des Ibiſes annähmen. Schon hatten in der großen Verwandlung ihr wohlthätiger Gott Thoth oder Merkur, der Erfinder der Künſte und der Geſetze, dieſe Umſtaltung vorgenommen; und dieſer alten Sage getreu, verbirgt Ovid, in dem Kampfe der Götter und der Rieſen, Merkur unter die Flügel des Ibiſes u. ſ. w. Beſeitigen wir aber alle dieſe Fabeln, ſo wird uns die Geſchichte der Kämpfe dieſer Vögel gegen die Schlangen übrig bleiben. Herodot verſichert, er ſei an Ort und Stelle gegangen, um Zeuge derſelben zu ſein. „Nicht weit von Butus, ſagt er, auf den Grenzen Arabiens, wo ſich die Gebirge nach der weiten Ebene Aegyptens aufthun, ſah ich die

Felder bedeckt, mit einer unglaublichen Menge aufgehäufter Gebeine und den Ueberbleibſeln kriechender Thiere, welche dort, in dem Augenblicke, wann ſie ſo eben Aegypten überziehen wollen, von den Ibiſen angegriffen und vertilgt worden.“ Dieſe nämliche Sache führt Cicero nach Herodots Erzählung an, und Plinius ſcheint ſie zu beſtätigen, wenn er die Aegypter bei der Ankunft der Schlangen ihre Ibiſe gewiſſenhaft anrufen läßt.

Auch lieſt man bei dem Geſchichtſchreiber Joſephus, daß Moſes, als er gegen die Aethiopier zum Kriege auszog, in Papyruskäfichten eine große Menge Ibiſe mitnahm, um ſie den Schlangen entgegenzuſtellen. Dieſe Angabe, die nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, erklärt ſich leicht durch eine andere, in der Beſchreibung Aegyptens von H. v. Maillet. „Ein Vogel, ſagt er, den man Pharaonskapaun nennt, (und den man für den Ibis anſieht) folgt über 100 Stunden weit den Karawanen, die nach Mekka ziehen, um die Aeſern zu freſſe, welche die Karawane hinter ſich läßt; und zu jeder andern Zeit zeigt ſich auf dieſer Straße kein ſolcher Vogel;“ man muß alſo vermuthen, daß die Ibiſe auf dieſe Weiſe dem Hebräervolke auf ſeinem Zuge nach Aegypten folgten; und mit dieſer Thatſache hat uns Joſephus bekannt gemacht, dabei aber ſie entſtellt und der Klugheit eines wunderbaren Häuptlinges zugeſchrieben, was nur eine Wirkung des Naturtriebes dieſer Vögel war; und dieſes Heer gegen die Aethiopier, und die Papyruskäfichte ſind nur da, um die Erzählung zu verſchönern, und das Gedankenbild zu vergrößern, das man von dem Geiſte eines ſolchen Heerführers haben mußte.

Es war den Aegyptern bei Lebensſtrafe verboten, die Ibiſe zu tödten, und dieſes Volk ſo trübſinnig als eitel, war der Erfinder der traurigen Kunſt des Einbalſamirens, durch welches man den Tod, ſo zu ſagen, verewigen wollte, der wohlthätigen Natur zum Trotze, die unaufhörlich daran arbeitet, ſeine Bilder zu verwiſchen; und nicht allein wendeten die Aegypter dieſe Kunſt des Einbalſamirens zur Erhaltung menſchlicher Leichen an, ſondern mit eben ſo großer Sorgfalt bereiteten ſie die Körper ihrer heiligen Thiere. Mehrere Brunnen mit Mumien in der Ebene von Sackara heißen Brunnen der Vögel, weil man in ihnen wirklich einbaſamirte Vögel, und beſonders Ibiſe findet, eingeſchloſſen in lange Töpfe von gebrannter Erde, deren Oeffnung zugekittet iſt. Mehrere dieſer Töpfe haben wir kommen laſſen, und, nachdem wir ſie zerbrochen, in allen eine Art Puppe gefunden, aus Lappen gebildet, welche dem Körper des Vogels zur Hülle dienen; der größte Theil deſſelben zerfällt in ſchwarzen Staub, wenn man ſein Leichentuch auseinander legt; gleichwohl findet man darin alle Knochen eines Vogels, mit Federn, die in einigen Stücken, welche feſt bleiben, wie eingebacken ſind. Dieſe Ueberbleibſel haben uns die Größe des Vogels, welche

der des Sichlers faſt gleich iſt, angezeigt; der Schnabel, der ſich in zweien dieſer Mumien wohl erhalten gefunden, hat uns mit ſeiner Gattung bekannt gemacht. Dieſer Schnabel iſt ſo dick, wie der des Storches, und durch ſeine Krümmung dem Schnabel des Sichlers ähnlich, ohne jedoch ſeine Einfurchungen zu haben, und da ſeine Krümmung auf ſeiner ganzen Länge dieſelbe iſt, ſo ſcheint es nach dieſen Merkmalen, daß man den Ibis zwiſchen den Storch und den Sichler ſtellen muß. In der That ſteht er dieſen beiden Vogelgattungen ſo nahe, daß ihn die neuern Naturforſcher zu den letztern gezählt und die alten neben den erſten geſtellt haben. Herodot hatte den Ibis ſehr gut gekennzeichnet, indem er ſagte: er habe einen ſtark gebogenen Schnabel und ein ſo hohes Bein, wie der Kranich. Er unterſcheidet zwei Arten, und die erſte, ſagt er, hat ein ganz ſchwarzes Gefieder; die zweite, die man bei jedem Schritt antrifft, iſt ganz weiß, mit Ausnahme der Flügel und der Schwanzfedern, die ſehr ſchwarz ſind, und des nackten Theiles des Halſes und des Kopfes, die nur mit der Haut bedeckt ſind.“

Hier aber muß man ein Dunkel zerſtreuen, welches die Urkunde der Ueberſetzer auf dieſe Stelle Herodots geworfen, wodurch ſeine Erzählung ein fabelhaftes, und ſogar albernes Anſehen erhält. Anſtatt *τῶν δ᾽ ἐν ποσί μᾶλλον εἰλεουμένον τοῖς ἀνθρώποισι* buchſtäblich zu überſetzen: quae pedibus hominum observantur saepius (diejenige, die man bei jedem Schritt antrifft), hat man überſetzt: hae quidem habent pedes, veluti hominis (dieſe Ibiſe haben Füße, wie die des Menſchen). Die Naturforſcher, welche nicht begriffen, was dieſe Vergleichung ſo unähnlicher Dinge bedeuten könnte, gaben ſich zu ihrer Erklärung oder Bemäntelung viele unnütze Mühe. Sie bildeten ſich ein, Herodot hätte bei der Beſchreibung des weißen Ibiſes den Storch vor Augen gehabt, und ſeine Füße nach der ſchwachen Aehnlichkeit, welche man zwiſchen den platten Nägeln des Storches und denen des Menſchen finden kann, auf dieſe Weiſe mißbräuchlich kennzeichnen können. Dieſe Erklärung war wenig genügend, und der Ibis mit Menſchenfüßen hätte daher in das Gebiet der Fabeln verbannt werden müſſen; indeſſen ward er als ein wirkliches Weſen unter dieſem abgeſchmackten Bilde angenommen und nur mit Erſtaunen kann man daſſelbe noch heut zu Tage ohne Erörterung und Beſchönigung in den Denkſchriften einer gelehrten Akademie ganz wiedergeben finden, während dieſes Hirngeſpinnſt, wie man ſieht, nur die Frucht eines Irrthums des Ueberſetzers jenes erſten griechiſchen Geſchichtsſchriebers iſt, dem die Aufrichtigkeit, womit er auf die Unzuverläßigkeit ſeiner Erzählungen voraus aufmerkſam macht, wann er ſie nur nach fremden Berichten verfaßt, in den Dingen, über die er nach eigner Anſchauung redet, mehr Achtung hätte verſchaffen müſſen.

Ariſtoteles unterſcheidet, wie Herodot, die beiden Ibisarten und fügt hinzu, die weiße ſei durch ganz Aegypten verbreitet, mit Ausnahme der Gegend von Peluſium, wo man dagegen nur ſchwarze Ibiſe ſehe, die man im ganzen übrigen Lande nicht finde. Plinius wiederholt dieſe beſondere Beobachtung; übrigens aber ſcheinen alle Alten, indem ſie die beiden Ibiſe nach der Farbe unterſcheiden, ihnen alle andere Kennzeichen gemeinſam zuzutheilen, Geſtalt, Gewohnheiten, Naturtrieb und ihren Aufenthalt, vorzugsweiſe in Aegypten, mit Ausſchluß jeder andern Gegend. Man konnte ſie ſelbſt der gewöhnlichen Meinung zufolge nicht aus ihrem Lande bringen, ohne daß man ſie vor Kummer hinzehren ſah. Dieſer ſeinem Heimathlande ſo treue Vogel, war zum Sinnbilde deſſelben geworden; die Geſtalt des Ibiſes in der Bilderſchrift, bezeichnet faſt immer Aegypten, und wenige Bilder und Zeichen finden ſich auf allen Denkmälern öfter wiederholt. Dieſe Ibisgeſtalten ſieht man auf den meiſten Obelisken, auf dem Fuße der Bildſäule des Nils, im Belvedere zu Rom, ſowie im Garten der Tuilerien zu Paris. Auf Adrians Denkmünze, auf welcher Aegypten zu Füßen geworfen dargeſtellt iſt, ſteht der Ibis neben ihm. Auf den Denkmünzen des Q. Marius hat man dieſen Vogel mit dem Elephanten dargeſtellt, um Aegypten und Libyen, die Schauplätze ſeiner Waffenthaten zu bezeichnen u. ſ. w.

Bei der Achtung, welche von uralter Zeit her das Volk dieſem berühmten Vogel gezollt hat, iſt es nicht zum Verwundern, daß ſeine Naturgeſchichte mit Fabeln überladen worden; man hat geſagt, die Ibiſe befruchteten ſich und erzeugten durch den Schnabel. Solin ſcheint hieran nicht zu zweifeln; Ariſtoteles aber ſpottet mit Recht über dieſe Vorſtellung jungfräulicher Reinheit bei dieſem heiligen Vogel. Pierius redet von einem Wunder einer ſehr entgegengeſetzten Art; er ſagt, den Alten zufolge, entſtände der Baſilisk aus einem Ibisei, das in dieſem Vogel aus dem Gift aller Schlangen, die er freſſe, ſich bildete. Dieſe nämlichen Alten haben auch geſchrieben, von einer Ibisfeder berührt, blieben das Krokodil und die Schlangen, wie von einem Zauber getroffen, unbeweglich und oft ſogar ſtürben ſie auf der Stelle. Dieſe Dinge haben Zoroaſter, Demokrit und Philäus behauptet; andere Schriftſteller haben geſagt, das Leben dieſes göttlichen Vogels wäre außerordentlich lang; die Prieſter von Hermopolis behaupteten ſogar, er könne unſterblich ſein, und zum Beweiſe dafür zeigten ſie zu Appion einen Ibis, der, ſagten ſie, ſo alt wäre, daß er nicht mehr ſterben könnte.

Das iſt nur ein Theil, der in Betreff dieſes Ibiſes in dem religiöſen Aegypten erzeugten Wahngebilde; der Aberglaube treibt Alles zum Aeußerſten; erwägt man aber den weiſen Beweggrund, den der Geſetzgeber haben mochte, wenn er den Dienſt der nützlichen Thiere heiligte, ſo wird man

zugeſtehen, daß dieſer in Aegypten auf der Nothwendigkeit beruhte, jene Thiere zu erhalten und zu vermehren, welche den ſchädlichen Arten in den Weg treten konnten; Cicero bemerkt verſtändig, daß die Aegypter keine andere heiligen Thiere hatten, als diejenigen, deren Leben zu achten, ihnen wegen des großen Nutzens, den ſie von denſelben zogen, von Wichtigkeit ſein mußte *). Ein weiſes Urtheil, weit verſchieden von dem des ungeſtümen Juvenal, der die Verehrung des Ibiſes zu den Verbrechen Aegyptens zählt und gegen dieſen Dienſt eifert, den der Aberglauben ohne Zweifel übertrieb, die Weisheit aber aufrecht erhalten mußte, weil überhaupt die Schwäche des Menſchen ſo groß iſt, daß die tiefdenkendſten Geſetzgeber ſie ihren Geſetzen zur Grundlage geben zu müſſen geglaubt haben.

Beſchäftigen wir uns jetzt mit der Naturgeſchichte und den wirklichen Gewohnheiten des Ibiſes, ſo werden wir in ihm nicht allein ein heftiges Gelüſte nach dem Fleiſche der Schlangen, ſondern auch eine ſtarke Abneigung gegen alle Kriecher wahrnehmen; er führt den grauſamſten Krieg gegen ſie. Belon verſichert, wenn auch geſättigt, tödte er ſie immerfort. Diodor von Sizilien ſagt: der Ibis wandele Tag und Nacht am Ufer der Gewäſſer, den Kriechern auflauernd, ihre Eier ſuchend und nebenbei die Käfer und Heuſchrecken vertilgend. Gewöhnt an die Achtung, die man ihnen in Aegypten erwies, kamen dieſe Vögel furchtlos mitten in die Städte. Strabo erzählt, ſie hätten die Straßen und Kreuzwege Alexandriens ſo erfüllt, daß ſie läſtig und beſchwerlich fielen, indem ſie zwar die Unreinigkeiten verzehrten, aber auch, was man aufbewahren wollte, anfielen, und mit ihrem Koth Alles beſudelten; Uebelſtände, die in der That einen feinen und gebildeten Griechen unangenehm berühren konnten, die aber plump religiöſe Aegypter mit Vergnügen duldeten.

Dieſe Vögel bauen ihr Neſt auf den Palmbäumen, und zwar in's Dickicht der ſtechenden Blätter, um es vor dem Angriff der Katzen, ihrer Feinde, ſicher zu ſtellen. Wie es ſcheint, legen ſie 4 Eier, wenigſtens kann man dieſes aus der Erklärung der Iſistafel durch Pignorus ſchließen. Es wird geſagt, der Ibis bezeichne ſeine Brut durch dieſelben Zahlen, wie der Mond ſeine Zeiten, ad lunae rationem ova fingit; was, wie es ſcheint, nicht anders verſtanden werden kann, als, indem man mit dem Doktor Shaw ſagt, der Ibis lege ſo viele Eier als es Mondphaſen gibt, nämlich 4. Aelian gibt zur Erklärung, warum dieſer Vogel dem Monde geheiligt ſei,

*) Es ſcheint Anfangs ſchwer, dieſen Grund auf den Dienſt des Krokodils anzuwenden; allein, außer, daß es nur in einer einzigen Stadt, Namens Arſinoite, und das Ichneumon, ſein Feind in ganz Aegypten, angebetet würde, betete jene Stadt der Krokodile ſie nur aus Furcht an, und um ſie, durch einen allerdings unſinnigen Dienſt, von einem Orte, wohin natürlicher Weiſe der Strom ſie nicht gebracht hatte, fernzuhalten.

die Dauer der Brütezeit an, und ſagt, er brauche zum Ausbrüten ſeiner Jungen*) eben ſo viele Tage, als das Iſisgeſtirn zum Durchlaufen ſeiner Phaſen**).

Plinius und Gallienus ſchreiben dem Ibis die Erfindung der Kliſtyre, ſowie dem Nilpferde die, zur Ader zu laſſen, zu; und es ſind, fügt der Erſtere hinzu, nicht die einzigen Dinge, worin der Menſch nur ein Schüler des Kunſtfleißes der Thiere war. Nach Plutarch gebraucht der Ibis zu dieſem Zwecke nur Salzwaſſer und H. Perrault behauptet in ſeiner zergliederungskundigen Beſchreibung dieſes Vogels, er habe das Loch im Schnabel bemerkt, durch welches das Waſſer ausgeſpritzt werden könne.

Wir haben geſagt, die Alten unterſchieden 2 Ibisarten, eine weiße und eine ſchwarze; wir haben nur die weiße geſehen, und ſie auf den ausgemalten Tafeln darſtellen laſſen, und was den ſchwarzen Ibis betrifft, ſo hat ihn, ungeachtet H. Perrault behauptet, er ſei öfter, als der weiße nach Europa gebracht worden, dennoch ſeit Belon kein Naturforſcher geſehen, und wir wiſſen von ihm nur, was dieſer Beobachter von ihm geſagt hat.

Der weiße Ibis.

Dieſer Vogel, Nro. 389, iſt etwas größer, als der Sichler, und etwas kleiner, als der Storch, von der Schnabelſpitze bis zum Ende der Nägel, ungefähr 3½ Fuß lang. Herodot beſchreibt ihn und ſagt, er habe hohe und nackte Beine, das Geſicht und die Stirn ſeien gleichmäßig unbefiedert, der Schnabel gebogen, die Schwung= und Steuerfedern ſchwarz und das übrige Gefieder weiß. Wir wollen zu dieſen Merkmalen einige andere Züge fügen, deren Herodot nicht erwähnt hat. Der Schnabel iſt rund und läuft in eine ſtumpfe Spitze aus, der Hals in ſeiner ganzen Länge gleich dick, und nicht, wie der Hals des Storchs, mit hangenden Federn beſetzt.

H. Perrault, der einen dieſer Vögel, welcher in der Menagerie zu Verſailles gelebt, beſchrieben und zergliedert hat, verglich ihn mit dem Storch, und fand, daß der letztere größer war, der Ibis aber verhältnißmäßig einen längern Schnabel und längere Füße hat. Bei dem Storche betrügen die Füße nur 4 Theile der Geſammtlänge des Vogels, und beim Ibis 5, und

*) Plutarch verſichert uns, der junge Ibis ſei gleich nach ſeiner Geburt 2 Drachmen ſchwer.

**) Clemens von Alexandria ſagt bei der Beſchreibung der religiöſen Mahlzeiten der Aegypter, unter andern Dingen trüge man einen Ibis um die Gäſte herum, dieſer Vogel wäre, durch das Weiß und Schwarz in ſeinem Gefieder, das Sinnbild des dunkeln und leuchtenden Mondes, und Plutarch zufolge, fand in der Weiſe, wie auf ſeinem Gefieder, das Weiß vom Schwarz geſchieden war, die Geſtalt des wachſenden Geſtirns der Nacht.

denſelben verhältnißmäßigen Unterſchied bemerkte er zwiſchen ihren Schnäbeln und Hälſen. Die Flügel ſchienen ihm ſehr groß, die Schwungfedern waren ſchwarz und übrigens das ganze Gefieder etwas fuchsröthlich weiß und nur durch einige purpurrothe und röthliche Flecken unter den Flügeln etwas bunt. Der Obertheil des Kopfes, der Umring der Augen und der Untertheil der Kehle von Federn entblößt und mit einer rothen und runzlichen Haut bedeckt. Der Schnabel war an der Wurzel dick und rund, er hatte 1½ Zoll im Durchmeſſer, und war in ſeiner ganzen Länge gebogen; an der Wurzel war er hellgelb und gegen die Spitze hin dunkelpomeranzengelb. Die Seiten dieſes Schnabels ſind ſcharf und hart genug, um die Schlangen zu durchſchneiden, und wahrſcheinlich vertilgt der Vogel ſie auf dieſe Weiſe; denn ſein Schnabel mit der ſtumpfen und gleichſam abgeſtutzten Spitze würde ſie nur mit Mühe durchbohren.

Der Untertheil der Beine war roth, und dieſer Theil, den Belon in ſeiner Abbildung des ſchwarzen Ibis nicht einen Zoll lang ſein läßt, hatte bei dieſem weißen Ibis über 4 Zoll; er war, ſowie der Fuß, mit ſechseckigen Schuppen ganz beſetzt; die Schuppen, welche die Zehen bedeckten, waren tafelförmig ausgeſchnitten, die Nägel ſpitz, ſchmal und ſchwärzlich, Anſätze eines Häutchens faßten die Mittelzehe auf beiden Seiten ein, und befanden ſich an den beiden andern Zehen nur auf der innern Seite.

Obwohl der Ibis kein Kornfreſſer iſt, iſt ſein Magen eine Art Kropf, deſſen innere Haut rauh und runzelig iſt. Mehr als einmal hat man dieſe nicht zuſammenpaſſenden Bildungen im Bau der Vögel bemerkt; im Kaſuar z. B., der kein Fleiſch frißt, hat man einen, gleich dem des Adlers, häutigen Magen bemerkt *).

H. Perrault fand, daß das Gedärme 4 Fuß 8 Zoll lang war, das Herz war mäßig und nicht übergroß, wie Merula behauptet hat. Die tief im Schnabel verſteckte, ſehr kurze Zunge, war nur ein kleiner Knorpel von einem fleiſchigen Häutchen überzogen, weshalb Solin glaubte, dieſer Vogel hätte keine Zunge. Der Augapfel war klein und hatte nur 6 Linien im Durchmeſſer. „Dieſer weiße Ibis, ſagt H. Perrault, und ein anderer, den

*) Beſonders anziehend in dieſer Beſchreibung, iſt die Bemerkung, welche den Lauf des Milchſaftes in den Gedärmen der Vögel betrifft. Man machte Einſpritzungen in die Gekrösader eines der Störche, den man mit dem Ibis zergliedert hatte, und die Flüſſigkeit ging in die Höhlung der Gedärme über; ebenſo ging, als man einen Theil des Darms mit Milch angefüllt, und ihn an den beiden Enden zugebunden hatte, die zuſammengepreßte Flüſſigkeit in die Gekrösader über. Vielleicht, fügt der Zergliederer hinzu, iſt dieſer Weg der ganzen Gattung der Vögel gemein, und da man keine Milchader bei ihnen gefunden hat, ſo kann man mit Recht vermuthen, daß dieſes der Weg für den Milchſaft iſt, um aus dem Gedärme in das Gekröſe zu kommen.

man ebenfalls in der Menagerie von Verſailles ernährte, und die beide aus Aegypten gebracht worden, waren die einzigen Vögel dieſer Art, die man je in Frankreich geſehen hatte.“ Ihm zufolge, ſind alle Beſchreibungen der neuern Schriftſteller nur nach denen der alten abgefaßt worden. Dieſe Bemerkung ſcheint mir ziemlich richtig; denn Belon hat den weißen Ibis in Aegypten weder beſchrieben, noch auch gefunden, was nicht wahrſcheinlich ſein würde, wenn man nicht annähme, daß er ihn für einen Storch gehalten; allein dieſer Beobachter iſt ſeinerſeits der einzige unter den neuern, der uns den ſchwarzen Ibis geſchildert hat.

Der ſchwarze Ibis.

Dieſer Vogel, ſagt Belon, iſt nicht ganz ſo groß, wie ein Sichler. Er iſt alſo nicht ſo groß, wie der weiße Ibis, und muß auch weniger hoch von Beinen ſein; indeſſen haben wir bemerkt, daß die Alten die beiden Ibiſe in Allem, außer der Farbe, einander ähnlich ſein laſſen. Dieſer hier iſt ganz ſchwarz, und Belon ſcheint anzudeuten, daß er auf der Stirn und dem Geſicht nur eine nackte Haut habe, indem er ſagt, ſein Kopf ſei wie der eines Seeraben gebildet. Gleichwohl legt Herodot, der, wie es ſcheint, ſeine beiden Beſchreibungen ſehr genau geben wollte, dem ſchwarzen Ibis dieſes Merkmal eines unbefiederten Kopfes und Halſes nicht bei. Wie dem auch ſei, Alles, was man von den andern Merkmalen und Gewohnheiten dieſer beiden Vögel geſagt hat, iſt ihnen gemeinſam, ohne Ausnahme und Unterſchied, beigelegt worden.

Der Sichler.

Erſte Art.

Die Namen, die aus Lauten gebildet ſind, welche die Stimme, den Geſang, das Geſchrei der Vögel nachahmen, ſind, ſo zu ſagen, die Namen der Natur, es ſind auch die erſten, welche der Menſch gegeben hat. Die wilden Sprachen bieten uns tauſend Beiſpiele von Namen dar, welche triebmäßig beigelegt worden, und der Geſchmack, der nur ein feinerer Trieb iſt, hat ſie in den Sprachen der gebildeten Völker, und zumal in der griechiſchen, die maleriſcher als irgend eine andere iſt, da ſie ſelbſt in der Benennung malt, mehr oder minder erhalten. Die kurze Beſchreibung, die Ariſtoteles vom Sichler, Nro. 818, gibt, hätte, ohne ſeinen Namen *κλοριος* nicht hingereicht, um ihn kennbar zu machen, und von den andern Vögeln zu unterſcheiden. Die franzöſiſchen Namen Courlis, Curlis, Turlis, ſind Namen, die ſeine Stimme nachahmen, und in andern Sprachen nähern ſich dem ebenſo die Namen Curlew, Caroli, Tarlino; allein die Benennungen Arquata und Falcinellus oder Sichler

ſind von der ſichelförmigen Biegung ſeines Schnabels hergenommen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Namen Numenius, deſſen Wurzel in dem Worte Neomenie, der Zeit des wachſenden Mondes liegt. Dieſer Name iſt dem Sichler beigelegt worden, weil ſein Schnabel faſt die Form eines wachſenden Halbmondes hat. Die neuern Griechen haben ihn Makrimiti oder Langnaſe genannt, weil er einen, gegen die Größe ſeines Körpers, ſehr langen Schnabel hat. Dieſer Schnabel iſt ziemlich ſchmächtig, mit Furchen durchzogen, in ſeiner ganzen Länge gleichmäßig gebogen, und in eine ſtumpfe Spitze auslaufend; er iſt ſchwach und von einem zarten Beſtandweſen, und ſcheint nur geeignet, die Würmer aus der weichen Erde herauszuziehen. Nach dieſem Merkmal könnten die Sichler an die Spitze der zahlreichen Sippſchaft lang- und feinſchnäbliger Vögel, wie der Schnepfen, Leimſchnepfen, Reiter u. ſ. w. geſtellt werden, die eben ſowohl Sumpf- als Strandvogel ſind, und mit keinem zum Ergreifen oder Durchbohren der Fiſche geſchickten Schnabel bewaffnet, ſich an die Würmer oder Kerbthiere halten müſſen, die ſie aus dem Moder und dem feuchten und ſchlammigen Boden herauswühlen.

Der Hals und die Füße des Sichlers ſind lang, ſeine Beine zum Theil nackt und die Zehen gegen ihre Verbindung hin durch ein kleines Häutchen eingefaßt. Er iſt beinahe ſo groß wie ein Kapaun und im Ganzen ungefähr 2 Fuß lang, ſein Schnabel 5 bis 6 Zoll und die Flugweite über 3 Fuß. Das ganze Gefieder iſt gemiſcht weißgrau, mit Ausnahme des Bauches und des Bürzels, die ganz weiß ſind; braune Pinſelſtriche liegen auf allen obern Theilen und jede Feder hat eine weißgraue oder fuchsröthliche Franſe; die großen Schwungfedern ſind ſchwärzlich braun; die Rückenfedern wie Seide glänzend, die Halsfedern flaumig; die Federn des Schwanzes, der über die eingezogenen Flügel kaum hinausreicht, ſind wie die mitteln Flügelfedern weiß und ſchwärzlichbraun durchſchnitten. Männchen und Weibchen ſind untereinander nicht ſehr verſchieden, letzteres nur etwas kleiner, und daher iſt die beſondere Beſchreibung, welche Linné von dieſem Weibchen gegeben, überflüſſig.

Einige Naturforſcher haben geſagt, obwohl das Fleiſch des Sichlers einen Sumpfgeruch habe, werde es dennoch ſehr geſchätzt und ihm von Einigen unter den Waſſervögeln der erſte Preis zuerkannt. Der Sichler ernährt ſich von Erdwürmern, Kerb- und kleinen Muſchelthieren, die er auf dem Sande und dem Schlamme des Meeres, oder auf den Moräſten und in den feuchten Wieſen aufliest. Seine Zunge iſt ſehr kurz und tief im Schnabel verſteckt. In ſeinem Magen, der wie der Magen der Kornfreſſer muskelig iſt, findet man kleine Steine und zuweilen Samenkörner. Unterhalb des Magens ſchwillt der Speiſeſchlund wie eine, mit drüſigten Wärzchen belegte Taſche

auf; unter den Gedärmen finden ſich 2 Blinddärme, die drei bis vier Zoll lang ſind.

Dieſe Vögel laufen ſehr geſchwinde und fliegen truppweiſe, *) in Frankreich ſind es Zugvögel, die ſich in den innern Landſchaften kaum aufhalten, in den Seegegenden aber verweilen, wie in Poitou, Aunis und der Bretagne längs der Loire, wo ſie niſten. Man verſichert, in England bewohnten ſie die Seeküſten nur im Winter, und im Sommer niſteten ſie im Innern des Landes gegen die Gebirge hin. In Deutſchland kommen ſie erſt in der Regenzeit und bei gewiſſen Winden an; denn faſt alle Namen, die man ihnen in den verſchiedenen Mundarten der deutſchen Sprache gibt, haben Bezug auf die Winde, Regen oder Gewitter. Man ſieht ihrer in Schleſien im Herbſt, und im Sommer begeben ſie ſich an das baltiſche Meer nnd den bothniſchen Meerbuſen. Ebenſo findet man ſie in Italien und Griechenland, und wie es ſcheint, erſtrecken ſich ihre Wanderungen bis über das Mittelmeer hinaus; denn ſie kommen zweimal des Jahrs, im Frühling und Herbſt, durch Malta. Uebrigens haben die Reiſenden in faſt allen Theilen der Erde Sichler angetroffen, und obwohl ihre Nachrichten ſich größtentheils auf die verſchiedenen fremden Arten dieſer ziemlich zahlreichen Familie beziehen, ſcheint es dennoch, daß die europäiſche Art am Senegal und auf Madagaskar wiedergefunden wird, denn der auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 198, dargeſtellte Vogel iſt unſerm Sichler ſo ähnlich, daß wir ihn auf dieſelbe Art zurückführen zu müſſen glauben. Er unterſcheidet ſich in der That von dem europäiſchen Sichler durch einen etwas längern Schnabel und durch etwas reinere Farben, leichte Unterſchiede, die nur höchſtens eine Abweichung bilden, welche man dem bloſen Einfluſſe des Himmelsſtriches zuſchreiben kann. Zuweilen trifft man weiße Sichler an, wie man weiße Schnepfen, Amſeln und Sperlinge findet; allein dieſe, nur einzelnen Vögeln eigenthümlichen Abweichungen ſind zufällige Ausartungen und dürfen nicht als Merkmale beſtändiger Schläge angeſehen werden.

*) Wahrſcheinlich gibt Heſychius dem Sichler nach der Geſchwindigkeit ſeines Laufes den Namen Trochilus, der ſonſt und richtiger einem kleinen Vogel, dem Troglodyten beigelegt wird. Dieſer Name Trochilus wird zwar in einer Stelle des Klearch im Athenäus einem Waſſervogel gegeben; daß ſich aber Heſychius irrt, geht daraus hervor, daß an dieſer nämlichen Stelle der Sichler (χλοριος) als verſchieden vom Trochilus genannt wird; und dieſer Trochilus des Klearch, ein Bewohner der Ufer, wird der Läufer, oder irgend einer jener kleinen Vögel Gingetten, Zingel oder Halsbandregenpfeifer ſein, die ſich beſtändig an den Ufern der Gewäſſer aufhalten und die man hier mit Geſchwindigkeit laufen ſieht.

Der kleine Sichler.

Zweite Art.

Der kleine Sichler, Nro. 842, iſt nur halb ſo groß, wie der Sichler, dem er in der Form, dem Grunde der Farbe und ſelbſt in ihrer Vertheilung gleicht. Indeſſen ſind dieſe beiden Arten ſehr verſchieden; ſie beſtehen in denſelben Gegenden, ohne ſich mit einander zu vermiſchen und bleiben in der Entfernung, die der Unterſchied in der Größe, der zu beträchtlich iſt, als daß ſie ſich vereinigen könnten, zwiſchen ſie legt. Die Art des kleinen Sichlers ſcheint insbeſondere England anzugehören, wo ſie den Verfaſſern der brittiſchen Zoologie zufolge gemeiner als die des großen Sichlers iſt. In Frankreich dagegen ſcheint ſie ſehr ſelten zu ſein. Belon hat ſie nicht gekannt, und allem Anſchein nach iſt ſie in Italien nicht häufiger als in Frankreich; denn Aldrovande hat von ihr nur verworren nach Gesner geſprochen, und er wiederholt die doppelte Anführung, die bei dieſem Naturforſcher vorkommt, indem er dieſen kleinen Sichler zweimal unter den Waſſervögeln angibt; einmal als Phöopus und dann als Gallinula; denn man erkennt den kleinen Sichler an den Namen Regenvogel und Tarangolo, ſo wie auch die meiſten Züge in der Beſchreibung, die er von ihnen gibt. Willughby hat zuerſt dieſen Irrthum Gesners bemerkt und in 3 von dieſem Schriftſteller wiederholten Nachrichten denſelben Vogel wiedergefunden. Uebrigens hat ſich Gesner auch darin geirrt, daß er die Namen Windvogel und Wettervogel, die dem großen Sichler angehören, auf dieſen kleinen Sichler bezogen *); und was den Vogel betrifft, den H. Edwards unter dem Namen kleiner Ibis angeführt hat, (Aehrenl. Taf. 356) ſo iſt das gewiß ein kleiner Sichler, deſſen Gefieder aber, wie dieſer Naturforſcher ſelbſt bemerkt, in einem Zuſtande der Mauſe war und deſſen Beſchreibung folglich die Art dieſes Vogels nicht deutlich beſtimmen könnte.

Der grüne oder italiſche Sichler.

Dritte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 819, iſt unter dem Namen italiſcher Sichler bekannt; man kann ihn aber auch nach ſeiner Farbe bezeichnen. Er iſt größer, als H. Briſſon ſagt, und er auf den ausgemalten Tafeln dargeſtellt iſt; denn Aldrovande verſichert, er nähere ſich dem Wuchſe des Reihers, deſſen Namen ſelbſt die Italier ihm zuweilen geben. Der Name Falci-

*) Der Vogel, der auf den Geſellſchaftseilanden Torea heißt und in Cook's Reiſebeſchreibung kleiner Sichler genannt wird, ſcheint nicht zu der Familie der Sichler zu gehören. Es wird geſagt, der Torea finde ſich um die Schiffe her, und wir wiſſen nicht, daß irgend ein Sichler ſich ins Meer hinaus begibt, oder das Ufer verläßt.

nello, den ihm dieſer Naturforſcher und Gesner ausſchließlich beizulegen ſcheinen, kann eben ſo gut auf alle andere Sichler paſſen, die gleichfalls einen ſichelförmig gebogenen Schnabel haben; dieſer hier iſt auf dem Kopf, dem Halſe, dem Vorderleib und den Seiten des Rückens ſchön dunkel kaſtanienbraun; der obere Theil des Rückens, der Flügel und des Schwanzes iſt bronze- oder goldgrün, je nach den Widerſcheinen des Lichtes; der Schnabel iſt ſchwärzlich; eben ſo die Füße und der nackte Theil des Beines. Gesner hat nur einen jungen Vogel beſchrieben, der noch nicht ſeine Größe und ſeine Farben hatte. Dieſer in Italien gemeine Vogel wird auch in Deutſchland gefunden*); und Marſigli's Donauſichler, den H. Briſſon anführt, iſt allem Anſchein nach nur eine Abweichung in dieſer Art.

Der braune Sichler.

Vierte Art.

H. Sonnerat hat dieſen Sichler auf den Philippinen und zwar auf Luçon gefunden. Er hat den Wuchs des großen europäiſchen Sichlers; ſein ganzes Gefieder iſt fuchsbraun, ſeine Augen ſind mit einer grünlichen Haut umgeben; die Regenbogenhaut iſt feuerroth; ſein Schnabel iſt grünlich und ſeine Füße ſind lackroth.

Der gefleckte Sichler.

Fünfte Art.

Dieſer Sichler, der ebenfalls auf Luçon gefunden wird, würde, wie der vorige, mit unſerm großen Sichler viel Aehnlichkeit haben, wenn er nicht um ein Drittel kleiner wäre; er unterſcheidet ſich auch darin, daß er auf dem Scheitel des Kopfes ſchwarz iſt und ſeine Farben anders vertheilt ſind; ſie ſind auf dem Rücken wie Sprenkel über den Rand der Federn hingeworfen und auf dem Bauche in Wellenlinien oder in Querſchraffirungen.

Der nacktköpfige Sichler.

Sechste Art.

Die Art dieſes Sichlers, Nro. 867, iſt neu und ſehr merkwürdig; ſein ganzer Kopf iſt nackt und der Scheitel wird durch eine Art niederliegenden und nach hinten gerollten, 5 Linien dicken Wulſt gehoben und iſt mit einer ſehr rothen und ſehr dünnen Haut bedeckt, unter welcher man unmittelbar den knochigten Höcker, der den Wulſt bildet, wahrnimmt; der Schnabel iſt eben ſo roth, wie dieſe Krone auf dem Kopfe; der Obertheil des Halſes und der Vordertheil der Kehle ſind ebenfalls unbefiedert und die Haut iſt bei

*) Er führt hier nach Gesner die Namen: Welſcher Vogel, Sichler, Sagiſer.

dem lebenden Vogel ohne Zweifel hochroth; wir haben ſie aber nur an dem todten Vogel, den wir beſchreiben und den uns H. de La Ferte mitgebracht hat, ſchwarzblau geſehen. Er hat die ganze Form des europäiſchen Sichlers, nur iſt ſein Wuchs ſtärker und dicker. Sein Gefieder zeigt auf einem dunklen Grunde auf den Schwungfedern abwechſelnd grüne und purpurrothe Widerſcheine; die kleinen Bedeckungen haben eine ziemlich ſtark aufgetragene purpur-veilchenblaue Farbe, die aber auf dem Rücken, dem Halſe und dem Oberleibe leichter iſt; die Füße und der nackte Theil des Beines in der Länge eines Zolls ſind roth, wie der Schnabel, der 4 Zoll 9 Linien lang iſt. Von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende gemeſſen, hat dieſer Sichler 2 Fuß 1 Zoll und in ſeiner natürlichen Stellung eine Höhe von 1½ Fuß.

Der gehaubte Sichler.

Siebente Art.

Dieſen Sichler, Nro. 841, unterſcheidet die Haube von allen andern, die allgemein einen mehr oder minder glatten oder mit kleinen ſehr kurzen Federn bedeckten Kopf haben; dieſer hier dagegen trägt ein ſchönes Büſchel von langen, theils weißen, theils grünen Federn, die ſich ſtraußförmig nach hinten werfen; der Vordertheil des Kopfes und der Umfang des obern Halſes ſind grün, der übrige Hals, der Rücken und der Vorderleib ſchön kaſtanienfuchſig; die Flügel weiß, der Schnabel und die Füße gelblich. Eine breite nackte Haut umzieht die Augen; der gut befiederte Hals ſieht nicht ſo lang und nicht ſo ſchmächtig, wie bei den andern Sichlern, aus. Dieſer ſchöne, gehaubte Vogel wird auf Madagaskar gefunden. Die 7 Sichlerarten, die wir jetzt beſchrieben, gehören ſämmtlich dem alten Feſtlande an und in dem neuen kennen wir 8 andere.

Sichler des neuen Feſtlandes.

Der rothe Sichler.

Erſte Art.

Die niedern Gegenden und die ſchlammigen Uferſtrecken an den Meeren und großen Strömen Südamerikas ſind von mehreren Sichlerarten bevölkert. Die ſchönſte dieſer Arten und die gemeinſte in Guiana iſt die des rothen Sichlers, Nro. 80 und 81; ſein ganzes Gefieder iſt ſcharlachroth, mit Ausnahme der Spitze der erſten Schwungfedern, die ſchwarz iſt; die Füße, der nackte Theil der Beine und der Schnabel ſind roth oder röthlich *), eben ſo die nackte Haut, welche den Vordertheil des Kopfes vom Anfange des

*) Dieſe Farbe des Schnabels kann wechſeln; Marcgrave ſagt, ſie ſei aſchweiß; Cluſius, okergelb.

Schnabels bis über die Augen hinaus bedeckt. Dieſer Sichler iſt ſo groß, aber nicht ganz ſo dick, wie der europäiſche; ſeine Beine ſind höher und ſein Schnabel länger, auch ſtärker und gegen den Kopf hin dicker; das Gefieder des Weibchens iſt nicht ſo lebhaft roth, wie das des Männchens; aber beide bekommen erſt mit dem Alter dieſe ſchöne Farbe. Ihre Jungen ſind bei der Geburt mit einem ſchwärzlichen Flaum bedeckt; hierauf werden ſie aſchgrau, hernach, wann ſie zu fliegen anfangen, weiß, und erſt in dem zweiten oder dritten Jahre erſcheint dieſes ſchöne Roth in allmäligen Abſchattungen und erhält, ſo wie ſie älter werden, einen größern Glanz.

Dieſe Vögel halten ſich in Schwärmen zuſammen, ſie mögen fliegen oder auf den Bäumen ſitzen, wo ſie durch ihre Zahl und durch ihre Feuerfarbe den ſchönſten Anblick gewähren. Sie fliegen anhaltend und ſelbſt ziemlich raſch, aber nur des Morgens und des Abends ſetzen ſie ſich in Bewegung; während der Hitze des Tages begeben ſie ſich in die Schlupfhäfen und halten ſich hier in der Kühle unter den Wurzelträgern bis gegen 3 oder 4 Uhr auf, alsdann kehren ſie auf den Schlamm zurück, von wo ſie wieder nach den Schlupfhäfen gehen, um dort die Nacht zuzubringen. Nicht leicht ſieht man einen dieſer Sichler allein, oder, wenn ſich einer von dem Schwarme getrennt hat, ſo eilt er bald wieder zu ihm; allein dieſe Geſellſchaften ſind nach dem Alter geſchieden und die bejahrten halten ihre Schwärme von denen der jungen ziemlich beſtändig geſondert. Die Brütezeit beginnt im Januar, und endigt im Mai. Sie legen ihre Eier auf dem hohen Graſe, das unter den Wurzelträgern wächſt, oder in dem Geſtrüpp auf einige zuſammengetragene Reiſer und dieſe Eier ſind grünlich. Die Jungen fängt man mit der Hand, ſelbſt wenn die Mutter ſie am Boden leitet, um die Kerbthiere und die kleinen Krabben zu ſuchen, die ihnen zur erſten Nahrung dienen; ſie ſind nicht ſcheu und gewöhnen ſich leicht daran, im Hauſe zu leben. „Einen, ſagt H. de La Borde, habe ich erzogen und über 2 Jahre lang erhalten. Er nahm mit großer Traulichkeit ſeine Nahrung aus meiner Hand, und verfehlte die Stunde des Frühſtücks oder des Mittageſſens nie. Er fraß Brod, rohes, geſottenes und geſalzenes Fleiſch und Fiſche, mit Allem nahm er fürlieb; den Vorzug indeß gab er den Eingeweiden der Fiſche und Vögel, und er vergaß nicht, einen Gang nach der Küche zu machen, um ſie aufzuleſen; ſonſt war er beſtändig um das Haus her, mit dem Aufſuchen der Erdwürmer beſchäftigt oder er ging in einem Garten dem Gärtnerregen nach. Des Abends zog er ſich von ſelbſt in einen Hühnerſtall zurück, worin ein Hundert Geflügel ſchlief. Er ſetzte ſich auf die höchſte Stange, vertrieb mit tüchtigen Schnabelhieben alle Hühner, die ſich darauf ſetzen wollten, und unterhielt ſich oft die Nacht hindurch damit, ſie zu beunruhigen. Früh Morgens war er munter und machte vor Allem drei

bis vier Flüge um das Haus herum; zuweilen flog er bis an den Rand des Meeres, ohne ſich aber dort aufzuhalten. Kein anderes Geſchrei habe ich von ihm gehört, als ein kleines Gekrächz, das ein Ausdruck der Furcht beim Anblick eines Hundes oder eines andern Thieres zu ſein ſchien. Gegen die Katzen hegte einen großen Widerwillen, ohne ſie zu fürchten; unerſchrocken und mit mächtigen Schnabelhieben ſtürzte er über ſie her. Zuletzt ward er ganz nahe am Hauſe auf einem Teiche von einem Jäger getödet, der ihn für einen wilden Sichler hielt."

Dieſe Erzählung des H. de La Borde ſtimmt mit dem Zeugniſſe Laët's, der hinzufügt, einige dieſer Vögel habe man in der Gefangenſchaft ſich vereinigen und zeugen ſehen, ſo ziemlich überein. Wir vermuthen daher, daß es eben ſo leicht als angenehm ſein würde, dieſe ſchöne Art, die den Geflügelhöfen *) zur Zierde gereichen und vielleicht die Ergötzlichkeiten der Tafel vermehren würde, zu erziehen und fortzupflanzen; denn das Fleiſch dieſes Vogels, das ohnehin ſchon gut zu genießen iſt, könnte durch eine neue Nahrung noch verbeſſert werden und den kleinen Sumpfgeſchmack, den man an ihm findet **), verlieren; außerdem daß er, mit Speiſen aller Art und mit allen Ueberbleibſeln der Küche fürlieb nehmend, ohne Koſten ſich ernähren ließe. Uebrigens wiſſen wir nicht, ob dieſer Sichler, wie Marcgrave ſagt, Alles was man ihm gibt, ehe er es frißt, ins Waſſer tunkt.

In der Wildheit leben dieſe Vögel von kleinen Fiſchen, Muſchel- und Kerbthieren, die ſie in der Ebbe auf dem Schlamm ſammeln. Von den Küſten des Meeres entfernen ſie ſich nie weit; auch begeben ſie ſich an den Strömen nicht weit von ihrer Mündung weg; ſie gehen nur hin und her in demſelben Bezirk, wo man ſie das ganze Jahr ſieht. Ihre Art iſt dennoch über die meiſten der heißeſten Gegenden Amerikas verbreitet; man findet ſie gleicher Weiſe an den Mündungen des Rio Janeiro, des Maranjon u. ſ. w., auf den Bahamaeilanden und den Antillen. Die braſiliſchen Indier, die ſich mit ihren ſchönen Federn gerne ſchmücken, nennen dieſe Sichler Guara; der Name Flamingo, den man ihnen auf Cayenne gegeben, bezieht ſich auf das ſchöne Flammenroth ihres Gefieders und mit Unrecht legt man in dieſer Pflanzung dieſen Namen Flamingo allen Sichlern, ohne Unterſchied, bei. Ohne Grund auch bezieht der Reiſende Cauche ſeinen veilchenblauen Sichler von Madagaskar auf den braſiliſchen rothen Sichler, wenn er nicht etwa blos dieſe beiden Vögel der Geſtalt nach hat vergleichen wollen; denn die Veilchen-

*) Während wir dieſes ſchreiben, hat man einen lebenden rothen Sichler in der Menagerie ſeiner Hoheit des Prinzen von Condé zu Chantilly.

**) Man ißt ihn als Gewürzfleiſch und bereitet ihn zu ziemlich gutem Pfeffer; zuvor aber muß man ihn halb braten, um einen Theil ſeines Oels, das einen Sumpfgeſchmack hat, zu entfernen. (Bemerkung, mitgetheilt von einem Cayenner Pflanzer).

farbe, die er dem ſeinigen beilegt, iſt von dem Scharlachglanze unſeres rothen Sichlers ſehr verſchieden. Alles, was wir aus ſeiner Nachricht folgern können, iſt dieſes, daß man auf Madagaskar eine Sichlerart mit veilchenblauem Gefieder findet, die wir ſonſt durch keinen andern Bericht kennen.

Der weiße Sichler.

Zweite Art.

Dieſen Sichler, Nro. 915, könnte man für den rothen halten, der noch ſeine erſte Farbe trägt; allein Catesby, der beide gekannt hat, gibt dieſen als einen Vogel verſchiedener Art an. Er iſt wirklich etwas größer als der rothe Sichler; ſeine Füße, der Schnabel, der Augenumring und der Vordertheil des Kopfes ſind blaßroth, das ganze Gefieder weiß, mit Ausnahme der vier erſten Steuerfedern, die an ihrer Spitze dunkelgrün ſind. Dieſe Vögel kommen in Karolina gegen die Mitte Septembers, welches die Regenzeit iſt, in großer Menge an; ſie beſuchen die niedrigen und ſumpfigen Gegenden und bleiben hier ungefähr 6 Wochen, worauf ſie bis zum folgenden Jahre verſchwinden. Wahrſcheinlich ziehen ſie ſich nach dem Süden zurück, um in einer wärmern Himmelsgegend zu niſten. Catesby ſagt, er habe bei mehreren Weibchen kurz vor ihrer Abreiſe von Karolina Eiertrauben gefunden. Sie unterſcheiden ſich von den Männchen in den Farben nicht und beide haben ſafrangelbes Fleiſch und Fett.

Der braune Sichler mit rother Stirn.

Dritte Art.

Dieſe braunen Sichler kommen mit den weißen der vorigen Art und vermengt mit ihren Flügen in Karolina an. Sie ſind von derſelben Größe, aber nicht ſo zahlreich, da es, ſagt Catesby, zwanzig weiße Sichler auf einen braunen gibt. Dieſe ſind wirklich auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanze ganz braun, auf dem Kopf und dem Halſe braungrau und auf dem Bürzel und Bauch ganz weiß; der Vordertheil des Kopfes iſt unbefiedert und mit einer blaßrothen Haut bedeckt; Schnabel und Füße haben dieſelbe Farbe. Ihr Fleiſch und Fett iſt wie das der weißen Sichler gelb. Dieſe beiden Vogelarten kommen und ziehen zuſammen; im Winter begeben ſie ſich aus Karolina nach ſüdlichen Gegenden, wie nach Guiana, wo ſie graue Flamingoe genannt werden.

Der Waldſichler.

Vierte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 820, den die Anſiedler in Cayenne Waldflamingo genannt haben, lebt wirklich in den Wäldern längs der Bäche und Flüſſe

und hält ſich von den Seeküſten entfernt, welche die andern Sichler nicht leicht verlaſſen; auch hat er andere Sitten; er fliegt nicht in Schwärmen, ſondern nur in Begleitung ſeines Weibchens. Um zu fiſchen, ſetzt er ſich auf das Holz, das im Waſſer ſchwimmt. Er iſt nicht größer als der europäiſche Sichler, ſein Geſchrei aber viel ſtärker. Sein ganzes Gefieder hat einen tief dunkel grünen Anſtrich auf einem düſter grünen Grunde, der von weitem ſchwarz ausſieht und in der Nähe leichte bläuliche und grünliche Widerſcheine zeigt; die Flügel und der Oberhals haben die Farbe und den Glanz des blanken Stahls; auf dem Rücken ſieht man erzfarbige, und auf dem Bauch und dem untern Halſe glänzend purpurrothe Widerſcheine; die Backen ſind unbefiedert. H. Briſſon hat dieſe Art nicht erwähnt, obwohl Barrere ſie zweimal unter dem Namen **arquata viridis sylvatica** und **flammant des bois** angeführt hat.

Der Guarona.

Fünfte Art.

Guara iſt, wie wir geſehen, der Name des rothen Sichlers bei den Braſiliern; Guarana oder Guarona nennen ſie dieſen hier, deſſen Gefieder kaſtanienbraun iſt mit grünen Widerſcheinen auf dem Bürzel, der Schulter und der äußern Seite der Schwungfedern; der Kopf und der Hals ſind mit kleinen weißlichen Längslinien auf einem braunen Grunde geſchmückt. Dieſer Vogel iſt vom Schnabel bis zu den Nägeln 2 Fuß lang *); mit dem europäiſchen grünen Sichler hat er große Aehnlichkeit, und er ſcheint der Vertreter dieſer Art in Amerika zu ſein. Sein Fleiſch iſt ziemlich gut nach Marcgraves Angabe, der es, wie er ſagt, oft gegeſſen hat. Man findet ihn in Guiana ſowohl als in Braſilien.

Der Akalot.

Sechste Art.

So kürzen wir den Namen Ackakalotl ab, den dieſer Sichler in Mexiko führt, wo er zu Hauſe iſt. Wie die meiſten andern, hat er eine unbefiederte und mit einer röthlichen Haut bedeckte Stirn; ſein Schnabel iſt blau; der Hals und der Hinterkopf ſind mit braunen, weiß und grün durchmiſchten Federn bekleidet; die Flügel ſchimmern von grünen und purpurnen Widerſcheinen; und vermuthlich hat eben nach dieſen Merkmalen H. Briſſon ihn bunter Sichler nennen zu müſſen geglaubt; leicht aber ſieht man aus dem Namen Waſſerrabe, den ihm Fernandes und Nieremberg geben, daß dieſe Farben auf einem düſtern und der ſchwarzen Farbe

*) Marcgrave ſagt, er ſei magnitudine iacu; nun aber iſt der Jaku kaum ſo groß, wie ein gewöhnliches Huhn, eine Größe, die auf unſern Sichler ganz gut paßt.

ſich näherndem Grunde ruhen. H. Adanſon indem er bemerkt, daß dieſer Vogel von dem europäiſchen Sichler darin verſchieden, daß er eine kahle Stirn habe, macht ihn durch dieſen Zug dem Ibis, dem Guara und Kurikaka ähnlich, aus denen er eine beſondere Gattung bildet; das Merkmal aber, wodurch er dieſe Vögel von den Sichlern trennt, nämlich die Nacktheit des Vorderkopfes, ſcheint uns nicht hinreichend, da ja doch in allem Uebrigen die Form dieſer Vögel ähnlich iſt und dieſe Verſchiedenheit ſelber ſich unter ihnen in Uebergängen abſtuft, ſo daß einige Arten, wie die des grünen Sichlers, nur um die Augen herum, die andern aber auch auf einem großen Theil der Stirn eine nackte Haut haben. Wir glauben den Kurikaka wegen ſeiner Größe und einiger andern weſentlichen Unterſchiede, beſonders in der Form des Schnabels vom Sichler trennen zu müſſen. Uebrigens ſehen wir nicht ein, was jenen gelehrten Naturforſcher hat bewegen können, dieſe Vögel in die Familie der Kibitze aufzunehmen.

Der Ufermatuitui.

Siebente Art.

Wenn uns dieſer Vogel beſſer bekannt wäre, ſo würden wir ihn vielleicht wie den Kurikaka von der Familie der Sichler trennen, da er, nach Marcgrave und Piſon, dem Kurikaka im Kleinen ähnlich iſt, der letztere ſich aber von dem Sichler, ſowohl durch den eigenthümlichen Schnabel als durch den Wuchs, entfernt; bevor wir aber wiſſen, ob dieſe Eigenthümlichkeit des Schnabels dem Matuitui eigen iſt, können wir es hier nicht angeben, bemerken jedoch, daß der Name kleiner Sichler, den ihm H. Briſſon gibt, ſchlecht angewendet ſcheint, da dieſer Vogel faſt ſo groß wie ein Huhn iſt, d. h. zu den größten in der Sichlergattung gehört. Verſchieden iſt übrigens dieſer Ufermatuitui von einem andern kleinen Matuitui, von dem anderswo Marcgrave redet, und der kaum größer als eine Lerche iſt und ein kleiner Halsbandregenpfeifer zu ſein ſcheint.

Der große Cayenner Sichler.

Achte Art.

Dieſer große Sichler, Nro. 976, iſt größer als der europäiſche, und, wie es uns vorgekommen, der größte aller Sichler. Sein ganzer Mantel, die großen Schwungfedern und der Vorderleib ſind braun mit grauen Wellenlinien und grünem Glanze; der Hals iſt fuchsröthlich weiß und die großen Flügelbedeckungen ſind weiß. Dieſe Beſchreibung reicht hin, um ihn von allen andern Sichlern zu unterſcheiden.

Der Kibitz.

Erſte Art.

Der Kibitz, Nro. 242, ſcheint ſeinen franzöſiſchen (vanneau) und den lateiniſchen Namen von dem Geräuſch erhalten zu haben, das ſeine Flügel beim Fliegen machen, und das dem einer Wanne, welche man ſchwingt, um das Getreide zu reinigen, ziemlich ähnlich iſt. Sein engliſcher Name Lapwing hat denſelben Bezug auf ſein häufiges und rauſchendes Schlagen mit den Flügeln*). Die Griechen hatten ihm außer den Namen Aix und Aiga, welche ſich auf ſein Geſchrei beziehen, den Namen wilder Pfau (Taos agrios) gegeben, wegen ſeines Federbüſchels und ſeiner niedlichen Farben. Indeſſen iſt dieſes Federbüſchel des Kibitzes von dem des Pfaues ſehr verſchieden; es beſteht nur in einigen langen, feinen und ſehr loſen Halmen, und die Farben ſeines Körpers, deſſen Untertheil weiß iſt, zeigen nur dem Auge, das ſie in der Nähe ſucht, ihre glänzenden und goldfarbigen Widerſcheine auf einem ziemlich düſtern Grunde. Auch hat man dem Kibitz im Franzöſiſchen den Namen Dix-huit gegeben, weil dieſe beiden Sylben, ſchwach ausgeſprochen, ziemlich gut ſein Geſchrei ausdrücken, das man in mehreren Sprachen ebenfalls durch nachahmende Töne wiederzugeben geſucht hat*). Beim Auffliegen läßt er ein bis zweimal ſeine Stimme vernehmen und auch im Fluge, ſelbſt während der Nacht, ſich zu wiederholten Malen hören. Seine Flügel ſind ſehr ſtark und er gebraucht ſie viel; er fliegt lange anhaltend und ſteigt ſehr hoch. Am Boden ſchwingt er ſich hüpfend und in kleinen abgebrochenen Flügen fort.

Dieſer Vogel iſt ſehr munter, unaufhörlich in Bewegung; er ſchäkert und ſpielt in der Luft auf tauſenderlei Weiſe; auf Augenblicke hält er ſich in ihr in allen Stellungen, ſelbſt den Bauch nach oben oder zur Seite und

*) Aix bedeutet im Griechiſchen Ziege und ſcheint auf das Mäkern Bezug zu haben, womit man die Stimme des Kibitzes vergleichen kann und woher auch die Namen capra und capra coelestis kommen, den ihm verſchiedene Schriftſteller geben.

Ariſtoteles nennt die Aix nebſt dem Penelops und dem Vulpänſer Vögel von der Gattung der Enten und Plattfüßer; man ſollte daher mit Recht die Aix für einen Vogel dieſer Klaſſe halten, wenn nicht Belon ausdrücklich verſicherte, er habe gefunden, daß man dieſen Namen Aix noch heutiges Tages in Griechenland dem Kibitz gebe.

*) Gyfytz, Giwitz, Kiwitz, Czieik u. ſ. w. alles Namen, die je nach den Mundarten mit derſelben Betonung ausgeſprochen werden. Nach dieſer Uebereinſtimmung kann man wohl nicht bezweifeln, daß der ſogenannte Vigitz bei Tragus, der ihn zu den Vögeln zählt, die in Deutſchland gegeſſen werden, ebenfalls der Kibitz iſt.

die Flügel ſenkrecht, und kein Vogel plänkert uud flattert mit größerer Leichtigkeit.

Die Kibitze kommen in unſern Wieſen zu Anfange März oder auch ſchon zu Ende Februars, nach dem letzten Thauwetter und bei Südwind in großen Schwärmen an. Alsdann ſieht man ſie über das grüne Getreide herfallen und des Morgens die ſumpfigen Wieſen bedecken, um die Würmer darin zu ſuchen, die ſie mit einer merkwürdigen Geſchicklichkeit herausholen. Trifft der Kibitz eins jener Erdhäufchen an, die wie eine Reihe kleiner Kugeln ausſehen, welche der Wurm bei ſeiner Ausleerung aufgeworfen hat, ſo entfernt er erſt ſachte, was das Loch bedeckt, ſchlägt dann daneben mit ſeinem Fuß auf den Boden und bleibt mit aufmerkſamem Auge ohne Regung; dieſe leichte Erſchütterung reicht hin, um den Wurm herauszutreiben, der, ſobald er ſich zeigt, mit dem Schnabel weggeriſſen wird. Iſt der Abend gekommen, ſo haben dieſe Vögel eine andere Verfahrungsweiſe; ſie laufen im Graſe umher und fühlen unter ihren Füßen die Würmer, die in die Kühle herauskriechen; ſo halten ſie eine reichhaltige Mahlzeit, und hierauf gehen ſie nach den kleinen Sümpfen oder zu den Bächen, um ſich die Füße und den Schnabel zu waſchen.

Dieſe Vögel laſſen ſich nicht leicht nahe kommen und ſcheinen aus weiter Entfernung den Jäger zu erkennen. Näher zu ihnen kommen kann man bei ſtarkem Winde, denn alsdann haben ſie Mühe, aufzufliegen. Wenn ſie verſammelt und bereit ſind, ſich zuſammen zu erheben, bewegen alle auf gleiche Weiſe ihre Flügel; und da dieſe alle unten weiß ſind und die Vögel nahe nebeneinander ſtehen, ſo ſieht der von ihrem Schwarm bedeckte Boden, der ſo eben ſchwarz war, plötzlich weiß aus. Allein dieſe große Geſellſchaft, welche die Kibitze bei ihrer Ankunft bilden, löſet ſich allmälig auf, ſobald die erſte Wärme des Frühlings ſich bemerkbar macht, und zwei bis drei Tage reichen hin, um ſie zu trennen. Das Zeichen dazu wird durch die Kämpfe gegeben, welche die Männchen ſich einander liefern; die Weibchen ſcheinen zu fliehen und entfernen ſich zuerſt aus der Mitte des Schwarms, als wenn dieſe Streitigkeiten ſie nichts angingen, in der That aber um die Kämpfer nachzulocken und zu einer innigern und ſüßern Geſellſchaft zu bewegen, worin ſich jedes Paar drei Monate lang — ſo lange dauert die Liebe und die Sorge um die Brut — zu genügen weiß.

Die Brütezeit fällt in den April. Das Weibchen legt 3 bis 4 längliche Eier von düſter grüner Farbe mit ſtarken ſchwarzen Flecken, in den Sümpfen, auf den kleinen Erdhügeln, die über der Bodenfläche hervorſtehen; eine Vorſichtsmaßregel, die es zu treffen ſcheint, um ſie vor dem anwachſenden Waſſer ſicher zu ſtellen, die ihm aber die Mittel raubt, ſein Neſt zu verbergen, und es ganz unbedeckt läßt. Um den Bauplatz zu demſelben

zuzurichten, begnügt es ſich, einen kleinen runden Raum im Graſe bis an den Boden abzuſcheeren, durch die Wärme der Brüterinn verwelkt das Gras bald; findet man es friſch, ſo ſchließt man hieraus, daß die Eier nicht bebrütet worden ſind. Dieſe Eier ſollen gut zu eſſen ſein und in mehreren Landſchaften ſammelt man ſie zu tauſenden, um ſie nach den Märkten zu bringen. Iſt es aber nicht eine Kränkung, eine Verarmung der Natur, wenn man auf dieſe Weiſe ihre zarten Keime in den Arten zerſtört, die wir ohnehin nicht vermehren können? Die Eier des Huhns und der andern Hausvögel gehören uns durch die Sorgen, die wir auf ihre Vermehrung verwenden; aber die der freien Vögel nur der gemeinſamen Mutter aller Weſen.

Wie bei den meiſten andern Vögel dauert die Brütezeit des Kibitzes 20 Tage. Das Weibchen brütet unabläſſig und wenn irgend ein beunruhigender Gegenſtand es nöthigt, von ſeinem Neſte aufzuſtehen, ſo ſchleppt es ſich eine Strecke weit im Graſe fort und fliegt erſt weg, wenn es ſich ſo weit von ſeinen Eiern entfernt befindet, daß ſein Aufflug die Stelle deſſelben nicht verräth; die alten Weibchen, denen man ihre Jungen weggenommen hat, niſten nicht mehr an einer unbedeckten Stelle in den Sümpfen; ſie ziehen in das Getreide zurück und legen hier ruhiger zum zweitenmal; die weniger Erfahrung beſitzenden Jungen ſetzen ſich nach einem erſten Verluſte einem zweiten aus und legen zuweilen ſelbſt dreimal nach einander an derſelben Stelle, aber die letzten Male nicht mehr als zwei Eier oder auch nur eins.

Die jungen Kibitze laufen 2—3 Tage nach ihrer Geburt im Graſe umher und ihren Eltern nach; durch ihre große Beſorgniß verrathen die letztern oft ihre kleine Familie und entdecken ſie dem Jäger, dem ſie mit einem unruhigen Geſchrei um den Kopf fliegen, das Geſchrei in dem Maße vermehrend, worin man ſich dem Orte nähert, an welchem die Jungen auf das erſte Zeichen des Lärms ſich niedergekauert haben. Sehen ſie ſich bedrängt, ſo laufen ſie weg und es iſt ſchwer, ſie ohne Hunde zu fangen; denn ſie ſind ſo hurtig, wie die jungen Rebhühner. Alsdann ſind ſie mit einem ſchwärzlichen Flaum bedeckt, der unter langen weißen Haaren verhüllt liegt, aber vom Juli an kommen ſie in die Mauſe, die ihrem Gefieder ſeine ſchönen Farben gibt.

Von da an beginnt die große Geſellſchaft wieder ſich zu ſchließen; alle Kibitze eines Sumpfes, junge und alte verſammeln ſich, ſie geſellen ſich zu den Ketten benachbarter Sümpfe und bilden in wenigen Tagen Schwärme von 100—600 Stück; man ſieht ſie in der Luft ſchweben oder auf den Wieſen umherirren und ſich nach dem Regen durch die gepflügten Ländereien verbreiten.

Dieſe Vögel gelten für unbeſtändig und in der That halten ſie ſich kaum mehr, als 24 Stunden in demſelben Bezirk auf; dieſe Unbeſtändigkeit aber beruht auf einem wirklichen Bedürfniſſe; iſt ein Bezirk an einem Tage von ſeinen Würmern gereinigt worden, ſo iſt des andern Tages der Schwarm gezwungen, ſich anderswo hin zu begeben. Im Oktober ſind die Kibitze ſehr fett; es iſt die Zeit, worin ſie das reichlichſte Futter finden, weil in dieſer Jahreszeit die Erdwürmer zu Tauſenden hervorkriechen; allein die kalten Winde, die gegen das Ende dieſes Monates wehen, treiben ſie wieder in die Erde zurück und zwingen dadurch die Kibitze, ſich zu entfernen; dieſes iſt auch die Urſache des Verſchwindens aller Vögel, die ſich von Würmern ernähren und ihrer Abreiſe aus unſern Gegenden, ſo wie aus allen nördlichen Gegenden beim Annahen der Kälte; ſie ſuchen ihre Nahrung im Süden, wo alsdann die Regenzeit anfängt; aber durch einen gleichen Nothdrang werden ſie gezwungen, dieſe Länder des Südens im Frühlinge zu verlaſſen, weil dort im Sommer die übermäßige Hitze und Trockenheit dieſelbe Wirkung verurſacht, wie die übermäßige Kälte unſerer Winter, in Bezug auf das Verſchwinden der Würmer, die ſich an der Oberfläche der Erde nur dann zeigen, wann ſie zugleich feucht und mäßig warm iſt *).

Und dieſe Ordnung der Abreiſe und der Wiederkehr der Vögel, die von Würmern leben, iſt auf unſerer ganzen Halbkugel dieſelbe; hinſichtlich der Art des Kibitzes haben wir einen beſondern Beweis hiefür; auf Kamtſchatka heißt der Oktober der Kibitzenmonat und das iſt die Zeit ihrer Abreiſe aus jener Gegend wie aus der unſrigen.

Belon ſagt, der Kibitz ſei auf der ganzen Erde bekannt; wirklich iſt ſeine Art ſehr verbreitet. Wir haben ſo eben geſagt, daß dieſe Vögel ſich bis zu dem äußerſten Oſtende Aſiens begeben haben; in den innern Ge-

*) H. Baillon, dem wir die beſten Einzelheiten in dieſer Naturgeſchichte des Kibitzes verdanken, beſtärkt uns in dieſer Vorſtellung über die Urſache der Rückkehr der Vögel aus dem Süden nach dem Norden, durch eine Beobachtung, die er ſelbſt auf den Antillen gemacht hat: „Die Erde, ſagt er, iſt während 6 Monate des Jahres auf den Antillen äußerſt hart, wie äußerſt trocken; in dieſer ganzen Zeit empfängt ſie nicht einen einzigen Tropfen Waſſer; ich habe dort in den Thälern 4 Zoll breite und mehrere Fuß tiefe Riſſe geſehen; unmöglich iſt es, daß alsdann ein Wurm an der Oberfläche ſich aufhält; auch nimmt man, während dieſer Zeit der Dürre keinen Vogel, der ſich von Würmern ernährt, auf jenen Eilanden wahr; aber von den erſten Tagen der Regenzeit an ſieht man dieſe Vögel in Schwärmen eintreffen, die, wie es mir geſchienen, aus den niedrigen und überſchwemmten Ländern der öſtlichen Küſten Floridas von den Kaiken, den türkiſchen uud vielen andern unbewohnten Eilanden kamen, welche nördlich und nordweſtlich von den Antillen liegen. Alle dieſe feuchten Gegenden ſind die Wiege der Waſſervögel dieſer Eilande und vielleicht eines Theils des großen amerikaniſchen Feſtlandes.

genden dieſes großen Landes findet man ſie ebenfalls, und durch ganz Europa ſieht man ihrer. Zu Tauſenden zeigen ſie ſich am Ende des Winters in Brie und der Champagne; man ſtellt ergiebige Jagden auf ſie an; ganze Flüge fängt man mit dem Spiegelnetz. Man ſpannt es zu dieſem Zwecke in einer Wieſe auf, ſtellt zwiſchen die Netzflügel einige aufgeſtopften Kibitze und einen oder zwei dieſer Vögel lebend hin, um als Lockvögel zu dienen, oder der Vogelſteller ahmt auch, verſteckt in ſeiner Hütte, ihr Lockgeſchrei mit einer Pfeife von feiner Rinde nach; auf dieſes trügeriſche Geſchrei läßt ſich der ganze Schwarm nieder und geräth ins Garn. Olina zufolge fängt man die meiſten Kibitze im Laufe des Novembers, und nach ſeiner Erzählung ſcheint es, daß man dieſe Vögel in Italien den ganzen Winter zuſammengeſchaart findet.

Der Kibitz iſt ein ziemlich geſchätztes Wildpret; indeſſen haben diejenigen, welche die zarte Linie der frommen Enthaltſamkeit gezogen, ihn gleichſam aus beſonderer Begünſtigung unter die Gerichte der Abtödtung zugelaſſen. Der Magen des Kibitzes iſt ſehr muskelig, mit einer loſen Haut gefüttert, von der Leber bedeckt und gewöhnlich einige Kieſelſteinchen enthaltend; der Darmgang iſt ungefähr 2 Fuß lang; es ſind 2 Blinddärme vorhanden, nach vorn gerichtet und jeder über 2 Zoll lang; die Gallenblaſe hängt an der Leber und dem Zwölffingerdarm; die Leber iſt groß und in 2 Lappen getheilt, der Speiſeſchlund ungefähr 6 Zoll lang und vor ſeiner Einfügung taſchenförmig erweitert; der Gaumen mit kleinen fleiſchigen Spitzen beſetzt, die hinterwärts gerichtet ſind; die Zunge iſt ſchmal, an der Spitze gerundet und 10 Linien lang. Willughby bemerkt, daß bei dem Kibitz die Ohren tiefer ſtehen, als bei den andern Vögeln.

Zwiſchen dem Männchen und Weibchen gibt es keinen Unterſchied, wohl aber einige in den Farben des Gefieders, obwohl Aldrovande ſagt, er habe keine darin bemerkt; dieſe Unterſchiede laufen im Allgemeinen darauf hinaus, daß die Farben des Weibchens ſchwächer und die ſchwarzen Theile mit Grau vermiſcht ſind; auch iſt ſein Schopf kleiner, als der des Männchens, deſſen Kopf etwas größer und gerundeter ausſieht. Die Feder dieſer Vögel iſt dick und ſein Flaum recht dicht, am Körper iſt dieſer Flaum ſchwarz; die Unterſeite und der Rand der Flügel gegen die Schultern hin ſind weiß, ebenſo der Bauch, die beiden äußerſten Schwanzfedern und die erſte Hälfte der andern; auf jeder Seite des Schnabels iſt ein weißer Punkt und über dem Auge, wie eine Braune, ein Strich von derſelben Farbe. Das ganze übrige Gefieder hat einen ſchwarzen Grund, der aber durch ſchöne Widerſcheine von einem beſonders auf dem Kopf und den Flügeln in Grün und Goldroth ſchillernden Metallglanz bereichert wird. Das Schwarz auf der Kehle und dem Vorderhalſe iſt mit weißen Flecken untermiſcht; dieſes

Schwarz aber bildet für ſich allein auf der Bruſt ein breites rundes Schild; es hat, ſo wie das Schwarz der Schwungfedern, einen erzgrünen Glanz. Die Schwanzbedeckungen ſind fuchsroth; da ſich aber in dem Gefieder der einzelnen Vögel ziemlich häufig einige Verſchiedenheit findet, ſo würde eine größere Ausführlichkeit in der Beſchreibung überflüſſig werden; wir wollen einzig bemerken, daß der Schopf nicht auf der Stirne, ſondern auf dem Hinterhaupte ſteht, was ihm eine größere Anmuth verleiht; er beſteht aus 5—6 zarten feinen Halmen von einer ſchönen ſchwarzen Farbe; die beiden obern bedecken die andern und ſind weit länger. Der ſchwarze, ziemlich kleine und kurze, nicht über 12—13 Linien lange Schnabel iſt gegen die Spitze hin aufgeſchwollen, die Füße ſind hoch und dünn und braunroth, ſo wie der untere Theil der Beine, der 7—8 Linien hoch unbefiedert iſt; die äußere und mittele Zehe ſind an ihrer Wurzel durch ein kleines Häutchen verbunden, die hintere iſt ſehr kurz und ruht nicht auf dem Boden; der Schwanz reicht nicht über den eingezogenen Flügel hinaus. Die Geſammtlänge des Vogels beträgt 11—12 Zoll, und ſeine Dicke kommt der der gemeinen Taube nahe.

Man kann die Kibitze in der Hausgenoſſenſchaft halten; man muß ſie, ſagt Olina, mit Ochſenherz, in Fäden zerſchnitten, ernähren. Zuweilen ſetzt man ihrer in die Gärten, wo ſie zum Vertilgen der Kerbthiere dienen; ſie bleiben hier gerne und ſuchen nicht zu entfliehen. Allein die Leichtigkeit, womit man dieſen Vogel erhaſcht, rührt, wie Klein bemerkt, mehr von Dummheit, als von Empfindſamkeit her, und nach der Haltung und Geſichtsbildung dieſer Vögel, ſowohl der Kibitze als der Regenpfeifer, behauptet jener Beobachter, könne man den Ausſpruch thun, daß ſie nur einen ſehr ſtumpfen Naturtrieb haben.

Gesner redet von weißen Kibitzen, und von braunen, gefleckten und ungehaubten; er ſagt aber nicht genug über ſie, um urtheilen zu laſſen, ob nicht die erſten lediglich zufällige Abweichungen ſind. Unſeres Erachtens irrt er ſich in Betreff der zweiten und hält den Regenpfeifer für den Kibitz; er ſcheint ſelbſt es zu ahnen; denn anderswo geſteht er, den Regenpfeifer wenig zu kennen, der in der Schweiz ſehr ſelten iſt und faſt nie ſich zeigt, während die Kibitze in ſehr großer Menge dahin kommen; es gibt ſelbſt eine Art, der man den Namen **Schweizerkibitz** gegeben hat.

Der Schweizerkibitz.

Zweite Art.

Dieſer Kibitz, Nro. 853, iſt beinahe von der Größe des gemeinen Kibitzes. Auf dem ganzen Oberleibe querüber gemiſcht weiß und braun, auf dem Vorderleibe ſchwarz oder ſchwärzlich, auf dem Bauche weiß; die großen Schwungfedern ſind ſchwarz und der Schwanz wie der Rücken querüber geſtreift.

Die Benennung Schweizerkibitz könnte daher von dieſer Tracht, worin die Farben auf dieſe Weiſe vertheilt ſind, herkommen. Dieſe Wortableitung iſt vielleicht eben ſo annehmbar, wie die von einem der Schweiz eigenthümlich angehörenden Vogel; denn dieſer Vogel findet ſich nicht ausſchließlich in der Schweiz *) und zeigt ſich auch in unſern Gegenden; freilich aber iſt er hier weit ſeltener, als der andere und nie ſieht man ihn hier in zahlreichen Schwärmen.

H. Briſſon macht aus Aldrovande's Ginochiella eine dritte Art, unter der Benennung großer Kibitz, der auf den Ginochiella ſehr wenig paßt, da in der Abbildung, die Aldrovande von ihm gibt und die, wie er ſagt, die natürliche Größe hat, dieſer Vogel nicht ſo groß, wie der gemeine Kibitz dargeſtellt iſt. Uebrigens läßt ſich über das wirkliche Weſen einer Art nach dem Anblick einer unvollkommenen Abbildung ſehr ſchwer ein Ausſpruch thun, beſonders da, wenn die Füße und der Schnabel nicht ſchlecht dargeſtellt ſind, dieſer Vogel kein Kibitz iſt. Man könnte eher den großen Regenpfeifer oder Landſichler, von dem wir nach dem Aufſatze über die Regenpfeifer reden werden, dahin ziehen, ſtellte ſich nicht auch dem der Unterſchied im Wuchſe entgegen. Aldrovande ſagt in der kurzen Nachricht, die er ſeiner Abbildung beigegeben, der Schnabel habe eine ſcharfe Spitze, was eben ſo wenig einen Regenpfeifer, als einen Kibitz bezeichnet. Demnach werden wir, ohne die Art dieſes Vogels feſtzuſtellen, uns begnügen, die Nachricht über ihn, der ſeit Aldrovande Niemand etwas hinzugefügt hat, hieher geſtellt zu haben.

Der bewaffnete Kibitz vom Senegal.

Dritte Art.

Dieſer Kibitz vom Senegal iſt ſo groß, wie der unſrige; ſeine Füße ſind aber ſehr hoch und der nackte Theil des Beines 20 Linien lang; dieſer Theil hat wie die Füße eine grünliche Farbe; der Schnabel iſt 16 Linien lang und über ihm an der Stirn iſt ein ſchmales Bändchen von einer gelben ſehr dünnen Haut, das auf jeder Seite in eine Spitze herunterfällt. Der Vorderleib iſt hell braungrau, der Oberleib ebenſo, aber dunkler; die großen Schwungfedern ſchwarz, die zunächſt am Körper ſtehenden ſchmutzig weiß, der Schwanz in ſeiner erſten Hälfte weiß, dann ſchwarz und zuletzt an der Spitze weiß. Dieſer Vogel, Nro. 362, iſt an der Flügelbeuge mit einem hornigen, 2 Linien langen und in eine ſcharfe Spitze auslaufenden kleinen Sporn bewaffnet.

*) Es gibt ſogar einen ſehr triftigen Grund zu bezweifeln, daß dieſer Vogel ſich dort überhaupt findet; Gesner nämlich, dieſer ſo gelehrte Beobachter, erwähnt ſeiner gar nicht und würde doch gewiß einen Vogel ſeines Landes gekannt haben.

Dieſe Art erkennt man in einer Nachricht des H. Adanſon an der Gewohnheit wieder, die wir in der Familie der Kibitze bemerkt haben und die darin beſteht, viel zu ſchreien und die Leute mit Geſchrei zu verfolgen, wenn man ſich der Stelle, an der ſie ſich aufhalten, nähert; auch haben die Franzoſen am Senegal dieſe bewaffneten Kibitze, welche die Neger Netnet nennen, Criards, d. i. Schreier, genannt. „Sobald ſie einen Menſchen ſehen, ſagt H. Adanſon, heben ſie mit aller Kraft zu ſchreien und ihn zu umflattern an, als ob ſie die andern Vögel warnen wollten, die, ſobald ſie jene vernehmen, davon fliegen. Dieſe Vögel ſind die Geißel der Jäger.“ Indeſſen iſt der Naturhang unſerer Kibitze friedlich und man bemerkt nicht, daß ſie mit irgend einem Vogel in Streit leben; allein die Afterzehe an den Flügeln, womit die Natur dieſe verſehen hat, macht ſie dem Anſchein nach kriegeriſcher, und man verſichert, ſie bedienten ſich dieſes Sporns als einer Angriffswaffe gegen die andern Vögel.

Der indiſche bewaffnete Kibitz.

Vierte Art.

Eine zweite Art bewaffneter Kibitze iſt uns von Goa zugekommen und den Naturforſchern noch unbekannt. Dieſer indiſche Kibitz, Nro. 807, iſt ſo groß, wie der europäiſche, hat aber einen dünnern Körper und höhere Beine; an der Beuge jedes Flügels trägt er eine kleine Afterzehe und in ſeinem Gefieder erkennt man die gemeine Tracht der Kibitze; die großen Schwungfedern ſind ſchwarz; der Schwanz halb weiß und halb ſchwarz und an der Spitze fuchsröthlich: eine Purpurtinte bedeckt die Schultern; der Unterleib iſt weiß, die Kehle und der Vorderhals ſind ſchwarz, der Scheitel und der obere Hals ebenfalls ſchwarz, mit einer weißen Linie auf den Seiten des Halſes; der Rücken iſt braun. Das Auge ſcheint mit einem Theile jenes auswüchſigen Häutchens umgeben, das man bei den meiſten bewaffneten Kibitzen und Regenpfeifern mehr oder minder bemerkt; als wenn dieſe beiden Auswüchſe der Afterzehe und des häutigen Halmes irgend eine geheime Beziehung zu einander und eine gleichzeitige Urſache in ihrem Entſtehen hätten.

Der luiſianiſche bewaffnete Kibitz.

Fünfte Art.

Dieſer Kibitz, Nro. 835, iſt nicht ganz ſo groß, wie der bewaffnete Kibitz vom Senegal; er hat aber verhältnißmäßig eben ſo lange Beine und Füße und ſeine Waffe iſt ſtärker und 4 Linien lang. Sein Kopf iſt auf jeder Seite mit einem ſeitwärts liegenden doppelten gelben Bändchen geſchmückt, welches das Auge umgibt, ſich in kleiner Ausſchweifung nach hinten

zieht und vorn ſich in 2 langen Lappen über die Schnabelwurzel legt. Der Scheitel iſt ſchwarz, die großen Schwungfedern ebenſo, der Schwanz auch, aber mit weißer Spitze, das übrige Gefieder hat einen grauen Grund mit einer fuchsröthlichen oder röthlich braunen Tinte auf dem Rücken und einer hellröthlichen oder fleiſchfarbigen auf der Kehle und dem Vorderhalſe; Schnabel und Füße ſind grünlich gelb.

Als eine Abart dieſer Art werden wir die achte des H. Briſſon anſehen, die er unter dem Namen **bewaffneter Kibitz von St. Domingo** angegeben hat. Die Verhältniſſe ſind beinahe dieſelben, und die Verſchiedenheiten ſcheinen nicht über diejenigen hinauszugehen, welche das Alter oder Geſchlecht unter Vögeln derſelben Art hervorruft.

Der Cayenner bewaffnete Kibitz.

Sechſte Art.

Dieſer Kibitz, Nro. 836, iſt wenigſtens ſo groß, wie der unſere, hat aber höhere Beine; auch er iſt mit einer Afterzehe an der Schulter bewaffnet, übrigens aber in der Tinte und den Maſſen der Farben unſerm Kibitz vollkommen ähnlich; ſeine Schulter iſt mit einem bläulich grauen Schilde bedeckt; eine Miſchung aus dieſer Farbe und grünen und purpurnen Tinten iſt über den Rücken hin verbreitet; der Hals iſt grau; auf der Bruſt aber rundet ſich ein breites ſchwarzes Schild ab; Stirn und Kehle ſind ſchwarz; der Schwanz halb ſchwarz und halb weiß wie bei dem europäiſchen Kibitz; und um die Aehnlichkeiten vollſtändig zu machen, trägt der Cayenner auf dem Hinterkopf einen kleinen Schopf von 5 bis 6 ziemlich kurzen Halmen.

Wie es ſcheint, findet ſich auch in Chili eine Art bewaffneter Kibitze; und wenn die Nachricht, welche Frezier von ihm gibt, keine Uebertreibung enthält, ſo iſt dieſe Art ſtärker bewaffnet als irgend eine der vorhergehenden, da die Afterzehen oder Sporne einen Zoll lang ſind. Es iſt auch eine ſchreieriſche Art, wie die vom Senegal. „Sobald dieſe Vögel einen Menſchen ſehen, ſagt H. Frezier, heben ſie an, ihn zu umflattern und zu ſchreien, als ob ſie die andern Vögel warnen wollten, die auf dieſes Zeichen nach allen Seiten fortfliegen.“

Der Regenpfeifer-Kibitz.

Dieſen Vogel, Nro. 854, nennt Belon **grauer Regenpfeifer**, und er gleicht dem Regenpfeifer ebenſo ſehr und mehr vielleicht als dem Kibitz. Er hat zwar, wie der letztere, eine kleine Hinterzehe, die dem Regenpfeifer fehlt, eine Verſchiedenheit, wonach die Naturforſcher dieſe Vögel getrennt haben; man muß aber bemerken, daß dieſe kleiner, als beim Kibitz, und kaum ſichtbar iſt und außerdem dieſer Vogel in ſeinem Gefieder nichts von der

Tracht des Kibitzes hat. Es wird alſo, wenn man will, ein Kibitz ſein, weil er eine vierte Zehe beſitzt, oder auch ein Regenpfeifer, weil er keinen Federbüſchel und darum, weil er die Farben und Sitten der Regenpfeifer hat. Klein will ſogar, mit einigem Rechte, dieſen leichten Unterſchied in den Zehen nicht als ein unterſcheidendes Gattungszeichen, ſondern nur als eine Unregelmäßigkeit anſehen; und indem er dieſe Art ſelbſt als Beiſpiel anführt, ſagt er, die falſche Hinterzehe oder vielmehr der kleine Hinternagel, der kaum zu bemerken wäre, entferne ihn ſeines Erachtens nicht hinreichend vom Regenpfeifer, und überhaupt näherten ſich dieſe beiden Gattungen des Regenpfeifers und des Kibitzes in ihren Arten ſo, daß ſie nur eine große Familie bildeten, was uns richtig und ſehr wahr ſcheint. Auch haben die Naturforſcher unentſchieden den Vogel, von dem wir reden, bald Kibitz und bald Regenpfeifer genannt. Um den Zwiſt zu ſchlichten und dieſe ähnlichen Dinge zu vereinigen, haben wir ihm den Namen Regenpfeifer-Kibitz gegeben. Die Vogelſteller haben ihn Seeregenpfeifer genannt, eine uneigentliche Benennung, da er in Geſellſchaft mit den gemeinen Regenpfeifern fliegt und Belon ihn für den Rufvogel oder den König ihrer Schwärme hält; denn die Jäger ſagen, dieſer Rufvogel ſei größer und habe eine kräftigere Stimme als die andern. Er iſt in der That etwas größer als der Goldregenpfeifer oder das Pulroß, ſein Schnabel verhältnißmäßig länger und ſtärker, ſein ganzes Gefieder hell aſchgrau und unter dem Körper faſt weiß, oben aber und auf den Seiten bräunlich gefleckt; die Schwungfedern ſind ſchwärzlich; der Schwanz iſt kurz und reicht nicht über den eingezogenen Flügel hinaus.

Aldrovande vermuthet mit ziemlich großer Wahrſcheinlichkeit, daß Ariſtoteles dieſen Vogel unter dem Namen Pardalis erwähnt hat, wozu man bemerken muß, daß dieſer Philoſoph vom Pardalis nicht als von einem Vogel redet, den er aus eigener Anſchauung kannte; denn ſeine Worte ſind dieſe: „Der Pardalis ſoll ein Vogel ſein (avicula quaedam perhibetur), der gewöhnlich in Schwärmen fliegt; einen von den andern abgeſonderten trifft man nicht an. Sein Gefieder iſt aſchgrau, ſeine Größe die des Molliceps; er fliegt und läuft eben gut; ſeine Stimme iſt nicht ſtark, er ſchreit aber viel.“ Dazu kommt, daß der Name Pardalis ein geflecktes Gefieder andeutet; alle übrigen Züge paſſen eben ſo gut auf einen Vogel von der Familie des Regenpfeifers oder des Kibitzes.

Willughby verſichert uns, man ſehe dieſen Vogel häufig im Staat Venedig, wo man ihn Squatarola nennt. Marſigli zählt ihn zu den Vögeln, welche die Donauufer bewohnen; Schwenckfeld zu den ſchleſiſchen; Rzaczynski zu den polniſchen und Sibbald nennt ihn in dem Verzeichniß der ſchottiſchen Vögel; hieraus ſieht man, daß dieſe Art, wie die ganze Familie

der Kibitze, überaus weit verbreitet iſt. Sollte Linné eine Beſonderheit in ſeiner Naturgeſchichte haben bemerken wollen, als er ihn in einer ſeiner Ausgaben tringa Augusti mensis genannt hat? und wird er im Auguſt in Schweden gefunden? Uebrigens iſt die Hinterzehe dieſes Regenpfeifer-Kibitzes ſo klein und ſo wenig ſichtbar, daß wir keinen Anſtand nehmen werden, mit H. Briſſon den braunen Kibitz Schwenckfelds auf ihn zurückzuführen, obwohl er ausdrücklich ſagt, er habe keine Hinterzehe.

Auch werden wir auf dieſe Art als eine ſehr nahe ſtehende, die des bunten Kibitzes des H. Briſſon zurückführen. Aldrovande giebt von dieſem Vogel nur eine Abbildung ohne alle Nachricht; aber ſein Titel allein zeigt an, daß er die große Aehnlichkeit dieſer beiden Vögel gekannt hat; alle ihre Verhältniſſe ſind faſt dieſelben; der Farbengrund des Gefieders weicht blos in einigen Tinten ab; er iſt nur noch getigert bei dieſem bunten Kibitz, den wir für einen zweiten Schlag in der Art des Regenpfeifer-Kibitzes anſehen. Beide beſuchen, dem H. Briſſon zufolge, die Ufer des Meeres; klarer geht aber aus den ſo eben erwähnten Zeugniſſen hervor, daß dieſe Vögel auch in Ländern, die vom Meer entfernt ſind, und ſelbſt tief im Innern des Landes in verſchiedenen Gegenden gefunden werden.

Die Regenpfeifer.

Nicht allen Vogelarten iſt der Geſelligkeitstrieb verliehen; in denen aber, worin er ſich offenbart, iſt er größer und entſchiedener als bei den andern Thieren. Nicht allein ſind ihre Schwärme zahlreicher und iſt ihre Verbindung beſtändiger, ſondern es ſcheint auch, daß den Vögeln allein jene Gemeinſchaftlichkeit in Neigungen, Planen und Vergnügen und jene Einigkeit im Willen eigen iſt, die das Band der gegenſeitigen Anhänglichkeit und den Beweggrund zu der allgemeinen Verbindung ausmacht. Dieſer Vorzug, in dem Geſelligkeitstrieb bei den Vögeln, ſetzt zuerſt eine zahlreiche Vermehrung voraus und rührt ſodann daher, daß ſie mehr Mittel und eine größere Leichtigkeit haben, ſich einander zu nähern, ſich zu vereinigen, zuſammen zu wohnen und zuſammen zu reiſen, wodurch ſie in Stand geſetzt werden, einander zu verſtehen und ſich ſo weit mitzutheilen als nöthig iſt, um die erſten Geſetze der Geſellſchaft kennen zu lernen, die in jeder Art Weſen nur nach einem, durch gemeinſchaftliche Abſichtung geleiteten Plane gegründet werden kann. Dieſe Einſicht eben erzeugt unter den einzelnen Weſen die Zuneigung, das Vertrauen und die ſüßen Gewohnheiten der Einigkeit, des Friedens und aller Güter, die er verſchafft. In der That, wenn wir die freien oder gezwungenen Geſellſchaften der vierfüßigen Thiere betrachten, mögen ſie ſich verſtohlen und abgeſondert in der Wildheit vereinigen, mögen ſie ſich mit Gleichgültigkeit oder Kummer unter der Botmäßigkeit des

Menſchen verſammelt, und als Hausgenoſſen oder Sklaven zuſammengetrieben finden, mit dən großen Geſellſchaften der Vögel, die durch einen reinen Naturtrieb gebildet, durch Neigung und Liebe unter dem Schutze der vollen Freiheit unterhalten werden, können wir ſie nicht vergleichen. Wir haben geſehen, wie die Tauben an ihrer gemeinſamen Wohnung hangen, und um ſo lieber in derſelben verweilen, je zahlreicher ſie darin zuſammen ſind; die Wachteln ſehen wir ſich verſammeln, ſich wieder erkennen und das allgemeine Zeichen zur Abreiſe geben und ihm folgen; wir wiſſen, daß die Vögel vom Hühnergeſchlechte ſelbſt in der Wildheit geſellige Gewohnheiten haben, welche die Hausgenoſſenſchaft nur gefördert hat, ohne ihrer Natur Gewalt anzuthun; endlich ſehen wir alle Vögel, die abgeſondert im Walde oder zerſtreut auf den Gefilden wohnen, im Spätjahre zuſammenkommen, und nachdem ſie die letzten ſchönen Herbſttage durch ihre Spiele heiterer gemacht, gemeinſam abreiſen, um zuſammen glücklichere Gegenden und gemäßigtern Winter aufzuſuchen; und dieſes Alles wird unabhängig vom Menſchen, obwohl in ſeiner Umgebung, und ohne daß er ein Hinderniß in den Weg legen kann, ausgeführt, wogegen er bei den vierfüßigen Thieren jede Geſellſchaft, jeden gemeinſamen Willen vernichtet oder zwingt; durch ihre Veruneinigung hat er ſie zerſtreut. Dem Naturtriebe nach geſellig, findet ſich das Murmelthier verbannt und einſam auf dem Gipfel der Berge; der Biber, der noch mehr liebte, enger vereinigt war und faſt ein bürgerliches Gemeinweſen hatte, iſt tief in die Wüſten hinein verdrängt worden. Der Menſch hat jede Geſellſchaft unter den Thieren zerſtört oder verhindert; die des Pferdes hat er erſtickt, indem er der ganzen Art den Zügel anlegte *); ſelbſt die des Elephanten, ungeachtet der Kraft und Stärke dieſes Rieſen unter den Thieren, ungeachtet ſeiner ſtandhaften Weigerung, in der Gefangenſchaft ſich fortzupflanzen, erſchwert. Die Vögel allein ſind der Herrſchaft des Gewaltherrn entronnen; über ihre Geſellſchaft, die frei, wie das Reich der Lüfte iſt, hat er nichts vermocht; alle ſeine Angriffe können nur auf das Leben der einzelnen gerichtet ſein, ihre Anzahl vermindert er, die Art aber erleidet nur dieſen

*) Die Pferde, die in den Ebenen von Buenos-Ayres verwildert ſind, ziehen in großen Truppen umher, laufen miteinander, weiden miteinander, uud äußern auf alle Weiſe, daß ſie ſich lieben, ſich verſtehen und gerne zuſammen ſind. Ebenſo verhält es ſich mit den wilden Hunden in Canada und den andern Gegenden Nordamerika's. Man darf nicht mehr bezweifeln, daß die andern Hausthierarten, die des Kameels, welche ſo lange ſchon unterworfen iſt, die des Rindes und des Schaafes, deren Geſellſchaft der Menſch dadurch entſtellt hat, daß er die ganze Art dienſtbar gemacht, von Natur ebenſo gefällig ſein, und ſich in dem, durch die Freiheit veredelten, wilden Zuſtande jene rührenden Zeichen der Zuneigung und Liebe, womit wir ſie noch jetzt einander in ihrer Sklaverei ſich tröſten ſehen, ebenfalls geben würden.

Verluſt und verliert weder die Freiheit, noch ihren Naturtrieb, noch ihre Sitten. Manche Vögel ſogar gibt es, die wir nur durch die Wirkungen dieſes Geſelligkeitstriebes kennen, und nur in den Augenblicken ihrer allgemeinen Zuſammenkunft und ihrer Vereinigung zu einer großen Geſellſchaft ſehen. Das iſt im Allgemeinen die Verbindung der meiſten Arten der Waſſervögel und insbeſondere der Regenpfeifer.

Sie zeigen ſich in unſern Landſchaften während der Herbſtregen in zahlreichen Schwärmen, und eben wegen ihrer Ankunft in der Regenzeit hat man ſie Regenpfeifer, und im Franzöſiſchen Pluviers genannt *). Wie die Kibitze, beſuchen ſie die feuchten Gründe und die ſchlammigen Landſtrecken, wo ſie die Würmer und Kerbthiere ſuchen. Des Morgens gehen ſie nach dem Waſſer, um ſich den Schnabel und die Füße zu waſchen, die ſie ſich beim Wühlen im Boden mit Erde beſchmutzt haben; und dieſe Gewohnheit theilen ſie mit den Schnepfen, den Kibitzen, Sichlern und mehreren andern Vögeln, welche von Würmern leben. Um dieſe herauszubringen, klopfen ſie mit den Füßen auf die Erde, und ergreifen ſie oft noch, ehe ſie aus ihrem Verſteck heraus ſind. Obwohl die Regenpfeifer gewöhnlich ſehr fett ſind, findet man ihre Gedärme ſo leer, daß man ſich eingebildet hat, ſie könnten von der Luft leben **); wahrſcheinlich aber iſt es, daß ſich das ſaftige Beſtandweſen des Wurms ganz in Nahrung verwandelt und wenig Auswurf gibt. Uebrigens ſcheinen ſie lange faſten zu können. Schwenckfeld ſagt, er habe einen dieſer Vögel 14 Tage lang bewahrt, der dieſe ganze Zeit über nur Waſſer und einige Sandkörner verſchluckte.

Selten halten ſich die Regenpfeifer länger als 24 Stunden an demſelben Orte auf. Da ſie in ſehr großer Menge zuſammen ſind, ſo haben ſie die lebende Speiſe, die ſie dort ſuchten, bald verzehrt; daher ſind ſie genöthigt, nach einem andern Bereich zu ziehen, und der erſte Schnee zwingt ſie, unſere Gegenden zu verlaſſen, und die gemäßigtern Himmelsſtriche aufzuſuchen. Gleichwohl bleibt noch immer eine ziemlich große Menge in einigen franzöſiſchen Seelandſchaften ***) bis zur Zeit des ſtarken Froſtes zurück; im

*) Gesners Wortableitung, der den franzöſiſchen Namen a pulvere ableitet, iſt bei weitem nicht ſo wahrſcheinlich, und paßt lange nicht ſo gut auf den Regenpfeifer, da es ſonſt ſehr viele Staubwälzer gibt.

**) Albert widerlegt diejenigen ſehr gut, die da ſagen, der Regenpfeifer lebe von Luft, und darum finde man in ihren Gedärmen nichts; ſeinerſeits aber gibt er einen ſchlechten Grund hiefür an, wenn er ſagt, dieſer Vogel habe nur den Leerdarm.

***) In der Pikardie bleiben, dem H. Baillon zufolge, viele dieſer Vögel in der Gegend von Montreuil-ſur-Mer bis zur Zeit des ſtrengen Froſtes.

Frühlinge kehren ſie wieder*) und immer ſchaarenweiſe. Nie ſieht man einen Regenpfeifer allein, ſagt Longolius; und Belon zufolge, beſtehen ihre kleinſten Flüge wenigſtens aus 50 Stück. Am Boden verhalten ſie ſich nie ruhig, ununterbrochen mit dem Aufſuchen ihrer Nahrung beſchäftigt, ſind ſie faſt immer in Bewegung. Mehrere halten Schildwach, während der große Haufen weidet, und bei der mindeſten Gefahr, ſtoßen ſie ein ſcharfes Geſchrei aus, welches das Zeichen zur Flucht iſt. Im Fliegen folgen ſie dem Winde, und die Ordnung ihres Zuges iſt ziemlich merkwürdig; ſie ordnen ſich nach einer Linie in die Breite, und bilden, ſo nebeneinander fliegend, in der Luft ſehr ſchmale und ſehr lange Quergürtel; zuweilen fliegen mehrere dieſer Gürtel hintereinander in überall gleichem Abſtand, aber in ſehr ausgedehnten Querlinien.

Am Boden laufen dieſe Vögel viel und ſehr ſchnell; den ganzen Tag bleiben ſie zuſammen, und trennen ſich erſt, wenn die Nacht kommt. Des Abends zerſtreuen ſie ſich über einen gewiſſen Raum, wo jeder ſein beſonderes Lager hat; ſobald aber der Tag anbricht, ſtößt der zuerſt erwachte oder der beſorgteſte, derjenige, den die Vogelſteller den König nennen, das Lockgeſchrei hui, hiö, huit aus, und im Augenblicke verſammeln ſich alle andere auf dieſen Ruf. Dieſen Augenblick wählt man zur Jagd auf ſie. Vor Tagesanbruch ſpannt man einen Garnvorhang vor die Gegend, wo man am Abend dieſe Vögel zur Ruhe hat gehen ſehen; die Jäger umſtellen den Ort in großer Menge, und bei dem erſten Schrei des lockenden Regenpfeifers, legen ſie ſich auf den Boden, um die Vögel vorbeifliegen und ſich vereinigen zu laſſen; ſind ſie verſammelt, ſo ſtehen die Jäger auf, erheben ein Geſchrei und ſchleudern Stöcke in die Luft; die erſchrockenen Regenpfeifer fliegen nahe am Boden weg und gerathen in das Garn, das zugleich niederfällt; oft wird der ganze Schwarm darin gefangen. Dieſe große Jagd liefert immer eine reiche Beute, aber auch ein einzelner Vogelſteller, der ſich einfacher dabei benimmt, macht dennoch eine gute Jagd; er verſteckt ſich hinter ſein Garn, ahmt mit einer Pfeife aus Rinde die Stimme des lockenden Regenpfeifers nach, und zieht auf dieſe Weiſe die andern ins Netz. In den Ebenen von Beauce und der Champagne fängt man viele. Obwohl in der rechten Jahreszeit ſehr gemein, werden ſie dennoch als ein gutes Wildpret geſchätzt. Belon ſagt, zu ſeiner Zeit wäre ein Regenpfeifer oft ſo theuer, wie ein Haſe verkauft worden. Er fügt hinzu, den Jungen, die er Guillemots (die Taucherhühner) nennt, gebe man den Vorzug.

*) Auf Malta, ſagt uns der H. Ritter Desmazys, ſieht man ſie regelmäßig 2mal des Jahres, im Frühling und im Herbſt, mit dem großen Schwarm der andern Vögel durchziehen, die über das Mittelmeer fliegen, und für welche dieſes Eiland ein Ort der Ruhe und der Raſt iſt.

Die Jagd der Regenpfeifer und ihre Lebensweiſe in dieſer Jahreszeit iſt beinahe dasjenige, was wir von dem, was auf ihre Naturgeſchichte Bezug hat, wiſſen: flüchtige Gäſte mehr, denn Bewohner unſerer Gefilde, verſchwinden ſie, wenn der Schnee fällt, ziehen im Frühling nur wieder durch und verlaſſen uns, wann die andern Vögel bei uns eintreffen. Es ſcheint, daß die ſanfte Wärme dieſer reizenden Jahreszeit auf die Regenpfeifer einen entgegengeſetzten Eindruck ausübt; ſie wandern nach den nördlichern Gegenden, um dort zu brüten und ihre Jungen zu erziehen; denn während des ganzen Sommers ſehen wir ſie nicht mehr. Sie bewohnen alsdann Lappland und die andern Gegenden Nordeuropas, und wahrſcheinlich auch Nordaſiens. In Amerika iſt ihre Wanderung dieſelbe, denn die Regenpfeifer gehören zu den beiden Feſtländern gemeinſamen Vögeln, und an der Hudſonsbai ſieht man ſie im Frühlinge vorüberziehen, um ſich noch weiter nach Norden hinzubegeben. Schwarmweiſe in dieſen nördlichen Gegenden angekommen, um dort zu niſten, trennen ſie ſich bald nach einzelnen Paaren; die innige Geſellſchaft der Liebe zerſtört oder unterbricht vielmehr auf eine Zeit lang die allgemeine Geſellſchaft der Freundſchaft, und ohne Zweifel hat Klein, ein Einwohner von Danzig, ſie unter dieſen Umſtänden geſehen, wenn er ſagt, der Regenpfeifer halte ſich gewöhnlich in den Niederungen und den Wieſen auf.

Die Art, die in unſern Gegenden zahlreich ſich zeigt, wenigſtens eben ſo zahlreich, wie die des Kibitzes, iſt nicht ſo weit verbreitet. Aldrovande zufolge, fängt man in Italien nicht ſo viele Regenpfeifer als Kibitze, und nach der Schweiz und andern Gegenden, welche der Kibitz beſucht, kommen ſie gar nicht; vielleicht aber gewinnt auch der Regenpfeifer, indem er ſich weiter nach Norden hin begibt, in den nördlichen Gegenden, was der Kibitz nach Süden hin mehr, als er, an Raum einzunehmen ſcheint, und auch in der neuen Welt ſcheint er dieſes zu gewinnen, wo die Erdgürtel weniger unter ſich verſchieden, weit allgemeiner gemäßigt, und gleichförmiger feucht, mehreren Vogelarten erlaubt haben, ſich von Norden her nach einem gemäßigten Süden auszubreiten, während ein zu heißer Gürtel faſt alle Arten der mittlen Gegenden in die alte Welt einſchränkt und zurückweiſt.

Was wir ſo eben von ihren natürlichen Gewohnheiten geſagt haben, muß auf den Goldregenpfeifer oder das Pulroß, als den Vertreter der geſammten Familie der Regenpfeifer, bezogen werden; dieſe Familie beſteht aber aus vielen Arten, die wir hier aufzählen und beſchreiben wollen.

Der Goldregenpfeifer *), oder das Pulroß.

Erſte Art.

Der Goldregenpfeifer oder das Pulroß, Nro. 904, iſt ſo groß, wie eine Turteltaube; ſeine Länge vom Schnabel bis zum Schwanze, ſowie vom

*) Im Engliſchen Green plover, im Deutſchen Pulvier, Pulroß.

Schnabel bis zu den Zehen, beträgt ungefähr 10 Zoll. Auf dem ganzen Oberleibe iſt er auf einem ſchwärzlich braunen Grunde mit gelben, weißgrau untermiſchten Pinſelſtrichen gefleckt; dieſe gelben Striche glänzen auf der dunkelen Tinte und laſſen das goldfarbige Gefieder mehr hervorſcheinen. Dieſelben Farben, aber ſchwächer, ſind auf der Kehle und Bruſt vermiſcht. Der Bauch iſt weiß, der Schnabel ſchwarz und ſo wie bei allen Regenpfeifern kurz, rund und gegen die Spitze hin angeſchwollen. Die Füße ſind ſchwärzlich und die äußere Zehe durch ein kleines Häutchen mit der mittelen, bis an das erſte Gelenk, verbunden. Die Füße haben keine drei Zehen, und von einer Hinterzehe oder Ferſe iſt keine Spur vorhanden. Dieſes Merkmal, verbunden mit der Anſchwellung des Schnabels, wird unter den Vogelkundigen als Unterſcheidungszeichen der Familie der Regenpfeifer angenommen. Alle ſind auch auf einem Theil des Beines, oberhalb des Knies, unbefiedert und haben einen kurzen Hals, große Augen und ein im Verhältniſſe zum Körper etwas zu dicken Kopf, was für alle Langſchnäbel*) gilt, aus denen einige Naturforſcher eine große Familie, unter dem Namen Pardale gemacht haben, der ſie jedoch nicht alle umfaſſen kann, da es, und namentlich unter den Regenpfeifern, mehrere Arten gibt, die kein gepardertes oder getigertes Gefieder haben.

Uebrigens iſt der Unterſchied in dem Gefieder zwiſchen dem Männchen und Weibchen dieſer Art gering; dennoch ſind die nur einzelne Vögel betreffenden oder zufälligen Abweichungen ſehr häufig, und zwar ſo, daß man in derſelben Jahreszeit, und unter 25 bis 30 Pulroſſen, kaum 2 einander ganz ähnliche finden wird; ſie haben mehr oder minder Gelb und zuweilen ſo wenig, daß ſie ganz grau ausſehen**); einige haben ſchwarze Flecken auf der Bruſt u. ſ. w. Dem H. Baillon zufolge, kommen dieſe Vögel zu Ende

Seetaube, grüner Kibitz; im Italiſchen Piviero. Man behauptet, ſagt H. Salerne, die Stadt Piviers oder Pithiviers in Gatinois habe ihren Namen von den vielen Regenpfeifern, die man in ihrer Umgegend ſehe, erhalten.

*) Wie Schnepfen, Himmelsziegen, Leimſchnepfen u. ſ. w.

**) H. Baillon, der dieſe Vögel in der Pikardie beobachtet hat, verſichert, ihr Gefieder ſei in dem erſten Alter grau, in der erſten Mauſe, im Auguſt und September, bekämen ſie ſchon einige Federn, die einen gelben Anſtrich oder Flecken von dieſer Farbe hätten, aber erſt nach einigen Jahren erhielte dieſer Vogel eine ſchöne Goldtinte. Er fügt hinzu, die Weibchen kämen ganz grau zur Welt, ſie bewahrten dieſe Farbe lange; erſt, wenn ſie alterten, färbte ſich ihr Gefieder etwas gelb, und ſehr ſelten ſähe man ihrer, deren Gefieder ſo gleichförmig ſchön wäre, wie das der Männchen. Alſo darf die Mannichfaltigkeit der Farben, die man in der Art dieſer Vögel bemerkt, nicht Wunder nehmen, da ſie durch den Unterſchied in Alter und Geſchlecht hervorgebracht werden. (Bemerkung, mitgetheilt von H. Baillon.)

Septembers oder im Anfange Oktobers auf den Küſten der Pikardie an, während ſie in andern, mehr ſüdlichen Landſchaften Frankreichs, erſt im November und ſelbſt ſpäter durchkommen; im Februar und März kehren ſie zurück. Im Sommer ſieht man ſie im Norden von Schweden, in Dalekarlien und auf Oeland, in Norwegen, Island und Lappland. Durch dieſe nördlichen Länder ſind ſie wahrſcheinlich nach der neuen Welt gekommen, wo ſie ſich weiter als in der alten verbreitet zu haben ſcheinen; denn man findet das Pulroß auf Jamaika, Martinique, St. Domingo und Cayenne mit einigen leichten Unterſchieden. In den ſüdlichen Landſchaften der neuen Welt bewohnen dieſe Regenpfeifer die Savanen und kommen in die Zuckerrohrfelder, in denen man Feuer angelegt hat; ihre Schwärme ſind dort zahlreich und laſſen ſich nicht leicht nahe kommen, ſie reiſen daſelbſt, und auf Cayenne ſieht man ſie nur in der Regenzeit.

H. Briſſon nimmt unter dem Namen **kleiner Goldregenpfeifer** eine zweite Art an, und zwar auf Gesners Angabe hin, der jedoch ſelbſt den Regenpfeifer nie geſehen, noch gekannt hatte. Schwenckfeld und Rzaczynſki erwähnen auch dieſer kleinen Art, und wahrſcheinlich ebenfalls nach Gesner; denn der Erſtere ſagt, während er dieſen Vogel den **kleinen Regenpfeifer** nennt, zugleich, er ſei ſo groß, wie eine Turteltaube. Rzaczynſky fügt nichts hinzu, was eigenthümlich genug wäre, um glauben zu laſſen, daß er ihn beſonders beobachtet und gekannt habe. Wir werden alſo dieſen kleinen Goldregenpfeifer als eine Abweichnng anſehen, die durchaus nur bei einem einzelnen Vogel vorkommt, und unſeres Erachtens, nicht einmal einen eigenthümlichen Schlag in der Art bildet.

Das ſchwarzkehlige Pulroß.

Zweite Art.

Dieſe Art wird oft mit der vorigen in den Ländern des Nordens gefunden, wo ſie ohne Vermiſchung miteinander beſtehen und ſich fortpflanzen. Edwards hat dieſe hier von der Hudſonsbai erhalten und Linné ſie in Schweden, Smoland und den unangebauten Feldern von Oeland gefunden; es iſt Rudbecks pluvialis minor nigroflavus. Er hat eine weiße Stirn und ein weißes Bändchen, das oberhalb der Augen und über die Seiten des Halſes hinläuft, vorn herabſteigt und ein ſchwarzes Schild, das ſeine Kehle bedeckt, umgibt; der übrige Unterleib iſt ſchwarz; der ganze Mantel düſterbraun und ſchwärzlich und gleichmäßig mit einer lebhaft gelben Farbe geſprenkelt, die über den Rand jeder Feder in gezähnelten Flecken vertheilt iſt. Dieſer Regenpfeifer iſt eben ſo groß wie das Pulroß. Wir wiſſen nicht, ob zum Gegenſatz und in Bezug auf die Schwäche ſeiner Augen oder weil dieſer Regenpfeifer wirklich ein ſchärferes Geſicht als irgend ein anderer

Vogel dieſer Art hat, die Engländer von der Hudſonsbai ihm den Beinamen Falkenauge (hawk's eye) gegeben haben.

Der Mornell.

Dritte Art.

Der Mornell, Nro. 832, wird von einigen der kleine Regenpfeifer genannt. Er iſt in der That nicht ſo groß wie das Pulroß und kaum 8½ Zoll lang. Der ganze Farbengrund ſeines Mantels iſt braungrau mit einigem grünen Glanze; jede Feder des Rückens iſt, ſowie die mitteln des Flügels, mit einem fuchsrothen Strich geſäumt und eingefaßt; der Obertheil des Kopfes iſt ſchwärzlich braun, die Seiten und das Geſicht ſind grau und weiß gefleckt; der Vorderhals und die Bruſt von grauer Farbe, die ſich wellenförmig hinzieht und zu einem Bruſtſchilde rundet, unter welchem nach einem ſchwarzen Strich ein weißer Gürtel iſt, und eben an dieſem Merkmal erkennt man das Männchen; der Magen iſt fuchsroth, der Bauch ſchwarz und der Unterbauch weiß.

Der Mornell iſt wegen der Güte ſeines Fleiſches, das noch zarter und ſaftiger als das des Regenpfeifers, wohl bekannt. Die Art ſcheint im Norden verbreiteter zu ſein als in unſern Gegenden, von England anzufangen; ſie zieht ſich bis nach Schweden und Lappland. Dieſer Vogel hat zwei beſtimmte Reiſen, im April und im Auguſt, auf denen er ſich aus den Sümpfen nach den Bergen begibt, angezogen von den ſchwarzen Käfern, die nebſt Würmern und kleinen Landmuſchelthieren, wovon man die Ueberbleibſel in ſeinen Gedärmen findet, den beſten Theil ſeiner Nahrung ausmachen. Willughby beſchreibt die Jagd, die man in der Grafſchaft Norfolk, wo ſie ziemlich vorhanden ſind, auf ſie anſtellt. Fünf bis ſechs Jäger brechen zugleich auf, und haben ſie die Vögel angetroffen, ſo ſpannen ſie in einer gewiſſen Entfernung ein Streichnetz und laſſen die Vögel zwiſchen ſich und das Netz; hierauf rücken ſie langſam voran und ſchlagen zugleich Kieſelſteine oder Stücke Holz aneinander; jene faulen Vögel erwachen, ſtrecken einen Fuß, einen Flügel aus, und können ſich kaum in Bewegung ſetzen; die Jäger halten es für gut, ihnen nachzuahmen, indem ſie den Arm und das Bein ausſtrecken, und glauben, durch dieſes offenbar unnütze Verfahren ſie zu unterhalten und ihre Augen zu beſchäftigen*); zuletzt aber nähern ſich die Mornelle langſam und in trägem Gange dem Netz, und das Netz fällt und bedeckt den dummen Schwarm.

*) Ein Schriftſteller, bei Gesner, ſagt ſogar, aufmerkſam auf die Bewegungen des Jägers und wie entzückt durch ſie, ahme der Vogel alle ſeine Gebärden nach und vergeſſe darüber die Sorge für ſeine Erhaltung ſo ſehr, daß er ſich nahe kommen und mit dem Netze, das man in der Hand hält, bedecken laſſe.

Nach dieſer Eigenthümlichkeit der Schwerfälligkeit und Dummheit haben die Engländer dieſe Vögel **Dotterel** genannt, und ihr lateiniſcher Name **Moricellus** ſcheint denſelben Urſprung zu haben. Klein ſagt, ihr Kopf ſei noch runder als der aller andern Vögel aus der Familie der Regenpfeifer, und er hält dieſes für ein Anzeigen ihrer Dummheit nach der Aehnlichkeit mit jenem Schlag Tauben, die man **Tölpeltauben** genannt hat und die wirklich einen rundern Kopf als die andern haben. Willughby glaubt, er habe an den Pulroſſen bemerkt, daß die Weibchen etwas größer als die Männchen ſind, ohne andere äußere Unterſchiede.

Was die Mornellenart betrifft, die H. Briſſon unter dem Namen **engliſcher Mornell** annimmt, ſo werden wir ſie nur als eine einfache Abart anſehen. Albin ſtellt dieſen Vogel in ſeiner Abbildung zu klein dar, da er ihn in ſeiner Beſchreibung ſchwerer und doch nach denſelben Verhältniſſen wie der gemeine Mornell gebaut ſein läßt; und wirklich beſteht ihr größter Unterſchied darin, daß der erſte Mornell unten auf der Bruſt keinen Querſtreifen hat und dieſer ganze Theil nebſt dem Magen und dem Vorderhalſe gelblich verwaſchen weißgrau iſt; mir ſcheint es daher, daß man die Arten mit Unrecht vermehrt, wenn man ſie nach ſo leichten Unterſchieden feſtſtellt.

Der Halsbandregenpfeifer.

Vierte Art.

In dieſer Art unterſcheiden wir vorerſt zwei Schläge, einen großen und einen kleinen, einen, Nro. 920, von der Größe einer Weindroſſel, den andern, Nro. 921, faſt von der einer Lerche, und auf dieſen letztern bezieht ſich Alles, was man von dem Halsbandregenpfeifer geſagt hat, weil er weiter verbreitet und bekannter als der erſte iſt; in der Wirklichkeit aber iſt der eine vielleicht nur eine Abweichung des andern; denn es finden ſich ſonſt noch Abweichungen zwiſchen ihnen, die ſie ſtufenweiſe einander zu nähern ſcheinen.

Dieſe Vögel haben einen runden Kopf und einen ſehr kurzen, an ſeiner Wurzel dicht befiederten Schnabel; dieſer Schnabel iſt in ſeiner erſten Hälfte weiß oder gelb, an der Spitze ſchwarz; die Stirn iſt weiß; ein ſchwarzes Band läuft über den Scheitel, und ein graues Käppchen bedeckt den Kopf; dieſes Käppchen iſt mit einem ſchwarzen Bändchen eingefaßt, das über dem Schnabel anfängt und unter den Augen hinläuft; das Halsband iſt weiß und die Bruſt trägt ein ſchwarzes Schild; der Mantel iſt braungrau; die Schwungfedern ſind ſchwarz; der Unterleib ſchön weiß wie die Stirn und das Halsband.

So iſt im Großen das Gefieder des Halsbandregenpfeifers. Wollte man alle Verſchiedenheiten in Vertheilung oder Ausdehnung dieſer etwas dunklern,

verworrenern oder reinern Farben darſtellen, ſo müßte man eben ſo viele Beſchreibungen anfertigen und man würde faſt eben ſo viele Arten aufſtellen, als man einzelne Vögel ſähe. Mitten unter dieſen geringfügigen und wirklich nur einzeln Thieren oder Arten eigenen Abweichungen findet man in faſt allen Erdſtrichen den Halsbandregenvogel ſich ſelbſt gleich wieder, man hat ihn uns aus Sibirien, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, von den Philippinen, aus Luiſiana und Cayenne *) gebracht; H. Cook hat ihn in der Magellansſtraße, und H. Ellis ihn in der Hudſonsbai angetroffen. Dieſer Halsbandregenpfeifer iſt der Vogel, den Marcgrave den braſiliſchen Matuitui nennt, und Willughby fällt bei dieſer Bemerkung der Schluß auf, zu dem dieſe Thatſache führt, daß nämlich einige Vögel Südamerika und Europa gemeinſam ſind, eine Thatſache, die an ſich ſelbſt erſtaunenswerth iſt und nur in dem Grundſatze eine Erklärung findet, den wir hinſichtlich der Natur der Waſſer- und Strandvögel aufgeſtellt haben, die immer etwas weiter und weiter reiſen und ſich in alle Gegenden ſchicken, weil ihr Leben mit einem Element zuſammenhängt, das alle Himmelsgegenden einander mehr gleich macht und ihnen überall denſelben Vorrath von Nahrung liefert, ſo daß ſie vom Norden bis zum Süden ihre Wohnung haben nehmen und ſich unter den Wendekreiſen und in den kalten Gürteln gleich wohl befinden können.

Als eine dieſer bevorzugten Arten, die ſich über die ganze Erdkugel verbreitet haben, werden wir alſo die des Halsbandregenpfeifers anſehen, ungeachtet einiger den verſchiedenen Himmelsgegenden dieſer Vögel entſprechenden Abweichungen im Gefieder dieſer Vögel; dieſe äußern Unterſchiede dürfen, wenn die übrigen Züge ſo wie der Naturhang dieſelben ſind, nur wie die örtliche Tinte, und, ſo zu ſagen, wie die Tracht der Himmelsgegenden angeſehen werden, eine Tracht, welche die Vögel, wenn ſie den Himmel verändern, mehr oder weniger annehmen und ablegen.

Die Halsbandregenpfeifer leben am Rande der Gewäſſer, dem Meer entlang ſieht man ſie ſeinen Fluthen folgen. Sehr geſchwinde laufen ſie über den Uferſand hin, ihren Lauf durch kleine Flüge unterbrechend und immer ſchreiend. In England findet man ihre Neſter auf den Felſen der Küſten; dort ſind dieſe Vögel ſehr gemein; ebenſo in den meiſten Gegenden des Nordens, in Preußen, Schweden und mehr noch in Lappland während des Sommers. Auch ſieht man einige auf unſern Flüſſen in einigen Landſchaften; in Frankreich kennt man ſie unter dem Namen Gravières, in andern Landſchaften unter dem Namen Criard, oder Schreier, den ſie wohl

*) Auf Cayenne nennt man ihn Collier, d. h. Halsband; die Spanier auf St. Domingo, die ihn wie ihre Mönche ſchwarz und weiß gekleidet ſahen, haben ihn Frailecitor, und die Indier nach ſeinem Geſchrei Thegle, Thegle genannt.

verdienen durch das läſtige und fortwährende Geſchrei, das ſie hören laſſen, wofern ſie nur beunruhigt werden und ſo lange ſie ihre Jungen ernähren; was lange währt, denn erſt nach Verlauf von einem Monat oder 5 Wochen fangen die Jungen an zu fliegen; die Jäger verſichern uns, daß dieſe Regenpfeifer keine Neſter bauen und auf dem Kiesſande des Ufers grünliche, braungefleckte Eier legen. Die Eltern verbergen ſich in den Löchern oder unter den Vorſprüngen der Ufer, Gewohnheiten, nach welchen die Vogelbeſchreiber in dieſem Vogel den Charadrios des Ariſtoteles zu erkennen geglaubt haben, welcher nach der Bedeutung des Wortes ein Bewohner der von den Waldbächen durchbrochenen Ufer iſt *) und deſſen Gefieder, ſetzt dieſer Philoſoph hinzu, eben ſo wenig wie die Stimme etwas Angenehmes hat; der letzte Zug, womit Ariſtoteles ſeinen Charadrios ſchildert, der des Nachts ausfliegt und am Tage ſich verbirgt, kann, ohne den Halsbandregenpfeifer genau zu kennzeichnen, dennoch auf ſeine Abendgänge und ſein Geſchrei, das man ſehr ſpät und bis in die Nacht hinein hört, Bezug haben. Wie dem auch ſei, der Charadrios gehört zu den Vögeln, in welchen die alte Arzneikunde oder vielmehr der alte Aberglaube geheime Kräfte ſuchte; er heilte von der Gelbſucht, das ganze Heilverfahren beſtand darin, daß man ihn anſah **), der Vogel ſelbſt wendete beim Anblick des Gelbſüchtigen die Augen ab, als wenn er ſich von ſeinem Uebel ergriffen fühlte. Mit wie vielen eingebildeten Heilmitteln hat nicht in jeder Art die menſchliche ihre wirklichen Uebel zu ſchonen geſucht!

Der Kildir.

Fünfte Art.

Dieſen Namen führt dieſer ſchreieriſche Regenpfeifer in Virginien, und wir wollen ihm denſelben um ſo lieber laſſen, als Catesby ſagt, er ſei nach dem Geſchrei des Vogels gebildet. Dieſe in Virginien und Karolina ſehr gemeinſamen Regenpfeifer werden von den Jägern gehaßt, weil ihr Geſchrei das ganze Wildpret in Unruhe verſetzt und in die Flucht treibt. In Catesby's Werk ſieht man eine gute Abbildung dieſes Vogels, den er in der Größe mit der Waſſerſchnepfe vergleicht. Er hat ziemlich hohe Beine; ſein ganzer Mantel iſt braungrau und der obere Theil des Kopfes in Form einer Kappe von derſelben Farbe; die Stirne, die Kehle, der Unterleib und der Umfang des obern Halſes ſind weiß; den untern Hals umgibt ein

*) Ariſtophanes legt dem Charadrios das Geſchäft bei, Waſſer in die Stadt der Vögel zu bringen.

**) Demgemäß verbarg der Verkäufer dieſes ſchönen Heilmittels ſeinen Vogel ſorgfältig und verkaufte nur ſein Geſicht; daher hatten die Griechen ein Sprichwort auf diejenigen gemacht, die etwas Koſtbares und Nützliches geheim halten: charadrium imitans.

ſchwarzes Band, unter welchem ſich ein weißes Halb-Halsband zeichnet, und auf der Bruſt iſt ein ſchwarzes Band, das ſich von einem Flügel bis zum andern hinzieht; der Schwanz iſt ziemlich lang und an der Spitze ſchwarz; der übrige Theil und ſeine obern Bedeckungen ſind fuchsroth, die Füße gelblich, der Schnabel ſchwarz, das Auge groß und von einem rothen Ringe umgeben. Dieſe Vögel bleiben das ganze Jahr in Virginien und Luiſiana *), und in dem Gefieder bemerkt man keinen Unterſcheid zwiſchen dem Männchen und Weibchen.

Eine benachbarte oder vielleicht dieſelbe Art, die keiner andern Beſchreibung bedarf, iſt die des Halsbandregenpfeifers von St. Domingo; Nro. 286 der ausgemalten Tafeln und die 10. Art des H. Briſſon. Bis auf einige Verſchiedenheiten in den Farben des Schwanzes und eine dunklere Tinte bei dieſem hier in den Schwungfedern, ſind dieſe beiden Vögel dieſelben.

Der gehaubte Regenpfeifer.

Sechste Art.

Dieſer Regenpfeifer, der in Perſien gefunden wird, hat faſt die Größe des Pulroſſes, aber etwas höhere Beine. Die Federn auf ſeinem Scheitel ſind glänzend grün-ſchwarz; in ein rückwärts liegendes Büſchel geſammelt, bilden ſie eine faſt einen Zoll lange Haube. Die Wangen, der Hinterkopf und die Seiten des Halſes ſind weiß; der ganze Mantel iſt dunkelkaſtanienbraun; ein ſchwarzer Strich fällt von der Kehle auf die Bruſt, die, ſowie die Magengegend, ſchwarz mit ſchönem Veilchenglanze iſt; der Unterbauch iſt weiß, der Schwanz an ſeiner Wurzel weiß und an der Spitze ſchwarz; die Schwungfedern ebenfalls ſchwarz und die großen Flügelbedeckungen ſind weiß.

Dieſer Regenpfeifer iſt bewaffnet und trägt an der Flügelbiege einen Sporn, den H. Edwards auf ſeiner Tafel 47 zu zeichnen überſehen hat, den man aber auf ſeiner Tafel 208 wieder findet, wo er das Weibchen gibt, welches von dem Männchen darin ſich unterſcheidet, daß ſein ganzer Hals weiß und ſeine Farbe durch keinen Widerſchein abgeſchattet iſt.

Der Aegretten-Regenpfeifer.

Siebente Art.

Dieſer Regenpfeifer, Nro. 801, iſt ebenfalls an den Schultern bewaffnet, die Federn des Hinterkopfes, die ſich, wie beim Kibitz, fadenförmig verlängern, bilden ihm eine über einen Zoll lange Aegrette. Er hat die Größe eines Pulroſſes, aber höhere Beine, und mißt vom Schnabel bis zu den

*) Der H. Doktor Mauduit hat ihn aus dieſem Lande erhalten und bewahrt ihn in ſeinem Kabinet auf.

Nägeln einen Fuß, und vom Schnabel bis zum Schwanzende nur 11 Zoll. Der obere Theil des Kopfes, ſowie der Schopf, die Kehle und das Bruſtſchild auf der Magengegend ſind ſchwarz, ebenſo die Schwungfedern und die Spitze der Steuerfedern. Der Mantel iſt braungrau, die Seiten des Halſes, der Bauch und die großen Flügelbedeckungen ſind weiß mit falber Tinte; der Sporn an der Flügelbiege iſt ſchwarz, ſtark und ſechs Linien lang. Dieſe Art findet ſich am Senegal und ſcheint ebenfalls in einigen heißen Gegenden Aſiens zu Hauſe zu ſein; denn ein Regenpfeifer, der uns aus Aleppo geſchickt worden, war dieſem vom Senegal vollkommen ähnlich.

Der Regenpfeifer mit dem Kopfputz.

Achte Art.

Ein ziemlich ſeltſamer Kopfputz dient uns zur Kennzeichnung dieſes Vogels, Nro. 824. Es iſt ein Stück gelber Haut, das ihm über die Stirne geht und das Auge umſpannt; ein ſchwarzer nach hinten in 2—3 Fäden ſich verlängernder Kopfputz verlängt den Obertheil des Kopfes, der am Nacken weiß iſt, und ein breites, ſchwarzes Kinnband, das unter dem Auge anfängt, bedeckt die Kehle und läuft rund um den obern Hals. Der ganze Vorderleib iſt weiß, der Mantel fuchsröthlich grau, die Schwungfedern und die Schwanzſpitze ſchwarz, die Füße roth und der Schnabel hat gegen die Spitze hin einen Flecken von eben dieſer Farbe. Dieſer Regenpfeifer, deſſen Art unbekannt war, wird, wie die vorige, am Senegal gefunden; er iſt aber um ein Viertel kleiner und hat an der Flügelbiege keinen Sporn.

Der gekrönte Regenpfeifer.

Neunte Art.

Dieſer Regenpfeifer, Nro. 800, der am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden wird, iſt einer der größten ſeiner Gattung. Er iſt 1 Fuß lang und hat höhere Beine als das Pulroß, ſie ſind roſtfarbig. Der Kopf iſt ſchwarz geſchmückt und in dieſem Schwarz ſieht man eine weiße Stirnbinde, die rund um den Kopf läuft und eine Art Krone bildet; der Vorderhals iſt grau. Schwarz in dicken Wellenlinien vermiſcht ſich auf der Bruſt mit dem Grau; der Bauch iſt weiß; der in ſeiner erſten Hälfte, ſowie an der Spitze weiße Schwanz hat einen ſchwarzen Streifen, der durch das Weiße quer hindurch geht; die Schwungfedern ſind ſchwarz und die großen Flügelbedeckungen weiß; der ganze Mantel iſt braun, mit grünlichem und purpurrothem Glanze.

Der Lappen-Regenpfeifer.

Zehnte Art.

Eine gelbe Haut, die an den Wirbeln des Schnabels dieſes Regenpfeifers, Nro. 880, auf beiden Seiten in zwei ſpitzen Lappen herabhängt, dient uns, um ihn zu kennzeichnen. Er wird auf Malabar gefunden. Er iſt ſo groß wie unſer Regenpfeifer, hat aber höhere und gelbere Beine. Hinter den Augen hat er einen weißen Strich, der die ſchwarze Kappe des Kopfes einfaßt; der Flügel iſt ſchwarz und auf den großen Bedeckungen weiß gefleckt; auch ſieht man eine ſchwarze, weiß eingefaßte Farbe an der Spitze des Schwanzes; der Mantel und Hals ſind fahlgrau und der Unterleib iſt weiß; das iſt die gewöhnliche Tracht, und, ſo zu ſagen, Livree der meiſten Regenpfeifer-Arten.

Der bewaffnete Regenpfeifer von Cayenne.

Eilfte Art.

Dieſer Halsbandregenpfeifer, Nro. 833, iſt ſo groß wie der unſere, hat aber weit höhere Beine, auch iſt ſein Schnabel länger und der Kopf nicht ſo rund. Eine breite ſchwarze Binde bedeckt die Stirne, umfängt die Augen, vereinigt ſich mit dem Schwarz, das den Hinterhals um den obern Rücken ſchmückt und auf der Bruſt zu einem Schilde ſich abrundet; die Kehle iſt weiß, ebenſo der Vorderhals und der Unterleib; ein grauer Flecken mit weißer Einfaſſung bildet ein Käppchen hinten auf dem Kopfe; die erſte Hälfte des Schwanzes iſt weiß, das Uebrige ſchwarz; die Schwungfedern und die Schultern ſind ebenfalls ſchwarz; der übrige Mantel iſt grau mit weiß gemiſcht. Ziemlich lange Sporen ſtehen an der Flügelbiege hervor.

Es ſcheint uns, daß Fernandes *Amakozque* (Abſchnitt 12. S. 17), *ein Schreivogel mit weiß und ſchwarz gemiſchtem Gefieder und doppeltem Halsbande, den man das ganze Jahr hindurch am mexikaniſchen See ſieht, wo er von Waſſerwürmern lebt*, ein Regenpfeifer iſt; als ſicher könnte man es behaupten, hätte Fernandes die Eigenthümlichkeit ſeiner Füße angegeben.

Was die dritte Art des H. Briſſon betrifft, ſo iſt ſie nichts weniger als ein Regenpfeifer, ſondern ein kleiner Trappe oder unſer Knorrhahn.

Der Regenvogel.

Der auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 918, ſogenannte *Regenvogel* (*Pluvian*) iſt mit dem Regenpfeifer verwandt, inſofern er nur drei Zehen hat. Der Regenvogel iſt wohl nicht größer als der kleine Halsband-

*) Siehe den Aufſatz über dieſen Vogel Band VII.

regenpfeifer; nur iſt ſein Hals länger und ſein Schnabel ſtärker. Obenher ſind der Kopf, der Hals und der Rücken ſchwarz, über den Augen iſt ein Strich von dieſer Farbe und auf der Bruſt ſind einige ſchwarze Wellenlinien; die großen Schwungfedern ſind ſchwarz und weiß gemiſcht; die andern Theile des Flügels, die mitteln Schwungfedern und Bedeckungen nieblich grau; der Vorderhals fuchsröthlich weiß und der Bauch weiß; der Schnabel iſt aber größer und dicker als der des Regenpfeifers und nicht ſo ſtark aufgeſchwollen. Dieſe Verſchiedenheiten, die mehr eine Gattungs- als Artabſtufung zu bilden ſcheinen, haben uns bewogen, ihm einen beſondern Namen zu geben, der zugleich auf die Regenpfeifer Bezug haben ſollte.

Der große Regenpfeifer, gewöhnlich Landſichler genannt.

Wenige Jäger und Landbewohner in der Pikardie, Orleanais, Beauce und der Champagne gibt es, die nicht, wenn ſie ſich in den Monaten September, Oktober und November gegen Abend mitten auf dem Felde befanden, das wiederholte Geſchrei dieſer Vögel, türrlui, türrlui, gehört haben; es iſt ihr Lockgeſchrei, das ſie von Hügel zu Hügel erſchallen laſſen, und wahrſcheinlich hat man nach dieſem deutlich ausgeſprochenen und dem der ächten Sichler ähnlichen Geſchrei dieſem großen Regenpfeifer, Nro. 919, den Namen Landſichler gegeben. Belon ſagt, beim erſten Anblick hätte er dieſen Vogel dem kleinen Trappen ſo ähnlich gefunden, daß er ihm deſſen Namen beigelegt habe. Inzwiſchen iſt es weder ein Trappe, noch ein Sichler, ſondern eher ein Regenpfeifer; während er aber den Regenpfeifern durch mehre gemeinſame Merkmale nahe ſteht, entfernt er ſich durch einige andere ſo weit von ihnen, daß man ihn als zu einer alleinſtehenden Art gehörig anſehen kann, da er Züge einer beſonderen Körperbildung an ſich trägt, und ſeine natürlichen Gewohnheiten von denen der Regenpfeifer verſchieden ſind.

Vorerſt iſt dieſer Vogel weit größer als der Goldregenpfeifer, größer ſelbſt als eine Schnepfe; ſeine dicken Beine haben eine deutliche Geſchwulſt oberhalb des Kniees, das geſchwollen ausſieht, eine Eigenthümlichkeit, nach welcher ihn Belon geſchwollenes Bein genannt hat. Er hat, wie der Regenpfeifer, nur 3 ſehr kurze Zehen; ſeine Beine und Füße ſind gelb. Sein Schnabel iſt von ſeiner Wurzel bis gegen die Mitte ſeiner Länge gelblich und bis zu ſeinem Ende ſchwärzlich; er hat dieſelbe Form, wie der des Regenpfeifers, iſt aber dicker. Das ganze Gefieder iſt auf einem weiß, fuchsröthlich grauen Grunde, braun und ſchwärzlich geſprenkelt, die Striche dieſes Geſprenkels ſind auf dem Halſe und der Bruſt deutlich getrennt, auf dem Rücken und den Flügeln verworrener, die letzteren von einem weißlichen Streifen querüber laufen; zwei fuchsröthlich weiße Striche ziehen ſich über

und unter dem Auge hin; der Farbengrund iſt auf dem Rücken und Halſe fuchsröthlich, und unter dem Bauche, der nicht geſprenkelt iſt, weiß.

Dieſer Vogel hat einen großen Flügel; er fliegt von weitem auf, beſonders während des Tages, und fliegt alsdann ziemlich niedrig an der Erde hin; über die Grasplätze und durchs Feld läuſt er ſo ſchnell wie ein Hund, und daher hat man ihm in einigen Landſchaften, wie in Beauce, den Namen Arpenteur, d. i. Feldmeſſer, gegeben. Nachdem er gelaufen, bleibt er plötzlich mit unbeweglichem Körper und Kopfe ſtehen und bei dem mindeſten Geräuſch duckt er ſich an den Boden. Fliegen, Käfer, kleine Schnecken und andere Landmuſchelthiere ſind ſeine Hauptnahrung nebſt einigen andern Kerbthieren, welche ſich auf den Brachfeldern finden, wie Grillen, Heuſchrecken und Werren *), denn er hält ſich faſt nur auf den Hochebenen auf, und bewohnt vorzugsweiſe ſteinige, ſandige und trockene Erdſtriche. In Beauce, ſagt H. Salerne, wird ein ſchlechtes Land Sichlerland genannt. Den Tag über einſam und ruhig, ſetzen ſich dieſe Vögel, wenn der Abend kommt, in Bewegung und verbreiten ſich alsdann in ſchnellem Fluge und und unter einem aus allen Kräften ausgeſtoßenen Geſchrei nach allen Seiten über die Höhen hin; ihre Stimme, die man in weiter Entfernung hört, iſt ein Klaglaut, ähnlich dem einer Terzflöte, und über 3—4 Töne von der Tiefe zur Höhe hinauf ſich fortſetzend. Den größten Theil der Nacht hindurch ſchreien ſie unaufhörlich, und alsdann nähern ſie ſich unſern Wohnungen.

Dieſe nächtlichen Gewohnheiten dürften anzudeuten ſcheinen, daß dieſer Vogel des Nachts beſſer ſieht, als am Tage; indeſſen iſt es gewiß, daß ſein Geſicht den Tag über ſehr ſcharf iſt. Zudem ſetzt ihn die Lage ſeiner großen Augen in Stand, nach hinten wie nach vorn zu ſehen; aus hinreichender Ferne entdeckt er den Jäger, um aufzuſteigen und fortzufliegen, lange bevor man ihn ſchießen kann. Es iſt ein ebenſo wilder als banger Vogel; die Furcht allein hält ihn den Tag hindurch regungslos und erlaubt ihm erſt beim Eintritt der Nacht ſich in Bewegung zu ſetzen und ſich hören zu laſſen. Dieſes Angſtgefühl beherrſcht ihn ſogar dergeſtalt, daß, wenn man in eine Stube tritt, worin man ihn eingeſchloſſen hält, er nur ſich zu verſtecken und zu fliehen ſucht, und in ſeinem Schrecken den Kopf ſenkt und ſich an Alles ſtößt, was ihm in den Weg kommt. Dieſer Vogel ſoll die Veränderungen des Wetters vorher empfinden und den Regen ankündigen. Gesner hat bemerkt, daß er auch in der Gefangenſchaft lange vor der Ankunft eines Gewitters in Unruhe geräth. Uebrigens macht dieſer große Regenpfeifer

*) H. Baillon, der dieſen Vogel auf den Felſen der Pikardie beobachtet hat, ſagt uns, er freſſe auch kleine ſchwarze Eidechſen, die ſich auf den Dünen finden, und ſelbſt kleine Blindſchleichen.

oder Landſichler eine Ausnahme unter den zahlreichen Arten, deren Beine zum Theil nackt ſind, und die deswegen als Bewohner der Küſten und ſchlammigen Erdſtriche angeſehen werden, da er ſich vom Waſſer und von etwas feuchtem Boden immer ferne hält und nur die trockenen Länder und die Höhen bewohnt *).

Dieſe Gewohnheiten ſind nicht die einzigen, durch die er ſich von den Regenpfeifern unterſcheidet. Die Zeit ſeiner Abreiſe und die ſeines Aufenthaltes ſind nicht dieſelben wie für die Regenpfeifer; er reiſt im November während der letzten Herbſtregen ab; bevor aber dieſe Vögel ihre Reiſen unternehmen, verſammeln ſie ſich auf die Stimme eines einzigen, der ſie herbeiruft, in Schwärmen von drei bis vierhundert, und ihre Abreiſe geſchieht während der Nacht. Im Frühlinge ſieht man ſie frühzeitig wieder und zu Ende des März ſind ſie in Beauce, Sologne und Berry und in einigen andern Landſchaften Frankreichs wieder zurück gekehrt. Das Weibchen legt nur zwei, oder zuweilen drei Eier auf die bloße Erde zwiſchen Steine oder in ein kleines Loch, das es im Sande der Haiden und Dünen bildet **). Das Männchen verfolgt es lebhaft in der Zeit der Liebe, und es iſt eben ſo beſtändig als lebhaft und verläßt ſein Weibchen nicht; es hilft ihm ſeine Jungen anführen, umherleiten und ſie mit der Auswahl ihrer Nahrung bekannt machen; dieſe Erziehung währt ſogar lange; denn obgleich die Jungen bald nach ihrer Geburt gehen und ihren Eltern folgen, werden ſie erſt ſpät im Flügel ſtark genug, um fliegen zu können. Belon hat ihrer gefunden, die zu Ende Oktobers noch nicht fliegen konnten, weßhalb er glaubte, daß das Legen der Eier oder das Ausſchlüpfen der Jungen erſt ſehr ſpät erfolge.

*) Woraus man ſehen kann, mit wie wenigem Grunde Geßner ihn für den Charadrios der Alten gehalten, der entſchiedener Maßen ein Strandvogel iſt. Sieh vorhin den Aufſ. über den Halsband-Regenvogel.

**) Während der acht Tage, die ich in dem trocknen Sande, welcher die Ufer des Meeres von der Mündung der Somme an bis zum äußerſten Ende von Boulonnais bedeckt, umhergeſchweift bin, habe ich ein Neſt angetroffen, welches, wie mir ſchien, dem Saint-Germer angehörte. Um mich deſſen zu verſichern, bin ich bis zum Abeud beſtändig auf dem Sande ſitzen geblieben, aus welchem ich vor mir und um mich herum einen kleinen Hügel aufgeworfen hatte, um mich zu verbergen. Die Vögel, die auf dieſem Sande wohnen und ſeine von den Winden fortgetriebene Oberfläche ſich verändern zu ſehen gewöhnt ſind, gerathen nicht in Unruhe, wenn ſie neue Vertiefungen oder neue Erhöhungen auf ihm finden. Meine Mühe wurde belohnt; am Abend kam der Vogel zu ſeinen Eiern und ich erkannte in ihm den Saint-Germer oder den Landſichler. Sein Neſt, das auf dem flachen Boden und unbedeckt in einer Sandebene lag, beſtand nur in einem kleinen, einen Zoll tiefen Loch von eliptiſcher Form, das drei ziemlich große Eier von einer ſonderbaren Farbe enthielt. (Beobachtungen des H. Baillon von Montreuil-ſur-Mer.

Allein der H. Ritter Desmazys, der dieſe Vögel auf Malta beobachtet hat,*) belehrt uns, daß ſie dort regelmäßig zwei Mal legen, das eine Mal im Frühling, das andere Mal im Auguſt. Derſelbe Beobachter verſichert, die Brütezeit dauere 30 Tage. Die Jungen ſind ein ſehr gutes Wildpret, und man ißt auch die Alten, die ein ſchwärzeres und trockneres Fleiſch haben. Auf Malta war ihre Jagd dem Großmeiſter des Ordens vorbehalten; bis man gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts die Art von Rebhühnern nach dieſem Eilande brachte**). Dieſer große Regenpfeifer oder Landſichler begiebt ſich nicht im Sommer, wie die Regenpfeifer, weit nach Norden; wenigſtens nennt ihn Linné im Verzeichniß der ſchwediſchen Vögel nicht. Willughby verſichert, man finde ihn in England in der Grafſchaft Norfolk und in Kornwallis. Charleton indeß, der ſich für einen erfahrenen Jäger ausgiebt, geſteht, daß ihm dieſer Vogel ganz unbekannt ſei. Sein wilder Naturtrieb und ſeine nächtlichen Gänge haben ihn dem Auge der Beobachter lange entziehen können; und Belon, der ihn zuerſt in Frankreich entdeckt hat, bemerkt, daß ihm damals Niemand den Namen deſſelben angeben konnte.

Vier bis fünf Wochen lang habe ich einen dieſer Vögel auf meinem Landgute gehabt; man fütterte ihn mit Suppe, Brod und geſottenem Fleiſche; dieſes letztere Gericht zog er den andern vor. Er fraß nicht allein während des Tages, ſondern auch die Nacht über, denn nachdem man ihm des Abends ſeinen Mundvorrath gegeben, bemerkte man des andern Morgens, daß derſelbe bedeutend kleiner geworden war.

Mir ſchien dieſer Vogel einen friedlichen, aber furchtſamen und wilden Naturhang zu haben, und ich glaube, daß man ihn wirklich aus dieſem Grunde in ſeiner Freiheit ſelten den Tag über laufen ſieht, und er die Dunkelheit der Nacht vorzieht, um ſich mit ſeines Gleichen zu vereinigen. Ich habe bemerkt, daß er, ſobald er Jemanden, wenn auch von Weitem, wahrnahm, zu entfliehen ſuchte und ſeine Furcht ſo groß war, daß er ſich an Alles ſtieß, was ihm in den Weg kam, wenn er ſich retten wollte. Er gehört alſo zu jenen Thieren, die geboren ſind, um ferne von uns zu leben, und denen die Natur den Trieb, uns zu fliehen, als Schutzwaffe gegeben.

Derjenige, von dem hier die Rede iſt, hat uns mit ſeinem Geſchrei nicht bekannt gemacht; er ließ nur zuweilen, während der 2—3 letzten Nächte vor ſeinem Tode, eine Art ſehr ſchwachen Pfeifens hören, das vielleicht nur ein Ausdruck des Leidens war; denn er hatte damals auf der Wurzel des

*) Auf Malta nennt man ihn Talaride.

**) Unter dem Großmeiſter Martin von Redin. (Bemerkung, mitgetheilt von dem H. Ritter Desmazys.) (Eine andere Bemerkung gibt genauer die rothen Rebhühner an.)

Schnabels und an den Füßen große Verletzungen, die er ſich durch ſein Schlagen gegen die Eiſendräthe des Käfichts zugezögen, in welchem er ungeſtüm umherfuhr, ſobald er irgend einen neuen Gegenſtand erblickte.

Die Stelze.

Die Stelze, Nro. 878, iſt unter den Vögeln, was das Gerboa unter den Vierfüßern: dreimal ſo lang als der Körper zeigen uns ſeine Beine ein ungeheures Mißverhältniß, und bedenkt man dieſe Uebertreibungen oder vielmehr ungemeſſenen Mängel, ſo ſcheint es, daß, als die Natur alles Vermögen ihrer erſten Kraftfülle verſuchte und den Plan zu der Form der Weſen entwarf, diejenigen, in welcher Verhältnißmäßigkeit der Organe mit dem Vermögen der Fortpflanzung ſich vereinigten, die einzigen geweſen ſind, die ſich erhalten haben; ſie kann alſo nicht für ewig alle Formen, die ſie verſucht hatte, beſtehen laſſen; ſie wählt vorerſt die ſchönſten, um aus ihnen das harmoniſche Ganze der uns umgebenden Weſen zu bilden, aber mitten unter dieſem prachtvollen Schauſpiele ſcheinen einige verwahrloſte Erzeugniſſe und einige minder glückliche Formen, wie Schatten aufs Gemälde geworfen, die Ueberbleibſel jener nicht paſſend gewählten Zeichnungen und ungleichförmigen Zuſammenſetzungen zu ſein, die ſie dennoch hat fortbeſtehen laſſen, um uns eine ausgebreitetere Vorſtellung von ihren Entwürfen zu geben, und eins dieſer Verhältniſſe, die gegen die ſchöne Uebereinſtimmung und die über alle ihre Werke verbreitete Lieblichkeit abſtechen, kann man nicht beſſer auffaſſen als in dieſem Vogel, dem ſeine übermäßig langen Beine kaum den Schnabel an den Boden zu bringen geſtatten, um ſeine Nahrung zu ſich zu nehmen; und ferner ſind ſeine ſo unverhältnißmäßigen Beine gleichſam ſchmächtige, ſchwache und biegſame Stelzen, welche den kleinen Körper des Vogels ſchlecht ſtützen und ſeinen Lauf mehr verzögern als beſchleunigen; drei Zehen endlich, die für die Beine viel zu kurz ſind, geben dieſem wankenden Körper, der von ſeinem Stützpunkte zu weit entfernt iſt, eine ſchlaffe Stellung auf den Füßen. Auch deuten die Namen, welche die Alten und die Neuern dieſem Vogel in allen Sprachen gegeben haben, auf die Schwäche ſeiner weichen und geſchmeidigen Beine oder auf ihre übermäßige Länge hin. *)

Für die Langſamkeit ihres mühſamen Ganges ſcheint ſich doch die Stelze durch den Flug zu entſchädigen. Ihre Flügel ſind lang, und länger als der ziemlich kurze Schwanz; die Farbe derſelben iſt wie die des Rückens ſchwarz,

*) Himantopus, Loripes. Der Name Himantopus iſt zuweilen in Hämatopus verändert und hierauf dem Auſternvogel oder der Meerelſter beigelegt worden. Es iſt ein doppelter Irrthum; ſieh folg. Aufſatz.

mit grünlich braunem Glanze; der Hinterkopf iſt braungrau der obere Hals gemiſcht ſchwärzlich und weiß, der ganze Unterleib von der Kehle bis zum Schwanzende weiß, die Füße roth und acht Zoll hoch, den nackten Theil des Beines, der über drei Zoll beträgt, mit einbegriffen. Der Knieknoten tritt mitten in dem glatten und ſchmächtigen Wuchs dieſer unverhältnißmäßigen Füße ſtark hervor. Der Schnabel iſt ſchwarz walzenförmig, an den Seiten gegen die Spitzen hin etwas flach, zwei Zoll zehn Linien lang, und ſteht tief an der hohen Stirne, welche den Kopf rundet.

Ueber die natürlichen Gewohnheiten dieſes Vogels, deſſen Art ſchwach und ſelten iſt *); ſind wir wenig unterrichtet. Wahrſcheinlich lebt er von Kerbthieren und Würmern am Ufer der Gewäſſer und Moräſte. Plinius gibt ihn unter dem Namen Himantopus an und ſagt: „er werde in Aegypten geboren, er ernähre ſich hauptſächlich mit Fliegen, und in Italien habe man ihn immer nur einige Tage erhalten können.“ — Indeſſen redet Belon von ihm als einem Vogel, der in dieſem Lande zu Hauſe wäre, und der Graf Marſigli hat ihn an der Donau geſehen. Auch ſcheint es, daß er die Länder des Nordens beſucht, obwohl Klein ſagt, an den Küſten des baltiſchen Meeres habe man ihn nie geſehen; aber Sibbald in Schottland hat einen, der bei Dumfries getödet worden war, ſehr gut beſchrieben.

Die Stelze findet ſich auch in dem neuen Feſtlande; Fernandes hat in Neuſpanien eine Art oder vielmehr eine Abart derſelben geſehen und er ſagt, dieſer Vogel, ein Bewohner der kalten Gegenden, komme nur des Winters nach Mexiko herunter; Sloane zählt ihn indeß zu den Vögeln von Jamaika. Aus dieſen ſcheinbar ſich widerſprechenden Angaben geht hervor, daß die Art der Stelzen, obwohl gar wenig zahlreich, dennoch wie die des Halsbandregenpfeifers durch weit von einander entfernt liegende Länder verbreitet oder vielmehr zerſtreut ſich findet. Uebrigens iſt die von Fernandes angegebene mexikaniſche Stelze etwas größer als die europäiſche; das Schwarz ihrer Flügel iſt mit Weiß untermiſcht; allein dieſe Verſchiedenheiten ſcheinen uns nicht bedeutend genug, um aus ihr eine getrennte Art zu bilden.

Der Auſtern-Vogel**), gewöhnlich die Meerelſter.

Die Vögel, die zerſtreut durch unſere Gefilde, oder zurückgezogen unter dem Schatten unſerer Wälder leben, bewohnen die lachendſten Gegenden

*) Man hat uns eine Stelze aus Beauvoir in Nieder-Poitou als einen unbekannten Vogel geſchickt, ein Beweis, daß er auf dieſen Küſten nur ſehr ſelten geſehen wird. Dieſer wurde auf einem alten Salzmoraſt getödet; man bemerkte, daß in ſeinem Fluge die ſteif nach hinten geſtreckten Beine 8 Zoll weit über den Schwanz hinausgingen.

**) Zuweilen Seeſchnepfe, im Engliſchen Seapie, Oyſter-Catcher, auf Island Tilldur (das Männchen), Tilldra (das Weibchen), was eine äußere Verſchiedenheit

und die friedlichſten Zufluchtsſtätten der Natur, aber nicht allen hat ſie dieſe ſüße Beſtimmung gewährt; einige hat ſie auf öde Geſtade, auf den nackten Küſtenſtrich, um den die Fluthen des Meeres mit der Erde kämpfen, auf jene Felſen, an denen ſie ſich heulend brechen, und auf die vereinſamten und von der brauſenden Woge umtobten Klippen verwieſen hat. In dieſen wüſten und für alle andere Weſen grauenvollen Gegenden wiſſen einige Vögel, wie der Auſtern-Vogel, Unterhalt, Sicherheit, Vergnügen ſogar und Liebe zu finden; dieſer lebt von Seewürmern, Auſtern, Napfmuſcheln und anderen Muſchelthieren, die er im Sande des Ufers aufließt. Er hält ſich beſtändig auf den Bänken, den bei niedrigem Meer entblößten Riffen und den ſandigen Ufern auf, wo er der Ebbe nachgeht und nur auf die ſchroffen Abhänge ſich zurückzieht, ohne ſich je von dem Lande oder den Felſen zu entfernen. Dieſem Auſternvogel oder Auſternfreſſer hat man auch den Namen Meerelſter gegeben, nicht allein ſeines ſchwarzen und weißen Gefieders wegen, ſondern auch weil er wie die Elſter ein unaufhörliches Lärmen oder Geſchrei macht, beſonders wenn er ſich in einem Schwarm befindet. Dieſes grelle und kurze Geſchrei wird in der Ruhe und im Fluge unaufhörlich wiederholt.

Dieſen Vogel, Nro. 929, ſieht man auf den meiſten franzöſiſchen Küſten nur ſelten; man kennt ihn indeſſen in Saint-Onge und in der Pikardie; zuweilen legt er ſelbſt auf den Küſten dieſer letztern Landſchaft, wo er bei Oſt- und Nord-weſt-Winden in ſehr beträchtlichen Schwärmen ankommt. Dieſe Vögel ruhen dort auf dem Uferſande aus, bis ihnen ein günſtiger Wind die Rückkehr nach ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte geſtattet. Man glaubt, daß ſie aus Großbritannien kommen, wo ſie in der That, beſonders auf den weſtlichen Küſten dieſes Eilandes, ſehr gemein ſind. Auch haben ſie ſich weiter gegen Norden hin begeben; denn man findet ſie in Gothland, Oeland, auf den däniſchen Eilanden und ſelbſt in Island und Norwegen. Von der andern Seite hat H. Cook ihrer auf den Küſten vom Feuerlande, und auf denen der Magellansſtraße geſehen und in der Uskybai in Neuſeeland wiedergefunden. Dampier hat ſie auf den Ufern von Neuholland gefunden und Kämpfer verſichert, in Japan wären ſie ſo gemein wie in Europa. Alſo bewohnt die Art des Auſternvogels alle Geſtade des alten Feſtlandes, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn er ſich in den neuen ebenfalls findet. Der P. Le Feuillee hat ihn auf der Küſte des amerikaniſchen Feſtlandes beobachtet, Wafer in Darien, Katesby in Karolina und

zwiſchen dem Männchen und Weibchen andeuten möchte, wovon aber die Schriftſteller nicht reden. In der lateiniſchen Nomenklatur, Oſtralega, und mit einem aus dem Griechiſchen gebildeten Namen, der aber kein beſonderes Kennzeichen von dieſem Vogel angibt, Hämatopus.

auf den Bahama-Eilanden, Le Page dü Pratz in Luiſiana, und dieſe Art iſt ſo verbreitet, ohne Abart zu haben, und erſcheint vereinzelt und von allen andern Arten ſcharf getrennt*). Es giebt in der That unter den Strandvögeln keine, die neben dem Wuchſe des Auſternvogels und ſeinen kurzen Beinen einen wie der ſeinige geformten Schnabel oder auch ſeine Gewohnheiten und Sitten hätte.

Dieſer Vogel iſt ſo groß wie die Krähe. Sein 4 Zoll langer Schnabel iſt unter den Naſelöchern geſchmälert und gleichſam ſenkrecht zuſammengedrückt und an den Seiten bis zur Spitze, deren eckiger Schnitt eine ſcharfe Schneide bildet, keilförmig abgeplattet, ein eigenthümlicher Bau, durch den dieſer Schnabel vollkommen geſchickt wird, die Auſtern und andere Muſchelthiere, womit der Auſtern-Vogel ſich ernährt, von den Felſen und dem Sande abzulöſen, zu lüften und loszureißen.

Er gehört zu den wenigen Vögeln, die nur drei Zehen haben. Dieſe einzige Aehnlichkeit hat den Eintheilungskünſtlern genügt, ihn in die Ordnung ihrer Namensverzeichniſſe neben den Trappen zu ſtellen. Wie weit er in der Ordnung der Natur von ihm entfernt iſt, ſieht man wohl, da er nicht allein an den Ufern des Meeres wohnt, ſondern zuweilen auch auf dieſem Elemente ſchwimmt, obgleich ſeine Füße durchaus nicht mit einem Schwimmhäutchen verſehen ſind. Zwar ſcheint zu Folge des H. Baillon, der den Auſternvogel auf den Küſten der Pikardie beobachtet hat, die Art, wie er ſchwimmt, nur leidentlich zu ſein, als wenn er ſich von allen Bewegungen des Waſſers treiben ließe, ohne ſelbſt eine zu veranlaſſen; aber es iſt deſſen ungeachtet gewiß, daß er keine Scheu trägt, den Wellen zu trotzen, und er ſich auf dem Waſſer ausruhen und, wenn es ihm gefällt, auf dem Lande zu wohnen, das Meer verlaſſen kann.

Sein ſchwarz und weißes Gefieder und ſein langer Schnabel haben ihm die gleich ungeeigneten Namen *Meerelſter* und *Seeſchnepfe* zugezogen. Der Name Auſternvogel paſſt auf ihn, weil er ſeine Lebensweiſe bezeichnet. Katesby hat in ſeinem Magen nur Auſtern und Willughby noch unverſehrte Napfmuſcheln gefunden. Dieſes Eingeweide iſt nach Belon weit und muskelig; er ſagt auch, das Fleiſch des Auſternvogels ſei ſchwarz und hart mit einem Wildgeſchmack. Indeſſen iſt dem H. Baillon zufolge dieſer Vogel im Winter immer fett und das Fleiſch der Jungen ziemlich gut zu genießen. Er hat einen dieſer Auſternvögel über zwei Monate lang gefüt-

*) Man kann ſich nicht vergewiſſern, ob des H. v. Bugainville Elſter von den Malwinen der Auſternvogel oder nicht etwa irgend eine Regenpfeifer-Art iſt, wenn er ſagt, dieſer Vogel nähre ſich von Bärenkrebſen, er *habe ein leicht nachzuahmendes Pfeifen*, was auf einen Regenpfeifer hinweiſt; ferner habe er *weiße Pfoten*, was auf die ächte Meerelſter oder den Auſternvogel, der rothe hat, nicht paßt.

tert; er hielt ihn in ſeinem Garten, wo er, wie der Sichler, hauptſächlich von Erdwürmern lebte, aber er fraß auch rohes Fleiſch und Brod, mit dem er ſehr wohl fürlieb zu nehmen ſchien; er trank ohne Unterſchied ſüßes Waſſer und Seewaſſer, ohne für das eine mehr Luſt als für das andere zu zeigen. Indeſſen beſuchen dieſe Vögel im Naturzuſtande die Sümpfe und die Flußmündungen nicht, und bleiben beſtändig in der Nähe und auf dem Waſſer des Meeres, dieſes aber vielleicht darum, weil ſie in den ſüßen Gewäſſern keine Nahrung finden würden, die ihrem Geſchmack ſo zuſagte, wie jene, welche ſie ſich in den Salzgewäſſern verſchaffen.

Der Auſternvogel baut kein Neſt; ſeine Eier, die graulich ſind mit ſchwarzen Flecken, legt er auf den bloßen Sand, außer dem Bereiche der Gewäſſer ohne alle vorläufige Zubereitung; nie ſcheint er zu dieſem Zwecke die Höhen der Dünen und die mit Muſcheltrümmern beſtreuten Gegenden auszuwählen. Die Anzahl der Eier iſt gewöhnlich 4 bis 5 und die Brütezeit dauert 20 bis 21 Tage: das Weibchen brütet nicht anhaltend über ihnen, es thut in dieſer Hinſicht, was faſt alle Vögel der Meeresufer thun, welche einen Theil des Tages hindurch, der Sonne die Sorge überlaſſend, die Eier zu erwärmen, ſie gewöhnlich um 9 bis 10 Uhr Morgens verlaſſen, und erſt gegen 3 Uhr Abends wieder zu ihnen ſich begeben, wenn nicht etwa plötzlich Regen kommt. Beim Ausſchlüpfen aus dem Ei ſind die Jungen mit einem ſchwärzlichen Flecken bedeckt; vom erſten Tage an ſchleppen ſie ſich auf dem Sande fort; bald hernach fangen ſie an, zu laufen und alsdann verbergen ſie ſich in dem dichten Graſe ſo gut, daß es ſchwer iſt, ſie zu finden. Der Schnabel und die Füße des Auſternvogels ſind ſchön korallenroth; nach dieſer Eigenthümlichkeit hat ihn Belon Hämatopus genannt, indem er ihn für den Himantopus des Plinius hielt; allein dieſe Namen dürfen weder verwechſelt, noch demſelben Vogel beigelegt werden. Hämatopus bedeutet rothbeinig und kann auf den Auſternvogel paſſen; allein dieſer Name iſt nicht der von Plinius gebrauchte, obwohl ihn Dalechamp ſo geleſen hat; und der Himantopus, nach der Bedeutung des Namens Loripes, ein Vogel mit hohen, hagern und biegſamen Beinen, iſt nicht der Auſternvogel, ſondern weit eher die Stelze. Ein Wort bei Plinius in derſelben Stelle, hätte hinreichen können, um Belon von ſeinem Irrthum zurückzubringen: **Praecipue ei pabulum muscae.** Der Himantopus, der ſich von Fliegen ernährt, iſt nicht der Auſternvogel, der nur von Muſchelthieren lebt.

Willughby ſcheint, indem er uns davor warnt, dieſen Vogel unter dem Namen Hämatopus mit dem Himantopus, mit langen und weichen Beinen, zu verwechſeln, noch einen Irrthum bei Belon anzudeuten, der in der Beſchreibung des Auſternvogels demſelben dieſe Weichheit der Beine

beilegt, welche mit ſeiner Lebensweiſe, die ihn unaufhörlich auf den Uferkieſel führt, oder auf die Felſen verweiſet, ſo ziemlich unverträglich iſt; außerdem weiß man, daß die Füße und Zehen dieſes Vogels mit einer knorrigen, feſten und harten Schuppe bekleidet ſind. Mehr als wahrſcheinlich iſt es daher, daß hier wie anderwärts die Verwirrung der Namen die der Gegenſtände verurſacht hat. Der Name Himantopus muß alſo für die Stelze, auf die allein er paßt, aufbehalten bleiben; und der Name Hämatopus, der auf ſo viele Vögel, die rothe Füße haben, gleich gut ſich anwenden läßt, reicht zur Bezeichnung des Auſternvogels nicht hin, und muß aus dem Verzeichniſſe ſeiner Namen ausgeſtrichen werden.

Von den drei Zehen des Auſternvogels ſind zwei, die äußere und die mittlere, durch ein kleines Häutchen bis an das erſte Gelenk mit einander verbunden und alle ſind von einem häutigen Saum eingefaßt. Die Augenlieder ſind wie der Schnabel roth und die Regenbogenhaut iſt goldgelb; unter jedem Auge iſt ein kleiner, weißer Flecken. Kopf, Hals und Schultern ſind ſchwarz, ebenſo der Flügelmantel; bei dem Männchen aber iſt dieſes Schwarz dunkler als bei dem Weibchen. Der ganze Unterleib von der Bruſt an iſt weiß; ebenſo der untere Theil des Rückens und die Hälfte des Schwanzes, deſſen Spitze ſchwarz iſt. Ein weißer Streifen, der durch die großen Bedeckungen gebildet wird, ſchneidet in das Braunſchwarz der Flügel ein. Wahrſcheinlich hat man ihm dieſer Farben wegen den Namen Elſter gegeben, obwohl er von ihr in allen andern Beziehungen und beſonders durch die geringe Länge ſeines Schwanzes, der nur 4 Zoll hat, und von welchem ³/₄ durch den eingezogenen Flügel bedeckt werden, ſich unterſcheidet; die Füße ſind mit dem kleinen unbefiederten Theile des Beines über dem Knie wohl nicht über 2 Zoll hoch, obſchon der Vogel ungefähr 16 Zoll lang iſt.

Die Schnellläufer.

Die beiden auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 795 und 892, abgebildeten Vögel gehören zu einer neuen Gattung und müſſen einen beſondern Namen erhalten. Sie gleichen dem Regenpfeifer in den Füßen, die nur drei Zoll hoch ſind, unterſcheiden ſich aber von ihm durch die Form des Schnabels, der gekrümmt iſt, während die Regenpfeifer einen geraden und gegen die Spitze hin angeſchwollenen haben. Der erſtere dieſer Vögel, der Nro. 795 abgebildete, iſt in Frankreich getödet worden, wohin er ſich wahrſcheinlich verirrt hatte, da man keinen andern dort geſehen; wegen der Geſchwindigkeit, womit er über das Ufer hinlief, nannte man ihn Schnellläufer (coure-vite). Setidem haben wir von der Küſte von Koromandel einen hinſichtlich der Form ganz ähnlichen Vogel erhalten, der ſich von dieſem hier nur durch die die Farben unterſcheidet; ſo daß man ihn als eine Abweichung derſelben Art

oder doch wenigſtens als eine ſehr verwandte Art anſehen kann. Beide haben höhere Beine als die Regenpfeifer; ſie ſind eben ſo groß aber nicht ſo dick, und ihre Zehen, beſonders die beiden ſeitlichen, ſind ſehr kurz. Der erſtere hat ein verwaſchenes, graues Gefieder und über dem Auge einen helleren und faſt weißen Strich, der ſich nach Hinten zieht, und über ihm ſieht man einen ſchwarzen Strich, der vom äußern Augenwinkel ausgeht; der obere Theil des Kopfes iſt fuchsroth; die Schwungfedern ſind ſchwarz, und jede Schwanzfeder außer den beiden mittlen, hat einen ſchwarzen Flecken nebſt einem weißen gegen die Spitze hin.

Der zweite, Nro. 892, der von Koromandel gekommen, iſt nicht ganz ſo groß, wie der erſtere. Er hat auf dem Vorderhalſe und der Bruſt ein ſchönes Kaſtanienfuchsroth, das auf dem Bauche ſich in Schwarz verliert; die Schwungfedern ſind ſchwarz, der Mantel iſt grau, der Unterbauch weiß, der Kopf faſt wie bei den erſtern fuchsroth, beide haben einen ſchwarzen Schnabel und gelblich weiße Füße.

Der Steindreher.

Wir nehmen den Namen Steindreher an, den Catesby dieſem Vogel, Nro. 856, gegeben, der die ſonderbare Gewohnheit hat, die Steine am Rande des Waſſers umzudrehen, um darunter die Würmer und Kerbthiere hervorzuholen, die ſeine Nahrung ausmachen, während alle andere Strandvögel ſich begnügen, auf dem Schlamm oder im Sand ſie zu ſuchen. „Auf dem Meer, ſagt Catesby, 40 Stunden weit von Florida, unter dem 31. Grade der Breite, flog ein Vogel auf unſer Schiff und wurde gefangen. Mit großer Geſchicklichkeit drehte er die Steine um, die vor ihm lagen; zu dieſem Geſchäft bediente er ſich nur des oberen Theils ſeines Schnabels, mit welchem er außerordentlich geſchickt und ſehr ſchnell 3 Pfund ſchwere Steine umwendete.“ Dieſes ſetzt eine beſondere Stärke und Gewandtheit bei einem Vogel voraus, der kaum ſo groß wie der Strandläufer iſt; ſein Schnabel iſt aber von einem härtern und hornartigerm Beſtandweſen als der dünne und weiche und wie der der Schnepfe geformte Schnabel all dieſer kleinen Strandvögel. Auch bildet der Steindreher mitten unter ihren zahlreichen Gattungen eine kleine, für ſich allein ſtehende Familie. Sein an der Wurzel ſchwarzer Schnabel läuft ſich verjüngend in eine Spitze aus, in ſeinem obern Theil iſt er etwas zuſammengedrückt und ſcheint ſich durch eine leichte Krümmung nach oben hin zu wölben; er iſt ſchwarz und 1 Zoll lang; die Füße haben keine Schwimmhaut, ſind ziemlich kurz und pomeranzengelb. Das Gefieder der Steindrehers gleicht durch das Weiß und Schwarz, wovon es durchſchnitten wird, dem des Halsbandregenpfeifers, jene Farben bilden jedoch kein deutliches Halsband, und auf dem Rücken vermiſchen ſie ſich mit

einer fuchsrothen Farbe; dieſe Aehnlichkeit im Gefieder iſt wahrſcheinlich die Urſache des Irrthums der HH. Brown, Willughby und Ray, welche dieſem Vogel den Namen Morinellus gegeben haben; obwohl er zu einer von den Regenpfeifern ganz verſchiedenen Gattung gehört, indem er eine vierte Zehe und einen ganz anders geformten Schnabel hat. Die Art des Steindrehers iſt beiden Erdfeſten gemein. Man kennt ſie auf den weſtlichen Küſten Englands, wo dieſe Vögel gewöhnlich in kleinen Geſellſchaften zu 3 oder 4 laufen. Man kennt ſie ebenfalls an der Seeküſte der Landſchaft Norfolk und auf einigen Eilanden Gothlands, und wir haben Grund zu glauben, daß es eben dieſer Vogel iſt, dem man auf den Küſten der Pikardie den Namen Büne gibt. Wir haben vom Vorgebirge der guten Hoffnung einen ſolchen Vogel erhalten, der dieſelbe Größe und bis auf einige Unterſchiede dieſelbe Farbe, wie die europäiſchen hatte. H. Catesby hat unweit der Küſten von Florida ihrer geſehen, und wir können nicht errathen, warum H. Briſſon dieſen amerikaniſchen Steindreher als einen von dem Engliſchen verſchiedenen angibt, da Catesby ausdrücklich ſagt, daß er in ihm denſelben Vogel erkenne. Außerdem haben wir auch aus Cayenne dieſen nämlichen Vogel erhalten, nur, daß er einen etwas ſtärkern Wuchs hat; und H. Edwards erwähnt eines andern, der ihm aus den Nachbarländern der Hudſonsbai geſchickt worden war. Alſo hat ſich dieſe Art, obwohl ſchwach und an einzeln Vögeln wenig zahlreich, wie mehrere andere Arten Waſſervögel in beiden Feſtländern von Norden nach Süden längs den Geſtaden der See, die ihnen überall ihren Unterhalt darbietet, verbreitet.

Der Cayenner graue Steindreher ſcheint uns eine Abweichung in dieſer Art zu ſein, auf welche wir die beiden Vögel zurückführen wollen: Die auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 340 und 857, unter den Benennungen Cayenner Dolmetſcher und grauer Cayenner Dolmetſcher abgebildet ſind; denn wir ſehen zwiſchen ihnen keinen Unterſchied, der beſtimmt genug wäre, um ſie voneinander zu trennen; wir waren ſelbſt geneigt, ſie für die Weibchen der erſten Art zu halten, in welcher das Männchen ſtärkere Farben haben muß; allein wir halten unſer Urtheil hierüber zurück, weil Willughby verſichert, es gäbe keinen Unterſchied im Gefieder des Männchens und Weibchens der Steindreher, die er beſchrieben hat.

Die Waſſeramſel.

Die Waſſeramſel iſt keine Amſel, obwohl ſie den Namen hat; es iſt ein Waſſervogel, der die Teiche und Bäche, der hohen Berge wie die Amſel die Wälder und Thäler beſucht; ihr gleicht ſie auch im Wuchſe, der nur etwas kürzer iſt und in der faſt ſchwarzen Farbe des Gefieders; endlich hat ſie, wie gewiſſe Amſelarten, ein weißes Bruſtſchild, aber ſie iſt ebenſo

ſchweigſam, als die echte Amſel geſchwätzig; ihre lebhaften und haſtigen Bewegungen hat ſie nicht; ſie nimmt keine ihrer Stellungen an, und hüpft und ſpringt nicht; ſie geht leicht dahin mit gemeſſenem Schritte und läuft am Saum der Quellen und der Bäche, die ſie nie verläßt, vorzugsweiſe die fließenden Gewäſſer beſuchend, die einen jähen Fall haben und deren Beet von Steinen und Felsſtücken durchſchnitten iſt. Man trifft ſie in der Nähe der Sturzbäche und Waſſerfälle und beſonders an den klaren Gewäſſern, die über den Kiesſand fließen.

Ihre natürlichen Gewohnheiten ſind ſehr ſonderbar; die Waſſervögel, welche platte Füße haben, ſchwimmen auf dem Waſſer oder tauchen unter; die Strandvögel mit ihren hohen, nackten Beinen, gehen ziemlich weit hinein, ohne daß ihr Körper naß wird; die Waſſeramſel, Nro. 940, geht ganz hinein, dem Abhange des Bodens nach; man ſieht ſie nach und nach erſt bis an den Hals und dann bis über den Kopf ſich untertauchen, den ſie nicht höher hält, als wenn ſie in der Luft wäre; ſie geht unter dem Waſſer fort, ſteigt bis auf den Grund hinab und wandelt hier wie auf dem trockenen Ufer umher. Die erſte Bekanntſchaft mit dieſer außerordentlichen und meines Wiſſens keinem andern Vogel eigenthümlichen Gewohnheit verdanken wir dem H. Hebert.

Folgendes ſind die Beobachtungen, die er mir mitzutheilen, die Güte gehabt hat:

„Ich war verſteckt, an dem Ufer des Nantua-Sees, in einer Hütte von Schnee und Tannenäſten und wartete hier geduldig ab, daß ein Boot, welches auf dem See ruderte, einige wilde Enten nach dem Ufer zutreiben würde; ich beobachtete ohne wahrgenommen zu werden. Vor meiner Hütte war eine kleine Bucht, die in der Mitte einen ſanften 2—3 Fuß tief gehenden Abhang haben mochte. Eine Waſſeramſel verweilte hier länger als eine Stunde, ſo daß ich Zeit hatte, ſie ganz nach meiner Bequemlichkeit zu beobachten; ich ſah ſie ins Waſſer gehen und untertauchen, am andern Ende der Bucht wieder zum Vorſchein kommen und denſelben Weg zurückkehren; ſie lief über den ganzen Boden derſelben hin, und es war, als hätte ſie ihr Element verändert; beim Eintritt ins Waſſer ſtutzte ſie nicht, noch drehte ſie ſich um; nur bemerkte ich mehreremale, daß, ſo oft ſie bis über die Kniee hinein ging, ſie die Flügel entfaltete und bis zur Erde hangen ließ. Auch bemerkte ich, daß, ſo lange ich ſie auf dem Boden des Waſſers erblicken konnte, es mir vorkam, als wäre ſie mit einer Luftſchichte umgeben, durch die ſie einen ähnlichen Glanz erhielt, ähnlich gewiſſen Kerbthieren des Käfergeſchlechtes, die immer im Waſſer mitten in einer Luftblaſe ſind, vielleicht ſenkte ſie ihre Flügel beim Eintritt ins Waſſer nur, um ſich dieſe Luft zu erhalten, ſicher aber iſt es, daß ſie es jedesmal that, und ſie ſchüttelte ſie

alsdann, wie wenn ſie gezittert hätte. Dieſe ſonderbare Gewohnheiten der Waſſeramſel, waren allen Jägern, mit denen ich davon geſprochen, unbekannt, und ohne den Zufall mit der Schneehütte wären ſie mir vielleicht auf immer unbekannt geblieben. Ich kann aber verſichern, daß der Vogel bis vor meine Füße kam, und um ihn lange zu beobachten, tödtete ich ihn nicht.

„Wenige Erſcheinungen in der Naturgeſchichte der Vögel ſind merkwürdiger als diejenigen, welche uns dieſe Beobachtung darbietet. Linné hatte wohl geſagt, man ſehe die Waſſeramſel in den fließenden Gewäſſern mit Leichtigkeit ſtromab und ſtromauf wandeln, und Willughby, dieſer Vogel tauche unter, obwohl er kein Plattfüßer wäre; beiden aber ſcheint die Art, wie er untertaucht, um auf dem Boden des Waſſers zu gehen, unbekannt geweſen zu ſein. Man begreift wohl leicht, daß die Waſſeramſel zu dieſem Geſchäfte einen ſandigen Boden und klares Waſſer nöthig hat, und ſie ſich mit keinem trüben Waſſer, noch mit ſchlammigem Grunde behelfen könnte; auch findet man ſie nur in Bergländern, an den Quellen der Flüſſe und Bäche, die von den Felſen herabſtürzen, wie in England, im Bezirk von Weſtmoreland und in den andern Hochländern, in Frankreich, in den Gebirgen von Bugey und im Wasgau und in der Schweiz. Sie ſetzt ſich gerne auf die Steine, zwiſchen denen ſich die Bäche ſchlängeln, ſehr ſchnell und in gerader Linie fliegt ſie wie der Eisvogel nahe über der Oberfläche des Waſſers hinſtreifend. Unter dem Fliegen ſtößt ſie ein kleines Geſchrei aus, beſonders in der Jahreszeit der Liebe, im Frühling; alsdann ſieht man ſie bei ihrem Weibchen, in jeder andern Zeit aber trifft man ſie allein an. Das Weibchen legt 4 bis 5 Eier, verbirgt ſein Neſt und baut es oft in der Nähe der Räder der an den Bächen gebauten Hüttenwerke.

Die Zeit, worin H. Hebert die Waſſeramſel beobachtet hat, beweiſt, daß ſie kein Zugvogel iſt; ſie bleibt den ganzen Winter in unſern Gebirgen und ſcheut nicht einmal die Strenge des Winters in Schweden, wo ſie ebenfalls die Waſſerfälle und die ſchnellfließenden Quellen ſucht, die nicht zufrieren.

Dieſer Vogel hat ſtarke und krumme Nägel, mit denen er ſich, wenn er auf dem Boden des Waſſers geht, am Kiesſand feſthält; übrigens iſt ſein Fuß wie der der Landamſel und der andern Vögel dieſer Gattung gebaut. Wie bei ihnen, ſind ſeine Hinterzehe und ſein Hinternagel ſtärker als die Vorderen und dieſe Zehen ganz getrennt und ohne Häutchen in der Mitte, obſchon Willughby eins geſehen zu haben glaubt; das Bein iſt bis aufs Knie befiedert, der Schnabel kurz und zart; beide Kiefer gleichmäßig ſich verdünnend und gegen die Spitze hin leicht gewölbt; hiebei können wir nicht der Bemerkung uns erwehren, daß H. Briſſon ſie nicht in die Gattung der W a ſ ſ e r ſ ch n e p f e hätte aufnehmen dürfen, zu deren Merkmalen die ſ t u m p f e S ch n a b e l ſ p i t z e gehört.

Bei dem kurzen Schnabel, den kurzen Füßen und dem gekürzten Halſe kann man ſich leicht vorſtellen, daß die Waſſeramſel unter dem Waſſer gehen lernen mußte, um ihren Hunger zu ſtillen, und die kleinen Fiſche und die Waſſerkerbthiere, von denen ſie ſich ernährt, zu fangen; ihr dickes und flaumiges Gefieder ſcheint für das Waſſer undurchdringlich zu ſein, was ihr ebenfalls den Aufenthalt in demſelben erleichtert; ihre Augen ſind ſchön braun mit weißen Augenliedern, und ſie müſſen dieſelben im Waſſer geöffnet halten, um ihre Beute zu erkennen.

Ein ſchönes weißes Schild bedeckt ihre Kehle und Bruſt; der Kopf und der obere Hals bis auf die Schultern und an den Rand des weißen Bruſtſchildes ſind fuchsröthlich aſchgrau, oder kaſtanienbraun aſchgrau; der Rücken, Bauch und die Flügel, die nicht über den Schwanz hinausreichen, ſchwärzlich und ſchieferfarbig aſchgrau; der Schwanz ſehr kurz und durch nichts ausgezeichnet.

Die Waſſerdroſſel.

Edwards nennt den Vogel gefleckten Tringa, den wir hier nach H. Briſſon Waſſerdroſſel nennen. Er hat wirklich das geſprenkelte Gefieder und den Wuchs der kleinen Droſſel, und Füße wie die Waſſeramſel, d. h. ziemlich große und gebogene Nägel, unter denen der hintere größer und gebogener iſt, als die vorderen; ſein Schnabel iſt aber, wie der des Zingels, der Strandläufer und der andern kleinen Strandvögel gebaut und ferner iſt der untere Theil des Beines nackt. Alſo iſt dieſer Vogel keine Droſſel, noch auch eine mit ihrer Gattung verwandte Art, indem er von ihr nur eine Aehnlichkeit im Gefieder hat und die übrigen Züge ſeines Körperbaues ihn mit der Familie der Waſſervögel in Verwandtſchaft bringen. Uebrigens ſcheint dieſe Art fremd zu ſein und hat mit unſern europäiſchen Vögeln nur wenig Aehnlichkeit; ſie findet ſich in Penſylvanien. H. Edwards vermuthet jedoch, daß ſie beiden Feſtländern gemein ſei, da er, wie er ſagt, einen ſolchen Vogel aus der Landſchaft Eſſex erhalten hat, wohin er ſich freilich verirrt zu haben ſchien und wo man außer ihm noch nie einen andern geſehen hat.

Der Schnabel der Waſſerdroſſel iſt 11 bis 12 Linien lang, an der Wurzel fleiſchfarbig und gegen die Spitze hin braun; der obere Theil auf jeder Seite mit einer Riefe gezeichnet, die ſich von den Naslöchern bis zur Spitze des Schnabels hinzieht. Der Oberleib iſt auf olivenbräunlichem Grunde, wie der Unterleib auf hellerm und weißlichem Grunde ſchwärzlich geſprenkelt. Ueber jedem Auge iſt ein weißer Strich, und die Schwungfedern ſind ſchwärzlich. Ein kleines Häutchen verbindet gegen die Wurzel hin die äußere Zehe mit der mitteln.

Der Kanut.

In den Landſchaften des Nordens gibt es wahrſcheinlich ein Geſchichtchen von dieſem Vogel, durch das er den Namen Vogel des Königs Kanut erhalten hat, da ihn Edwards ſo nennt. *) Er würde dem grauen Kibitz ſehr ähnlich ſein, wenn er ſo groß und ſein Schnabel nicht anders gebaut wäre; dieſer Schnabel iſt an ſeiner Wurzel ziemlich dick und verjüngt ſich bis zu ſeinem Ende, das nicht ſehr ſpitzig iſt, indeſſen aber nicht wie der Schnabel des Kibitzes eine Anſchwellung hat. Der ganze Oberleib iſt aſchgrau und gewellt; die weißen Spitzen der großen Bedeckungen zeichnen eine Linie auf dem Flügel; ſchwärzliche Halbmonde auf weißgrauem Grunde ſchmücken die Federn des Bürzels; der ganze Unterleib iſt weiß, auf der Kehle und der Bruſt mit grauen Flecken geſprenkelt; das Unterbein nackt; der Schwanz reicht nicht über die eingezogenen Flügel hinaus; und der Kanut gehört ſicher zu der großen Sippſchaft der kleinen Strandvögel. Willughby ſagt, im Anfange des Winters kämen ſolche Kanute nach der Landſchaft Linkoln, wo ſie 2 bis 3 Monate ſich aufhielten, an den Ufern des Meeres ſchaarenweiſe zuſammen blieben und dann wieder verſchwänden. Er ſetzt hinzu, er habe ihrer ebenfalls in Lancaſterſhire bei Liverpool geſehen. Edwards hat den von ihm beſchriebenen während des ſtrengen Winters von 1740 auf dem Markte zu London gefunden, was anzudeuten ſcheint, daß dieſe Vögel nur in den ſtrengſten Wintern nach dem Süden von Großbritannien kommen; im Norden dieſes Eilandes aber müſſen ſie gemeiner ſein, da Willughby von der Art und Weiſe, ſie zu mäſten, indem man ſie nämlich mit Brod, das in Milch getunkt iſt, ernährt, und von dem vortrefflichen Geſchmack redet, den ihnen dieſe Nahrung gibt. Er fügt hinzu, auf den erſten Blick würde man dieſen Vogel von den Strandläufern und Gingetten (Tringä) durch den weißen Streifen auf den Flügeln unterſcheiden, wenn auch keine andern Unterſchiede vorhanden wären. Er bemerkt ferner, das Beſtandweſen des Schnabels ſei ſtärker als gewöhnlich bei allen Vögeln, deren Schnabel wie der der Schnepfe gebaut wäre.

Eine von Linne angegebene und von H. Briſſon auf dieſe Art bezogene Nachricht würde andeuten, daß ſie ſich in Schweden findet, abgeſehen davon, daß ihr Name ſo ziemlich verräth, daß ſie den nördlichen Landſchaften angehört. Indeſſen gibt es hier eine kleine Schwierigkeit: der in England ſogenannte Knot hat nach Willughby alle Zehen getrennt und ohne Schwimmhaut; bei Linne's Kanut iſt die äußere Zehe durch das erſte Gelenk mit der Mittelzehe verbunden. Vorausgeſetzt alſo, daß dieſe beiden

*) Canuti regis avis, the knot. Willughby gemäß, weil der König Kanut das Fleiſch dieſer Vögel beſonders gerne aß.

Beobachter gleich gut geſehen haben, muß man entweder zwei Arten annehmen oder Linne's Tringa nicht auf Willughby's Knot zurückführen.

Die Rallen.

Dieſe Vögel bilden eine ziemlich große Familie und ihre Gewohnheiten ſind von denen der andern Strandvögel, welche ſich auf dem Kies- und Uferſande aufhalten, verſchieden. Die Rallen bewohnen nur die kothigen Ufer der Teiche und Flüſſe und beſonders die mit Schwerteln und andern großen Sumpfgräſern bedeckten Landſtriche. Dieſe Lebensweiſe iſt allen Waſſerrallen-Arten eigen und gemein; nur die Erdralle wohnt auf den Wieſen und nach dem widerlichen Geſchrei oder vielmehr Geröchel (Ralement), dieſes letztern Vogels iſt im Franzöſiſchen der Name Râle für die ganze Art gebildet worden; aber alle gleichen ſich darin, daß ſie einen hagern und und an den Seiten gleichſam abgeflachten Körper, einen ſehr kurzen und faſt gar nicht bemerkbaren Schwanz, einen kleinen Kopf und einen Schnabel haben, welcher der Form nach dem der Hühnervögel ziemlich ähnlich, und weit geſtreckter, obwohl nicht ſo dick iſt; alle ſind auch auf einem Theile des Beines oberhalb des Knies unbefiedert und ihre Vorderzehen glatt ohne Schwimmhaut und ſehr lang. Wenn ſie fliegen, ziehen ſie ihre Füße nicht unter den Bauch zurück wie die andern Vögel, ſie laſſen ſie hangen. Ihre Flügel ſind klein und ſtark gehöhlt und ihr Flug iſt kurz. Dieſe letztern Eigenthümlichkeiten ſind ihnen mit den Waſſerrallen und Waſſerhühnern gemein, mit denen ſie überhaupt viele Aehnlichkeit haben.

Die Land- oder Ginſterralle, gewöhnlich Wachtelkönig.

Erſte Art.

In den feuchten Wieſen ſteigt, ſobald das Gras hoch iſt und bis zur Zeit der Aerndte, aus den dichteſten Stellen des Graſes eine heiſere Stimme oder vielmehr ein kurzes, grelles und trockenes Geſchrei, kreck, kreck, kreck hervor; dem Geräuſche ziemlich ähnlich, das entſteht, wenn man mit dem Finger über die Zähne eines dicken Kammes ſtark drückend hinfährt, und geht man auf dieſe Stimme zu, ſo entfernt ſie ſich und man hört ſie 50 Schritte weiter; dieſes Geſchrei, das man von weitem für das Gekrächze eines Kriechers halten ſollte, ſtößt die Landralle, Nro. 750, aus; auf der Flucht fliegt dieſer Vogel ſelten, wohl aber läuft er faſt immer geſchwinde und wenn er durch das dichteſte Gras hineilt, läßt er eine merkliche Spur in ihm zurück. Zuerſt hörte man ihn gegen den 10. bis 12. Mai in derſelben Zeit, wie die Wachteln, die er immerfort zu begleiten ſcheint, denn er kommt und zieht mit ihnen. Dieſer Umſtand, verbunden mit dem, daß die Ralle und die Wachteln gleicherweiſe die Wieſen bewohnen, daß ſie dort

allein lebt und bei weitem nicht ſo gemein und etwas größer als die Wachtel iſt, hat die Meinung veranlaßt, daß ſie ſich als Zugführerin oder Häuptling auf ihrer Reiſe an die Spitze ihrer Schwärme ſtelle und deswegen hat man ihr den Namen Wachtelkönig gegeben, von den Wachteln aber unterſcheidet ſie ſich durch die Eigenthümlichkeiten des Körperbaues, die ihr ſämmtlich mit den andern Rallen und überhaupt mit den Sumpfvögeln gemein ſind, wie Ariſtoteles ſehr richtig bemerkt hat. Die größte Aehnlichkeit dieſer Ralle mit der Wachtel beſteht im Gefieder, das jedoch brauner und goldfarbiger iſt. Auf den Flügeln herrſcht die falbe Farbe vor; die ſchwärzliche und fuchsröthliche bilden die Farben des Körpers und ſind in Querlinien auf den Seiten hingezeichnet; alle ſind beim Weibchen bläſſer und dieſes iſt auch nicht ganz ſo groß wie das Männchen.

Ebenfalls durch die willkürliche Ausdehnung einer ſchlecht begründeten Aehnlichkeits-Regel hat man der Landralle eine ebenſo große Fruchtbarkeit wie der Wachtel beigelegt; vielfältige Beobachtungen haben uns gelehrt, daß ſie nur 8 bis 10 und nicht 18 bis 20 Eier legt; in der That, bei einer ſo großen Vermehrung, die ihr beilegt, würde nothwendiger Weiſe ihre Art an einzelnen Vögeln zahlreicher ſein, als ſie es iſt, beſonders da ihr im Dickicht des Graſes verſtecktes Neſt ſchwer zu finden iſt; dieſes aus etwas Moos oder trockenem Graſe nachläßig gebaute Neſt liegt gewöhnlich in einer kleinen Raſengrube. Die Eier ſind größer als die der Wachtel, und mit breiteren, röthlichen Flecken gezeichnet. Die Jungen laufen, ſobald ſie ausgeſchlüpft ſind, ihre Mutter nach, und verlaſſen die Wieſe dann erſt, wann ſie vor der Sichel, die ihre Wohnſtätte abmäht, zu fliehen genöthigt ſind. Die verſpäteten Bruten fallen in die Hände des Mähers, alle andere eilen alsdann in die mit ſchwarzem Getreide bewachſenen Felder, in den Hafer und auf das mit Ginſter bedeckte Brachland; hier findet man ſie im Sommer, und hat ihnen deßwegen den Namen Ginſterrallen gegeben; am Ende dieſer nämlicher Jahreszeit kehren einige in die Grummetwieſen zurück.

Wenn der Hund eine Ralle antrifft, ſo kann man dieſes an der Lebhaftigkeit, womit er ſpürt, daran, das er häufig falſch zeigt und an der Hartnäckigkeit erkennen, womit der Vogel ſtehen bleibt, und zuweilen ſich ſo in die Enge bringen läßt, daß er gefangen wird. Oft bleibt er auf ſeiner Flucht ſtehen und duckt ſich nieder, ſo daß der Hund von ſeinem Eifer fortgeriſſen über ihn wegläuft, und ſeine Spur verliert; die Ralle, ſagt man, benutze dieſen augenblicklichen Irrthum, laufe ihren Weg zurück und verſchlage die Spur. Erſt in der äußerſten Noth fliegt ſie auf und dann ziemlich hoch, bevor ſie gerade fortfliegt; ſie fliegt ſchwerfällig und nie weit. Man ſieht gewöhnlich ihre Ruhe; aber vergebens ſucht man ſie auf, denn der Vogel iſt ſchon über hundert Schritte weitergelaufen, wenn der

Jäger dort hin kommt. Er weiß alſo durch die Geſchwindigkeit ſeines Laufes*) die Langſamkeit ſeines Fluges zu erſetzen; auch gebraucht er ſeine Füße weit mehr als ſeine Flügel, und immer verdeckt unter dem Graſe führt er laufend alle ſeine kleinen Reiſen und ſeine häufigen Kreuzfahrten in den Wieſen und Aeckern aus. Wenn aber die Zeit der großen Reiſe kommt, ſo findet er wie die Wachtel unbekannte Kräfte zu ſeiner langen Wanderung; des Nachts nimmt er ſeinen Aufflug und von einem günſtigen Winde unterſtützt, begiebt er ſich nach den ſüdlichen Landſchaften Frankreichs, von wo er den Flug über das Mittelmeer verſucht. Ohne Zweifel kommen auf dieſem erſten Zuge ſo wie auf dem zweiten zur Rückkehr mehrere um; bei der letztern hat man bemerkt, daß ſie nicht ſo zahlreich wie bei der Abreiſe ſind.

Uebrigens ſieht man die Landralle in den ſüdlichen Landſchaften Frankreichs nur in dieſer Wanderzeit. In der Provence niſtet ſie nicht, und wenn Belon ſagt, auf Kandien ſei ſie ſelten, obwohl in Griechenland ſo gemein, wie in Italien, ſo zeigt das bloß an, daß dieſer Vogel ſich dort nur in den Jahreszeiten ſeiner Wanderungen, im Frühling und Herbſt findet. Uebrigens gehen die Reiſen der Ralle weiter gegen Norden als gegen Süden und ungeachtet der Schwerfälligkeit ihres Flügels kommt ſie bis nach Polen, Schweden, Dänemark und ſelbſt nach Norwegen. In England iſt ſie ſelten und findet ſich dort, wie man behauptet, nur in einigen Bezirken**); obwohl ſie in Irland ziemlich gemein iſt. In Aſien ſcheinen ihre Wanderungen dieſelbe Ordnung wie in Europa zu befolgen. In Kamtſchatka wie in Europa iſt der Mai gleicher Weiſe der Monat, worin dieſe Vögel ankommen; er heißt auch Tavakoatſch, Rallenmonat. Tava iſt der Name des Vogels.

Die Umſtände, welche die Ralle antreiben, nach den Ländern des Nordens zu ziehen und dort zu niſten, ſind ſowohl das Bedürfniß der Unterhaltsmittel, als die Annehmlichkeit der kühlen Gegenden, die ſie aufſucht; und obſchon ſie Samen, beſonders Ginſter-, Klee- und Meerhirſen-Samen frißt, und im Käfig mit Hirſe und Korn gemäſtet wird, ſind dennoch die Kerbthiere, Schnecken und Würmer nicht allein ihre Lieblingsnahrung, ſondern eine Bedürfnißſpeiſe für ihre Jungen, und ſie kann dieſelbe nur in den ſchattigen Gegenden und feuchten Ländern finden. Indeſſen, wenn ſie erwachſen iſt, ſcheint jede Nahrung ihr gleich gut zu bekommen, denn ſie iſt

*) Albin fällt hier in einen ſonderbaren Irrthum. Man nennt ſagt er, dieſen Vogel Rallus oder Grallus weil er langſam geht.

**) Turner ſagt, er habe anders als in Northumbrien keinen geſehen, noch gehört; aber der Doktor Tankred Robinſon verſichert, man finde ſie auch in dem nördl. Theile Grosbritanniens, und Sibbald zählt ſie zu den ſchottiſchen Vögeln.

ſehr fett, und ihr Fleiſch vortrefflich. Man ſpannt ihr wie der Wachtel ein Garn, in das man ſie durch die Nachahmung ihres Geſchrei's, krek, krek, krek lockt; wobei man mit einer Meſſerklinge über einen gezähnelten Knochen hart reibt.

Die meiſten Namen, welche der Ralle in den verſchiedenen Sprachen gegeben worden, ſind aus Lauten gebildet, welche dieſes eigenthümliche Geſchrei nachahmen *), und an dieſer Aehnlichkeit haben Turner und einige andere Naturforſcher ſie in dem Krex der Alten zu erkennen geglaubt. Obgleich aber dieſer Name Krex auf die Ralle als nachahmender Ton ihres Geſchreis vollkommen gut paßt, ſcheint es, daß die Alten ihn andern Vögeln beigelegt haben. Philäus gibt dem Krex ein Beiwort, welches bezeichnet, daß ſein Flug ſchwerfällig und plump ſei, was in der That auf unſere Ralle paßt, Ariſtophanes läßt ſie aus Libyen kommen. Ariſtoteles ſagt, ſie ſei geſchwätzig, was ihr auch wegen der Aehnlichkeit mit der Wachtel könnte beigelegt worden ſein, allein er fügt hinzu, der Krex ſuche die Brut der Amſel zu zerſtören, was nicht mehr auf die Ralle paßt, die mit den Waldvögeln nichts gemein hat. Der Krex des Herodot iſt noch weniger eine Ralle, da er ihn in der Größe mit dem Ibis vergleicht, der zehnmal größer iſt. Uebrigens haben der Säbelſchnäbler und die Kriechente zuweilen ein Geſchrei krex krex, und der Vogel, den Belon am Ufer des Nils dieſes Geſchrei wiederholen läßt, iſt ſeiner Angabe nach eine Art Leimſchnepfe. Alſo reicht der Ton, welcher das Wort krex angiebt, und der mehreren verſchiedenen Arten angehört, nicht hin, um die Ralle, oder irgend einen dieſer verſchiedenen Vögel zu bezeichnen.

Die Waſſerralle.

Zweite Art.

Die Waſſerralle läuft längs den ſtehenden Gewäſſern ſo geſchwind, wie die Landralle durch die Aecker; ſie hält ſich ebenſo immer im hohen Graſe und Binſengeſträuch auf, aus dem ſie nur herauskommt, um über das Waſſer zu ſchwimmen und auch zu laufen; denn oft ſieht man ſie über die breiten Blätter der Seeblume, welche die ſtillen Gewäſſer bedecken, leicht hin laufen. Sie macht ſich kleine Straßen durch das hohe Gras hindurch; dort ſpannt man Stricke und fängt ſie um ſo leichter, als ſie beſtändig und immer auf demſelben Wege nach ihrem Lager zurückkehrt. Sonſt jagte man mit dem Sperber oder Falken auf ſie, und bei dieſer kleinen Jagd war das Schwerſte, den Vogel aus ſeinem Dickicht herauszutreiben; er hält ſich darin ebenſo hartnäckig wie die Landralle in dem ihrigen auf; ſie verurſacht dieſelbe

*) Schryk, Schärk, Korn Kaaeer, Kornkrek und auch unſer Wort Ralle und das franzöſ. Râle.

Mühe dem Jäger, dieſelbe Ungeduld dem Hunde, vor dem ſie liſtig flieht und ſo ſpät, als nur möglich iſt, auffliegt. Sie iſt faſt ſo groß wie die Landralle, hat aber einen längeren und am Kopfe röthlichen Schnabel. Ihre Füße ſind dunkelroth; Ray ſagt, einige hätten gelbe Füße und dieſe Verſchiedenheit beruht vielleicht auf der des Geſchlechtes. Der Bauch und die Seiten haben auf einem ſchwärzlichen Grunde weißliche Querſtreifen, eine Farbenanordnung, wie ſie allen Rallen gemein iſt. Kehle, Bruſt und Magengegend ſind bei dieſer ſchön ſchiefergrau; der Mantel iſt olivengrünlich-fuchsbraun.

Den größten Theil des Winters hindurch ſieht man Waſſerrallen um die warmen Quellen her; indeſſen haben ſie wie die Landrallen eine beſtimmte Wanderzeit. Durch Malta kommen ſie im Frühling und im Herbſte. Der Herr Vicomte von Querhoent hat ihrer am 17. April 50 Stunden weit von den Küſten Portugals geſehen. Dieſe Waſſerrallen waren ſo ermattet, daß ſie ſich mit der Hand fangen ließen. H. Gmelin hat ihrer in den vom Don beſpülten Ländern gefunden, Belon nennt ſie ſchwarze Rallen; und ſagt, es ſeien in allen Gegenden bekannte Vögel, deren Art zahlreicher wäre als die der Landralle, die er rothe Ralle nennt.

Uebrigens hat das Fleiſch der Waſſerralle, Nro. 749 keinen ſo feinen Geſchmack wie das der Landralle; es hat ſogar einen Sumpfgeſchmack, faſt wie das Fleiſch des Waſſerhuhns.

Die Maruette oder das Grashuhn.

Dritte Art.

Das Grashuhn iſt eine kleine Waſſerralle, und nicht größer als eine Lerche; der ganze Grund ſeines Gefieders iſt olivenbräunlich mit weißlichem Gefleck und Gewölk, deſſen Glanz auf jener düſtern Tinte ihm gleichſam einen Schmelz giebt, weshalb man es Perlralle genannt hat. Friſch hat es Perlwaſſerhuhn genannt, eine unpaſſende Benennung; denn das Grashuhn iſt kein Waſſerhuhn, ſondern eine Ralle. Es kommt in derſelben Jahreszeit wie die große Waſſerralle zum Vorſchein, hält ſich an ſumpfigen Teichen auf und verbirgt ſich und niſtet im Schilf. Sein gondelförmiges Neſt iſt aus Binſen gebildet, die es zu verſchlingen und mit einem der Enden an ein Rohr gleichſam vor Anker zu legen verſteht, ſo daß der kleine Nachen oder die ſchwimmende Wiege mit dem Waſſer ſteigen nnd ſinken kann, ohne von ihm fortgetrieben zu werden.

Es legt 7 bis 8 Eier. Die Jungen ſind bei der Geburt ganz ſchwarz. Ihre Erziehung währt kurze Zeit; denn ſobald ſie ausgeſchlüpft ſind, laufen ſie, ſchwimmen, tauchen unter und trennen ſich bald. Jedes lebt für ſich allein, keines wird aufgeſucht und dieſer einſiedleriſche und wilde Trieb

herrſcht ſogar in der Zeit der Liebe vor; denn mit Ausnahmen der Augenblicke nothwendiger Zuſammenkunft hält ſich das Männchen entfernt von ſeinem Weibchen, ohne ihm eine der zarten Sorgen verliebter Vögel zu widmen, ohne es durch den Geſang zu unterhalten und zu erheitern, ohne jene ſüßen Vergnügen zu empfinden oder zu koſten, welche die des Genuſſes ins Gedächtniß zurückrufen. Traurige Weſen, die nicht bei dem geliebten Gegenſtande ſich zu erholen wiſſen, noch traurigere Liebe, da ſie nur eine reizloſe Fruchtbarkeit zum Zwecke hat.

Bei dieſen wilden Sitten und dieſem natürlichen Stumpfſinn erſcheint das Grashuhn keiner Erziehung fähig, noch auch geeignet, ſich zähmen zu laſſen; indeſſen haben wir eines auferzogen, das einen ganzen Sommer hindurch bei Brodkrummen und Hanfſaamen gelebt hat. Wenn es allein war, hielt es ſich beſtändig in einem großen mit Waſſer gefüllten Napf, ſobald man aber in die Stube trat, worin es aufbewahrt wurde, verbarg es ſich eilig in einem kleinen dunkeln Winkel, ohne daß man es je hätte ſchreien oder murmeln hören; indeſſen läßt es in der Freiheit eine grelle und durchdringende, dem Geſchrei eines kleinen Raubvogels ziemlich ähnliche Stimme erſchallen; und obwohl dieſe Vögel keinen Reiz für die Geſellſchaft empfinden, bemerkt man dennoch, daß nicht ſobald einer geſchrien hat, als ein anderer ihm antwortet, und daß bald dieſes Geſchrei von allen andern des Bezirks wiederholt wird.

Das Grashuhn, Nro. 751, bleibt wie alle Rallen vor den Hunden ſo feſt ſtehen, daß der Jäger es mit der Hand ergreifen oder es mit einem Stock todt ſchlagen kann. Findet ſich auf ſeiner Flucht ein Buſch, ſo ſteigt es hinauf und ſieht von ſeiner Zufluchtsſtätte herunter, wie die Hunde, die Spur verlierend, vorüberlaufen. Dieſe Gewohnheit hat es mit der Waſſerralle gemein; es taucht unter und ſchwimmt ſelbſt unter dem Waſſer hin, wenn es gilt, dem Feinde ſich zu entziehen.

Mitten im Winter verſchwinden dieſe Vögel; im Frühling aber kehren ſie frühzeitig zurück und vom Februar an ſind ſie in einigen Landſchaften Frankreichs und Italiens gemein; in der Pikardie kennt man ſie unter dem Namen Girardine; es iſt ein feines und geſuchtes Wildpret; diejenigen beſonders, die man in Piemont in den Reisfeldern fängt, ſind ſehr fett und haben einen vortrefflichen Geſchmack.

Fremde Vögel des alten Feſtlandes,

die mit der Ralle verwandt ſind.

Der Tiklin, oder die Ralle von den Philippinen.

Erſte Art.

Auf den Philippinen giebt man den Namen Tiklin Vögeln von der Gattung der Rallen, und wir kennen unter eben dieſem Namen und unter

dieſem nämlichen Himmel vier verſchiedene Arten. Dieſe hier Nro., 774, iſt durch die Reinheit und den lieblichen Gegenſatz der Farben ausgezeichnet; ein graues Schild bedeckt den Vorderhals; ein anderes kaſtanienfuchsrothes den Oberhals und den Kopf; eine weiße Linie liegt über dem Auge und bildet eine lange Braune; der ganze Unterleib hat gleichſam einen Schmelz von kleinen abwechſelnd ſchwarzen und weißen bogenförmigen Querlinien; der Mantel iſt braun mit fuchsröthlichem Gewölke und weißen Tröpfchen auf den Schultern und am Rande der Flügel, deren Schwungfedern gemiſcht ſchwarz, weiß und kaſtanienbraun ſind. Dieſer Tiklin iſt etwas größer als unſere Waſſerralle.

Der braune Tiklin.

Zweite Art.

Das Gefieder dieſes Vogels iſt gleichförmig düſterbraun und nur auf der Kehle und Bruſt mit einer Weinpurpur = Tinte verwaſchen, und unter dem Schwanze auf den unteren Bedeckungen von etwas Schwarz und Weiß durchſchnitten. Dieſer Tiklin, Nro. 773, iſt ſo klein wie das Grashuhn.

Der geſtreifte Tiklin.

Dritte Art.

Dieſer iſt ebenſo groß wie der vorhergehende. Der Grund ſeines Gefieders iſt fahlbraun und mit weißen Linien quer überzogen und gleichſam ausgearbeitet. Der Obertheil des Kopfes und des Halſes kaſtanienbraun; die Magengegend, die Bruſt und der Hals olivengraulich und die Kehle fuchsröthlich weiß.

Der Halsband Tiklin.

Vierte Art.

Dieſer iſt größer als unſere Ginſterralle. Sein Mantel iſt braun mit düſterolivenbräunlichem Anſtrich; die Backen und die Kehle ſind rußfarbig, ein weißer Strich geht vom Schnabelwinkel aus, läuft unter dem Auge hin und zieht ſich nach hinten. Der Vorderhalz, die Bruſt und der Bauch ſind ſchwärzlich braun mit weißen Linien geſtreift; eine ſchöne kaſtanienbraune, einen Finger breite Binde bildet oberhalb der Bruſt gleichſam ein halbes Halsband.

Fremde Vögel des neuen Feſtlandes, die mit der Ralle verwandt ſind.

Die langſchnäbliche Ralle.

Erſte Art.

Die Rallenarten ſind mannigfaltiger und vielleicht zahlreicher in den überſchwemmten und ſumpfigen Gegenden des neuen Feſtlandes, als in den trockneren Gegenden des alten. Aus der beſonderen Beſchreibung dieſer Arten wird man erſehen, daß zwei derſelben viel kleiner als die andern ſind, und dieſe dagegen größer als irgend eine unſerer europäiſchen Arten; der Schnabel dieſer großen Ralle, Nro. 849, iſt auch, ſelbſt verhältnißmäßig, größer als der der andern Rallen. Ihr Gefieder iſt grau, auf dem Vorderleibe etwas fuchsröthlich, und auf dem Rücken und den Flügeln ſchwärzlich oder braungemiſcht. Der Bauch hat wie bei den meiſten andern Rallen weiße und ſchwarze Querſtreifchen. In Guiana findet man zwei Arten oder wenigſtens zwei Abarten dieſer langſchnäblichen Rallen, die in der Größe ſehr verſchieden voneinander ſind, da die einen die Größe der Leimſchnepfe haben, und die andere, wie die der Tafel 849, nur etwas größer als unſere Waſſerralle iſt.

Der Kiolo.

Zweite Art.

Durch dieſen Namen drücken die Eingeborenen von Guiana das Geſchrei oder Gepipe dieſer Ralle Nro. 358 und 753 aus; ſie läßt es des Abends in derſelben Stunde wie die Tinamue hören, d. h. um 6 Uhr, welches in der Nachtgleichengegend der Augenblick des Sonnenunterganges iſt. Die Kiploe rufen ſich durch dieſes Geſchrei zur Vereinigung vor der Nacht zuſammen; denn den ganzen Tag halten ſie ſich in den feuchten Gebüſchen verſteckt; hier bauen ſie zwiſchen den kleinen niedrigen Zweigen des Dickichts ihr Neſt, das aus einer einzigen Art röthlichen Graſes beſteht; es bildet obenüber ein kleines Gewölbe, ſo daß der Regen nicht hineindringen kann. Dieſe Ralle iſt etwas kleiner als das Grashuhn und auf dem Vorderleib und dem Scheitel ſchön fuchsroth; ihr Mantel auf braunem Grunde verwaſchen olivengrünlich. Die Nummern 368 und 753 der ausgemalten Tafeln ſtellen nur denſelben Vogel dar, der lediglich durch das Alter oder Geſchlecht verſchieden iſt. Es ſcheint uns auch, daß die von Edwards angegebene penſylvaniſche Ralle dieſelbe wie dieſe hier iſt.

Die Cayenner gefleckte Ralle.

Dritte Art.

Dieſe ſchöne Ralle, Nro. 775, die zugleich eine der größten iſt, hat einen ſchönen fuchsbraunen Flügel, das übrige Gefieder iſt auf einem ſchönen ſchwarzen Grunde weiß gefleckt, geſprenkelt und eingefaßt. Sie wird wie die vorigen auf Guiana gefunden.

Die virginiſche Ralle.

Vierte Art.

Dieſer Vogel, der ſo groß wie die Wachtel iſt, hat mit dem Wachtelkönig oder der Ginſterralle mehr Aehnlichkeit als mit den Waſſerrallen. Wie es ſcheint, findet man ihn in dem ganzen Umfange Südamerikas bis nach der Hudſonsbai, obgleich Catesby ſagt, er habe ihn nur in Virginien geſehen; er ſagt, ſein Gefieder ſei braun, und fügt hinzu, dieſe Vögel würden im Herbſte ſo fett, daß ſie den Wilden nicht entgehen könnten, die ſie müde liefen und in großer Menge fingen; in Virginien wären ſie ſo geſucht wie die Reisvögel in Karolina und der Ortolan in Europa.

Der Bidibidi.

Fünfte Art.

Bidibidi iſt das Geſchrei und der Name dieſer kleinen Ralle auf Jamaika; ſie iſt wohl nicht größer als eine Grasmücke; ihr Kopf iſt ganz ſchwarz; der Oberhals, der Rücken, der Bauch, der Schwanz und die Flügel ſind braun mit weißlichen Querſtreifen auf dem Rücken, dem Bürzel und dem Bauche; die Flügel- und die Schwanzfedern ſind mit weißen Tropfen wie beſtreut; der Vorderhals und die Magengegend bläulich aſchgrau.

Die kleine Cayenner Ralle.

Sechſte Art.

Dieſer niedliche kleine Vogel, Nro. 847, iſt nicht größer als eine kleine Grasmücke; ſein Vorderhals und ſeine Bruſt ſind weiß mit leichtem falbem und gelblichem Anſtrich; die Seiten und der Schwanz querüber weiß und ſchwarz geſtreift; der Grund der Mantelfedern ſchwarz mit weißen Flecken und Linien auf dem Rücken und fuchsröthlichen Franſen. Es iſt der kleinſte Vogel dieſer Gattung, die an Arten ziemlich zahlreich iſt.

Uebrigens ſcheint dieſe Rallengattung noch mehr verbreitet als mannichfaltig zu ſein; nach den entfernteſten Gegenden hin hat die Natur dieſe Vögel geführt. H. Cook hat ihrer an der Magellansſtraße geſehen und auf verſchiedenen Eilanden der ſüdlichen Halbkugel, auf Anamocka, Tenna

und Norfolk gefunden; die Geſellſchaftseilande beſitzen ebenfalls zwei Rallenarten, eine kleine ſchwarze gefleckte Ralle (Pooanee) und eine kleine rothäugige Ralle (Maiho); die beiden Akoline Fernandes, die er Waſſerwachteln nennt, ſcheinen Rallen zu ſein, deren Art dem großen merikaniſchen See eigen iſt, in welcher Beziehung wir bemerkt haben, daß man ſich vor der Verwechslung dieſer Fernandes'ſchen Akolinen oder Rallen mit den Kolinen deſſelben Naturforſchers nicht verwechſeln darf, da man die letztern auf die Rebhühner zurückführen muß.

Die Schwanzralle oder der kleine Roſenpfau.

Nach der Form des Schnabels und der Füße betrachtet, würde dieſer Vogel, Nro. 782, eine Ralle ſein; ſein Schwanz aber iſt viel länger als der irgend eines Vogels dieſer Familie. Um zugleich dieſe Verſchiedenheit und dieſe Aehnlichkeiten auszudrücken, iſt er auf den ausgemalten Tafeln Schwanzralle genannt worden; dieſen Namen wollen wir ihm lieber laſſen, als den Namen kleiner Roſenpfau, den man ihm auf Cayenne gibt. Sein Gefieder iſt wirklich reich an Farben, obwohl ſie alle düſter ſind,*) und um eine Vorſtellung von ihnen zu geben, kann man ſie nicht beſſer als mit den Flügeln jener ſchönen Nachtfalter vergleichen, auf denen die ſchwarze Farbe, die braune, fuchsrothe, falbe und weißgraue in Wellen, Gürteln und Zickzack, vermengt aus allen dieſen Tinten ein markiges und ſanftes Ganzes bilden.

So iſt das Gefieder der Schwanzralle, beſonders auf den Flügeln und dem Schwanze. Der Kopf iſt mit Schwarz geſchmückt und hat über und unter dem Auge lange weiße Linien; der Schnabel iſt genau ein Rallenſchnabel, ausgenommen, daß er etwas länger iſt, wie alle Maße dieſes Vogels, deſſen Kopf, Hals und Körper geſtreckter als bei der Ralle ſind; ſein 5 Zoll langer Schwanz reicht 2 Zoll weit über den eingezogenen Flügel hinaus; ſein Fuß iſt dick und 26, und der nackte Theil des Beines 10 Linien hoch; der Anſatz eines Schwimmhäutchens zwiſchen der äußern und der mittlen Zehe iſt größer und merklicher als bei der Ralle. Die Geſammtlänge von der Spitze des Schnabels, der 27 Linien hat, bis zu der des Schwanzes, beträgt 15 Zoll.

Dieſer Vogel iſt noch nicht beſchrieben worden und erſt ſeit Kurzem bekannt; man findet ihn aber ziemlich ſelten, im Innern Guianas an den Flüſſen hinauf, deren Ufer er bewohnt; er lebt einſam und läßt ein langſames Geſchrei hören, das man nachmacht, um ihn herbeizulocken.

*) Vielleicht könnte man einige Aehnlichkeit dieſes Vogels mit dem Pfau, wenigſtens in ſeiner Art, den Schwanz auszubreiten und aufrecht zu erhalten, denken; aber man verſichert uns, daß er ihn nicht in die Höhe richtet.

Das Waſſerhuhn.

Stufenweiſe geht die Natur der Ralle zu der des Waſſerhuhns über, das ebenfalls einen an den Seiten eingedrückten Körper und einen ähnlich geſtalteten, aber kürzern und dadurch dem der Hühnervögel ſich nähernden Schnabel hat. Das Waſſerhuhn, Nro. 877, hat auch eine unbefiederte und mit einem dicken Häutchen bedeckte Stirn, eine Eigenthümlichkeit, deren Spuren auch gewiſſe Rallenarten an ſich tragen. Auch läßt es im Fliegen die Füße hangen; und endlich hat es, wie die Ralle, geſtreckte, aber in ihrer ganzen Länge mit einem häutigen Körper beſetzte Zehen; eine Abſtufung, worin ſich der Uebergang der Spaltfüßer, deren Zehen nackt und getrennt ſind, zu den Plattfüßern äußert, die mit einem Häutchen, welches von einer Zehe zur andern geſpannt iſt, beſetzte und durch daſſelbe verbundene Zehen haben, ein Uebergang, wozu wir die Anlage bei den meiſten Strandvögeln ſehen, welche dieſen Anſatz eines Schwimmhäutchens bald zwiſchen allen Zehen, bald zwiſchen nur zweien, der äußern und der mittlen, haben.

Die Gewohnheiten des Waſſerhuhns entſprechen ſeinem Körperbau; es geht mehr ins Waſſer als die Ralle, ohne jedoch viel in ihm zu ſchwimmen, wenn nicht etwa, um von einem Ufer nach dem andern überzuſetzen; den größten Theil des Tages hindurch im Schilf oder unter den Wurzeln der Erlen und Weiden verſteckt, ſieht man es nur gegen Abend auf dem Waſſer ſich ergehen; Sümpfe und Moore beſucht es weniger als Flüſſe und Teiche. Sein Neſt liegt ganz nahe am Rande des Waſſers und iſt aus einem ziemlich großen Haufen verſchlungener Schilf= und Binſentrümmer gebaut; alle Abende verläßt die Mutter ihr Neſt und bedeckt zuvor ihre Eier mit Binſen= und Grashalmen; ſobald die Jungen ausgeſchlüpft ſind, laufen ſie wie die der Ralle und folgen ebenſo ihrer Mutter, die ſie zum Waſſer führt; auf dieſe natürliche Fähigkeit bezieht ſich ohne Zweifel die vorſichtige Sorgfalt, womit die Eltern ihr Neſt immer ſehr nahe ans Waſſer bauen. Uebrigens leitet und birgt die Mutter ihre kleine Familie ſo gut, daß es ſehr ſchwer iſt, ſie ihr während der ſehr kurzen Zeit, worin ſie dieſelbe pflegt, zu rauben; denn bald laſſen dieſe jungen Vögel, hinreichend erſtarkt, um ſich ſelbſt zu verſorgen, ihrer fruchtbaren Mutter die Zeit, einer jüngern Familie das Leben zu geben, und man verſichert ſelbſt, ſie lege oft drei Mal im Jahre.

Die Waſſerhühner verlaſſen die kalten Länder und die Gebirge im Oktober und bringen den ganzen Winter in den gemäßigten Landſchaften zu, wo man ſie an den Quellen und auf den lebendigen Gewäſſern, die nicht zufrieren, ſieht. Alſo iſt das Waſſerhuhn nicht eigentlich ein Zugvogel, da man ihn in verſchiedenen Gegenden das ganze Jahr ſieht und alle ſeine Reiſen ſich auf die Wanderung von den Gebirgen in die Ebene und von der Ebene in die Gebirge beſchränken.

Obwohl es wenig reiſt und überall nicht beſonders zahlreich iſt, ſcheint das Waſſerhuhn von der Natur nach den meiſten bekannten und ſelbſt nach den entfernteſten Gegenden hin geſetzt worden zu ſein. H. Cook hat es auf Norfolk und in Neuſeeland gefunden, H. Adanſon auf einem Eilande des Senegals; H. Gmelin in der Mangaſea-Ebene in Sibirien unweit des Jeniſei, wo ſie, wie er ſagt, in ſehr großen Menge vorhanden ſind. Nicht weniger gemein ſind ſie auf den Antillen, auf Guadeloupe, Jamaika und Aves, obwohl es auf dieſem letztern Eilande kein ſüßes Waſſer giebt. In Kanada ſieht man ebenfalls viele und, was Europa betrifft, ſo findet man das Waſſerhuhn in England, Schottland, Preußen, der Schweiz, Deutſchland und den meiſten franzöſiſchen Landſchaften. Freilich ſind wir nicht ſicher, daß alle von den Reiſenden angegebenen zu derſelben Art wie das unſrige gehören. H. le Page du Pratz ſagt ausdrücklich, in Luiſiana ſei es dasſelbe wie in Frankreich und es ſcheint auch das vom P. Feuillee auf St. Thomas beſchriebene Waſſerhuhn von ihm nicht verſchieden zu ſein. Sonſt unterſcheiden wir drei Arten oder Abarten, die ſich, wie man verſichert, nicht miteinander vermiſchen, obwohl ſie zuſammen auf demſelben Waſſer wohnen, einige andere Arten nicht zu zählen, die von den Namengebern auf die Gattung des Purpurhuhns bezogen werden, und unſeres Erachtens der des Waſſerhuhns näher angehören, und einige andere noch, von denen wir nur eine kurze Angabe oder unvollſtändige Nachrichten haben.

Die in unſern Gegenden bekannten drei Schläge oder Arten laſſen ſich nach der Größe unterſcheiden. Die mittele Art iſt die gemeinſte; die des großen und die des kleinen Waſſerhuhns, wovon Belon unter dem Namen Waſſerhühnchen geredet hat, findet man etwas ſeltener. Das mittele Waſſerhuhn nähert ſich in der Größe einem halbjährigen Hühnchen; es iſt vom Schnabel bis zum Schwanz 1 Fuß und vom Schnabel bis zu den Nägeln 14 bis 15 Zoll lang. Sein Schnabel iſt an der Spitze gelb und an der Wurzel roth; das häutige Schild auf der Stirn hat auch dieſe letztere Farbe ſo wie der untere Theil des Beines über dem Knie; die Füße ſind grünlich, das ganze Gefieder iſt düſtergrau mit weißem Gewölk unter dem Körper und grünlich braungrauem obenüber; eine weiße Linie faßt den Flügel ein; der Schwanz läßt, wenn er ſich aufrichtet, an den ſeitlichen Federn ſeiner untern Bedeckungen eine weiße Farbe ſehen; übrigens iſt das ganze Gefieder dick, dicht und mit Flaum verſehen. Bei dem Weibchen, das etwas kleiner als das Männchen iſt, ſind die Farben heller, die weißen Wellenlinien des Bauches merklicher und die Kehle weiß. Die Stirnplatte iſt bei den Jungen mit einem, mehr Haaren als Federn ähnlichen, Flaum bedeckt. Ein junges Waſſerhuhn, das wir eröffnet haben, hatte in ſeinem Magen Trümmer von Fiſchen und Waſſergräſern, mit Kiesſand vermengt; der Magen war ſehr

dick und wie der des Haushuhnes muskelig; das Bruſtbein kam uns viel kleiner vor, als es gewöhnlich bei den Vögeln iſt, und wenn dieſer Unterſchied nicht vom Alter herrührt, ſo könnte dieſe Beobachtung die Behauptung Belons, der ſagt, das Bruſtbein ſo wie das Hüftbein des Waſſerhuhns ſeien anders geformt als dieſe nämlichen Knochen bei den übrigen Vögeln, theilweiſe beſtätigen.

Das Waſſerhühnchen.

Dieſer von Belon gegebene Verkleinerungsname darf nicht die Vorſtellung erwecken, daß dieſes Waſſerhuhn beträchtlich kleiner als das vorhergehende wäre. Der Unterſchied iſt gering; man bemerkt aber, daß in denſelben Gegenden die beiden Arten ſich getrennt halten, ohne ſich zu vermiſchen. Ihre Farben ſind faſt dieſelben; Belon findet nur an dieſer eine bläulichere Tinte auf der Bruſt, und er bemerkt, daß ſie ein weißes Augenlied hat. Er ſetzt hinzu, ihr Fleiſch ſei ſehr zart und ihre Knochen dünn und zerbrechlich. Wir haben ein ſolches Waſſerhühnchen gehabt; es lebte nur vom 22. November bis zum 10. Dezember, freilich ohne andere Nahrung als das Waſſer. Man hielt es in einem kleinen Verſchlag eingeſperrt, der nur durch zwei in der Thüre angebrachte Scheiben Licht erhielt; alle Morgen bei den erſten Strahlen des Tages flog es mehreremal gegen dieſe Scheiben; die übrige Zeit verbarg es ſich, ſo ſehr es konnte, und hielt dabei den Kopf geſenkt. Nahm man es in die Hand, ſo hieb es mit dem Schnabel, aber nicht kräftig. In dieſer harten Gefangenſchaft hörte man es nicht einen einzigen Schrei ausſtoßen. Ueberhaupt ſind dieſe Vögel ſehr ſchweigſam; man hat ſelbſt geſagt, ſtumm; indeß laſſen ſie in der Freiheit einen kleinen wiederholten Ton bri bri bri hören.

Die Porzane oder das große Waſſerhuhn.

Dieſes Waſſerhuhn muß in Italien, in der Gegend von Bologna, häufig ſein, da die Vogelſteller dieſer Gegend ihm einen gemeinen Namen (Porzana) gegeben haben. Es iſt in allen ſeinen Maßen größer als unſer gemeines Waſſerhuhn. Seine Länge beträgt vom Schnabel bis zum Schwanze faſt 1½ Fuß. Sein Schnabel iſt obenüber gelblich und an der Spitze ſchwärzlich; der Hals und der Kopf ſind ſchwärzlich, der Mantel iſt kaſtanienbraun; das übrige Gefieder ähnelt wieder dem des gemeinen Waſſerhuhns, mit welchem man es, wie uns verſichert wird, zuweilen auf unſern Teichen antrifft. Die Farben des Weibchens ſind bläſſer als die des Männchens.

Die Grinette.

Dieſer Vogel, den die Namengeber in die Gattung der Sultanshenne geſtellt haben, ſcheint uns zu der des Waſſerhuhns zu gehören. Zu Mantua gibt man ihm den Namen Porzana, den das große Waſſerhuhn in

Bologna führt; indeſſen iſt es viel kleiner, nach Willughby nämlich, nicht ſo groß wie die Ralle, und ſein Schnabel ſehr kurz. Seinen verſchiedenen Namen nach zu urtheilen, muß es im Mailändiſchen ſehr bekannt ſein; auch findet man es, Gesner zu Folge, in Deutſchland. Dieſer Naturforſcher ſagt nichts anderes von ihm, als daß es graue Füße, einen theils röthlichen, theils ſchwarzen Schnabel, einen fuchsbraunen Mantel und einen weißen Unterleib hat.

Der Schmiering.

Dieſer Name, von dem Gesner vermuthet, er ſei zur Klangnachahmung, d. h. zur Nachahmung des Geſchreis, gegeben worden, iſt in Deutſchland der Name eines Vogels, der zu der Gattung des Waſſerhuhns zu gehören ſcheint. Rzaczynski zählt ihn zu den in Polen einheimiſchen Vögeln und ſagt, er halte ſich an den Flüſſen auf und niſte in den Gebüſchen auf den Ufern derſelben. Er fügt hinzu, wegen der Geſchwindigkeit, womit er laufe, habe man ihn zuweilen Trochilus genannt und anderswo (Auct. S. 380) beſchreibt er ihn in denſelben Ausdrücken, wie Gesner: „Der Grund ſeines ganzen Gefieders, ſagt er, iſt fuchsroth; die kleinen Flügelfedern ſind ziegelroth; der Kopf, der Umring der Augen und der Bauch ſind weiß, die großen Schwungfedern ſchwarz; Flecken dieſer nämlichen Farben liegen wie hingeſtreut auf dem Halſe, dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanze; die Füße und die Schnabelwurzel ſind gelblich.

Der Glut.

Dieſer Vogel iſt, nach Gesner, ein Waſſerhuhn; er ſagt, er laſſe eine grelle und hohe Stimme, ähnlich dem Ton einer Querpfeife, hören. Er iſt braun mit etwas Weiß an der Flügelſpitze und hat um die Augen, am Halſe, an der Bruſt und am Bauche eine weiße Farbe; die Füße ſind grünlich, und der Schnabel iſt ſchwarz.

Fremde Vögel,

die mit dem Waſſerhuhn verwandt ſind.

Das große Cayenner Waſſerhuhn.

Der auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 352, ſo genannte Vogel ſcheint ſich durch die Länge des Halſes dem Reiher zu nähern und ſich auch durch die Länge des Schnabels vom Waſſerhuhn zu entfernen; jedoch gleicht er ihm in ſeinem übrigen Körperbau. Es iſt das größte unter den Waſſerhühnern und 18 Zoll lang. Der Hals und der Kopf, der Schwanz, der Unterbauch und die Schenkel ſind braungrau, der Mantel düſter olivengrünlich; die Magengegend und die Schwungfedern brennend roth und fuchsroth.

In den Sümpfen Guianas ſind dieſe Vögel ſehr gemein und man ſieht ſie ſelbſt in den Gräben der Stadt Cayenne. Sie leben von Fiſchen und kleinen Waſſerkerbthieren. Die Jungen haben ein ganz graues Gefieder und erſt in der Mauſe bekommen ſie eine rothe Farbe.

Der Mittek.

Die Berichte aus Grönland reden uns unter dieſem Namen von einem Vogel, den ſie zugleich als ein Waſſerhuhn angeben, der aber wohl auch eine Art Taucher oder Grebe ſein könnte. Das Männchen iſt auf dem Rücken und dem Halſe weiß, auf dem Bauche ſchwarz und auf dem Kopf ins Veilchenblaue ſpielend; die Federn des Weibchens ſind gelb, mit Schwarz vermiſcht und eingefaßt, ſo daß ſie von Weitem grau ausſehen. In Grönland ſind dieſe Vögel beſonders im Winter ſehr zahlreich; man ſieht ſie vom frühen Morgen an in Schaaren aus den Buchten nach den Eilanden fliegen, wo ſie ſich mit Muſchelthieren ſättigen; und am Abend kehren ſie zu ihren Wohnſtätten in die Buchten zurück, um die Nacht dort zuzubringen. Sie fliegen den Windungen der Küſten und den Buchtungen der Meerengen zwiſchen den Eilanden nach. Selten fliegen ſie über Land, es müßte denn der Wind, beſonders wenn er aus Norden weht, ſie nöthigen, ſich auf dem Lande geſchützt zu halten; alsdann ſchießen die Jäger ſie von irgend einer ins Meer vorſpringenden Spitze aus, wo man die getödteten in einem Kahn auffiſcht; denn die blos verwundeten ſinken unter und kommen nicht leicht mehr zum Vorſchein.

Der Kingalik.

Dieſelben Berichte nennen auch dieſen grönländiſchen Vogel Waſſerhuhn. Er iſt größer als eine Ente und durch einen gezähnelten und pomeranzengelben Auswuchs auf dem Schnabel zwiſchen den Naslöchern ausgezeichnet. Das Männchen iſt ganz ſchwarz, ausgenommen, daß es weiße Flügel und einen weiß geſprenkelten Rücken hat. Das Weibchen iſt nur braun.

Das ſind die fremden Vögel, die wir auf die Gattung des Waſſerhuhns zurückführen zu müſſen glauben; denn es ſcheint uns nicht, daß die von Dampier ſogenannten Gluckhühner (poules gloussantes) zu der Familie des Waſſerhuhns gehören, zumal er ſelbſt ſie mit den Krabbenfreſſern und andern Vögeln aus der Gattung der Reiher vergleicht. Und ebenſo iſt des P. Feuillee ſchönes Waſſerhuhn, da es Füße wie eine Ente hat. Endlich ſcheint uns des Doktors Shaw geflecktflügliges Waſſerhuhn der Berberei (Water-hen), das nicht ſo groß wie ein Regenpfeifer iſt, eher zu der Familie der Ralle als zu der des eigentlich ſogenannten Waſſerhuhns zu gehören.

Der Jakana.

Erſte Art.

Der Jakana der Braſilier, ſagt Marcgrave, muß zu den Waſſerhühnern gezählt werden, denen er durch Naturhang, Gewohnheiten, verkürzte Körpergeſtalt, Schnabelform und Kleinheit des Kopfes ähnlich iſt. Dennoch ſcheint es uns, daß der Jakana, Nro. 322, durch beſondere und ſelbſt einzige Eigenthümlichkeiten, die ihn von allen andern Vögeln trennen und auszeichnen, weſentlich verſchieden iſt; er trägt Sporen an den Schultern und Hautläppchen vorn auf dem Kopfe; ſeine Zehen und Nägel ſind übermäßig groß; ſeine Hinterzehe außerdem ſo lang wie die mittlere Vorderzehe; alle Nägel ſind gerade, rund und fein wie Stilette oder Nadeln. Wahrſcheinlich hat man wegen dieſer eigenthümlichen Form der zum Schneiden und Stehen geſchickten Nägel dem Jakana den Namen **Wundarzt** gegeben.*) Seine Art iſt an allen Sümpfen Braſiliens gemein und wir ſind ſicher, daß ſie ſich ebenſo auf Guiana und auf St. Domingo findet; auch kann man vermuthen, daß ſie in allen Gegenden und auf den verſchiedenen Eilanden Amerikas zwiſchen den Wendekreiſen und bis nach Neuſpanien hin vorhanden iſt, obwohl Fernandes nur nach Berichten und nicht nach eigener Kunde von ihm zu reden ſcheint, da er dieſe Vögel von den nördlichen Küſten kommen läßt, während ſie doch in den ſüdlichen Ländern zu Hauſe ſind.

Wir kennen 4 bis 5 Jakanae, die ſich nur durch die Farben unterſcheiden, da ihre Größe dieſelbe iſt. Die erſte Art, die Fernandes angibt, iſt Marcgrave's vierte. Der Kopf, der Hals und der Vorderleib dieſes Vogels ſind ſchwarz mit veilchenblauer Tinte, der übrige Mantel ſchön purpur- oder kaſtanienbraun. Jeder Flügel iſt mit einem ſpitzigen Sporn bewaffnet, der aus der Schulter hervorkommt und genau eine ſolche Form wie jene Dorne oder Haken hat, womit der Nagelroche verſehen iſt; aus der Wurzel des Schnabels wächſt ein Häutchen hervor, das ſich über die Stirne legt, in drei Lappen theilt und noch auf jeder Seite einen Bartlappen herabhangen läßt; der Schnabel iſt gerade gegen die Spitze etwas angeſchwollen und wie die Sporen ſchön jonkiljengelb; der Schwanz iſt ſehr kurz, und dieſe Eigenthümlichkeit, ſowie jene Form des Schnabels, des Schwanzes, der Zehen und der hohen Beine, die halb unbefiedert ſind, paſſen gleichmäßig auf alle Arten dieſer Gattung. Marcgrave ſcheint ihre Größe zu hoch anzugeben, wenn er ſie mit der der Taube vergleicht; denn die Jakanae haben keinen größern Körper als die Wachtel, nur ruht er auf viel höhern Beinen; ihr Hals iſt ebenfalls länger und ihr Kopf iſt klein. Sie ſind immer ſehr mager und ihr Fleiſch ſoll dennoch genießbar ſein.

*) Unter dieſem Namen ſind ſie auf St. Domingo bekannt.

Der Jakana dieſer erſten Art iſt auf St. Domingo ziemlich gemein und uns von dort unter dem Namen bewaffneter, braunrother Ritter von H. Lefebvre Deshayes zugeſchickt worden. „Dieſe Vögel, ſagt er, gehen gewöhnlich paarweiſe, und wenn irgend ein Zufall ſie trennt, ſo hört man ſie durch ein Lockgeſchrei einander zurückrufen. Sie ſind ſehr wild und der Jäger kann ſich ihnen nur durch Liſt nähern, indem er ſich mit Laub bedeckt oder hinter dem Gebüſch und dem Schilf herbeiſchleicht. Auf St. Domingo ſieht man ſie regelmäßig während der Mai- oder Novemberregen und danach; einige zeigen ſich jedoch auch nach dem ſtarken Regen, in Folge deren die Gewäſſer übertreten; man glaubt daher, daß die Gegenden, wo ſich dieſe Vögel gewöhnlich aufhalten, nicht weit entfernt ſind. Uebrigens findet man ſie nicht außerhalb der Lagunen und Sümpfe oder der Ufer der Teiche und Flüſſe.

„Der Flug dieſer Vögel iſt nicht ſehr hoch, aber ziemlich ſchnell. Beim Auffliegen ſtoßen ſie ein ſcharfes und kläffendes Geſchrei aus, das man weithin hört und das mit dem der Schleiereule einige Aehnlichkeit zu haben ſcheint; auch täuſcht ſich das Geflügel unſerer Höfe dabei und erſchreckt über dieſes Geſchrei wie über das eines Raubvogels, obgleich der Jakana von dieſer Gattung weit entfernt ſteht. Es möchte ſcheinen, als hätte die Natur einen kriegeriſchen Vogel aus ihm machen wollen, ſo hat ſie für ſeine Bewaffnung geſorgt; man kennt jedoch den Feind nicht, gegen den er ſeine Waffen anwenden kann.“

Dieſe Aehnlichkeit mit den bewaffneten Kibitzen, die zank- und ſchreiſüchtige Vögel ſind, verbunden mit der in dem Bau des Schnabels, ſcheint einige Naturforſcher bewogen zu haben, mit ihnen die Jakanae unter dieſelbe Gattung zu vereinigen; allein die Geſtalt ihres Körpers und ihres Kopfes entfernt ſie von denſelben und würde ſie der Gattung des Waſſerhuhns nähern, wenn nicht wieder der Bau der Füße ſie von ihnen trennete, und dieſer Bau der Füße iſt in der That ſo ſeltſam, daß er ſich bei keinem andern Vogel vorfindet; man muß alſo die Jakanae für eine beſondere Gattung halten, die dem neuen Feſtland eigenthümlich anzugehören ſcheint. Ihr Aufenthalt auf dem Waſſer und ihr Körperbau zeigen ſo ziemlich an, daß ſie auf dieſelbe Weiſe wie die andern Strandvögel leben und ſich ernähren; und obwohl Fernandes ſagt, ſie beſuchten nur die ſalzigen Ufer des Meeres, ſcheint es nach dem, was wir ſo eben berichtet haben, daß ſie gleicher Weiſe im Innern des Landes auf den Teichen, deren Waſſer ſüß iſt, gefunden werden.

Der ſchwarze Jakana.
Zweite Art.

Der ganze Kopf, der Hals, der Rücken und der Schwanz dieſes Jakanas ſind ſchwarz; der Obertheil der Flügel und ihre Spitzen ſind braun; das

Uebrige iſt grün, und der Unterleib braun; die Sporen am Flügel ſind gelb, ebenſo der Schnabel, an deſſen Wurzel ſich über der Stirn ein röthliches Häutchen erhebt. Marcgrave gibt uns dieſe Art als eine in Braſilien einheimiſche an.

Der grüne Jakana.

Dritte Art.

Marcgrave erhebt die Schönheit dieſes Vogels, den er zu ſeiner erſten Art in dieſer Gattung macht; ſein Rücken, ſeine Flügel und ſein Bauch ſind auf ſchwarzem Grunde grün gefärbt und auf dem Halſe ſieht man ſchöne taubenhälſige Widerſcheine glänzen; der Kopf iſt mit einem türkiſchblauen Häutchen geziert; der Schnabel und die Nägel ſind in ihrer erſten Hälfte zinnoberroth und an der Spitze gelb. Das Aehnlichkeitsverhältniß überzeugt uns, daß dieſe Art wie die andern bewaffnet iſt, obwohl Marcgrave es nicht ſagt.

Der Jakana-peka.

Vierte Art.

Die Braſilier geben dieſem Vogel den Namen Aguapekaka; wir nennen ihn Jakana-peka, um ſeinen Gattungsnamen mit ſeiner Artbenennung zu vereinigen und ihn von den andern Jakanaen zu unterſcheiden; ſeine Züge ſind indeß von denen der vorigen Art wenig verſchieden. „Er hat, ſagt Marcgrave, ſchwächere Farben und braunere Flügel; jeder Flügel iſt mit einem Sporn bewaffnet, mit welchem ſich der Vogel vertheidigt; er hat aber keinen häutigen Kopfputz.“ Der Name Porphyrion, unter welchem Barrere dieſen Jakama angeführt, ſcheint anzuzeigen, daß er rothe Füße hat. Derſelbe Schriftſteller ſagt, ſeine Art ſei in Guiana gemein, wo die Indier ihn Kapua nennen, und wir vermuthen, daß folgende Nachricht des H. de La Borde auf dieſen Vogel bezogen werden muß. „Die kleine Art des Waſſerhuhns oder der Wundarzt mit den bewaffneten Flügeln, ſagt er, iſt auf Guiana ſehr gemein; er bewohnt die Teiche, deren Waſſer ſüß iſt, und die Sümpfe. Gewöhnlich findet man dieſe Vögel paarweiſe, zuweilen aber ſieht man auch 20 bis 30 zuſammen. Im Sommer ſieht man ihrer ſtets in den Gräben der Stadt Cayenne, und in der Regenzeit kommen ſie ſogar bis auf die Plätze der neuen Stadt; ſie haben ihr Lager in den Binſen und gehen bis zur Hälfte des Beines ins Waſſer; ſie leben von kleinen Fiſchen und Waſſerkerbthieren.“ Uebrigens ſcheint es in Guiana wie in Braſilien mehrere Arten oder Abarten dieſer Vögel zu geben und man ſie unter verſchiedenen Namen zu kennen. H. Aublet hat uns eine Nachricht gegeben, worin er ſagt, der Wundarzt ſei in Guiana in den

Mooren, den Becken und kleinen Seen der Savannen gemein; er ſetze ſich auf die breiten Blätter einer Waſſerpflanze, gemeinhin Klappe (Nymphäa) genannt, und die Einheimiſchen hätten dieſem Vogel den Namen Kinkin gegeben, ein Wort, das er in einem ſcharfen Ton ausſpreche.

Der bunte Jakana.

Fünfte Art.

Das Gefieder dieſes Vogels, Nro. 846, iſt wirklich bunter als das der andern Jakanae, ohne jedoch aus den herrſchenden und allen gemeinſamen Farben hinauszugehen; dieſe Farben ſind: das Grünliche, Schwarze und Kaſtanienpurpurrothe. Auf jeder Seite des Kopfes iſt ein weißer Streif, der oberhalb der Augen hinläuft; der Vorderhals iſt weiß, ebenſo der ganze Unterleib; was im Einzeln die andern Farben betrifft, die zu beſchreiben ſchwer ſein würde, ſo kann man ſie auf der ausgemalten Tafel ſehen. Die Stirn iſt mit einem pomeranzenrothen Häutchen bedeckt und an den Flügeln ſind Sporen. Dieſer Vogel iſt uns aus Braſilien zugekommen. Edwards läßt ihn aus Karthagena kommen; ein Beweis, daß, wie wir bemerkt haben, die Jakanae den verſchiedenen Gegenden Amerikas, die zwiſchen den Wendekreiſen liegen, gemeinſam angehörten.

Das Sultanshuhn, Purpurhuhn oder Porphyrion.

Einen bei den Alten unter dem Namen Porphyrion bekannten Vogel haben die Neuern Sultanshuhn genannt. Wir haben ſchon mehreremal bemerkt, wie weit beſſer die von den Griechen gegebenen und meiſtentheils auf unterſcheidenden Merkmalen beruhenden Benennungen waren als die Namen, die in den neuern Sprachen wie aufs Gerathewohl nach eingebildeten oder wunderlichen und oft durch die Anſicht der Natur Lügen geſtraften Beziehungen gebildet worden. Ein neues Beiſpiel hiefür gibt uns der Name Sultanshuhn an die Hand; offenbar hat man dieſen Strandvogel, weil man zwiſchen dem Huhn und ihm, der doch vom Hühnergeſchlecht weit entfernt iſt, einige Aehnlichkeit fand, und in ſeiner Schönheit oder Haltung einen Vorzug vor dem gemeinen Huhn ſich dachte, Sultanshuhn genannt; aber der Name Porphyrion, der an das Roth oder den Purpur ſeines Schnabels und ſeiner Füße erinnert, war bezeichnender und viel richtiger. Daß wir nicht alle ſchöne Trümmer des gelehrten Alterthums wiederherſtellen und der Natur jene glänzenden Bilder und jene treuen Abzeichnungen zurückerſtatten können, womit die Griechen ſie ausgemalt und immer belebt hatten, ſie, die geiſtreichen und gefühlvollen Menſchen, die ſo ergriffen waren von den Schönheiten, welche ſie aufweiſt, und von dem Leben, das ſie überall athmet!

Stellen wir alſo die Naturgeſchichte des Porphyrions dar, bevor wir von dem Sultanshuhn reden. Ariſtoteles bei Athenäus beſchreibt das Porphyrion als einen ſpaltfüßigen Vogel mit langen Füßen, blauem Gefieder und einem purpurfarbigen und ſehr feſt an der Stirn ſteckenden Schnabel und von der Größe eines Haushahns. Nach des Athenäus Angabe hätte Ariſtoteles hinzugefügt, dieſer Vogel habe 5 Zehen an den Füßen, was ein Irrthum ſein würde, in den jedoch einige andere alte Schriftſteller gefallen ſind. Ein anderer und größerer Irrthum der neuern Schriftſteller iſt der von Albert nachgeſchriebene des Iſidor, der da ſagt, ein Fuß des Porphyrions ſei zum Schwimmen gebaut und mit Schwimmhäutchen verſehen, der andere aber zum Laufen geeignet wie die Füße der Landvögel, was aber nicht allein eine falſche, ſondern jeder Vorſtellung von der Natur entgegenlaufende Angabe iſt und nichts anders bezeichnen kann, als daß das Purpurhuhn ein Strandvogel iſt, der auf den Gränzmarken des Landes und des Waſſers lebt. Es ſcheint in der That, daß beide Elemente zu ſeinem Unterhalt beitragen; denn in der Gefangenſchaft frißt er Obſt, Fleiſch und Fiſche; ſein Magen iſt wie der der Vögel gebaut, die gleicher Weiſe von Samen und Fleiſch leben.

Man zieht ihn leicht auf; er gefällt durch ſeine edele Haltung, ſeine ſchöne Form, ſein glänzendes und an Farben, die aus Purpurblau und Aquamaringrün gemiſcht ſind, reiches Gefieder; ſeine Naturhang iſt friedlich; er gewöhnt ſich an ſeine Mitgefangenen, wenn auch ihre Art von der ſeinigen verſchieden iſt, und wählt ſich unter ihnen irgend einen vorzugsweiſe geliebten Freund aus*).

Er iſt ferner Staubwälzer wie der Hahn; jedoch führt er mit ſeinen Füßen, wie mit einer Hand, ſeine Speiſe zum Munde; dieſe Gewohnheit ſcheint zu entſpringen aus den Verhältniſſen des Halſes, der kurz iſt, und der Füße, die ſehr lang ſind, wodurch es ihm beſchwerlich wird, ſeine Nahrung mit dem Schnabel vom Boden aufzuleſen. Die Alten hatten die meiſten dieſer Bemerkungen an dem Purpurhuhn gemacht, und es iſt einer der Vögel, die ſie am beſten beſchrieben haben.

Ungeachtet ihrer verheerenden Schwelgerei, verſagten ſich die Griechen und Römer gleicherweiſe den Genuß des Porphyrions. Sie ließen es aus Libyen**), Comagene und von den Balearen kommen, um es in den Palläſten und Tempeln zu unterhalten, wo man es in voller Freiheit ließ als einen

*) Siehe bei Aelian die Naturgeſchichte eines Purpurhuhns, das vor Kummer ſtarb, als es den Hahn, ſeinen Gefährten, verloren hatte.

**) Alexander von Myndes bei Athenäus zählt das Porphyrion zu den libyſchen Vögeln und bezeugt, daß es in dieſen Gegenden den Göttern geheiligt war. Nach Diodor von Sicilien erhielt man Porphyrione nebſt verſchiedenen andern durch ihre reichen Farben ausgezeichneten Vogelarten aus dem innern Syrien.

Gaſt, würdig dieſer Orte durch den Adel ſeiner Haltung, die Milde ſeines Naturhanges und die Schönheit ſeines Gefieders.

Vergleichen wir jetzt mit dieſem Porphyrion der Alten unſer auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 810, abgebildetes Sultanshuhn, ſo ſcheint es uns, daß dieſer Vogel, den wir aus Madagaskar unter dem Namen Taleve erhalten haben, genau derſelbe iſt. Die HH. Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften, die einen ähnlichen beſchrieben haben, erkennen in dem Sultanshuhn das Porphyrion. Es hat vom Schnabel bis zu den Nägeln ungefähr 2 Fuß. Die Zehen ſind außerordentlich lang und ganz getrennt ohne Spuren einer Schwimmhaut; gewöhnlich ſtehen drei vorn und eine hinten; irrthümlich ſind ſie bei Gesner zu zweien dargeſtellt worden. Der Hals iſt im Verhältniſſe zu den hohen unbefiederten Beinen ſehr kurz; die Füße ſind ſehr lang, der Schwanz iſt ſehr kurz; der kegelförmige, an den Seiten abgeflachte Schnabel ziemlich kurz; und der letzte Zug, der dieſen Vogel kennzeichnet, beſteht darin, daß er wie die Blaßhühner eine kahle und mit einem Schilde bedeckte Stirn hat, das ſich bis zum Scheitel eiförmig ausbreitet und durch eine Verlängerung des hornartigen Beſtandweſens des Schnabels gebildet zu ſein ſcheint. Dieſes drückt Ariſtoteles bei Athenäus damit aus, wenn er ſagt, der Schnabel des Porphyrions hange feſt am Kopfe. Die HH. Mitglieder der Akademie haben zwei Blinddärme gefunden, die ſich ſackförmig erweiterten, und die Anſchwellung des untern Speiſeſchlundes ſchien ihnen ſtatt eines Kropfes zu dienen, von dem Plinius geſagt hat, er fehle dieſem Vogel.

Dieſes, von den HH. Mitgliedern der Akademie beſchriebene Sultanshuhn iſt der erſte Vogel dieſer Gattung, der von den Neuern geſehen worden; Gesner redet nur nach Berichten und einer Zeichnung von ihm; Willughby ſagt, kein Naturforſcher habe das Purpurhuhn geſehen; wir verdanken dem H. Marquis von Nesle das Vergnügen, es lebend geſehen zu haben, und wir bezeugen ihm unſere achtungsvolle Dankbarkeit, welche wir für eine Schuld der Naturgeſchichte anſehen, die er durch ſeinen eben ſo aufgeklärten wie edeln Geſchmack täglich bereichert; er hat uns Gelegenheit gegeben, dasjenige, was die Alten von ihrem Porphyrion geſagt haben, größtentheils an ſeinem Sultanshuhn zu prüfen. Dieſer Vogel iſt wirklich ſehr ſanft, harmlos und zugleich furchtſam, flüchtig, die Einſamkeit und die abgelegenen Orte liebend und ſuchend, und ſich, ſo lange er kann, verbergend, wann er freſſen will. Nähert man ſich ihm, ſo hat er ein Geſchrei des Schreckens, eine Anfangs ziemlich ſchwache, dann ſchärfere Stimme, die mit 2 bis 3 Stößen eines dumpfen und innern Tons endigt. Bei Vergnügen hat er andere kleine nicht ſo laute und ſanftere Töne. Obſt und Wurzeln, beſonders Wegwart ſcheint er jeder andern Speiſe vorzuziehen, obwohl er auch von

Samen leben kann; als man ihm aber Fiſch reichte, äußerte ſich ſein natürlicher Geſchmack und er fraß ihn begierig. Oft tunkt er ſeine Speiſe mehremal ins Waſſer; iſt ein Stück groß, ſo nimmt er es mit ſeiner Pfote und ſteckt es zwiſchen ſeine langen Zehen, indem er die hintere an die vordere drückt und den Fuß halb in die Höhe hält; zum Freſſen bricht er dann einzele Stückchen ab.

Es giebt nicht leicht an Farben ſchönere Vögel; das markige und glänzende Blau ſeines Gefieders wird durch ſchimmernde Widerſcheine bereichert; ſeine langen Füße und das Schild auf dem Scheitel nebſt der Wurzel des Schnabels ſind ſchön roth; und ein Büſchel weißer Federn unter dem Schwanze erhöht die Pracht ſeines ſchönen blauen Kleides. Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen nur darin, daß es etwas kleiner iſt. Das letztere iſt größer als ein Rebhuhn, aber nicht ganz ſo groß wie ein Huhn. Der H. Marquis von Nesle hat dieſes Paar aus Sicilien mitgebracht, wo gemäß der Nachricht, die er uns mitzutheilen die Güte gehabt, dieſe Sultanshühner unter dem Namen Gallofagiani bekannt ſind; man findet ſie am Lentiner See oberhalb Catanea. In dieſer Stadt werden ſie zu geringem Preiſe verkauft, ebenſo in Syrakus und den benachbarten Städten; lebende ſieht man auf den öffentlichen Plätzen, wo ſie ſich neben den Kraut- und Obſthändlerinnen aufhalten, um die Abfälle aufzuleſen. Dieſer ſchöne Vogel, der bei den Römern in den Tempeln wohnte, erfährt an ſich, wie man ſieht, den Verfall Italiens. Aber eine anziehende Folge, welche dieſe letztere Thatſache darbietet, iſt dieſe, daß der Schlag des Sultanshuhns durch Paare dieſer Porphyrione, die aus Afrika herübergebracht worden, in Sicilien ſich angeſiedelt hat, und allem Anſcheine nach hat ſich ebenſo dieſe ſchöne Art nach einigen andern Gegenden fortgepflanzt; denn aus einer Stelle bei Gesner ſehen wir, daß dieſer Naturforſcher überzeugt war, daß man dergleichen Vögel in Spanien und ſelbſt in den ſüdlichen Landſchaften Frankreichs fände.

Uebrigens iſt dieſer Vogel einer von denen, welche den meiſten Hang zur Hausgenoſſenſchaft zeigen und deren Vermehrung angenehm und nützlich ſein würde. Das in den Vogelſchlägen des H. Marquis von Nesle unterhaltene Paar hat im letzten Frühling geniſtet; Männchen und Weibchen hat man einmüthig am Neſt arbeiten ſehen; ſie bauten es in einiger Höhe von der Erde auf einem Mauervorſprung aus Reiſern und Stroh in guter Menge. Die Hecke beſtand aus 6 weißen Eiern von rauher Schale; ſie waren genau rund und ſo groß wie eine halbe Billardkugel. Weil das Weibchen nicht fleißig brütete, gab man ſie einer Henne, aber ohne Erfolg. Eine andere Hecke würde man ohne Zweifel beſſer glücken zu ſehen hoffen dürfen, wenn ſie von der Mutter ſelbſt bebrütet und gepflanzt würde; zu

dem Zweck müßte man dieſen Vögeln die Ruhe und Zurückgezogenheit gewähren, die ſie beſonders in der Zeit der Liebe zu ſuchen ſcheinen.

Vögel,

die mit dem Purpurhuhn verwandt ſind.

Da die erſte und urſprüngliche Art des Purpurhuhns urſprünglich den ſüdlichen Gegenden unſeres Feſtlandes angehört, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die nördlichen Gegenden Nebenarten in dieſer Gattung ernähren; auch finden wir, daß man mehre derjenigen ausſcheiden muß, die von H. Briſſon in ſie aufgenommen worden und ſeine 4., 5., 6., 7. und 8. Art bilden, denen er ohne Grund die Stirnplatte beilegt, obwohl Gesner, von dem er die Angaben in Betreff dieſer Vögel entlehnt hat, dieſe Platte weder in ſeinen Nachrichten, noch in ſeinen Abbildungen bezeichnet. Die zweite dieſer Arten ſcheint eine Ralle zu ſein, und wir haben ſie auf dieſe Vogelgattung zurückgeführt; die vier andern ſind Waſſerhühner, wie der erſte Schriftſteller ſelbſt geſagt hat; und was die neunte Art deſſelben H. Briſſon betrifft, die er Sultanshuhn von der Hudſonsbai nennt, ſo muß ſie ihrer Heimath wegen ebenfalls aus dieſer Gattung entfernt werden, zumal H. Edwards ſie wirklich als ein Blaßhuhn angiebt, obwohl er zugleich bemerkt, ſie laſſe ſich beſſer auf die Ralle zurückführen. Aber ungeachtet dieſer Beſeitigungen werden uns noch drei Arten aus dem alten Feſtland übrig bleiben, welche die Uebergangsſtufe zwiſchen unſerm Rothhuhn,*) den Blaßhühnern und den Waſſerhühnern zu bilden ſcheinen, und auch in dem neuen Feſtlande werden wir drei Vogelarten finden, welche in Amerika die Vertreter des Purpurhuhns und ſeiner untergeordneten Arten im alten Feſtlande zu ſein ſcheinen.

Das grüne Purpurhuhn.

Erſte Art.

Dieſer Vogel, den wir, nach H. Briſſon, auf das Purpurhuhn zurückführen, iſt viel kleiner als dieſes und nicht größer als eine Ralle. Der ganze Oberleib iſt düſter grün, aber glänzend, der ganze Unterleib von den Wangen bis zum Schwanze weiß. Der Schnabel und die Stirnplatte ſind gelblich grün. Man findet ihn in Oſtindien.

Das braune Purpurhuhn.

Zweite Art.

Dieſes Purpurhuhn, Nro. 896, das aus China kommt, iſt 15 bis 16 Zoll lang. Es glänzt nicht mit den reichen Farben, welche dieſer Gattnng

*) H. Förſter hat auf Middelburg, einem der Freundſchaftseilande, blau geſiederte Blaßhühner geſehen, welche Sultanshühner zu ſein ſchienen.

Vögel eigen zu ſein ſcheinen, und möglich, daß man hier nur eine Familie dargeſtellt hätte; ſein ganzer Oberleib iſt braun oder ſchwärzlich aſchgrau, der Bauch fuchsroth, der Obertheil des Körpers, des Halſes und der Kehle und der Augenumring ſind weiß. Uebrigens iſt das Stirnſchild ziemlich klein, und der Schnabel entfernt ſich etwas von der Kegelform des Schnabels des echten Purpurhuhns, er iſt geſtreckter und nährt ſich dem des Waſſerhuhns.

Der Angoli.

Dritte Art.

So kürzen wir den Namen Kaunangoli ab, den der Vogel insgemein auf Madras führt; von den Gentuen wird er Boollukory genannt. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob man ihn mehr zu den Purpurhühnern als zu den Waſſerhühnern oder auch zu den Rallen ziehen ſoll; alles, was wir von ihm wiſſen, beſchränkt ſich auf die kurze Nachricht, welche Petiver in ſeinem Zuſatz zu Ray's Synopſis von ihm gibt; aber dieſe Nachricht, wie alle andere dieſes Bruchſtückes, nach Abbildungen, die aus Madras geſchickt worden, verfaßt, nennt die unterſcheidenden Merkmale nicht, welche die Gattung dieſes Vogels bezeichnen könnten. H. Briſſon, der aus ihm ſein zehntes Purpurhuhn macht, legt ihm folglich das nackte Schild auf der Stirn bei, wovon die Nachricht nichts ſagt; ſie gibt ihm dagegen einen etwas langen Schnabel (rostrum acutum, teres, longiusculum) mit den Namen Krex und Rail=hen, die ihn zu der Ralle zurückzuführen ſcheinen; er iſt aber weit größer als dieſer Vogel und ſelbſt als das Waſſerhuhn. Er gleicht alſo mehr dem Purpurhuhn (magnitudine anatis); das iſt Alles, was wir von dieſer Art ſagen können, bis ſie uns beſſer bekannt ſein wird.

Das kleine Purpurhuhn.

Vierte Art.

Die Gattung des Purpurhuhns wird, wie geſagt, wenn nicht genau in denſelben, doch in entſprechenden Arten in der neuen Welt wiedergefunden. Dieſes hier, das in Guiana einheimiſch, iſt nur ein wenig größer als die Waſſerralle; übrigens gleicht es unſerm Purpurhuhn ſo ſehr, daß es in der ganzen Naturgeſchichte wenige Beiſpiele ſo vollkommener Aehnlichkeiten und ſo genauer Vertretungen in den beiden Feſtländern giebt. Sein Rücken iſt bläulich grün und der ganze Vorderleib hat ein markiges Veilchenblau, das auch mit einer dunklern Tinte den Hals und den Kopf bedeckt. Es ſcheint uns mit demjenigen, aus welchem H. Briſſon ſeine zweite Art macht, eins zu ſein; aber nur in Folge des Vorurtheils, das ihn bewogen, das große Purpurhuhn nach Amerika zu verſetzen, verſetzt er dieſe wirklich amerikaniſche Art, die wir aus Cayenne erhalten haben, nach Oſtindien.

Die Favoritin.

Fünfte Art.

Dieſer Name iſt auf den ausgemalten Tafeln Nro. 897, einem Purpurhuhn gegeben, das beinahe die Größe des vorhergehenden hat und demſelben Lande angehört. Möglich, daß es nur das Weibchen in dieſer nämlichen Gattung wäre, um ſo mehr, als die Farben dieſelben und nur ſchwächer ſind; das bläuliche Grün der Flügel und der Seiten des Halſes hat eine geſchwächte Tinte; das Braun dringt auf dem Rücken vor und herrſcht auf dem Schwanze; der ganze Vorderleib iſt weiß.

Der Azintli.

Sechſte Art.

Dieſer mexicaniſche Vogel, den H. Briſſon auf unſer Purpurhuhn oder das Porphyrion der Alten zurückführt, unterſcheidet ſich von ihm durch mehre Merkmale; außer dem Gegenſatz der Himmelsgegenden, welcher die Vermuthung wohl nicht geſtattet, daß ein Vogel von ſchwerem Fluge, der in den Gegenden des Südens einheimiſch iſt, von einem Feſtland nach dem andern hinübergezogen ſei, hat der Azintli keine rothen, ſondern gelbe oder grünliche Zehen und Füße; ſein ganzes Gefieder iſt ſchwärzlich purpurroth mit einigen weißen Federn. Fernandes giebt ihm die Namen Quachiltoa und Jakazintli; wir haben den letzten angenommen und abgekürzt; aber die Benennung avis siliquastrini capitis, welche dieſer nämliche Schriftſteller ihm beilegt, iſt ſehr bezeichnend und deutet das wie eine breite Schote plattgedrückte Stirnſchild an, eine Eigenthümlichkeit, durch welche ſich dieſer Vogel mit der Familie des Blaßhuhns oder des Purpurhuhns vereinigt. Eben dieſer Schriftſteller fügt hinzu, der Azintli ſchreie wie der Hahn während der Nacht und am frühen Morgen, was einen Zweifel erwecken könnte, ob er wirklich zu der Gattung unſeres Purpurhuhns gehöre, bei welchem man dieſe Gewohnheit nicht bemerkt hat und deſſen Stimme nichts von dem hellen und ſchallenden Zinkenklange des Hahns hat.

Ein Vogel, deſſen Art der des Azintlis nahe verwandt, wenn nicht dieſelbe iſt, wird unter dem Namen Waſſerhuhn von dem P. Feuillee beſchrieben. Er hat das Merkmal des Purpurhuhns, das breite platte Schild auf der Stirn und ein ganz blaues Kleid, bis auf eine ſchwarze Kapuze auf dem Kopf und dem Halſe. Außerdem bemerkt der P. Feuillee einen Farbenunterſchied zwiſchen dem Männchen und Weibchen, der ſich bei den Purpurhühnern nicht findet, da das Weibchen der letztern nur kleiner als das Männchen, in den Farben aber ihm vollkommen ähnlich iſt.

Die Natur hat alſo in weiten Entfernungen, aber immer in ſüdlicher Breite, Arten der Gattung des Purpurhuhns hervorgebracht. Wir haben

geſehen, daß unſer Purpurhuhn auf Madagaskar gefunden wird, H. Förſter hat ihrer in der Südſee gefunden, und das purpurfarbige Waſſerhuhn, welches derſelbe reiſende Naturforſcher auf Anamocka geſehen, ſcheint auch ein Vogel aus dieſer nämlichen Familie zu ſein.

Das Blaßhuhn oder die Fulke.

Die Art des Blaßhuhns, die im Franzöſiſchen Fulque und Morelle genannt, muß als die erſte Familie angeſehen werden, mit der die große und zahlreiche Sippſchaft der echten Waſſervögel beginnt. Das Blaßhuhn, Nro. 197, bleibt, ohne vollkommene Schwimmfüße zu haben, dennoch hinter keinem der andern Schwimmvögel zurück und hält ſich ſogar beſtändiger auf dem Waſſer als irgend einer von ihnen auf, die Taucher ausgenommen. Sehr ſelten ſieht man das Blaßhuhn am Lande; hier zeigt es ſich ſo fremd, daß es ſich oft mit der Hand ergreifen läßt. Den ganzen Tag bleibt es auf den Teichen, die es den Flüßen vorzieht, und nur um aus einem Teich in den andern zu gehen, ſetzt es den Fuß aufs Land; auch darf der Weg bis dahin nicht lang ſein; denn wofern ſie weit entfernt voneinander liegen, fliegt es hinüber und zwar in bedeutender Höhe; gewöhnlich aber reiſt es nur bei Nacht. Die Blaßhühner ſehen wie mehre andere Waſſervögel in der Dunkelheit ſehr gut, und die älteſten ſuchen ſogar ihre Nahrung nur während der Nacht*); den größten Theil des Tages über bleiben ſie in den Binſen zurückgezogen, und wenn man ſie in ihrer Zurückgezogenheit beunruhigt, verbergen ſie ſich in ihr und kriechen ſelbſt lieber in den Schlamm hinein, als daß ſie wegfliegen. Wie es ſcheint, kommt es ihnen ſchwer an, ſich zu der, den andern Vögeln ſo natürlichen, Bewegung des Fluges zu entſchließen, denn nur mit Mühe ſteigen ſie von der Erde oder dem Waſſer auf. Nicht ſo einſiedleriſch und nicht ſo beſorgt wegen etwaiger Gefahr, zeigen die jüngern Blaßhühner ſich alle Augenblicke und ſpielen unter ſich, indem ſie gerade gegeneinander über auffliegen und in kleinen Sprüngen aus dem Waſſer ſich hinaufſchwingen und wieder herabfallen. Sie laſſen ſich leicht nahe kommen; inzwiſchen ſehen ſie den Jäger feſt an und tauchen in dem Augenblick, worin ſie das Feuer erblicken, ſo ſchnell unter, daß ſie dem tödtlichen Blei oft entrinnen; im Spätjahr aber, wann dieſe Vögel, nachdem ſie die kleinen Teiche verlaſſen haben, ſich auf den großen vereinigen, hält man Jagden, auf denen man mehre Hnuderte tödtet.*) Zu dieſem Zweck

*) Nach H. Salerne taucht das Blaßhuhn, bei Ermangelung anderer Nährung, (die ihm jedoch nicht leicht fehlen muß) unter und reißt aus dem Grunde des Waſſers die Wurzel der großen Binſe (scirpus) die weiß und ſaftig iſt, heraus und giebt ſie ſeinen Jungen zum Saugen.

**) Beſonders in Lothringen auf den großen Teichen von Thiaucourt und Lindre.

ſchifft man ſich auf vielen Nachen ein, die ſich in eine Linie reihen und quer über die Teiche fahren; dieſe kleine Linienrechte Flotte treibt auf dieſe Weiſe den Schwarm Blaßhühner vor ſich her und in irgend eine kleine Bucht hinein; alsdann von der Furcht und Noth gedrängt, fliegen alle dieſe Vögel zuſammen auf und nach dem freien Waſſer zurück und während ſie über die Köpfe der Jäger fliegen, feuern dieſe zugleich ab und ſchießen viele; daſſelbe thut man hierauf nach dem andern Ende des Teiches hin, nach welchem ſich die Blaßhühner begeben haben, und ſeltſam iſt es, daß weder der Lärm und das Feuer der Waffen und der Jäger, noch die Zurüſtung der kleinen Flotte, noch der Tod ihrer Gefährten dieſe Vögel bewegen kann, die Flucht zu ergreifen; erſt in der folgenden Nacht verlaſſen ſie ſo verderbliche Orte und noch am andern Morgen findet man einige Nachzügler dort.

Dieſe trägen Vögel haben aus gutem Grunde mehre Feinde; der Bußaar frißt ihre Eier und raubt ihre Jungen und dieſer Verheerung muß man die geringe Anzahl der Vögel dieſer Art zuſchreiben, die an ſich ſehr fruchtbar iſt; denn das Blaßhuhn legt 18 bis 20 Eier, die ſchmutzig weiß und faſt ſo groß wie Hühnereier ſind; und wenn die erſte Brut verloren geht, ſo legt die Mutter oft zum zweiten Mal 10 bis 12 Eier. Sein Neſt baut es an überſchwemmten und mit trockenem Schilf bedeckten Orten; es ſucht ein Büſchel aus, auf welchem es andere aufhäuft, und dieſer über das Waſſer hervorragende Haufen wird in ſeiner Höhlung mit kleinem trockenem Graſe und mit Schilfſpitzen ausgelegt, wodurch ein großes, ziemlich unförmliches und von Weitem ſichtbares Neſt entſteht*). Es brütet 22 bis 23 Tage lang und ſobald die Jungen ausgeſchlüpft ſind, ſpringen ſie aus dem Neſt und kommen nicht mehr in dasſelbe zurück. Die Mutter erwärmt ſie nicht mehr unter ihren Flügeln; ſie ſchlafen unter dem Schilf um ſie her. Sie führt dieſelben ins Waſſer, worin ſie von ihrer Geburt an ſchwimmen und ſehr gut untertauchen. In dieſem erſten Alter ſind ſie mit einem rauhſchwarzen Flaum bedeckt und ſehen ſehr häßlich aus; man ſieht nur die Spur der weißen Platte, die ihre Stirne ſchmücken ſoll. Jetzt führt der Raubvogel einen blutigen Krieg gegen ſie, und raubt oft die Mutter und die Jungen**). Die alten Blaßhühner, die mehreremal ihre Brut verloren haben, legen,

*) Es hat wenig Anſchein daß das Blashuhn, wie H. Salerne ſagt, zwei Neſter baut, eines zum Brüten und eines zum Lager für die ausgeſchlüpfte Brut. Anlaß zu dieſer Vorſtellung mag gegeben haben, daß die Jungen wirklich nicht mehr ins Neſt zurückkehren, wenn ſie es ein Mal verlaſſen haben, ſondern ſich mit ihrer Mutter in Binſen lagern.

**) Derſelbe H. Salerne behauptet, es wiſſe ſich gegen den Raubvogel dadurch zu vertheidigen, daß es ihm ſeine in der That ziemlich ſcharfen Krallen entgegen=halte; es ſcheint aber, daß dieſe ſchwache Vertheidigung nicht verhindert, daß es ſehr oft die Beute ſeines Feindes wird.

vom Unglück belehrt, ihr Neſt dem Ufer entlang in den Schwerteln an, worin es beſſer verſteckt iſt; ſie halten ihre Jungen in dieſen dichten und von hohem Graſe bedeckten Stellen. Dieſe Bruten pflanzen die Art fort; denn die Ausrottung der andern iſt ſo groß, daß ein guter Beobachter, der den Sitten dieſer Vögel beſonders nachgeforſcht hat*), dafür hält, daß höchſtens ein Zehntel der Kralle der Raubvögel, beſonders der Bußaare, entgeht.

Die Blaßhühner niſten früh im Frühling und ſchon zu Ende des Winters findet man kleine Eier in ihrem Körper; auf unſern Teichen bleiben ſie den größten Theil des Jahres hindurch und an einigen Orten verlaſſen ſie dieſelben auch im Winter nicht**). Im Herbſte jedoch vereinigen ſie ſich in großen Schwärmen und alle ziehen ſich von den kleinen Teichen fort, um ſich auf den großen zu verſammeln; oft bleiben ſie hier bis in den Dezember; und wenn der Reif, der Schnee und beſonders der Froſt ſie aus den hohen und kalten Bezirken vertreibt, dann kommen ſie in die Ebene, wo die Luft milde iſt, und der Mangel an Waſſer nöthigt ſie mehr als die Kälte, ihren Aufenthalt zu verändern. H. Hebert hat ihrer auf dem Nantuaſee, der erſt ſpät zufriert, in einem ſehr rauhen Winter geſehen; in den Ebenen von Brie hat er ihrer, aber in geringer Anzahl, im vollen Winter geſehen; indeſſen fliegt allem Anſchein nach der große Haufen allmälich nach den benachbarten Gegenden, die gemäßigter ſind; denn da der Flug dieſer Vögel mühſam und ſchwerfällig iſt, müſſen ſie nicht ſehr weit wandern und in der That laſſen ſie ſich gegen den Februar hin wieder ſehen.

Das Blaßhuhn findet man in ganz Europa von Italien bis nach Schweden; in Aſien kennt man es ebenfalls; man ſieht es in Grönland, wenn Eggede zwei grönländiſche Namen, welche ſeiner Ueberſetzung nach das große und das kleine Blaßhuhn bezeichnen, richtig überſetzt. Man unterſcheidet wirklich zwei Arten oder vielmehr zwei Abarten, zwei Schläge, die auf denſelben Gewäſſern leben, ohne ſich miteinander zu vermiſchen, und die ſich nur darin unterſcheiden, daß der eine Schlag größer als der andere iſt; denn diejenigen, welche das große Blaßhuhn oder den Meerteufel von dem kleinen Waſſerhuhn durch die Farbe der Stirnplatte unterſcheiden, wiſſen nicht, daß bei dem einen wie dem andern dieſer Theil erſt in der Zeit der Liebe roth wird und in jeder andern Zeit weiß iſt, und, was den übrigen Körperbau anlangt, das große und das kleine Waſſerhuhn einander ganz ähnlich ſind***).

*) H. Baillon.

**) Wie in der Niederpikardie, den Beobachtungen des H. Baillon zufolge.

***) H. Klein ſieht ſie und vielleicht mit Recht, nur als zwei Abarten derſelben Art an.

Jenes dicke und nackte Häutchen, welches wie ein Schild den Vordertheil des Kopfes bedeckt, und wegen deſſen die Alten dem Blaßhuhn das Beiwort kahl gegeben, ſcheint ein Fortſatz der obern Schale des Stoffes zu ſein, aus welchem der Schnabel beſteht, der an der Wurzel weich und faſt fleiſchig iſt; dieſr Schnabel iſt kegelförmig geſtaltet und an den Seiten platt gedrückt und hat eine bläulich weiße Farbe, die oben röthlich wird, wenn in der Zeit der Liebe die Stirnplatte ihre Zinnoberrothe Farbe bekommt.

Das ganze Gefieder iſt mit einem ſehr dickem Flaum verſehen, über dem eine feine Feder dicht anliegt; es iſt voll und tief bleiſchwarz auf dem Kopf und Halſe, mit einem weißen Strich auf der Flügelbiege. Keine Verſchiedenheit zeigt das Geſchlecht an. Das Blaßhuhn iſt ſo groß wie das Haushuhn und ſein Kopf und der Körper haben faſt dieſelbe Form. Seine Zehen ſind halb ruderförmig, auf beiden Seiten mit einem bogenförmig ausgeſchweiften Häutchen breit beſetzt, deſſen Knoten ſich an jeder Gelenkfuge der Glieder begegnen; dieſe Häutchen ſind wie die Füße bleifarbig. Ueber dem Knie iſt ein kleiner Theil des Körpers nackt mit einem rothen Reif; die Schenkel ſind dick und fleiſchig. Dieſe Vögel haben einen Magen, zwei große Blinddärme und eine weite Gallenblaſe. Sie leben vorzüglich wie die Waſſerhühner von Waſſerkerbthieren, kleinen Fiſchen und Blutigeln; ſie leſen jedoch auch den Samen auf und verſchlingen kleine Kieſelſteine. Ihr Fleiſch iſt ſchwarz, wird als Faſtenſpeiſe gegeſſen und ſchmeckt etwas nach dem Sumpfe.

In ſeiner Freiheit hat das Blaßhuhn ein zweifaches Geſchrei, ein abgegebrochenes und ein angehaltenes; das letztere ohne Zweifel hat Arat gemeint, wenn er von der Vorbedeutung redet, die man darin fand, da Plinius, wie es ſcheint, das erſte meint, wenn er ſagt, es zeige das Wetter an; die Gefangenſchaft verurſacht ihm offenbar eine ſolche Langeweile, daß es die Stimme, oder den Willen, ſie hören zu laſſen, verliert, und man ſollte glauben, es wäre ganz ſtumm.

Das große Blaßhuhn*).

Alles, was wir ſo eben von dem Blaßhuhn geſagt haben, paßt auch auf das große Blaßhuhn; ihre natürlichen Gewohnheiten, ſowie ihre Geſtalt ſind dieſelben; nur iſt dieſes etwas größer als das erſtere; auch iſt ſeine kahle Stirnplatte breiter. Einer dieſer Vögel, der im März 1779 in der Gegend von Montbard in Weingärten, wohin ein Windſtoß ihn geworfen hatte, gefangen worden, hat uns einen Monat hindurch, während deſſen man ihn hat erhalten können, die folgenden Beobachtungen an die Hand gegeben. Anfangs wollte er keine zubereitete Nahrung, weder Brot noch Käſe, noch

*) Eine andere Art Waſſerhuhn, ſonſt auch Meerteufel genannt.

geſottenes oder rohes Fleiſch zu ſich nehmen; ebenſo ließ er die Erdwürmer und die kleinen todten oder lebenden Fröſche liegen, und man mußte ihm angefeuchtete Brotgrummen in den Schnabel ſtecken. Sehr gerne war er in einem mit Waſſer angefüllten Kübel; ganze Stunden ruhete er in ihm; außer ihm ſuchte er ſich zu verbergen; indeſſen war er nicht ſcheu und ließ ſich greifen, blos in die Hand, die ihn faſſen wollte, einigemal mit dem Schnabel, pickend, aber, es ſei nur wegen der geringen Härte ſeines Schnabels oder wegen der Schwäche ſeiner Muskeln, ſo weich, daß es kaum einen Eindruck auf die Haut machte; er verrieth weder Zorn, noch Ungeduld, ſuchte nicht zu fliehen und äußerte weder Ueberraſchung, noch Furcht. Aber dieſe ſtumpfſinnige Ruhe, ohne Stolz und Muth, war vermuthlich nur die Folge der Betäubung, worin ſich dieſer Vogel an fremdem Ort, zu entfernt von ſeinem Element und allen ſeinen Gewohnheiten, befand. Er ſah taub und ſtumm aus; was für einen Lärm man auch an ſeinem Ohr machte, er ſchien ganz unempfindlich dagegen und wendete den Kopf nicht um, und obwohl man ihn oft verfolgte und neckte, hat man nicht das geringſte Geſchrei von ihm gehört. Ebenſo ſtumm haben wir das Waſſerhuhn in der Gefangenſchaft geſehen. Das Unglück der Sklaverei iſt alſo größer als man glaubt, da es Weſen gibt, denen es das Vermögen, über ſie zu klagen, benommen hat.

Das große Blaßhuhn mit dem Kamm.

Bei dieſem Blaßhuhn, Nro. 797, iſt die fleiſchige Stirnplatte aufgerichtet und in zwei Lappen getrennt, die einen wirklichen Kamm bilden; dann iſt es merklich größer, als der Meerteufel, dem es in Geſtalt und Gefieder vollkommen gleicht. Dieſe Art haben wir aus Madagaskar erhalten; ſollte ſie nicht im Grunde dieſelbe wie die europäiſche und nur durch den Einfluß eines wirkſamern und heißern Himmels ihre Größe mehr entwickelt ſein?

Die Phalaropen oder Sturmſegler.

Dem H. Edwards verdanken wir die erſte Bekanntſchaft mit dieſer neuen Gattung kleiner Vögel, die, neben dem Wuchs und beinahe dem Körperbau des Zingels oder der Gingette, ähnliche Füße wie das Blaßhuhn haben, ein Merkmal, welches H. Briſſon durch den Namen Phalarope*) ausgedrückt hat, während H. Edwards in Betracht der erſten Aehnlichkeit ihnen nur den Namen Tringa gibt. Es ſind in der That kleine Schnepfchen oder kleine Gingetten, denen die Natur Blaßhühnerfüße gegeben hat. Sie ſcheinen den Ländern oder vielmehr den Gewäſſern der nördlichſten Gegenden anzugehören; alle, die H. Edwards dargeſtellt hat, kamen von der Hudſonsbai,

*) Indem er den Namen Phalaris für den wahren griechiſchen Namen des Blaßhuhns annimmt.

und wir haben einen aus Sibirien erhalten. Zuweilen indeß, mögen ſie nun reiſen oder ſich verirren, zeigen ſich ihrer in England, da H. Edwards eines ſolchen in der Grafſchaft York im Winter getödeten Vogels erwähnt; er beſchreibt vier verſchiedene, die ſich auf drei Arten zurückführen laſſen; denn er ſelbſt zieht den Sturmſegler ſeiner Tafel 46, als Weibchen oder Junges, zu dem ſeiner Tafel 143; und doch hat H. Briſſon jeden zu einer beſondern Art erhoben. Was unſern ſibiriſchen Sturmſegler betrifft, ſo iſt er ebenfalls derſelbe wie der Sturmſegler der Hudſonsbai, Edwardsſche Tafel 143, der hier unſere erſte Art bilden wird.

Der aſchgraue Sturmſegler.

Erſte Art.

Dieſer Sturmſegler, Nro. 766, iſt 8 Zoll lang vom Schnabel bis zum Schwanze, der über die eingezogenen Flügel nicht hinausreicht; ſein Schnabel iſt dünn, wagerecht abgeflacht, 13 Linien lang, gegen die Spitze hin leicht angeſchwellt und gebogen; ſeine kleinen Füße ſind, wie die des Blaßhuhns, mit einem bogenförmig ausgeſchweiften Häutchen, deſſen Ausſchnitte oder Knoten ebenſo den Gelenken der Zehen entſprechen, breit eingefaßt; der ganze Obertheil des Kopfes, des Halſes und des Mantels iſt grau mit leichten braunen und ſchwärzlichen Wellenlinien auf dem Rücken; er trägt einen weißen, mit einer pomeranzenrothen Linie eingefaßten Ringkragen; unten iſt ein grauer Strich um den Hals und der ganze Unterleib iſt weiß. Willughby ſagt, er habe vom Doktor Johnſon gehört, daß dieſer Vogel die durchdringende und ſchreieriſche Stimme der Seeſchwalbe habe; Unrecht aber hat er, ihn unter dieſe Schwalben zu reihen, beſonders nachdem er Anfangs gefunden, daß er eine ſo offenbare Aehnlichkeit mit den Blaßhühnern habe.

Der rothe Sturmſegler.

Zweite Art.

Dieſer Sturmſegler iſt vorn auf dem Halſe, der Bruſt und dem Bauche ziegelroth, oben auf dem Rücken, Kopf und Halſe uud auf der Kehle fuchsbraun mit ſchwärzlichen Flecken; der Schnabel iſt ganz gerade wie der der Gingette oder der Waſſerſchnepfe; di. Zehen mit bogenförmig ausgeſchweiften Häutchen breit eingefaßt. Er iſt etwas größer als der vorhergehende und ſo groß wie eine Waſſeramſel.

Der Sturmſegler mit gezähnelten Ausſchweifungen.

Dritte Art.

Die bei den vorigen zwei Arten glatt ausgeſchnittenen Schweifungen ſind bei dieſer an den Rändern zart gezähnelt, und dieſe Eigenthümlichkeit

zeichnet ihn hinreichend aus. Er hat wie der erſtere einen wagerecht abgeflachten, gegen die Spitze hin etwas angeſchwellten und obenüber mit zwei Reifen verſehenen Schnabel; die Augen ſtehen etwas zurück nach dem Hinterkopfe hin, deſſen Scheitel einen ſchwärzlichen Flecken trägt; im Uebrigen iſt der Kopf weiß, ebenſo der ganze Vorder- und Unterleib; der Oberleib iſt ſchiefergrau mit braunen Tinten und dunkeln Längsflecken. Er iſt ſo groß wie die kleine Himmelsziege, deren Namen ihm der Ueberſetzer des Edwards mit Unrecht beilegt.

Die Grebe.

Erſte Art.

Die Grebe iſt allbekannt durch jene ſilberweißen Stauche, die neben der markigen Dicke des Flaums die Schnellkraft der Feder und den Glanz der Seide haben. Ihr Gefieder, und insbeſondere das der Bruſt, iſt ohne Zubereitung wirklich ein ſchöner, ſehr dichter, feſter und gekämmter Flaum, deſſen glänzende Federn ſich auf einander legen und ſo verbinden, daß ſie nur eine glatte, leuchtende und für die Kälte der Luft wie für die Näſſe des Waſſers gleich undurchdringliche Oberfläche bilden. Dieſe jede Probe aushaltende Bekleidung war der Grebe, Nro. 941, nöthig, die ſich in den ſtrengſten Wintern beſtändig auf unſern Gewäſſern aufhält, wie unſere Taucher, mit denen man ſie oft unter dem gemeinſamen Namen Kolymbus vermengt hat, der ſeiner Abſtammung nach auf Vögel, die geſchickt untertauchen und unter dem Waſſer hinſchwimmen, gleich gut paßt; allein dieſer Name drückt nicht ihre Unterſchiede aus; denn die Arten der Grebenfamilie unterſcheiden ſich weſentlich von denen der Taucher darin, daß die letztern volle Schwimmfüße haben, wogegen das Häutchen an den Füßen der Greben getheilt und in Lappen um jede Zehe herum zerſchnitten iſt, andere beſondere Unterſchiede nicht zu zählen, die wir in den vergleichenden Beſchreibungen auseinanderſetzen werden. Auch beſtimmen die genauen Naturforſcher, während ſie für die Taucher die Namen Mergus, Uria, Aethya feſtſetzen, den Namen Kolymbus blos für die großen und kleinen Greben, d. h. für die eigentlich ſogenannten Greben und für die Steißfüßer.

Durch ihren Körperbau kann die Grebe nur eine Bewohnerinn der Gewäſſer ſein; ihre ganz nach hinten ſtehenden und faſt im Bauche ſteckenden Beine laſſen nur ruderförmige Füße zum Vorſchein kommen, die ſich durch ihre Stellung und natürliche Bewegung nach außen hin richten und den Körper des Vogels nur dann am Lande tragen können, wann er ſich ſteilrecht in die Höhe hält. In dieſer Stellung kann, wie man leicht begreift das Schlagen mit den Flügeln den Vogel, anſtatt ihn emporzutragen, nur nach vorne umwerfen, da die Beine den Eindruck, den der Körper von den

Flügeln empfängt, nicht unterſtützen können; nur mit großer Anſtrengung nimmt er ſeinen Flug am Lande; und als wenn er es fühlte, wie fremd er ihm ſei, ſucht er, wie man bemerkt hat, ihn zu vermeiden und ſchwimmt, um nicht dazu getrieben zu werden, immer gegen den Wind; und wenn ihn unglücklicher Weiſe die Welle aufs Ufer wirft, ſo bleibt er hier zappelnd und mit Füßen und Flügeln faſt immer vergeblich ſich anſtrengend, um in die Luft emporzuſteigen oder ins Waſſer zurückzukehren. Man fängt ihn daher oft mit der Hand, trotz der heftigen Schnabelhiebe, womit er ſich wehrt. Aber ſeine Behendigkeit im Waſſer iſt eben ſo groß als ſeine Ohnmacht auf dem Lande; er ſchwimmt, taucht unter, ſpaltet die Woge und läuft auf ihrer Oberfläche über die Wellen hinſtreifend mit einer überraſchenden Geſchwindigkeit; man behauptet ſelbſt, daß ſeine Bewegungen nie lebhafter, geſchwinder und raſcher ſind, als wenn er ſich unter dem Waſſer befindet; hier verfolgt er die Fiſche bis zu einer großen Tiefe; die Fiſcher fangen ihn oft in ihren Netzen; er ſteigt tiefer hinab als die Trauerenten, die nur auf den bei der Ebbe trocken gelaſſenen Muſchelbänken gefangen werden, während die Grebe ſich im offenen Meere, häufig über 20 Fuß tief, fangen läßt.

Die Greben beſuchen gleicher Weiſe das Meer und die ſüßen Gewäſſer, obgleich die Naturforſcher wohl nur von denen geſprochen haben, die man auf den Seen, Teichen, und Flußbuchten ſieht. Auf dem Meere längs der Bretagne und der Pikardie und im Kanal giebt es mehre Arten. Die Grebe des Genferſees, die ſich auch auf dem Zürcher und den andern Schweizerſeen und zuweilen auf dem Nantuaer und ſelbſt auf gewiſſen Teichen von Burgund und Lothringen findet, iſt die bekannteſte Art. Sie iſt etwas größer als das Blaßhuhn; ihre Länge vom Schnabel bis zum Bürzel beträgt 1 Fuß 5 Zoll, und vom Schnabel bis zu den Nägeln 1 Fuß 9 bis 10 Zoll. Ihr ganzer Oberleib iſt dunkelbraun, aber glänzend und der ganze Vorderleib ſehr ſchön ſilberweiß. Wie alle andere Greben hat ſie einen kleinen Kopf und einen geraden und ſpitzigen Schnabel, an deſſen Winkeln eine nackte rothe Haut einen kleinen Raum bis unter das Auge einnimmt. Die Flügel ſind kurz und ſtehen wenig im Verhältniß zu der Größe des Körpers; auch erhebt ſich der Vogel nur mühſam, aber hat er den Wind gefaßt, ſo hält er dennoch einen langen Flug aus. Seine Stimme iſt hoch und rauh; das Bein oder beſſer geſagt, die Fußwurzel iſt breit und ſeitwärts abgeflacht; die Schuppen, womit ſie bedeckt iſt, bilden an ihren hintern Theile eine doppelte Reihe Zahnſchnitte; die Nägel ſind breit und platt. Der Schwanz fehlt gänzlich bei allen Greben; ſie haben jedoch am Bürzel die Hübel, an denen gewöhnlich die Schwanzfedern herauskommen; dieſe Hübel ſind aber ſchwächer als bei den andern Vögeln, und es kommt nur ein Strauß kleiner Federn und keine echten Steuerfedern aus ihnen hervor.

Dieſe Vögel ſind insgemein ſehr fett, ſie ernähren ſich nicht allein von kleinen Fiſchen, ſondern freſſen auch Seegras und andere Kräuter und verſchlucken Schlamm. Auch findet man ziemlich oft weiße Federn in ihrem Magen, nicht als fräßen ſie Vögel, ſondern wahrſcheinlich, weil ſie die Feder, womit das Waſſer auf ſeiner Fläche ſpielt, für einen kleinen Fiſch halten. Uebrigens iſt es zu glauben, daß die Greben, wie der Seerabe, die Ueberbleibſel der Verdauung wieder von ſich geben, wenigſtens findet man auf dem Boden ihres Sackes zuſammengeballte und unveränderte Gräten.

Die Fiſcher der Pikardie fahren nach der engliſchen Küſte, um die Neſter der Greben auszuheben, die wirklich auf den franzöſichen Küſten nicht niſten; ſie finden dieſe Vögel in Felshöhlen, worein ſie wahrſcheinlich fliegen, da ſie nicht dahin klettern können, und von wo ihre Jungen ſich ins Meer herabſtürzen müſſen. Aber auf unſern großen Teichen baut die Grebe ihr Neſt aus Schilf und verſchlungenen Binſen; es geht halb ins Waſſer hinein und ſchwimmt in ihm, ohne jedoch von ihm fortgetrieben zu werden; denn es iſt am Schilf befeſtigt und nicht ganz flott, wie Linne ſagt. Gewöhnlich findet man 2 Eier in ihm und ſelten über drei. Vom Juni an ſieht man die neugeborenen Greben mit ihrer Mutter ſchwimmen.

Die Gattung dieſer Vögel beſteht aus zwei Familien, die ſich in der Größe unterſcheiden. Den großen werden wir den Namen Greben laſſen und den kleinen den Namen Steißfüßer geben. Dieſe Eintheilung iſt natürlich, alt und, wie es ſcheint, bei Athenäus durch die Namen Kolymbis und Kolymbida angedeutet; denn dieſer Schriftſteller verbindet mit dieſem letztern beſtändig das Beiwort parvus; indeſſen giebt es in der Familie der großen Greben Arten, wovon die einen beträchtlich kleiner als die andern ſind.

Die kleine Grebe.

Zweite Art.

Dieſe, Nro. 942, z. B. iſt kleiner als die vorhergehende, und das iſt faſt der einzige Unterſchied, den es zwiſchen ihnen giebt; wenn aber dieſer Unterſchied beſtändig iſt, ſo gehören ſie nicht zu derſelben Art, zumal die kleine Grebe im Kanal bekannt iſt und auf dem Meere wohnt, wogegen die große Grebe ſich häufiger in den ſüßen Gewäſſern findet.

Die gehaubte Grebe.

Dritte Art.

Die Federn auf dem Scheitel dieſer Grebe, Nro. 944, verlängern ſich etwas nach hinten und bilden ihr eine Art Haube, die ſie aufrichtet oder ſenkt, jenachdem ſie ruhig oder in Bewegung iſt. Sie iſt größer als die

gemeine Grebe und mißt vom Schnabel bis zu den Nägeln 2 Fuß; in dem Gefieder iſt ſie jedoch nicht verſchieden von ihr; der ganze Vorderleib iſt eben ſo ſchön ſilberweiß und der Oberleib ſchwärzlich braun mit etwas Weiß an den Flügeln, und dieſe Farben bilden die durchgängige Tracht der Greben.

Aus der Vergleichung der Nachrichten, welche die Vogelbeſchreiber geben, geht hervor, daß die gehaubte Grebe ſich gleicher Weiſe auf dem Meer und auf den Seen, im Mittelmeer wie auf den franzöſiſchen Küſten des Weltmeers findet, ihre Art ſelbſt findet ſich in Nordamerika, und wir haben ſie in Fernandes Azitli des merikaniſchen Sees wieder erkannt.

Man hat bemerkt, daß die jungen Greben dieſer Art, und wahrſcheinlich verhält es ſich eben ſo mit den andern, erſt nach der Mauſe ihr ſchönes Atlasweiß erhalten; die Regenbogenhaut des Auges, das immer ſehr glänzend und röthlich iſt, entzündet ſich in der Zeit der Liebe und wird rubinenroth. Man verſichert, dieſer Vogel vertilge viele junge Merlane und viel Störlaich, und eſſe Bärenkrebſe nur in Ermangelung anderer Speiſen.*)

Der kleine gehaubte Grebe.

Vierte Art.

Dieſe Grebe iſt nicht größer als eine Kriechente und von der vorhergehenden nicht allein im Wuchs, ſondern auch darin verſchieden, daß die Federn auf dem Scheitel, welche die Haube bilden, ſich in 2 kleine Büſchel trennen um mit dem Weiß am Vorderhalſe kaſtanienbraune Flecken ſich vermiſchen. Was die von H. Briſſon vermuthete Einerleiheit dieſer Art mit der der willughbyſchen aſchgrauen Grebe betrifft, ſo iſt es ſehr ſchwer, darüber zu entſcheiden, da dieſer letztere Naturforſcher und Ray von einer aſchgrauen Grebe nur nach einer einfachen Zeichnung des H. Brown reden.

Die gehörnte Grebe.

Fünfte Art.

Dieſe Grebe trägt eine hinterwärts wie in 2 Hörner getheilte Haube; ſie hat ferner eine Art Mähne oder aufgeworfenes Haar, das an der Wurzel fuchsroth, an der Spitze ſchwarz und um den Hals herum rund ausgeſchnitten iſt, wodurch ſie eine ganz ſeltſame Geſichtsbildung erhält und wie eine Art Ungeheuer ausſieht. Sie iſt etwas größer als die gemeine Grebe; ihr Gefieder iſt dasſelbe, mit Ausnahme der Mähne und der Seiten, die fuchsroth ſind.

Die Art dieſer gehörnten Grebe, Nro. 400, ſcheint ſehr verbreitet zu ſein; man kennt ſie in Italien, der Schweiz, Polen, Holland, England. Da dieſer Vogel eine ſehr ſonderbare Geſtalt hat, iſt er überall bemerkt worden;

*) Beobachtungen, gemacht im Kanal von H. Baillon von Montreuil-ſur-Mer.

Fernandes, der ihn in Mexiko ſehr gut beſchrieben hat, fügt hinzu, er habe dort den Beinamen Waſſerhuhn, ohne den Grund hievon anzugeben.

Die kleine gehörnte Grebe.
Sechſte Art.

Zwiſchen den beiden gehörnten Greben findet hinſichtlich des Wuchſes derſelbe Unterſchied ſtatt, wie zwiſchen den beiden gehaubten; die kleine gehaubte Grebe, Nro. 404, Abb. 2, hat die beiden Federpinſel, die, hinter den Augen hervorkommend, ihr pomeranzenrothe Hörner bilden; dieſes iſt auch die Farbe des Vorderhalſes und der Seiten. Der obere Hals und die Kehle ſind mit aufgeworfenen, aber nicht mähnenförmig ausgeſchnittenen Federn beſetzt; dieſe Federn ſind braun mit grünlicher Tinte, ebenſo der Kopf obenüber; der Mantel iſt braun und das Bruſtſchild ſilberweiß wie bei den andern Greben. Von dieſer hier ins Beſondere ſagt Linné, ihr Neſt ſchwimme auf dem Waſſer in den Buchten. Er fügt hinzu, dieſe Grebe, lege 4 bis 5 Eier und das Weibchen ſei ganz grau.

Sie iſt in den meiſten Gegenden Europas, ſowohl Küſte= als Binnenländern, bekannt. H. Edwards hat ſie von der Hudſonsbai erhalten. Alſo findet ſie ſich auch in Nordamerika, dieſer Grund aber ſcheint nicht hinreichend, um auf ſie mit H. Briſſon Fernandes Jakapitzahoak zu beziehen, der zwar wohl eine Grebe zu ſein ſcheint, den aber nichts ſo hinreichend kennzeichnet, daß man verſichern könne, er gehöre eigens dieſer Art an; und was Gesners Trapazorola betrifft, den H. Briſſon ebenfalls darauf bezieht, ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit weit größer, daß es der Steißfüßer ſei, oder wenigſtens iſt es ſicher keine gehörnte Grebe, da Gesner ausdrücklich ſagt, er habe keine Art Kamm.

Der Dück=laart.
Siebente Art.

Wir wollen dieſer Grebe den Nameu laſſen, den ihr die Einwohner von St. Thomas geben, wo ſie der P. Feuillee beobachtet und beſchrieben hat. Was ſie am meiſten auszeichnet, iſt ein ſchwarzer Flecken, der ſich mitten in dem ſchönen weißen Bruſtſchilde befindet, und die Farbe der Flügel, die Blaßfuchsroth iſt. Sie iſt, ſagt der P. Feuillee, ſo groß wie ein junges Huhn. Er bemerkt auch, daß die Spitze des Schnabels leicht gebogen iſt, eine Eigenthümlichkeit, die man bei der folgenden Art ebenfalls bemerkt.

Die luiſianiſche Grebe.
Achte Art.

Außer der eigenthümlichen leichten Biegung der Schnabelſpitze, unterſcheidet ſich dieſe Grebe, Nro. 943, von den meiſten andern darin, daß ihr

Schild nicht völlig weiß, ſondern an den Seiten mit brauner und ſchwärzlicher Farbe ſtark durchmengt iſt, und der Vorderhals dieſe letztere Tinte hat. Sie iſt auch nicht ſo groß wie die gemeine Grebe.

Die Grebe mit grauen Wangen oder die Grauwange.

Neunte Art.

Um Arten, die zahlreich vorhanden ſind, und deren Unterſchiede oft wenig ins Auge fallen, eigenthümlich zu benennen, muß man zuweilen mit kleinen Merkmalen ſich begnügen, die hervorzuheben ſonſt nicht in die Gedanken kommen würde; aus einer ſolchen Nothwendigkeit hat man dieſer Grebe, Nro. 931, den Namen Grauwange gegeben, weil ſie wirklich graue Wangen und ein graues Kinnband hat; ihr Hals iſt vorn fuchsroth, ihr Mantel ſchwarzbraun. Sie iſt beinahe ſo groß wie die gehörnte Grebe.

Die große Grebe.

Zehnte Art

Nicht ſowohl durch die Maße ihres Körpers als durch die Länge ihres Halſes iſt dieſe Grebe, Nro 404, Abb. 1, der größte Vogel dieſer Gattung; durch dieſe Länge des Halſes iſt der Kopf 3 bis 4 Zoll höher als der der gemeinen Grebe, obwohl ſie weder dicker noch größer iſt. Ihr Mantel iſt braun und der Vorderleib fuchsbraun, eine Farbe, die ſich über die Seiten ausbreitet, und das Weiß des Schildes ſchattet, das faſt nur mitten auf der Magegegend rein iſt. Sie wird in Cayenne gefunden.

Aus der ſo eben gemachten Aufzählung, ſieht man, daß die Arten der Familie der Grebe über die beiden Feſtländer verbreitet ſind. Auch ſcheinen ſie ſich von einem Pol bis zum andern begeben zu haben; der Kaarſaak und der Eſarokitſok der Grönländer ſind, wie es ſcheint, Greben; und auf der Seite des Südpols hat H. von Bougainville auf den Malvinen Vögel gefunden, die unſeres Erachtens eher Greben als Taucher ſind.

Dte Steißfüßer.

Erſte Art.

Wir haben geſagt, der Steißfüßer ſei eine kleinere Grebe als alle andere; man kann ſogar hinzufügen, daß es mit Ausnahme des kleinen Sturmvogels der kleinſte aller Schwimmvögel iſt. Auch gleicht er dem Sturmvogel durch den Flaum, der ſtatt der Federn ihn bedeckt; übrigens aber ſind ſein Schnabel, die Füße und der ganze Körpec durchaus ſo wie bei den Greben gebaut. Er trägt faſt dieſelben Farben, weil er aber auf dem Rücken eine kaſtanienbraune Farbe hat, hat man ihm im Franzöſiſchen den Namen Caſtagneux gegeben. Bei einigen einzeln iſt der Vorderleib

grau und nicht glänzend weiß; andere ſind auf dem Rücken mehr ſchwärzlich als braun, und dieſe Abweichung in den Farben iſt von Aldrovande angedeutet worden. Der Steißfüßer, Nro. 905, kann eben ſo wenig wie die Grebe auf dem Lande gehen und ſtehen, ſeine ſich nachſchleppenden und hinterwärts ſtehenden Beine können ſich dort nicht halten und dienen ihm nur zum Schwimmen. Es koſtet ihm Mühe, ſeinen Aufflug zu nehmen; aber einmal aufgeſtiegen, fliegt er dennoch weit. Man ſieht ihn den ganzen Winter, die Zeit, worin er ſehr fett iſt, auf den Flüßen; obwohl man ihn aber Flußgrebe genannt hat, ſieht man ihn auch auf dem Meere, wo er Bärenkrebſe und Stinte frißt, ſowie er ſich auch von kleinen Krebſen und Fiſchen in ſüßen Gewäſſern ernährt. Wir haben in ſeinem Magen Sandkörner gefunden, dieſes Eingeweide iſt muskelig und von innen mit einem drüſiſchten, dicken und wenig feſt anliegenden Häutchen bekleidet; die Därme ſind, wie Belon bemerkt, ſehr dünne; die Beine hangen am Hintertheile des Körpers durch ein Häutchen feſt, welches hervortritt, wann die Beine ſich ausſtrecken, und das ganz nahe am Gelenk der Fußwurzel hängt; über dem Bürzel ſind anſtatt des Schwanzes zwei kleine Flaumpinſel, die je aus einem Hübel hervorkommen; man bemerkt auch, daß die Schwimmhäutchen mit einer gezähnelten Einfaßung von kleinen ebenmäßig gereihten Schuppen beſetzt ſind.

Uebrigens glauben wir, daß Gesners Tropazorola unſer Steißfüßer iſt. Dieſer Naturforſcher ſagt, es ſei der erſte Vogel, der nach dem Winter auf den Schweizer Seen ſich zeige.

Der philippiniſche Steißfüßer.

Zweite Art.

Obgleich dieſer Steißfüßer, Nro. 945, etwas größer als der europäiſche iſt, und ſich durch zwei große fuchsrothe Striche auf den Wangen und den Seiten des Halſes ſo wie durch eine Purpurtinte auf ſeinem Mantel von ihm unterſcheidet, iſt es vielleicht dennoch nur derſelbe durch die Himmelsgegend etwas veränderte Vogel. Beſtimmter könnten wir hierüber urtheilen, wären uns die Gränzen, welche die Arten trennen, oder die Kette, die ſie vereint, beſſer bekannt; wer aber kann die große Verzweigung aller Geſchlechtsſtämme in der Natur verfolgt haben? Man müßte mit ihr geboren ſein, und ſo zu ſagen gleichzeitige Beobachtungen beſitzen. Viel iſt es, wenn wir in dem kleinen Raume, den zu ergreifen uns vergönnt iſt, ihre Wege beobachten, ihre Uebergänge anzeigen und die unendlichen Verwandlungen muthmaßen, die ſie ſeit den unermeßlichen Zeiten, worin ſie ihre Werke ausgearbeitet, hat erleiden oder bewirken können.

Der reifſchnäbelige Steißfüßer.

Dritte Art.

Ein ſchwarzes Bändchen, das wie ein Reif den Schnabel in ſeiner Mitte umgiebt, iſt das Merkmal, wodurch wir dieſen Steißfüßer unterſcheiden zu müßen geglaubt haben; er hat einen merklichen ſchwarzen Flecken an der Wurzel der untern Schnabellade. Sein Gefieder iſt ganz braun, auf dem Kopf und dem Halſe dunkel, auf der Bruſt hell und grünlich. Man findet ihn auf den Seeen, deren Waſſer ſüß iſt, in den unbewohnten Theilen Karolinas.

Der Steißfüßer von St. Domingo.

Vierte Art.

Man ſieht, daß die Art der Steißfüßer oder kleinen Greben nicht weniger als die der großen verbreitet iſt. Dieſer, der auf St. Domingo gefunden wird, iſt noch kleiner als der europäiſche Steißfüßer; ſeine Länge vom Schnabel bis zum Bürzel beträgt kaum 7½ Zoll; er iſt auf dem Leibe ſchwärzlich und unten ſilberweißgrau mit braunen Flecken.

Die Blaßhuhngrebe.

Fünfte Art.

Die Natur zieht faſt überall Bindelinien, wo wir Abſtände angeben und Einſchnitte machen möchten; ohne haſtig eine Form zu verlaßen und zu einer andern überzugehen, entlehnt ſie von beiden und ſetzt ein gemiſchtes Weſen zuſammen, daß die beiden Aeußerſten in ſich vereinigt und ſelbſt die geringſte Leere in der Geſammtheit eines Ganzen ausfüllt, in welchem nichts vereinzelt daſteht. So die Züge der Blaßhuhngrebe, die bis heute unbekannt geweſen und uns aus Südamerika geſchickt worden iſt. Wir haben ihr dieſen Namen gegeben, weil ſie die beiden Kennzeichen des Blaßhuhns und der Grebe an ſich trägt; ſie hat wie dieſes einen ziemlich breiten Schwanz und ziemlich lange Flügel; ihr ganzer Mantel iſt olivenbräunlich, und der ganze Vorderleib ſehr ſchön weiß; die Zehen und die Schwimmhäutchen, womit ſie beſetzt ſind, haben querüber ſchwarze und weiße oder gelbliche Streifchen, was eine angenehme Wirkung hervorbringt. Uebrigens iſt dieſe Blaßhuhngrebe, die auf Cayenne gefunden wird, ſo klein wie unſer Steißfüßer.

Die Taucher.

Obgleich viele Waſſervögel die Gewohnheit haben, bei der Verfolgung ihres Raubes ſelbſt bis auf den Grund des Waſſers unterzutauchen, hat man doch den Namen **Taucher** vorzugsweiſe einer beſondern Familie dieſer

Tauchvögel gegeben, die ſich von den andern darin unterſcheidet, daß ſie einen geraden und ſpitzigen Schnabel haben, und ihre drei Vorderzehen durch ein ganzes Häutchrn miteinander verbunden ſind, das längſt der innern Zehe eine Randleiſte aufwirft, ohne daß jedoch die hintere Zehe mit ihr verbunden iſt. Die Taucher haben ferner kleine und ſpitzige Nägel,*) einen ſehr kurzen und faſt gar nicht bemerkbaren Schwanz, ſehr flache und ganz hinten am Körper ſtehende Füße, endlich ein im Unterleib verborgenes Bein, eine zum Schwimmen ſehr geeignete, zum Gehen aber ſehr nachtheilige Einrichtung; in der That ſind die Taucher wie die Greben auf dem Lande genöthigt, ſich in einer geraden und faſt ſenkrechten Stellung zu halten, ohne in ihren Bewegungen das Gleichgewicht behaupten zu können, wogegen ſie ſich im Waſſer ſo ſchnell und raſch bewegen, daß ſie durch ihr blitzſchnelles Untertauchen in dem Augenblick, worin der Schuß losgeht, der Kugel ausweichen; auch bringen gute Jäger, um dieſe Vögel zu ſchießen, an ihrem Gewehr ein Stück Pappe an, welches, das Korn frei laſſend, dem Auge des Vogels den Blitz des Zündkrauts entzieht.

Wir kennen in der Gattung des Tauchers fünf Arten, wovon zwei eine ziemlich große und eine kleinere, gleicher Weiſe auf den ſüßen Gewäſſern im Innern der Länder und auf den ſalzigen an den Küſten des Meeres gefunden werden; die drei andern ſcheinen einzig an den Seeküſten und insbeſondere an nördlichen Meeren ſich aufzuhalten; wir werden jede für ſich beſchreiben.

Der große Taucher.

Erſte Art.

Dieſer Taucher, Nro. 914, hat faſt die Größe und den Wuchs der Gans. Er iſt auf den Schweizer Seen bekannt, und der Name Studer, den man ihm auf dem Konſtanzer giebt, bezeichnet nach Gesner ſeine Schwerfälligkeit auf dem Lande und ſein Unvermögen zu gehen, ungeachtet er ſich mit den Flügeln und Füßen zugleich anſtrengt. Nur auf dem Waſſer nimmt er ſeinen Aufflug; in dieſem Element aber ſind ſeine Bewegungen ſo leicht und behende als lebhaft und raſch. Sehr tief taucht er hinab und ſchwimmt unter dem Waſſer hundert Schritte weit ohne wieder zum Vorſchein zu kommen um zu athmen; ein in der erweiterten Luftröhre enthaltener Theil Luft reicht dieſe Zeit hindurch zum athmen dieſes geflügelten beidlebigen Thieres hin, das weniger dem Element der Luft, als dem des Waſſers anzugehören ſcheint. Eben ſo verhält es ſich mit den andern Tauchern und

*) Von der Grebe und nicht vom Taucher iſt zu verſtehen, was Schwenckfeld ſagt, daß er allein unter den Vögeln platte Nägel habe: Mergo unico inter aves lati sunt ungues.

Greben; frei und nach allen Richtungen durchlaufen ſie die Räume im Waſſer; hier finden ſie ihren Unterhalt, ihr Obdach, ihre Zuflucht; denn wenn ſich der Raubvogel in den Lüften zeigt oder ein Jäger auf dem Ufer erſcheint, ſo vertraut der Taucher ſeine Flucht und Rettung nicht dem Fluge an; er taucht unter und entzieht ſich, unter dem Waſſer verborgen, dem Auge aller ſeiner Feinde. Der Menſch aber, mächtiger noch durch Liſt als Stärke, weiß ihn, ſelbſt in der Tiefe ſeiner Zufluchtſtätte in die Schlinge zu führen, ein Faden, eine liegende Leine mit einem Fiſchchen als Köder, das ſind die Mittel, um den Vogel zu fangen, wenn er ſeine Beute verſchlingt; ſo ſtirbt er, indem er ſich ernähren will und in dem Elemente ſelbſt, worin er zur Welt gekommen; denn ſein Neſt findet man auf dem Waſſer mitten unter hohen Binſen, deren Fuß vom Waſſer beſpült wird.

Ariſtoteles bemerkt mit Recht, daß die Taucher im Anfange des Frühlings zu niſten anfangen und die Möven erſt zu Ende dieſer Jahreszeit oder im Anfange des Sommers niſten; unpaſſend aber widerſpricht ihm hier Plinius, der oft den erſtern Naturforſcher nur abſchreibt, indem er den Namen Mergus zur Bezeichnung eines Waſſervogels gebraucht, der auf den Bäumen niſtet; dieſe Gewohnheit, die dem Seeraben und einigen andern Waſſervögeln angehört, iſt keinesweges die des Tauchers, da er am Fuß der Binſen niſtet.

Einige Beobachter haben geſchrieben, dieſer große Taucher wäre ſehr ſchweigſam; indeſſen legt ihm Gesner ein beſonderes und ſehr ſchallendes Geſchrei bei; wahrſcheinlich aber hört man ihn nur ſelten.

Uebrigens ſcheint Willughby in dieſer Art eine Abart anzunehmen, die von der erſten darin abweicht, daß der Vogel auf dem Rücken nur eine einzige gleichförmige Farbe hat, wogegen der genannte große Taucher einen braungrauen Mantel mit weißgrauen Wellenlinien und ein gleiches Braun mit weißlichem Gewölk und Getüpfel oben auf dem Kopf und Halſe hat, der außerdem untenher ein halbes Halsband von denſelben Farbentinten hat, die durch das ſchöne Weiß auf der Bruſt und dem Unterleibe begränzt werden.

Der kleine Taucher.

Zweite Art.

Dieſer kleine Taucher, Nro. 992, iſt dem großen in den Farben ſehr ähnlich und eben ſo auf dem ganzen Vorderleibe weiß und auf dem Rücken, dem Oberhalſe, und dem Oberkopf ſchwärzlich aſchgrau, überall mit kleinen weißen Tropfen überſtreut; aber ſeine Maße ſind weit geringer; die größten meſſen von der Schnabelſpitze bis zur Schwanzſpitze höchſtens 1 Fuß 9 Zoll und bis zur Spitze der Zehen 2 Fuß und in den ausgeſpannten Flügeln

$2\frac{1}{2}$ Fuß, während der große Taucher über 4 und vom Schnabel bis zu den Nägeln $2\frac{1}{2}$ Fuß mißt. Sonſt ſind ihre natürlichen Gewohnheiten faſt dieſelben.

In jeder Zeit ſieht man die Taucher dieſer Art auf unſern Teichen, die ſie dann erſt verlaſſen, wann das Eis ſie nöthigt, auf die Flüße und die Bäche mit lebendigem Waſſer ſich zu begeben; während der Nacht ziehen ſie fort, und entfernen ſich von der erſten Wohnſtätte ſo wenig als möglich. Schon zu Ariſtoteles Zeit hatte man bemerkt, daß der Winter ſie nicht vertriebe. Dieſer Philoſoph ſagt auch, ſie legten zwei bis drei Eier; unſere Jäger aber verſichern, daß ſie drei bis vier legen, und ſagen, daß die Mutter, wenn man ſich dem Neſte nähert, ſich hinunter ſtürzt und untertaucht, und die ſo eben ausgeſchlüpften Jungen ihrer Mutter ins Waſſer nachſpringen. Uebrigens ſchwimmen und tauchen dieſe Vögel immer mit Geräuſch und ſehr lebhafter Bewegung der Flügel und des Schwanzes; die Bewegung ihrer Füße beim Schwimmen geſchieht nicht von vorn nach hinten, ſondern ſeitwärts und übereck ſich kreuzend. Hebert hat dieſe Bewegung an einem gefangenen Taucher beobachtet, der, nur an einem langen Faden zurückgehalten, immer dieſe Richtung nahm; er ſchien von ſeiner natürlichen Freiheit nichts verloren zu haben; er war auf einem Fluß, wo er ſein Leben durch Aufſchnappen kleiner Fiſche friſtete.

Der Seekater.

Dritte Art.

Dieſer, unſerm kleinen Süßwaſſertaucher ſehr ähnliche Taucher iſt uns von den Küſten der Pikardie geſchickt worden, die er, beſonders im Winter, beſucht, und wo ihn die Fiſcher Seekater (cat-marin) nennen, weil er viel Fiſchlaich frißt und zerſtört. Oft fangen ſie ihn in den für die Trauerenten geſpannten Netzen; mit den Trauerenten kommt dieſer Taucher gewöhnlich an; denn man bemerkt, daß er den Sommer ſich entfernt, als wenn er dieſe Jahreszeit mehr im Norden zubringen wollte; einige niſten indeß nach dem Bericht der Matroſen auf den Sorlingen, auf Felſen, auf die ſie nur durch einen kräftigen Sprung aus dem Waſſer, unterſtützt von der Bewegung der Wellen, gelangen können; denn auf dem Lande ſind ſie wie die andern Taucher außer Stande, ſich emporzuſchwingen; ſie vermögen ſelbſt nur auf den Wellen zu laufen, über die ſie in einer geraden Stellung und mit dem hintern Theil des Körpers im Waſſer ſchnell hinſtreifen.

Dieſer Vogel kommt mit der Fluth in die Mündungen der Flüſſe. Die jungen Merlane, der Laich des Störs und des Meerals ſind ſeine Lieblingsgerichte. Da er faſt ſo geſchwinde ſchwimmt, als die andern Vögel fliegen

und ſo gut wie ein Fiſch untertaucht, ſo hat er alle mögliche Vortheile, um ſich dieſer flüchtigen Beute zu bemächtigen.

Nicht ſo geſchickt und weniger geübt als die alten, freſſen die jungen nur Bärenkrebſe; beide ſind indeſſen zu allen Jahreszeiten überaus fett. Hr. Baillon, der dieſe Taucher auf den Küſten der Pikardie ſehr gut beobachtet hat und uns dieſe Einzelheiten mittheilt, fügt hinzu, daß in dieſer Art das Weibchen von dem Männchen durch den Wuchs verſchieden iſt, da es beinahe um zwei Zoll hinter den Maßen des letztern zurückbleibt, die von der Schnabelſpitze bis zum Ende der Nägel 2 Fuß 3 Zoll und in der Flugweite 3 Fuß 2 Zoll betragen. Das Gefieder der Jungen iſt bis zur Mauſe rauchſchwarz ohne einen der weißen Flecken, womit der Rücken der Alten überſtreut iſt.

Auf dieſe Art beziehen wir als Abart einen ſchwarzköpfigen Taucher, aus dem H. Briſſon ſeine fünfte Art gemacht hat, indem er auf ihn Nachrichten Willughby's und Ray's bezieht, welche den Imbrim oder großen Taucher der nördlichen Meere, von denen wir ſogleich reden werden, bezeichnen und nicht auf die kleinen Taucher bezogen werden dürfen.

Eine Bemerkung übrigens, die man gemacht, ohne ſie eigends auf eine beſondere Taucherart anzuwenden, iſt, daß das Fleiſch dieſer Vögel beſſer wird, wenn ſie in der Long-Foyle-bai bei Londonderry in Irland von einer gewiſſen Pflanze gelebt haben, deren Stengel zart iſt, und ſo ſüß, wie das Zuckerrohr ſein ſoll.

Der Imbrim*) oder große Taucher der Nordſee.

Vierte Art.

Imbrim, Nro. 952, iſt der Name, den auf Feroe dieſer auf den Orkaden unter dem Namen Embergooſe bekannte, große Taucher führt. Er iſt größer als eine Gans und mißt vom Schnabel bis zu den Nägeln beinahe 3 Fuß und im Fluge 4 Fuß. Sehr merkwürdig iſt er auch durch ein quer über den Hals ausgeſchweiftes und durch kleine abwechſelnd ſchwarze und weiße Längsſtreifchen gezeichnetes Halsband; der Farbengrund, auf welchem ſich dieſes Band zeichnet, iſt ſchwarz mit grünen Widerſcheinen am Halſe und veilchenblauen auf dem Kopfe; der Mantel hat einen ſchwarzen Grund, der überall mit weißem Geſprenkel überſtreut iſt; der ganze Unterleib iſt ſchön weiß.

Dieſer große Taucher erſcheint in England zuweilen in den ſtrengen

*) Huubrye von den Isländern, nach Anderſon, der ſagt, dieſer Vogel gleiche in Größe und Geſchrei dem Geier (Geirfugl) ſehr; allein dieſer vorgebliche Geier iſt eine Tauchente.

Wintern *); zu jeder andern Zeit aber verläßt er die nördlichen Meere nicht, und ſeine gewöhnliche Wohnſtätte iſt auf den Orkaden, den Feroer-eilanden, den eisländiſchen Küſten und gegen Grönland hin; denn leicht erkennt man ihn im Tuglek der Grönländer wieder.

Einige Schriftſteller des Nordens wie Hoierus, ein Arzt von Bergen, haben behauptet, dieſe Vögel niſteten und brüteten unter dem Waſſer, was, geſchweige wahr, nicht einmal wahrſcheinlich iſt; und was man in dieſem Bezug in den philoſophiſchen Abhandlungen lieſt, der Imbrim halte ſeine Eier unter den Flügeln und bebrüte ſie auf dieſe Weiſe, indem er ſie überall bei ſich trage, kommt mir eben ſo fabelhaft vor. Alles, was man aus dieſen Erzählungen entnehmen kann, iſt dieſes, daß vermuthlich der Vogel auf Klippen oder öden Küſten niſtet und bis heute kein Beobachter ſein Neſt geſehen hat.

Die Lumme oder der kleine Taucher der Nordſee.

Fünfte Art.

Lumme oder Loom bedeutet im Lappländiſchen hinkend und dieſer Name ſchildert den wankenden Gang dieſes Vogels, wenn er ſich auf dem Lande befindet, ein Umſtand jedoch, dem er ſich nicht leicht ausſetzt, da er faſt immer ſchwimmt und ganz am Ufer des Waſſers auf öden Küſten niſtet. Wenige Leute haben ſein Neſt geſehen, und die Isländer ſagen, er brüte ſeine Eier unter ſeinen Flügeln auf offener See aus, was wohl nicht wahrſcheinlicher iſt als das Brüten des Imbrims unter dem Waſſer.

Die Lumme, Nro. 308, iſt nicht ſo groß wie der Imbrim und hat nur den Wuchs einer Ente. Ihr Rücken iſt ſchwarz und mit kleinen weißen Viereckchen überſtreut; die Kehle ſchwarz, ebenſo der Vordertheil des Kopfes, deſſen Obertheil mit grauen Federn bedeckt iſt; der obere Theil des Halſes mit ähnlichen grauen Federn beſetzt und vorn mit einem ſchwarzen ins Veilchenblaue und Grüne ſchillernden Gewölk geſchmückt; ein Flaum, dicht wie der des Schwans, bekleidet die ganze Haut, und die Lappländer machen ſich Wintermützen aus dieſem guten Rauchwerk.

Wie es ſcheint, verlaſſen dieſe Taucher die Nordſee nicht leicht, obwohl ſie nach Kleins Bericht von Zeit zu Zeit auf den Küſten des baltiſchen Meeres ſich zeigen und in ganz Schweden gut bekannt ſind. Ihr Hauptwohnplatz iſt auf den Küſten Norwegens, Islands und Grönlands; ſie bewohnen dieſelben den ganzen Sommer und bringen dort ihre Jungen zur Welt, die ſie mit Sorgfalt und ſeltener Beſorgniß aufziehen. Anderſon liefert uns in dieſem Bezuge umſtändliche Nachrichten, die anziehend ſein

*) Wir haben einen erhalten, der dieſen Winter (1780) auf der Küſte der Pikardie getödet worden.

würden, wenn ſie ganz genau wären. Er ſagt, ſie legten nur zwei Eier und, ſobald eine junge Lumme ſtark genug wäre, um das Neſt zu verlaſſen, führten die Eltern ſie ins Waſſer, wobei immer einer über ihr flöge, um ſie vor dem Raubvogel zu ſchützen, und der andere unten, um ſie, wenn ſie fallen ſollte, auf dem Rücken aufzufangen, und wenn ungeachtet dieſes Beiſtandes das Junge auf die Erde fiele, ſtürzten die Eltern mit ihm hinab und ließen ſich lieber, als daß ſie es preisgäben, von den Menſchen fangen oder von den Füchſen freſſen, die immer auf dieſe Gelegenheit lauern und in jenen eiſigen und mit keinem Landwild verſehenen Gegenden alle ihre Schlauheit und alle ihre Liſt auf die Jagd der Vögel richten. Dieſer Schriftſteller fügt hinzu, daß, wenn einmal die Lummen mit ihren Jungen das Meer erreicht haben, ſie nicht mehr aufs Land zurückkommen; er verſichert ſogar, daß die Alten, die durch Zufall ihre Familie verloren oder die Zeit des Niſtens verſäumt haben, nie dahin kommen und immer ſcharenweiſe zu Sechzigen bis Hunderten zuſammen ſchwimmen. „Wirft man, ſagt er, ein Junges ins Meer vor einer dieſer Schwärme, ſo kommen ſogleich alle Lummen um daſſelbe herum, und jede drängt ſich zu ſeiner Begleitung, ſo daß ſie ſich um daſſelbe ſchlagen, bis die ſtärkſte es mit ſich fortführt; wenn aber zufällig die Mutter des Jungen hinzukommt, ſo hört der ganze Streit ſogleich auf und man läßt ihr ihr Junges.“

Bei der Annäherung des Winters entfernen ſich dieſe Vögel und verſchwinden bis zur Wiederkehr des Frühlings. Anderſon muthmaßt, daß ſie, zwiſchen Süden und Weſten abbiegend, nach Amerika ſich zurückziehen, und Edwards nimmt wirklich an, daß dieſe Art den nördlichen Meeren dieſes Feſtlandes und des europäiſchen gemein iſt; wir können die des aſiatiſchen hinzuzählen; dem der rothkehlige Taucher, der aus Sibirien gekommen und unter dieſer Benennung auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 308, angegeben, iſt genau derſelbe, wie der auf der edwardsſchen Tafel 97, den Edwards nach dem unverdächtigen Zeugniſſe ſeines Geſchäftsfreundes, des H. Isham, eines guten Beobachters, der ihm beide aus Grönland mitgebracht hat, als das Weibchen der Lumme angibt.

In der Jahreszeit, welche die Lummen auf den norwegiſchen Küſten zubringen, dient ihr verſchiedenes Geſchrei den Einwohnern als Vorbedeutung des guten Wetters oder des Regens; aus dieſem Grunde wahrſcheinlich verſchonen ſie das Leben dieſes Vogels, den ſie nicht einmal gerne in ihrem Netze finden.

Linné nimmt in dieſer Art eine Abart an und ſagt mit Wormius, die Lumme niſte auf flachen Boden am Ufer ganz am Rande des Waſſers; hierin ſcheint H. Anderſon nicht derſelben Meinung mit ihm zu

ſein*). Uebrigens ſcheint Martens Lumb von Spitzbergen, nach der Beobachtung des H. Ray, von den grönländiſchen und isländiſchen Lummen verſchieden zu ſein, da er einen gebogenen Schnabel hat, obwohl im Uebrigen ſeine Anhänglichkeit an ſeine Jungen und die Weiſe, wie er ſie ins Meer führt und ſie dabei vor dem Raubvogel ſchützt, ihm in den natürlichen Gewohnheiten eine große Aehnlichkeit mit dieſen Vögeln gibt, und was die Lome des Seefahrers Barenz betrifft, ſo ſteht nichts dem im Wege, daß man ſie für dieſelben Vögel wie unſere Lummen halte, die wirklich Nova-Semlja beſuchen können.

Die Tauchente.

Erſte Art.

Die Tauchente, ſagt Belon, richtet auf einem Teich eine ſo große Verwüſtung an, als nur ein Biber anrichten könnte; darum, fügt er hinzu, gibt das Volk dieſem Vogel den Namen Biber. Belon ſcheint ſich aber hier mit dem Volk in Betreff des Bibers zu irren, der keine Fiſche, ſondern Rinde und zartes Holz frißt; mit dem Fiſchotter hätte er dieſen fiſchfreſſenden Vogel vergleichen müſſen, da unter allen vierfüßigen Thieren keines ſo viele Fiſche vertilgt wie der Fiſchotter.

Die Tauchente hält hinſichtlich der Größe die Mitte zwiſchen der Ente und der Gans; ihr Wuchs aber, ihr Gefieder und ihr kurzer Flug geben ihr eine größere Aehnlichkeit mit der Ente. Gar wenig genau iſt die Benennung Merganſer (Tauchergans), die ihr wegen der bloſen Aehnlichkeit des Schnabels mit dem des Tauchers Gesner gegeben hat, da dieſe Aehnlichkeit ſehr unvollkommen iſt. Der Schnabel der Tauchente iſt faſt walzenförmig und bis zur Spitze gerade, wie der des Tauchers, darin aber von ihm verſchieden, daß dieſe Spitze hakenförmig gebogen iſt wie ein Nagel von hartem und hornigem Beſtandweſen, und außerdem darin, daß ſeine Ränder rückwärts gezähnelt ſind. Die Zunge hat harte und wie die Zähne des Schnabels rückwärts gekehrte Wärzchen, was dazu dient, den glatten Fiſch feſtzuhalten und in die Kehle des Vogels hinein zu bringen; auch ſchluckt er aus einer ziemlich ungemeſſenen Gefräßigkeit Fiſche herein,

*) Theile I. ſeiner Naturgeſchichte Islands und Grönlands, Seite 93, ſagt er, die Lumme niſte auf den öden Ufern am Rande des Waſſers, ſo daß ſie unmittelbar aus dem Meer in ihr Neſt zurückkehren und ſelbſt trinken könne, ohne von ihren Eiern aufzuſtehen. Theil II., Seite 52, behauptet er, die Lummen baueten ihr Neſt auf hohen Felſen und kleinen Felsvorſprüngen. Dieſer Widerſpruch läßt ſich nur dadurch vereinbaren, daß man ſagt, dieſe Vögel verſtänden ihre Neſter anzubringen, je nachdem ihnen die Küſte zu dieſem Zweck ein flaches Sandufer oder ſchroffe Wände darböte.

die viel zu dick ſind als daß ſie ganz in ſeinen Magen kommen könnten; der Kopf legt ſich zuerſt in den Schlund und wird verdaut, ehe der Körper hinabgleiten kann.

Die Tauchente ſchwimmt mit dem ganzen Körper unter dem Waſſer und blos mit dem Kopfe hervorragend; ſie taucht tief unter, bleibt lange unter dem Waſſer und durchſchwimmt eine weite Strecke, ehe ſie wieder zum Vorſchein kommt. Obwohl ſie kurze Flügel hat, iſt ihr Flug raſch und am öfterſten ſchwebt ſie über dem Waſſer hin und ſieht dann faſt ganz weiß aus; auch nennt man ſie in einigen Gegenden, wie in Brie, wo ſie ziemlich ſelten iſt, weiße Tauchente. Indeſſen iſt ihr Vorderleib verwaſchen blaßgelb; der Obertheil des Halſes mit dem ganzen Kopf ſchwarz mit ſchillernden grünen Widerſcheinen, und die feine, ſeidenhafte lange und vom Nacken bis auf die Stirn ſtachelförmig aufgerichtete Feder vergrößert ſehr den Umfang des Kopfes. Der Rücken hat dreierlei Farben, eine ſchwarze oben hoch und auf den großen Schwungfedern, eine weiße auf den mittlen und auf den meiſten Bedeckungen und eine niedliche graue Einfaſſung des Weiß auf dem Bürzel; der Schwanz iſt grau; die Augen, die Füße und ein Theil des Schnabels ſind roth.

Die Tauchente iſt, wie man ſieht, ein ſehr ſchöner Vogel, ihr Fleiſch aber iſt trocken und ſchlecht zu genießen*). Die Form ihres Körpers iſt breit und auf dem Rücken merklich abgeflacht. Man hat beobachtet, daß die Luftröhre drei Anſchwellungen hat, wovon die letzte an der Theilung einen knochigten Irrgang enthält; dieſe Zurüſtung ſchließt die Luft ein, welche der Vogel unter dem Waſſer athmen kann. Belon will auch bemerkt haben, daß der Schwanz der Tauchente hinten oft wie zerrieben und aufgeſträubt iſt, und ſie, wie der Seerabe, auf hohen Bäumen oder in Felſen ſich aufſetzt und ihr Neſt baut; dagegen aber ſagt Aldrovande mit größerer Wahrſcheinlichkeit, die Tauchente niſte am Ufer und verlaſſe die Gewäſſer nicht. Wir haben die Gelegenheit nicht gehabt, die Wahrheit dieſer Sache zu ermitteln; dieſe Vögel erſcheinen in den franzöſiſchen Landſchaften und nur in weiten Entfernungen, und alle Nachrichten, die wir über ſie erhalten haben, belehren uns nur, daß ſie in verſchiedenen Gegenden und immer im Winter gefunden werden. In der Schweiz glaubt man, ihr Erſcheinen auf den Seen verkündige einen langen Winter; und obgleich dieſer Vogel auf der Loire ziemlich bekannt ſein muß, da man ihm dort, nach Belon, den franzöſiſchen Namen Harle oder Herle beigelegt hat, ſcheint es doch, dieſem nämlichen Beobachter zufolge, daß er ſich im Winter nach viel ſüdlichern Erdſtrichen begibt; denn er gehört zu den Vögeln, die aus Norden

*) Belon berichtet das Volksſprüchwort: Wer den Teufel bewirthen wolle, tiſche ihm Biber und Seeraben auf.

bis nach Aegypten kommen, um dort, nach Belon, den Winter zuzubringen, obwohl es ſeinen eigenen Beobachtungen zufolge ſcheint, daß dieſer Vogel zu jeder andern Jahreszeit als der des Winters auf dem Nil ſich zeigt, was ziemlich ſchwer zu vereinbaren iſt.

Wie dem auch ſei, die Tauchenten ſind in England eben ſo wenig gemein wie in Frankreich und dennoch begeben ſie ſich bis nach Norwegen, Island und vielleicht noch tiefer in den Norden hinein. Die Tauchente erkennt man in dem Geierfugl der Isländer wie der, dem Anderſon mit Unrecht den Namen Geier gibt, wenn man nicht etwa annimmt, daß die Tauchente durch ihre Gefräßigkeit der Geier des Meeres iſt. Wie es aber ſcheint, bewohnen dieſe Vögel nicht beſtändig die Küſte Islands, da die Einwohner jedesmal, wenn ſie erſcheinen, auch irgend ein großes Ereigniß erwarten.

In der Gattung der Tauchente iſt das Weibchen, Nro. 953, beſtändig und beträchtlich größer als das Weibchen, Nro. 951. Es unterſcheidet ſich von dieſem auch, wie in den meiſten Arten der Waſſervögel, durch die Farben; es hat einen fuchsrothen Kopf und einen grauen Mantel, und aus dieſem, von Belon unter dem Namen Biber (bièvre) beſchriebenen Weibchen macht H. Briſſon ſeine ſiebente Art, wie man ſich durch eine Vergleichung ſeiner Nachricht, Seite 254, und ſeiner Abbildung, Tafel 25, mit unſerer ausgemalten Tafel, Nro. 953, welche dieſes Weibchen darſtellt, davon überzeugen kann.

Die gehaubte Tauchente.

Zweite Art.

Die gemeine Tauchente, die wir ſo eben beſchrieben, hat nur ein Büſchel und nicht eine Haube; dieſe, Nro. 207, trägt eine gut geformte, vom Kopf gut getrennte und aus feinen und langen Fäden, die ſich vom Vorderhaupt nach hinten richten, gebildete Haube. Sie iſt ſo groß wie die Ente; ihr Kopf und der Obertheil ihres Halſes ſind veilchenſchwarz ins Goldgrüne ſchillernd; die Bruſt iſt fuchsroth mit Weiß untermiſcht; der Rücken ſchwarz; der Bürzel und die Seiten im Zickzack ſchwarz und braun, weiß und aſchgrau geſtreift. Auf beiden Seiten der Bruſt nach den Schultern hin ſind ziemlich lange weiße, ſchwarz eingefaßte Federn, welche die Biege des eingezogenen Flügels bedecken. Der Schnabel und die Füße ſind roth. Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen darin, daß es einen mattfuchsrothen Kopf und grauen Rücken und auf dem ganzen Vorderleib eine weiße Farbe mit ſchwachem falbem Anſtrich auf der Bruſt hat.

Nach Willughby iſt dieſe Art auf den Lachen von Venedig ſehr gemein; und da Müller bezeugt, daß man ſie in Dänemark und Norwegen findet,

und Linné ſagt, ſie wohne auch in Lappland, ſo hält ſie ſich ſehr wahrſcheinlich auch in den dazwiſchen liegenden Gegenden auf; und wirklich verſichert Schwenckfeld, dieſer Vogel komme durch Schweden, wo man ihn im Anfange des Winters auf den Teichen in den Gebirgen ſehe. H. Salerne ſagt, an der Loire ſei er ſehr gemein; aber nach der Art, wie er von ihm redet, ſcheint er ihn ſehr ſchlecht beobachtet zu haben.

Die kleine gehaubte Tauchente oder die Nonne.
Dritte Art.

Die kleine gehaubte Tauchente iſt ein hübſcher Vogel, dem man zuweilen den Namen Nonne gegeben, ohne Zweifel wegen der Sauberkeit ſeines ſchönen weißen Kleides, wegen ſeines ſchwarzen Mantels und ſeines Kopfes, der mit weißen Franſen geſchmückt iſt, welche ſich erhebend wie ein Band ums Kinn legen, das von hinten durch einen kleinen dunkel veilchengrünen Schleierlappen durchſchnitten wird; ein ſchwarzes Halbhalsband oben am Halſe vollendet den beſcheidenen und auffallenden Schmuck dieſer kleinen geflügelten Nonne. Sehr gemein iſt ſie auch unter dem Namen Piette auf dem Arc und der Somme in der Pikardie, wo es keinen Bauern gibt, ſagt Belon, der ſie nicht nennen könnte. Sie iſt etwas größer als die Spiegelente, aber kleiner als der Breitſchnabel; ihr Schnabel iſt ſchwarz und ihre Füße ſind bleigrau; der Umfang des Weiß und Schwarz auf ihrem Gefieder iſt gar verſchieden, ſo daß ſie zuweilen faſt ganz weiß iſt. Das Weibchen, Nro. 450, iſt nicht ſo ſchön, wie das Männchen, Nro. 449; es hat keine Haube; ſein Kopf iſt fuchsroth und der Mantel grau.

Die ſchwarzgemäntelte Tauchente.
Vierte Art.

Wir vereinigen hier unter derſelben Art die ſchwarze Tauchente und die ſchwarz und weiße des H. Briſſon, welche Schwenckfelds dritte und ſechſte ſind, weil, unſeres Erachtens, der Unterſchied zwiſchen ihnen geringer iſt, als man ihn in dieſer Gattung zwiſchen dem Männchen und Weibchen beobachtet, beſonders da dieſe beiden Tauchenten denſelben Wuchs haben. Belon, der eine unter dem Namen Tiers beſchrieben hat, ſagt, man nenne ſie ſo, weil ſie gleichſam das Mittelglied (tiers) zwiſchen der Ente und dem Breitſchnabel bilde, und die Flügel ähnelten durch ihre Buntſcheckigkeit dem Farbenſpiel auf den Flügeln des Breitſchnabels; mit Unrecht aber vereinigt er ſeinen Tiers mit dieſem Vogel, da ſein Schnabel von dem des Breitſchnabels ganz verſchieden iſt; und, ſeinen Wuchs anlangend, ſo nähert er ſich mehr dem der Ente. Uebrigens ſind ſein Kopf, der Obertheil des Halſes, der Rücken, die großen Schwungfedern und der Bürzel ſchwarz und der

ganze Vorderleib ſchön weiß, der Schwanz braun. Dieſe Beſchreibung paßt alſo völlig auf die weiß und ſchwarze Tauchente des H. Briſſon und ebenſo auf ſeine ſchwarze Tauchente, ausgenommen, daß man am Halſe der letztern eine braunrothe Farbe ſieht und ihr Schwanz ſchwarz iſt. Beide haben einen rothen Schnabel und rothe Füße. Schwenckfeld, der von der erſtern ſagt, man ſehe ſie in Schleſien ſelten, deutet nicht an, daß die letztere dort gemein ſei, indem er bemerkt, einige dieſer Vögel zeigten ſich auf den Flüſſen im März, wann der Schnee ſchmölze.

Die geſternte Tauchente.

Fünfte Art.

Der große Unterſchied in der Tracht des Männchens und des Weibchens in der Gattung der Tauchenten hat mehr als eine doppelte Nennung in der Aufzählung ihrer Arten veranlaßt, wie man in den Verzeichniſſen unſerer Namengeber bemerken kann; wir vermuthen ſehr, daß auch hier einer dieſer Irrthümer Statt finde, die in der Namengebung nur allzu gemein ſind; es ſcheint uns, daß, beſſer beſchrieben und beſſer gekannt, die Art dieſer geſternten Tauchente vielleicht nur ein Weibchen der vorhergehenden Arten ſein wird. Willughby dachte ebenſo; er ſagt, eben dieſe geſternte Tauchente, Gesners mergus glacialis, ſei nur das Weibchen der Nonne, und dieſes ſcheint dadurch bewieſen zu werden, daß der Mergus glacialis zuweilen ganz weiß vorkommt, eine Beſonderheit, die der Nonne eigen iſt. Wie dem auch ſei, H. Briſſon leitet die Benennung geſternte Tauchente von einem ſternförmigen weißen Flecken her, den nach ſeiner Angabe dieſe Tauchente unter einem ſchwarzen Flecken trägt, welcher ſeine Augen umgibt; obenüber iſt der Kopf braunroth; der Mantel iſt ſchwärzlich braun, der ganze Vorderleib weiß und der Flügel halb weiß und halb ſchwarz; der Schnabel ſchwarz oder bleifarbig wie bei der Nonne, und die Größe dieſer beiden Vögel faſt dieſelbe. Gesner ſagt, dieſe Tauchente führe in der Schweiz den Namen Eisentle, weil ſie erſt kurz vor der ſtrengen Kälte, welche die Seen mit Eis überzöge, ſich auf dieſen zeige.

Die gekrönte Tauchente.

Sechſte Art.

Dieſe Tauchente, die ſich in Virginien findet, iſt ſehr ausgezeichnet durch die Krone auf ihrem Kopf, die durch einen ſchönen, an dem Anfange ſchwarzen und in der Mitte weißen Saum von ſcheibenförmig ſich erhebenden Federn gebildet wird, was eine ſchöne Wirkung hervorbringt, die aber nur bei dem lebenden Vogel recht ins Auge tritt, und aus dieſem Grunde auf unſerer ausgemalten Tafel nicht wiedergegeben iſt. Man ſieht ſie in der

ſchönen Abbildung, welche Catesby von dieſem Vogel gegeben, den er nach dem Leben gezeichnet hat. Seine Bruſt und ſein Bauch ſind weiß; der Schnabel, das Geſicht, der Hals und der Rücken ſind ſchwarz; die Steuer- und Schwungfedern braun, die innerſten Schwungfedern ſchwarz mit einem weißen Strich. Dieſe Tauchente iſt faſt ſo groß wie die gemeine Ente. Das Weibchen, Nro. 936, iſt ganz braun und ſeine Haube kleiner als die des Männchens, Nro. 935. Fernandes hat beide unter dem mexikaniſchen Namen Ekatototl beſchrieben und zu dieſem Namen den Beinamen avis venti (Windvogel) gefügt, ohne den Grund davon anzugeben. Dieſe Vögel werden in Mexico und Karolina, ſowie in Virginien gefunden und halten ſich oft auf den Flüſſen und Teichen auf.

Der Pelikan.

Der Pelikan iſt für den Naturforſcher durch die Höhe ſeines Wuchſes und den großen Sack, den er unter dem Schnabel trägt, merkwürdiger und anziehender als durch die fabelhafte Berühmtheit ſeines Namens, der in gottesdienſtlichen Sinnbildern unwiſſender Völker geheiligt worden iſt. Unter ſeinem Bilde hat man die elterliche Zärtlichkeit dargeſtellt, wie ſie die Bruſt ſich aufreißt, um ihre ſchmachtende Familie mit dem eigenen Blute zu ernähren; dieſe Fabel aber, welche die Aegypter ſchon vom Geier erzählten, hätte keine Anwendung auf den Pelikan finden dürfen, der im Ueberfluſſe lebt *) und dem die Natur, was ſie den andern fiſchfreſſenden Vögeln verſagt hat, eine große Taſche gegeben, worin er den reichen Vorrath, den ihm der Fiſchfang liefert, trägt und aufbewahrt.

Der Pelikan, Nro. 87, iſt ſo groß, wie der Schwan oder noch größer,**) und es würde der größte dieſer Vögel ſein, wäre nicht der Albatroß dicker und hätte der Flamingo nicht weit höhere Beine. Der Pelikan hat dagegen ſehr niedrige, während ſeine Flügel ſo breit ausgedehnt ſind, daß ihre Flugweite 11 bis 12 Fuß beträgt ***). Er hält ſich daher ſehr bequem und ſehr lange in der Luft; er ſchwebt in ihr mit Leichtigkeit und verläßt ſeinen Platz nur, um ſenkrecht auf ſeine Beute herabzufallen, die nicht entrinnen kann; denn die Heftigkeit des Stoßes und die große Ausdehnung der Flügel, welche die Oberfläche des Waſſers treffen und bedecken, bringen es ins

*) Der h. Auguſtin und der h. Hieronymus ſcheinen zuerſt dieſe urſprünglich ägyptiſche Fabel auf den Pelikan angewendet zu haben.

**) H. Edwards ſchätzt den von ihm beſchriebenen für doppelt ſo groß und dick als den Schwan; derjenige, von dem Ellis redet, ſagt er: «war zweimal ſo ſtark als ein großer Schwan.“

***) Die von den HH. Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften beſchriebenen Pelikane hatten 11 Fuß in der Flugweite, was, nach ihrer Bemerkung, das doppelte von der Flugweite der Schwäne und der Adler beträgt.

Wallen und Kreiſen und betäuben zugleich den Fiſch, der daher nicht fliegen kann. Auf dieſe Weiſe fiſchen die Pelikane, wenn ſie allein ſind; in Schwärmen aber wiſſen ſie ihre Bewegungen zu vermanchfaltigen und in Uebereinſtimmung zu handeln; man ſieht ſie in Linie ſich aufſtellen und in Geſellſchaft ſchwimmen, einen großen Kreis bildend, den ſie allmälich verengen, um die Fiſche darin einzuſchließen und den Fang nach Bequemlichkeit unter ſich zu theilen.

Zum Fiſchen wählen dieſe Vögel die Morgen- und Abendſtunden, wann die Fiſche am ſtärkſten in Bewegung, und die Gegenden, worin ſie am reichlichſten vorhanden ſind; es iſt ein Schauſpiel, ſie über das Waſſer ſtreifen, ſich einige Pieken hoch darüber erheben und mit ſteifem Hals und halb vollem Sack herunterfallen, dann ſich wieder emporſchwingend, von Neuem herunterfallen, und dieſes Treiben wiederholen zu ſehen, bis jener breite Querſack ganz gefüllt iſt; alsdann gehen ſie hin, um nach Bequemlichkeit auf irgend einer Felsſpitze zu freſſen und zu verdauen, auf der ſie bis zum Abend in Ruhe und wie eingeſchlummert bleiben.

Mich dünkt, es wäre möglich aus dieſem Triebe des Pelikans, der ſeine Beute nicht ſogleich verſchlingt, ſondern einen Vorrath von ihr verſammelt, Nutzen zu ziehen, und aus ihm wie aus dem Seeraben ein zahmer Fiſchfänger zu machen, und man verſichert, den Chineſen wäre dieſes gelungen. Labat erzählt auch, Wilde hätten einen Pelikan abgerichtet, den ſie des Morgens, nachdem ſie ihn mit Orleans roth gefärbt hatten, ausſchickten, und der des Abends nach der Hütte zurückkehrte, den Sack voll Fiſche, die ſie aus demſelben herausholten.

Dieſer Vogel muß ein trefflicher Schwimmer ſein; er iſt vollkommen ruderfüßig, ſeine Zehen nämlich ſind alle vier durch ein einziges Schwimmhäutchen verbunden; dieſes Häutchen und die Füße ſind je nach dem Alter roth oder gelb. Auch ſcheint es, daß er mit dem Alter erſt jenen ſchönen Anflug von zarter und gleichſam durchſichtiger Roſenfarbe erhält, die ſeinem Gefieder den Glanz eines Firniſſes zu geben ſcheint.

Die Halsfedern ſind nur ein kurzer Flaum; die Federn im Nacken ſind länger und bilden eine Art Kamm oder kleine Haube*). Der Kopf iſt an den Seiten abgeflacht; die Augen ſind klein und ſtehen in zwei breiten nackten Wangen; der Schwanz beſteht aus 18 Steuerfedern. Die Farben des Schnabels ſind Gelb und Blaßroth auf grauem Grunde mit lebhaft rothen Strichen auf der Mitte und gegen die Spitze hin; dieſer Schnabel

*) Dieſes übertreibt Belon in ſeiner Abbildung, welcher er einen Strauß gibt, den er ſehr unrichtig mit dem des Kibitzes vergleicht; Gesner und Aldrovande ſind hierin ſeinen Irrthümern gefolgt. Die Gesner'ſche Abbildung iſt noch fehlerhafter darin, daß ſie fünf Zehen zeigt.

iſt obenher abgeflacht wie eine breite Platte mit einer erhöhten Kante, die der Länge nach liegt, und in eine hakenförmige Spitze auslaufend; der untere Theil dieſer Platte, die den Oberkiefer bildet, zeigt füuf hervorſpringende Rippen, wovon die beiden äußerſten ſcharfe Ränder bilden; der Unterkiefer beſteht nur aus zwei biegſamen Aeſten, welche die Ausſpannung der häutigen Taſche, die an ihnen wie ein Sack in Form einer Reuſe herunter hängt, nachgeben. Dieſe Taſche kann über 20 Pinten Flüſſigkeit enthalten; ſie iſt ſo breit und ſo lang, daß man den Fuß hineinſetzen oder den Arm bis an den Ellbogen hineinſtecken kann. Ellis ſagt, er habe geſehen, daß ein Menſch ſeinen Kopf in ihr verſteckt hätte, was uns jedoch nicht bewegen kann, zu glauben, was Sanctius ſagt, einer dieſer Vogel hätte ein Negerkind, das er in ſeinem Sack mit ſich fortgetragen, hoch aus der Luſt herabfallen laſſen.

Dieſer große Vogel ſcheint einige Erziehung annehmen zu können und ſelbſt, ungeachtet ſeiner Schwerfälligkeit, einer gewiſſen Heiterkeit fähig zu ſein; er hat nichts Wildes und gewöhnt ſich gern an die Geſellſchaft des Menſchen *). Belon ſah auf Rhodus einen, der vertraulich durch die Stadt wandelte; und Culmann erzählt bei Gesner, die berühmte Geſchichte jenes Pelikans, der dem Kaiſer Maximilian folgte und, wenn das Heer auf dem Zuge war, über ihm flog, und zuweilen ſo hoch ſtieg, daß er nur noch wie eine Schwalbe ausſah, obwohl er von einem Flügelende bis zum andern 15 Fuß (rheiniſch) maß.

Dieſe große Flugkraft würde dennoch an einem Vogel erſtaunen, der 24 bis 25 Pfund wiegt, würde ſie nicht durch die große Luftmenge, womit ſein Körper ſich anſchwellt, ſowie auch durch die Leichtigkeit ſeines Körpergerüſtes unterſtützt; ſein ganzes Gerippe wiegt keine 1½ Pfund; die Knochen deſſelben ſind ſo dünn, daß man hindurch ſehen kann; und Aldrovande behauptet, ſie hätten kein Mark. Ohne Zweifel verdankt der Pelikan der Natur dieſer harten Theile, die ſich ſpät erſt verknöchern, ſein ſehr langes Leben **). Man hat ſogar bemerkt, daß er in der Gefangenſchaft länger als die meiſten andern Vögel lebt.

Uebrigens iſt der Pelikan, ohne unſern Gegenden völlig fremd zu ſein, dennoch ziemlich ſelten in ihnen, beſonders im Innern der Länder. Wir haben im Kabinet die Körper zweier dieſer Vögel, wovon der eine in der

*) Rzaczynſki redet von einem 40 Jahre hindurch am baieriſchen Hof ernährten Pelikan, der ſehr gern in Geſellſchaft war und mit einem beſondern Vergnügen Muſik zu hören ſchien.

**) Turner redet von einem zahmen Pelikan, der 50 Jahre lebte. 80 Jahre lang erhielt man denjenigen am Leben, den Culmann beſchreibt, und in ſeinem Alter wurde er auf Befehl des Kaiſers täglich für 4 Thaler gefüttert.

Dauphine und der andere auf der Saone getödtet worden*). Gesner erwähnt einen, der auf dem Zürcher See gefangen und für einen unbekannten Vogel gehalten wurde. In Norddeutſchland iſt er nicht gemein, obwohl es in den ſüdlichen Landſchaften, welche die Donau beſpült, viele gibt. Dieſer Aufenthalt an der Donau iſt eine alte Gewohnheit dieſer Vögel. Denn Ariſtoteles, der ſie zu den Vögeln zählt, welche ſich zuſammenſcharen, ſagt, ſie flögen vom Strymon weg, und auf dem Zuge über das Gebirge einander erwartend, gingen ſie alle nach den Ufern der Donau, wo ſie ſich niederließen und niſteten. Dieſer Fluß und der Strymon ſcheinen alſo die Gegenden zu begränzen, innerhalb deren ſie ſich auf unſerm Feſtland ſchaarenweiſe von Norden nach Süden begeben; und aus Unkenntniß mit ihrer Straße, läßt Plinius ſie aus den nördlichern Theilen Galliens kommen; denn dort ſind ſie fremd, was ſie noch mehr in Schweden und in den nördlichern Gegenden zu ſein ſcheinen, wenigſtens wenn man nach dem Schweigen der Naturforſcher des Nordens darüber urtheilen ſoll; denn was Olaus Magnus von ihm ſagt, iſt nur eine ſchlecht durchdachte Zuſammentragung deſſen, was die Alten über den Onokrotalos geſchrieben, ohne alle Angabe, die ſeinen Durchzug oder ſeinen Aufenthalt in den Gegenden des Nordens bewieſe. Er ſcheint nicht einmal England zu beſuchen, da die Verfaſſer der brittiſchen Zoologie ihn nicht zu ihren engliſchen Thieren zählen, und Charleton berichtet, daß man zu ſeiner Zeit im Thiergarten von Windſor aus Rußland geſchickte Pelikane ſah. Es finden ſich ihrer wirklich und ſogar ziemlich häufig auf den rothruſſiſchen und litthauiſchen Seen in Volhynien, Podolien und Pokuzien, wie es Rzaczynſki bezeugt, nicht aber bis in die nördlichſten Theile Moskoviens, wie Ellis behauptet. Ueberhaupt ſcheinen dieſe Vögel den mehr warmen als kalten Gegenden eigends anzugehören. Einen der größten, der 25 Pfund wog, hat man im Juni 1773 auf Majorka unweit der Alkudiabai getödtet. An den Seen von Mantua und Orbitello laſſen ſich ihrer regelmäßig jedes Jahr ſehen. Außerdem ſieht man aus einer Stelle bei Martial, daß die Pelikane im Gebiet von Ravenna gemein waren. Auch findet man ſie in Kleinaſien, in Griechenland und in mehreren Gegenden des Mittelmeers und in der Propontis. Belon hat ſelbſt auf dem Meer zwiſchen Rhodus und Alexandrien ihren Zug bemerkt; ſie flogen ſchwarmweiſe von Norden nach Süden gegen Aegypten hin; und dieſer nämliche Beobachter genoß zum zweitenmal dieſes Schauſpiel gegen die Gränzen Arabiens und Paläſtinas hin. Endlich ſagen uns die Reiſenden, die Seen von Judäa und Aegypten, die Ufer des Nils im Winter und die

*) H. von Piolenc meldet uns, daß er einen auf einem Sumpf bei Arles getödet hat, und H. Lottinger einen andern auf einem Teich zwiſchen Dieuze und Sarreburg.

des Strymon im Sommer ſchienen, von den Hügeln herabgeſehen, durch die vielen Pelikane, die ſie bedeckten, weiß.

Sammeln wir die Zeugniſſe der verſchiedenen Seefahrer, ſo ſehen wir, daß die Pelikane ſich in allen ſüdlichen Gegenden unſeres Feſtlandes finden, und daß ſie mit geringer Verſchiedenheit und in größerer Anzahl in denen der neuen Welt wiedergefunden werden. Sehr gemein ſind ſie in Afrika auf den Ufern des Senegal und der Gambia, wo die Neger ihnen den Namen Pocko geben; die große Landzunge, welche die Mündung des erſten dieſer Flüſſe verſperrt, iſt mit ihnen angefüllt. Eben ſo findet man ihrer zu Loango und auf den Küſten von Angola, Sierra Leona und Guinea. An der Saldanabai ſind ſie unter die vielen Vögel gemiſcht, welche die Luft und das Meer dieſer Seegegend anzufüllen ſcheinen. Man findet ſie auf Madagaskar, in Siam und China, auf den Sundaeilanden und den Philippinen, beſonders an den Fiſchereien des großen Manillaſees. Zuweilen trifft man ihrer auf der See an, und endlich hat man ihrer in den fernern Ländern des indiſchen Weltmeers, wie in Neuholland geſehen, wo ſie, wie H. Cook ſagt, außerordentlich groß ſind.

In Amerika hat man von den Antillen und dem Feſtlande, der Landenge von Panama und Kampeſchebai an bis nach Louiſiana und den Ländern in der Nähe der Hudſonsbai Pelikane entdeckt. Auch ſieht man ihrer auf den unbewohnten Eilanden und Buchten bei St. Domingo, und in größerer Menge auf jenen mit dem ſchönſten Grün bedeckten Eilanden in der Nähe von Guadeloupe, welche verſchiedene Vogelarten unter ſich vertheilt zu haben ſcheinen, damit ſie ihnen zur Zufluchtsſtätte dienen. Eins dieſer Eilande iſt ſogar Kropfganseiland genannt worden. Sie vermehren noch die Schwärme der Vögel, welche das Aveseiland bewohnen; die fiſchreiche Küſte der Sambalen lockt ſie in großer Menge an; und auf der von Panama ſieht man ſie ſcharenweiſe über die Sardellenbänke herfallen, die durch die großen Fluthen dahin getrieben werden; endlich ſind alle benachbarte Klippen und kleine Eilande mit dieſen Vögeln in ſo großer Anzahl bedeckt, daß man Kähne mit ihnen beladet und ihr Fett ſchmelzt, um es als Oel zu gebrauchen.

Der Pelikan fiſcht im ſüßen Waſſer wie im Meere, und daher darf es nicht Wunder nehmen, wenn man ihn an den großen Flüſſen findet; ſeltſam aber iſt es, daß er nicht mit den von den großen Flüſſen bewäſſerten, niedrigen und feuchten Ländern ſich zufrieden gibt, ſondern auch die trockenſten Länder beſucht, wie Arabien und Perſien, wo er unter dem Namen Waſſerträger (Takab) bekannt iſt. Man hat beobachtet, daß er genöthigt, ſein Neſt von den durch die Karawanen zu ſehr beſuchten Waſſerplätzen zu entfernen, ſeinen Jungen in ſeinem Sack ſüßes Waſſer bringt. Die

guten Muſelmänner ſagen ſehr gottesfürchtig, Gott habe dieſem Vogel befohlen, die Wüſte zu bewohnen, um die Pilger, die nach Mecka wallen, im Falle der Noth zu tränken, wie er einſt den Raben ſchickte, der Elias in der Einöde ernährte. Auch haben die Aegypter dieſen großen Vogel, anſpielend auf die Art, wie er in ſeiner Taſche Waſſer trägt, das Flußkameel beibenannt.

Uebrigens darf man den Pelikan der Berberei, von dem H. Shaw redet, nicht mit dem echten Pelikan verwechſeln, da dieſer Reiſende ſagt, er ſei nicht größer als ein Kibitz. Ebenſo verhält es ſich mit Kolbes Pelikan, der die Löffelgans iſt. Pigafetta, der auf der Küſte von Angola den Pelikan wirklich gefunden hat, irrt ſich, wenn er deſſen Namen einem Vogel von Loango gibt, der hohe Beine wie der Reiher hat. Wir bezweifeln auch ſehr, daß der Alkatraz, den einige Reiſende, wie ſie erzählen, auf der hohen See zwiſchen Afrika und Amerika angetroffen haben, unſer Pelikan iſt, obgleich ihm die Spanier auf den Philippinen und in Mexiko den Namen Alkatraz gegeben haben; denn der Pelikan entfernt ſich wenig von den Küſten, und ſein Begegnen auf dem Meere kündigt die Nähe des Landes an.

Von den beiden Namen Pelikan und Onokrotalos, den die Alten dieſem großen Vogel gegeben, hat der letztere Bezug auf ſeine ſonderbare Stimme, die ſie mit dem Janen eines Eſels verglichen haben. Klein meint, wenn er dieſen lärmenden Ton von ſich gebe, halte er den Hals unter dem Waſſer; dieſe Erklärung ſcheint mir aber von der Rohrdommel entlehnt zu ſein; denn der Pelikan läßt ſeine heiſere Stimme weit ab vom Waſſer hören und ſtößt in voller Luft ſein lauteres Geſchrei aus. Aelince beſchreibt und kennzeichnet den Pelikan recht gut unter dem Namen Cela; man weiß aber nicht, warum er ihn für einen indiſchen Vogel ausgibt, da er ſich in Griechenland findet und ohne Zweifel auch damal dort gefunden wurde.

Der erſte Name Pelekan iſt Veranlaſſung zu einem Irrthum der Ueberſetzer des Ariſtoteles und ſelbſt Ciceros und Plinius geweſen; man hat Pelekan mit Platea überſetzt, wodurch der Pelikan mit der Löffelgans verwechſelt wird; und Ariſtoteles ſelbſt legt dem Pelikan, wenn er von ihm ſagt, er verſchlucke dünne Muſcheln und werfe ſie halbverdaut wieder aus, um die Schaalen davon zu trennen, eine Gewohnheit bei, die beſſer auf die Löffelgans paßt, wenn man den Bau ihres Speiſeſchlundes erwägt; denn der Sack des Pelikans iſt nicht ein Magen, worin die Verdauung nur anfängt, und uneigentlich vergleicht Plinius die Art, wie der Onokrotalos (Pelikan) ſeine Speiſen verſchluckt und wieder herausholt, mit der der wiederkäuenden Thiere. „Hier iſt nichts, ſagt H. Perrault ſehr richtig, was nicht im allgemeinen Plane des Körperbaues der Vögel läge; alle haben einen Kropf, worin ihre Speiſe aufbewahrt wird; der Pelikan hat ihn aus=

wendig und trägt ihn unter dem Schnabel, anſtatt daß er inwendig verborgen und unten im Speiſeſchlunde liege; dieſer auswendige Kropf hat nicht die verdauende Wärme jenes der andern Vögel, und der Pelikan bringt in dieſer Taſche die von ihm gefangenen Fiſche ſeinen Jungen friſch zu. Um ſie von ſich zu geben, drückt er dieſen Sack nur gegen ſeine Bruſt, und dieſe ſehr natürliche Handlung kann die ſo allgemein verbreitete Fabel veranlaßt haben, der Pelikan öffne ſich die Bruſt, um mit ſeinem eigenen Stoff ſeine Jungen zu ernähren.“

Das Neſt des Pelikans findet ſich insgemein am Rande der Gewäſſer; er legt es am platten Boden an, und irthümlich, und wie es ſcheint, durch eine Verwechslung der Löffelgans mit dem Pelikan, ſagt H. Salerne, er niſte auf den Bäumen. Wahr iſt es, daß er ſich, ungeachtet ſeiner Schwere und ſeiner Ruderfüße, auf ſie ſetzt; und dieſe Gewohnheit, die uns bei den amerikaniſchen Pelikanen weniger überraſcht hätte, weil ſich in Amerika mehrere Waſſervögel aufſetzen*), findet ſich ebenfalls bei den Pelikanen Afrikas und anderer Theile unſeres Feſtlandes.

Uebrigens verſchlingt dieſer eben ſo gefräßige als verderbliche Vogel bei einem einzigen Fiſchfang ſo viel Fiſche, als 6 Mann zu ihrer Mahlzeit brauchen würden; einen 7 bis 8 Pfund ſchweren Fiſch ſchluckt er leicht herein; wie man verſichert, frißt er auch Ratten und andere kleine Thiere. Piſon ſagt, er habe geſehen, wie eine kleine Katze lebend von einem Pelikan gefreſſen worden, der ſo traulich war, daß er auf den Markt kam, wo die Fiſcher ſich eilten, ſeinen Sack ihm zuzubinden, weil er ihnen ſonſt auf eine liſtige Weiſe einige Stücke Fiſche wegnahm.

Er frißt von der Seite, und wirft man ihm ein Stück zu, ſo ſchnappt er es auf. Dieſe Taſche, worin er alle ſeine Beute aufſpeichert, beſteht aus zwei Häuten; die innere hängt an dem Häutchen des Speiſeſchlundes; die äußere iſt nur eine Fortſetzung der Halshaut; die Runzeln, worin ſie gefalten iſt, dienen zum Einziehen des Sackes, wenn er leer iſt und ſchlaff wird. Dieſe Pelikanstaſchen gebraucht man wie Blaſen zu Tabaksbeuteln; auch nennt man ſie auf den franzöſiſchen Eilanden Blagues oder Blades vom engliſchen Worte Bladder, welches Blaſe bedeutet. Man behauptet, dieſe zubereiteten Häute ſeien ſchöner und ſanfter als Lammshäute; einige Seeleute machen ſich Mützen, die Siameſen Saiten aus ihnen, und die Nilfiſcher machen aus dem noch am Schnabel hangenden Sack Gefäße, womit ſie das Waſſer aus ihren Schiffen hinauswerfen, oder worin ſie es aufbewahren; denn dieſe Haut läßt das Waſſer nicht durch und verdirbt nicht in ihm.

*) Siehe den Aufſatz von den Tinamuen und den guianiſchen Rebhühnern, Th. VIII.

Es iſt, als hätte die Natur durch eine beſondere Aufmerkſamkeit dafür geſorgt, daß der Pelikan nicht erſticke, wenn er, um ſeine Beute zu verſchlingen, ſeine Taſche ganz dem Waſſer öffnet; die Luftröhre entfernt ſich alsdann von den Halswirbeln, rückt nach vorne, hängt ſich unter diese Taſche und ſchwellt ſie ſehr merklich an; zugleich verengen zwei Schließmuskeln den Speiſeſchlund, ſo daß ſie dem Waſſer jeden Zutritt verſperren. Im Hintergrunde dieſer nämlichen Taſche ſteckt eine Zunge, die ſo kurz iſt, daß man geglaubt hat, der Vogel habe gar keine. Die Naslöcher ſind auch faſt unſichtbar und ſtehen an der Wurzel des Schnabels; das Herz iſt ſehr groß, die Milz ſehr klein, die Blinddärme ebenfalls klein und viel kleiner als bei der Gans, der Ente und dem Schwan. Endlich verſichert Aldrovande, der Pelikan habe nur 12 Rippen, und er bemerkt, daß ein ſtarkes, mit dicken Muskeln verſehenes Häutchen die Flügelarme bedecke.

Aber eine ſehr anziehende Bemerkung iſt die des H. Mery und des P. Tachard über die unter der Haut des ganzen Körpers des Pelikans verbreitete Luft; man darf ſogar ſagen, daß dieſe Bemerkung allgemein gilt und die Sache ſich beim Pelikan auf eine augenfälligere Weiſe kund gegeben hat, aber bei allen Vögeln angetroffen wird und von H. Lorry, dem berühmten und gelehrten Pariſer Arzt, durch die Mittheilung der Luft bis in die Knochen und die Federſchafte der Vögel, nachgewieſen worden iſt. Beim Pelikan geht die Luft aus der Bruſt in die Achſelhöhlen, von wo ſie in die Bläschen eines dicken und aufgetriebenen zelligen Häutchens fließt, welches die Muskeln bedeckt und den ganzen Körper unter der Haut, in welcher die Federn ſtecken, umgibt.

Dieſe Bläschen werden von ihr angeſchwellt, ſo daß, wenn man den Körper dieſes Vogels drückt, man unter den Fingern eine Menge Luft nach allen Seiten ausſtrömen ſieht. Die in der Bruſt zuſammengepreßte Luft geht beim Ausathmen in die Höhlen über und verbreitet ſich von da in alle Bläschen des Zellgewebes; man kann ſelbſt, wenn man in die Luftröhre bläſt, dieſen Gang der Luft fürs Auge bemerklich machen, und daher begreift man leicht, wie ſehr der Pelikan dadurch ſeinen Umfang vergrößern kann, ohne ſchwerer zu werden, und wie ſehr der Flug dieſes großen Vogels dadurch erleichtert werden muß.

Uebrigens hätte das Fleiſch des Pelikans bei den Juden nicht als unrein verboten zu werden gebraucht, denn es verbietet ſich von ſelbſt durch ſeinen übeln Geſchmack, ſeinen Sumpfgeruch und ſein ölichtes Fett; gleichwohl haben einige Seefahrer mit ihm fürlieb genommen.

Abarten des Pelikans.

In mehreren Aufſätzen dieſer Naturgeſchichte haben wir bemerkt, daß im Allgemeinen die Arten der großen Vögel wie die der großen Vierfüßer allein vereinzelt und faſt ohne Abarten beſtehen; daß ſie ferner überall dieſelben zu ſein ſcheinen, während unter jeder Gattung oder in jeder Familie kleiner Thiere und beſonders in denen der kleinen Vögel eine Menge mehr oder minder nahe verwandter Schläge vorkommt, denen man uneigentlich den Namen Arten gibt. Dieſer Name Art und der metaphyſiſche Begriff, den er einſchließt, entfernen uns oft von der wahren Kenntniß der Abſtufungen der Natur in ihnen Erzeugniſſen, weit mehr als die Namen Abart, Schlag und Familie. Aber dieſe Geſchlechtsabſtammung, die unter den kleinen Arten in der Verwirrung der Aeſte und Zweige verloren geht, hält ſich unter den großen aufrecht; denn ſie laſſen höchſtens einige Abarten zu, die man immer leicht auf die erſte Art wie einen unmittelbaren Zweig auf ſeinen Stamm zurückführen kann. Der Strauß, der Kaſuar, der Kondor, der Schwan, alle größere Vögel haben in ihren Arten nur wenige oder keine Abarten; diejenigen, die man als die zweiten in der Ordnung der Größe oder der Stärke anſehen kann, wie der Kranich, der Storch, der Pelikan, der Albatroß, zeigen nur eine geringe Anzahl dieſer nämlichen Abarten, wie wir es ſogleich an denen des Pelikans, die ſich auf zwei zurückführen laſſen, darlegen wollen.

Der braune Pelikan.

Erſte Abart.

Wir haben ſchon bemerkt, daß das Gefieder des Pelikans ungleich und je nach dem Alter mehr oder minder weiß iſt und einen ſchwachen roſenfarbigen Anflug hat; auch durch andere Umſtände ſcheint es ſich zu verändern; denn zuweilen iſt es mit Grau und Schwarz vermiſcht. Dieſe Verſchiedenheiten ſind zwiſchen einzeln Vögeln bemerkt worden, die jedoch ſicher alle zu derſelben Art gehörten; nun aber iſt die Entfernung von dieſen Farbenmiſchungen bis zu einem allgemeinen grauen oder braunen Anſtrich ſo gering, daß H. Klein die beſtimmte Behauptung nicht geſcheut hat, der braune Pelikan, Nro. 957, und der weiße wären nur Abarten derſelben Art. Hans Sloane, der die amerikaniſchen braunen Pelikane gut beobachtet hatte, geſteht ebenfalls, daß ſie ihm eins mit den weißen Pelikanen zu ſein ſchienen. Oviedo bemerkt, wo er von den aſchgrauen Kropfgänſen redet, die man auf den Antillen an den Flüſſen antrifft, man finde dort zugleich ſehr ſchöne weiße, und wir ſind zu glauben geneigt, daß die braune Farbe die Tracht der jüngern iſt; denn man hat beobachtet, daß dieſe braunen Pelikane

durchgängig kleiner als die weißen ſind. Diejenigen, welche man an der Hudſonsbai geſehen, waren auch kleiner und aſchgrau; alſo kommt ihr Weiß nicht von dem Einfluß der kalten Himmelsgegend her. Dieſelbe Farbenabweichung bemerkt man in den heißen Erdſtrichen des alten Feſtlandes. Nachdem H. Sonnerat zwei Pelikane von den Philippinen, einen braunen und einen roſenfarbigen, beſchrieben hat, vermuthet er wie wir, daß es derſelbe jüngere oder ältere Vogel iſt; und beſtätigt wird unſere Meinung dadurch, daß uns H. Briſion einen Pelikan von den Philippinen gegeben, der die Uebergangsſtufe zwiſchen beiden zu bilden ſcheint und nicht mehr ganz grau oder braun iſt, aber dennoch auf den Flügeln und einem Theil des Rückens dieſe Farbe hat und im Uebrigen weiß iſt.

Der Pelikan mit gezähneltem Schnabel.

Zweite Art.

Wenn der Zahnſchnitt im Schnabel dieſes mexikaniſchen Pelikans natürlich und regelmäßig iſt, wie die in dem Schnabel der Tauchente und einiger anderer Vögel, ſo würde dieſes beſondere Merkmal hinreichen, um aus ihm eine von der erſtern verſchiedene Art zu machen, obwohl H. Briſſon ſie nur als eine Abart angibt; wenn aber dieſer Zahnſchnitt nur durch den zufälligen Bruch der dünnen Schärfe der Schnabelränder gebildet wird, wie wir es an dem Schnabel gewiſſer Hornvögel bemerkt haben, ſo verdient dieſe zufällige Verſchiedenheit, weit entfernt, ein beſtändiges und natürliches Merkmal zu ſein, nicht einmal als das Zeichen einer Abart angeſehen zu werden; und wir ſind um ſo geneigter zu dieſer Vermuthung, als man nach Hernandes in denſelben Gegenden den gemeinen Pelikan und dieſen Pelikan mit gezähneltem Schnabel findet.

Der Seerabe.

Der franzöſiſche Name dieſes Vogels Cormoran wurde ſonſt Cormaran Cormarin ausgeſprochen und kommt von Corbeau marin, d. i. Seerabe her. Die Griechen nannten dieſen nämlichen Vogel Kahlrabe*); indeſſen hat er mit dem Raben nichts gemein als ſein ſchwarzes Gefieder, das ſelbſt von dem des Raben darin verſchieden iſt, daß es flaumig und nicht ſo tief ſchwarz iſt.

Der Seerabe, Nro. 927, iſt ein ziemlich großer Vogel mit Ruderfüßen, ein eben ſo guter Taucher als Schwimmer und ein großer Fiſchvertilger.

*) Phalakrokorax, buchſtäblich Kahlrabe. Bei Ariſtoteles lieſt man einfach Korax; es iſt aber dort von einem Waſſervogel die Rede; und an den Merkmalen, welche dieſer Philoſoph ihm beilegt, erkennt man deutlich den Seeraben.

Er hat faſt die Größe der Gans, aber keinen ſo geſetzten und einen mehr dünnen als dicken Wuchs, der durch einen großen und mehr als gewöhn ich bei den Waſſervögeln ausgebreiteten Schwanz geſtreckt wird; dieſer Schwanz beſteht aus 14 Federn, welche wie die des Spechtes ſteif ſind; ſie ſind wie das ganze Gefieder ſchwarz mit grünem Schimmer. Der Mantel hat auf braunem Grunde ſchwarze Schweifungen; allein die Farbenſchattungen wechſeln bei verſchiedenen einzeln Vögeln; denn H. Salerne ſagt, die Farbe des Gefieders ſei zuweilen grünlich ſchwarz. Alle haben zwei weiße Flecken an der Außenſeite der Beine mit einem weißen Koller, der wie ein Kinnband den obern Theil des Halſes umgiebt; und weiße borſtenähnliche Fäden ſtehen oben auf dem Halſe und dem Kopfe, deſſen Vordertheil und Seiten kahl ſind. Eine ebenfalls nackte Haut bedeckt den Untertheil des Schnabels, der bis zur Spitze gerade iſt, dann aber ſich ſtark in einen ſehr ſcharfen Hafen umbiegt.

Dieſer Vogel gehört zu den wenigen, die vier durch ein Häutchen von einem einzigen Stück miteinander verbundene Zehen haben, und deren Fuß, mit dieſem breiten Ruder ausgerüſtet, anzudeuten ſcheinen möchte, daß er ein ſehr guter Schwimmer ſei; indeſſen bleibt er nicht ſo viel im Waſſer wie mehrere andere Waſſervögel, deren Ruderfuß weder ſo ungetheilt, noch ſo breit wie der ſeinige iſt; er fliegt häufig auf und ſetzt ſich auf die Bäume. Ariſtoteles legt ihm mit Ausſchluß aller andern ruderfüßigen Vögel dieſe Gewohnheit bei; indeſſen hat er ſie mit dem Pelikan, dem Tölpel, der Fregatte, dem Schlangenhals und dem Tropikvogel gemein; und ſonderbar iſt es, daß dieſe Vögel nebſt ihm die kleine Anzahl der Waſſerarten bilden, deren vier Zehen durch unzertheilte Häutchen ganz verbunden ſind. Dieſer Bau hat die neuern Vogelbeſchreiber veranlaßt, dieſe 5 bis 6 Arten zu einer einzigen Familie zu vereinigen und insgeſammt mit dem Gattungsnamen Pelikan*) zu bezeichnen. Aber nur in einer ſchulmäßigen Allgemeinheit und dadurch, daß man dem Aehnlichkeitsverhältniß Gewalt anthut, kann man nach der bloſen Uebereinſtimmung in einem einzigen Theile denſelben Namen Arten beilegen, die unter ſich ſo verſchieden ſind, wie z. B. die Art des Tropikvogels von der des echten Pelikans.

Der Seerabe iſt ſo geſchickt im Fiſchfangen und ſo gefräßig, daß er, wenn er über einen Teich herfällt, allein eine größere Verheerung anrichtet, als ein ganzer Schwarm anderer fiſchfangender Vögel. Glücklicherweiſe hält er ſich faſt immer am Ufer des Meeres auf, und ſelten findet man ihn in den von demſelben entfernten Gegenden; da er lange untertauchen kann

*) Klein und Linné haben dieſe Familie gebildet; der Seerabe erſcheint darin unter dem Namen Pelecanus Carbo, die Fregatte unter dem Namen Pelecanus Aquilus u. ſ. w.

und unter dem Waſſer pfeilſchnell ſchwimmt, ſo entgeht ihm ſeine Beute nicht leicht, und er kehrt faſt immer mit einem Fiſch quer im Schnabel aufs Waſſer zurück. Um ihn zu verſchlingen, benimmt er ſich ſonderbar; er wirft ſeinen Fiſch in die Höhe und geſchickt fängt er ihn mit dem Kopfe zuerſt wieder auf, ſo daß die Floßfedern beim Durchgange durch die Kehle ſich anlegen, während das Häutchen, das den Untertheil des Schnabels bekleidet, nachgibt und ſoweit ſich ausſpannt, als nöthig iſt, um den ganzen Körper des Fiſches, der oft in Vergleich mit dem Halſe des Vogels ſehr dick iſt, hinein und hindurch zu laſſen.

In einigen Ländern wie in China und ſonſt in England hat man die Anlage des Seeraben zum Fiſchfang zu benutzen gewußt, und, ſo zu ſagen, einen zahmen Fiſcher aus ihm gemacht, indem man den Untertheil ſeines Halſes in einen Ring ſchnallte, damit er ſeine Beute nicht verſchlang, und ihn abrichtete, mit dem Fiſche, den er im Schnabel trug, zu ſeinem Herrn zurückzukehren. An den chineſiſchen Flüſſen ſieht man anf dieſe Weiſe geſchnallte Seeraben auf dem Vordertheil der Schiffe ſitzen und auf das Zeichen, das man ihnen durch einen Schlag mit dem Ruder aufs Waſſer, vorſchießen und untertauchen, und bald mit ihrer Beute, die man ihnen aus dem Schnabel nimmt, zurückkehren. Dieſes Geſchäft wird ſo lange fortgeſetzt, bis der Herr, mit dem Fange ſeines Vogels zufrieden, ihm den Hals frei macht und für ſeine eigene Rechnung zu fiſchen erlaubt.

Der Hunger allein verleiht dem Seeraben Thätigkeit; ſobald er geſättigt iſt, wird er faul und ſchwerfällig; auch wird er ſehr fett; und obgleich er einen ſtarken Geruch hat und ſein Fleiſch übel ſchmeckt, wird er nicht immer von den Matroſen verſchmäht, für welche die einfachſte oder gröbſte Erfriſchung oft koſtbarer iſt, als die feinſten Gerichte für unſere Leckerhaftigkeit.

Wenigſtens können die Seefahrer dieſes ſchlechte Wildpret auf allen Meeren finden; denn man hat den Seeraben in den entfernteſten Meerſtrichen, auf den Philipinen, in Neuholland und ſelbſt auf Neu-Seeland gefunden. Ein Eiland in der Saldanabai heißt das Seerabeneiland, weil es, ſo zu ſagen, mit dieſen Vögeln bedeckt iſt. In andern Gegenden des Vorgebirgs der guten Hoffnung ſind ſie nicht weniger gemein. „Zuweilen ſieht man, ſagt der H. Vicomte von Querhoent, auf der Rhede des Kaps Flüge von mehr als 300 Stück. Sie ſind nicht ſehr ſcheu, was ohne Zweifel daher kommt, weil man ihnen wenig nachſtellt. Sie ſind von Natur träge; ich habe ihrer geſehen, die über 6 Stunden lang nacheinander auf unſern Ankerbogen ſitzen blieben. Ihr Schnabel iſt unten mit einer Haut von ſchöner Pomeranzenfarbe verſehen, welche ſich unter der Kehle einige Linien weit ausdehnt und beliebig aufſchwillt; die Regenbogenhaut iſt ſchön hellgrün, der Augapfel ſchwarz, die Augenlieder rundum mit einer veilchenblauen

Haut eingefaßt, der Schwanz wie der des Spechtes gebildet, mit 14 harten und ſpitzigen Steuerfedern. Die Alten ſind ganz ſchwarz, aber die Jungen im erſten Jahre ganz grau und ohne die pomeranzengelbe Haut unter der Kehle. Sie waren alle ſehr fett.

Die Seeraben ſind auch, nach dem Bericht des H. Adanſon, am Senegal ſehr zahlreich. Wir glauben ſie ebenfalls in des Reiſenden Leguat Plutonen vom Moritzeiland wieder zu erkennen; und ziemlich ſonderbar in ihrer Natur iſt es, daß ſie die Hitze dieſer Erdgegend und den Reif Sibiriens eben gut ertragen; es ſcheint jedoch, daß die rauhen Winter jener kalten Gegenden ſie zu einigen Wanderungen nöthigen; denn man bemerkt, daß diejenigen, die im Sommer die Seen in der Umgegend von Selinginskoi bewohnen, wo man ihnen den Namen Baklane gibt, im Herbſte nach dem Baikalſee abziehen, um dort den Winter zuzubringen. Ebenſo muß es ſich mit den Urilen oder den Seeraben von Kamtſchatka verhalten, die H. Kraſcheninikoff gut beſchrieben hat, und die man in der fabelhaften Erzählung der Kamtſchadalen leicht wieder erkennt, die da ſagen, dieſe Vögel hätten ihre Jungen gegen die weißſeidenen Büſchel der Ziegen, die ſie am Hals und an den Schenkeln haben, vertauſcht, obwohl es falſch iſt, daß dieſe Vögel keine Zunge haben und Morgens und Abends, wie Steller ſagt, mit einer, dem Ton einer kleinen heiſern Trompete ähnlichen Stimme ſchreien.

Dieſe Seeraben von Kamtſchatka bringen die Nächte ſchwarmweiſe verſammelt auf den Vorſprüngen ſchroffer Felſen zu, von denen ſie oft während ihres Schlafes auf die Erde herabfallen und alsdann die Beute der Füchſe werden, die immer auf der Lauer ſtehen. Die Kamtſchadalen heben während des Tages ihre Neſter aus mit Gefahr, in die Abgründe oder ins Meer zu ſtürzen; und um die Vögel ſelbſt zu fangen, machen ſie einen Schleifknoten am Ende einer Stange; plump und ſchläfrig, rührt der Seerabe, einmal gelagert, ſich nicht mehr und dreht nur den Kopf rechts und links, um dem Strick auszuweichen, den man ihm hinhält und den man ihm zuletzt umwirft.

Der Seerabe hat, wie faſt alle Tauchervögel einen merklich abgeflachten Kopf; die Augen ſtehen ſehr nach vorne und nahe an den Winkeln des Schnabels, deſſen Beſtandweſen hart und glänzend wie Horn iſt; die Füße ſind ſchwarz, kurz und ſehr ſtark; die Fußwurzel iſt ſehr breit und an den Seiten abgeflacht; der mittle Nagel, wie der des Reihers, nach innig ſägenförmig gezähnelt; die Flügelarme ziemlich lang aber mit kurzen Steuerfedern beſetzt, weshalb er, wie Schwenckfeld bemerkt, ſchwerfällig fliegt; dieſer Naturforſcher iſt aber der einzige, der ſagt, er habe ein beſonderes Knöchelchen bemerkt, welches, hinter dem Schädel anfangend, als ein dünnes Plättchen, herab in die Halsmuskeln hineingehe.

Der kleine Seerabe oder der Dümmling.

Die Schwerfälligkeit oder vielmehr die allen Seeraben angeborene Trägheit iſt bei dieſem kleinen Seeraben noch größer und plumper, da ihm ihrentwegen alle Reiſenden den Beinamen Shagg, Tölpel oder Dümmling gegeben haben. Dieſe kleine Seerabenart iſt nicht ſo verbreitet wie die erſtere. Sie findet ſich beſonders auf den Eilanden und Spitzen der ſüdlichen Feſtländer; die HH. Cook und Forſter haben ſie auf dem Eiland Georgien einheimiſch gefunden. Dieſes letztere unbewohnte, dem Menſchen faſt unzugängliche Land, iſt von dieſen kleinen Seeraben bevölkert, die ihre Herrſchaft auf demſelben mit den Fettgänſen theilen und in den Büſchen jenes dicken Graſes lagern, welches faſt das einzige Erzeugniß des Pflanzenreichs in dieſem kalten Lande ſowie in dem der Staaten iſt, wo man ebenfalls dieſe Vögel in großer Menge findet. Ein Eiland, das in der Magelansſtraße ganz bevölkert von ihnen ſchien, erhielt von H. Cook den Namen Shagg- oder Dümmlingseiland. Dort, an jenen äußerſten Enden des Erdballs, läßt die durch die Kälte erſtarrte Natur noch 5 bis 6 Thierarten, fliegende oder beidlebige, beſtehen, die letzten Bewohner dieſer von der Kälte überwältigten Länder; ſie leben allda in einer gefühlloſen Ruhe, die man als das Vorſpiel des ewigen Schweigens anſehen kann, welches bald in dieſen Gegenden herrſchen wird. „Man ſtaunt, ſagt H. Cook, über den Frieden, der in dieſem Lande waltet; die Thiere, die es bewohnen, ſcheinen einen Bund geſtiftet zu haben, um ihre gegenſeitige Ruhe nicht zu ſtören; die Seelöwen nehmen den größten Theil der Küſte ein, die Seebären bewohnen das Innere des Eilandes und die Dümmlinge die höchſten Felſen; die Fettgänſe laſſen ſich nieder, wo ſie am leichteſten mit dem Meer in Verbindung ſtehen, und die anderen Vögel wählen ſich entlegenere Gegenden. Alle dieſe Thiere haben wir ſich vermiſchen und wie eine zahme Heerde oder wie Geflügel auf einem Hofe miteinander wandeln ſehen, ohne daß ſie ſich zu kränken ſuchten.“

In dieſen halb befrorenen, ganz baumloſen Ländern, niſten die Dümmlinge auf den ſchroffen Seiten oder den Vorſprüngen der über das Meer hinaushangenden Felſen. In einigen Bezirken findet man ihre Neſter auf den kleinen Küſtenhügeln, wo Schwerteln wachſen, oder auf den hohen Büſchen jenes großen Graſes, wovon wir ſo eben geſprochen haben. Dort ſind ſie zu Tauſenden gelagert und verſammelt. Der Lärm eines Flintenſchuſſes zerſtreut ſie nicht; ſie fliegen nur einige Fuß hoch auf und fallen dann wieder auf ihr Neſt zurück. Dieſe Jagd erfordert nicht einmal eine Feuerwaffe; denn man kann ſie mit Stangen und Stöcken todt ſchlagen, ohne daß der Anblick ihrer neben ihnen liegenden und getödeten Gefährten ſie ſo ſehr bewegt, daß ſie fliehen und demſelben Looſe ſich entziehen

ſollten. Uebrigens iſt ihr Fleiſch, beſonders das der Jungen, ziemlich gut zu genießen.

Dieſe Vögel fliegen nicht weit hinaus ins Meer und verlieren ſelten das Land aus den Augen; ſie ſind wie die Fettgänſe mit einer ſehr dichten Feder bedeckt, die recht geeignet iſt, ſie gegen die ſtrenge und ununterbrochene Kälte der Eisgegenden, die ſie bewohnen, zu ſchützen. H. Forſter ſcheint mehrere Arten oder Abarten in der Art dieſes Vogels anzunehmen; da er ſich aber über ihre Verſchiedenheit nicht deutlich erklärt und eine verſchiedene Weiſe, auf Küſtenhügeln oder in Felsſpalten zu niſten, nicht hinreicht, um eine Verſchiedenheit der Arten anzunehmen, ſo werden wir hier nur den einzigen kleinen Seeraben, den wir in unſern Gegenden kennen, beſchreiben.

In ziemlich großer Menge ſieht man ſie auf der Küſte von Kornwallis in England und im iriſchen Meer, beſonders auf dem Eilande Man. Auch findet man ſie auf den preußiſchen Küſten und in Holland bei Sevenhuis, wo ſie auf hohen Bäumen niſten. Willughby ſagt, ſie ſchwämmen mit untergetauchtem Körper und blos den Kopf außer dem Waſſer haltend, und, ſo behende, ſo raſch in dieſem Element als unbeholfen auf dem Lande, entgingen ſie dem Flintenſchuß dadurch, daß ſie in dem Augenblick, worin ſie das Feuer ſähen, den Kopf ins Waſſer ſteckten. Uebrigens hat dieſer kleine Seerabe dieſelben natürlichen Gewohnheiten wie der große, den er im Allgemeinen an Farbe und Geſtalt gleicht; die Verſchiedenheiten beſtehen darin, daß ſein Körper und ſeine Glieder kleiner und dünner ſind, ſein Gefieder unter dem Körper braun und ſeine Kehle nackt iſt, und er nur 12 Steuerfedern hat.

Einige Naturforſcher haben dieſem kleinen Seeraben den Namen ruderfüßiger Häher gegeben, aber mit ebenſo wenig Grund, als man insgemein den großen Seeraben Waſſerraben genannt hat. Dieſe ruderfüßigen Häher, welche der Kapitän Wallis im ſtillen Meer angetroffen, gehören wahrſcheinlich zu der Art unſeres kleinen Seeraben, und wir werden ebenfalls die niedlichen Seeraben auf ihn zurückführen, die H. Cook zu großen Schaaren in kleinen Höhlen hat niſten ſehen, welche dieſe Vögel ſelbſt an dem ſchieferichten Geſtein, deſſen ſchroffe Wände Neuſeeland einfaſſen, vergrößert zu haben ſchienen.

Der innere Körperbau dieſes Vogels bietet mehre Sonderbarkeiten dar, die wir hier nach den Beobachtungen der HH. Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften anführen wollen. Ein knochichter Ring umfängt die Luftröhre oberhalb der Theilung; der Pförtner iſt nicht wie gewöhnlich, unten am Magen, ſondern in der Mitte deſſelben geöffnet und läßt die untere Hälfte wie eine Taſche herabhangen; und dieſer untere Theil iſt ſehr fleiſchig

uud muskelkräftig genug, um durch ſeine Zuſammenziehung die Speiſen bis zur Mündung des Pförtners hinaufzudrücken; der Speiſeſchlund läßt ſich ſo ſehr aufblaſen, daß er mit dem Magen zuſammenzuhangen ſcheint, der ſonſt wie abgeſchnürt von ihm iſt. Die Gedärme liegen in einem mit vielem Fett, das ſo feſt wie Talg iſt, verſehenen Netze eingeſchloſſen. Dieſe Erſcheinung iſt eine Ausnahme von dem, was Plinius ſagt, die eierlegenden Thiere hätten im Allgemeinen kein Netz. Die Geſtalt der Nieren iſt auch ſonderbar; ſie ſind nicht wie bei den andern Vögeln, in 3 Lappen getheilt, ſondern auf ihrem gewölbten Theil wie ein Hahnenkamm gezähnelt und übrigens durch ein Häutchen, das ſie bedeckt, vom Unterbauch getrennt. Die Hornhaut des Auges iſt lebhaft roth, und die Kriſtalllinſe nähert ſich der Kugelform wie bei den Fiſchen. Die Wurzel des Schnabels iſt mit einer rothen Haut beſetzt, die auch das Auge umgiebt; die Oeffnung der Naslöcher iſt eine Spalte, ſo klein, daß ſie den Beobachtern entgangen iſt, die geſagt haben, die Seeraben, große und kleine, hätten keine Naslöcher. Die größte Zehe in beiden Arten iſt die äußere, und dieſe Zehe beſteht aus 5 Gliedern, die folgende aus 4, die dritte aus 3 und die letzte, die kürzeſte, aus nur 2 Gliedern. Die Füße ſind glänzend ſchwarz und mit ſpitzigen Nägeln bewaffnet *).

Unter den Federn iſt ein ſehr feiner und wie der des Schwans ſo dicker Flaum. Kleine ſeidenhafte und ſammetdichte Federn bedecken den Kopf, woraus H. Perrault folgert, daß der Seerabe nicht der Kahlrabe (Phalakrokorax) der Alten ſei; allein er hätte ſeine Behauptung beſchränken ſollen, indem er ſelbſt zuvor bemerkt hatte, am Ufer des Meeres finde man einen von dem kleinen Seeraben, den er beſchreibt, verſchiedenen großen Seeraben, und dieſer große Seerabe, der einen kahlen Kopf hat, iſt, wie wir geſehen haben, der echte Phalakrokorax der Alten.

Die Seeſchwalben.

Unter den vielen Namen, die meiſtentheils ohne Gruud von den Landthieren auf die Seethiere übertragen werden, finden ſich einige, die mit ziemlichem Glück angewandt worden, wie der der Schwalbe, den man einer kleinen Familie fiſchfangender Vögel gegeben, die durch ihre langen Flügel und ihren gabelförmigen Schwanz unſern Schwalben gleichen und durch ihren beſtändigeu Flng über die Oberfläche der Gewäſſer auf der flüßigen Fläche ein ziemlich getreues Gegenbild zu den Gängen der Landſchwalben in unſern Feldern und um unſere Wohnungen her liefern; nicht

*) H. Perrault widerlegt ernſtlich die Fabel Gesners, der ſagt, es gebe eine Seerabenart, die einen häutigen Fuß habe, womit ſie ſchwimme und einen, deſſen Zehen nackt ſeien, und womit er ſeine Beute ergreife.

weniger flink und eben ſo unſtät ſtreifen die Seeſchwalben mit geſchwindem Flügel über das Waſſer hin und fangen im Fluge die kleinen Fiſche an ſeiner Oberfläche weg, wie unſere Schwalben die Kerbthiere an derſelben ergreifen. Wegen dieſer Aehnlichkeiten in Form und natürlichen Gewohnheiten hat man ihnen mit einigem Grunde den Namen Schwalbe gegeben ungeachtet der weſentlichen Verſchiedenheiten in der Form des Schnabels und dem Bau der Füße, die bei den Seeſchwalben mit kleinen zwiſchen die Zehen zurückgezogenen Häutchen verſehen ſind und ihnen nicht zum Schwimmen dienen;*) denn die Natur hat dieſen Vögel, wie es ſcheint, nur der Kraft ihrer Flügel anvertraut, die überaus lang und ausgeſchweift ſind wie die Flügel unſerer Schwalben. Sie gebrauchen ſie auf dieſelbe Weiſe zum Schweben, Fortſchießen, Tauchen in die Luft, ihre Flüge auf 1000 und aber 1000 Weiſen hebend, ſenkend, abbrechend und durchkreuzend, jenachdem Laune, Munterkeit oder der Anblick der flüchtigen Beute, ihre Bewegungen leiten.**) ſie ergreifen ſie nur im Fluge oder indem ſie ſich einen Augenblick lang aufs Waſſer ſetzen, ohne ihnen nachzuſchwimmen; denn ſie ſchwimmen nicht gerne, obwohl ihnen ihre halbſchwimmhäutigen Füße dieſe Geſchicklichkeit verleihen können. Gewöhnlich wohnen ſie auf den Ufern des Meeres; auch beſuchen ſie die Seen und großen Flüſſe. Dieſe Seeſchwalben ſtoßen im Fliegen ein ſtarkes, ſcharfes und durchdringendes Geſchrei aus, wie die Mauerſchwalben, beſonders wenn ſie bei heiterm Wetter hoch in die Luft hinaufſteigen oder ſich im Sommer zu weiten Ausflügen zuſammen ſchaaren, insbeſondere aber in der Zeit des Niſtens; denn alsdann ſind ſie unruhiger und ſchreiſüchtiger als je; ſie widerholen und vermehren unaufhörlich ihre Bewegungen und ihr Geſchrei; und da ſie immer in großer Anzahl zuſammen ſind, ſo kann man nicht, ohne betäubt zu werden, dem Seeſtrich ſich nähern, wo ſie ihre Eier gelegt oder ihre Jungen verſammelt haben.***) Auf den franzöſiſchen Küſten des Weltmeers kommen ſie ſchaarenweiſe zu Anfang Mai an;****) die meiſten bleiben dort und verlaſſen dieſe Ufer nicht; andere reiſen weiter, und ſuchen, den Flüſſen nachziehend, die Seen und großen Teiche auf;†)

*) Daher kommt es, daß Aldrovande die Seeſchwalben, die er für kleine Seemöven hält, durch den Namen ſpaltfüßige Seemöven unterſcheidet.

**) Die Seeleute geben all dieſen Vögeln, die man auf offener See findet, den Namen Kreuzer, wenn ſie groß, und Goëletten, wenn ſie klein ſind. Bemerkungen des H. Vicomte von Querhoent, und durch die, mit den Bemerkungen dieſes vortrefflichen Beobachters verbundenen Nachrichten erkennen wir wirklich in dieſen Kreuzern und Goëletten Seeſchwalben.

***) Von ihnen und ihrem läſtigen Geſchrei leitet Turner die ſprüchwörtliche Redensart in Bezug auf das leere Geſchwätz unerbittlicher Plauderer, larus parturit, ab.

****) Beobachtung des H. Baillon über die der Pikardie.

†) Wie den von Lindre bei Dieuze in Lothringen, der mit ſeinen Krümmungen und Buchten 7 Stunden im Umfang hat.

überall leben ſie von kleinem Fiſchfang, und einige verſchlucken auch in der Luft fliegende Kerbthiere. Der Lärm der Feuerwaffen erſchreckt ſie nicht; anſtatt ſie zu entfernen, ſcheint dieſes Zeichen der Gefahr ſie anzuziehen; denn in dem Augenblick, worin der Jäger eine ſchießt, drängen ſich die andern zu Hauf um ihre verwundete Gefährtin und fallen mit ihr bis auf die Waſſerfläche. Eben ſo bemerkt man, daß unſere Landſchwalben zuweilen auf einen Gewehrſchuß herbeikommen oder wenigſtens nicht dadurch veranlaßt werden, ſich weitweg zu entfernen. Sollte dieſe Gewohnheit nicht von einem blinden Vertrauen herkommen? Unaufhörlich durch einen ſchnellen Flug fortgeriſſen, ſind dieſe Vögel nicht ſo unterrichtet wie jene, die in den Furchen kauern oder auf den Bäumen ſich wiegen; ſie haben nicht wie dieſe uns beobachten, uns erkennen und ihre gefährlichſten Feinde fliehen lernen.

Uebrigens unterſcheiden ſich die Füße der Seeſchwalbe von denen der Landſchwalbe nur dadurch, daß ſie halb plattfüßig ſind; denn ſie ſind ebenſo ſehr kurz, ſehr klein und zum Gehen faſt unnütz. Die ſpitzigen Nägel, womit die Zehen bewaffnet ſind, ſcheinen der Seeſchwalbe ſo unnöthig zu ſein wie der Landſchwalbe, da beide gleicher Weiſe ihre Beute mit dem Schnabel ergreifen; der der Seeſchwalbe iſt gerade, ſpitz auslaufend, glatt, ohne Einſchnitte und an den Seiten abgeflacht. Die Flügel ſind ſo lang, daß der Vogel in der Ruhe durch ſie beläſtigt zu werden ſcheint und er in der Luft wie ein Flügel ausſieht; wenn aber dieſe große Flugfertigkeit die Seeſchwalbe zu einem luftigen Vogel macht, ſo zeigt ſie ſich durch ihre andern Eigenſchaften als einen Waſſervogel; denn unabhängig von dem ausgeſchweiften Häutchen zwiſchen den Zehen hat ſie wie faſt alle Waſſervögel auf einem kleinen Theil des Beines keine Federn und auf dem Körper einen reichen und ſehr dichten Flaum.

Dieſe Familie der Seeſchwalben beſteht aus mehreren Arten, die meiſt über die Meere geflogen und ihre Küſten bevölkert haben. Man findet ſie von den nördlichen Meeren, Seen *) und Flüſſen an bis auf die weiten Seeſtriche des ſüdlichen Weltmeers; und faſt in allen dazwiſchen liegenden Gegenden trifft man ſie an. Wir wollen ſogleich die Beweiſe hiefür geben, indem wir ihre verſchiedenen Arten beſchreiben, und mit denjenigen anfangen, die unſere Küſten beſuchen.

Der Spürer oder die große Seeſchwalbe der franzöſ. Küſte.

Erſte Art. **)

Als erſte Art ſtellen wir hieher die größte der Seeſchwalben, die man auf den franzöſiſchen Küſten ſieht, Nro. 987; ſie mißt von der Schnabelſpitze bis

*) Der Name Taern oder Stern ſelbſt, den die Nordländer dieſen Schwalben gegeben, bedeutet See.

**) Dieſer Art gehört der Name Taerna im Schwediſchen eigenthümlich an.

zu den Nägeln beinahe 13 Zoll, beinahe 16 bis zum Schwanzende und in den ausgebreiteten Flügeln faſt 2 Fuß. Ihr feiner und dünner Wuchs, das hübſche Grau ihres Mantels, das ſchöne Weiß auf dem ganzen Vorderleib, nebſt einer ſchwarzen Kappe auf dem Kopf und der rothe Schnabel und die rothen Füße machen einen ſchönen Vogel aus ihm.

Bei der Wiederkehr des Frühlings kommen dieſe Vögel in großen Schwärmen auf den franzöſiſchen Seeküſten an und trennen ſich in Flüge, deren einige in das Innere der franzöſiſchen Landſchaften dringen, wie nach Orleanois, *) Lothringen, Elſaß **) und vielleicht weiter, den Flüſſen nachfolgend und an den Seen und Teichen ſich aufhaltend; aber der Kern der Art bleibt an den Küſten und begiebt ſich weithin über die Meere. H. Ray hat bemerkt, daß man 50 Stunden weit von den weſtlichſten Küſten Englands auf offener See viele zu finden pflegt und man auch noch jenſeit dieſer Entfernung auf dem ganzen Wege bis Madera antrifft, daß endlich dieſe große Menge auf den Salvagen, kleinen wüſten Eilanden, die nicht weit ab von den Kanarien, zum Neſtbau ſich zu verſammeln ſcheinen.

Auf den Küſten der Pikardie heißen dieſe Seeſchwalben Pierre-garins. Es ſind, ſagt H. Baillon, ebenſo lebhafte als leichte Vogel, kühne und geſchickte Fiſcher; ſie ſtürzen ins Meer auf den Fiſch, dem ſie auflauern, und ſteigen wieder, nachdem ſie ſich untergetaucht, empor und oft in einem Augenblick bis zu derſelben Höhe, wo ſie in der Luft geweſen waren. Den Fiſch verdauen ſie faſt ebenſo ſchnell, als ſie ihn fangen; denn er ſchmilzt in ihrem Magen in kurzer Zeit; der Theil, der am Boden des Sackes liegt, löſt zuerſt ſich auf, und dieſe nämliche Wirkung hat man bei den Reihern und Möven bemerkt; im Ganzen aber iſt die Verdauungskraft bei dieſen Seeſchwalben ſo groß, daß ſie leicht eine bis zwei Stunden nach der erſten Mahlzeit eine zweite zu ſich nehmen können. Sie kämpfen oft um ihre Beute miteinander und verſchlucken Fiſche, die über einen Zoll dick ſind, und deren Schwanz aus ihrem Schnabel heraushängt. Diejenigen, die man zuweilen fängt und in den Gärten füttert, ***) freſſen auch Fleiſch; in der Freiheit aber ſcheinen ſie es nicht anzurühren.

*) H. Salerne ſagt, in Sologne nenne man ſie kleiner Schreier.

**) Nach Gesner gibt man ihr am Rhein in der Gegend von Straßburg den Namen Spürer.

***) „Ich habe mehrere in meinem Garten gehabt, worin ich ſie wegen ihres läſtigen, ſelbſt während der Nacht unaufhörlichen Geſchreis nicht lange habe behalten können. Dieſe gefangenen Vögel verlieren übrigens faſt ihre ganze Munterkeit; geſchaffen, um ſich in der Luft zu erluſtigen, ſind ſie am Boden beengt; ihre kurzen Füße verwickeln ſich in Allem, auf was ſie ſtoßen.“ (Auszug aus einer Abhandlung des H. Baillon über die Spürer, aus der wir die Einzelnheiten der Naturgeſchichte dieſer Vögel genommen haben.)

Dieſe Vögel paaren ſich gleich nach ihrer Ankunft in den erſten Tagen des Mais. Jedes Weibchen legt 2 bis 3 im Verhältniſſe zu ſeinem Wuchs ſehr dicke Eier in einer kleinen Höhle auf dem bloſen Sande; die Sandſtelle, die ſie zu dieſem Zwecke wählen, iſt immer gegen den Nordwind geſchützt und liegt unterhalb einiger kleinen Dünen. Wenn man ſich ihren Neſtern nähert, ſo ſtürzen ſich die Eltern unter lautem Geſchrei der Unruhe und des Zorns aus der Höhe herab auf den Menſchen zu.

Ihre Eier haben nicht alle dieſelbe Farbe; einige ſind ſehr braun, andere grau und andere faſt grünlich; wahrſcheinlich ſind dieſe letztern die der jungen Paare; denn ſie ſind etwas kleiner und bekanntlich haben bei allen Vögeln, deren Eier farbig ſind, die der alten dunklere Farben und ſind etwas dicker und nicht ſo ſpitz als die der jungen, beſonders in den erſten Hecken. Das Weibchen in dieſer Art brütet nur des Nachts und, wenn es regnet, während des Tages; zu jeder andern Zeit überläßt es ſeine Eier der Sonnenwärme. „Wenn der Frühling ſchön iſt, ſchreibt mir H. Baillon, und beſonders wenn die Brütung bei warmem Wetter angefangen, ſo brechen die 3 Eier, aus denen gewöhnlich die Hecke der Spürer beſteht, in 3 Tagen nacheinander aus; das zuerſt gelegte einen Tag früher als das zweite, und dieſes ebenſo einen Tag früher als das dritte; weil die Entwickelung des Keimes, die bei dem letztern erſt mit dem Augenblick der begonnenen Brütung angefangen, bei den zwei andern durch die Sonnenwärme, die ſie auf dem Sande genoſſen, beſchleunigt worden iſt. Wenn das Wetter in der Legezeit regneriſch oder nur nebelig geweſen, ſo tritt dieſe Wirkung nicht ein und die Eier brechen zuſammen auf. Dieſelbe Bemerkung hat man an den Eiern der Lerchen und der See-Elſtern gemacht, und man darf glauben, daß es ſich auch hinſichtlich aller Vögel, die auf den bloſen Uferſand legen, ebenſo verhält.

„Die jungen Spürer ſind beim Ausſchlüpfen mit einem dicken weißgrauen und auf dem Kopf und Rücken mit einigen ſchwarzen Flecken überſtreuten Flaum bedeckt; ſie ſchleppen ſich aus dem Neſte fort, ſobald ſie geboren ſind; die Eltern bringen ihnen kleine Stücke Fiſch, beſonders Leber und Kiemen. Wenn die Mutter am Abend auf das noch nicht ausgebrütete Ei ſich ſetzt, legen ſich die neugebornen unter ihre Flügel. Dieſe mütterliche Fürſorge dauert nur wenige Tage; die Jungen vereinigen ſich während der Nacht und drücken ſich eng aneinander. Die Eltern geben ihnen auch nicht lang aus dem Schnabel zu freſſen, ſondern, ohne jedesmal bis auf den Boden herabzuſteigen, laſſen ſie die Nahrung fallen und, ſo zu ſagen, auf ſie herabregnen; die ſchon gefräßigen Jungen ſtreiten ſich unter Geſchrei um dieſelbe. Indeß hören ihre Eltern nicht auf, aus der Höhe der Luft über ſie zu wachen; ein Schrei, den ſie über ihnen ſchwebend ausſtoßen, macht

Lärm und ſogleich bleiben die Jungen regungslos auf dem Sande niedergekauert; ſie würden alsdann ſchwer zu entdecken ſein, wenn nicht das Geſchrei der Mutter ſelbſt ſie finden hülfe. Sie fliehen nicht, und man hebt ſie wie Steine mit der Hand auf.

„Sie fliegen erſt über ſechs Wochen, nachdem ſie ausgeſchlüpft ſind, weil ihre langen Flügel dieſe ganze Zeit zum Wachſen nöthig haben; worin ſie den Landſchwalben ähnlich ſind, die länger als alle andere Vögel von gleicher Größe im Neſte bleiben und beſſer befiedert es verlaſſen. Die erſten Federn, welche bei dieſen jungen Vögeln herauskommen, ſind auf dem Kopf, dem Rücken und den Flügeln weißgrau, die rechten Farben kommen erſt bei der Mauſe, aber junge und alte haben bei ihrer Wiederkehr im Frühling alle daſſelbe Gefieder. Die Zeit der Abreiſe von den Küſten der Pikardie iſt gegen die Mitte des Auguſt, und ich habe verfloſſenes Jahr 1779 bemerkt, daß ſie bei einem Nordoſtwinde erfolgt.“

Die kleine Seeſchwalbe.

Zweite Art.

Dieſe kleine Seeſchwalbe, Nro. 996, iſt, was die Farben betrifft, der der vorhergehenden ſo ähnlich, daß man ſie ohne einen beträchtlichen und beſtändigen Unterſchied in der Größe, der zwiſchen dieſen beiden Schlägen oder Arten herrſcht, nicht unterſcheiden könnte; dieſe hier nämlich iſt nicht größer als eine Lerche, aber ſie iſt eben ſo ſchreieriſch, ebenſo ſo unſtät wie die große; indeſſen lebt ſie doch auch in der Gefangenſchaft, wenn ſie durch die Liſt gefangen wird, welche ſeit Belons Zeit die Fiſcher gegen ſie gebrauchten, indem ſie ein hölzernes Kreuz ſchwimmen ließen, in deſſen Mitte ſie einen kleinen Fiſch als Köder befeſtigten mit Leimruthen, die in den vier Ecken ſtehen, ſo daß der Vogel, wenn er auf ſeine Beute herabfällt, zwiſchen ihnen mit ſeinen Flügeln hangen bleibt. Dieſe kleinen Seeſchwalben beſuchen ſowie die großen die franzöſiſchen Seeküſten, die Teiche und Flüſſe und ziehen ebenfalls bei der Annäherung des Winters fort.

Die Gifette oder gefleckte Seeſchwalbe.

Dritte Art.

Zur Bezeichnung dieſer Seeſchwalbenart, Nro. 924, nehmen wir den Namen Gifette an, den ſie auf den Küſten der Pikardie führt. Ihr Gefieder iſt unter dem Körper weiß, hinter dem Kopf auf eine angenehme Weiſe mit Schwarz vermiſcht, auf dem Rücken braun mit fuchsrothem Gewölk, und auf den Flügeln hübſch grau mit weißlichen Franſen; ihr Wuchs hält die Mitte zwiſchen dem der beiden vorhergehenden; was aber die Sitten anlangt, ſo unterſcheidet ſie ſich von ihnen in mehren Dingen.

H. Baillon, der zur Vergleichung mit der großen Art, dem ſogenannten Spürer, von ihr redet, ſagt, ſie finde ſich ebenfalls auf den Küſten der Pikardie, ſie unterſcheide ſich aber durch mehre Merkmale. 1. Die Gifetten ſuchen nicht wie die Spürer ihre Nahrung gewöhnlich am Meer; ſie ſind keine Fiſchfreſſer, ſondern eher Kerbthierfreſſer, da ſie ſich eben ſowohl von Fliegen und andern geflügelten Kerbthieren, die ſie in der Luft ergreifen, als von denen ernähren, die ſie ſich im Waſſer fangen; 2. ſie ſind nicht ſehr ſchreieriſch und beläſtigen nicht wie die Spürer durch ihr fortwährendes Geſchrei; 3. ſie legen nicht auf bloſem Sande, ſondern wählen in den Sümpfen ein Büſchel Gras oder Moos auf irgend einem mitten im Waſſer oder an ſeinen Ufern einzel ſtehenden Erdhaufen; dorthin tragen ſie einige dürre Grashalmen und legen ihre Eier darauf, deren gewöhnlich drei ſind; 4. ſie brüten beſtändig ſiebenzehn Tage lang über ihren Eiern, die alle an demſelben Tage aufbrechen.

Die Jungen können erſt nach einem Monat fliegen, und dennoch reiſen ſie mit ihren Eltern ziemlich frühzeitig und oft vor den Spürern ab; in der Zeit ihrer Wanderung ſieht man ſie längs der Seine und der Loire fliegen. Uebrigens fliegen ſie auf dieſelbe Weiſe wie die Spürer oder großen Seeſchwalben, und ebenſo ſind ſie fortwährend in der Luft; am öfteſten ſtreifen ſie über das Waſſer oder das Gras hin und ſteigen auch ſehr ſchnell und ſehr hoch.

Die ſchwarze Gifette oder die Scheuche.
Vierte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 333, hat mit dem vorigen eine ſo große Aehnlichkeit, daß man ihn in der Pikardie die ſchwarze Gifette nennt. Der Name Scheuche, den man ihr anderwärts gibt, kommt wahrſcheinlich von der dunkeln tief aſchgrauen Farbe her, die ſeinen Kopf, Hals und Körper ſchwärzt; ſeine Flügel allein haben die hübſche graue Farbe, welche die gewöhnliche Tracht der Seeſchwalben iſt. Er iſt beinahe ſo groß wie die gemeine Gifette, ſein Schnabel iſt ſchwarz und ſeine Füße ſind dunkelroth. Das Männchen erkennt man an einem weißen Flecken unter der Kehle.

Dieſe Vögel haben nichts Trauerartiges als das Gefieder, denn ſie ſind munter, fliegen unaufhörlich und machen wie die andern Seeſchwalben, tauſend Züge und Wendungen. Wie die andern Gifetten niſten ſie auf dem Schilf in den Sümpfen und legen drei bis vier ſchmutzig grüne Eier mit ſchwärzlichen Flecken, die gegen die Mitte hin einen Gürtel bilden. Sie machen ebenfalls auf die geflügelten Kerbthiere Jagd und gleichen ihnen auch in ihrem ganzen Benehmen.*)

*) Bemerkungen, mitgetheilt von H. Baillon von Montreuil-ſur-Mer.

Der Brandvogel.

Fünfte Art.

Ein ſchönes Schwarz bedeckt den Kopf, die Kehle, den Hals und die obere Bruſt dieſer Seeſchwalbe wie ein Kappmantel oder ein Domino; ihr Rücken iſt grau, ihr Bauch weiß; ſie iſt etwas größer als die Gifetten. Ihre Art ſcheint auf den franzöſiſchen Küſten nicht ſehr gemein zu ſein; ſie findet ſich aber auf den amerikaniſchen wieder, wo der P. Feuillee ſie beſchrieben hat und wo, wie er bemerkt, dieſe Vögel auf dem nackten Geſtein zwei gegen ſeine Größe ſehr dicke Eier legen, die auf einem weißlichen Grunde mit düſter purpurrothen Flecken gemarmort ſind. Uebrigens war der von dieſem Reiſenden unterſuchte Vogel größer als derjenige welchen H. Briſſon beſchrieben hat, der ſie jedoch beide auf dieſelbe Art zurückführt, welcher er, ohne den Grund dafür anzugeben, den Namen Gachet beigelegt hat.

Die Seeſchwalbe von den Philippinen.

Sechſte Art.

Dieſe Seeſchwalbe hat H. Sonnerat auf Panay, einer der Philippinen gefunden, und in ſeiner Reiſe nach Neuguinea angegeben. Sie iſt ſo groß wie unſer Spürer und gehört vielleicht zu derſelben durch den Einfluß des Himmelsſtriches etwas veränderten Art; denn wie der Spürer iſt ſie auf dem Vorderleibe weiß, oben auf dem Kopf ſchwarz gefleckt und nur durch die Flügel und den Schwanz von ihm verſchieden, die unten graulich und umbrabraun ſind; Schnabel und Füße ſind ſchwarz.

Die Seeſchwalbe mit großer Flügelweite.

Siebente Art.

Obgleich dieſes Merkmal einer großen Flügelweite allen Seeſchwalben anzugehören ſcheint, läßt es ſich dennoch insbeſondere dieſer beilegen, die, ohne einen größern Körper als unſere gemeine Seeſchwalbe zu haben, 2 Fuß 9 Zoll in den ausgebreiteten Flügeln mißt. Sie hat auf der Stirn einen kleinen weißen Halbmond, iſt oben auf dem Kopf und Schwanz ſchön ſchwarz und auf dem ganzen Untenleibe weiß; Schnabel und Füße ſind ſchwarz. Die Kenntniß dieſer Art verdanken wir dem H. Vicomte von Querhoent, der ſie auf dem Himmelfahrtseiland gefunden und uns folgende Nachricht über ſie mitgetheilt hat.

Es iſt unbegreiflich, wie viele dieſer Schwalben es auf dem Himmelfahrtseiland gibt; die Luft iſt zuweilen verdunkelt von ihnen, und ich habe kleine Flächen geſehen, die ſie ganz bedeckten. Sie ſind gar laut, und ſtoßen

unaufhörlich ein ſcharfes und grelles Geſchrei aus, das dem der Schleiereule ganz ähnlich iſt. Furchtſam ſind ſie nicht; ſie flogen ſo nahe über mich, daß ſie mich faſt berührten, und die auf ihren Neſtern ſaßen, flogen nicht fort, wenn ich mich ihnen näherte, ſondern hackten mich tüchtig mit dem Schnabel, wenn ich ſie angreifen wollte. Unter mehr als 600 Neſtern dieſer Vögel habe ich nur drei geſehen, die 2 Junge oder 2 Eier enthielten; in allen andern war nur eines; ſie machen ſie am Boden neben einem Steinhaufen und alle nebeneinander. In einem Theil des Eilands, wo ſich eine Schaar niedergelaſſen hatte, fand ich in allen Neſtern das Junge ſchon groß und nicht ein einziges Ei; des andern Morgens traf ich eine andere Niederlaſſung, wo in jedem Neſte nur ein Ei, deſſen Ausbrütung angefangen, und nicht ein Junges war. Dieſes Ei, deſſen Größe mich überraſchte, iſt gelblich mit braunen Flecken und mit blaßveilchenblauen, die an dem dicken Ende zahlreicher ſind. Ohne Zweifel legen dieſe Vögel mehremal jährlich. Die Jungen ſind im erſten Jahre mit einem weißgrauen Flaum bedeckt. Wenn man ſie im Neſt fangen will, ſo geben ſie ſogleich den Fiſch, den ſie im Magen haben, von ſich."

Die große Seeſchwalbe von Cayenne.

Achte Art.

Dieſer Art könnte man die Benennung ſehr große Seeſchwalbe geben; denn ſie iſt in ihren Hauptmaßen über 2 Zoll größer als der Spürer, der die größte unſeres europäiſchen Seeſchwalben iſt. Dieſe, Nro. 988, findet ſich in Cayenne; ſie iſt, wie die meiſten Arten ihrer Gattung auf dem ganzen Unterleibe weiß, hat hinten auf dem Kopf eine ſchwarze Kappe, und die Federn ihres Mantels ſind auf grauem Grunde gelblich oder ſchwach fuchsröthlich gefranſt.

Wir kennen nur dieſe 8 Arten Seeſchwalben und glauben von dieſer Familie den Vogel trennen zu müſſen, aus welchem H. Briſſon ſeine dritte Art unter der Benennung aſchgraue Schwalbe gemacht, weil er kurze Flügel hat und die große Länge der Flügel der hervorſtehendſte Zug und die beſtändige Eigenſchaft zu ſein ſcheint, wodurch die Natur der Seeſchwalben gekennzeichnet hat, und weil auch ihre natürlichen Gewohnheiten meiſtentheils von dieſem ihnen allen gemeinſamen Bau abhangen.

Der Tropikvogel.

Wir haben Vögel aus dem Norden nach dem Süden ziehen und alle Gegenden der Erde und des Meeres frei durchfliegen ſehen; andere werden wir wie die letzten Kinder der unter dem Eisgürtel hinſterbenden Natur

auf die Polgegenden eingeſchränkt ſehen *); dieſer dagegen ſcheint unter den brennenden Gürtel, den die Wendekreiſe begränzen, zu folgen.**) Stets unter dieſem glühenden Himmel fliegend, ohne ſich über die beiden äußerſten Gränzpunkte der Straße des großen Geſtirns hinaus zu entfernen, kündigt er den Seefahrern ihre nahe Ankunft unter dieſe Himmelslinien an; auch haben ihm alle den Namen Tropikvogel gegeben, weil ſein Erſcheinen den Eintritt in den heißen Gürtel anzeigt, man möge von Norden oder von Süden her auf irgend einem der Weltmeere kommen, welche dieſer Vogel gleichmäßig geſucht.

Selbſt auf den von den beiden Indien entfernteſten und am weiteſten in das Meer zwiſchen den Kreiſen der Nachtgleiche hinausgeworfenen Eilanden, wie auf Himmelfahrtseiland, St. Helena, Rodrigez und den Eilanden France und Bourbon, ſcheinen dieſe Vögel mit Vorliebe zu landen und ſich aufzuhalten. Der weite Raum des atlantiſchen Meeres nach Norden hin, ſcheint ſie bis nach den Bermuden hin verführt zu haben; denn auf dieſem Punkte der Erdkugel haben ſie ſich am weiteſten von den Gränzen des heißen Gürtels entfernt. Dieſen Gürtel bewohnen und durchſtreifen ſie ſeiner ganzen Breite nach und finden ſich an ſeiner andern Gränze gegen Süden hin wieder, wo ſie jene Reihe von Eilanden bevölkern, welche H. Cook uns unter dem ſüdlichen Wendekreiſe entdeckt hat, die Markiſen, das Oſtereiland, die Geſellſchafts- und die Freundſchaftseilande.***) Die HH. Cook und Forſter haben dieſe Vögel auch in verſchiedenen Gegenden der offenen See gegen dieſe nämlichen Breitegau hin angetroffen; denn obgleich ihr Erſcheinen als ein Zeichen der Nähe irgend eines Landes angeſehen wird, iſt es ſicher, daß ſie ſich zuweilen weit weg von demſelben entfernen und ſich gewöhnlich mehrere hundert Meilen weit ins offene Meer begeben.

Abgeſehen von einem mächtigen und ſehr ſchnellen Fluge haben dieſe Vögel, um ſo weite Strecken zurücklegen zu können, die Fähigkeit, auf dem Waſſer ſich auszuruhen****) und mittelſt ihrer breiten Füße einen Stützpunkt zu finden; denn ihre Füße ſind ganz ruderförmig und die Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden, wie die der Seeraben, der Tölpel und der Fregatten, denen der Tropikvogel durch dieſes Merkmal und auch durch die Gewohnheit, ſich auf die Bäume zu ſetzen, ähnlich iſt. Indeſſen hat er mit den Seeſchwalben weit mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einem dieſer Vögel;

*) Man ſehe in den letzten Aufſätzen dieſer Naturgeſchichte die von dem Albatroß, Sturmvogel, Alk und Fettgans.

**) In dieſer Vorſtellung ohne Zweifel hat ihm H. Linné den dichteriſchen Namen Faeton (phaeton aethereus) gegeben.

***) Auf den erſten dieſer Eilande iſt ſein Name Manoo-roa (Manoo bedeutet Vogel).

****) H. Labat glaubt ſogar, daß ſie auf demſelben ſchlafen.

er gleicht ihnen durch die Länge der Flügel, die ſich auf dem Schwanze kreuzen, wenn er in Ruhe iſt; er gleicht ihnen auch durch die Form des Schnabels, der jedoch ſtärker, dicker und auf den Rändern leicht gezähnelt iſt.

Er iſt faſt ſo groß wie eine gemeine Taube. Das ſchöne Weiß ſeines Gefieders würde hinreichen, um ihn bemerkbar zu machen; aber ſein auffallendſtes Merkmal iſt ein doppelter langer Halm, der wie ein in ſeinem Schwanze ſteckender Strohhalm ausſieht, woher er im Franzöſiſchen den Namen paille-en-queue, d. i. Stroh=im=Schwanz, erhalten hat. Dieſer doppelte lange Halm beſteht aus zwei Fäden, deren jeder aus einer faſt nackten und nur mit ſehr kurzen Bärten beſetzten Federrippe beſteht, und es ſind Verlängerungen der beiden Steuerfedern in der Mitte des Schwanzes, der übrigens ſehr kurz und faſt unbemerkbar iſt. Dieſe Halme ſind bis an 22 und 24 Zoll lang; oft iſt einer der beiden länger als der andere, und zuweilen iſt nur einer vorhanden, was von irgend einem Zufall oder von der Zeit der Mauſe herrührt, denn in dieſer Zeit verlieren die Vögel ſie, und die Einwohner Otaheitis und anderer benachbarter Eilande ſammeln alsdann dieſe langen Federn in den Wäldern, wo dieſe Vögel ihre nächtliche Ruhe halten; dieſe Eiländer machen Federbüſchel für ihre Krieger daraus; die Karaiben auf den amerikaniſchen Eilanden ſtecken ſich dieſe langen Halme durch die Scheidewand der Naſe, um ſich ſchöner oder ſchrecklicher zu machen.

Leicht begreift man, daß ein Vogel von einem ſo hohen, freien und weiten Fluge ſich nicht in die Gefangenſchaft ſchicken kann; außerdem machen ihn ſeine kurzen und nach hinten ſtehenden Füße ſo ſchwerfällig, ſo unbeholfen an der Erde, als er in den Lüften leicht und flink iſt. Man hat dieſe Vögel zuweilen aus Müdigkeit oder durch den Sturm verſchlagen, an den Maſt der Schiffe ſich ſetzen und mit der Hand ſich fangen laſſen ſehen. Der Reiſende Leguat redet von einem luſtigen Kriege zwiſchen ihnen und den Matroſen ſeiner Schiffsmannſchaft, denen ſie die Mützen wegnahmen.

Man unterſcheidet 2 bis 3 Arten der Tropikvögel, die aber nur Schläge oder Abarten zu ſein ſcheinen, welche dem Hauptſtamm ſehr nahe ſtehen. Wir wollen von dieſen Arten Nachricht geben, ohne zu behaupten, daß ſie in der That der Art nach verſchieden ſind.

Der große Tropikvogel.

Erſte Art.

Wir können die Arten oder Abarten dieſer Vögel beſonders durch die Abweichung in der Größe unterſcheiden. Dieſer, Nro. 998, iſt ſo groß oder größer noch als eine gemeine große Taube; ſeine Halme oder Fäden ſind an 2 Fuß lang, und auf ſeinem ganz weißen Gefieder ſieht man kleine

ſchraffirte ſchwarze Linien oben auf dem Rücken, und einen ſchwarzen hufeiſenförmigen Strich, der das Auge am innern Winkel umfängt; der Schnabel und die Füße ſind roth. Dieſer Tropikvogel, der auf Rodrigez, Himmelfahrtseiland und Cayenne gefunden wird, ſcheint der größte aller dieſer Vögel zu ſein.

Der kleine Tropikvogel.

Zweite Art.

Dieſer, Nro. 369, iſt nur ſo groß wie eine kleine gemeine Taube oder ſelbſt noch kleiner; er hat wie der vorige ein ſchwarzes Hufeiſen auf dem Auge, und außerdem iſt er auf den zunächſt am Körper ſtehenden Flügelfedern und den großen Schwungfedern gefleckt; ſein ganzes übriges Gefieder iſt weiß; ebenſo die langen Halme. Die Ränder des Schnabels, die bei dem großen Tropikvogel in kleine rückwärts ſtehende Sägezähne ausgeſchnitten ſind, ſind es weit weniger bei dieſem. Er ſtößt von Zeit zu Zeit ein Geſchrei, ſchirik, ſchirik, aus und baut ſein Neſt in Löchern ſchroffer Felſen. Dem P. Feuillee zufolge findet man nur 2 Eier darin, die bläulich und etwas größer als Taubeneier ſind.

Bei der Vergleichung mehrerer einzelnen Vögel dieſer zweiten Art haben wir an einigen auf dem weißen Grunde ihres Gefieders röthliche oder halbe Anſtriche gefunden; eine Abweichung, die, wie wir glauben, vom Alter herrührt und auf die wir des H. Briſſon falben Tropikvogel zurückführen werden, wie es ſcheint, mit um ſo größerm Recht, als er ihn kleiner denn den weißen Tropikvogel ſein läßt. Beträchtliche, obwohl nur bei einzeln Vögeln, vorkommende Abweichungen, haben wir auch in der Größe derſelben bemerkt, und mehrere Reiſende haben uns verſichert, daß das Gefieder der Jungen nicht rein weiß, ſondern braun oder ſchwärzlich gefleckt oder geſchmutzt iſt. Die Jungen unterſcheiden ſich von den Alten auch darin, daß ſie noch keine langen Halme im Schwanze haben und ihre Federn, die roth werden ſollen, blaßblau ſind. Indeß müſſen wir bemerken, daß, obwohl Catesby im Allgemeinen verſichert, die Füße und der Schnabel dieſer Vögel wären roth, dieſes ohne Ausnahme nur in Bezug auf die vorhergehende und die folgende Art wahr iſt; denn in dieſer hier, der auf Isle-de-France gemeinen Art, iſt der Schnabel gelblich oder hornfarbig und die Füße ſind ſchwarz.

Der rothhalmige Tropikvogel.

Dritte Art.

Die beiden Fäden oder langen Schwanzhalme haben in dieſer Art, Nro. 979, dieſelbe rothe Farbe wie der Schnabel; das übrige Gefieder iſt weiß mit Ausnahme einiger ſchwarzer Flecken auf dem Flügel, nahe am

Rücken, und des ſchwarzen hufeiſenförmigen Strichs, der das Auge umfängt. Der H. Vicomte von Querhoent hat die Güte gehabt, in Betreff dieſes Vogels, den er auf Isle=de=France beobachtet hat, folgende Nachricht uns mitzutheilen: „Der rothfädige Tropikvogel niſtet auf dieſem Eiland wie auch der gemeine Tropikvogel, der letztere in Baumhöhlen auf dem großen Eiland, der andere in Löchern auf den kleinen Eilanden der Nachbarſchaft. Den rothfädigen Tropikvogel ſieht man faſt nie aufs große Land kommen, und außer der Zeit der Liebe beſucht auch der gemeine Tropikvogel es nur ſelten. Ihr Leben bringen ſie mit Fiſchen auf offenem Meere zu und ſie ruhen ſich aus auf dem kleinen Eilande Coin=de=mire, welches 2 Meilen unter dem Winde von Isle=de=France liegt, wo auch viele andere Seevögel gefunden werden. Neſter von Tropikvögeln habe ich im September und Oktober gefunden; jedes enthält zwei gelblich weiße Eier mit fuchsrothen Sprenkeln. Man verſichert mir, in dem Neſte des großen Tropikvogels finde ſich oft nur ein Ei; auch ſcheint keine der Arten oder Abarten dieſes ſchönen Vogels der Wendekreiſe zahlreich zu ſein.“

Uebrigens ſcheint keine dieſer 3 Arten oder Abarten irgend einer beſtimmten Gegend eigenthümlich anzugehören; oft findet man die beiden erſten oder die beiden letzten zuſammen; und der H. Vicomte von Querhoent ſagt, er habe ſie auf dem Himmelfahrtseiland alle 3 vereinigt geſehen.

Die Tölpel.*)

In allen gut organiſirten Weſen äußert ſich der Naturtrieb durch gleichmäßige Gewohnheiten, die alle auf ihre Erhaltung hinzielen; dieſe Empfindung warnt ſie und lehrt ſie fliehen, was ſchaden, und aufſuchen, was zur Erhaltung ihres Daſeins und auch zu den Bequemlichkeiten des Lebens dienen kann. Die Vögel, von denen wir jetzt reden wollen, ſcheinen von der Natur nur die Hälfte dieſes Triebes empfangen zu haben; groß und ſtark mit einem kräftigen Schnabel ausgerüſtet, mit langen Flügeln und vollſtändigen und breiten Ruderfüßen verſehen, haben ſie alle zur Anwendung ihrer Fähigkeiten, es ſei in der Luft oder im Waſſer, nöthige Eigenſchaften. Sie haben alſo Alles, was ſie zum Handeln und Leben bedürfen, und dennoch ſcheinen ſie nicht zu wiſſen, was man thun muß oder nicht, um dem Tode auszuweichen; von einem Ende der Welt bis zum andern und von den nördlichen Meeren bis zu den ſüdlichen verbreitet, haben ſie nirgendwo ihren gefährlichſten Feind kennen lernen; der Anblick des Menſchen erſchreckt

*) Im Engliſchen Booby (tölpelhaft, dumm), woraus man den Namen Boubie gemacht, den man ſo häufig in den Berichten über die Südſee lieſt; bei den indiſchen Portugieſen Pararos bobos oder Tölpelvögel; in dem neuern Latein und dem der Namengeber Sula.

und verſchüchtert ſie nicht; ſie laſſen ſich nicht allein auf den Raaen der Schiffe im Meer, ſondern am Lande auf den kleinen Eilanden und den Küſten fangen, wo man ſie in großer Menge mit Stöcken todtſchlägt, ohne daß der dumme Schwarm zu fliehen oder aufzufliegen oder auch nur von den Jägern ſich abzuwenden weiß. Dieſe Gleichgültigkeit gegen die Gefahr rührt weder von Feſtigkeit, noch von Muth her, da ſie weder zu widerſtehen, noch ſich zu vertheidigen und noch weniger anzugreifen wiſſen, obgleich ſie alle Mittel dazu ſowohl durch die Stärke ihres Körpers, als durch die ihrer Waffen, beſitzen. Lediglich alſo aus Blödſinnigkeit vertheidigen ſie ſich nicht, und von welcher Urſache ſie auch herrühren mag, dieſe Vögel ſind mehr dumm als närriſch, wie ſie in andern Sprachen heißen; denn dem ſeltſamſten Mangel an Naturtrieb kann man nicht einen Namen geben, der höchſtens auf den Mißbrauch deſſelben paßt.

Da aber alle innere Fähigkeiten und die ſittlichen Eigenſchaften der Thiere aus ihrem Körperbau entſpringen, ſo muß man dieſe unglaubliche Trägheit, welche die Selbſtpreisgebung bewirkt, irgend einer körperlichen Urſache zuſchreiben, und, wie es ſcheint, beſteht dieſe Urſache in der Schwierigkeit, womit dieſe Vögel ihre zu langen Flügel in Bewegung ſetzen,*) ein Unvermögen, welches vielleicht ſo groß iſt, daß daraus jene Schwerfälligkeit entſteht, die ſie ſelbſt in der Zeit der dringendſten Gefahr und ſogar unter den Schlägen, womit man ſie trifft, ohne Bewegung läßt.

Indeſſen wenn ſie der Hand des Menſchen entrinnen, ſo, ſcheint es, überliefert ſie ihr Mangel an Muth einem andern Feinde, der ſie unaufhörlich quält; dieſer Feind iſt die ſogenannte F r e g a t t e; ſie ſtürzt über die Tölpel hin, ſobald ſie dieſelben wahrnimmt, verfolgt ſie ohne Unterlaß und nöthigt ſie durch Hiebe mit den Flügeln und dem Schnabel, ihr ihre Beute zu überlaſſen, die ſie ſogleich ergreift und verſchlingt; denn dieſe einfältigen und feigen Tölpel geben beim erſten Angriff ihre Beute heraus und holen ſich ſodann eine andere, die ſie oft von Neuem durch denſelben Raubzug dieſer Fregatte verlieren.

Uebrigens fiſcht der Tölpel ſchwebend mit unbeweglichen Flügeln, und in dem Augenblick, worin der Fiſch an der Oberfläche des Waſſers erſcheint, auf ihn fallend. Obgleich raſch und anhaltend, iſt es ſein Flug doch nicht ſo ſehr wie der der Fregatte; auch entfernen ſich die Tölpel lange nicht ſo weit wie ſie aufs offene Meer, und ihr Begegnen auf der See kündigt den Seefahrern mit ziemlicher Sicherheit die Nähe irgend eines Landes an. Gleichwohl haben ſich einige dieſer Vögel, welche die Küſten unſeres Nordens

*) Wir werden ſehen, daß die Fregatte ſelbſt ungeachtet ihres kräftigen Fluges eine ähnliche Mühe hat, wenn ſie ihren Aufflug nehmen will. Man ſehe unten den Aufſatz über dieſen Vogel.

beſuchen, auf den entfernteſten und einſamſten Eilanden mitten im Weltmeer gefunden; ſie wohnen dort wie Pflanzſtämme mit den Möven, Tropikvögeln u. ſ. w.; und die Fregatte, die vorzugsweiſe ſie verfolgt, hat nicht verfehlt, ihnen dahin zu folgen.

Dampier gibt eine merkwürdige Erzählung der Feindſeligkeiten der Fregatte, die er Krieger nennt, gegen die Tölpel, die er Boubies*) nennt, auf den Alkranen an der Küſte von Jukatan. „Der Schwarm dieſer Vögel iſt dort ſo groß, ſagt er, daß ich nicht in ihr Lager kommen konnte, ohne von ihren Schnabelhieben beläſtigt zu werden. Ich bemerkte, daß ſie paarweiſe geordnet waren, was mich glauben ließ, daß es Männchen und Weibchen waren. Als ich ſie ſchlug, flogen einige davon, die meiſten aber blieben; ſie flogen nicht weg, ungeachtet aller Mühe, die ich mir gab, um ſie dazu zu nöthigen. Auch bemerkte ich, daß die Krieger und die Bubies immer eine Wache bei ihren Jungen zurückließen, beſonders wann die Alten ihren Mundvorrath auf dem Meere holen gingen. Ziemlich viele Krieger ſah man kränk oder verſtümmelt; ſie ſchienen außer Stande, ſich ihre Nahrung aufzuſuchen; ſie hielten ſich nicht bei den Vögeln ihrer Art auf, und, mochten ſie von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen worden ſein oder ſich freiwillig von ihr getrennt haren, ſie lebten zerſtreut an verſchiedenen Plätzen, um dort wahrſcheinlich Gelegenheit zum Rauben zu finden. Eines Tages ſah ich über 20 auf einem der Eilande, die von Zeit zu Zeit Ausflüge ins offene Gefilde machten, um Beute zu holen; ſie zogen ſich aber faſt auf der Stelle wieder zurück. Derjenige, der eine unbewachte junge Bubie überraſchte, ſchlug ſie zuerſt mit dem Schnabel auf den Rücken, damit ſie ſich übergab, was ſie auf der Stelle that; ſie gab einen oder zwei fauſtdicke Fiſche von ſich, und der alte Krieger verſchlang ſie noch geſchwinder. Die kräftigen Krieger ſpielen den alten Bubies, die ſie auf dem Meere finden, daſſelbe Spiel. Ich ſelbſt ſah einen, der auf eine Bubie gerade zuflog und mit einem Schnabelhieb ſie nöthigte, einen Fiſch von ſich zu geben, den ſie ſo eben verſchluckt hatte; der Krieger fiel ſo ſchnell darüber her, daß er ihn in der Luft und, noch ehe er ins Waſſer fiel, ergriff.“

Die meiſte Aehnlichkeit in Geſtalt und Körperbau haben die Tölpel mit den Seeraben, nur iſt ihr Schnabel nicht hakenförmig, ſondern in eine Spitze leicht gebogen; ſie unterſcheiden ſich von ihnen auch darin, daß ihr Schwanz nicht über die Flügel hinausgeht. Ihre 4 Zehen ſind durch eine einzige Schwimmhaut verbunden; der Nagel der Mittelzehe iſt nach innen ſägenförmig gezähnelt; der Augenumring iſt eine nackte Haut; ihr gerader, kegelförmiger Schnabel iſt an der Spitze etwas hakenförmig und ſeine Ränder fein gezähnelt; die Naslöcher ſind nicht ſichtbar, an ihrer Stelle

*) Es iſt das engliſche Wort Booby, dumm, einfältig.

ſieht man nur 2 hohle Rieſen. Das Merkwürdigſte aber von dieſem Schnabel iſt, daß ſeine obere Hälfte wie zergliedert iſt und aus 3 Stücken beſteht, welche durch 2 Nähten verbunden ſind, wovon die erſte gegen die Spitze hin ſich bemerkbar macht, die dadurch wie ein abgeſonderter kleiner Nagel erſcheint; die zweite zeigt ſich gegen die Wurzel des Schnabels hin nahe am Kopf und ertheilt dieſer obern Hälfte die Fähigkeit, ſich zu brechen und nach oben zu öffnen, wobei ſich ſeine Spitze über 2 Zoll weit von der des untern Kiefers aufrichtet.

Dieſe Vögel ſtoßen ein ſtarkes Geſchrei aus, das etwas von dem des Raben und der Gans an ſich hat; und beſonders wenn die Fregatte ſie verfolgt, laſſen ſie dieſes Geſchrei hören, oder wenn ſie verſammelt von irgend einem plötzlichen Schrecken ergriffen werden. Uebrigens halten ſie beim Fliegen den Hals geſtreckt und den Schwanz ausgebreitet. Sie können ihren Flug nur von irgend einem hohen Punkt aus gut nehmen; auch ſetzen ſie ſich wie die Seeraben auf. Dampier bemerkt ſelbſt, auf dem Vogeleiland niſteten ſie auf den Bäumen; obwohl man ſie anderwärts am Boden niſten ſah*) und immer in großer Menge an einem und demſelben Platz; denn eine Gemeinſchaftlichkeit, nicht des Naturtriebes, ſondern des Blödſinns ſcheint ſie zu verſammeln. Sie legen nur 1 Ei bis 2. Die Jungen bleiben lange von einem ſehr ſanften und bei den meiſten ſehr weißen Flaum bedeckt; jedoch die übrigen Beſonderheiten, welche dieſe Vögel betreffen können, müſſen bei der Aufzählung ihrer Arten ihre Stelle finden.

Der gemeine Tölpel.

Erſte Art.

Dieſer Vogel, deſſen Art die gemeinſte auf den Antillen zu ſein ſcheint, hält in der Größe die Mitte zwiſchen der Ente und der Gans. Von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende iſt er 2 Fuß 5 Zoll, und bis zur Spitze der Nägel 1 Fuß 11 Zoll lang; ſein Schnabel hat 4½, ſein Schwanz an 10 Zoll. Die nackte Haut, die ſeine Haut umgibt, iſt gelb; eben ſo die Wurzel des Schnabels, deſſen Spitze braun iſt; die Füße ſind blaßgelb; der Bauch iſt weiß und das ganze übrige Gefieder aſchbraun.

So einfach dieſe Tracht iſt, bemerkt Catesby, daß ſie dieſe Art nicht kennzeichnen können; ſo viele Abweichungen finden ſich unter den einzeln Vögeln derſelben. Ich habe bemerkt, ſagt er, daß einer dieſer Vögel einen

*) H. Valmont von Bomare ſucht den Grund, warum man dieſem Vogel den Namen Tölpel gegeben, und irrt ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr, wenn er ſagt, er ſei der einzige Ruderfüßer, der ſich aufſetze, da nicht nur der Seerabe, ſondern auch der Pelikan, der Anhima und der Tropikvogel ſich aufſetzen; und das Seltſamſte iſt, alle dieſe Vögel ſind die der Gattung, welche am vollſtändigſten ruderfüßig iſt, da ihre 4 Zehen durch ein Schwimmhäutchen verbunden ſind.

weißen Bauch und einen braunen Rücken, ein anderer eine weiße Bruſt und einen weißen Bauch hatte, und daß andere ganz braun waren.“ Auch ſcheinen einige Reiſende dieſe Tölpelart mit dem Namen falbe Vögel bezeichnet zu haben. Ihr Fleiſch iſt ſchwarz und riecht ſumpfich; indeß haben ſich die Matroſen und die Abenteurer auf den Antillen oft damit geſättigt. Dampier erzählt, eine kleine franzöſiſche Flotte, die auf dem Aveseiland ſcheiterte, hätte ſich dieſe Hülfsquelle zu Nutzen gemacht und ſo viele dieſer Vögel verzehrt, daß ihre Anzahl auf dieſem Eilande beträchtlich abgenommen.

In großer Menge findet man ſie nicht allein auf dieſem Aveseiland, ſondern auch auf Remire und beſonders auf Grand-Connetable, einem im Angeſicht von Cayenne einzeln im Meere liegenden, wie ein Zuckerhut geformten Felſen. In ſehr großer Anzahl ſind ſie auch auf den kleinen Eilanden vorhanden, die an der neuſpaniſchen Küſte gegen Karakas hin liegen; und, wie es ſcheint, trifft man dieſe nämliche Art auf der braſilſchen Küſte und den Bahamaeilanden, wo ſie, wie man verſichert, alle Monate des Jahres 2 bis 3 Eier oder zuweilen ein einziges auf dem ganz nackten Felſen legen.

Der weiße Tölpel.

Zweite Art.

In der vorhergehenden Art haben wir eine große Manchfaltigkeit in der Vertheilung der braunen und der weißen Farbe bemerkt; indeß ſcheint es uns nicht, daß man dieſe hier auf ſie zurückführen kann, beſonders da du Tertre, der dieſe Vögel lebend geſehen, ſie voneinander unterſcheidet. Sie ſind in der That ſehr verſchieden voneinander, da der eine braun, wo der andere weiß iſt, nämlich auf dem Rücken, dem Halſe nnd dem Kopf, und außerdem dieſer hier etwas größer iſt; nur ſeine Schwungfedern und ein Theil ſeiner Bedeckung ſind braun; ſodann ſcheint er nicht ſo ſtumpfſinnig zu ſein. Er ſetzt ſich nicht leicht auf die Bäume und noch weniger läßt er ſich auf den Raaen der Schiffe fangen. Indeſſen wohnt dieſe zweite Art in denſelben Gegenden wie die erſtere. Man findet ſie gleicherweiſe auf dem Himmelfahrtseiland. Auf dieſem Eilande, ſagt der H. Graf von Querhoent, gibt es gemeine Tölpel zu Tauſenden; die weiß ſind, nicht ſo zahlreich; die einen wie die andern ſieht man auf Steinhaufen ſitzen, gewöhnlich paarweiſe; dort findet man ſie zu allen Stunden, und ſie fliegen von dort nur dann weg, wenn der Hunger ſie nöthigt, auf den Fiſchfang zu gehen. Ihr allgemeines Lager haben ſie unter dem Winde des Eilandes aufgeſchlagen; dort kann man ſich ihnen am hellen Tage nähern und ſelbſt mit der Hand ſie fangen. Es gibt noch andere Tölpel, die von den vorhergehenden ver-

ſchieden ſind; als wir unter 10 Graden 6 Sekunden nördlicher Breite waren, ſahen wir ihrer, die einen ſchwarzen Kopf hatten."

Der große Tölpel.

Dritte Art.

Dieſer Vogel, der größte ſeiner Gattung, iſt ſo groß wie eine Gans und mißt 6 Fuß in den ausgeſpannten Flügeln. Sein Gefieder iſt dunkelbraun und auf dem Kopf mit kleinen, auf der Bruſt mit breitern und auf dem Rücken mit noch breitern Flecken beſtreut; der Bauch iſt matt weiß. Das Männchen hat lebhaftere Farben als das Weibchen.

Dieſer große Vogel wird auf den Küſten Floridas und auf den großen Flüſſen dieſer Gegend gefunden. „Er taucht unter, ſagt Catesby, und bleibt eine beträchtliche Zeit unter dem Waſſer, wo er, wie ich mir vorſtelle, auf Haie oder andere große gefräßige Fiſche ſtößt, die ihn verſtümmeln oder freſſen; denn mehrere Mal iſt es mir begegnet, daß ich ſolche Vögel verſtümmelt oder todt auf dem Ufer fand."

Ein Vogel dieſer Art wurde den 18. Oktober 1772 in der Gegend von Eu gefunden. Sehr weit auf dem Meere von einem Unwetter überraſcht, war er ohne Zweifel durch einen Windſtoß fortgeriſſen und auf die franzöſiſchen Küſten geworfen worden. Der Mann, der ihn fand, brauchte, um ſich ſeiner zu bemächtigen, nur ſeinen Rock auf ihn zu werfen. Man hat ihn einige Zeit lang gefüttert. Die erſten Tage wollte er ſich nicht bücken, um den Fiſch, den man vor ihn hinlegte, zu ergreifen, und man mußte ihm denſelben bis an ſeinen Schnabel halten, wenn er ihn nehmen ſollte. Er ſaß auch immer niedergekauert und wollte nicht gehen; bald hernach aber, an den Aufenthalt auf dem Lande ſich gewöhnend, ging er umher, wurde ziemlich vertraulich und begann ſogar, ſeinem Herrn auf eine beläſtigende Weiſe zu folgen, wobei er von Zeit zu Zeit ein grelles und heiſeres Geſchrei hören ließ.

Der kleine Tölpel.

Vierte Art.

Es iſt wirklich der kleinſte, den wir in dieſer Gattung kennen, Nro. 973; von der Schnabelſpitze bis zur Schwanzwurzel iſt er kaum 1½ Fuß lang. Seine Kehle, die Magengegend und der Bauch ſind weiß, und das ganze übrige Gefieder iſt ſchwärzlich. Er iſt uns aus Cayenne geſchickt worden.

Der braune kleine Tölpel.

Fünfte Art.

Dieſer Vogel, Nro. 974, iſt von dem vorhergehenden darin verſchieden, daß er ganz braun iſt, und obwohl auch größer, iſt er dennoch nicht ſo groß, wie der gemeine braune Tölpel der erſten Art. Daher wollen wir dieſe beiden Arten getrennt laſſen, bis neue Beobachtungen uns anzeigen, ob man ſie vereinigen muß. Beide finden ſich in denſelben Gegenden und beſonders auf Cayenne und den Karaiben.

Der gefleckte Tölpel.

Sechste Art.

Nach ſeiner Farbe und auch nach ſeinem Wuchſe könnte dieſer Vogel, Nro. 986, zu unſerer dritten Art Tölpel gezogen werden, wäre er ſonſt nicht zu ſehr verſchieden von ihm durch die Kürze der Flügel, die ſelbſt bei dem auf dieſer Tafel abgebildeten Vogel ſo kurz ſind, daß man zu bezweifeln verſucht ſein möchte, ob dieſer Vogel wirklich zu der Familie der Tölpel gehörte, wenn nicht hinwieder die Eigenthümlichkeiten des Schnabels und der Füße ihn dahin zu verſetzen ſchienen. Wie dem auch ſei, dieſer Vogel, der ſo groß wie ein Taucher iſt, hat, wie er, ein ſchwärzlich braunes Gefieder, das ganz, auf dem Kopfe feiner, auf dem Rücken und den Flügeln breiter, weiß gefleckt iſt; die Magengegend und der Bauch haben auf weißem Grunde bräunliche Wellenlinien.

Der Baſſantölpel.

Siebente Art.

Das Eiland Baß oder Baſſan in der kleinen Bucht von Edinburg iſt nur ein ſehr großer Felſen, welcher dieſen Vögeln, die eine große und ſchöne Art bilden, zum Stelldichein dient. Man hat ſie Baſſantölpel genannt, weil ſie ſich nur an dieſem einzigen Ort fanden; indeſſen ſieht man aus Cluſius und Sebbald's Zeugniß, *) daß man ſie ebenfalls auf den Faroeren, auf Aliſe und den übrigen Hebriden antrifft. **)

*) Hektor Boetius ſagt in ſeiner Beſchreibung Schottlands ebenfalls: Dieſe Vögel niſteten auf einer der Hebriden; was er aber hinzufügt, ſie brächten zu dem Zweck ſo viel Holz dahin, daß es den Bewohnern zum Vorrath für das ganze Jahr hinreichte, klingt fabelhaft, beſonders da dieſe Vögel auf Baſſan wie die andern amerikaniſchen Tölpel auf dem nackten Geſtein Eier legen.

**) Einige Perſonen verſichern uns, es erſchienen zuweilen ſolche Tölpel, die von den Winden auf die Küſten der Bretagne und ſelbſt bis mitten ins Land hinein verſchlagen worden, und man habe ihrer in der Gegend von Paris geſehen.

Dieſer Vogel, Nro. 278, iſt ſo groß wie eine Gans, faſt 3 Fuß lang und mißt in den ausgeſpannten Flügeln über 5 Fuß. Er iſt ganz weiß, mit Ausnahme der größten Schwungfedern, die braun oder ſchwärzlich ſind, und des Hinterkopfes, der einen gelben Anſtrich zu haben ſcheint; *) die nackte Haut um die Augen herum iſt ſchön blau, ebenſo der Schnabel, der bis an 6 Zoll lang iſt und ſich weit genug öffnet, um einen Fiſch von der Größe einer ſtarken Makrele hindurch zu laſſen; und dieſer ungeheuere Biſſen reicht nicht immer zur Befriedigung ſeiner Gefräßigkeit hin. H. Baillon hat uns einen ſolchen Tölpel geſchickt, der auf offener See gefangen worden und der an einem zu großen Fiſch, **) den er verſchlucken wollte, erſtickt war. Auf Baſſan und den Ebuden fangen ſie gewöhnlich Häringe. Ihr Fleiſch behält einen Fiſchgeſchmack; indeſſen iſt das der Jungen, die immer ſehr fett ſind, ***) ſo gut, daß man ſich die Mühe nimmt, ſie auszuheben, wobei man ſich an Seile hängt und längs der Felſen herunterläßt. Die Jungen kann man nur auf dieſe Weiſe fangen. Die Alten könnte man mit Stöcken oder Steinen tödten; aber ihr Fleiſch iſt nichts werth. Uebrigens ſind ſie ebenſo dumm wie die andern Tölpel.

Sie niſten auf dem Eilande Baſſan in Felslöchern, indem ſie nur ein Ei legen; das Volk ſagt, um es zu bebrüten, ließen ſie nur einen Fuß darauf ruhen. Dieſe Vorſtellung mag von der Breite des Fußes dieſes Vogels herrühren; es iſt ein breiter Ruderfuß, und die mittele ſo wie die äußere Zehe beinahe 4 Zoll lang, und alle 4 ſind durch eine ganze Schwimmhaut verbunden. Die Haut des Vogels hängt nicht an den Muskeln, noch klebt ſie am Körper; ſie iſt nur durch kleine Faſernbündel verbunden, die in ungleicher Entfernung wie von einem bis zu 2 Zoll voneinander abſtehen, und ſich eben ſo ſehr verlängern können, ſo daß man die ſchlaffe Haut ausziehen und wie einen Ball aufblaſen kann. Ohne Zweifel thut dieſes der

*) „Ich möchte dieſes wohl für ein Zeichen des Alters halten. Dieſer gelbe Fleck iſt von derſelben Natur wie jener, den die Löffelgänſe unten am Halſe haben. Ich habe einen geſehen, bei welchem dieſer Theil goldfarbig war. Daſſelbe tritt bei den weißen Hühnern ein; ſie werden gelb, wenn ſie altern.“

(Bemerkung, mitgetheilt von H. Baillon.)

Ray iſt dieſer Meinung, was den Baſſantölpel betrifft, und nach Willughby ſind die Jungen im erſten Alter auf dem Rücken braun oder ſchwärzlich gezeichnet.

**) Von H. Baillon aus Montreuil-ſur-Mer im Dezember 1777 zugeſchickt; es iſt aber ein Mährchen, was man Gesnern erzählte, daß dieſer Vogel, wenn er einen neuen Fiſch ſähe, denjenigen, den er ſo eben verſchluckt hätte, wieder von ſich gäbe, und auf dieſe Weiſe immer nur den letzten, den er gefangen, mit ſich forttrüge.

***) Gesner ſagt, die Schotten bereiteten aus dieſem Fett eine Art ſehr guter Salbe.

Vogel, um ſeinen Umfang auszudehnen und ſich dadurch im Fluge leichter zu machen. Man entdeckt jedoch keine Gänge, die aus dem Bruſtkaſten zur Haut führen, möglich aber iſt es, daß wie bei mehren andern Vögeln die Luft durch das Zellgewebe dahin gelange. Dieſe Bemerkung, die ohne Zweifel für alle Tölpelarten gelten würde, hat H. Daubenton der jüngere an einem friſch von der Küſte der Pikardie geſchickten Baſſantölpel gemacht.

Dieſe Vögel, die auf den nördlichen Eilanden im Frühling ankommen, um zu niſten, verlaſſen dieſelben im Herbſt und nähern ſich ohne Zweifel, indem ſie mehr nach Süden herabkommen, dem großen Haufen ihrer Art, welche die ſüdlichen Gegenden nicht verlaſſen; vielleicht auch würde man, wenn die Wanderungen dieſer letztern Art beſſer bekannt wären, finden, daß ſie ſich mit den andern Arten auf den Küſten Floridas verbindet, des allgemeinen Sammelplatzes der Vögel, die aus unſerm Norden hinunterziehen und Flugkraft genug beſitzen, um ſich über die Meere von Europa nach Amerika zu begeben.

Die Fregatte.

Der beſte Segler, das Schnellſte unſerer Schiffe, die Fregatte, hat ihren Namen dem Vogel gegeben, der am geſchwindeſten und beſtändigſten über den Meeren fliegt. Die Fregatte, Nro. 961, hat in der That unter all dieſen geflügelten Seefahrern den ſtolzeſten, den mächtigſten und ausgedehnteſten Flug; auf Flügeln von erſtaunlicher Länge ſich ſchaukelnd, ohne merkliche Bewegung haltend, ſcheint dieſer Vogel in der ſtillen Luft friedlich zu ſchwimmen, um den Augenblick abzuwarten, worin er mit Pfeiles Schnelle auf ſeine Beute herſchießen kann; und wenn die Lüfte vom Unwetter bewegt werden, ſteigt die Fregatte, leicht wie der Wind, bis zu den Wolken und ſchwingt ſich über die Stürme empor, um droben die Heitere zu genießen. Sie reiſet nach allen Richtungen, in die Höhe und in die Ferne; ſie begiebt ſich mehre hundert Meilen weit aufs Meer hinaus und legt in einem Fluge dieſe ungeheuern Strecken zurück, zu welchen die Dauer des Tages nicht hinreicht, in der Finſterniß der Nacht ſetzt ſie ihre Reiſe fort und hält ſich auf dem Meere nur an den Orten auf, die ihr eine reiche Nahrung bieten.

Die Fiſche, die auf der hohen See in Schaaren reiſen, wie die fliegenden Fiſche, bilden gleichſam Heerſäulen, um zu fliehen und ſchwingen ſich in die Luft, um den Breitfiſchen und den Goldbraſſen zu entrinnen, die ſie verfolgen, entrinnen aber unſern Fregatten nicht. Eben dieſe Fiſche locken ſie aufs Meer hinaus. Aus weiter Entfernung erkennen ſie die Orte, durch die ihre

Heerſäulen ziehen, die zuweilen ſo dicht ſind, daß das Waſſer brauſt und die Oberfläche des Meeres weiß wird; alsdann ſtürzt die Fregatte hoch aus den Wolken herab, und ihren Flug brechend, ſo daß ſie über das Waſſer hinſtreifet, ohne es zu berühren, ergreifet ſie im Fluge den Fiſch mit dem Schnabel, oder den Krallen und oft mit beiden zugleich, jenachdem er gerade an der Oberfläche des Waſſers ſchwimmt oder in die Luft ſpringt.

Nur zwiſchen den Wendekreiſen oder etwas darüber hinaus trifft man die Fregatte auf den Meeren beider Erdhälften an. Ueber die Vögel des heißen Gürtels übt ſie eine Art Herrſchaft aus; mehre, beſonders die Tölpel, zwingt ſie, ihr als Lieferer zu dienen; durch einen Schlag mit dem Flügel, durch ein Kneipen mit dem gebogenen Schnabel nöthigt ſie dieſelben, den Fiſch, den ſie verſchluckt haben, wieder von ſich geben, und ergreift ihn im Falle. Wegen dieſer Feindſeligkeit haben die Seefahrer ihr den Beinamen Krieger gegeben, den dieſer Vogel aus mehr als einem Grunde verdient, denn ſeine Kühnheit verleitet ihn, ſelbſt den Menſchen zu trotzen. „Als wir an dem Himmelfahrtseiland ausſtiegen, wurden wie, ſagt H. Vicomte von Querhoent, von einer Wolke Fregatten umringt. Mit einem Stock ſchlug ich eine nieder, die mir einen Fiſch, den ich in der Hand hielt, nehmen wollte; zugleich flogen mehre einige Fuß hoch über dem Keſſel, der mit kochendem Waſſer, am Boden ſtand, um das Fleiſch herauszuholen, obgleich ein Theil der Schiffsmannſchaft um ihn her ſtand.“

Dieſe Verwegenheit der Fregatte rührt ſowohl von der Stärke ihrer Waffen und dem Stolz ihres Fluges, als von ihrer Gefräßigkeit her. Sie iſt wirklich zum Kriege bewaffnet: ſcharfe Krallen, ein Schnabel mit einem ſehr ſpitzigen Haken am Ende, die kurzen und kräftigen, wie die der Raubvögel, befiederten Füße, der raſche Flug, das durchdringende Geſicht, alle dieſe Eigenſchaften ſcheinen ihr einige Verwandtſchaft mit dem Adler zu geben und ſie eben ſo zum Gewaltherrſcher der Luft über den Meeren zu machen. Uebrigens aber iſt die Fregatte durch den Bau ihrer Füße weit mehr an das Element des Waſſers gewieſen, und obwohl man ſie faſt nie ſchwimmen ſieht, hat ſie dennoch ein die 4 Zehen verbindendes, ausgeſchweiftes Schwimmhäutchen,*) und durch dieſe Vereinigung aller Zehen nähert ſie ſich der Gattung des Seeraben, des Tölpels und des Pelikans, die man als vollkommene Ruderfüßer anſehen muß. Außerdem unterſcheidet ſich der Schnabel der Fregatte, der ſich zum Rauben ſehr gut eignet, da er in eine ſcharfe und gebogene Spitze ausläuft, dennoch weſentlich von dem Schnabel der Landraubvögel, denn er iſt ſehr lang und in ſeinem obern Theil

*) Dampier hatte nicht genau genug zugeſehen, als er ſagte, ihre Füße wären wie die der andern Landvögel gebaut.

etwas hohlgewölkt, und der Haken, der ganz an der Spitze ſteht, ſcheint ein Stück für ſich zu bilden, wie an dem Schnabel der Tölpel, dem der Fregatte durch ſeine Nähten und den Mangel ſichtbarer Naslöcher ähnlich iſt.

Die Fregatte hat keinen größern Körper als ein Huhn; aber ihre ausgeſpannten Flügel meſſen 8, 10 und ſelbſt 14 Fuß. Mittels dieſer erſtaunlich großen Flügel führt ſie ihre weite Züge aus und begiebt ſie ſich bis mitten auf die Meere, wo ſie oft der einzige Gegenſtand iſt, der ſich zwiſchen Himmel und Meer den ermüdeten Blicken der Seefahrer darbietet; aber dieſe übermäßige Länge der Flügel iſt dem kriegeriſchen Vogel wie dem feigen beſchwerlich, und verhindert die Fregatte ſo wie den Tölpel, ihren Flug zu nehmen, wenn ſie am Boden ſind, ſo daß ſie ſich oft todtſchlagen laſſen, anſtatt fortzufliegen. Sie bedürfen einer Felſenſpitze oder eines Baumgipfels, und auch dann noch können ſie nur mit Mühe ſich empor ſchwingen. Man darf ſogar glauben, daß alle dieſe Vögel mit Schwimmfüßen, die ſich aufſetzen, es nur thun, um deſto leichter wieder fortfliegen zu können; denn jene Gewohnheit widerſtrebt dem Bau ihrer Füße, und die zu große Länge ihrer Flügel nöthigt ſie, ſich nur auf hohe Punkte zu ſetzen, von wo aus ſie beim Wegfliegen ihre Flügel in volle Thätigkeit ſetzen können.

Auch wählen die Fregatten zu ihrer gemeinſamen Zuflucht und Wohnſtätte hohe Klippen oder kleine holzreiche Eilande, um in Ruhe zu niſten. Dampier bemerkt, daß ſie ihre Neſter an einſamen Plätzen in der Nähe des Meeres auf Bäumen anlegen. Sie legen nur ein oder zwei Eier von fleiſchweißer Farbe mit kleinen karmoiſinrothen Punkten. Die Jungen ſind im erſten Alter mit einem weißgrauen Flaum bedeckt; die Füße haben dieſe nämliche Farbe und der Schnabel iſt beinahe weiß; aber in der Folge verändert ſich die Farbe des Schnabels, er wird roth oder ſchwarz und in ſeiner Mitte bläulich; und eben ſo verhält es ſich mit der Farbe der Zehen; der Kopf iſt ziemlich klein und oben abgeflacht; die Augen ſind groß, ſchwarz und glänzend und mit einer bläulichen Haut umgeben. Das erwachſene Männchen hat unter der Kehle ein großes fleiſchiges, lebhaft rothes, mehr oder minder aufgeblaſenes oder ſchlaffes Häutchen. Dieſe Theile hat Niemand gut beſchrieben; gehören ſie aber nur dem Männchen an, ſo möchten ſie wohl mit dem Fleiſchlappen des Truthahns einige Verwandtſchaft haben, der in gewiſſen Augenblicken der Liebe oder des Zorns aufſchwillt und roth wird.

Auf dem Meere erkennt man die Fregatten von Weitem nicht allein an der unmäßigen Länge ihrer Flügel ſondern auch an ihrem gabelförmigen Schwanze.*) Das ganze Gefieder iſt gewöhnlich ſchwarz mit bläulichem

*) Die Portugieſen haben der Fregatte wegen ihres ſtark gabelförmigen Schwanzes den Namen Rabo forcado gegeben.

Widerſchein, wenigſtens das des Männchens. Diejenigen, die braun ſind, wie die bei Edwards abgebildete kleine Fregatte, ſcheinen die Jungen zu ſein, und die mit weißem Bauche ſind die Weibchen. Unter den vielen Fregatten, welche der H. Graf von Querhoent auf dem Himmelfahrtseilande geſehen und die alle gleich groß waren, ſahen einige ganz ſchwarz aus; die andern hatten einen dunkelbraunen Oberleib mit weißem Kopf und weißem Bauch. Die Federn ihres Halſes ſind ſo lang, daß die Bewohner der Eilande in der Südſee ſich Mützen daraus machen. Sie ſchätzen auch das Fett oder Oel vielmehr, das ſie aus dieſen Vögeln erhalten, ſehr wegen der großen Heilkraft, welche ſie dieſem Fett gegen Gichtſchmerzen und Erſtarrung beilegen. Uebrigens hat die Fregatte wie der Tölpel um die Augen herum keine Federn; auch iſt ihre Mittelzehe nach innen gezähnelt. Alſo ſind die Fregatten, obwohl von Geburt aus Verfolger der Tölpel, ihnen dennoch benachbart und verwandt; ein trauriges Beiſpiel der Natur einer Gattung Weſen, die, gleich uns, in ihrem Nächſten oft ihre Feinde finden.

Die Seemöven und Möven.

Dieſe beiden Namen gebrauchen wir, um die franzöſiſchen Goelands und Mouettes wiederzugeben, die bald vereint, bald getrennt, bisheran weniger zur Unterſcheidung als zur Verwechslung der Arten gedient haben, die zu einer der zahlreichſten Familie der Waſſervögel gehören. Mehre Naturforſcher haben Goelands genannt, was andere Mouettes geheißen, und einige haben dieſe beiden Namen als ſinnverwandt den nämlichen Vögeln beigelegt; indeß müſſen zwiſchen jedem Namenausdruck einige Spuren ihres Urſprungs oder einige Anzeichen ihrer Unterſchiede beſtehen, und mir ſcheint es, daß die Namen Goeland und Mouette im Lateiniſchen ihre entſprechenden Larus und Gavia haben, wovon der erſtere mit Goeland oder Seemöve, und der zweite mit Mouette oder Möve überſetzt werden muß. Die Spuren dieſer Eintheilung kann man ſogar bis ins Griechiſche verfolgen; denn das Wort Kepfos, das man bei Ariſtoteles, Arat und ſonſt lieſt, bezeichnet eine Art oder einen beſondern Zweig der Familie des Larus oder Goeland. Suidas und der Scholiaſt des Ariſtophanes überſetzt Kepfos mit Larus, und wenn es Gaza nicht eben ſo bei Ariſtoteles überſetzt hat, ſo kommt dieſes daher, weil, nach der Vermuthung des Pierius dieſer Ueberſetzer an die Stelle der Georgika dachte, worin Virgil die Verſe des Arat wirklich zu überſetzen ſcheint und an Statt Kepfos, was man bei dem griechiſchen Dichter lieſt, den Namen Fulica geſetzt hat. Wenn aber die Fulica der Alten unſere Blaßente iſt, ſo paßt dasjenige, was hier der lateiniſche Dichter ihr beilegt, daß ſie nämlich

auf dem Sande ſpielend den Sturm verkünde, gar nicht auf ſie,*) da die Blaßente nicht im Meere lebt und nicht auf dem Sande ſpielt, auf dem ſie ſich ſelbſt nur mühſam aufhalten kann. Ferner kann, was Ariſtoteles ſeinem Kepfos beilegt, daß er den Schaum des Meeres wie ein Futter verſchlinge und ſich mit dieſem Köder fangen laſſe, wohl nur auf einen gefräßigen Vogel, wie den Goeland oder die Möve, bezogen werden; auch zieht Aldrovande aus dieſen vergleichenden Folgerungen den Schluß, daß der Name Larus bei Ariſtoteles ein Gattungsname iſt und Kepfos einer untergeordneten Art dieſer nämlichen Gattung angehört. Aber eine Bemerkung, die Turner in Betreff der Stimmen dieſer Vögel gemacht hat, ſcheint hier unſere Ungewißheiten zu beſeitigen; er hält das Wort Kepfos für einen Ton, der die Stimme einer Möve nachahmt, welche gewöhnlich jeden Abſatz ihres grellen Geſchreis mit einem kleinen kurzen Getön, einer Art Nieſen, kef, endigt, während die Seemöve ihr Geſchrei mit einem andern und tiefern Ton kob, endigt.

Der griechiſche Name Kepfos wird alſo in unſerer Eintheilung dem lateiniſchen Namen Gavia entſprechen und eigentlich die untern Arten der Gattung dieſer Vögel, nämlich die Mouettes oder Möven bezeichnen; eben ſo wird der griechiſche Name Laros, oder im Lateiniſchen Larus, mit Goeland oder Seemöve überſetzt, der der großen Arten ſein. Und um in dieſer Größenleiter einen Vergleichungspunkt feſtzuſetzen, wollen wir als Goelands oder Seemöven alle diejenigen Vögeln annehmen, die größer als eine Ente und von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende 18 bis 20 Zoll lang ſind; und Mouettes oder einfache Möven wollen wir alle diejenigen nennen, die nicht dieſe Maße haben; aus dieſer Eintheilung ergiebt ſich, daß die von H. Briſſon unter der Benennung erſte Möve angegebene ſechſte Art zu den Seemöven gezählt werden muß und mehre der Seemöven bei Linne nur Möven ſind. Bevor wir aber in dieſe Unterſcheidung der Arten eingehen, wollen wir die allgemeinen Merkmale und die der ganzen Gattung, der einen wie der andern, gemeinſamen Merkmale angeben.

Alle dieſe Vögel, Seemöven und Möven, ſind gleich gefräßig und ſchreieriſch; man kann ſagen: es ſind die Geier des Meeres; ſie reinigen es von Leichen jeder Art, die auf ſeiner Oberfläche ſchwimmen oder auf die Ufer ausgeworfen werden; ſo feig als freſſgierig greifen ſie nur die ſchwachen

*) Das Eigenſchaftswort, welches Cicero, bei der Ueberſetzung dieſer nämlichen Verſe des Arat, der Blaßente giebt, paßt auf ſie eben ſo wenig, als es auf die Seemöve gut paßt:

Cana fulix itidem fugiens e gurgite ponti,
Nunciat horribiles clamans instare procellas.

Thiere an und fallen nur über die todten Körper her. Ihre unedle Haltung, ihr läſtiges Geſchrei, ihr ſcharfer und gebogener Schnabel gewähren das unangenehme Bild blutdurſtiger und niedrig grauſamer Vögel, auch ſieht man ſie unter ſich mit Erbitterung um die Beute kämpfen; ja wenn ſie eingeſchloſſen ſind und die Gefangenſchaft ihre grimmige Gemüthsart noch mehr anſtachelt, verwunden ſie ſich ohne ſichtbaren Beweggrund, und der erſte, deſſen Blut fließt, wird das Opfer der andern; denn alsdann wächſt ihre Wuth, und zerfetzen ſie den Unglücklichen, den ſie ohne Grund verwundet hatten. Dieſe ausſchweifende Grauſamkeit gibt ſich wohl nur bei den großen Arten kund; aber alle, große und kleine, wenn ſie frei ſind, lauern und ſpähen unaufhörlich aufeinander, um ſich gegenſeitig zu berauben und Futter oder Beute zu plündern. Alles ſagt ihrer Gefräßigkeit zu; friſche oder angegangene Fiſche; blutiges, unverdorbenes oder faules Fleiſch, Schuppen, Knochen ſelbſt; Alles wird in ihrem Magen verdauet oder verzehret; ſie verſchlingen den Köder und den Haken, ſtürzen ſo ungeſtüm darauf, daß ſie ſich ſelbſt in eine Spitze ſpießen, die der Fiſcher unter den Häring oder den Bonnetfiſch hält, den er ihnen als Lockſpeiſe vorhält, und das iſt nicht die einzige Art, wie man ſie ködern kann; Oppian hat geſchrieben, ein Brett, auf welchem einige Fiſche abgemalt wären, reichte dazu hin, daß dieſe Fiſche ſich daran zerſtießen; aber dieſe Fiſchabbildungen mußten doch wohl ſo vollkommen, wie die Abbildung der Trauben des Parrhaſius ſein.

Die Seemöven und die Möven haben gleicher Weiſe einen ſcharfen, langen, an den Seiten abgeflachten Schnabel mit einer verſtärkten und hakenförmig umgebogenen Spitze und einen vorſpringenden Winkel am Unterkiefer. Dieſe Eigenthümlichkeiten, die bei den Seemöven deutlicher und beſtimmter hervortreten, finden ſich gleichwohl bei allen Mövenarten; es iſt eben dieſes, was ſie von den Seeſchwalben trennt, die weder den Haken an dem obern Theile des Schnabels, noch den Vorſprung am untern haben; abgeſehen davon, daß die größten Seeſchwalben nicht ſo groß wie die kleinſten Möven ſind. Ferner haben die Möven keinen gabelförmigen, ſondern einen vollen Schwanz, ihr Bein oder vielmehr ihre Fußwurzel iſt ſehr hoch, ja die großen und die kleinen Möven würden unter allen ruderfüßigen Vögeln die höchſten Beine haben, hätten nicht der Flamingo, der Säbelſchnäbler und der Stelzenläufer noch längere und ſo übermäßig große, daß ſie in dieſem Bezuge eine Art Ungeheuer ſind. Bei allen großen und kleinen Möven ſind die 3 Zehen durch eine volle Haut verbunden; die hintere Zehe iſt frei, aber ſehr klein. Ihr Kopf iſt dick; ſie halten ihn ſchlecht und faſt zwiſchen den Schultern, ſie mögen gehen oder ruhen. Sie laufen ziemlich ſchnell über das Ufer und fliegen noch beſſer über den Wellen; ihre langen Flügel, die eingezogen über den Schwanz hinausreichen, und die

vielen Federn, womit ihr Leib verſehen iſt, machen ſie ſehr leicht. Auch ſind ſie mit einem ſehr dicken Flaum*) ausgeſtattet, der, beſonders am Magen, eine bläuliche Farbe hat; mit dieſem Flaum kommen ſie zur Welt; aber die andern Federn wachſen erſt ſpät, und vollſtändig erhalten ſie ihre Farbe, d. h. das ſchöne Weiß auf dem Körper, und Schwarz oder Bläulichgrau auf dem Mantel erſt nach mehreren Mauſen und in ihrem dritten Jahr. Oppian ſcheint dieſen Fortgang im Erſcheinen der Farbe gekannt zu haben, da er ſagt, dieſe Vögel würden, wenn ſie alterten, blau.

Sie halten ſich ſchaarenweiſe auf den Ufern des Meeres; oft ſieht man ſie mit ihren Schaaren die Klippen und Riffe bedecken, die vor ihrem läſtigen Geſchrei widerhallen, und auf denen ſie zu wimmeln ſcheinen, die einen im Begriffe, aufzufliegen, die andern, ſich niederzulaſſen, und immer in ſehr großer Menge zuſammen; überhaupt iſt kein Vogel gemeiner auf den Küſten, und man trifft ſie bis 100 Meilen weit auf dem Meere. Sie beſuchen die Eilande und die Gegenden in der Nähe des Meeres unter allen Himmelsſtrichen: die Seefahrer haben ſie überall gefunden. Die größern Arten ſcheinen an den Küſten der nördlichen Meere zu hangen. Man erzählt, daß die Seemöven der Feroereilande ſo ſtark und ſo gefräßig ſind, daß ſie oft Schaafe in Stücke reißen und die Fetzen in ihre Neſter tragen. In den Eismeeren ſieht man ſie ſich in großer Menge auf den todten Wallfiſchen vereinigen; ſie halten ſich auf dieſen verweſten Maſſen auf, ohne ihre Fäulniß zu ſcheuen; hier ſättigen ſie gemächlich ihre ganze Gefräßigkeit und erhalten zugleich das reichliche Futter, welches die angeborene Freßbegierde der Jungen verlangt. Dieſe Vögel legen zu Tauſenden ihre Eier und ihre Neſter bis auf die eisbedeckten Länder der beiden Polgürtel; ſie verlaſſen dieſelben im Winter nicht und ſcheinen der Himmelsgegend, unter der ſie ſich befinden, anzuhangen und gegen den Wechſel jenes Wärmeverhältniſſes wenig empfindlich zu ſein. Unter einem allerdings unendlich milden Himmel hatte Ariſtoteles ſchon bemerkt, daß die Möven nicht verſchwinden und das ganze Jahr an den Orten bleiben, wo ſie zur Welt gekommen ſind.

Ebenſo iſt es auf den franzöſ. Küſte, wo man mehrere Arten dieſer Vögel im Winter, wie im Sommer ſieht; auf dem atlantiſchen Meere nennt man ſie Mauves und Miaules, und auf dem Mittelmeer Gabians; überall ſind ſie bekannt, durch ihre Gefräßigkeit und ihr widerliches, läſtiges und häufiges Geſchrei berüchtigt. Bald folgen ſie den niedern Seegegenden, bald ziehen ſie ſich in die Höhlung der Felſen zurück, um auf die Fiſche zu lauern,

*) Aldrovande behauptet, in Holland gebrauche man vielfältig den Flaum der Möven; es läßt ſich aber nicht gut glauben, was er hinzufügt, durch eine geheimkräftige Uebereinſtimmung mit dem Zuſtande des Meeres, deſſen Fluth beim Vollmond am ſtärkſten anſchwelle, ſchwelle alsdann dieſer Flaum ebenfalls an.

welche die Wallen dort auswerfen; oft begleiten ſie die Fiſcher, um von den Ueberbleibſeln des Fanges Nutzen zu ziehen. Dieſe Gewohnheit iſt ohne Zweifel die einzige Urſache der Freundſchaft für den Menſchen, welche die Alten dieſen Vögeln beilegten. Da ihr Fleiſch nicht gut zu genießen iſt, *) und ihr Geſieder nur geringen Werth hat, ſo verſchmäht man die Jagd auf ſie und läßt ſie nahe kommen, ohne auf ſie zu ſchießen.

Begierig, die Gewohnheiten dieſer Vögel ſelbſt zu beobachten, haben wir uns einige lebende zu verſchaffen geſucht, und H. Baillon, der da immer unſern Bitten auf eine verbindliche Weiſe zu entſprechen befliſſen iſt, hat uns die große Seemöve mit ſchwarzem Mantel, erſte Art, und die Seemöve mit grauem Mantel, zweite Art, geſchickt. In einem Garten, worin wir ſie zu jeder Stunde beobachten konnten, haben wir ſie faſt 15 Monate aufbewahrt. Anfänglich gaben ſie offenbare Zeichen ihrer böſen Gemüthsart, indem ſie ſich ohne Unterlaß verfolgten und der größere nie litt, daß der kleinere neben ihm ſich aufhielt oder fraß. Man fütterte ſie mit angefeuchtetem Brod und dem Eingeweide von Wildpret und Geflügel und mit andern Küchenabfällen, wovon ſie nichts verſchmähten; und zugleich ſammelten und ſuchten ſie im Garten Würmer und Schnecken, die ſie ſehr gut aus ihren Schalen herauszunehmen verſtehen. Oft badeten ſie ſich in einem kleinen Becken und beim Heraustreten aus dem Waſſer ſchüttelten ſie ſich, ſchlugen mit den Flügeln, wobei ſie ſich auf den Füßen in die Höhe richteten und glänzten hierauf ihr Geſieder, wie es die Enten und Gänſe thun. Während der Nacht ſtrichen ſie umher, und oft hat man ſie um 10 und 11 Uhr Abends ſich ergehen ſehen. Sie verſtecken nicht, wie die meiſten andern Vögel, den Kopf unter den Flügel, um zu ſchlafen; ſie wenden ihn nur nach hinten, und legen den Schnabel zwiſchen den obern Theil des Flügels und den Rücken.

Wollte man dieſe Vögel fangen, ſo ſuchten ſie zu beißen und kneipten recht derb; um dem Schnabelhieb auszuweichen und ſich ihrer zu bemächtigen, mußte man ihnen ein Schnupftuch über den Kopf werfen. Wenn man ſie verfolgte, beſchleunigten ſie ihren Lauf mit ausgeſpannten Flügeln; gewöhnlich gingen ſie langſam und ziemlich anmuthlos. Ihre Trägheit äußerte ſich ſelbſt in ihrem Zorn; denn wenn der größere den andern verfolgte, begnügte er ſich damit, ihm auf dem Schritt zu folgen, als ob er keine Eile gehabt hätte, ihn zu erreichen; dieſer Letztere ſchien ſeine Schritte nur ſo viel als nothwendig war zu verdoppeln, um dem Kampf auszuweichen, und ſobald

*) Man könnte es nicht ohne Erbrechen eſſen, wenn man ſie nicht zuvor einige Tage lang mit den Pfoten, den Kopf nach unten, aufgehängt hätte, damit das Wallfiſchfett oder Oel aus ihrem Körper geht und die freie Luft den üblen Geruch ihnen benimmt.

er ſich hinreichend entfernt ſah, blieb er ſtehen und wiederholte daſſelbe Benehmen, ſo oft er mußte, um immer außer dem Bereiche ſeines Feindes zu ſein, worauf beide ruhig blieben, als wenn die Entfernung hingereicht hätte, um die Abneigung zu beſiegen. Sollte der Schwächere nicht immer auf dieſe Weiſe ſeine Sicherheit finden, wenn er ſich vom Stärkern entfernt? Aber unglücklicher Weiſe iſt die Gewaltherrſchaft in den Händen des Menſchen ein Werkzeug, das er, ſo weit ſein Gedanke reicht, entwickelt und ausdehnt.

Dieſe Vögel ſchienen uns den ganzen Winter hindurch den Gebrauch ihrer Flügel vergeſſen zu haben; ſie legten keine Luſt an Tag, davonzufliegen; freilich wurden ſie ſehr reichlich gefüttert, und ihre Eßbegierde, ſo heftig ſie iſt, konnte ſie nicht leicht quälen; im Frühlinge aber fühlten ſie neue Bedürfniſſe und zeigten andere Begierden; man ſah ſie ſich anſtrengen und in die Luft erheben, und ſie würden ihren Aufflug genommen haben, hätte man ihnen nicht die Flügel um mehrere Zoll beſchnitten; ſie konnten alſo nur emporſpringen oder mit ausgeſpannten Flügeln auf ihren Füßen ſich herumſchwingen. Die Empfindung der Liebe, die mit der Jahreszeit wieder erwacht, ſchien die der Abneigung zu überwältigen und machte, daß die Feindſchaft zwiſchen den beiden Vögeln aufhörte; jeder wich dem ſanften Triebe, ſeines Gleichen zu ſuchen; und obwohl ſie nicht zuſammen paßten, da ſie allzu verſchiedenen Arten angehörten, ſchienen ſie ſich zu ſuchen; ſie fraßen, ſchliefen und ruheten zuſammen; aber klagendes Geſchrei und unruhige Bewegungen drückten ſo ziemlich aus, daß das ſanfteſte Gefühl der Natur nur gereizt war, ohne befriedigt zu werden.

Wir wollen jetzt die verſchiedenen Arten dieſer Vögel aufzählen, wovon, wie geſagt, die größern unter dem Namen Goelande oder Seemöven oder große Möven, und die kleinern unter den kleinen Möven oder ſchlechthin Möven begriffen ſind.

Die Seemöve mit ſchwarzem Mantel.

Erſte Art.

Als der größten Seemöve geben wir ihr die erſte Stelle; ſie iſt zwei und zuweilen zwei und einen halben Fuß lang. Ein großer ſchwarzer oder ſchieferſchwärzlicher Mantel bedeckt ihren breiten Rücken; das ganze übrige Gefieder iſt weiß. Ihr ſtarker und kräftiger, drei und einen halben Zoll langer Schnabel iſt gelblich mit einem rothen Flecken an dem vorſpringenden Winkel des Unterkiefers; das Augenlied iſt auroragelb; die Füße mit ihrer Schwimmhaut ſind weißlich und wie mehlicht fleiſchfarbig.

Das Geſchrei dieſer großen Seemöve, Nro. 990, die wir ein ganzes Jahr lang gehalten haben, iſt ein heiſerer Ton qua, qua, qua, in einem rauhen Ton ausgeſprochen und ſehr ſchnell wiederholt; der Vogel läßt es aber häufig hören; und als man ihn fing, ſtieß er ein klägliches nnd ſehr grelles Geſchrei aus.

Die Seemöve mit grauem Mantel.

Zweite Art.

Das über den Rücken und die Schultern ausgebreitete Aſchgrau iſt eine Tracht, die, mehreren Mövenarten gemein, dieſe Seemöve auszeichnet. Sie iſt nicht zanz ſo groß wie die vorhergehende; und mit Ausnahme des grauen Mantels und der ſchwarzen Ausſchweifung an den großen Schwungfedern iſt eben ſo ihr ganzes übrige Gefieder weiß. Das Auge iſt glänzend und die Regenbogenhaut gelb wie beim Sperber; die Füße ſind bläulich fleiſchfarben; der Schnabel bei den Jungen faſt ſchwärzlich, bei den Erwachſenen blaſſgelb und bei den Alten ſchön gelb, faſt pomeranzenfarbig; anf der Anſchwellung in der Mitte des untern Schnabels iſt ein rother Flecken, ein mehreren Arten der großen und der kleinen Möven gemeinſames Merkmal. Dieſe hier, Nro. 253, flieht vor der vorigen und wagt es nicht ihr ihre Beute ſtreitig zu machen; aber ſie rächt ſich dafür an den kleinen Möven, denen ſie an Stärke überlegen iſt; ſie beraubt, verfolgt und berkriegt dieſelben unaufhörlich. In den Monaten November und Dezember beſucht ſie häufig die Küſten der Normandie und der Pikardie, wo man ſie gros-miaulord uud bleu-manteau oder Großmiauer und Blaumantel nennt, wie man die Seemöve der erſten Art Schwarzmantel nennt. Dieſe hier hat mehrere, deutlich voneinander zu unterſcheidende Schreilaute, die ſie uns ir dem Garten, worin ſie mit der vorigen gelebt, hat hören laſſen. Das erſte und häufigſte Geſchrei ſcheint dieſe beiden Spellen quiu wiederzugeben, die gleichſam herausgepfiffen werden, zuerſt kurz und ſcharf und am Ende ſchleppend in einem tiefern und ſanftern Ton. Dieſes einzige Geſchrei wird nur von Zeit zu Zeit wiederholt, und um es hervorzubringen, ſtreckt der Vogel den Hals, neigt den Kopf und ſcheint ſich anzuſtrengen. Sein zweites Geſchrei, das er nur dann ausſtieß, wenn man ihn verfolgte oder in die Enge trieb, und das folglich ein Ausdruck der Furcht oder des Zorns war, läßt ſich durch die Spelle tia, tia, herausgepfiffen und ſehr geſchwinde wiederholt, wiedergeben. Man kann bemerken, daß bei allen Thieren das Geſchrei des Zorns oder der Furcht immer ſchärfer und kürzer als das gewöhnliche Geſchrei iſt. Endlich nahm dieſer Vogel gegen den Frühling hin einen neuen und durch-

dringenden Ton an, den man durch das Wort quiöt oder piöt ausdrücken kann, das bald kurz iſt und haſtig wiederholt wird, bald auf der Endſpelle öt ſchleppend ausgeſprochen wird und zwar mit beſtimmten Ruhezeiten, wie jene, welche die Seufzer einer betrübten Perſon trennen. In beiden Fällen ſcheint dieſes Geſchrei der klagende Ausdruck des von der nicht befriedigten Liebe eingeflößten Bedürfniſſes zu ſein.

Die braune Seemöve

Dritte Art.

Das Gefieder dieſer Seemöve hat eine düſterbraune, auf dem ganzen Körper gleichförmige Farbe, mit Ausnahme des Bauches, der auf grauem Grunde braune Querſtreifen hat, und der großen Schwungfedern, die ſchwarz ſind. Sie iſt noch etwas kleiner als die vorige, vom Schnabel bis zum Schwanzende nur einen Fuß acht Zoll, und vom Schnabel bis zu den ſcharfen und ſtarken Nägeln einen Zoll weniger lang. Ray bemerkt, daß dieſe Seemöve nach der ganzen Haltung des Körpers wie ein Raubvogel ausſieht; und ſo iſt in der That die niedrige und grauſame Geſichtsbildung aller von dem blutgierigen Schlage der Seemöven. Auf dieſe hier ſcheinen die Naturforſcher einſtimmig des Ariſtoteles Katarrhaktes zurückzuführen, der, wie ſein Name andeutet, wie ein Pfeil auf das Waſſer ſtürzt, um hier ſeine Beute zu ergreifen, was ſich ſehr gut auf das beziehen läßt, was Willughby von unſerer Seemöve ſagt, ſie ſchieße mit ſolcher Schnelligkeit auf einen Fiſch, den die Fiſcher um ſie anzulocken an ein Brett befeſtigen, daß ſie ſich den Kopf daran zerſtößt. Ferner iſt Ariſtoteles Katarrhaktes ſicher ein Meervogel, da er, dieſem Philoſophen zu Folge, Meerwaſſer trinkt.*) Die braune Seemöve findet ſich in der That auf den größten Meeren, und ihre Art ſcheint gleichmäßig unter den hohen Breiten nach beiden Polen hin zu wohnen, ſie iſt auf den Feroeren und an den ſchottiſchen Küſten gemein; noch verbreiteter ſcheint ſie im Südmeer zu ſein, und vermuthlich iſt es derſelbe Vogel, den die franzöſiſchen Seefahrer mit dem Namen cordonnier oder Schuſter bezeichnet haben, ohne daß man

*) Nichts iſt ohne Zweifel weniger wahr, als was Oppian ſagt, der Katarrhaktes begnüge ſich damit, ſeine Eier auf das Seegras zu legen und überlaſſe dem Winde die Sorge des Ausbrütens; wenn nicht etwa, was er hinzufügt, wahr iſt, daß nämlich um die Zeit, wann die Jungen ausſchlüpfen ſollen, das Männchen und das Weibchen jedes zwiſchen ſeine Klauen die Eier nehmen, aus welchen, wie ſie vorherſehen, ein Junges von ihrem Geſchlecht kommen ſoll, und ſie mehrere Mal ins Meer fallen laſſen, worauf die Jungen ausſchlüpfen.

den Grund dieſer Benennung einſehen kann.*) Die Engländer die im Egmontshafen auf den Falklandseilanden und auf den Malvinen viele dieſer Vögel angetroffen, haben ihnen den Namen Hühner des Egmontshafens gegeben, und in ihren Berichten reden ſie oft von ihnen unter dieſem Namen. Wir können nichts Beſſeres thun, als hier herſetzen, was man Ausführliches über ſie in der zweiten Reiſe des berühmten Kapitäns Cooks lieſt. „Der Vogel, ſagt er, den wir in der erſten Reiſe Huhn des Egmontshafens genannt haben, flog mehrere Mal über dem Schiffe (unter 64 Grad, 12 Minuten ſüdlicher Breite und 40 Grad öſtlicher Länge); wir fanden, daß es die große nordiſche Möve war, larus catarrhactes, die unter den hohen Breiten beider Halbkugeln häufig iſt. Sie war dick und kurz, ungefähr ſo groß wie eine große Krähe, dunkelbraun oder chokoladfarbig mit einem weißlichen Streifen in Form eines Halbmondes unter jedem Flügel. Man hat mir geſagt, dieſe Hühner fände man zahlreich auf den Feroereilanden, im Norden von Schottland, und ſie entfernten ſich nie vom Lande. Sicher iſt es, daß ich bis dahin keine über 40 Meilen weit auf dem offenen Meere geſehen hatte; ich erinnere mich aber nicht, ihrer weniger als zwei zuſammen erblickt zu haben, wogegen ich hier eine einzige fand, die vielleicht aus weiter Entfernung auf die eisbedeckten Eilande gekommen war. Einige Tage hernach ſahen wir eine andere derſelben Art, die hoch über unſern Köpfen emporflog und uns mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete, etwas Neues für uns, die wir gewohnt waren alle Waſſervögel dieſer Himmelsgegend ſich an der Oberfläche des Waſſers aufhalten zu ſehen.

*) Gemäß den Bemerkungen, welche der H. Vicomte von Querhoent mir mitzutheilen die Güte gehabt hat, hat man die Schuſter auf ſeiner Reiſe nicht allein gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung hin, ſondern auch in niedrigen und höhern Breiten in offener See angetroffen. Dieſer Beobachter ſcheint auch eine große und eine kleine Art dieſer Schuſter zu unterſcheiden, wie es die folgende Bemerkung vermuthen läßt.

„Ich glaube, daß die Bewohner der Gewäſſer in größerer Eintracht und Geſelligkeit als die des Landes miteinander leben, wenn auch ihre Arten und ihre Größe ſehr verſchieden ſind. Ohne alles Mißtrauen ſieht man ſie ſich nebeneinander ſetzen; ſie jagen gemeinſchaftlich, und ich habe nur ein einziges Mal einen Kampf zwiſchen einer großen Flügelweite (allem Anſchein nach, einer Fregatte) und einem Schuſter der kleinen Art geſehen; er dauerte ziemlich lange in der Luft; jedes wehrte ſich mit Flügeln und mit Schnabel. Der unendlich ſchwächere Schuſter entſchlüpfte durch ſeine Behendigkeit den furchtbaren Schlägen ſeines Gegners, ohne zu weichen; er war beſiegt, als ein Landzeiger, der ſich in der Nähe befand, herbeiflog, mehrere Mal zwiſchen den Kämpfern hin und zurück fuhr und endlich ſie trennte. Der dankbare Schuſter folgte ſeinem Befreier und kam mit ihm in die Nähe des Schiffes.“

Die bunte oder gefleckte Seemöve.

Vierte Art.

Das Gefieder dieſer Seemöve iſt auf weißem Grunde braungrau ſchraffirt oder geſprenkelt; die großen Schwungfedern ſind ſchwärzlich; der Schnabel ſchwarz, dick und ſtark und vier Zoll lang. Dieſe Seemöve, Nro. 266, iſt von der größten Art; ſie miſſt fünf Fuß in der Flügelweite, welches Maß an einem lebenden Vogel genommen worden, den H. Baillon aus Montreuil-ſur-Mer geſchickt hat. Dieſe Seemöve hatte lange auf einem Geflügelhof gelebt, wo ſie ihren Gefährten zu Tod geſchlagen hatte. Sie zeigte jene niedrige Vertraulichkeit des gefräßigen Thieres, welches der Hunger allein an die Hand feſſelt, die es ernährt. Sie verſchluckte platte Fiſche, die faſt ſo breit wie ihr Körper waren und verſchlang auch mit derſelben Freſſgier rohes Fleiſch und ſelbſt kleine Thiere wie Maulwürfe, Ratten und Vögel auf ein Mal.*) Eine Seemöve derſelben Art, die Anderſon aus Grönland erhalten hatte, fiel die kleinen Thiere an und vertheidigte ſich mit tüchtigen Schnabelhieben gegen Hunde und Katzen, die ſie gern in den Schwanz biſſ. Zeigte man ihr ein weißes Schnupftuch, ſo war man ſicher, daß ſie in einem durchdringenden Ton aufſchrie, als wenn ihr dieſer Gegenſtand einen Feind vorgeſtellt hätte, den ſie vielleicht auf dem Meere zu fürchten hat.

Alle gefleckte Seemöven ſind nach den Beobachtungen des H. Baillon im erſten Alter ſchmutzig und düſtergrau; aber von der erſten Mauſe an hellt ſich die Tinte auf; der Bauch und der Hals werden zuerſt weiß, und nach drei Mauſen iſt das Gefieder ganz mit grauen und weißen Wellenlinien und Flecken, wie wir es beſchrieben haben, bedeckt; hierauf nimmt das Weiß in dem Maße zu, worin der Vogel älter wird, und die älteſten werden zuletzt ganz weiß. Man ſieht alſo, wie ſehr man Gefahr liefe, verſchiedene Arten in einer einzigen zu ſchaffen, wenn man ſich auf dieſes Merkmal allein ſtützte, da die Natur in dieſem Grade je nach dem Alter die Farben verändert.

Bei der gefleckten Seemöve wie bei allen andern Möven ſcheint das Weibchen von dem Männchen ſich nur durch ſeinen etwas kleinern Wuchs zu unterſcheiden. Belon hatte ſchon bemerkt, daß die gefleckten Möven auf dem Mittelmeere nicht gemein ſind; daß man ihrer nur zufällig auf dem

*) Daher kommt es wahrſcheinlich, daß man auf die gefleckte Seemöve die Fabel bezogen hat, die Oviedo von einem Vogel erzählt, der einen Ruderfuß zum Schwimmen und einen mit Raubkrallen bewaffneten Fuß zum Ergreifen hat.

Lande antrifft,*) ſie ſich aber zahlreich auf den franzöſiſchen Küſten des Weltmeers finden. Sie haben ſich weit über die Meere hin begeben, da man uns verſichert, man habe ihrer aus Madagaskar empfangen; die wahre Wiege dieſer Art ſcheint jedoch im Norden zu ſein. Dieſe Vögel ſind die erſten, die man antrifft, wenn man ſich Grönland nähert, und ſie folgen beſtändig den Wallfiſchfängern bis mitten unter die Eismaſſen. Wenn ein Wallfiſch todt iſt und ſein Körper oben ſchwimmt, ſo werfen ſie ſich zu Tauſenden darüber her und reißen von allen Seiten Fetzen weg.**) Obgleich die Fiſcher ſie mit Stangen oder Rudern fortzuſchlagen ſich bemühen, zwingen ſie ihnen ſelten ihre Beute ab, ſie müßten ſie denn todt ſchlagen. Dieſe dumme Fleiſchgier hat ihnen den Beinamen dumme Thiere, im Holländiſchen Mallemücken zugezogen.***) Es ſind in der That dumme und häßliche Thiere, die ſich, wie Martens ſagt, unter Schlagen und Beißen einander die Biſſen entreißen, obwohl ſie auf den großen Leichnamen, auf denen ſie ſich ernähren, genug haben, um ihre Gefräßigkeit vollkommen zu ſättigen.

Belon findet einige Aehnlichkeit zwiſchen dem Kopf der bunten Seemöve und dem des Adlers; weit größer iſt aber die zwiſchen ſeinen gemeinen Sitten und denen des Geiers. Ihre kräftige und harte Körperverfaſſung macht ſie fähig, das rauheſte Wetter zu ertragen; auch haben die Seefahrer bemerkt, daß die Seeſtürme ſie wenig beunruhigen, zudem iſt ſie gut mit Federn verſehen, die, wie es uns vorgekommen, den größten Theil des Umfangs ihres ſehr magern Körpers ausmachen. Indeß können wir nicht verſichern, daß dieſe Vögel alle und immer mager ſind; denn derjenige, den wir geſehen, war es zufällig; er hatte einen Haken im Gaumen ſtecken, der ſich mit einer Schwiele bedeckt hatte und ihn am leichten Verſchlucken hindern mußte.

Anderſon zu Folge iſt unter der Haut ein Lufthäutchen, dem des Pelikans ähnlich. Derſelbe Naturforſcher bemerkt, daß ſeine grönländiſche Malle-

*) H. Lottinger will einige dieſer Vögel auf dem großen Teiche in Lothringen in der Zeit des Fiſchfanges geſehen haben; und H. Hermann redet uns von einer in der Gegend von Straßburg getödteten bunten Seemöve.

**) Die Häringe liefern dieſen Heerſcharen von Vögeln auch einen großen Theil ihres Futters. Zorgdrager ſagt, er habe eine Menge Häringsgräten neben den Neſtern der Waſſervögel auf den Felſen von Grönland geſehen.

***) Vom Worte mal, welches dumm, albern bedeutet, und von Mocke, was im Altdeutſchen Thier, Vieh bezeichnet. Martens leitet dieſes letztere anders ab und behauptet, es bezeichne die Art, wie dieſe Vogelſchwärme gleich Wolken von Mücken über die Wallfiſche herfallen; allein Andersons Ableitung dünkt uns die beſſere zu ſein.

m ü ck e von der ſpitzbergiſchen, welche Martens beſchrieben hat, verſchieden iſt; und wir müſſen in dieſer Hinſicht bemerken, daß Martens ſelbſt unter dieſem Namen Mallemücke zwei Vögel zu vereinigen ſcheint, die er anderswo trennt, und von dem der zweite oder der ſpitzbergiſche nach dem Bau ſeines aus mehreren Stücken zuſammengegliederten und obenauf mit röhrenförmigen Naslöchern verſehenen Schnabels ſo wie nach ſeinem Froſchgequak eher ein Sturmvogel als eine Seemöve zu ſein ſcheint. Uebrigens muß man vermuthlich eine Abart oder Abweichung, die größer als die gemeine Art, und deren Gefieder mehr wellenförmig gezeichnet als gefleckt oder geſtreift iſt, in die Art der bunten Seemöve aufnehmen. Dieſe Abweichung, die Lidbeck beſchrieben hat, wird am botniſchen Meerbuſen gefunden, und gewiſſe einzelne Vögel derſelben haben in ihren Hauptmaßen bis an acht und zehn Zoll mehr als unſere gemeinen bunten Seemöven.

Die Seemöve mit braungrauem Mantel oder der Bürgermeiſter.

Fünfte Art.

Die Holländer, welche zum Fiſchfang nach den nördlichen Meeren reiſen, ſehen ſich unaufhörlich von Wolken großer und kleiner Möven begleitet. Sie haben ſie durch die bezeichnenden und tonnachahmenden Namen Mallemücke, Kirmew, Rathsherr, Kütgegef*) zu unterſcheiden geſucht und dieſe hier Bürgermeiſter genannt wegen ihres geſetzten Ganges und großen Wuchſes, nach welchem ſie ihn wie eine Amtsperſon angeſehen, die mitten unter jenen unruhigen und gefräßigen Völkerſchaften mit Anſehen und Würde den Vorſitz zu führen ſcheint. Dieſe Bürgermeiſtermöve gehört in der That zu den größten und iſt ſo dick wie der Schwarzmantel. Ihr Rücken iſt braungrau, eben ſo die Schwungfedern, wovon die einen an der Spitze weiß, die andern ſchwarz ſind; das übrige Gefieder iſt weiß; das Augenlied iſt roth oder gelb eingefaßt; der Schnabel hat dieſe letztere Farbe; ſein unterer Winkel iſt ſtark vorſpringend und lebhaft roth, was Martens ſehr gut ausdrückt, indem er ſagt, ſie ſehe aus, als ob ſie eine Kirſche im Schnabel hätte. Vermuthlich aus Unaufmerkſamkeit, oder, weil er die Hinterzehe, die wirklich ſehr klein iſt, für nichts rechnete, gibt dieſer Reiſende ſeinem Bürgermeiſter nur drei Zehen; denn mit Gewißheit und nach allen andern Zügen erkennt man, daß er derſelbe Vogel, wie die große Seemöve von den engliſchen Küſten iſt, die in jenen Gegenden Häringgül heißt, weil ſie nach Häringen fiſcht. In den nördlichen Meeren leben dieſe Vögel

*) Siehe den vorigen Aufſatz und die folgenden.

von den todten Körpern der großen Fiſche. „Wenn man einen Wallfiſch hinten am Schiffe nachſchleppt, ſagt Martens, ſo ſchaaren ſie ſich zuſammen und reißen große Stücke aus ſeinem Fett, alsdann kann man ſie leichter tödten; denn es iſt faſt unmöglich, in ihren Neſtern zu ihnen zu gelangen, die ſie am Scheitel und in den Spalten der höchſten Felſen anlegen. Der Bürgermeiſter, ſetzt er hinzu, jagt der Mallemücke Furcht ein; ſie fällt vor ihm nieder, ſo ſtark ſie iſt, und läßt ſich ſchlagen und kneipen, ohne ſich zu rächen. Wenn der Bürgermeiſter fliegt, breitet er ſeinen Schwanz wie einen Fächer aus. Sein Geſchrei ähnelt dem des Raben. Auf die jungen Lummen macht er Jagd und oft findet man ihn bei den Seepferden, deren Koth er, wie es ſcheint, verſchlingt."

Nach Willughby ſind die Eier dieſer Seemöve weißlich, mit einigen ſchwärzlichen Streifen beſtreut und ſo groß, wie Hühnereier. Der P. Feuillée erwähnt eines Vogels von den Küſten Chilis und Perus, der durch ſeine Geſtalt, ſeine Farben und ſeine Gefräßigkeit dieſer nordiſchen Seemöve ähnlich, aber vermuthlich kleiner iſt; denn dieſer Reiſende und Naturforſcher ſagt, ſeine Eier wären nur etwas größer, als die des Rebhuhnes. Er fügt hinzu, er habe den Magen dieſer Seemöve mit den Federn gewiſſer kleiner Vögel von den Küſten der Südſee, welche die Einheimiſchen Tokoquito nennen, angefüllt gefunden.

Die Seemöve mit grauem und weißem Mantel.

Sechste Art.

Es iſt ziemlich wahrſcheinlich, daß dieſe, von dem P. Feuillée beſchriebene, Seemöve, die ungefähr ſo groß, wie die Seemöve mit grauem Mantel iſt, nur eine Abart oder Abweichung dieſer oder irgend einer der vorhergehenden Arten, aus einem andern Zeitpunkte ihres Alters genommen, iſt; ihre Züge und ihre Geſtalt ſcheinen es uns anzuzeigen. Der Mantel, ſagt Feuillée, iſt grau, mit Weiß vermiſcht, ebenſo der Obertheil des Halſes, deſſen Vordertheil, ſo wie das ganze Geſprenkel hellgrau iſt; die Steuerfedern ſind dunkelbraun, und dee Scheitel iſt grau. Als eine Beſonderheit in der Zahl der Gelenke der Zehen bemerkt er es, daß die innere nur 2, die mittele 3 und die äußere 4 Gelenke hat, wodurch dieſe die längſte wird; allein dieſer Bau, der günſtigſte zum Schwimmen, inſofern er die größte Breite im Ruder auf die Seite des größten Bogens ſeiner Bewegung bringt, iſt bei vielen Waſſervögeln und ſelbſt bei mehreren Strandvögeln derſelbe; wir haben ihn insbeſondere an dem Spornflügel, dem Sultanshuhn und dem Waſſerhuhn bemerkt. Die äußere Zehe hat bei dieſen Vögeln 4, die mittele 3 und die innere nur 2 Glieder.

Die weiße Möve.

Erſte Art.

Nach dem, was wir von der bunten Seemöve, die im Alter weiß wird, geſagt haben, könnte man glauben, dieſe weiße Möve, Nro. 994, ſei nur eine alte bunte Seemöve; aber ſie iſt bei weitem nicht ſo groß, wie dieſe, ſie hat keinen ſo großen und keinen ſo ſtarken Schnabel und ihr vollkommen weißes Gefieder keinen grauen Abſtich noch Flecken. Dieſe weiße Möve iſt von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende kaum 15 Zoll lang. Man erkennt ſie wieder an der in der Reiſe nach Spitzbergen von Kapitän Phipps gegebenen Nachricht. Er bemerkt ſehr richtig, daß dieſe Art von Linné nicht beſchrieben worden, und der von Martens ſogenannte Rathsherr in der Eigenthümlichkeit der Füße, denen Martens nur 3 Zehen beilegt, ihm vollkommen ähnlich iſt; wenn man aber denken kann, daß die, in der That ſehr kleine, vierte Zehe der Aufmerkſamkeit dieſes Seefahrers entgangen iſt, ſo wird man an allem Uebrigen in ſeinem Rathsherrn unſere weiße Möve erkennen. Er iſt weißer, als der Schnee, ſagt er; was man bemerkt, wenn der Vogel auf dem Eiſe einhergeht mit einer Geſetztheit, wegen deren man ihm den Namen Rathsherr gegeben hat. Seine Stimme iſt tief und ſtark und, während die kleinen Möven oder Kirmews kir oder kär zu ſagen ſcheinen, ſagt der Rathsherr kar. Er hält ſich gewöhnlich allein, wenn nicht etwa irgend eine Beute eine Anzahl ſammelt. Martens hat ihrer geſehen, die ſich auf den Körper der Seepferde ſetzen und den Koth derſelben fraßen.

Die gefleckte Möve oder der Kütgegef.

Zweite Art.

„In der Zeit, ſagt Martens, als wir das Fett von den Wallfiſchen herausſchnitten, kam eine Menge dieſer Vögel ſchreiend an unſer Schiff; ſie ſchienen kütgegef auszuſprechen.“ Dieſer Name drückt wirklich die Art Nieſen kef, kef aus, das wir von verſchiedenen gefangenen Möven gehört, und von welchem, unſerer Vermuthung nach, der griechiſche Name Kepfos herkommen konnte. Was den Wuchs anbelangt, ſo iſt dieſe Möve Kütgegef, Nro. 387, nicht größer als die weiße Möve und ebenſo nur 15 Zoll lang. Das Gefieder wird auf einem am Vorderleibe ſchön weißen und auf dem Mantel grauen Grunde durch einige Züge dieſes nämlichen Grau, die oben auf dem Halſe gleichſam ein halbes Halsband bilden, und durch gemiſcht weiße und ſchwarze Flecken auf den Flügelbedeckungen ausgezeichnet, mit Abweichungen jedoch, die wir ſogleich erwähnen wollen. Die Hinterzehe, die

bei allen Möven ſehr klein iſt, verſchwindet bei dieſen faſt ganz, wie Belon und Ray bemerken; und deswegen, ohne Zweifel, gibt ihr Martens nur 3 Zehen. Er fügt hinzu, dieſe Möve fliege immer mit Geſchwindigkeit gegen den Wind, ſo heftig er auch ſein möge; ſie habe jedoch in dem Struntjäger *) einen hartnäckigen Verfolger, der ſie quält, bis ſie ihren Koth von ſich gibt, den er gierig verſchlingt. Im folgenden Aufſatze wird man ſehen, daß man dieſen verdorbenen Geſchmack irriger Weiſe dem Struntjäger beilegt. **)

Uebrigens findet ſich dieſe gefleckte Möve nicht allein in den nördlichen Meeren; man ſieht ſie auf den engliſchen und ſchottiſchen Küſten. Belon, der ſie in Griechenland angetroffen, ſagt, er hätte ſie an dem bloſen Namen Laros, den ſie dort noch tragen, wiedererkannt; und Martens hat ſie, nachdem er ſie auf Spitzberg geſehen, im ſpaniſchen Meere wiedergefunden, zwar etwas verſchieden, aber immer noch ſo erkennbar, daß man ſich nicht irren konnte; woraus er ſehr verſtändig ſchließt, daß Thiere, die zu derſelben Art gehören, aber in ſehr verſchiedenen und weit voneinander entfernten Himmelsgegenden wohnen, irgend ein Gepräge dieſer Verſchiedenheit der Himmelsgegenden an ſich tragen müſſen. Sie iſt hier ſo groß, daß man aus einer einzigen 2 Arten machen kann; denn die aſchgraue Möve des H. Briſſon muß ſicher auf die aſchgraue gefleckte Möve zurückgeführt werden, wie ein bloſer Hinblick auf die beiden Abbildungen, die er von ihnen gibt, genugſam andeutet; bewieſen aber wird es durch die Vergleichung, die wir zwiſchen einer Reihe einzelner Vögel vorgenommen, worin die Abſchattungen vom ſtärkſten zum ſchwächſten Schwarz und Weiß im Flügel von der entſchiedenen Tracht der gefleckten Möve, wie die ausgemalte Tafel ſie darſtellt, bis zu der einfachen grauen und vom Schwarz faſt ganz befreiten Farbe, wie die aſchgraue Möve des H. Briſſon ſie hat, vorkommen; aber das graue oder zuweilen ſchwärzliche halbe Halsband oben auf dem Halſe iſt ein gemeinſamer Zug der Aehnlichkeit zwiſchen allen Vögeln dieſer Art.

Große Schwärme dieſer Möven erſchienen im Februar 1775 plötzlich in der Gegend von Semur in Auxois; man tödtete ſie ſehr leicht, und auf den Wieſen und Feldern und am Ufer der Bäche fand man ihrer, die vor Hunger geſtorben oder halb todt waren; bei der Eröffnung fand man in ihrem Magen nur einige Ueberbleibſel von Fiſchen und in dem Gedärme einen ſchwärzlichen Brei. Dieſe Vögel kannte man in dem Lande nicht; ihr Erſcheinen währte nur 14 Tage. Sie waren bei einem ſtarken Südwinde, der dieſe Zeit über wehte, angekommen. ***)

*) Buchſtäblich Kothjäger.

**) Siehe unten den Aufſatz von der Schmarotzermöve.

***) Bemerkung, mitgetheilt von H. von Montbeillard.

Die große aſchgraue oder die blaufüßige Möve.

Dritte Art.

Die in dieſer Art Nro. 977, beſtändige bläuliche Farbe der Füße und des Schnabels muß ſie von den andern unterſcheiden, die allgemein mehr oder minder hochroth oder ſchwarzblau fleiſchfarbige Füße haben. Die blaufüßige Möve iſt von der Schnabelſpitze bis zur Schwanzſpitze, 16 bis 17 Zoll lang. Ihr Mantel iſt hell aſchgrau, mehrere Schwungfedern ſind ſchwarz ausgeſchweift; das ganze übrige Gefieder iſt ſchneeweiß.

Willughby ſcheint dieſe Art als die gemeinſte in England zu bezeichnen.*) Auf den Küſten der Normandie nennt man ſie grande-miaule; über die verſchiedenen Farbenabſchattungen, die das Gefieder dieſer Möven in der Reihenfolge ihrer Mauſen je nach dem verſchiedenen Alter annimmt, hat H. Baillon folgende Beobachtungen gemacht. In den erſten Jahren ſind die Schwungfedern ſchwärzlich; erſt nach der zweiten Mauſe werden ſie entſchieden ſchwarz mit weißen Flecken, die ſie erheben. Keine junge Möve hat einen weißen Schwanz; die Spitze deſſelben iſt immer ſchwarz oder grün. In dieſer nämlichen Zeit ſind der Kopf und der Obertheil des Halſes mit einigen Flecken gezeichnet, die nach nnd nach verſchwinden und dem reinen Weiß Platz machen. Der Schnabel und die Füße haben ihre vollen Farben erſt, wenn ſie etwa zwei Jahre alt ſind.

Zu dieſen Bemerkungen, die ſehr achtenswerth ſind, da ſie die Vervielfältigung der Arten nach einfachen blos einzelne Vögel betreffenden Abweichungen zu verhindern dienen, fügt H. Baillon einige andere über den beſonderen Naturhang der blaufüßigen Möve. Sie läßt ſich ſchwerer zähmen als die andern; und ſcheint dennoch in der Freiheit nicht ſo wild zu ſein; ſie ſtreitet weniger und iſt nicht ſo gefräßig wie die meiſten andern; aber ſie iſt auch nicht ſo munter wie die kleine Möve, von der wir ſogleich reden werden. In einem Garten gefangen gehalten, ſuchte ſie ſich die Erdwürmer; wenn man ihr kleine Vögel darreichte, ſo rührte ſie dieſelbe nicht an, wenn ſie nicht halb zerriſſen waren, ein Zeichen, daß ſie nicht ſo fleiſchgierig wie die Seemöven iſt; und da ſie nicht ſo lebhaft und nicht ſo munter wie die kleinen Möven von denen wir noch zu reden haben, ſo ſcheint ſie, ſowohl was Naturhang als was den Wuchs betrifft, zwiſchen beiden die Mitte zu halten.

Die kleine aſchgraue Möve.

Vierte Art.

Die verſchiedene Farbe ihrer Füße und ein kleinerer Wuchs unterſcheiden dieſe Möve, Nro. 969, von der vorigen, der ſie ſonſt in den Farben

*) The common sea-mew.

vollkommen gleicht; daſſelbe helle und bläuliche Aſchgrau ſieht man auf dem Mantel, dieſelben ſchwarzen Ausſchweifungen mit weißen Flecken auf den großen Schwungfedern und endlich daſſelbe Schneeweiß auf dem ganzen übrigen Gefieder mit Ausnahme eines ſchwarzen Fleckchens, das dieſe kleine Möve beſtändig auf den Seiten des Halſes hinter dem Auge trägt. Die jüngſten, haben, gleichſam zur Leibtracht, auf den Flügelbedeckungen braune Flecken; bei den älteſten haben die Federn am Bauch eine roſenforbige Tinte, und erſt im zweiten oder dritten Jahre werden die Füße und der Schnabel ſchön roth; vorher ſind ſie ſchwarzblau.

Dieſe und die Lachmöve ſind die beiden kleinſten der ganzen Familie, ſie ſind nur ſo groß wie eine ſtarke Taube, dabei aber lange nicht ſo dick. Dieſe aſchgrauen Möven ſind nur 13 bis 14 Zoll lang, ſehr niedlich, reinlich und rührig, nicht ſo boshaft wie die großen und dennoch lebhafter. Sie freſſen viele Kerbthiere; während des Sommers ſieht man ſie laufend Hin- und Herzüge nach Käfern und Fliegen machen, ſie fangen eine ſolche Menge, daß ihr Speiſeſchlund oft bis an den Schnabel voll davon iſt. Sie folgen auf den Flüſſen der ſteigenden Fluth,*) und verbreiten ſich einige Meilen weit über das Land, in den Sümpfen Gewürme und Blutigel ſuchend, und des Abends kehren ſie nach dem Meere zurück. H. Baillon, der dieſe Beobachtungen gemacht hat, fügt hinzu, daß ſie ſich leicht in Gärten gewöhnen und in ihnen von Kerbthieren, kleinen Eidechſen und andern Kriechern leben; jedoch kann man ſie auch mit angefeuchtetem Brod ernähren; immer aber muß man ihnen viel Waſſer geben, weil ſie ſich jeden Augenblick Schnabel und Füße waſchen. Sie ſind ſehr ſchreieriſch, beſonders die Jungen; auf den Küſten der Normandie nennt man ſie petites miaules oder kleine Miauer. Wie es ſcheint, iſt ihnen auch der Name Tattaret in Bezug auf ihr Geſchrei gegeben worden, und nichts ſteht dem im Wege, daß man für dieſelben Vögel jene grauen Möven hält, von denen die Berichte der Portugieſen aus Oſtindien reden, unter dem Namen Garaios, und welche die Seefahrer auf der Fahrt von Madagaskar nach den Maldiven zahlreich antreffen. Zu einer ähnlichen oder derſelben Art muß der Vogel bezogen werden, der auf Luçon Tambilagan genannt wird, und zu Folge der kurzen Beſchreibung, welche Camel in ſeiner Nachricht über die Vögel der Philippinen, die in den Philoſophiſchen Abhandlungen ſteht, von ihr giebt, eine Möve von kleinem Wuchſe iſt.

---

*) Zuweilen ziehen ſie an ihnen ſehr weit hinauf; H. Baillon hat ihrer auf der Loire 50 Stunden von der Mündung derſelben geſehen.

Die Lachmöve.

Fünfte Art.

Das Geſchrei dieſer kleinen Möve, Nro. 970, hat einige Aehnlichkeit mit einem ſchallenden Gelächter, daher ihr Name Lachmöve. Sie ſieht etwas größer als eine Taube aus, hat aber, wie alle Möven, keinen ſo großen Körper, als ſcheinbaren Umfang. Die Menge kleiner Federn, womit ſie bekleidet iſt, macht ſie ſehr leicht; auch fliegt ſie faſt beſtändig auf dem Waſſer, und die kurze Zeit über, die ſie am Lande iſt, ſieht man ſie ſehr rührig und lebhaft. Auch iſt ſie recht ſchreieriſch, beſonders während der Brütezeit, der Zeit, worin die kleinen Möven zahlreicher verſammelt ſind. Die Hecke beſteht aus ſechs ſchwarzgefleckten olivengrünlichen Eiern. Die Jungen ſind gut zu genießen und den Verfaſſern der brittiſchen Zoologie zu Folge, fängt man ſehr viele in den Grafſchaften Eſſex und Stafford.

Einige dieſer Lachmöven laſſen ſich auf den Flüſſen und ſelbſt auf den Teichen im Innern des Landes nieder*) und, wie es ſcheint, beſuchen ſie außerdem die Meere der beiden Feſtländer. Catesby hat ſie auf den Bahamaeilanden gefunden; Fernandes beſchreibt ſie unter dem mexikaniſchen Namen Pipikän, und von allen andern Möven ſind ſie beſonders in den nördlichen Gegenden in großer Menge vorhanden. Martens, der ſie auf Spitzbergen beobachtet hat und ſie Kirmews nennt, ſagt, ſie brüteten auf einem weißlichen Moos, worin man ihre Eier kaum erkenne, da ſie faſt die Farbe dieſes Mooſes hätten, d. h. ſchmutzig oder grünlich weiß mit ſchwarzen Tüpfeln wären; ſie ſind ſo groß wie Taubeneier, aber an einem Ende ſehr ſpitz. Der Dotter des Eies iſt roth und das Weiß bläulich. Martens ſagt, er habe ihrer gegeſſen und ſie ſehr gut und von demſelben Geſchmack gefunden wie die Eier des Kiebitzes. Die Eltern ſchießen muthig auf diejenigen zu, die ihre Brut rauben, und ſuchen ſie durch Hiebe mit dem Schnabel und durch lautes Geſchrei abzuwehren. Dieſes Geſchrei drückt der Name Kirmews in ſeiner erſten Spelle kir aus, wie derſelbe Reiſende ſagt, der jedoch bemerkt, daß er Verſchiedenheiten in der Stimme dieſer Vögel gefunden, jenachdem er ſie in den Polgegenden oder in nicht ſo nördlichen Seeſtrecken, wie an den Küſten von Schottland und Island und in den deutſchen Meeren angetroffen. Er behauptet, man finde im Allgemeinen einen Unterſchied in dem Geſchrei der Vögel einer und derſelben Art, je nach den Himmelsgegenden, unter denen ſie leben, was ſehr wohl der Fall ſein könnte, beſonders hinſichtlich der Vögel, da das Geſchrei bei den Vögeln nur der Ausdruck der gewöhnlichſten Empfindung und die des Himmelsſtrichs herrſchend bei den Vögeln iſt, welche für die Veränderungen des

*) Nach Albin findet man dieſe Vögel auf der Themſe bei Graveſend.

Luftkreiſes und für die Einflüſſe des Wärmeverhältniſſes empfindſamer als alle andere Thiere ſind.

Martens bemerkt ferner, daß dieſe Möven auf Spitzbergen feinere und haarichtere Federn haben als auf unſern Meeren. Auch dieſe Verſchiedenheit hängt mit dem Himmelsſtrich zuſammen; eine andere, die unſeres Erachtens nur mit dem Alter zuſammen hängt, betrifft die Farbe des Schnabels und der Füße; bei den einen ſind ſie roth und bei den andern ſchwarz. Daß aber dieſe Verſchiedenheit keine zwei getrennten Arten begründet, geht daraus hervor, daß ſich in mehren einzeln Vögeln die zwiſchenliegende Uebergangsſtufe zeigt, indem einige einen rothen Schnabel und nur röthliche Füße, andere einen nur an der Spitze rothen und im Uebrigen ſchwarzen Schnabel haben. Dieſemnach werden wir nur eine Lachmöve anerkennen, weil die ganze Verſchiedenheit, auf welche H. Briſſon ſeine Annahme gründet, nur in der Farbe des Schnabels und der Füße liegt. Die des Gefieders anlangend, ſo ſtellt, wenn die Bemerkung dieſes Vogelbeſchreibers richtig iſt, die ausgemalte Tafel das Weibchen der Art dar, welches daran erkennbar iſt, daß es auf der Stirn und der Kehle weiß gezeichnet, bei dem Männchen dagegen der ganze Kopf mit einer ſchwarzen Kappe bedeckt iſt; die großen Schwungfedern haben auch theilweiſe dieſe Farbe; der Mantel iſt bläulich aſchgrau und der übrige Körper weiß.

Die Wintermöve.

Sechſte Art.

Wir vermuthen, daß der unter dieſer Benennung bezeichnete Vogel wohl nichts anderes als unſere gefleckte Möve ſein möchte, die in England während des Winters im Innern der Länder zum Vorſchein kommt, und unſere Muthmaßung beruht darauf, daß dieſe Vögel, deren Größe dieſelbe iſt, in den Beſchreibungen der Naturgeſchichtſchreiber nur darin verſchieden voneinander ſind, daß die Wintermöve überall braun, wo unſere gefleckte Möve grau iſt, und bekanntlich nimmt oft das Braun in der erſten Tracht dieſer Vögel die Stelle des Grau ein, abgeſehen von der Leichtigkeit, womit man beide Tinten in einer Beſchreibung oder in einer Ausmalung verwechſeln kann. Wenn diejenige, welche die brittiſche Zoologie giebt, beſſer ſchiene, ſo würden wir mit mehr Zuverſicht reden. Wie dem auch ſei, dieſe Möve, die man in England ſieht, ernährt ſich im Winter von Erdwürmern, und die halbverdauten Ueberbleibſel, welche dieſe Vögel durch den Schnabel wieder auswerfen, bilden jenen unter dem Namen Star-ſhot oder Star-gelly bekannten gallertartigen Stoff.

Nach der Aufzählung der gut beſchriebenen und deutlich getrennten Arten der großen und kleinen Möven, können wir einige andere, die ſich wahr-

ſcheinlich auf die vorhergehenden zurückführen ließen, wenn die Nachrichten über ſie vollſtändiger wären, nur andeuten.

1. Diejenige, welche H. Briſſon unter dem Namen graues Mövchen angiebt, obwohl er ſagt, ſie habe den Wuchs der großen aſchgrauen Möve, und die in der That von dieſer Art oder der der Seemöve mit grauem Mantel nur darin verſchieden zu ſein ſcheint, daß ſie auf dem Rücken grau gemiſcht weiß iſt.

2. Jene große Seemöve, von welcher Anderſon redet, die einen vortrefflichen, in Island Runmagen genannten Fiſch fängt, ans Land bringt und nur ſeine Leber frißt; weshalb die Bauern ihre Kinder anweiſen, ſobald die Möve ans Land kommt, auf ſie zuzulaufen, um ihr ihre Beute wegzunehmen.

3. Der unter 1 Grad 7 Minuten nördlicher Breite und unter 28 Grad 50 Minuten der Länge von H. Banks getödete Vogel, den er ſchwarzfüßige Möve oder Larus crepidatus nennt. Die Auswürfe dieſes Vogels ſehen lebhaft roth aus, faſt wie der Saft der Schnirkelſchnecke, die in jenen Meeren ſchwimmt. Man kann wohl glauben, daß dieſe Schnecke dem Vogel zur Nahrung dient.

4. Die Möve, welche die Einwohner von Luçon Taringting nennen, und die nach der eigenthümlichen Lebhaftigkeit, die man ihr beilegt, und nach ihrer Gewohnheit, geſchwinde über das Ufer zu laufen, ebenfalls die kleine graue Möve oder die Lachmöve ſein kann.

5. Die Möve vom mexikaniſchen See, welche die Einwohner Akuikuzikatl nennen, und von welcher Fernandes nichts weiter ſagt.

6. Endlich eine Seemöve, welche der H. Vicomte von Querhoent auf der Rhede des Vorgebirges der guten Hoffnung beobachtet hat und die gemäß der Nachricht, welche er uns mitzutheilen die Güte gehabt, eine Art Schwarzmantel ſein muß, jedoch nicht mit rothen, ſondern mit ſeegrünen Füßen.

Die Schmarotzermöve, der Labbe oder der Strunt- oder Kothjäger.

Es iſt dieſes ein Vogel, den man zu den Möven zählen möchte, wenn man nur ſeinen Wuchs und ſeine Züge berückſichtigt; gehört er aber zu der Familie, ſo iſt er ein entarteter Verwandter; denn er iſt der ewige und erklärte Verfolger mehrer ſeines Geſchlechts und beſonders der kleinen gefleckten aſchgrauen Möve, jener Art, welche die Schiffer im Norden Kütgeghef nennen. Er hängt ſich an ſie, verfolgt ſie ohne Unterlaß und verläßt, ſobald er ſie wahrnimmt, Alles, um ihr nachzujagen. Wie ſie behaupten, thut er es, um ihren Koth zu verſchlucken, und in dieſer

Meinung haben ſie ihnen den Namen Struntjäger gegeben, was aber ſo viel wie Kothjäger bedeutet; wir wollen ihnen aber lieber den Namen Labbe laſſen; denn allem Anſchein nach frißt dieſer Vogel nicht den Koth, ſondern den Fiſch, den die verfolgte Möve aus dem Schnabel fallen läßt oder ausſpeit,*) zumal er häufig fiſcht, auch Wallfiſchfett frißt und es ſeltſam wäre, daß bei der großen Menge der Beſtandweſen, welche das Meer den Vögeln, die es bewohnen, darbietet, dieſer auf ein Gericht beſchränkt ſein ſollte, welches alle andern verſchmähen. Alſo ſcheint der Name Kothjäger übel gewählt, und man muß den Namen Labbe vorziehen, mit welchem die Fiſcher dieſen Vogel bezeichnen, um zu vermeiden, daß ſein Name in Betreff ſeines Naturhanges und ſeiner Gewohnheiten etwa in Irrthum führe. Niemand hat ſie beſſer beſchrieben als Ghiſter in den Denkſchriften der Akademie von Stockholm. „Der Flug des Labben, ſagt er, iſt ſehr lebhaft und ſchaukelnd wie der des Habichts; der ſtärkſte Wind verhindert ihn nicht, eine Richtung ziemlich genau zu verfolgen, um die kleinen Fiſche, welche die Fiſcher ihr zuwerfen, in der Luft zu ergreifen. Wenn ſie ihm lab, lab rufen, kommt er ſogleich uud nimmt den gekochten oder rohen Fiſch und die andern Speiſen, die man ihm hinwirft; ſelbſt Häringe nimmt er aus dem Fiſchernachen weg

*) Einige Naturgeſchichtſchreiber haben geſchrieben, gewiſſe Mövenarten verfolgten andere, um ihre Auswürfe zu freſſen. Ich habe Alles, was von mir abhing, gethan, um die Wahrheit dieſer Sache zu ermitteln, die ich nie habe glauben können. Oft bin ich ans Ufer des Meeres gegangen, um dort Beobachtungen anzuſtellen; und ich habe gefunden, was dieſe Fabel hat veranlaſſen können; es iſt Folgendes:

Die Möven führen einen beſtändigen Krieg miteinander, um ſich die Beute abzujagen, wenigſtens die großen und die mitteln Arten; wenn eine mit einem Fiſch im Schnabel vom Waſſer auffſteigt, ſo ſtürzt die erſte, die ſie erblickt, über ſie her, um ihn ihr abzunehmen; verſchlingt ihn dieſe nicht eilig, ſo wird ſie ihrerſeits durch ſtärkere, als ſie iſt, verfolgt, die ihr heftige Hiebe mit dem Schnabel verſetzen; ſie kann ihnen nicht anders entgehen, als indem ſie ihren Feind flieht oder ablenkt; mag nun der Fiſch ſie in ihrem Fluge beläſtigen oder die Furcht ſie in irgend eine Bewegung verſetzen oder ſie endlich wiſſen, daß der Fiſch, den ſie trägt, der einzige Gegenſtand der Verfolgung iſt, ſie giebt ihn eilig wieder von ſich; die andere, die ihn fallen ſieht, fängt ihn geſchickt und ehe er im Waſſer iſt, auf; ſelten entſchlüpft er ihr.

Der Fiſch ſieht immer in der Luft weiß aus, weil er das Licht zurückſtrahlt und ſcheint wegen des ſteifen Fluges hinter der Möve, die ihn ausſpeit, zu fallen. Dieſe beiden Umſtände haben die Beobachter irregeführt.

Ich habe dieſelbe Sache in meinem Garten als wahr befunden; ich habe ſchreiend große Möven verfolgt; unter dem Laufen haben ſie den Fiſch, den ſie ſo eben verſchluckt hatten, ausgeſpieen; ich warf ihnen denſelben wieder zu und ſie fingen ihn ſo geſchickt wie Hunde in der Luft auf. (Bemerkungen, mitgetheilt von H. Baillon von Montreuil=ſur=Mer.)

und, wenn ſie geſalzen ſind, wäſcht er dieſelben erſt und verſchluckt ſie dann. Nicht leicht kann man ſich ihm nähern oder auf ihn ſchießen, wenn man ihm nicht eine Lockſpeiſe hinwirft. Aber die Fiſcher ſchonen dieſe Vögel, weil ſie ihnen die Anweſenheit des Härings melden und faſt mit Sicherheit anzeigen; und in der That, wenn der Labbe nicht zum Vorſchein kommt, iſt der Fiſchfang wenig ergiebig. Dieſer Vogel iſt faſt immer auf dem Meer, und gewöhnlich ſieht man nur zwei bis drei und ſehr ſelten fünf bis ſechs zuſammen. Findet er keinen Fraß auf dem Meere, ſo kommt er aufs Ufer und greift hier die Möven an, die, ſobald er ſich zeigt, ſchreien; er ſchießt aber auf ſie zu, ſetzt ſich ihnen auf den Rücken und mit zwei bis drei Hieben nöthigt er ſie, den Fiſch wieder auszuſpeien, den ſie im Magen haben und den er ſogleich verſchlingt. Dieſer Vogel legt, ſowie die Möven, ſeine Eier auf die Felſen. Das Weibchen iſt ſchwärzer und etwas dicker als das Weibchen."

Obwohl dieſe Bemerkungen insbeſondere auf den langſchwänzigen Labbe ſich zu beziehen ſcheinen, ſehen wir ſie dennoch als der Art eigen an, von welcher wir reden und deren Schwanz ſo ausgeſchnitten iſt, daß die beiden Mittelfedern zwar die längſten ſind, nicht aber weit über die andern hinausreichen. Er iſt beinahe ſo groß wie unſere Möve und aſchbraun mit graulichen Wellenlinien.*) Die Flügel ſind ſehr groß und die Füße wie die der Möven geformt, nur nicht ganz ſo ſtark; die Zehen ſind kürzer, der Schnabel aber von dem dieſer Vögel noch mehr verſchieden; das Ende nämlich des obern Kiefers iſt mit einem kleinen Nagel oder Haken bewaffnet, welcher ein neues Anhängſel zu ſein ſcheint, eine Eigenthümlichkeit, wodurch der Schnabel des Labbe dem der Sturmvögel ähnelt, ohne jedoch wie bei dieſen röhrenförmige Naslöcher zu haben.

Der Labbe, Nro. 991, hat in der Haltung und dem Ausſehen des Kopfes etwas vom Raubvogel, und eine feindſelige und kriegeriſche Lebensart ſtraft die Kopfbildung nicht Lüge; er geht gerade und ſchreit ſehr laut. Hört man ihn von Weitem und ſchallt ſeine Stimme wieder, ſo ſcheint er, ſagt Martens, joja oder johan auszuſprechen. Die Lebensweiſe dieſer Vögel vereinzelt und zerſtreut ſie nothwendiger Weiſe; auch bemerkt derſelbe Seefahrer, daß man ſie ſelten verſammelt findet. Er fügt hinzu, die Art ſei ihm nicht zahlreich vorgekommen, und er habe in den Seeſtrichen von Spitzbergen nur ſehr wenige geſehen. Die Sturmwinde des Novembers 1779 trieben zwei dieſer Vögel auf die Küſten der Pikardie; ſie ſind uns durch die Fürſorge des H. Baillon zugeſchickt worden, und nach dieſen beiden Vögeln haben wir die vorhergehende Beſchreibung abgefaßt.

*) Dieſe Farbe iſt unter dem Körper heller und, Marcgrave zu Folge, iſt der Bauch zuweilen weiß.

Der langſchwänzige Labbe.

Die Verlängerung der beiden mitteln Schwanzfedern in zwei getrennte und auseinander gerichtete Halme kennzeichnet die Art dieſes Vogels, Nro. 762, der übrigens von derſelben Größe wie der vorhergehende Labbe iſt. Er hat eine ſchwarze Kappe auf dem Kopfe; ſein Hals iſt weiß und das ganze übrige Gefieder grau; zuweilen ſind die beiden langen Federn im Schwanze grau. Dieſer Vogel iſt uns aus Sibirien zugeſchickt worden, und wir glauben, daß eben dieſe Art H. Gmelin in den Ebenen von Mangaſea an den Ufern des Jeniska angetroffen hat. Sie wird auch in Norwegen und noch tiefer in Finnmark, in Angermanien, gefunden; und H. Edwards hat ſie aus der Hudſonsbai erhalten, wo, wie er bemerkt, die Engländer dieſen Vogel, ohne Zweifel wegen ſeiner Feindſeligkeit gegen die Möve the man of war bird (das Kriegsſchiff oder den kriegeriſchen Vogel) nennen; man muß aber bemerken, daß dieſer Name Kriegsſchiff oder Krieger bereits und viel paſſender der Fregatte gegeben worden, und alſo dieſem Vogel nicht beigelegt werden darf. Jener Schriftſteller fügt hinzu, er habe nach der Länge der Flügel und der Schwäche der Füße dafür gehalten, daß dieſer Vogel ſich öfter auf dem Meer und im Fluge, als auf dem Lande und in Ruhe befinden müſſe. Zugleich bemerkt er, die Füße ſeien rauh wie eine Feile, und geeignet, auf dem ſchlüpfrigen Körper der großen Fiſche ſich feſtzuhalten. Dieſer Naturforſcher denkt, wie wir, daß der Labbe durch die Form ſeines Schnabels die Uebergangsſtufe zwiſchen den Möven und den Sturmvögeln bilde.

H. Briſſon nimmt eine dritte Art Kothjäger oder Labbe unter der Benennung geſtreifter Kothjäger an; allein da er dieſelbe nur auf die Beſchreibung gründet, welche H. Edwards von einem Vogel giebt, den er ſelbſt für das Weibchen des langſchwänzigen Kothjägers anſieht, ſo werden wir dieſe dritte Art nicht annehmen. Wir halten mit H. Edwards dafür, daß es nur eine Geſchlechts- oder Alters-Abweichung iſt, auf die man vielleicht auch unſere erſte Art zurückführen könnte; denn ihre Aehnlichkeit mit dieſem Edwards'ſchen Vogel und die Uebereinſtimmung in den natürlichen Gewohnheiten all dieſer Vögel ſcheinen es anzudeuten, und in dieſem Falle würde es wirklich nur eine einzige Art Labbe oder Kothjäger geben, wovon der erwachſene Vogel oder das Männchen die beiden langen Federn im Schwanze hätte, und das Weibchen faſt, wie die ausgemalte Tafel Nro. 991 es darſtellt, auf dem ganzen Körper braun, oder wie Edwards den Vogel ſchildert, auf den Flügeln und dem Schwanze dunkel aſchbraun, und auf dem Vordertheil des Körpers ſchmutzig weißgrau wäre, mit durchkreuzten ſchwärzlichen und braunen Linien auf dem Schenkel, dem Unterbauche und dem Bürzel.

Der Anhinga oder Schlangenvogel.

Wenn die Regelmäßigkeit der Formen, die Uebereinſtimmung der Verhältniſſe und die Ebenmäßigkeit in dem Ganzen aller Theile den Thieren das verleihen, was in unſern Augen Anmuth und Schönheit ausmacht, wenn ihr Rang neben uns nur durch dieſe Merkmale beſtimmt wird, wenn wir ſie nur in ſo fern auszeichnen, als ſie uns gefallen, ſo kennt die Natur dieſe Auszeichnungen nicht, und um ihr lieb zu ſein, braucht ſie ihnen nur das Daſein und die Fähigkeit, ſich fortzupflanzen, gegeben zu haben; ſie ernährt gleicher Weiſe in der Wüſte die zierliche Gazelle und das ungeſtalte Kameel, den niedlichen Bieſamhirſch und die rieſige Giraffe, ſie ſchwingt zugleich den ſtolzen Adler und den ſcheußlichen Geier in die Lüfte, ſie verbirgt unter der Erde und im Waſſer tauſend Kerbthiergeſchlechter von wunderlichen und unverhältnißmäßigen Formen; endlich läßt ſie die unpaſſendſten Zuſammenſetzungen zu, wofern ſie nur durch die aus ihrem Körperbau entſtehenden Verhältniſſe fortdauern und ſich fortpflanzen können; ſo läßt ſie unter der Form eines Blattes die Fangheuſchrecken leben, ſo ſchließt ſie unter einer kugelförmigen Schaale, ähnlich der einer Frucht, die Seeigel ein, ſo ergießt und verzweigt ſie gleichſam das Leben durch die Aeſte des Seeſterns, ſo plattet ſie den Kopf des Hammerfiſches zu einem Hammer ab, und rundet den ganzen Körper des Mondfiſches zu einer ſtacheligen Kugel. Beweiſen es nicht tauſend andere Erzeugungen, nicht minder ſeltſamere Geſtalten, daß dieſe allgemeine Mutter Alles verſucht hat, um zu gebären, um das Leben zu verbreiten und es auf alle möglichen Formen auszudehnen? Scheint es nicht, daß ſie nicht zufrieden damit, die urſprünglichen Züge ihrer Zeichnung in jeder Gattung zu vermannigfaltigen, indem ſie dieſelbe unter alle Umriſſe ſchmiegte, die ſie annehmen konnte, von einer Gattung zur andern, ja von jeder einzelnen zu allen andern Verbindungslinien, Annäherungs- oder Vereinigungsfäden habe ziehen wollen, durch welche Nichts abgeſchnitten iſt, und Alles von dem reichſten und kühnſten ihrer Meiſterwerke an bis zum einfachſten ihrer Verſuche ſich aneinander kettet? So haben wir in der Naturgeſchichte der Vögel den Strauß, den Kaſoar, den Dronte durch die verkürzten Flügel und den ſchweren Körper, durch die dicken Knochen ihrer Beine die Uebergangsſtufe zwiſchen den Thieren der Luft und denen der Erde bilden ſehen, eben ſo werden wir die Fettgans und die Lumme, Halbfiſchvögel, in die Gewäſſer ſich tauchen und unter deren Bewohnern ſich miſchen ſehen, und der Schlangenvogel, von dem wir jetzt reden wollen, bietet uns das Bild eines auf den Körper eines Vogels geimpften Kriechers, deſſen langer und übermäßig ſchmächtiger Hals, deſſen kleiner walzenförmiger wie zu einer Spindel rund gerollter Kopf von gleichem Wuchs mit

dem Halſe, und in einen langen ſpitzigen Schnabel auslaufend, der Geſtalt und ſelbſt der Bewegung einer Blindſchleiche ähnlich ſieht, ſowohl durch die Art, wie dieſer Vogel, wenn er von den Bäumen auffliegt, ſeinen Hals ungeſtüm ausſtreckt, als durch die Weiſe, wie er ihn einzieht und ins Waſſer ſchnellt, um die Fiſche anzuſpießen.

Dieſe ſonderbaren Verhältniſſe ſind allen, welche den Schlangen-Vogel in ſeiner Heimat Braſilien und Guiana beobachtet haben, gleich ſehr aufgefallen; eben ſo fallen ſie uns noch auf in dem ausgetrockneten und in unſern Kabinetten aufbewahrten Körper. Das Gefieder des Kopfes und des Halſes verringert ihre ſchmächtige Form nicht; es iſt ein dichter und wie Sammet glatter Flaum; die glänzend ſchwarzen Augen mit goldfarbiger Regenbogenhaut ſind von einer nackten Haut umgeben; der Schnabel hat an ſeiner Spitze kleine rückwärts gebeugte Zahnausſchnitte; der Körper iſt kaum 7 Zoll und der Hals allein doppelt ſo lang.

Die übermäßige Länge des Halſes iſt nicht das einzige Mißverhältniß das in der Geſtnlt des Schlangenvogels auffallt; ſein großer und breiter aus 12 ausgebreiteten Federn gebildeter Schwanz entfernt ſich nicht minder von dem kurzen und runden Schnitt des Schwanzes der weißen Schwimmvögel. Gleichwohl ſchwimmt der Schlangenvogel und taucht auch unter, wobei er nur den Kopf aus dem Waſſer holt, in das er bei der geringſten Befürchtung einer Gefahr ganz hinunter geht, denn er iſt ſehr ſcheu, und nie überraſcht man ihn am Lande, immer hält er ſich auf dem Waſſer oder auf den höchſten Bäumen längs der Flüße und der überſchwemmten Savannen. Auf dieſen Bäumen niſtet und übernachtet er; inzwiſchen gehört er zu den vollkommen ruderfüßigen Vögeln, da die vier Zehen durch eine einzige Schwimmhaut mit einander verbunden ſind, wobei der Nagel der Mittelzehe nach Innen ſägenförmig gezähnelt iſt; dieſe Uebereinſtimmungen in der Körperbildung und den natürlichen Gewohnheiten ſcheinen den Schlangenvogel den Seeraben und den Tölpeln zu nähern; aber ſein kleiner walzenförmiger Kopf und ſein in eine Spitze ohne Haken auslaufender Schnabel unterſcheiden und trennen ihn von dieſen beiden Vogelgattungen. Uebrigens hat man bemerkt, daß die Haut des Schlangenvogels ſehr dick und ſein Fleiſch gewöhnlich ſehr fett iſt, aber einen unangenehmen Oelgeſchmack hat, und Marcgrave findet es nicht beſſer, als das der Seemöve, welches ſicher ſehr ſchlecht iſt.

Keiner der drei auf den ausgemalten Tafeln abgebildeten Schlangen-Vögel iſt demjenigen, den dieſer Naturforſcher beſchrieben hat, vollkommen ähnlich. Der Schlangenvogel Nro. 960 iſt zwar wie der Marcgrave'ſche oben auf dem Rücken getüpfelt, am Ende des Schwanzes grau gerändert und übrigens glänzend ſchwarz, aber er iſt auch auf dem ganzen Körper

ſchwarz und nicht auf dem Kopfe und dem Halſe grau, und auf der Bruſt ſilberweis. Der Schlangenvogel, Nro. 959, hat keinen geränderten Schwanz. Wir glauben jedoch, daß dieſe beiden aus Cayenne gebrachten Vögel nicht allein mit einander, ſondern auch mit dem von Marcgrave beſchriebenen braſiliſchen Schlangenvogel zu einer und derſelben Art gehören, da die Unterſchiede in den Farben, die ſie zeigen, keineswegs größer als diejenigen ſind, welche Alter oder Geſchlechte in dem Gefieder der Vögel und insbeſondere der Waſſervögel verurſachen kann. Marcgrave bemerkt ferner, daß ſein Schlangenvogel gekrümmte und ſehr ſcharfe Nägel hatte, und daß er mit ihnen die Fiſche ergreift, daß ſeine Flügel groß ſind, und, eingezogen, bis zur Mitte ſeines langen Schwanzes reichen; aber er ſcheint ihm einen etwas zu ſtarken Wuchs zu geben, wenn er ihn der Ente gleich ſtellt. Der Schlangenvogel, den wir kennen, kann von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende 30 Zoll oder auch mehr haben, allein dieſer große Schwanz und ſein langer Hals nehmen den größten Theil dieſer Ausdehnung ein, und ſein Körper ſieht bei weitem nicht ſo groß, wie der eines Breitſchnabels, aus.

Der fuchsrothe Schlangenvogel.

Wir haben ſo eben geſehen, daß der Schlangenvogel den Ländern Südamerikas angehört, und ungeachtet für einen ſeefahrenden und außerdem mit langen Flügeln ausgerüſteten Vogel die Reiſe möglich iſt, ungeachtet des Beiſpiels der Seeraben und der Tölpel, die über alle Meere gezogen ſind, hätten wir dieſen Vogel auf die Gränzen eingeſchränkt, die das Geſetz des Himmelsſtriches vorſchreibt und nicht auf den Grund einer einfachen Benennung hin geglaubt, daß er am Senegal gefunden würde, wenn uns nicht eine Nachricht von H. Adanſon, verbunden mit der Zuſendung eines dieſer Vögel verſicherte, daß es wirklich eine Art Schlangenvogel auf dieſer Küſte Afrikas gibt, wo die Einheimiſchen ihm den Namen Kandar gegeben. Dieſer, Nro. 107 der ausgemalten Tafeln, abgebildete Schlangenvogel vom Senegal unterſcheidet ſich von den Cayenner Schlangenvögeln darin, daß ſein Hals und der Obertheil ſeiner Flügel fuchsfalbe Pinſelſtriche auf einem ſchwärzlich braunen Grunde hat, und ſein übriges Gefieder ſchwarz iſt. Uebrigens ſind Geſtalt, Haltung und Größe durchaus dieſelben, wie bei den amerikaniſchen Schlangenvögeln.

Der Waſſerſchneider.

Die Lebensweiſe, die Gewohnheiten und die Sitten bei den Thieren ſind nicht ſo frei, wie man ſich vorſtellen möchte; ihr Benehmen iſt nicht das Erzeugniß einer reinen Willensfreiheit, noch auch ein Ergebniß der Wahl,

ſondern eine nothwendige Wirkung, die aus dem äußern und innern Körperbau und der Ausübung ihrer phyſiſchen Fähigkeiten entſpringt. Ein jeglicher zu der Lebensweiſe feſt beſtimmt, welche dieſe Nothwendigkeit ihnen auferlegt und vorſchreibt, ſucht keiner ſie zu übertreten, und kann keiner ſich von ihr entfernen, denn durch dieſe Nothwendigkeit, die eben ſo manchfaltig wie ihre Formen iſt, ſind alle Gebiete der Natur bevölkert worden. Der Adler verläßt nicht ſeine Felſen, noch der Reiher ſeine Geſtade; hoch aus den Lüften ſtürzt jener auf das Lamm herab, das er fortträgt oder zerreißt nach dem bloßen Rechte, welches ihm die Stärke ſeiner Waffen gibt, und nach dem Gebrauche, den er von ſeinen grauſamen Krallen macht; den Fuß im Koth, lauert der andere nach der Ordnung des Bedürfniſſes, bis die flüchtige Beute vorüberzieht. Nie verläßt der Specht den Stamm der Bäume, auf dem herumzuklettern ihm befohlen iſt; die Leimſchnepfe muß in ihren Sümpfen bleiben, die Lerche in ihren Furchen, die Grasmücke in ihren Hainen; und ſehen wir nicht alle kornfreſſende Vögel die bewohnten Länder aufſuchen und unſern Anbauten nachgehen, während jene, welche die wilden Früchte und die Beeren unſerm Korn vorziehen, beſtändig vor uns fliehend, die Wälder und die Steilniſſe der Berge nicht verlaſſen, wo ſie fern von uns und allein mit der Natur leben, die ihnen im Voraus die Geſetze vorgeſchrieben und die Mittel, ſie zu vollziehen, gegeben hat? Sie hält das Haſelhuhn unter dem dichten Schatten der Tannen zurück, die einſame Amſel auf ihrem Felſen, den Pfingſtvogel in den Forſten, deren Widerhalle er weckt, während der Trappe die dürren Brachländer und die Ralle die feuchten Wieſen aufſucht. Dieſe Geſetze der Natur ſind ewige, unwandelbare Beſchlüſſe, ſo beſtändig, wie die Form der Weſen; es ſind ihre großen und wahren Eigenſchaften, die ſie nie, ſelbſt in den Dingen nicht, welche wir uns angeeignet zu haben glauben, aufgibt oder abtritt; denn auf welche Weiſe wir ſie auch erworben haben, ſie bleiben nichtsdeſtoweniger unter ihrer Botmäßigkeit; und hat nicht ſie zum Beweiſe deſſen uns damit belaſtet, beſchwerlichen und ſchädlichen Gäſten, den Ratten in unſern Häuſern, der Schwalbe unter unſern Fenſtern, dem Sperling auf unſern Dächern Wohnung zu geben? Und wenn ſie den Storch auf den Gipfel unſerer alten verfallenen Thürme führt, wo ſich die traurige Familie der Nachtvögel ſchon verborgen hat, ſcheint ſie dann nicht ſich zu eilen, um uns Beſitzungen wieder abzunehmen, die wir uns auf einige Zeit angemaßt, während ſie die ſichere Hand der Jahrhunderte angewieſen, ſie ihr zurückzugeben? Auf dieſe Weiſe theilen die zahlreichen und manchfachen Arten der Vögel, nach den verſchiedenen Gebieten der Natur, durch ihren Naturhang getrieben und durch ihre Bedürfniſſe in ihnen feſtgehalten, ſo zu ſagen, die Lüfte, die Erde und die Gewäſſer unter ſich; jede behauptet hier ihre Stelle, und freut ſich ihres

kleinen Gebietes und der Unterhaltsmittel, welche der Umfang und die Mangelhaftigkeit ihrer Vermögen einſchränkt oder vervielfältigt. Und da alle Stufen auf der Leiter der Weſen, alle Punkte des möglichen Daſeins ausgefüllt ſein müſſen, ſo können einige Arten auf eine einzige Lebensweiſe, auf ein einziges Unterhaltsmittel beſchränkt, den Gebrauch der unvollkommenen Werkzeuge, die ſie von der Natur erhalten haben, nicht vermanchfaltigen; ſo ſcheinen die die runden Löffel des Schnabels der Löffelgans einzig dazu geeignet, die Muſchelthiere aufzuleſen, ſo nöthigen der kleine biegſame Riemen und der umgekehrte Bogen des Schnabels den Säbelſchnäbler, von einer ſo leichten Speiſe, wie dem Fiſchlaich, zu leben; ſo hat der Auſternvogel ſeinen hakenförmigen Schnabel nur, um die Schalen zu öffnen, zwiſchen denen er ſeinen Fraß herauszieht, und ſo könnte der Kreuzſchnabel ſeine gebrochene Zange kaum gebrauchen, wüßte er nicht mit ihr die Schale zu lüften, die den Samen der Tannen verbirgt; ſo endlich kann der ſogenannte Waſſerſchneider weder ſeitwärts beißen, noch vor ſich aufleſen, noch vorne picken, da ſein Schnabel aus 2 äußerſt ungleichen Stücken beſteht, wovon der untere Kiefer außer allem Verhältniſſe lang hervorſtehend weit größer, als der obere iſt, der auf ihn nur wie ein Scheermeſſer in ſein Heft herabfällt. Um mit dieſem verhältnißloſen Werkzeuge etwas zu ergreifen und feſtzuhalten, und um ſich eines ſo mangelhaften Organs zu bedienen, iſt der Vogel darauf angewieſen, über die Oberfläche des Meeres hinzuſtreifen und das Waſſer mit dem hineingetauchten untern Theile des Schnabels zu durchfurchen, um unten den Fiſch zu erhaſchen und im Vorüberziehen fortzuführen. Von dieſem Verfahren oder vielmehr von dieſer nothwendigen und mühſamen Uebung, der einzigen, durch die er ſein Leben friſten kann, hat der Vogel von einigen Beobachtern den Namen Waſſerſchneider erhalten, ſo wie man durch den Namen Scheerenſchnabel die Art und Weiſe hat bezeichnen wollen, wie die beiden ungleichen Hälften ſeines Schnabels aufeinander fallen, von denen die untere rinnenförmig ausgehöhlt, mit 2 hohen ſcharfen Rändern, die obere, die blattförmig ausgeſchnitten iſt, in ſich aufnimmt.

Die Spitze des Schnabels iſt ſchwarz und der Theil am Kopfe roth; ebenſo die Füße, die wie jene der Möven geformt ſind. Der Waſſerſchneider, Nro. 357, iſt faſt ſo groß, wie die kleine aſchgraue Möve; ſein ganzer Unterleib, der Vorderhals und die Stirn ſind weiß; auch hat er einen weißen Strich auf dem Flügel, von welchem einige Schwungfedern, ſo wie die Steuerfedern an den Seiten des Schwanzes zum Theil weiß ſind; das ganze übrige Gefieder iſt ſchwarz, oder bei einigen einzeln ſchön ſchwärzlich; es iſt ſelbſt einfach braun, was eine Altersabweichung zu bezeichnen ſcheint, denn nach Catesby haben das Männchen und das Weibchen dieſelbe Farbe.

Man hat dieſe Vögel auf den Küſten von Carolina und auf den von Guiana gefunden. In dieſer letztern Seegegend ſind ſie zahlreich, und erſcheinen in Schwärmen, die faſt immer fliegen, und nur um auszuruhen auf den Schlamm ſich niederlaſſen. Obwohl ihre Flügel ſehr lang ſind, hat man bemerkt, daß ihr Flug langſam iſt; wenn er ſchnell wäre, ſo würde er ihnen nicht geſtatten, die Beute zu erkennen, die ſie nur im Vorüberfliegen mit ſich fortführen können. Den Beobachtungen des H. de la Borde nach, niſten ſie in der Regenzeit auf den kleinen Eilanden, und beſonders auf Grand-Connetable unweit Cayenne.

Die Art ſcheint den Amerikaniſchen Meeren eigens anzugehören, und um ſie nach Oſtindien zu verſetzen, reicht die Nachricht nicht hin, welche der Fortſetzer Ray's nach einer einfachen aus Madras geſchickten und unmöglicher Weiſe anderswo gefertigten Zeichnung gegeben hat. Uns ſcheint es auch, daß der von dem Kapitain Cook oft erwähnte Waſſerſchneider der ſüdlichen Meere nicht mit unſerm Guianiſchen Scheerenvogel eins iſt, obwohl man ihnen denſelben Namen gegeben hat; denn abgeſehen von dem Unterſchiede in den Erdſtrichen und in der Hitze Guiana's und der großen Kälte der ſüdlichen Meere, ſcheint es nach zwei Stellrn in den Berichten des Herrn Cook, daß dieſe Waſſerſchneider Sturmvögel ſind, die man unter den höchſten Breiten, und ſelbſt zwiſchen den Eiseilanden, mit den Albatroſſen und den Lummen zuſammenrifft.

Der Noddi. *)

So ſtolz auf ſein Gebiet und in der That Herrſcher auf der Erde, die er bewohnt, iſt der Menſch in einem andern großen Theile des weiten Reiches der Natur kaum bekannt; auf den Meeren findet er Feinde, denen ſeine Kräfte nicht gewachſen, Hinderniſſe, die mächtiger als ſeine Kunſt, und Gefahren, die größer als ſein Muth ſind. Dieſe Schranken der Welt, die er zu überſchreiten gewagt hat, ſind die Klippen, an denen ſeine Verwegenheit ſich bricht, wo alle Elemente, gegen ihn verſchworen, auf ſeinen Untergang ſinnen, wo mit Einem Worte die Natur auf einem Gebiete allein walten will, das er ſich anzumaßen vergebens trachtet; auch erſcheint er dort nur als Flüchtling und nicht als Herr. Wenn er ſeine Bewohner ſtört, ja wenn auch einige von ihnen in ſeine Netze oder unter ſeine Harpune gerathend zu Schlachtopfern einer Hand werden, die ſie nicht kennen, ſehen die meiſten, tief in ſeinen Abgründen geborgen, bald den Froſt, die Winde und Stürme die Oberfläche der Meere von jenen beſchwerlichen und zerſtörenden Gäſten

*) Noddy, im Engliſchen, bedeutet dumm, albern, und dieſe Benennung bezieht ſich auf das natürliche Weſen dieſes Vogels. Siehe hier unten ſeine Naturgeſchichte.

reinigen, die nur auf Augenblicke ihre Ruhe und ihre Freiheit ſtören können. In der That, die Thiere, welche die Natur neben, dem Anſchein nach, weit ſchwächern Mitteln und Fähigkeiten, weit ſtärker als uns gegen Wogen und Unwetter gemacht hat, wie z. B. die meiſten Seevögel, kennen uns nicht; ſie laſſen ſich nahe kommen, ja ergreifen, mit einer Sicherheit, die wir dumm nennen, die aber gar deutlich beweiſt, wie ſehr der Menſch für ſie ein neues, fremdes, unbekanntes Weſen iſt, und die von der vollen und gänzlichen Freiheit zeugt, deren die Art fern von dem Herrſcher genießt, der Alles, was neben ihm athmet, ſeine Macht fühlen läßt. Mehrere Beiſpiele dieſes ſcheinbaren Stumpfſinnes oder vielmehr dieſer tiefen Sicherheit, welche den Vögeln der großen Meere eigenthümlich iſt, haben wir ſchon geſehen und werden wir noch ſehen. Den Noddi, Nro. 997, von dem hier die Rede iſt, hat man dummen Sperling (Passer stultus) genannt, eine ſehr unpaſſende Benennung, da der Noddi nichts weniger als ein Sperling iſt und er einer großen Seeſchwalbe oder einer kleinen Möve gleicht, und in der Wirklichkeit eine zwiſchen dieſen beiden Vogelgattungen die Mitte haltende Art bildet; denn er hat die Füße der Möve und ſein Schnabel iſt wie der der Seeſchwalbe geformt. Sein ganzes Gefieder iſt ſchwarzbraun, mit Ausnahme eines weißen Schildes in Form einer Kappe auf dem Scheitel des Kopfes. Seine Größe iſt beinahe die der großen Seeſchwalbe.

Den Namen Noddi, den man in den Berichten der engliſchen Reiſenden häufig lieſt, haben wir darum angenommen, weil er die Unbeſonnenheit oder die thörichte Zuverſicht ausdrückt, womit ſich dieſer Vogel auf die Maſten und die Raaen hin auf die Hand ſetzt, welche die Matroſen ihm hinhalten.

Die Art ſcheint ſich nicht weit über die Wendekreiſe hinaus ausgedehnt zu haben; an den Orten aber, wo ſie wohnt, iſt ſie ſehr zahlreich. „Zu Cayenne, ſagt uns H. de La Borde, gibt es 100 Noddi oder Thouarour auf einen Tölpel oder eine Fregatte; ſie bedecken beſonders den Felſen von Grand-Connetable, von woher ſie kommen und die Schiffe umflattern, und ſchießt man eine Kanone los, ſo ſteigen ſie auf und bilden durch ihre Menge eine dichte Wolke.“ Catesby hat deren ebenfalls in großer Menge mit einander fliegen und beſtändig auf die Oberfläche des Meeres ſich niederlaſſen ſehen, um die kleinen Fiſche zu rauben, deren Heerſchaaren von den Winden fortgetrieben werden. Dieſen Fiſchfang ſcheinen dieſe Vögel mit viel Vergnügen und Luſt auszuführen, nach dem manchfaltigen Geſchrei und dem großen Lärm zn urtheilen, den ſie erheben und den man einige Meilen weit hört. Dies Alles, fügt Catesby hinzu, hat nur in der Zeit des Niſtens und Brütens Statt, welches auf dem ganz nackten Felſen geſchieht, worauf jeder Noddi ſich in die Weite hinausbegibt und allein auf dem weiten Weltmeer umherirrt.

Der Säbelſchnäbler.

Die ruderfüßigen Vögel haben faſt alle kurze Beine; der Säbelſchnäbler, Nro. 353, hat ſehr lange, und dieſes Mißverhältniß, das faſt allein zur Unterſcheidung dieſes Vogels von den übrigen Ruderfüßern hinreichen würde, wird von einem durch ſeine Sonderbarkeit noch auffallenderen Merkmal begleitet, nämlich der Umgekehrtheit des Schnabels; ſeine nach aufwärts gewendete Krümmung zeigt einen erhabenen Kreisbogen, deſſen Mittelpunkt über dem Kopfe iſt. Dieſer Schnabel iſt von einem zarten und an ſeiner Spitze faſt häutigem Beſtandweſen; er iſt dünn, ſchwach, ſchmächtig, in wagerechter Richtung zuſammengepreßt, jeder Vertheidigung und Anſtrengung unfähig. Es iſt abermal einer jener Irrthümer oder, wenn man will jener Verſuche der Natur, über die ſie nicht hinausgekonnt hat, ohne ſelbſt ihr Werk zu zerſtören; denn angenommen, dieſer Schnabel wäre um einen Grad ſtärker gebogen, ſo würde der Vogel keinerlei Nahrung erreichen, noch ergreifen können, und das zum Unterhalt und Leben verliehene Organ würde nur ein Hinderniß ſein, das Schwächung und Tod hervorbrächte. Man muß alſo den Schnabel des Säbelſchnäblers als das äußerſte Muſterbild anſehen, welches die Natur hat zeichnen oder wenigſtens erhalten können, und zugleich und aus demſelben Grunde iſt es d e r Zug, der ſich von der Zeichnung der Formen, unter welchen bei allen andern Vögeln der Schnabel vorkommt, am weiteſten entfernt.

Es iſt ſogar ſchwer ſich vorzuſtellen, wie dieſer Vogel mit Hülfe eines Werkzeuges ſich ernährt, mit dem er weder picken, noch ergreifen, ſondern höchſtens den weichſten Schlamm durchſpüren kann; auch beſchränkt er ſich darauf, im Schaum der Wellen den Fiſchlaich zu ſuchen, der der Hauptbeſtandtheil ſeiner Nahrung zu ſein ſcheint. Möglich auch, daß er Würmer frißt; denn gewöhnlich findet man in ſeinen Eingeweiden nur eine klebrichte, fett anzufühlende Maſſe, von einer ins Pommeranzengelbe ſpielenden Farbe, worin man noch den Fiſchlaich und die Ueberbleibſel von Waſſerkerbthieren erkennt. Dieſes gallertartige Beſtandweſen iſt immer in dem Magen mit weißen und kriſtallartigen Steinchen vermengt,*) und in den Därmen iſt zuweilen ein grauer oder erdgrüner Stoff, der jener ſchlammichte Niederſchlag zu ſein ſcheint, welchen, vom Regen mitfortgeführt, die ſüßen Gewäſſer auf dem Boden ihres Bettes ablagern. Der Säbelſchnäbler bewohnt die Mündungen der Flüſſe und Ströme **) mehr als die andern Seegegenden.

Dieſer Vogel, der nur etwas größer als der Kibitz iſt, hat ſieben bis

*) Willughby ſagt, er habe nichts anderes gefunden.

**) Wenigſtens an den franzöſiſchen Küſten der Pikardie, wo dieſe Beobachtungen gemacht worden ſind.

acht Zoll hohe Beine, einen langen Hals und einen runden Kopf. Sein Gefieder iſt auf dem ganzen Vorderleib ſchneeweiß und auf dem Rücken ſchwarz durchſchnitten; der Schwanz iſt weiß, der Schnabel ſchwarz, die Füße blau. Mit Hülfe ihrer hohen Beine ſieht man den Säbelſchnäbler auf fünf bis ſechs Fuß hohen mit Waſſer bedeckte Gründe laufen; um aber tieferes Gewäſſer zu durchziehen, ſchwimmt er, und in allen ſeinen Bewegungen ſieht er lebhaft, munter, unbeſtändig aus. Er bleibt wenig an denſelben Orten, und auf ſeinen Wanderungen über die Küſten der Pikardie im April und November reiſet er oft am Tage nach ſeiner Ankunft wieder ab, ſo daß die Jäger nur mit großer Mühe einige tödten oder ergreifen. Im Innern der Länder ſind ſie noch ſeltener als auf den Küſten; indeſſen ſagt H. Salerne, man habe ihrer ziemlich weit die Loire hinauf kommen ſehen, und er verſichert, auf den Küſten von Nieder-Poitou ſeien dieſe Vögel ſehr zahlreich und niſteten ſie.

Nach dem Wege, den die Säbelſchnäbler auf ihren Wanderungen innehalten, ſcheint es, daß ſie bei der Ankunft des Winters gegen Süden reiſen und im Frühling wieder nach den Norden zurückkehren; denn man findet ſie in Dänemark, Schweden, an der Südſpitze von Oeland und auf den öſtlichen Küſten Großbritaniens; auf der weſtlichen Küſte dieſes Eilands treffen ſie auch in Flügen ein, die dort nur einen bis zwei Monate ſich aufhalten und beim Eintreten der großen Kälte verſchwinden. In Preußen wandern dieſe Vögel blos durch. Sehr ſelten ſieht man ſie in der Schweiz, und in Italien erſcheinen ſie, Aldrovande zu Folge, nicht häufiger; indeſſen ſind ſie dort wohl bekannt und gut benannt. Einige Jäger haben verſichert, ihr Geſchrei laſſe ſich durch die Spellen krex, krex ausdrücken; aber dieſes leichte Anzeigen reicht nicht hin, um die Vermuthung zu begründen, daß der von Ariſtoteles ſogenannte Krex eins mit dem Säbelſchnäbler ſei, denn der Krex; ſagt dieſer Philoſoph, lebt in Krieg mit dem Pirol und der Amſel; nun aber iſt es ganz ſicher, daß der Säbelſchnäbler mit dieſen beiden Waldvögeln nichts auszukämpfen hat, und zudem iſt dieſes Geſchrei krex, krex ebenfalls das der Leimſchnepfe und der Landralle.

Bei den meiſten Säbelſchnäblern findet man auf dem Bürzel Koth und ihre Federn ſehen abgeſchliffen aus, wahrſcheinlich trocknen dieſe Vögel ihren Schnabel an ihren Federn ab, oder ſie legen ihn hinein, wenn ſie ſchlafen wollen, denn ſeine Form ſcheint nicht weniger unbequem in Bezug auf die Stelle, wo der Vogel ihn während der Ruhe laſſen ſoll, als hinſichtlich des Gebrauches, wenn er beſchäftigt iſt, wofern er nicht etwa wie die Tauben, mit dem Kopf auf der Bruſt, ſchläft.

Der Beobachter, der uns dieſe Thatſachen mittheilt, *) hält ſich überzeugt,

*) H. Baillon von Montrieul-ſur-Mer.

daß der Säbelſchnäbler im erſten Alter grau iſt, und ſeine Meinung begründet er darauf, daß man in der Zeit der Novemberwanderung mehre ſieht, die an der Spitze der obern Flügelfedern ſo wie an der des Bürzels grau ſind; nnn aber behälten eben dieſe Federn und jene, welche die Flügel bedecken, die mit auf die Welt gebrachte Farbe am längſten; die matte Farbe der großen Schwungfedern und die blaſſe Tinte der Füße, die bei den Erwachſenen ſchön blau ſind, laſſen außerdem nicht zweifeln, daß die Säbelſchnäbler mit graugemiſchtem Gefieder die jungen ſind. Zwiſchen dem Männchen und dem Weibchen gibt es wenige äußere Unterſchiede in dieſer Art. Die alten Männchen haben viel Schwarz, die alten Weibchen aber faſt eben ſo viel; nur ſcheint es, daß der Wuchs der letztern durchgängig etwas kleiner, und der Kopf der erſtern runder iſt mit einem fleiſchigen Hübel, der neben dem Auge unter der Haut ſtärker angeſchwollen iſt. Eben ſo wenig kann man eine Abweichung in der Art darauf gründen, daß die ſchwediſchen Säbelſchnäbler, Linné zu Folge, einen ſchwarzen Bürzel und diejenigen, die auf einem gewiſſen See in Niederöſtreich zahlreich leben, wie Kramer bemerkt, einen weißen Bürzel haben.

Sei es Furchtſamkeit oder Schlauheit, der Säbelſchnäbler vermeidet die Netze und iſt ſehr ſchwer zu fangen. Seine Art iſt, wie man geſehen hat, nirgendwo ſehr gemein und ſcheint an einzelnen Vögeln nicht eben zahlreich zu ſein.

Der Läufer oder Strandläufer. *)

Alle Vögel, die ſchwimmen und deren Zehen durch Schwimmhäutchen verbunden ſind, haben einen kurzen Fuß und ein zurückgezogenes, oft theilweiſe im Bauch verborgenes Bein; ihre Füße, die wie Ruder mit breiter Schaufel und kurzem Griff gebaut ſind und ſchief ſtehen, ſcheinen eigens dazu gemacht, um die Bewegung des kleinen belebten Fahrzeuges zu fördern; der Vogel ſelbſt iſt Schiff, Steuer und Fährmann. Aber mitten in dieſem großen Schwarm geflügelter Schiffer bilden 3 Vogelarten gleichſam eine alleinſtehende Gruppe: ihre Füße ſind zwar auch wie die der andern Schwimmvögel mit einer Schwimmhaut verſehen; aber zugleich haben ſie große Beine oder vielmehr hohe Stelzen, und durch dieſe Eigenthümlichkeit nähern ſie ſich den Strandvögeln; und ſo an 2 große ſehr verſchiedene Gattungen angränzend, bilden dieſe 3 Arten eine jener Mittelſtufen, einen jener Uebergänge, welche die Natur allenthalben gezeichnet hat.

Dieſe drei Vögel mit Ruderfüßen und hohen Beinen ſind der Säbel-

*) Aldrovande legt ihm die griechiſchen Namen Keleos und Trochilos bei, und nach dem Namen Cor ira, den man ihm in Italien gibt, hat Büffon den Namen Coureur gebildet.

ſchnäbler, von dem wir ſo eben geſprochen, der Flamingo oder Phöni=kopter der Alten und der Strandläufer, ſo genannt, ſagt Aldrovande, von der Schnelligkeit, womit man ihn auf den Ufern umherlaufen ſieht. Dieſer Naturforſcher, durch den allein wir dieſen Vogel kennen, belehrt uns, daß er in Italien nicht ſelten iſt. In Frankreich kennt man ihn nicht, und dem Anſchein nach wird er in den übrigen Gegenden Europas nicht oder wenigſtens nur äußerſt ſelten gefunden. Charleton ſagt, er habe einen geſehen, ohne daß er der Gegend erwähnt, von wo er gekommen war. Aldrovande zu Folge ſind die Schenkel dieſes Läufers im Verhältniſſe zu den hohen Beinen kurz; der Schnabel iſt in ſeiner Länge gelb, und an der Spitze ſchwarz; er iſt kurz und öffnet ſich nicht weit; der Mantel iſt eiſengrau und der Bauch weiß; zwei weiße Federn mit ſchwarzer Spitze bedecken den Schwanz. Das iſt Alles, was jener Naturforſcher berichtet, ohne daß er über die Maße oder die Größe des Körpers, die in ſeiner Abbildung faſt dieſelben, wie jene des Regenpfeifers zu ſein ſcheinen, etwas hinzufügt.

Ariſtoteles und Athenäus reden ebenfalls von einem ſchnell laufenden Vogel unter dem Namen Trochilos, und ſagen, er komme bei ſtillem Wetter ſeine Nahrung auf dem Waſſer holen. Aber iſt dieſer Trochilos ein ruderfüßiger Schwimmvogel, wie Aldrovande ſagt, der ihn auf ſeinen Läufer zurückführt? oder iſt nicht der Trochilos, wie Aelian es andeutet, ein Strandvogel aus dem Geſchlecht der Waſſerhühner oder der Halsband=regenpfeifer? Es iſt dieſes meines Erachtens nach den wenigen Aufſchlüſſen, welche die Alten uns hinterlaſſen, ſchwer zu entſcheiden. Alles, was aus ihren Nachrichten hervorgeht, iſt dieſes: daß jener Trochilos zu der Klaſſe der Waſſervögel gehört, und wenigſtens nicht ganz unpaſſend legt Aelian ihm bei, was das Alterthum von dem Vogel ſagte, der kühn in den Rachen des Krokodils geht, um die Blutigel zu freſſen, und der es vor der Ankunft des Ichneumons warnt. Dieſe Fabel iſt mit einer Albernheit, wie ſie nur bei der Anwendung einer Fabel Statt finden kann, auf einen kleinen Waldvogel, den Zaunſchlüpfer, übertragen worden, und zwar durch einen Irrthum in Betreff des Namens, da nämlich der Zaunſchlüpfer wegen ſeines kreiſelnden Fluges zuweilen den Namen Trochilos erhal=ten hat. *)

Der Flamingo oder Phönikopter.

In der Sprache jenes geiſtreichen und tieffühlenden Volkes der Griechen malten faſt alle Wörter den Gegenſtand oder kennzeichneten die Sache und

*) Siehe den Aufſatz vom Zaunſchlüpfer Theil VIII.

boten das Bild oder die abgekürzte Beſchreibung jedes gedachten oder wirklichen Weſens dar. Der Name **Phönikopter, Flammenflügel,** iſt ein Beiſpiel dieſer empfundenen Beziehungen, welche die Anmuth und die Kraft der Sprache jener geiſtreichen Griechen bilden; Beziehungen, die wir ſo ſelten in unſern neuern Sprachen finden, welche oft ſogar in der Ueberſetzung ihre Mutter entſtellen. Von uns überſetzt malt der Name Phönikopter den Vogel nicht mehr, und bald, nichts mehr bezeichnend, verlor er hernach in der Unbeſtimmtheit ſeine wahre Bedeutung. Die älteſten franzöſiſchen Naturgeſchichtſchreiber ſagten Flambant oder Flammant; allmählich vergeſſen, erlaubte die Wortabſtammung Flamant oder Flamand zu ſchreiben, und aus einem feuer- oder flammenfarbigen Vogel machte man einen **Flemiſchen**; man nahm ſogar Beziehungen zu den Bewohnern jener Gegend bei ihm an, wo er ſich nie hat ſehen laſſen.*) Büffon hat daher ſeinen alten Namen wieder gebrauchen zu müſſen geglaubt, den man ihm hätte laſſen ſollen, da er der reichſte und ſo paſſend iſt, daß die Lateiner ihn annehmen zu müſſen glaubten.**)

Jener feuerfarbige Flügel iſt nicht das einzige auffallende Merkmal, das dieſer Vogel Nro. 63 an ſich trägt; ſein auf eine ungewöhnliche Weiſe geformter, oben gegen die Mitte hin abgeflachter und ſtark gebogener, unten wie ein breiter Löffel dicker und eckiger Schnabel, ſeine Beine von übermäßiger Höhe, ſein langer und ſchmächtiger Hals, ſein Körper, der zwar kleiner aber dennoch hochbeiniger, als der des Storchs iſt, bieten eine Geſtalt von grillenhafter Schönheit und ausgezeichneter Form unter den größten Strandvögeln.

Mit Recht hat Willughby dieſe halbruderfüßigen großen Vögel, welche den Rand der Gewäſſer bewohnen ohne jedoch zu ſchwimmen oder unterzutauchen, vereinzelte Arten genannt, die eine für ſich allein ſtehende und wenig zahlreiche Art bilden; denn der Flamingo insbeſondere ſcheint die Uebergangsſtufe zwiſchen der großen Sippſchaft der Strandvögel und der eben ſo großen der Schwimmvögel zu bilden, denen er ſich durch die halb ruderförmigen Füße nähert, deren zwiſchen den Zehen und von einer Spitze zur andern ausgeſpanntes Häutchen ſich in ſeiner Mitte durch eine doppelte

*) Bei der Erwähnung dieſer irrigen Benennung, ſagt Willughby, geſchweige, daß dieſer Vogel in Flandern häufig ſei, glaube er nicht einmal, daß man ihn je dort geſehen habe. Worauf Gesner ſich in mehrere ſchlechte Schlußfolgerungen einläßt, indem er in der Größe dieſer Vögel eine Aehnlichkeit mit dem Körperwuchs der Flamender findet, und außerdem fälſchlich vorausſetzt, die meiſten derjenigen die man ſähe, würden uns aus Flandern gebracht.

**) Plinius, Apicius, Juvenal, Suetonius, alle haben das griechiſche Wort beibehalten, lediglich die lateiniſche Endung hinzufügend, Phönikopterus.

Bogenſchweifung zurückzieht.*) Alle Zehen ſind ſehr kurz und die äußere ſehr klein; der Körper iſt es ebenfalls im Verhältniſſe zu der Länge der Beine und des Halſes. Skaliger vergleicht ihn mit dem des Reihers und Gesner mit dem des Storches, wobei er ſo wie Willughby auf die außerordentliche Länge ſeines dünnen Halſes aufmerkſam macht. Ganz ausgewachſen, ſagt Catesby, iſt der Flamingo nicht ſchwerer als eine wilde Ente und dennoch 5 Fuß hoch. Die von dieſen Schriftſtellern angegebenen großen Verſchiedenheiten im Wuchs hangen ebenſo wie die Abweichungen, die ſie im Gefieder bemerkt haben, mit dem Alter zuſammen; das Gefieder iſt im allgemeinen ſanft, ſeidenhaft, und hat mehr oder minder lebhafte und mehr oder minder ausgedehnte, verwaſchene rothe Tinten. Die großen Schwungfedern ſind beſtändig ſchwarz, und die großen und kleinen Bedeckungen, innere ſowohl als äußere, tragen jenes ſchöne Feuerroth, wovon betroffen die Griechen den Namen Phönikopter hernahmen. Dieſe Farbe dehnt ſich in Abſchattungen von dem Flügel nach dem Rücken und dem Bürzel, über die Bruſt und endlich über den Hals aus, deſſen Gefieder oben und auf dem Kopf nur noch ein glatter und ſammetartiger Flaum iſt. Der unbefiederte Scheitel, ein ſehr ſchmächtiger Hals mit einem breiten Schnabel geben dieſem Vogel ein ganz ungewöhnliches Ausſehen. Sein Schädel ſieht erhaben aus, und ſeine Bruſt nach vorn erweitert, um den untern Kiefer des Schnabels, der an ſeiner Wurzel ſehr breit iſt, aufzunehmen; die beiden Kiefer bilden eine bis gegen die Mitte ihrer Länge gerade und runde Röhre, worauf der obere Kiefer ſich plötzlich ſtark krümmt, und nicht mehr gewölbt bleibt, ſondern platt wird; der untere biegt ſich verhältnißmäßig, behält jedoch immer die Form einer breiten Rinne, und der obere Kiefer legt ſich durch eine neue kleine Krümmung an ſeiner Spitze auf das Ende des Unterkiefers. Die Ränder beider Kiefer ſind inwendig mit kleinen ſchwarzen Zahnausſchnitten verſehen, deren Spitzen rückwärts gewendet ſind. Der Doktor Grew, der dieſen Schnabel ſehr genau beſchreibt, bemerkt ferner in ihm einen Faden, der inwendig unter dem obern Kiefer ſich hinzieht, und ihn in der Mitte theilt; er iſt an dem todten Vogel von der Spitze bis zu der Stelle, wo er ſich biegt, ſchwarz, und von da bis zur Wurzel weiß, wahrſcheinlich aber an dem lebenden nicht immer von gleicher Farbe, da er nach Gesner farbig roth, nach Aldrovande braun, nach Willughby bläulich und nach Seba gelb iſt.

„An einem runden und kleinen Kopf, ſagt du Tertre, ſteht ein großer, 4 Zoll langer, halb rother und halb ſchwarzer und löffelförmig gebogener Schnabel.“ Die HH. Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften, welche

*) Du Tertre drückt dieſes ſehr gut aus, indem er ſagt, ſeine Füße ſeien halbe Seefüße.

dieſen Vogel unter dem Namen Becharu beſchrieben haben, ſagen, der Schnabel ſei blaßroth und enthalte eine dicke, mit fleiſchigen, rückwärts gerichteten Wärzchen eingefaßte Zunge, welche die Höhle oder den breiten Löffel des untern Kiefers ausfülle. Wormius beſchreibt auch dieſen außerordentlichen Schnabel und Aldrovande bemerkt, wie ſehr die Natur in ſeiner Bildung geſpielt habe; Ray ſpricht von ſeiner ſeltſamen Geſtalt; keiner von ihnen aber hat ihn ſorgfältig genug unterſucht, um über einen Punkt zu entſcheiden, den wir gerne aufklären möchten, die Frage nämlich, ob in dieſem ſonderbaren Schnabel, wie mehrere Naturgeſchichtſchreiber geſagt haben, der obere Theil beweglich und dagegen der untere feſt und bewegungslos iſt.*)

Von den beiden Abbildungen dieſes Vogels, welche Aldrovande mittheilt und die ihm aus Sardinien zugeſchickt worden, drückt die eine die Eigenthümlichkeiten des Schnabels nicht aus, während ſie in der andern ziemlich gut dargeſtellt ſind, und wir müſſen in dieſer Hinſicht bemerken, daß auf der ausgemalten Tafel ſelbſt die Züge ſeines Schnabels, ſeine Anſchwellung und Abflachung nicht deutlich genug ausgedrückt, und er zu ſpitz abgebildet iſt.

Plinius ſcheint dieſen Vogel zu den Störchen zu zählen, und Seba hält ſich mit Unrecht davon überzeugt, daß der Phönikopter bei den Alten zu den Ibiſen gezählt worden ſei. Er gehört weder der einen, noch der andern dieſer Gattungen an, nicht allein ſteht ſeine Art vereinzelt da, ſondern bildet auch für ſich allein eine beſondere Gattung, und übrigens, wenn die Alten die entſprechenden Arten zuſammenſtellen, thun ſie das nicht nach den engen Vorſtellungen, noch nach den ſchulmäßigen Eintheilungen unſerer Namengeber, ſondern indem ſie in der Natur beobachten, durch welche Aehnlichkeiten in denſelben Fähigkeiten und denſelben Gewohnheiten ſie gewiſſe Arten einander nähert, verſammelt und aus ihnen, ſo zu ſagen, eine durch gemeinſame Art und Weiſe, zu leben und zu ſein, vereinigte Gruppe bildet.

Mit Recht kann es Wunder nehmen, daß man bei Ariſtoteles den Namen des Phönikopter nicht findet, obwohl ihn in derſelben Zeit Ariſtophanes nennt, der ihn unter die Schaaren der Sumpfvögel (Limnaios) ſtellt; aber er iſt in Griechenland ſelten und vielleicht fremd. Heliodor ſagt ausdrücklich, der Phönikopter ſei ein Nilvogel, der alte Scholiaſt des Juvenal ſagt auch, er ſei in Afrika häufig; indeß ſcheint es nicht, daß dieſe Vögel beſtändig in den heißeſten Erdgegenden wohnen, denn man ſieht ihrer einige in Italien und in weit größerer Menge in Spanien, und es giebt wenige

*) Dieſe Behauptung findet ſich in dem Bruchſtücke des Menippos, nach welchem Rondelet ſie wiederholt hat. Wormius, Cardan und Charleton wollen ſie als richtig befunden haben.

Jahre, in denen nicht einige nach der Küſte von Languedoc und der Provence, beſonders gegen Montpellier und Martigues hin und nach den Sümpfen bei Arles kommen, weshalb es mich wundernimmt, daß Belon, ein ſo unterrichteter Beobachter, ſagt, in Frankreich ſähe man keinen, der nicht von anderswoher dahin gebracht worden ſei. Sollte dieſer Vogel ſeine Wanderungen erſt nach Italien, wo man ihn ſonſt nicht ſah, und hierauf bis nach den franzöſiſchen Küſten ausgedehnt haben?

Er iſt, wie man ſieht, Bewohner der ſüdlichen Gegenden und findet ſich in dem alten Feſtlande von der Küſte des Mittelmeers bis zu der ſüdlichſten Spitze von Afrika; in großer Menge findet man ihn auf den Eilanden des grünen Vorgebirges, wie Mandeslo berichtet, der die Größe ihres Körpers übertreibend, ihn mit dem des Schwans vergleicht. Dampier traf einige Neſter dieſer Vögel auf dem Eilande Sal; in Menge vorhanden ſind ſie in den weſtlichen Landſchaften Afrikas, zu Angola, Kongo und Biſſao, wo die Neger aus abergläubiſcher Verehrung nicht dulden, daß man einen dieſer Vögel tödtet; ſie laſſen friedlich ſie mitten auf ihren Wohnſtätten ihre Neſter bauen. Ebenſo findet man ſie in der Saldana Bai, und in allen Ländern in der Nähe des Vorgebirgs der guten Hoffnung, wo ſie den Tag auf der Küſte zubringen, und ſich des Nachts in die hohen Graspflanzungen zurückziehen, die ſich in einigen Gegenden der anſtoßenden Länder befinden.

Uebrigens iſt der Flamingo ſicher ein Zugvogel, der aber nur die heißen und gemäßigten Erdgegenden und nicht die des Nordens beſucht. Zwar ſieht man ihn in gewißen Jahreszeiten an verſchiedenen Orten erſcheinen, ohne daß man genau weiß, von wo er kommt; nie aber hat man ihn ſich weit in die nördlichen Länder hinauf begeben ſehen, und wenn ſich einige in den innern Landſchaften Frankreichs ſehen laſſen, ſo ſcheinen ſie allein und verirrt durch irgend einen Windſtoß dahin verſchlagen worden zu ſein. Salerne erzählt als etwas Außerordentliches, daß man einen auf der Loire getödtet hat. Seine Flüge geſchehen innerhalb der heißen Erdſtriche, und er hat ſie von einem Feſtlande nach dem andern ausgedehnt, denn er gehört zu den wenigen Vögeln, die den ſüdlichen Ländern beider Halbkugeln gemeinſam ſind.

Man ſieht ſie in Walparais, auf Conception, auf Cuba, wo die Spanier ſie Flamencos nennen; es finden ſich ihrer auf der Küſte von Venesuela, bei dem weißen und dem Vogeleilande und auf La Roche, das nur ein Haufen Klippen iſt. Auf Cayenne ſind ſie wohl bekannt und die Einheimiſchen geben ihnen dort den Namen Tokoko, man ſieht ſie längs dem Geſtade des Meeres laufen oder in Schwärmen fliegen. Auf den Bahamaeilanden findet man ſie wieder. Hans Sloane ſtellt ſie in das Verzeichniß der Vögel von Jamaika, Dampier findet ſie am Rio de la Hacha wieder. Sehr zahlreich

ſind ſie auf St. Domingo, den Antillen und den Karaiben, wo ſie ſich auf den kleinen Salzſeen und den Lagunen aufhalten. Derjenige, deſſen Abbildungen Seba mittheilt, iſt ihm aus Curaçao geſchickt worden. Man findet ſie ebenfalls in Peru bis nach Chili. Kurz, es gibt wenige Gegenden in Süd-Amerika, wo nicht einige Reiſende dieſe Vögel angetroffen haben.

Die Amerikaniſchen Flamingos ſind überall dieſelben wie die Europäiſchen und Afrikaniſchen. Die Art dieſer Vögel ſcheint einzig und abgeſchloſſener als irgend eine andere zu ſein, da ſie keine Abweichung zugelaſſen hat.

Dieſe Vögel brüten auf den Küſten Cuba's und der Bahamaeilande, auf den überſchwemmten Ufern und den niedrigen Eilanden, wie auf dem Aveseilande, wo Labat viele dieſer Vögel und ihre Neſter fand. Es ſind kleine aus dem Sumpf aufgehäufte Hügel, von Letten und Koth, die in Form einer Spitzſäule ungefähr 20 Zoll hoch mitten aus dem Waſſer hervorſtehen, wo ihre Grundlage ſtets beſpült wird, und ihr abgeſtumpfter hohler und glatter Scheitel ohne irgend ein Bett von Federn oder Gräſern unmittelbar die Eier aufnimmt, zu deren Bebrütung der Vogel auf dieſem kleinen Berge ſitzt mit herunter hängenden Beinen, wie Catesby ſagt, gleich einem Menſchen, der auf einem Taborett ſitzt, ſo daß er ſeine Eier nur mit dem Bürzel und dem Unterleib bedeckt. Dieſe ſonderbare Haltung wird durch die Länge ſeiner Beine nöthig, die er nicht unter ſich bringen könnte, wenn er kauerte. Ebenſo beſchreibt Dampier ihre Art zu brüten auf dem Eilande Sal. Ihre Neſter bauen ſie immer auf den Lagunen und den ſalzigen Sümpfen. Sie legen nur 2 Eier oder höchſtens 3; dieſe Eier ſind weiß, ſo groß wie Gänſeeier und etwas länglicher.*) Die Jungen fangen erſt an zu fliegen, wenn ſie faſt ganz ausgewachſen ſind; ſie laufen aber wenige Tage nach ihrer Geburt mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit.

Das Gefieder iſt anfangs hellgrau und ihre Farbe wird dunkler, ſo wie ihre Federn wachſen; aber zum völligen Auswachſen ihres Körpers brauchen ſie 10 bis 11 Monate, und alsdann erſt bekommen ſie ihre ſchöne Farbe, deren Tinten in der Jugend ſchwach ſind, und ſo wie ihr Alter vorrückt, ſtärker und lebhafter werden. Nach Catesby verſtreichen 2 Jahre, ehe ſie ihre ſchöne rothe Farbe ganz erlangen. Der P. Du Tertre macht dieſelbe Bemerkung. Aber in welcher Weiſe auch dieſe Tinte in ihrem Gefieder fortſchreitet, der Flügel iſt zuerſt gefärbt, und das Roth auf ihm ſtets glänzender als ſonſt irgendwo. Dieſe Farbe dehnt ſich hernach vom Flügel auf den Bürzel, dann auf den Rücken und die Bruſt, und bis auf den Hals aus; nur bei einigen einzeln Vögeln gibt es leichte Abweichungen in den Farbenabſchattungen, die den Unterſchieden des Himmelsſtrichs zu folgen

*) Beſchrieben nach den Eiern des Tokokos oder Cayenner Flamingos im königlichen Kabinette.

ſcheinen. Wir haben z. B. bemerkt, daß das Roth an dem Senegal'ſchen Flamingo mehr hochroth und an dem Cayenner mehr pommeranzengelb war, der einzige Unterſchied, der aber nicht hinreicht, um 2 Arten anzunehmen, wie Barrere gethan hat.

Ihre Nahrung iſt in jedem Lande faſt dieſelbe; ſie freſſen Muſcheln, Fiſcheier und Waſſerkerbthiere; um dieſelben im Schlamm zu ſuchen, ſtecken ſie den Schnabel in einen Theil des Kopfes hinein, zugleich arbeiten ſie beſtändig mit den Füßen von unten hinauf, um mit dem Schlamm die Beute in ihren Schnabel zu bringen, mit deſſen Zahnſchnitten ſie dieſelbe feſthalten. Auf dieſe Weiſe rühren ſie, einen der Hirſe ähnlichen kleinen runden Samen aus dem Schlamm herauf, der die große Vorrathskammer ihrer Nahrung iſt; allein dieſer vorgebliche Samen iſt wahrſcheinlich nichts anderes als Eier von Kerbthieren und beſonders von Fliegen und Mücken, die auf den überſchwemmten Ufern Amerikas ſo zahlreich ſind, als ſie in den Niederungen des Nordens ſein können, wo H. von Maupertuis, wie er ſagt, die See von dieſen Kerbthiereiern, die dem Samen der Hirſe gleichen, ganz bedeckt geſehen hat. Offenbar finden dieſe Vögel auf den Amerikaniſchen Eilanden dieſe Speiſe im Ueberfluße, auf den Europäiſchen Küſten aber ſieht man ſie von Fiſchen ſich ernähren, da die Ausſchnitte, womit ihr Schnabel bewaffnet iſt, ſo geeignet wie Zähne ſind, um dieſe ſchlüpfrige Beute feſtzuhalten. Sie ſcheinen mit Vorliebe an den Geſtaden des Meeres zu hangen; ſieht man ihrer auf Strömen, wie auf der Rhone, ſo iſt es nie weit ab von ihrer Mündung; beſtändiger halten ſie ſich in den Bächen, den ſalzigen Moräſten und auf den niedrigen Küſten auf, und man hat bemerkt, daß, wenn man ſie ernähren wollte, man ihnen Salzwaſſer zu trinken geben mußte.

Dieſe Vögel fliegen immer in Schwärmen und zum Fiſchfangen bilden ſie eine Reihe, was aus der Ferne einen ſeltſamen Anblick, wie in Linie aufgeſtellte Soldaten, gewährt. Dieſe Neigung, eine gerade Linie zu bilden, behalten ſie bei, auch wenn ſie nebeneinander ſtehend auf dem Ufer ausruhen; ſie ſtellen Schildwachen aus, und halten alsdann eine Art Wache, nach dem allen Vögeln, die in Schwärmen leben, gemeinſamen Naturtriebe, und wenn ſie mit dem Kopf im Waſſer Fiſche fangen, iſt einer auf Poſten, mit dem Kopf in der Höhe, und beunruhigt ihn etwas, ſo ſtößt er ein ſchallendes Geſchrei aus, das man in weiter Entfernung hört, und das dem Klange einer Trompete ziemlich ähnlich iſt; hierauf erhebt ſich der ganze Schwarm und beobachtet in ſeinem Fluge eine ähnliche Bewegung, wie die Kraniche; überraſcht man indeß dieſe Vögel, ſo macht der Schrecken ſie unbeweglich und dumm, und läßt dem Jäger volle Zeit, ſie faſt bis zu dem letzten todt zu ſchlagen. Dieſes wird von du Tertre bezeugt, und läßt ſich

auch mit den widerſprechenden Erzählungen der Reiſenden vereinbaren, deren einige die Flamingos als mißtrauiſche Vögel darſtellen, die ſich nicht leicht nahe kommen laſſen, während andere ſagen, ſie ſeien unbeholfen, tölpelhaft und ließen ſich nacheinander todt ſchlagen.

Ihr Fleiſch iſt ein geſuchtes Gericht, Catesby vergleicht es, was ſeinen zarten Geſchmack betrifft, mit dem des Rebhuhns; Dampier ſagt, es habe einen ſehr guten, obwohl magern Geſchmack; du Tertre findet es vortrefflich, troß eines kleinen Sumpfgeſchmacks, und die meiſten Reiſenden reden ebenſo davon.

H. von Peiresc iſt faſt der einzige, der es ſchlecht nennt; aber zu dem Unterſchiede, den die Himmelsgegenden in ihm verurſachen können, muß man die Erſchöpfung dieſer Vögel fügen, die nur ermüdet von einem langen Fluge auf unſern Küſten ankommen. Die Alten haben von ihm als von einem trefflichen Wildpret geſprochen.*) Philoſtrat zählt es zu den Leckerbiſſen der Gaſtmähler. Juvenal ſagt, wo er den Römern ihre räuberiſche Schwelgerei vorwirft, man ſähe ſie ihre Tafeln mit den ſeltenen Vögeln Skythiens und dem prächtigen Phönikopter bedecken. Apicius gibt eine gelehrte Anweiſung, ihn zu würzen, und dieſer Mann, deſſen Gefräßigkeit, wie Plinius ſagt, die künftigen Geſchlechter verſchlang, entdeckte in der Zunge des Flamingos jenen Wohlgeſchmack, wegen deſſen man ſie als den ſeltenſten Biſſen ſuchte.**) Einige unſerer Reiſenden, es ſei nun nach dem Vorurtheil der Alten oder nach ihrer eigenen Erfahrung, reden ebenfalls von der Vortrefflichkeit dieſes Biſſens.

Die mit einem guten Flaum verſehene Haut dieſer Vögel dient zu denſelben Zwecken, wie jene des Schwans. Man kann ſie ziemlich leicht

*) Caligula hatte, als er verrückt genug geworden war, um ſich für einen Gott zu halten, den Flamingo nebſt dem Pfau zu den auserleſenen Opfern gewählt, die man ſeiner Gottheit darbringen mußte, und am Vorabende des Tages, an dem er ermordet wurde, hat er ſich, wie Sueton erzählt, bei einem Opfermahl mit dem Blut eines Flamingos beſprengt.

**) Lampridius rechnet es unter die Ausſchweifungen Heliogabals, daß er mit Flamingo-Zungen gefüllte Schüſſeln auf ſeiner Tafel hatte auftragen laſſen. Suetonius ſagt, Vitellius hätte, die Leckerbiſſen aller Erdtheile verſammelnd, auf ſeinen Feſtgelagen zugleich die Papageifiſche-Leber, Murenenmilch, Faſanengehirn und Flamingozungen zugleich auftragen laſſen; und Martial läßt, um die Römer wegen ihren verderblichen Gelüſten zu beſchämen, dieſen Vogel ſagen, ſein ſchönes Gefieder hätte die Augen entzückt und ſeine Zunge ſei eine Beute der Leckermäuler geworden, als wenn dieſe Zunge ihren verdorbenen Geſchmack ebenſo hätte reizen müſſen, wie die tonreiche und bezaubernde Zunge der Nachtigall, ein anderes zartes Schlachtopfer jener Verwüſter.

Dat mihi penna rubens nomen; sed lingua gulosis
Nostra sapit: quid, si garrula lingua foret?

zähmen; man mag ſie jung aus dem Neſte heben oder auch, ſchon erwachſen, in Netzen oder auf irgend eine andere Weiſe erhaſchen; denn obwohl ſie in dem Zuſtande der Freiheit ſehr wild ſind, ſcheint der Flamingo, einmal gefangen, unterwürfig zu ſein, und ſelbſt Anhänglichkeit zu beſitzen; und in der That, er iſt mehr ſcheu, als ſtolz, und dieſelbe Furcht, die ihn in die Flucht treibt, unterjocht ihn, wenn er gefangen iſt. Die Indier haben ihn von derſelben befreit. H. von Peiresc hatte ſehr trauliche geſehen, da er über ihr Leben im Hauſe mehre einzelne Umſtände mittheilt. „Sie freſſen mehr bei Tage als bei der Nacht, ſagt er, und tunken das Brod, das man ihnen gibt, ins Waſſer. Sie ſind empfindlich gegen Kälte und nähern ſich dem Feuer ſo ſehr, daß ſie ſich die Füße verbrennen, und iſt eins ihrer Beine zum gehen unfähig, ſo gehen ſie mit dem andern, und helfen ſich dabei mit dem Schnabel, mit dem ſie ſich, wie mit einem Fuß oder einer Krücke auf die Erde ſtützen. Sie ſchlafen wenig und ruhen nur auf einem Beine, indem ſie das andere unter den Bauch zurückgezogen halten.“ Jedoch ſind ſie zärtlich und in unſern Himmelsgegenden ziemlich ſchwer, groß zu ziehen; es ſcheint ſogar, daß ſie zwar gelehrig genug ſind, um ſich in die Gewohnheiten der Gefangenſchaft zu ſchicken, dieſer Zuſtand aber ihrer Natur ſehr zuwider iſt, da ſie ihn nicht lange ertragen können, und mehr ſiechen als leben; denn ſie ſuchen nicht ſich fortzupflanzen und haben nie in der Hausgenoſſenſchaft Junge gebracht.

Der Schwan.

In jeder Geſellſchaft, ſo der Thiere wie der Menſchen, macht die Gewaltſamkeit die Zwingherrn, das milde Anſehen die Könige; der Löwe und der Tiger herrſchen auf der Erde; der Adler und der Geier in den Lüften nur durch den Krieg, und gebieten nur durch den Mißbrauch der Kraft und durch Grauſamkeit, wogegen der Schwan nach allen Rechtsanſprüchen, die durch eine friedliche Gewalt, durch Größe, Pracht und Milde begründet werden, auf den Wäſſern herrſcht; ausgerüſtet mit Kraft, Stärke, Muth, und dem Willen, ſie nicht zu mißbrauchen, ſie nur zur Vertheidigung anzuwenden, verſteht er zu kämpfen und zu ſiegen, ohne jemal anzugreifen; ein friedſamer König der Waſſervögel, trotzt er den Zwingherrn der Luft: er erwartet den Adler, ohne ihn herauszufodern, ohne ihn zu fürchten; er treibt ſeine Anfälle zurück, indem er den Waffen den Widerſtand ſeiner Federn und die ſchnellen Hiebe mit einem kräftigen Flügel, der ihm zum Schirme dient, entgegenſetzt, und oft krönt der Sieg ſeine Bemühungen. Uebrigens hat er nur dieſen ſtolzen Feind; alle kriegeriſche Vögel ſcheuen und achten ihn, und mit der ganzen Natur lebt er in Frieden; mehr als Freund, denn als König, lebt er in Mitte der zahlreichen Völkerſchaften der Waſſervögel, die

alle ſich unter ſein Geſetz zu fügen ſcheinen; er iſt nur das Haupt, der erſte Bewohner eines friedlichen Freiſtaats,*) worin die Bürger nichts von einem Herrn zu befürchten haben, der nicht mehr verlangt, als er ihnen gewährt, und nichts will, als Ruhe und Freiheit.

Die Anmuth der Geſtalt, die Schönheit der Form, entſprechen bei dem Schwan der Sanftmuth ſeines natürlichen Weſens; er gefällt allen Augen, er ſchmückt und verſchönert alle Orte, die er beſucht; man ſchenkt ihm Liebe, Beifall und Bewunderung.**) Keine Art verdient dies mehr, über keine, in der That hat die Natur ſo viele jener edlen und ſanften Reize ausgeſtreut, die in uns die Vorſtellung ihrer entzückendſten Werke hervorrufen; ein zierlicher Körperſchnitt, gerundete Formen, anmuthige Umriſſe, eine blendende und reine Weiße, geſchmeidige und empfindungsvolle Bewegungen, bald lebensvolle, bald weichlich nachläßige Haltungen, alles athmet im Schwan die Wolluſt, den Zauber, den uns Anmuth und Schönheit koſten laſſen, alles prägt ihn zum Vogel der Liebe,***) alles rechtfertigt die geiſtreiche und lachende Mythologie, welche dieſen reizenden Vogel der ſchönſten der ſterblichen zum Vater gegeben.****)

*) Die Alten glaubten, der Schwan ſchone nicht allein der Vögel, ſondern auch der Fiſche, was Heſiod in ſeinem Schild des Herkules andeutet, indem er die Fiſche ruhig neben dem Schwan ſchwimmen läßt.

**) „Der Nutzen, ſagt H. Baillon, der den Menſchen beſtimmt hat, die Thiere zu bändigen und Vögel zu zähmen, hat an der Hausgenoſſenſchaft des Schwans keinen Theil gehabt. Seine Schönheit und die Zierlichkeit ſeiner Formen haben ihn bewogen, ihn einzig zum Schmuck ſeiner Wohnung in die Nähe derſelben zu bringen; zu allen Zeiten hat er ihm mehr Rückſicht gewidmet, als den übrigen Weſen, die er ſich unterthan gemacht hat; er hat ihn nicht als Gefangenen gehalten, er hat ihn zum Schmuck der Gewäſſer ſeiner Gärten beſtimmt, und auf denſelben alle Süßigkeiten der Freiheit genießen laſſen. Der Ueberfluß und die Auswahl der Nahrung haben den Körperumfang des gezähmten Schwanes vermehrt, ohne daß ſeine Form dadurch an Zierlichkeit eingebüßt hätte; er hat dieſelbe Anmuth und dieſelbe Geſchmeidigkeit in allen ſeinen Bewegungen bewahrt; ſeine erhabene Haltung wird immer bewundert, ich bezweifle ſelbſt, daß alle dieſe Vorzüge bei dem wilden denſelben Umfang haben.“

(Bemerkung mitgetheilt von H. Baillon, königl. Rath, und ſeinem Amtmann von Waben zu Montreuil=ſur=Mer, die wir anzuführen mehreremal Gelegenheit gehabt haben und noch haben werden.)

***) Horaz beſpannt den Wagen der Venus mit Schwänen:

Quæ Cnidon
Fulgentesque tenet Cycladas, et Paphon
Junctis visit oloribus.
(*Carm.*, lib. III., od. 28.)

****) Helena, eine Tochter der Leda und eines Schwans, deſſen Geſtalt, dem Alterthum zu Folge, Jupiter angenommen hat. Um die Schönheit der Helena zu ſchildern, und zugleich auf ihre Geburt anſpielend, bezeichnet Euripides ſie mit dem Beiwort omma kyknoptheron, forma cycnea.

An ſeiner edlen Ungezwungenheit, an der Leichtigkeit der Freiheit ſeiner Bewegungen auf dem Waſſer, muß man in ihm nicht allein den erſten der geflügelten Schiffer, ſondern auch das ſchönſte Vorbild erkennen, das uns die Natur in Bezug auf die Kunſt der Schifffahrt geboten hat; *) ſein hoher Hals und ſeine runde gewölbte Bruſt ſcheinen wirklich den Bug des Schiffs, das die Woge durchſchneidet, darzuſtellen; ſein breiter Magen bildet den Kiel, ſein wie zum Segeln nach vorn geneigter Körper, richtet ſich hinten zum Steven wieder auf; der Schwanz iſt ein wahres Steuer, die Füße ſind breite Ruder, und ſeine großen, dem Wind halbgeöffneten und ſanft aufgeſchwellten Flügel ſind die Segel, die das lebende Schiff, das Fahrzeug und Fährmann zugleich iſt, forttreiben.

Stolz auf ſeinen Adel, eiferſüchtig auf ſeine Schönheit, ſcheint der Schwan mit allen ſeinen Vorzügen zu prunken; er ſieht aus, als ſuche er Beifall zu erndten, die Blicke zu feſſeln, und er feſſelt ſie wirklich, mag man, wenn er ſchwarmweiſe ſchwimmt, von Weitem mitten auf großem Waſſer die geflügelte Flotte dahin fahren ſehen, oder mag er auf die Zeichen die ihn rufen, **) zu dem Ufer herankommen, um ſich, in größerer Nähe ſeine Schönheiten zur Schau ſtellend und durch tauſend ſanfte und liebliche Wellenbewegungen ſeine Anmuth entfaltend, bewundern zu laſſen.

Mit den Vorzügen der Natur vereinigt der Schwan die der Freiheit; er gehört nicht zu jenen Sklaven, die wir mit Zwang behandeln oder einſperren können; ***) frei auf unſerm Gewäſſer, nimmt er auf ihm ſeinen Aufenthalt und ſeine Wohnung nur dann, wenn er eine Unabhängigkeit genießt, die jedes Gefühl einer Knechtſchaft und Gefangenſchaft ausſchließt; nach ſeiner Luſt will er das Waſſer durchſchwimmen, ans Ufer ſteigen, in die Weite hinaus ſich begeben oder dem Ufer entlang ſchwimmend Obdach

*) Kein Bild iſt auf den Fahrzeugen der Alten häufiger als das des Schwans; es war am Spiegel des Schiffs zu ſehen, und die Schiffsleute nahmen es als ein günſtiges Vorzeichen auf.

**) Der Schwan ſchwimmt mit großer Anmuth, und geſchwind, wenn er will, er kommt zu denen die ihn rufen (Salerne, Seite 405). H. Salerne ſagt an derſelben Stelle, wenn man den Schwan zu ſich locken wolle, rufe man ihn Godard.

Dem H. Friſch zu Folge gibt man ihm im Deutſchen auch den Namen Frank, und er ſieht dieſem Namen ähnlich.

***) In einem Hof eingeſperrt, iſt der Schwan immer traurig; der Kiesſand verletzt ſeine Füße, er gibt ſich alle Mühe, um zu fliehen und fortzufliegen und fliegt wirklich fort, wenn man es vergißt, ihm bei jeder Mauſe die Flügel zu beſchneiden. Ich habe einen geſehen, ſagt H. Baillon, der auf dieſe Weiſe 3 Jahre lang gelebt hat; er war unruhig oder düſter, ſtets mager und ſtille, ſo daß man nie ſeine Stimme gehört hat; man fütterte ihn jedoch reichlich mit Brod, Kleien, Hafer, Krebſen und Fiſchen; er flog davon, als man ſeinen Flügel zu kürzen aufgehört hatte.

ſuchen, in den Binſen ſich verbergen, in die abgelegenſten Buchten hinein dringen, dann wieder die Einſamkeit verlaſſend, zur Geſellſchaft zurückkehren und des Vergnügens genießen, das er zu finden und zu koſten ſcheint, wenn er ſich dem Menſchen nähert, wofern er in uns ſeine Gaſtherrn und Freunde und nicht ſeine Gebieter und Zwingherrn findet.

Bei unſern Vorfahren, die zu ſchlicht oder zu weiſe waren, um ihre Gärten mit den kalten Schönheiten der Kunſt, an Statt mit den lebenden der Natur anzufüllen, war es den Schwänen vorbehalten, die Zierde jedes Waſſers zu bilden; *) ſie belebten, erheiterten die traurigen Schloßgräben, ſie ſchmückten die meiſten Flüſſe, **) ſelbſt den der Hauptſtadt, ***) und einen der empfindungsvollſten und liebenswürdigſten Fürſten Frankreichs ſah man zu ſeinem Vergnügen auch das zählen, die Waſſerbecken ſeiner königlichen Häuſer mit dieſen ſchönen Vögeln zu bevölkern. Daſſelbe Schauſpiel kann man noch heut zu Tage auf den Gewäſſern von Chantilly genießen, wo die Schwäne eine der Zierden dieſes wahrhaft wonnigen Ortes ausmachen, an welchem Alles von dem edlen Geſchmack des Beſitzers zeugt.

Der Schwan ſchwimmt ſo geſchwinde, daß ein Mann, der auf dem Ufer raſch geht, nur mit großer Mühe ihm folgen kann. Was Albertus ſagt, er ſchwimme gut, gehe ſchlecht und fliege mittelmäßig, darf hinſichtlich des Fluges nur von dem durch eine erzwungene Hausgenoſſenſchaft entarteten Schwan verſtanden werden; denn frei auf unſern Gewäſſern, und beſonders wild, hat er einen ſehr hohen und ſehr kräftigen Flug. Heſiod gibt ihm den Beinamen Altivolans, ****) Homer geſellt ihn zu den großen Zugvögeln, den Kranichen und Gänſen, und Plutarch legt zweien Schwänen bei, was Pindar von den beiden Adlern dichtet, die Jupiter von den beiden entgegengeſetzten Enden der Welt aus fliegen ließ, um durch den Punkt, wo ſie ſich begegneten, die Mitte derſelben zu beſtimmen.

Der Gans, die nur von Gras und Samen lebt, in allem überlegen, weiß der Schwan, Nro. 913, ſich eine feinere und nicht ſo gemeine Nahrung zu verſchaffen. †) Unaufhörlich übt er Liſt aus, um Fiſche zu überraſchen und zu ergreifen; zum Gelingen ſeines Fanges nimmt er tauſend verſchiedene Stellungen an, und zieht allen nützlichen Vortheil aus ſeiner Gewandtheit

*) Dieſer Geſchmack war den Alten nicht unbekannt geweſen.

**) Nach Volaterra nährte man auf der Themſe nicht weniger als 4000.

***) Ein Zeugniß hiervon iſt der Name Isle aux Cignes, oder Schwaneneiland, den man jenem Wörth gegeben, welches unterhalb der Invaliden von der Seine umfloſſen wird.

****) Aerſipotas.

†) Der Schwan lebt von Samen und Fiſchen, beſonders von Aalen, auch verſchluckt er Fröſche, Blutigel, Waſſerſchnecken und Gras, er verdaut ſo raſch wie die Enten und frißt beträchtlich viel. (H. Baillon.)

und ſeiner großen Stärke; ſeinen Feinden weiß er auszuweichen oder zu widerſtehen; ein alter Schwan fürchtet den ſtärkſten Hund im Waſſer nicht; ſein Flügelhieb könnte einem Menſchen das Bein zerbrechen, ſo ſchnell und mächtig iſt er. Endlich ſcheint es, daß der Schwan keinen Hinterhalt, keinen Feind fürchtet, weil er eben ſo muthig als gewandt und ſtark iſt. *)

Die wilden Schwäne fliegen in großen Schwärmen, und ebenſo gehen und ſchwimmen die Hausſchwäne ſchwarmweiſe; ihr Geſelligkeitstrieb äußert ſich in allem ſehr ſtark. Dieſer Trieb, der ſanfteſte der Natur, ſetzt unſchuldige Sitten, friedliche Gewohnheiten und jenen zarten und empfindſamen Gemüthshang voraus, der den durch dieſes Gefühl erzeugten Handlungen die Abſicht und den Werth der ſittlichen Eigenſchaften zu geben ſcheint. Der Schwan hat außerdem den Vorzug, ſein ſüßes und ſchönes Daſein bis zu einem äußerſt hohen Alter zu genießen. Alle Beobachter geben ihm einmüthig ein ſehr langes Leben; einige ſelbſt haben es bis an 300 Jahre wollen dauern laſſen, was ohne Zweifel ſehr übertrieben iſt. Willughby aber, der eine Gans geſehen, die nach ſicherem Beweiſe 100 Jahre gelebt hatte, ſteht nicht an, aus dieſem Beiſpiele zu ſchließen, daß das Leben des Schwans länger ſein kann und muß, ſowohl weil er größer iſt, als auch weil er längere Zeit zum Ausbrüten ſeiner Eier gebraucht, da die Brütezeit bei den Vögeln der Zeit der Trächtigkeit bei den Thieren entſpricht, und vielleicht einige Beziehung zu der Zeit des Wachsthums des Körpers hat, mit der die Lebensdauer im Verhältniſſe ſteht; nun aber braucht der Schwan über 2 Jahre, um auszuwachſen, und das iſt viel, denn bei den Vögeln geht die Entwickelung des Körpers weit raſcher von Statten, als bei den vierfüßigen Thieren.

Das Weibchen des Schwans brütet wenigſtens 6 Wochen lang; im Februar fängt es zu legen an; wie die Gans, legt es immer ein Ei über den andern Tag. Es bringt 5 bis 8, und insgemein 6 oder 7. Dieſe Eier ſind weiß und länglich, ſie haben eine ſehr dicke Schale, und ſind beträchtlich groß. Das Neſt liegt bald auf einem Bett von trockenem Graſe am Ufer, bald auf einem Haufen abgebrochenen, aufgeſchichteten und ſelbſt ſchwimmenden Schilfs. Das Liebespaar überhäuft ſich mit den ſüßeſten Liebkoſungen, und

*) Der Schwan, ſchreibt mir derſelbe Beobachter, übt unaufhörlich Liſt aus, um die Fiſche, die vorzugsweiſe ſeine Nahrung ſind, zu ergreifen . . . Er weiß den Schlägen auszuweichen, die ſeine Feinde ihm verſetzen können; bedroht ein Raubvogel die Jungen, ſo vertheidigen die Aeltern ihn mit Unerſchrockenheit, ſie reihen ſie um ſich her, und der Räuber wagt nicht mehr, ſich ihnen zu nähern: wenn Hunde ſie anfallen wollen, ſo treten ſie ihnen entgegen und greifen ſie an. Uebrigens taucht der Schwan unter, und flieht, wenn die Stärke ſeines Feindes zu groß für den Widerſtand iſt, den er ihm entgegenſetzen kann; jedoch werden die Schwäne nicht leicht anders als in der Dunkelheit, des Nachts und während des Schlafs, von den Füchſen und Wölfen zuweilen überraſcht.

ſcheint in dem Vergnügen die Abſchattungen der Wolluſt zu ſuchen, zum Vorſpiel ſchlingen ſie Hals um Hals, und athmen ſo die Trunkenheit einer langen Umarmung; ſie theilen ſich das Feuer mit, das ſie beſeelt, und wenn endlich das Männchen ſich vollkommen befriedigt hat, glüht das Weibchen noch, es folgt ihm, reizt es, und entzündet es von Neuem, und verläßt es zuletzt mit Kummer, um den Reſt ſeines Feuers im Waſſerbade zu löſchen.*)

Die Frucht ſo lebhafter Reizung wird zärtlich geliebt und gepflegt. Die Mutter ſammelt ihre Jungen Tag und Nacht unter ihren Flügeln, und der Vater tritt zu ihrer Vertheidigung jedem Angreifer unerſchrocken entgegen, ſein Muth in dieſen Augenblicken läßt ſich nur mit der Wuth vergleichen, womit er einen Nebenbuhler bekämpft, der ihn in dem Beſitz ſeiner Geliebten ſtören will. In dieſen beiden Umſtänden vergißt er ſeine Sanfmuth, wird grauſam und kämpft mit Erbitterung; ein ganzer Tag reicht oft nicht hin, um ihren hartnäckigen Zweikampf zu Ende zu führen. Der Kampf beginnt mit Flügelhieben, wird Leib an Leib fortgeſetzt, und endigt gewöhnlich mit dem Tod des einen von beiden, denn ſie ſuchen ſich gegenſeitig zu erſticken, indem ſie einander den Hals feſt umſchließen, und ſich gewaltſam den Kopf unter dem Waſſer halten. Wegen dieſer Kämpfe wahrſcheinlich haben die Alten geglaubt, die Schwäne fräßen ſich einander;**) nichts iſt weniger wahr, ſondern hier wie ſonſt entſtehen die wuthvollen Leidenſchaften aus der ſanfteſten, und die Liebe iſt es, die den Krieg gebiert.***)

Zu jeder andern Zeit haben ſie nur friedliche Gewohnheiten; alle ihre Empfindungen werden von der Liebe vorgeſchrieben; ſo reinlich als wollüſtig

*) Daher kommt die Meinung von ſeinem vorgeblichen Schamgefühl, welches nach Albertus ſo groß iſt, daß es nach dieſen Augenblicken nicht freſſen möchte, bevor es ſich gewaſchen. Dr. Bartholin, der dieſe Idee von Schamhaftigkeit noch überbietet, verſichert, um ſeine Glut zu löſchen, freſſe es Brenneſſeln, ein Rezept, das offenbar für einen Doktor eben ſo gut wie für einen Schwan wäre.

**) Ariſtoteles lib. IX cap. 1. Aelian war noch ſchlechter unterrichtet, als er ſagte, der Schwan tödte zuweilen ſeine Jungen; übrigens hingen dieſe falſchen Vorſtellungen vielleicht weniger mit Naturgeſchichtlichen Thatſachen als mit Mythologiſchen Ueberlieferungen zuſammen; in der That, alle Cycnus der Sage waren ſehr bösartige Perſonen. Cycnus, der Sohn des Mars, wurde von Herkules getödtet, weil er ein Straßenräuber war, und Cycnus, der Sohn des Neptuns, hatte ſeine Mutter Philomene (vermuthlich ein Irrthum Büffons, da die Mutter dieſes Cycnus Calyce oder Harpalice, ſeine erſte Gemahlin aber Proklea und die zweite Philonome hieß. Anmerkung des Ueberſetzers), erdolcht, er wurde von Achilles getödtet; der ſchöne Cycnus endlich, der Freund des Phaeton und wie er ein Sohn des Apollo, war unmenſchlich und grauſam.

***) H. Friſch behauptet, die älteſten Schwäne ſeien die boshafteſten, ſie ſtörten die jüngern und, um die Ruhe der jungen Braut zu ſichern, müſſe man die Zahl dieſer alten Männchen verringern.

putzen ſie ſich beſtändig jeden Tag; man ſieht ſie ihr Gefieder ordnen, reinigen und glänzen, und Waſſer in den Schnabel nehmen, um es über den Rücken und die Flügel mit einer Sorgfalt auszugießen, die den Wunſch, zu gefallen, vorausſetzt, und nur durch die Freude, geliebt zu werden, belohnt werden kann. Die einzige Zeit, worin das Weibchen ſeinen Putz vernachläßigt, iſt die Brütezeit; die mütterlichen Sorgen nehmen es alsdann ganz in Anſpruch und kaum widmet es einige Augenblicke den Bedürfnißen der Natur und ſeinem Unterhalt.

Die Jungen ſind bei der Geburt ſehr häßlich, und wie die jungen Gänſe nur mit einem grauen oder gelblichen Flaum bedeckt; ihre Federn kommen erſt einige Wochen ſpäter hervor und haben auch dieſelbe Farbe. Dieſes häßliche Gefieder verändert ſich bei der erſten Mauſe im September; alsdann bekommen ſie viele Federn, die weiß, andere, beſonders auf der Bruſt und dem Rücken, die mehr blond als grau ſind; dieſes verbrämte Gefieder fällt in der zweiten Mauſe aus, und erſt im 18ten Monat, und ſelbſt nach dem zweiten Jahre ihres Alters haben dieſe Vögel ihre ſchöne Kleidung von reiner und fleckenloſer weißer Farbe; auch ſind ſie in eben dieſer Zeit erſt fähig, ſich fortzupflanzen.

Die jungen Schwäne folgen den erſten Sommer hindurch ihrer Mutter, werden aber genöthigt, im November ſie zu verlaſſen; die erwachſenen Männchen treiben ſie weg, um freier bei den Weibchen zu ſein. Alle von ihrer Familie verbannt, ſammeln ſich dieſe jungen Vögel durch die Noth ihres gemeinſamen Schickſals, ſie vereinigen ſich in Schwärme, und verlaſſen ſich nur, um ſich zu paaren und ſelbſt wieder neue Familien zu bilden.

Da der Schwan ziemlich oft Sumpfgräſer und beſonders Seegras frißt, ſo ſiedelt er ſich vorzugsweiſe auf den Flüſſen an, die einen geſchlängelten und ruhigen Lauf haben, und deren Ufer mit Kräuterwerk reich verſehen ſind. Die Alten haben den Meander, den Mincio, den Strymon und den Kayſter angeführt, Flüſſe, die durch die Menge der Schwäne, womit man ſie bedeckt ſieht, berühmt ſind. Der Venus geliebtes Eiland Paphos war voll von ihnen. Strabo redet von den ſpaniſchen Schwänen, und nach Aelian *) ſah man ihrer von Zeit zu Zeit auf dem afrikaniſchen Meer; hieraus ſo wie aus andern Anzeigen **) kann man entnehmen, daß ſich die Art bis in die ſüdlichen Gegenden begiebt; die des Nordens jedoch ſcheinen das eigentliche Vaterland des Schwans und ſeine auserwählte Wohnung zu

*) Historia animalium lib. IX. cap. XXXVI.

**) Nach Franz Camel findet man den Schwan auf Lucon, wo man ihn Tagak nennt, aber dieſer Schriftſteller ſagt uns nicht, ob es die Race des verpflanzten Schwans oder die natürliche und wilde Art iſt, die ſich auf jenem Haupteilande der Philippinen findet.

ſein, da er in den nördlichen Gegenden niſtet und ſich fortpflanzt. In unſern Landſchaften ſehen wir wohl nur in den ſtrengſten Wintern wilde Schwäne. Gesner ſagt, in der Schweiz erwarte man einen langen und rauhen Winter, wenn man viele Schwäne auf den Seen ankommen ſähe. In dieſer nämlichen ſtrengen Jahreszeit erſcheinen ſie auf den franzöſiſchen und engliſchen Küſten und auf der Themſe, wo es unter ſchwerer Strafe verboten iſt, ſie zu tödten. Mehrere unſerer Hausſchwäne ziehen alsdann mit den wilden ab, wenn man nicht die Vorſicht hat, von den großen Federn ihrer Flügel die Bärte abzureißen.

Einige jedoch niſten in den nördlichen Gegenden Deutſchlands, in Preußen und in Polen und bringen dort den Sommer zu, und ungefähr unter dieſer nämlichen Breite findet man ſie auf den Flüſſen bei Aſow und gegen Aſtrachan hin, in Sibirien bei den Jakuten, zu Seleginskoi und bis nach Kamtſchatka. In dieſer nämlichen Brütezeit ſieht man ſie auf den lappländiſchen Flüſſen und Seen, ſie ernähren ſich dort von Eiern und Puppen einer Art Mücke, wovon oft die Oberfläche jener Seen bedeckt iſt. Die Lappländer ſehen ſie im Frühling von dem deutſchen Meer her ankommen; ein Theil hält ſich in Schweden auf und beſonders in Skanien. Horrebows behauptet, ſie blieben das ganze Jahr über in Island, und bewohnten das Meer, wenn die ſüßen Gewäſſer zugefroren wären; wenn aber wirklich einige zurückbleiben, ſo folgt die Menge dem gemeinſamen Wanderungsgeſetz und flieht einen Winter, den die Ankunft der Eismaſſen von Grönland in Island noch ſtrenger als in Lappland macht. Dieſe Vögel haben ſich in den nördlichen Theilen Amerikas eben ſo zahlreich, wie in denen Europas vorgefunden; ſie bewohnen die Hudſonsbay, woher der Name Karryswansneſt kommt, den man Schwanenneſtträger überſetzen kann, und den der Capitain Button jener langen Erdzunge gegeben, die von Norden her in die Bay vorſpringt. Ellis hat noch auf dem Marmoreilande, welches nur ein Haufen Felſen iſt, die um einige kleine Seeen von ſüßem Waſſer herum eingeſtürzt ſind, Schwäne gefunden. Dieſe Vögel ſind ebenſo in Canada ſehr zahlreich, von wo ſie, wie es ſcheint nach Virginien und Louiſiana zum Ueberwintern ziehen; und dieſe Canadiſchen und Louiſianiſchen Schwäne bieten, mit unſern wilden Schwänen verglichen, keinen Unterſchied dar. Was die ſchwarzköpfigen Schwäne der Malvinen und einige Küſten des Südmeers betrifft, von denen die Reiſenden reden, ſo iſt ihre Art zu ſchlecht beſchrieben, als daß man entſcheiden könnte, ob ſie auf die Art unſeres Schwans zurückgeführt werden muß oder nicht.

Die Unterſchiede, die ſich zwiſchen dem wilden und dem zahmen Schwane finden, haben den Glauben erweckt, ſie bildeten 2 geſonderte und getrennte Arten. Der wilde Schwan iſt kleiner, ſein Gefieder iſt ins

Gemein mehr grau als weiß;*) er hat keine Fleiſchdrüſe auf dem Schnabel, der immer an der Spitze ſchwarz und nur an dem Kopfe gelb iſt. Wenn man aber dieſe Unterſchiede richtig ſchätzt, ſo wird man ſehen, daß die Stärke der Farbe ebenſo wie die Fleiſchdrüſe oder der fleiſchige Wulſt auf der Stirn nicht ſowohl natürliche Merkmale als Anzeigen und Einwirkungen der Hausgenoſſenſchaft ſind. Die Farben des Gefieders und des Schnabels ſind bei den Schwänen wie bei den andern Hausvögeln ungleich; als Beiſpiel kann man den Namen *rothſchnäblicher Schwan* anführen, von dem der Doctor Plott redet.**) Zudem iſt dieſer Unterſchied in der Farbe des Gefieders nicht ſo groß, wie er anfangs ſcheint. Wir haben geſehen, daß die jungen Hausſchwäne grau zur Welt kommen und lange grau bleiben, es ſcheint aber, daß dieſe Farbe bei den wilden noch länger dauert, daß ſie aber mit dem Alter weiß werden; denn Edwards hat bemerkt, daß man in dem ſtrengen Winter von 1740 in der Gegend von London mehrere dieſer wilden Schwäne ſah, die ganz weiß waren. Der Hausſchwan muß alſo für einen in alter Zeit und urſprünglich aus der wilden Art entſtandenen Schlag gehalten werden. Die H. Klein, Friſch und Linné haben, wie ich, dieſes vermuthet, obwohl Willughby und Rai das Gegentheil behaupten.

Belon hält den Schwan für den größten Waſſervogel, was ziemlich richtig iſt, wobei man bemerken muß, daß der Pelikan eine weit größere Flügelweite hat,***) der große Albatroſſ wenigſtens ebenſo beleibt,****) und der Flamingo oder Phönikopter durch ſeine übermäßig langen Beine viel höher iſt.†) In dem zahmen Schlage, ſind die Schwäne etwas dicker und größer als in der wilden Art; manche wiegen bis an 25 Pfund. Die Länge vom Schnabel bis zum Schwanz beträgt zuweilen 4½ Fuß, und die Flugweite 8 Fuß. Uebrigens iſt das Weibchen in Allem etwas kleiner als das Männchen.

Der gewöhnlich 3 Zoll und darüber lange Schnabel hat im zahmen Schlage auf ſeiner Wurzel einen fleiſchigen, angeſchwollenen und hervorſtehenden Hübel, der der Geſichtsbildung dieſes Vogels einen gewiſſen Aus-

*) Der auf den ausgemalten Tafeln abgebildete Schwan iſt der Hausſchwan; ein im königl. Kabinett erhaltener wilder Schwan iſt auf dem ganzen Gefieder weißgrau, auf dem Rücken aber und auf dem Scheitel dunkler und faſt braun.

**) Hieher muß man auch noch jene Schwäne ziehen, welche Reddi auf den Jagden des Großherzogs geſehen, und deren Federn auf dem Kopfe und dem Halſe eine gelbe od. pommeranzengelbe Spitze hatten, eine Beſonderheit, die ihm zur Erklärung des Eigenſchaftswortes purpurei dient, welches Horaz irgendwo den Schwänen gibt.

***) Siehe den Aufſatz über dieſen Vogel in dieſem Bande.

****) Siehe unten den Aufſatz vom Albatroſſ.

†) Siehe den Aufſatz über dieſen Vogel in dieſem Bande.

druck gibt. Dieſer Hübel iſt mit einer ſchwarzen Haut bekleidet, und die Seiten unter den Augen ſind mit einer Haut von derſelben Farbe bedeckt. Bei den jungen Schwänen des zahmen Schlages hat der Schnabel einen bleifarbigen Anſtrich; hierauf wird er gelb oder pommeranzengelb mit ſchwarzer Spitze. Bei dem wilden Schwane iſt der Schnabel ganz ſchwarz mit einem gelben Häutchen an der Stirn. Seine Form ſcheint zum Muſter für den Schnabel der beiden zahlreichſten Familien der ruderfüßigen Vögel, der Gänſe und der Enten, gedient zu haben. Bei allen iſt der Schnabel platt und ſtumpf gedrückt, auf den Rändern gezähnelt, in eine ſtumpfe Spitze ausgerundet, und an ſeinem obern Theile in ein Häkchen von hornnichtem Beſtandweſen auslaufend.

Bei allen Arten dieſer zahlreichen Sippſchaft findet ſich unter den äußern Federn ein recht dichter Flaum, der den Körper des Vogels vor den Einwirkungen des Waſſers ſchützt. Beim Schwan iſt dieſer Flaum ſehr fein, überaus weich und vollkommen weiß; man bereitet daraus ſchöne Muffe und ebenſo zarte als warme Pelze.

Das Fleiſch des Schwans iſt ſchwarz und hart, und nicht ſowohl als ein gutes Gericht, wie als ein Schaueſſen wurde er bei den Gaſtmahlen der Alten,*) und aus derſelben Prunkliebe bei unſern Vorfahren aufgetragen. Einige Perſonen haben mir jedoch verſichert, das Fleiſch der jungen Schwäne wäre ebenſo gut wie das der jungen Gänſe.

Obwohl der Schwan ziemlich ſtille iſt, ſind dennoch ſeine Stimmwerkzeuge ebenſo gebaut, wie die der geſchwätzigſten Waſſervögel; die Luftröhre geht in das Bruſtbein hinab, bildet hier einen Winkel,**) ſteigt wieder hinauf, ſtützt ſich auf die Schlüſſelbeine, und kommt von da durch eine zweite Biegung zu der Lunge. Beim Eintritt und oberhalb der Theilung findet ſich ein echter Schlund mit ſeinem Zungenbein, und einer einem Flötenſchnabel ähnlichen Oeffnung in ſeinem Häutchen, unterhalb dieſes Schlundes theilt ſich die Röhre in zwei Aeſte, welche, nachdem jede eine Anſchwellung gebildet, ſich an die Lunge anſchließen. Dieſer Bau iſt, wenigſtens was die Lage des Schlundes betrifft, vielen Waſſervögeln gemeinſam, und ſelbſt einige Strandvögel haben dieſelben Biegungen und Wendungen an

*) Die Römer mäſteten ihn wie die Gans, nachdem ſie ihm die Augen ausgeſtochen, oder indem ſie ihn in ein dunkles Gefängniß einſperrten.

**) Nach Willughby iſt dieſe beſondere Bildung dem wilden Schwan eigenthümlich, und bei dem zahmen Schwan nicht dieſelbe; was dasjenige zu begründen ſcheint, was wir ſogleich über die Verſchiedenheit ihrer Stimme berichten werden. Dieſes aber würde vielleicht nicht hinreichen, um zu beweiſen, daß ihre Arten verſchieden ſind, da dieſe Ungleichheit nicht über die Summe der innern ſowohl als äußern Eindrücke hinausgeht, welche die Hausgenoſſenſchaft und ihre Gewohnheiten in einem geknechteten Schlage auf die Dauer hervorbringen können.

der Luftröhre, wie wir es bei dem Kranich bemerkt haben; und allem Anſchein nach gibt eben dieſes ihrer Stimme jenen ſchallenden und heiſern Klang, jene Trompeten- oder Zinkentöne, die ſie aus den Lüften und auf dem Waſſer hören laſſen.

Jedoch iſt die gewöhnliche Stimme des Schwans eher dumpf als ſchallend; es iſt eine Art Geſchnurr, dem vollkommen ähnlich, was das Volk Katzenfluch, das Fluchen der Katzen, nennt, und was die alten Franzoſen durch das nachahmende Wort drensant ſehr gut ausgedrückt hatten; es iſt, wie es ſcheint, ein Laut des Drohens oder des Zorns; man hat nicht bemerkt, daß ihre Liebe ſanftere Laute hat, *) und nicht nach faſt ſtummen Schwänen, wie es die unſrigen in der Hausgenoſſenſchaft ſind, haben die Alten jene Schwäne mit wohlklingender Stimme, die durch ſie ſo berühmt geworden ſind, bilden können. Es ſcheint aber, daß der wilde Schwan ſeine Vorzüge beſſer bewahrt hat, und daß er neben dem Gefühl der vollen Freiheit auch die Töne derſelben beſitzt. Man unterſcheidet in der That in ſeinem Geſchrei oder vielmehr in den ſchallenden Ausbrüchen ſeiner Stimme eine Art abgemeſſenen, durchgeführten Geſanges, **) rauſchende Zinkenklänge, deren

*) Bemerkungen, welche zu Chantilly der H. Marquis von Amezaga gemacht, und H. Grouvelle, Sekretär der Militairkommandemens ſeiner Hoheit des H. Prinzen von Comte aufzuzeichnen die Güte gehabt hat. „Ihre Stimme in der Jahreszeit der Liebe und die Laute, die ihnen alsdann in den ſüßeſten Augenblicken entſchlüpfen, ſind einem Gemurre ähnlicher als irgend einer Art Geſang.“

**) Der H. Abbé Arnaud, deſſen Geiſt wie geſchaffen ſcheint, um die koſtbaren Ueberbleibſel des ſchönen und gelehrten Alterthums neu zu beleben, hat die Güte gehabt, gemeinſam mit uns die Richtigkeit und den Werth deſſen zu ermitteln, was die Alten über den Geſang des Schwans geſagt haben. Zwei wilde Schwäne, die ſich von ſelbſt auf den prachtvollen Gewäſſern von Chantilly niedergelaſſen, ſcheinen eigends und wie abſichtlich zu dieſer anziehenden Unterſuchung gekommen und ſich dargeboten zu haben. Der H. Abbé Arnaud iſt ſo weit gegangen, ihren Geſang, oder, beſſer geſagt, ihre wohlklingenden Schreilaute in Noten zu ſetzen, und er ſchreibt uns hierüber in folgenden Worten: Man kann nicht genau ſagen, daß die Schwäne von Chantilly ſingen; ſie ſchreien, aber ihre Schreilaute ſind wirklich und beſtändig modulirt.

Ihre Stimme iſt nicht ſanft, ſie iſt im Gegentheil ſchneidend, durchdringend und ſehr wenig angenehm, ich kann ſie nicht beſſer als mit dem Ton einer Clarinette vergleichen, die Jemand in den Mund nimmt, der mit dieſem Werkzeug nicht vertraut iſt. Faſt alle Singvögel antworten auf den Geſang des Menſchen und beſonders auf den Ton der Inſtrumente. Ich habe lange bei Schwänen Violine geſpielt und zwar auf allen Tönen und allen Saiten; ich habe ſelbſt den gleichen Ton, wie ſie, geſpielt, ohne daß ſie darauf Acht zu geben ſchienen. Wenn man aber in das Waſſerbecken, worin ſie mit ihren Jungen ſchwimmen, eine Gans wirft, ſo ſtößt das Männchen dumpfe Töne aus, ſchießt ungeſtüm auf die Gans los, faßt ſie am Halſe, ſteckt ihren Kopf zu oft wiederholten Malen ins Waſſer und ſchlägt ſie zugleich mit ſeinen Flügeln. Es würde um die Gans

ſchneidende und wenig mannichfaltige Töne indeſſen von dem zarten Wohlklange und der ſüßen und glänzenden Abwechſelung im Geſange unſerer Singvögel ſehr weit entfernt ſind.

Uebrigens hatten ſich die Alten nicht damit begnügt, aus dem Schwan einen wunderbaren Sänger zu machen; unter allen Weſen, die bei der Annäherung ihrer Zerſtörung ſchaudern, ſang er allein noch im Augenblick ſeines Todeskampfes, und gab durch wohlklingende Töne ein Vorſpiel zu ſeinem letzten Seufzer. Wenn er nahe daran war, zu verſcheiden, und ein trauriges und zartes Lebewohl dem Leben bot, ſagten die Alten, gab der Schwan dieſe ſo ſanften und rührenden Laute von ſich, die, ähnlich einem leichten und ſchmerzlichen Gemurmel, mit einer tiefen, klagenden und wehmüthigen Stimme ſeinen Leichengeſang bildeten.*) Dieſen Geſang hörte man, wenn beim Erwachen der Morgenröthe die Winde und Wellen be-

geſchehen ſein, wenn man ihr nicht zu Hülfe käme; alsdann ſtellt ſich der Schwan mit ausgeſpannten Flügeln, geradem Halſe und in die Höhe gerichtetem Kopfe ſeinem Weibchen gegenüber, und ſtößt einen Schrei aus, dem das Weibchen mit einem um einen halben Ton tieferen Schrei antwortet. Die Stimme des Männchens geht aus dem A ins H mit einem B über; die des Weibchens aus dem G mit einem Kreuzchen ins A; die erſte Note iſt kurz und ausweichend und hat die Wirkung der Note, welche unſere Tonkünſtler fühlbar nennen, ſo daß ſie nie von der zweiten getrennt, iſt und geſchliffen wird. Man bemerke, daß ſie zum Glück fürs Ohr nie beide zuſammen ſingen; in der That, wenn das Weibchen, während das Männchen das H mit dem B anſtimmt, daß A hören ließe oder das Männchen das A angäbe, während das Weibchen das G mit dem Kreuzchen angibt, ſo würde hieraus der rauheſte und unerträglichſte Mißklang entſtehen. Fügen wir hinzu, daß dieſer Doppelgeſang einem beſtändigen und regelmäßigen Klangmaß, in zweizeitigem Takt, unterworfen iſt. Uebrigens hat mir der Aufſeher verſichert, daß dieſe Vögel in der Zeit ihrer Liebe ein Geſchrei haben, das noch durchdringender, aber weit angenehmer iſt.“ Wir wollen hiermit eine anziehende Bemerkung verbinden, die uns erſt nach dem Druck der erſten Seite dieſes Aufſatzes mitgetheilt worden. „Es gibt eine Jahreszeit, worin man die Schwäne ſich vereinigen, und eine Art Freiſtaat zum Beſten des Gemeinweſens bilden ſieht; es iſt die Zeit der ſtarken Kälte; um ſich, wann die Gewäſſern zufrieren, mitten in denſelben aufhalten zu können, ſchaaren ſie ſich zuſammen und ſchlagen unaufhörlich mit der ganzen Breite ihrer Flügel und mit einem Lärm aufs Waſſer, den man ſehr weit hört, und der ſich in den Augenblicken des Tages und der Nacht, wann der Froſt mit größerer Kraft um ſich greift, um ſo ſtärker wiederholt; ihre Bemühungen ſind ſo wirkſam, daß es kein Beiſpiel davon gibt, daß bei dem anhaltendſten Froſte der Schwarm der Schwäne das Waſſer verlaßen hätte, obwohl man zuweilen einen Schwan allein und von der allgemeinen Verſammlung getrennt mitten auf den Waſſergräben vom Eiſe gefangen geſehen hat.“ (Auszug aus der Bemerkung, welche H. Grouvelle, Sekretär der Generalkommandemens des Prinzen von Conde, abgefaßt hat.)

*) Nach Pythagoras war es ein Freudengeſang, womit ſich dieſer Vogel Glück dazu wünſchte, daß er zu einem beſſern Leben überging.

ruhigt waren; man hatte ſelbſt Schwäne unter Muſik und dem Geſange ihrer Leichenlieder verſcheiden ſehen. Keine Dichtung in der Naturgeſchichte, keine Fabel bei den Alten iſt mehr gefeiert, mehr wiederholt, mehr beglaubigt worden; ſie hat ſich der lebhaften und regen Einbildungskraft der Griechen bemächtigt; Dichter, *) Redner, **) ſelbſt Philoſophen hatten ſie als eine Wahrheit angenommen, ***) die zu anmuthig war, als daß man ſie hätte bezweifeln wollen. Man muß ihnen wohl ihre Fabeln verzeihen, ſie waren zu lieblich und rührend; ſie wogen wohl traurige, dürre Wahrheiten auf; es waren ſüße Sinnbilder für die empfindſamen Seelen. Ohne Zweifel ſingen die Schwäne ihren Tod nicht; allein immer wird man, wenn man von dem letzten Aufſchwung und den letzten Flügen eines ſchönen Geiſtes redet, der ſeinem Erlöſchen nahe iſt, mit innigem Gefühle jenes rührenden Ausdrucks ſich erinnern: Es iſt ſein Schwanengeſang!

Die Gans. ****)

In jedem Geſchlecht haben die erſten Arten all unſere Lobſprüche dahin genommen, und den zweiten Arten nur die aus ihrer Vergleichung hergenommene Verachtung übrig gelaſſen. Die Gans iſt in Bezug auf den Schwan in demſelben Fall, worin der Eſel dem Pferde gegenüber: beide werden nicht nach ihrem Werth geſchätzt; die erſte Stufe der Untergeordnetheit ſcheint eine wirkliche Geſunkenheit zu ſein; ſie erinnert zugleich an die Vorſtellung von einem vollkommenern Vorbilde, und bietet daher anſtatt der wirklichen Abzeichen der nachfolgenden Arten nur ihre ungünſtigen Gegenſätze gegen die erſte Art. Entfernen wir alſo auf einen Augenblick das zu edle Bild des Schwans, ſo werden wir finden, daß auch die Gans noch unter dem Volke des Geflügelhofs ein Bewohner von Auszeichnung iſt; ihr Körper=

*) Callimachus, Aeſchylus, Theokrit, Euripides, Lukrez, Ovid und Properz reden von dem Geſang des Schwans und nehmen Vergleichungen von ihm her.

**) Siehe Cicero, ſiehe auch Pauſanias und andere.

***) Sokrates bei Plato, und Ariſtoteles ſelbſt, aber nach der Meinung des Volks und nach fremden Berichten.

****) Im altfranzöſiſchen oué, das Männchen jars und das Junge oison; im Lateiniſchen anser; im Italiſchen Oca, Papara; im Deutſchen Gans; Gänſer, Gänſerich und das Junge Gänſelein; im Spaniſchen Ganſo, Pato, das Männchen Anſar, Anſarea oder Bivar und das Junge Patico, Hijo de Pato; im Engliſchen Gooſe, Geeſe.

Dieſe Namen beziehen ſich auf den zahmen Schlag der Gans, die folgenden Benennungen auf ihre wilde Art.

Im Deutſchen wilde Gans, graue Gans, Schmähgans; im Spaniſchen Anſar Braao; im Italieniſchen Okaſalvatika; im Engliſchen Wild Gooſe, Greylagg; im Schwediſchen Wild Goaſe; im Polniſchen Gee Dzika; im Grönländiſchen Nerlech; im Huroniſchen Akuk; im Mexikaniſchen Tlalakatl.

umfang, ihre gerade Haltung, ihr geſetzter Gang, ihr ſauberes und glänzendes Gefieder und ihr geſelliges Weſen, das ſie einer innigen Anhänglichkeit und einer langen Erkenntlichkeit fähig macht, endlich ihre ſeit uralter Zeit gefeierte Wachſamkeit, alles trägt dazu bei, die Gans als einen der anziehendſten und ſelbſt der nützlichſten unſerer Hausthiere uns vorzuführen; denn unabhängig von der Güte ihres Fleiſches und ihres Fettes, womit kein anderer Vogel reichlicher verſehen iſt, liefert uns die Gans jene zarte Feder, auf der die Weichlichkeit ſo gerne ruht, und jene andere Feder, das Werkzeug unſerer Gedanken, mit der wir hier ihr Lob niederſchreiben.

Man kann die Gans mit geringen Koſten ernähren und ohne viele Sorgen aufziehen; ſie ſchickt ſich in das gemeine Leben des Geflügels, und läßt ſich mit ihm auf denſelben Geflügelhof einſperren, obwohl dieſe Lebensweiſe und beſonders dieſer Zwang ihrer Natur wenig zuſagen, denn ſoll ſie ſich ganz entwickeln und will man große Gänſeheerden bilden, ſo muß ihre Wohnung in der Nähe der Gewäſſer und der Ufer ſein, die von weiten Sandſtrecken und Grasplätzen oder großen Ländereien umgeben ſind, auf denen dieſe Vögel weiden und ſich frei beluſtigen können. Den Zutritt zu den Wieſen hat man ihnen unterſagt, weil ihr Koth die guten Kräuter verbrennt und ſie dieſelben mit dem Schnabel bis an den Boden abmähen, und aus demſelben Grunde entfernt man ſie auch ſehr ſorgfältig von der grünen Saat und läßt man ihnen die Felder erſt nach der Ernte frei.

Obwohl die Gänſe von Gräſern und den meiſten Kräutern ſich ernähren können, ſuchen ſie vorzugsweiſe den Klee, das griechiſche Heu, die Wicke, den Wegwart und beſonders den Lattig, der die beſte Mahlzeit der jungen Vögel iſt. Das Bilſenkraut, den Schierling und die Brennneſſeln, deren Stich den jungen Vögeln den größten Schaden thut, muß man aus ihrem Futter ausreißen. Plinius verſichert, vielleicht ohne Grund, die Gänſe fräßen, um ſich zu reinigen, Modererz.

Die Hausgenoſſenſchaft der Gans iſt nicht ſo alt und nicht ſo vollſtändig wie die des Huhns. Dieſes legt zu jeder Zeit, im Sommer mehr, im Winter weniger, aber die Gänſe bringen im Winter keine Jungen, und gemeiniglich fangen ſie erſt im März zu legen an. Diejenigen indeſſen, die gut genährt werden, legen vom Februar an, und jene, denen man ihre Nahrung ſpärlich zumißt, oft erſt im April. Die weißen, grauen, gelben und ſchwarzen folgen dieſer Regel, obwohl die weißen zarter ſcheinen, und wirklich ſchwerer aufzuziehen ſind. Keine baut auf unſern Geflügelhöfen*) ihr

*) „Sie kriechen unter das Stroh, um in ihm ihre Eier zu legen; dieſe Gewohnheit haben ſie von den wilden beibehalten, welche wahrſcheinlich in die dichteſten Stellen der Binſen und Sumpfpflanzen hineindringen, um darin zu brüten: und an den Orten, wo man dieſe zahmen Gänſe faſt ganz frei läßt, ſammeln ſie

Neſt, und gewöhnlich legen ſie nur alle 2 Tage, immer jedoch an demſelben Ort. Wenn man ihre Eier wegnimmt, ſo legen ſie zum zweiten und dritten, und in den heißen Ländern ſelbſt zum vierten Mal. Ohne Zweifel ſagt H. Salerne dieſer auf einanderfolgenden Hecken wegen, ſie hörten erſt im Juni auf. Wenn man aber fortfährt, die Eier wegzunehmen, ſo bemüht ſich die Gans, mit dem Legen fortzufahren, und erſchöpft ſich zuletzt, und kommt um, denn ſie legt viele Eier, beſonders in den erſten Hecken, und jede zählt wenigſtens 7, ins Gemein 10, 12 bis 15 Eier, und ſelbſt 16, nach Plinius. In Bezug auf Italien mag dieſes wahr ſein, aber in den innern Landſchaften Frankreichs, wie in Burgund und in der Champagne hat man beobachtet, daß die zahlreichſten Hecken nur 12 Eier zählten. Ariſtoteles bemerkt, daß die jungen Gänſe oft wie die jungen Hühner, ehe ſie mit dem Männchen Gemeinſchaft gehabt haben, klare und unfruchtbare Eier legen; und dieſe Angabe gilt allgemein für alle Vögel.

Wenn aber die Hausgenoſſenſchaft der Gans jünger als die des Huhns iſt, ſcheint ſie älter als die der Ente zu ſein, deren urſprüngliche Züge ſich nicht ſehr verändert haben, ſo daß ein größerer ſcheinbarer Abſtand zwiſchen der wilden und zahmen Gans als zwiſchen den Enten iſt. Die zahme Gans iſt weit dicker als die wilde; ſie hat größere und geſchmeidigere Körperverhältniſſe, nicht ſo ſtarke und nicht ſo ſteife Flügel; in ihrem Fieber hat Alles ſeine Farbe geändert; von ihrem urſprünglichen Zuſtande hat ſie Nichts oder faſt Nichts mehr übrig; ſie ſcheint ſogar die Süßigkeit ihrer alten Freiheit vergeſſen zu haben, wenigſtens ſucht ſie nicht, wie die Ente, ſie wiederzugewinnen; die Knechtſchaft, ſcheint es, hat ſie zu ſehr geſchwächt, ſie hat die Kraft nicht mehr, weit genug zu fliegen, um ihre wilden Brüder begleiten oder ihnen folgen zu können, und dieſe ſcheinen, ſtolz auf ihre Stärke, ſie zu verachten, ja nicht einmal zu erkennen.*)

Soll eine Heerde zahmer Gänſe gedeihen, und durch eine raſche Fortpflanzung ſich vermehren, ſo müſſen, ſagt Columella, 3 Mal ſo viel Männchen als Weibchen da ſein. Aldrovande geſtattet jedem 6, und in unſern Land-

einige Stoffe, auf denen ſie ihre Eier legen. Auf St. Domingo, wo viele Einwohner den unſern ähnliche zahme Gänſe haben, legen dieſe in den Savannen, in der Nähe der Bäche und Waſſergräben; ſie bauen ihr Neſt aus einigen Heu-, Stroh-, Mais- oder Hirſehalmen; die Weibchen ſind dort nicht ſo fruchtbar wie in Frankreich und legen höchſtens 7 bis 8 Eier."

(Bemerkung mitgetheilt von H. Baillon.)

*) Ich habe mich, ſagt H. Baillon, bei vielen Jägern erkundigt, die jedes Jahr wilde Gänſe tödten, und keinen habe ich gefunden, der unter dieſen wilden zahme geſehen, oder der Baſtarde geſehen, und wenn zuweilen zahme Gänſe fortfliegen, ſo werden ſie nicht frei, ſie miſchen ſich in benachbarten Sümpfe unter andere, ebenfalls zahme; ſie verändern nur ihren Herrn. (Bemerkung mitgetheilt von H. Baillon.)

ſchaften iſt der gewöhnliche Brauch, daß man jedem über 12 und ſelbſt an 20 Weibchen gibt. Den Genüſſen der Liebe zum Vorſpiel gehen dieſe Vögel zuerſt ins Waſſer ſich beluſtigen: ſie kommen heraus, um ſich zu vereinigen, und bleiben länger und inniger gepaart als die meiſten andern, bei denen die Vereinigung des Männchens und des Weibchens nur ein einfaches Zuſammenpreſſen iſt, wogegen hier die Begattung wirklich vor ſich geht, und durch eine Einſpritzung geſchieht, da das Männchen mit dem zu dieſer Verrichtung nöthigen Werkzeuge der Art verſehen iſt, daß die Alten die Gans dem Gott der Gärten geweiht hatten.

Uebrigens theilt das Männchen mit dem Weibchen nur ſeine Vergnügung und überläßt ihm alle Sorgen des Brütens, und obwohl das letztere beſtändig und ſo anhaltend brütet, daß es darüber Eſſen und Trinken vergißt, wenn man nicht ſein Futter ganz nahe an's Neſt ſtellt, rathen dennoch die Landwirthe, einem Huhn die Geſchäfte der Mutter bei den jungen Gänſen zu übergeben, um auf dieſe Weiſe die Anzahl der Bruten zu vergrößern, und eine zweite und ſelbſt eine dritte Hecke von der Gans zu erhalten. Dieſe letztere Hecke läßt man ihr. Sie bebrütet 10 bis 12 Eier, wogegen das Huhn nur 5 dieſer nämlichen Eier mit Erfolg bebrüten kann. Es würde aber anziehend ſein, zu unterſuchen, ob, wie Columella ſagt, die Muttergans, klüger als das Huhn, andere Eier als die ihrigen zu bebrüten ſich weigerte. Wie bei den meiſten großen Vogelarten brütet die Gans 30 Tage lang über ihren Eiern, wofern nicht etwa, wie Plinius bemerkt, das Wetter ſehr heiß geweſen, in welchem Falle die Jungen von dem 25ſten Tage an ausſchlüpfen. Während die Gans brütet, gibt man ihr in einem Gefäß Korn und einem andern Waſſer in einiger Entfernung von ihren Eiern, die ſie nur verläßt, um ſich etwas Nahrung zu holen. Man hat bemerkt, daß ſie nicht leicht 2 Tage nach einander legt, und zwiſchen dem Aufbrechen jedes Eies immer wenigſtens ein Zeitraum von 24 Stunden, und zuweilen einer von 2 bis 3 Tagen liegt.

Das erſte Futter, das man den eben ausgeſchlüpften Gänschen gibt, iſt ein Teig von Mengkorn oder fetter Kleie mit zerhacktem Wegwart oder Lattig zuſammengeknetet; es iſt dieſes die Vorſchrift Columellas, der außerdem anempfiehlt, die junge Gans, ehe man ſie ihrer Mutter auf die Weide folgen läßt, zu ſättigen, weil ſie ſonſt, wenn der Hunger ſie quält, an den Grasſtängeln oder kleinen Wurzeln ſich abarbeitet, und um ſie abzureißen, ſich ſo anſtrengt, daß ſie ſich den Hals verrengt oder bricht. Das gewöhnliche Verfahren auf dem Lande in Burgund beſteht darin, daß man die jungen Gänſe, gleich nachdem ſie ausgeſchlüpft ſind, mit gehacktem Kerbel füttert; 8 Tage ſpäter mengt man etwas nur ſehr wenig angefeuchtete Kleie darunter, und verſäumt nicht, die ältern zu entfernen, wenn man den Jungen

zu freſſen gibt, weil man behauptet, daß ſie ihnen nur wenig oder gar nichts übrig laſſen würden; hierauf gibt man ihnen Hafer, und ſobald ſie ihrer Mutter leicht folgen können, führt man ſie auf den Grasplatz ans Waſſer.

Die Mißgeſtalten ſind in der Art der Gans vielleicht noch gemeiner als in der der andern Hausvögel. Aldrovande hat 2 dieſer Mißgeſtalten zeichnen laſſen; eine hat 2 Körper mit einem einzigen Kopf, die andere 2 Köpfe und 4 Füße mit einem einzigen Körper. Die übermäßige Beleibtheit welche die Gans leicht bekommt, und die man ihr zu geben ſucht, muß in ihrem Bau Veränderungen bewirken, die auf die Zeugung einwirken können. Im Allgemeinen ſind die ſehr fetten Thiere wenig fruchtbar; das zu reichliche Fett verändert die Beſchaffenheit der Samenfeuchtigkeit und ſelbſt die des Blutes; eine ſehr fette Gans, der man den Kopf abſchnitt, gab nur eine weiße Flüſſigkeit von ſich; und als man ſie eröffnete, fand man nicht einen Tropfen rothes Blut in ihr. Die Leber beſonders vergrößert ſich durch dieſe verſtopfende Dickleibigkeit auf eine erſtaunliche Weiſe; oft iſt die Leber einer gemäſteten Gans dicker als alle andere Eingeweide zuſammengenommen, und dieſe von unſern Gaumenlüſtlingen ſo geſchätzten Lebern waren auch nach dem Geſchmack der Römiſchen Apicier. Plinius betrachtet es als eine anziehende Frage, zu wiſſen, welchem Bürger man die Erfindung dieſes Gerichtes verdanke, und er gibt die Ehre einer Conſulariſchen Perſon. Sie fütterten die Gans mit Feigen, um ihr Fleiſch koſtbarer zu machen, und hatten ſchon gefunden, daß ſie, in einen engen und dunklen Ort eingeſperrt, weit ſchneller fett wurde; aber unſerer mehr als barbariſchen Leckerhaftigkeit war es vorbehalten, dieſen unglücklichen Thieren die Füße feſt zu nageln und ihnen die Augen zuzunähen, während man ſie zugleich mit Klöschen vollſtopft und ſie zu trinken verhindert, um ſie in ihrem Fett zu erſticken.*) Gewöhnlich und menſchlicher begnügt man ſich damit, ſie einen Monat lang einzuſperren und ein Scheffel Hafer reicht hin, um eine Gans recht gut zu mäſten; man erkennt ſelbſt an einem ſehr augenfälligen äußern Zeichen den Augenblick, wann man aufhören kann, ihnen ſo viel Futter zn geben, und wann ſie fett genug ſind; ſie haben alsdann unter jedem Flügel ein ſehr merkliches Klümpchen Fett. Uebrigens hat man wahrgenommen, daß die am Rande des Waſſers aufgezogenen Gänſe weniger koſtſpielig zu ernähren ſind, früher legen und leichter fett werden, als die andern.

Dieſes Fett der Gans war bei den Alten als örtliches Mittel gegen

*) J. B. Porta klügelt dieſer Grauſamkeit nach, und ſcheut ſich nicht, die ſchreckliche Vorſchrift zu geben, die Gans ganz lebend zu braten und ſie Glied für Glied zu eſſen, während das Herz noch ſchlägt.

Nervenkrankheit und als Schönheitsmittel ſehr geſchätzt; ſie empfehlen ſeinen Gebrauch, um der Bruſt der Frauen gleich nach der Niederkunft wieder Feſtigkeit zu geben, und zur Unterhaltung der Reinigkeit und Friſche der Haut. Das Gänſefett, welches man zu Comagene mit einer Beimiſchung von Gewürzen bereitete, rühmen ſie als Arzneimittel. Aldrovande' gibt ein Verzeichniß von Arzneivorſchriften, worin dieſes Fett als eigenthümliches Mittel gegen alle Uebel an der Bärmutter vorkommt, und Willughby behauptet in dem Gänſekoth das ſicherſte Mittel gegen die Gelbſucht zu finden. Uebrigens iſt das Fleiſch der Gans an ſich nicht geſund, es iſt ſchwer und gar nicht gut zu verdauen, was jedoch nicht verhinderte, daß eine Gans oder wie man im Altfranzöſiſchen ſagte, eine ouë,*) das Leckergericht bei den Abendmahlzeiten unſerer Vorfahren war;**) und erſt ſeit der Verpflanzung des Truthahns aus Amerika nach Europa nimmt die Gans auf unſern Geflügelhöfen wie in unſern Küchen nur die zweite Stelle ein.

Das Koſtbarſte, was uns die Gans liefert, iſt ihr Flaum, man beraubt ſie deſſelben mehr als einmal jährlich. Sobald die jungen Gänſe ſtark und gut befiedert ſind, und die Schwungfedern ſich über dem Schwanze zu kreuzen anfangen, was in einem Alter von 7 Wochen bis 2 Monaten geſchieht, ſo fängt man an, ſie unter dem Bauche, unter den Flügeln und am Halſe zu rupfen. Ihre erſten Federn alſo reißt man ihnen zu Ende Mai oder im Anfange Juni aus; hierauf zum zweiten Mal 5 bis 6 Wochen ſpäter, d. h. im Laufe des Juli, und wiederum im Anfange Septembers zum dritten und letzten Mal. Dieſe ganze Zeit über ſind ſie ziemlich mager, weil die organiſchen Theilchen der Nahrung großen Theils durch das Entſtehen oder das Wachſen der neuen Federn erſchöpft werden. Sobald man ſie aber frühzeitig im Herbſte oder auch zu Ende des Sommers ſich wieder befiedern läßt, bekommen ſie bald Fleiſch, werden hierauf fett und ſind ſchon gegen die Mitte des Winters ſehr gut zu eſſen. Die Mütter rupft man erſt einen Monat bis 5 Wochen, nachdem ſie gebrütet haben; aber den Männchen und den Weibchen, die nicht brüten, kann man 2 bis 3 Mal jährlich die Federn ausrupfen. In den kalten Ländern iſt ihr Flaum beſſer und feiner; der Werth, den die Römer auf denjenigen ſetzten, welchen ſie aus Germanien

*) Dem H. Salerne zu Folge iſt der Name der Straße rue aux Ours zu Paris durch Verderbung des Namens rue aux Ouës entſtanden, welches ihr eigentlicher Name iſt, der von der Menge der Gänſe herkommt, welche bei den Garköchen die ſonſt dieſe Straße bewohnten und jetzt noch zahlreich in ihr wohnen, ausgeſtellt waren.

**) Ein Zeugniß hiefür iſt die Gans des H. Patlan und die St. Martinsgans, von der Schwenckfeld redet, ſo wie das Vorzeichen, welches das Volk in dem Rückenknochen dieſer Gans ſah, der ihm, wenn er hell war, einen rauhen, und wenn er gefleckt oder matt war, einen milden Winter verkündete.

erhielten, war mehr als einmal die Urſache der Nachläſſigkeit der Soldaten, welche in dieſem Lande Wache halten ſollten; denn ſie gingen in ganzen Cohorten davon auf die Gänſejagd.

An den zahmen Gänſen hat man beobachtet, daß die großen Schwungfedern, ſo zu ſagen, alle zuſammen und oft in einer Nacht ausfallen, ſie ſcheinen ſich alsdann zu ſchämen nnd zu fürchten, und fliehen vor denjenigen, die ſich ihnen nähern. Vierzig Tage reichen hin, um die neüen Federn hervorzutreiben; alsdann hören ſie nicht auf, zu flattern und einige Tage lang ſie zu verſuchen.

Obwohl der Gang der Gans langſam, ſchief und ſchwerfällig ausſieht, führt man dennoch Heerden derſelben in kleinen Tagemärſchen ſehr weit. Plinius ſagt, zu ſeiner Zeit hätte man ſie aus dem Innern Galliens nach Rom geführt, und auf dieſen langen Zügen begäben ſich die ermüdeteſten in die erſten Reihen, um gleichſam durch die Maſſe des Schwarms unterſtützt und fortgetrieben zu werden. Enger noch zuſammengedrängt, um die Nacht zuzubringen, werden ſie durch das leichteſte Geräuſch aufgeweckt und alle ſchreien zugleich. Auch ſtoßen ſie lautes Geſchrei aus, wenn man ihnen Futter reicht, wogegen man den Hund zum Schweigen bringt, wenn man ihm dieſe Lockſpeiſe hinhält. Daher ſagt Columella, die Gänſe wären die beſten und ſicherſten Wächterinnen des Gehöfes,*) und Vegetius ſteht nicht an, ſie für die wachſamſte Schildwache, auszugeben, die man in einer belagerten Stadt aufſtellen könnte. Jedermann weiß, daß ſie auf dem Capitol die Römer vor dem Angriff, den die Gallier verſuchten, warnten, und daß dieſes Rom rettete; auch beſtimmte der Cenſor jährlich eine Summe zum Unterhalt der Gänſe, während man an demſelben Tage auf einem öffentlichen Platze Hunde peitſchte, wie zur Züchtigung für ihr ſträfliches Schweigen in einem ſo entſcheidenden Augenblick.

Das natürliche Geſchrei der Gans iſt eine ſehr lärmende Stimme; es iſt ein Trompeten- oder Zinkengeſchmetter, clangor, das ſie ſehr häufig und weithin hören läßt; aber ſie hat außerdem andere kurze Laute, die ſie oft wiederholt, und wenn man ſie angreift oder erſchreckt, ſo gibt ſie mit geſtrecktem Halſe und aufgeſperrtem Schnabel ein Ziſchen von ſich, das man mit dem der Blindſchleiche vergleichen kann. Die Lateiner haben dieſen Ton durch nachahmende Wörter strepit, gracitat, stritet auszudrücken geſucht.

Sei es Furcht, ſei es Wachſamkeit, die Gans wiederholt jeden Augenblick ihr lautes Warnungs- oder Lockgeſchrei, oft antwortet der Schwarm durch ein allgemeines Zurufen, und unter allen Bewohnern des Geflügel-

*) Ovid ſagt in der Beſchreibung der Hütte Philemons und Baucis: **Unicus anser erat, minimae custodia villae.**

(***Metamorph.***, **lib. VIII., v. 684**)

hofes macht keiner ſo großes Geſchrei und größern Lärm. Dieſer großen Geſchwätzigkeit oder Schreiſucht wegen hatten die Alten den unbeſcheidenen Schwätzern, den boshaften Schriftſtellern und den niedrigen Anträgern den Namen Gans gegeben, wie wir ihres linkiſchen Ganges und ihres ungefälligen Benehmens wegen noch jetzt dieſen nämlichen Namen den einfältigen und albernen Leuten beilegen.*) Aber unabhängig von den Aeußerungen des Geſichts und den Zeichen des Verſtandes, die wir an ihr erkennen,**) beweiſen der Muth, womit ſie ihre Brut und ſich ſelbſt gegen den Raubvogel vertheidigt, und gewiſſe, ſehr auffallende Züge der Anhänglichkeit und ſelbſt der Dankbarkeit, welche die Alten geſammelt hatten, daß dieſe Verachtung ſehr ſchlecht begründet ſein würde; und wir können zu dieſen Zügen ein Beiſpiel der größten Beſtändigkeit in der Anhänglichkeit geben;***) die Sache iſt uns von einem eben ſo wahrhaftigen als aufge-

*) Man kennt den ſprüchwörtlichen Ausdruck: ein wahres Gänschen, dumm wie eine Gans.

**) Der feinſte Sinn der Gans ſcheint das Gehör zu ſein; Lukrez ſcheint zu glauben, es ſei der Geruch.

> ...Humanum longe praesentit odorem,
> Romulidarum arcis servator, candidus anser.
>
> (*De Nat. rer.*, lib. IV.)

***) Wir theilen dieſe Anmerkung in der ſchlichten Ausdrucksweiſe des Hausverwalters von Ris mit, einem Gute, welches dem H. Aniſſon Duperron zugehört, und auf dem dieſer Auftritt einer ſo beſtändigen und ſo treuen Freundſchaft vor ſich gegangen.

„Man fragt den Emmanuel, wie die Gans mit dem weißen Gefieder, das ſogenannte Jaköbchen, bei ihm zahm geworden iſt. Vor Allem muß man wiſſen, daß es zwei Männchen oder Gänſer auf dem Hühnerhof waren, ein graues und ein weißes mit 3 Weibchen; dieſe beiden Gänſer hatten immer Streit mit einander, wer die Geſellſchaft jener 3 Damen bei ſich haben ſollte, wenn ſich der eine oder der andere ſich ihrer bemächtigt hatte, ſo ſtellte er ſich an ihre Spitze und verwehrte dem andern, daß er ſich ihnen näherte. Derjenige, der ſich ihrer des Nachts bemeiſtert hatte, wollte ſie des Morgens nicht abtreten; endlich geriethen die beiden Verliebten in ſo wüthende Kämpfe, daß man hinzulaufen mußte. Eines Tages unter andern wurde ich durch ihr Geſchrei tief aus dem Garten herbeigezogen und fand ſie, wie ſie ſich die Hälſe umſchlungen hatten, und ſich mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit und Stärke mit den Flügeln ſchlugen; die 3 Weibchen liefen um ſie herum, als wenn ſie ſie hätten trennen wollen, aber umſonſt. Endlich unterlag der weiße Ganſer; er ſah ſich auf dem Rücken liegen und ward von dem andern arg mißhandelt. Ich trennte ſie zum Glück für den weißen, der ſonſt ums Leben gekommen wäre. Da fing der graue an zu ſchreien, zu ſingen und mit den Flügeln zu ſchlagen, und lief zu ſeinen Freundinnen und ſang jeder der Reihe nach ein Liedchen, das kein Ende nahm, und auf das die 3 Damen, die ſich um ihn herumreiheten, Antwort gaben. Während dieſer Zeit machte das arme Jaköbchen das Mitleid rege; es zog ſich traurig bei Seite und ſtieß von Weitem klägliches Geſchrei aus. Es

klärten Manne mitgetheilt worden, dem ich für einen Theil der Sorge und Aufmerkſamkeit, die ich in der königlichen Druckerei beim Druck meiner Werke gefunden habe, verpflichtet bin. Von St. Domingo haben wir ebenfalls eine ziemlich ähnliche Erzählung erhalten, die beweiſt, daß die Gans

dauerte mehre Tage, ehe es wieder hergeſtellt war, während derſelben hatte ich Gelegenheit, über die Höfe zu gehen, wo es ſich aufhielt; ich ſah es immer von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen, und jedesmal, wenn ich vorbei ging, kam es zu mir und ſprach mich an, ohne Zweifel um mir für die Hülfe zu danken, die ich ihm in ſeinem großen Handel geleiſtet hatte. Eines Tages kam es mir ſo nahe und that mir ſo freundſchaftlich, daß ich mich nicht enthalten konnte, es mit der Hand über den Hals und den Rücken zu ſtreicheln, worauf es ſo empfindſam ſchien, daß es mir bis zu dem Ausgang der Höfe folgte. Des andern Morgens ging ich wieder vorbei, und es verfehlte nicht, auf mich zuzulaufen; ich ſtreichelte es wieder auf dieſelbe Weiſe und es ward gar nicht ſatt davon, unterdeſſen ſah es durch ſein Betragen ſo aus, als wenn es mich nach ſeinen geliebten Freundinnen hätte führen wollen; ich führte es wirklich dahin. Als wir ankamen, begann es ſeine Anrede und richtete ſie gerade an die 3 Damen, die auch nicht ermangelten, darauf zu antworten; ſogleich ſprang der graue Sieger auf das Jäköbchen; ich ließ ſie einen Augenblick gewähren, er war immer der ſtärkere. Endlich nahm ich mich meines Jaköbchens, das unten lag, an, ich ſetzte es oben auf; es kam wieder unten zu liegen; ich ſetzte es wieder oben auf, ſo daß ſie ſich 11 Minuten lang ſchlugen, und durch die Hülfe, die ich ihm brachte, ward es Sieger über den grauen und bemächtigte ſich der 3 Fräulein. Als Freund Jaköbchen ſich Meiſter ſah, wagte es nicht mehr, ſeine Fräulein zu verlaſſen und kam folglich nicht mehr zu mir, wenn ich vorbei ging; es gab mir nur von Weitem viele Zeichen der Freundſchaft, indem es ſchrie und mit den Flügeln ſchlug, aber ohne ſeine Beute zu verlaſſen, aus Furcht, der andere möchte ſich ihrer bemächtigen. So verſtrich die Zeit, bis es zur Brütezeit kam, und immer ſprach es nur von Weitem mit mir; als aber ſeine Frauen zu brüten anfingen, ließ es ſie, und verdoppelte ſeine Freundſchaft gegen mich. Eines Tages war es mir bis zur Eisgrube gefolgt ganz oben am Thiergarten, an der Stelle, wo ich es verlaſſen mußte, um meinen Weg nach der Orangerie, eine halbe Stunde von dort, fortzuſetzen, weshalb ich es in den Thiergarten einſchloß; es ſah ſich nicht ſobald von mir getrennt, als es ein ſonderbares Geſchrei ausſtieß. Ich ging unterdeſſen meines Weges fort und hatte ungefähr ein Drittel des Weges nach dem Gehölz zurückgelegt, als das Geräuſch eines ſchweren Fluges mich bewog, den Kopf umzudrehen; ich ſah mein Jaköbchen, das ſich 4 Schritte weit vor mir niederließ; es folgte mir auf dem ganzen Wege, bald zu Fuß und bald im Fluge, und oft flog es an mir vorbei, und blieb an den Kreuzwegen ſtehen, um zu ſehen, welchen Weg ich nehmen wollte. So dauerte unſere Reiſe von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, ohne daß mein Geſelle aufgehört, mir durch alle Windungen des Gehölzes zu folgen, und ohne daß er müde ſchien. Seit dem folgte er mir und begleitete mich überall, ſo daß er mir läſtig wurde, und ich nirgend wohin gehen konnte, ohne daß er mir auf den Ferſen ſaß, und er ſelbſt in der Kirche zu mir kam; ein anderes Mal, als er mich im Dorf ſuchte und am Fenſter des H. Pfarrers vorbeiging, hörte er mich in ſeinem Zimmer reden, und da er die Hof=

unter gewiſſen Umſtänden einer ſehr lebhaften und ſehr ſtarken perſönlichen Anhänglichkeit, und ſelbſt einer Art leidenſchaftlicher Freundſchaft fähig iſt, durch die ſie, fern von demjenigen, den ſie zum Gegenſtande ihrer Liebe gewählt hat, ſiecht und hinſtirbt.

Seit Columellas Zeit unterſchied man unter den Hausgänſen zwei Schläge, den der weißen, der in früherer Zeit, und den der bunten, der in jüngerer Zeit gezähmt worden iſt; und die letztere Gans war, Varro zu Folge, nicht ſo fruchtbar wie die weiße; auch geben ſie dem Pächter die Vorſchrift, zu ſeiner Heerde nur dieſe ganz weißen Gänſe zu nehmen, weil ſie auch die größten ſind, worin Belon ganz ihrer Meinung zu ſein ſcheint; indeſſen hat Gesner faſt in derſelben Zeit geſchrieben, man glaubte in Deutſchland gute Gründe zu haben, den grauen Schlag vorzuziehen, als der da ſtärker wäre, ohne weniger fruchtbar zu ſein; in Bezug auf Italien beſtätigt dieſes auch Aldrovande, als wenn der am älteſten gezähmte Schlag auf die Dauer ſchwächer geworden wäre, und in der That ſcheint es nicht, daß die grauen oder bunten Gänſe, was Größe ſowohl als Fruchtbarkeit betrifft, den weißen Gänſen nachſtehen.

Ariſtoteles redet von zwei Gänſeſchlägen oder Gänſearten, einer größern und einer kleinern, die den Naturtrieb hat, truppenweiſe zu leben und ſcheint unter der letztern die wilde Gans zu verſtehen; und Plinius handelt insbeſondere von dieſer unter dem Namen ferus anser. Wirklich zerfällt die Art der Gans in 2 Schläge oder große Sippſchaften, wovon die eine, ſeit langer Zeit gezähmt, unſere Wohnſtätten liebgewonnen und durch unſere Fürſorge fortgepflanzt und verändert worden, und die andere, weit zahlreichere, iſt uns entgangen und frei und wild geblieben; denn zwiſchen der zahmen und der wilden Gans ſieht man keine andere Unterſchiede als jene, die aus der Sklaverei unter dem Menſchen einerſeits und aus der Freiheit der Natur ander-

thür offen findet, kommt er herein, die Treppe herauf und unter Freudengeſchrei zum großen Schrecken des H. Pfarrers ins Zimmer.

„Während ich ihnen ſo ſchöne Züge von meinem guten und getreuen Freund Jaköbchen erzähle, betrübt es mich, wenn ich daran denke, daß ich zuerſt eine ſo ſchöne Freundſchaft gebrochen habe; aber ich mußte mich mit Gewalt von ihm trennen; das arme Jaköbchen glaubte in den anſtändigſten Gemächern ſo frei wie in den ſeinigen zu ſein, und nach mehren Vorfällen dieſer Art ſchloß man es mir ein und ich ſah es nicht mehr; aber ſeine Unruhe hat über ein Jahr gedauert und es iſt vor Kummer umgekommen; wie man mir geſagt hat, iſt es ſo trocken wie ein Stück Holz geworden; denn ich habe es nicht ſehen wollen, und man hat mir ſeinen Tod verſchwiegen bis 2 Monate nach ſeinem Hinſcheiden. Wenn ich alle Züge der Freundſchaft, die mir dieſes arme Jaköbchen erwieſen, wiederholen wollte, ſo würde ich in 4 Tagen nicht fertig werden zu ſchreiben. Es iſt im dritten Jahre ſeiner Freundſchaftsregierung geſtorben und war im Ganzen 7 Jahre und 2 Monate alt.

ſeits entſtehen müſſen. Die wilde Gans, Nro. 985, iſt mager und leichter gebaut als die zahme, was man ebenſo bei mehren zahmen Schlägen in Bezug auf ihren wilden Stamm findet, wie bei der zahmen Taube im Vergleich mit der Holztaube. Die wilde Gans hat einen bräunlich grauen Rücken, und einen weißlichen Bauch; der ganze Körper iſt fuchsröthlich weiß gewölkt und die Spitze jeder Feder mit dieſer Farbe gefranſt. Bei der zahmen Gans hat ſich dieſe fuchsröthliche Farbe verändert; ſie hat braune oder weiße Abſchattung angenommen und iſt in dem weißen Schlage ſogar verſchwunden. Einige haben einen Schopf auf dem Kopf erhalten; allein dieſe Veränderungen ſind im Vergleich mit denen, welche das Huhn, die Taube und manche andere Arten in der Hausgenoſſenſchaft erlitten haben, wenig beträchtlich; auch ſind die Gans und die andern Waſſervögel, die wir in dieſen Zuſtand der Hausgenoſſenſchaft verſetzt haben, bei weitem nicht ſo ſehr von dem wilden Zuſtande entfernt und bei weitem nicht ſo ſehr unterworfen und gebändigt, wie die hühnerartigen Vögel, welche die natürlichen Bürger unſeres Geflügelhofs zu ſein ſcheinen. Und in den Ländern, wo man Gänſe in großer Menge aufzieht, beſteht alle Sorge, die man während der ſchönen Jahreszeit auf ſie verwendet, darin, daß man ſie des Abends zum Gehöfte zurückruft oder zurücktreibt und ihnen bequeme und ſtille Plätzchen zum Brüten und Niſten giebt; dieſes nebſt dem Obdach und dem Futter, das ſie im Winter hier finden, reicht hin, um in ihnen Anhänglichkeit an ihre Wohnſtätte zu erwecken und ſie vom Ausreißen abzuhalten. Die übrige Zeit bewohnen ſie die Gewäſſer oder kommen aufs Ufer, um ſich hier niederzulaſſen und auszuruhen; und in einem Leben, das der Freiheit der Natur ſo nahe kommt, genießen ſie faſt alle Vortheile derſelben, Stärke der Körperbeſchaffenheit, Dicke und Reinheit des Gefieders, Kraft und Ausdauer im Fluge. In einigen Gegenden ſogar, wo der Menſch, weniger geſittigt, d. h. weniger gewaltherriſch, die Thiere noch frei läßt, giebt es Gänſe, die, den ganzen Sommer hindurch wirklich wild, nur für den Winter zahm werden; wir haben dieſe Thatſache von H. Doktor Sanchez erfahren, der uns darüber folgenden anziehenden Bericht mitgetheilt hat.

„Im Herbſt 1736, ſagt dieſer gelehrte Arzt, reiſete ich von Azof ab; unwohl und außerdem in Furcht, von den Kubantartaren aufgehoben zu werden, entſchloß ich mich längs dem Ufer des Dons hinauf zu wandern, um jede Nacht in einem Dorf der der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfenen Koſaken zu ſchlafen. Von den erſten Abenden an bemerkte ich in der Luft ſehr viele Gänſe, die ſich auf den Wohnungen niederließen und verbreiteten, beſonders am dritten Tage ſah ich um Sonnenuntergang ſo viele, daß ich mich bei den Koſaken, bei denen ich den Abend mein Nachtlager nahm, erkundigte, ob die Gänſe, die ich ſähe, zahme wären, und ob ſie, wie es mir

nach ihrem hohen Fluge ſchien, von Weitem her kämen. Erſtaunt über meine Unwiſſenheit, antworteten ſie mir, dieſe Vögel kämen von den Seen, die weit entfernt nach Norden hin lägen, und jedes Jahr, wenn es aufthauete, während der Monate März und April, kämen aus jedem Haus der Dörfer 6 bis 7 Paar Gänſe, die alle zuſammen ihren Aufflug nähmen und verſchwänden, um erſt im Anfange des Winters, wie man in Rußland rechnet, d. h. beim erſten Schnee, zurückzukehren; alsdann kämen dieſe Schwärme, zuweilen um das Hundertfache vermehrt, an, ſie theilten ſich, und jede Bande ſuchte mit ihrer jungen Nachkommenſchaft das Haus, worin ſie während des vorigen Winters gelebt hatte. Dieſes Schauſpiel hatte ich beſtändig geden Abend 3 Wochen lang; die Luft war mit unzählich vielen Gänſen angefüllt, die man ſich in Haufen theilen ſah; die Mädchen und Frauen ſtanden an ihren Hausthüren, betrachteten ſie und ſagten ſich: „da ſind meine Gänſe, da ſind die Gänſe des und des Mannes; und jeder dieſer Haufen kehrte wirklich in dem Hof ein, indem er den vorhergegangenen Winter zugebracht hatte. Erſt als ich nach Nova Poluska kam, wo der Winter ſchon ziemlich ſtark war, ſah ich dieſe Vögel nicht mehr.“

Wahrſcheinlich hat man ſich nach ähnlichen Erzählungen vorgeſtellt, die wilden Gänſe, die im Winter zu uns kommen, wären, wie Belon ſagt, in andern Gegenden zahm; allein dieſe Vorſtellung iſt unbegründet; denn die wilden Gänſe ſind unter allen Vögeln vielleicht die wildeſten und ſcheueſten, und zudem iſt die Winterzeit, worin wir ſie ſehen, gerade die Zeit, worin man annehmen müßte, daß ſie anderswo Hausvögel wären.

Durch Frankreich ſieht man von dem Ende Oktobers oder den erſten Tagen des Novembers an wilde Gänſe durchreiſen.*) Der Winter, der alsdann in den nördlichen Ländern eintritt, beſtimmt ihre Wanderung, und merkwürdig iſt es, daß man in derſelben Zeit zahme Gänſe dieſe Reiſeluſt durch ihre Unruhe und häufiges und weites Fliegen Kund geben ſieht,**) ein

*) Im November, ſchreibt mir H. Hebert, ſieht man in Brie die erſten wilden Gänſe, und es kommen ihrer durch dieſe Landſchaft, bis die ſtarke Kälte eintritt, ſo daß der Durchzug etwa 2 Monate währt. Die Banden dieſer Gänſe beſtehen aus 10 bis 12, ja aus 20 bis 30, nie aber aus mehr als 50 Stück; ſie laſſen ſich in den mit Getreide beſäeten Flächen nieder und richten hier Schaden genug an, um die Landleute zu beſtimmen, ihre Aecker durch Kinder bewachen zu laſſen, welche durch ihr Geſchrei die Gänſe in die Flucht treiben; bei feuchtem Wetter verurſachen ſie größere Verwüſtung, weil ſie beim Weiden das Korn ausreißen, wogegen ſie während des Froſtes nur die Spitze abkneipen, und den übrigen Theil der Pflanze im Boden ſtecken laſſen.

**) „Mein Nachbar zu Mirande hält eine Heerde Gänſe, die er jedes Jahr auf 15 Stück vermindert, indem er einen Theil der alten abſchafft, und einen Theil der jüngern behält. Es iſt nun das 3te Jahr, das ich bemerke, wie dieſe Vögel während des Oktobers eine gewiſſe Unruhe befällt, die ich für ein Ueberbleibſel

offenbares Ueberbleibſel des fortdauernden Naturtriebs, durch den, obwohl ſeit lange gezähmt, dennoch dieſe Vögel durch die erſten natürlichen Gewohnheiten an ihrem wilden Zuſtande hangen.

Der Flug der wilden Gänſe iſt immer ſehr hoch;*) ſeine Bewegnng iſt ſanft und verräth ſich durch kein Geräuſch, noch Pfeifen; der Flügel ſcheint, indem er die Luft ſchlägt, nicht über 1 bis 2 Zoll weit aus der wagerechten Linie zu kommen. Dieſer Flug geſchieht in einer Ordnung, die geiſtige Verknüpfungen und eine Art höheren Verſtandes vorausſetzt, als die andern Vögel beſitzen, deren Schwärme verworren und ordnungslos fortziehen und reiſen.

Diejenige, welche die Gänſe beobachten, ſcheint ihnen durch einen meßkundigen Trieb vorgezeichnet worden zu ſein; es iſt zugleich die bequemſte Anordnung dazu, daß jeder ſeiner Reihe folge und ſie inne halte, und zugleich einen freien und offenen Flug vor ſich habe, und die günſtigſte Stell-

der Reiſeluſt halte. Täglich gegen 4 Uhr Abends fliegen dieſe Gänſe auf, über meine Gärten weg, und um die Ebene herum, und kehren erſt bei Nacht zu ihrer Lagerſtätte zurück; ſie locken einander durch ein Geſchrei, in welchem ich ſehr gut dasjenige erkannt habe, das die wilden Gänſe auf ihrem Zuge wiederholen, um ſich zu ſammeln und in Geſellſchaft zu halten. Dieſes Jahr hat das Gras auf den Weiden im Oktober wieder getrieben; unabhängig von dieſer reichlichen Nahrung gibt ihnen der Eigenthümer dieſer Heerde in dieſer Jahreszeit jeden Abend Korn, aus Furcht, er möchte ſonſt einige verlieren. Verfloſſenes Jahr verirrte ſich eine, die 2 Monate ſpäter über 3 Stunden von da wiedergefunden wurde. Nach dem Ende des Oktobers oder in den erſten Tagen des Novembers werden die Gänſe wieder wie früher ruhig. Aus dieſer Beobachtung ſchloß ich, daß die älteſte Hausgenoſſenſchaft (da ja die der Gänſe in dieſem Lande, worin keine wilden zur Welt kommen, ins höchſte Alterthum hinaufreichen muß) jene von der Natur eingeprägte Eigenthümlichkeit, jene angeborne Wanderluſt nicht ganz verwiſcht.

Entartet und ſchwerfällig geworden, verſucht die Hausgans eine Reiſe und übt ſich Tag für Tag, und obwohl ſie reichlich genährt wird und nichts ihr fehlt, möchte ich dafür ſtehen, daß, wenn in dieſer Jahreszeit wilde durchreiſeten, immer einige ſich würden verleiten laſſen, und ihnen nur das Beiſpiel und etwas Muth fehlt, um auszureißen. Ich würde ferner dafür ſtehen, daß, wenn man dieſe nämlichen Erkundigungen in den Landſchaften einholte, worin man viele Gänſe hält, man finden würde, daß ſich ihrer jedes Jahr und zwar im Oktober verlieren. Ich wüßte jedoch nicht, daß alle Gänſe die man auf den Geflügelhöfen hält, dieſe Zeichen der Unruhe von ſich geben; man muß aber bedenken, daß dieſe Gänſe in der Gefangenſchaft faſt von Mauern eingeſchloſſen ſind, und weder die Weiden, noch den Anblick des Geſichtskreiſes kennen; es ſind Sklaven, in denen jegliche Vorſtellung von ihrer alten Freiheit verloren gegangen."

(Bemerkung, mitgetheilt von H. Hebert.)

*] Nur an nebeligen Tagen fliegen die Gänſe ſo nahe an der Erde, daß man ſie ſchießen kann. (Bemerkung, mitgetheilt von H. Hebert.)

lung für den ganzen Schwarm, um die Luft mit größerm Vortheil und geringerer Ermüdung zu durchſchneiden, denn ſie reihen ſich in 2 ſchiefen Linien, die einen Winkel faſt wie ein V bilden, oder wenn die Bande klein iſt, bildet ſie nur eine einzige Linie, gewöhnlich aber beſteht jeder Schwarm aus 40 bis 50 Stück, jede hält ihren Platz mit einer bewundernswerthen Genauigkeit inne.

Der Häuptling, der an der Spitze des Winkels fliegt und zuerſt die Luft durchſchneidet, begiebt ſich, wenn er ermüdet iſt, nach der hinterſten Stelle um auszuruhen, und die andern nehmen der Reihe nach die erſte Stelle ein. Plinius hat dieſen geordneten und faſt überdachten Flug mit Wohlgefallen beſchrieben: „Niemand, ſagt er, hat nicht Gelegenheit, ihn zu beobachten; denn die Wanderung der Gänſe geſchieht nicht bei Nacht, ſondern am hellen Tage.“

Man hat einige Punkte bemerkt, wo die großen Schwärme der Vögel ſich theilen, um ſich von da nach verſchiedenen Gegenden hin zu verbreiten. Die Alten haben den Taurus als den Trennungsort für die Schwärme der Gänſe im ganzen Kleinaſien,*) und den Stella, jetzt Coſſonoſſi, (in türkiſcher Sprache Gänſefeld) als den Ort angegeben, wohin ſich im Spätjahr erſtaunlich große Schwärme dieſer Vögel begeben, die ſich von da aus nach allen Gegenden unſeres Europa zu zerſtreuen ſcheinen.

Mehrere dieſer kleinen Schwärme oder geringeren Banden vereinigen ſich aufs Neue und bilden größere, die bis zu 400 und 500 Stück zählen, und die wir zuweilen im Winter auf unſern Feldern ſich niederlaſſen ſehen, wo dieſe Vögel durch das Abfreſſen des Getreides, das ſie bis unter dem Schnee hervorzuſcharren ſuchen, großen Schaden anrichten; glücklicher Weiſe ſind die Gänſe ſehr unſtät, bleiben nur kurze Zeit an einem Orte, und kehren nicht leicht nach demſelben Bezirk zurück, den ganzen Tag bringen ſie auf dem Lande, in den Feldern oder Wieſen zu, aber jeden Abend begeben ſie ſich regelmäßig auf das Waſſer der Flüſſe oder der größten Teiche; dort bringen ſie die ganze Nacht zu, und kommen erſt nach dem Untergange der Sonne hin; es kommen ihrer ſelbſt noch nach dem Einbruche der Nacht hinzu, und die Ankunft jeder Bande wird durch lautes Geſchrei begrüßt, auf das die ankommenden antworten, ſo daß ſie gegen 8 bis 9 Uhr und in der tiefſten Nacht einen ſo großen Lärm machen, und ſo vielfach wiederholtes Geſchrei erheben, daß man glauben ſollte, ſie wären zu Tauſenden verſammelt.

Man könnte ſagen, die wilden Gänſe wären in dieſer Jahreszeit mehr

*) Oppian ſagt, bei ihrem Zuge über den Taurus ſähen ſich die Gänſe gegen ihre Schwatzhaftigkeit, die ſie den Adlern verrathen würde, dadurch vor, daß ſie ſich den Schnabel mit einem Kieſelſtein verſtopften, und der gute Plutarch wiederholt dieſes Mährchen.

Land= als Waſſervögel, da ſie ſich nur des Nachts aufs Waſſer begeben, um auf ihm ihre Sicherheit zu ſuchen; ſehr verſchieden ſind ihre Gewohnheiten und ſelbſt entgegengeſetzt denen der Enten, welche das Waſſer zu der Stunde verlaſſen, wann ſich die Gänſe dahin begeben, und die nur des Nachts auf den Aeckern weiden, und erſt, wann die Gänſe das Waſſer verlaſſen, zu ihm zurückkehren. Uebrigens halten ſich die wilden Gänſe bei ihrer Rückkehr im Frühling auf unſern Ländereien nicht leicht auf; man ſieht ſogar nur ſehr wenige in der Luft und wahrſcheinlich haben dieſe Zugvögel zur Abreiſe und Rückkehr zwei verſchiedene Straßen.

Dieſe Unbeſtändigkeit in ihrem Aufenthalt, verbunden mit dem feinen Gehör dieſer Vögel, und ihr mißtrauiſches Umherſpähen macht ihre Jagd ſchwierig,*) und ſelbſt die meiſten Netze, die man ihnen ſtellt, unnütz; das Fangmittel, welches man bei Aldrovande beſchrieben findet, iſt vielleicht das ſicherſte von allen und am beſten ausgedacht. „Wenn der Froſt, ſagt er, die Felder trocken hält, ſo wählt man einen geeigneten Ort, um ein langes durch Schnüre befeſtigtes und geſpanntes Netz aufzuſtellen, ſo daß es raſch und ſchnell niederſchlägt, etwa wie die Lerchennetze, aber auf einem längern Raum, den man mit Staub beſtreut; um als Lockvögel zu dienen, ſetzt man einige zahme Gänſe hin. Weſentlich iſt es, alle dieſe Vorbereitungen des Abends zu treffen und ſich hierauf dem Netze nicht mehr zu nähern; denn, wenn die Gänſe des Morgens den Thau oder den Rauhreif niedergeſchüttelt ſähen, ſo würden ſie Argwohn faſſen. Sie kommen alſo auf die Stimme jener Lockvögel, und nach langem Herumfliegen in der Luft laſſen ſie ſich nieder. Der Vogelſteller, der 50 Schritte davon in einer Grube verborgen iſt, zieht bei Zeiten an der Schnur und fängt den Schwarm ganz oder theilweiſe unter ſeinem Schlagnetz.“

Unſere Jäger gebrauchen jede Liſt, um die wilden Gänſe zu überraſchen; wenn die Erde mit Schnee bedeckt iſt, ſo ziehen ſie über ihre Röcke weiße

*) Es iſt faſt unmöglich, ſagt H. Hebert, ſie bei ihrer Ankunft zu ſchießen, weil ſie zu hoch fliegen und erſt, wenn ſie über dem Gewäſſer ſind, ſich niederzulaſſen anfangen. Mit eben ſo geringem Erfolge, fügt er hinzu, habe ich verſucht, ſie des Morgens bei Tagesanbruch zu überraſchen; ich brachte die ganze Nacht im Felde zu, der Kahn war ſchon am Vorabende bereit gemacht; lange vor Anbruch des Tages begaben wir uns hinein, und ſchifften von der Finſterniß begünſtigt, weit hinaus aufs Waſſer und bis zu dem äußerſten Schilfgeſträuch; wir fanden uns jedoch immer zu entfernt von der Bande, um zu zielen, und dieſe allzu mißtrauiſchen Vögel fliegen auf der Stelle ſo hoch empor, daß ſie außer dem Bereich unſerer Waffen waren, als ſie über unſern Köpfen wegflogen; alle dieſe auf ſolche Weiſe verſammelte Gänſe zogen zuſammen ab, und warteten den vollen Tag ab, wofern man ſie nicht beunruhigt hatte; hierauf trennten und entfernten ſie ſich kettenweiſe und vielleicht in derſelben Ordnung, worin ſie ſich am Abende zuvor vereinigt hatten.

Hemden an; zu andern Zeiten bekleiden ſie ſich mit Zweigen und Blättern, ſo daß ſie wie ein wandelnder Buſch ausſehen; ſie gehen ſelbſt ſo weit, daß ſie ſich in eine Kuhhaut einmummen und, auf ihre Flinte geſtützt, wie ein vierfüßiges Thier gehen, und oft reichen dieſe Kriegsliſten nicht hin, um den Gänſen ſelbſt während der Nacht nahe zu kommen. Sie behaupten, daß immer eine mit geſtrecktem Halſe und aufgerichtetem Kopfe Schildwache halte, und bei der geringſten Gefahr den Schwarm aufſchrecke. Da ſie aber nicht ſogleich ihren Aufflug nehmen können, und ehe ſie ſich in die Luft erheben, 3 bis 4 Schritte über die Erde laufen und einige Augenblicke lang mit den Flügeln ſchlagen, ſo hat der Jäger Zeit, ſie zu ſchießen.

In unſerm Lande bleiben die wilden Gänſe den ganzen Winter nur, wenn die Witterung milde iſt, denn in den rauhen Wintern, wenn unſere Teiche und unſere Flüſſe zufrieren, begeben ſie ſich weiter nach Süden hin, von wo man einige zurückkehren ſieht, die gegen Ende März wieder durch nach Norden ziehen. Sie beſuchen alſo die heißen Erdſtriche und ſelbſt die meiſten gemäßigten Gegenden nur in der Zeit ihrer Wanderungen, denn wir ſind nicht unterrichtet davon, daß ſie in Frankreich niſten; einige nur niſten in England ſowie in Schleſien und Bothnien, andere in größerer Menge in einigen Bezirken Großpolens und Lithauens, der große Haufen jedoch läßt ſich nur weiter im Norden nieder, und hält ſich weder auf den Iriſchen und Schottiſchen, noch auch auf irgend einem Punkte der langen Norwegiſchen Küſte auf; in unzähligen Schaaren ſieht man dieſe Vögel bis nach Spitzbergen, Grönland und den Ländern der Hudſonsbay ſich begeben, wo ihr Fett und ihr Koth für die unglücklichen Bewohner jener eiſigen Gegenden ein Nahrungsmittel ſind. Ebenſo gibt es zahlloſe Schwärme auf den Teichen und Flüſſen Lapplands, ſo wie in den Ebenen von Mangaſea längs dem Jeniska, in mehreren andern Theilen Sibiriens bis nach Kamtſchatka hin, wo ſie im Mai ankommen, und von wo ſie erſt im November, nachdem ſie geniſtet und gebrütet haben, wieder abreiſen. H. Steller, der ſie am Behringseilande vorbei im Herbſte gegen Oſten und im Frühling gegen Weſten hat fliegen ſehen, vermuthet, daß ſie aus Amerika nach Kamtſchatka kommen. Sicherer iſt es, daß der größte Theil dieſer Gänſe des nordöſtlichen Aſiens nach den ſüdlichen Gegenden, gegen Perſien, Indien und Japan hinzieht, wo man ebenſo wie in Europa ihre Wanderung beobachtet; man verſichert ſelbſt, in Japan vergäßen ſie durch die Sicherheit, deren man ſie genießen ließe, ihr natürliches Mißtrauen.

Ein Umſtand, welcher die Wanderung der Gänſe aus Amerika nach Aſien glaublich zu machen ſcheint, iſt dieſes, daß dieſelbe Art der wilden Gans, die man in Europa und Aſien ſieht, auch in Luiſiana, Canada, Neuſpanien und auf den weſtlichen Küſten Nordamerikas gefunden wird; unbe=

kannt iſt uns, ob ſich dieſe nämliche Art in dem ganzen Umfange von Südamerika ebenfalls findet; wir wiſſen nur, daß der aus Europa nach Braſilien verpflanzte Schlag der zahmen Gans dort ein zarteres und wohlſchmeckenderes Fleiſch bekommen haben ſoll, und dagegen auf St. Domingo ausgeartet iſt, wo der H. Ritter Lefebvre Deshayes über das Weſen dieſer Vögel in der Hausgenoſſenſchaft und beſonders über die Zeichen der Freude, welche der männliche Vogel bei der Geburt der Jungen äußert, mehrere Beobachtungen gemacht hat. *) H. Deshayes belehrt uns ferner, daß man auf St. Domingo eine Wandergans ſieht, die, wie in Europa, etwas kleiner als die zahme Art iſt, was zu beweiſen ſcheint, daß ſich dieſe reiſenden Gänſe ſehr weit in die ſüdlichen Länder der neuen Welt, wie in die des alten Feſtlandes hinabbegeben, wo ſie bis unter den heißen Gürtel vorgedrungen ſind, **) und ſelbſt ganz über ihn hinaus gewandert zu ſein ſcheinen; denn man findet ſie am Senegal, in Kongo, bis in die Länder des Vorgebirgs der guten Hoffnung und vielleicht ſogar in denen des ſüdlichen Feſtlandes. In der That, wir halten dafür, daß jene Gänſe, welche die Seefahrer längs der Magellansländer im Feuerlande, in Neuholland u. ſ. w. angetroffen haben, mit der Art unſerer Gänſe ſehr nahe verwandt ſind; da ſie ihnen keinen andern Namen gegeben haben. Es ſcheint jedoch, daß es in jenen Gegenden außer der gemeinen Art andere Arten gibt, die wir ſogleich beſchreiben wollen.

Die Gans der Magellansländer.

Zweite Art.

Dieſe große und ſchöne Gans, Nro. 1006, die jener Gegend eigens und beſonders anzugehören ſcheint, hat auf der untern Hälfte des Halſes, auf der Bruſt und dem Obertheil des Rückens einen reichen Schmelz von ſchwar-

*) Obwohl die Gans ſich hier 3 Mal des Jahres ihren Flaum ausrupfen läßt, iſt ihre Art dennoch minder werthvoll in einer Gegend, wo die Geſundheit, trotz der Weichlichkeit, auf Flaumfedern zu ſchlafen verbietet, und wo das friſche Stroh das einzige Bett iſt, auf dem ſich der Schlaf lagern kann. Das Fleiſch der Gans iſt auch auf St. Domingo nicht ſo gut, wie in Frankreich, es iſt nie recht fett; es iſt faſerig und das der indiſchen Ente verdient in jeder Beziehung den Vorzug. (Beobachtungen, mitgetheilt von dem H. Ritter Lefebvre Deshayes.)

**) Alle Himmelsgegenden, ſchreibt mir H. Baillon, ſagen der Gans wie der Ente zu, die eben ſo reiſet und aus den kälteſten Gegenden in die zwiſchen den Wendekreiſen liegenden Länder zieht. Ich habe bei der Ankunft der Regenzeit viele auf St Domingo ankommen ſehen, und ſie ſchienen in ſo entgegengeſetzten Wärmeverhältniſſen keine merklichen Veränderungen zu erleiden.

zer Ausſchweifung auf einem fuchsrothen Grunde; das Gefieder auf dem Bauch hat eben ſolche Ausſchweifung auf einem weißlichen Grunde; der Kopf und der Obertheil des Halſes ſind purpurroth; der Flügel trägt einen großen weißen Flecken, und die ſchwärzliche Farbe des Mantels wird durch einen purpurrothen Widerſchein gehoben.

Wie es ſcheint, ſind es dieſe ſchönen Gänſe, die der Kommodor Byron unter dem Namen gemalte Gänſe bezeichnet, und die er auf der Spitze Sandy in der Magellansſtraße fand. Vielleicht auch iſt dieſe Art dieſelbe, welche der Kapitän Cook unter der einfachen Benennung, neue Gansart anführt, und die er auf jener öſtlichen Küſte der Magellansſtraße und des Feuerlandes angetroffen, um die unzählige Eilande von Meerfenchel herumſchwimmen.

Die Gans von den Malwinen oder die falkländiſche Gans.

Dritte Art.

„Von mehreren Gänſenarten, deren Jagd, ſagt H. von Bougainville, einen Theil unſerer Nahrungsquellen auf den Malwinen bildete, that die erſte nichts als weiden. Man gibt ihr uneigentlich den Namen Trappe. Ihre hohen Beine ſind ihr nöthig, um ſich aus dem großen Gras herauszuziehen, und ihr langer Hals dient ihr recht gut zum Beobachten der Gefahr. Ihr Gang iſt leicht, ſowie ihr Flug, und das unangenehme Geſchrei ihrer Art hat ſie nicht. Das Gefieder des Männchens iſt weiß, auf dem Rücken aber und den Flügeln ſchwarz und grau untermiſcht, das Weibchen iſt falb, und ſeine Flügel ſind mit wechſelnden Farben geſchmückt. Gewöhnlich legt es 6 Eier. Ihr geſundes nahrhaftes und wohlſchmeckendes Fleiſch ward unſere Hauptnahrung. Selten hatte man Mangel daran; unabhängig von denjenigen, die auf dem Eilande ausgebrütet werden, bringen die Oſtwinde im Herbſt ganze Flüge dahin, ohne Zweifel aus irgend einem unbewohnten Lande, denn die Jäger erkannten leicht dieſe neuen Ankömmlinge an der geringern Furcht, welche der Anblick der Menſchen ihnen einflößte. Zwei bis drei andere Arten Gänſe, die wir auf dieſen nämlichen Eilanden fanden, waren nicht ſo geſucht, weil ſie ſich von Fiſchen ernähren und daher einen öligten Geſchmack bekommen.“

Wir führen dieſe Art nur darum unter der Benennung Gans von den Malwinen an, weil ſie zum erſten Mal auf dieſen Eilanden von den franzöſiſchen Seefahrern geſehen und gefunden worden; denn, wie es ſcheint, trifft man dieſelben Gänſe in der Weihnachtſtraße längs dem Feuerlande und dem Eilande Schagg in dieſer nämlichen Straße, und auf andern Eilanden unweit des Staatenlandes, wenigſtens ſcheint H. Cook hinſichtlich ihrer auf die Beſchreibung des H. von Bougainville zu verweiſen, wenn

er ſagt: „Dieſe Gänſe ſcheinen unter dem Namen Trappen ſehr gut beſchrieben zu ſein. Sie ſind kleiner als die engliſchen zahmen Gänſe, aber eben ſo gut; ſie haben einen ſchwarzen und kurzen Schnabel und gelbe Füße. Das Männchen iſt ganz weiß; das Weibchen ſchwarz und weiß oder grau geſprenkelt und hat auf jedem Flügel einen großen weißen Flecken.“ Und einige Seiten zuvor beſchreibt er ſie ausführlicher in dieſen Worten: „Dieſe Gänſe ſchienen uns durch den Farbenunterſchied zwiſchen dem Männchen und dem Weibchen merkwürdig. Das Männchen war etwas kleiner als eine gemeine zahme Gans und völlig weiß, mit Ausnahme der Füße, die gelb waren und des Schnabels, der ſchwarz war; das Weibchen dagegen war ſchwarz mit weißen Querſtrichen, einem grauen Kopfe, einigen grünen und einigen weißen Federn. Dieſer Unterſchied ſcheint ein Glück für ſie zu ſein, denn das Weibchen, das ſeine Jungen zu führen genöthigt iſt, wird durch ſeine braune Farbe vor den Falken und den andern Raubvögeln beſſer verborgen.“ Nun aber ſcheinen dieſe drei Beſchreibungen dieſelbe Art zu betreffen und ſind nur durch die größere oder geringere Ausführlichkeit verſchieden untereinander. Dieſe Gänſe lieferten der Schiffsmannſchaft des Kapitäns Cook eine ebenſo angenehme Erquickung, wie ſie es auf den Malwinen für die Franzoſen war.

Die Guineiſche Gans.

Vierte Art.

Der Name Schwanengans (Swan-Gooſe), den Willughby dieſer großen und ſchönen Gans gibt, iſt ziemlich gut gewählt, hätte nicht die wenigſtens ebenſo ſchöne canariſche Gans daſſelbe Recht auf dieſen Namen, und müßten nicht überdies die zuſammengeſetzten Benennungen aus der Naturgeſchichte verbannt werden. Dieſe ſchöne guineiſche Gans, Nro. 374, hat einen ſtärkeren Wuchs als die andern Gänſe. Ihr Gefieder iſt auf dem Rücken braungrau, auf dem Vorderleibe weißgrau, überall gleichmäßig fuchsröthlich grau gewölkt, mit einer braunen Tinte auf dem Kopf und oberhalb des Halſes. In den Farben des Gefieders alſo gleicht ſie der wilden Gans; aber die Größe ihres Körpers und der hohe Hübel, den ſie auf der Schnabelwurzel trägt, nähern ſie etwas dem Schwan, und dennoch unterſcheidet ſie ſich von beiden durch ihre aufgetriebene und in Form einer kleinen Taſche oder einer Wampe herabhangende Kehle, ein ſehr auffallendes Merkmal, wegen deſſen man dieſen Gänſen den Namen Kröpflinge (jabotiéres) gegeben hat. Afrika und vielleicht die andern Südgegenden des alten Feſtlandes ſcheinen ihr Heimathland zu ſein, und obwohl Linné ſie Sibiriſche Gänſe genannt hat, gehören ſie nicht urſprünglich Sibirien an, und finden

ſie ſich dort nicht im Zuſtande der Freiheit; ſie ſind aus den heißen Erdgegenden dahin gebracht worden, und man hat ſie dort, ſo wie in Schweden und Deutſchland, in der Hausgenoſſenſchaft vermehrt. Friſch erzählt, er habe mehrere Mal Gänſe dieſer Art, die er auf ſeinem Geflügelhof ernährte, Ruſſen gezeigt und ſie alle hätten ſie ohne anzuſtehen Guineiſche und nicht Ruſſiſche, noch Sibiriſche Gänſe genannt. Indeſſen führt H. Briſſon im Vertrauen auf dieſe von Linné gegebene falſche Benennung dieſe Gans, nachdem er ſie unter ihrem eigentlichen Namen Guineiſche Gans beſchrieben hat, ein zweites Mal unter dem Namen Moskowitiſche Gans an, ohne inne geworden zu ſein, daß dieſe beiden Beſchreibungen genau die deſſelben Vogels ſind.

Dieſe Gans der heißen Länder pflanzt ſich nicht allein in kälteren Erdſtrichen in der Hausgenoſſenſchaft fort, ſondern paart ſich auch in unſern Gegenden mit der gemeinen Art; und aus dieſer Verbindung entſtehen Miſchlinge, die von unſerer Gans den rothen Schnabel und die rothen Füße haben, ihrem fremden Vater aber in dem Kopf, dem Halſe und der ſtarken, ſchweren und dennoch ſchallenden Stimme ähnlich ſind; denn die Trompetenſtimme dieſer großen Gänſe iſt noch ſchmetternder als die der unſern, mit denen ſie viele Merkmale gemein haben. Dieſelbe Wachſamkeit ſcheint ihnen eigenthümlich zu ſein. „Nichts durfte ſich, ſagt H. Friſch, während der Nacht im Hauſe rühren, ohne daß dieſe guineiſchen Gänſe durch ein lautes Geſchrei Kunde davon gaben; am Tage meldeten ſie ebenſo die Menſchen und die Thiere an, die in den Geflügelhof traten, und verfolgten ſie oft, um ſie in die Beine zu picken.“ Der Schnabel iſt, laut der Bemerkung dieſes Naturgeſchichtſchreibers auf den Rändern mit kleinen Zahneinſchnitten bewaffnet, und die Zunge mit ſpitzigen Wärzchen verſehen; der Schnabel iſt ſchwarz und der Hübel auf ihm zinnoberroth. Dieſer Vogel trägt beim Gehen den Kopf in die Höhe, ſeine ſchöne Haltung und ſein großer Wuchs geben ihm ein ziemlich edles Ausſehen. Denn H. Friſch zu Folge, iſt die Haut der kleinen Wampe oder die Kehlentaſche weder weich, noch biegſam, ſondern feſt und dem Druck widerſtehend, was jedoch mit dem Gebrauche, den, wie uns Kolbe ſagt, die Matroſen und Soldaten am Vorgebirge von ihr machen, ſich wenig zu vereinbaren ſcheint. Man hat mir den Kopf und den Hals einer dieſer Gänſe geſchickt, und man ſah an der Wurzel des untern Schnabelkiefers jene Taſche oder Wampe; dieſe Theile waren aber halb verbrannt, und wir haben ſie daher nicht genau beſchreiben können; wir haben blos durch die Sendung, die uns aus Dijon zugeſchickt worden, gefunden, daß ſich dieſe Guineiſche Gans in Frankreich, wie in Deutſchland, Schweden und Sibirien findet.

Die bewaffnete Gans.

Fünfte Art.

Dieſe Gans iſt die einzige, nicht allein der Familie der Gänſe, ſondern der ganzen Sippſchaft der ruderfüßigen Vögel, die an den Flügeln Afterklauen oder Sporen hat, ſo wie ſie der Kamichi, die Jakanae, einige Regenpfeifer und einige Kibitze haben, ein ſeltſames Merkmal, welches die Natur wenig wiederholt hat, und das unter den Gänſen dieſe hier von allen andern unterſcheidet. Was die Größe betrifft, ſo kann man ſie mit der Biſam-Ente vergleichen; ſie hat hohe und rothe Beine und einen Schnabel von derſelben Farbe, über dem eine kleine Fleiſchgeſchwulſt ſteht; der Schwanz und die großen Schwungfedern ſind ſchwarz; ihre großen Bedeckungen grün, die kleinen weiß und mit einem ſchmalen, ſchwarzen Bande quer überzogen; der Mantel iſt fuchsroth mit dunkel purpurrothen Widerſcheinen; der Augenumring hat dieſe nämliche Farbe und ebenſo, aber ſchwach, der Kopf und der Hals; der Vorderleib iſt auf einem gelblich weißen Grunde mit kleinem grauem Zickzack fein gerändert.

Auf den ausgemalten Tafeln, Nro. 982, wird dieſe Gans als aus Aegypten kommend, angeführt. H. Briſſon hat ſie unter dem Namen gambiſche Gans angegeben, und wirklich iſt es ſicher, daß ſie in Afrika zu Hauſe iſt und beſonders am Senegal gefunden wird.

Die erzfarbige Gans.

Sechste Art.

Auch dieſes iſt eine große und ſchöne Gänſeart, die außerdem durch einen breiten, fleiſchigen Auswuchs in Form eines Kamms auf dem Schnabel und auch durch die gold- und erzfarbigen und ſtahlblau blinkenden Widerſcheine, womit ihr Mantel auf einem ſchwarzen Grunde ſchimmert, ausgezeichnet iſt. Der Kopf und die obere Hälfte des Halſes ſind durch kleine rückwärts geſtreute und wie über den hintern Hals gelockte Federchen ſchwarz und weiß geſprenkelt; der ganze Vorderleib iſt weiß mit grauen Tinten auf den Seiten. Dieſe Gans, Nro. 937, ſieht nicht ſo dick von Körper aus, und hat einen ſchmächtigeren Hals als die gemeine wilde Gans, obwohl ſie wenigſtens eben ſo groß iſt. Sie iſt uns von der Küſte von Coromandel geſchickt worden, und vielleicht iſt die Kammgans von Madagaskar, von der die Reiſenden Rennefort und Flaccourt unter dem Namen Raſſangue reden, nur derſelbe Vogel, den wir auch nach allen dieſen Merkmalen in dem Ipekatiapoa der Braſilier zu erkennen glauben, von dem uns Markgrave die Beſchreibung und Abbildung gegeben hat; alſo würde dieſe Waſſerart eine derjenigen ſein, welche die Natur beiden Feſtländern gemeinſam gemacht hat.

Die Aegyptiſche Gans.

Siebente Art.

Dieſe Gans, Nro. 379, iſt wahrſcheinlich diejenige, welche Granger, in ſeiner Reiſe nach Aegypten, Nilgans nennt. Sie iſt nicht ſo groß, wie unſere wilde Gans; ihr Gefieder hat einen reichen Schmelz mit lieblicher Abwechslung; auf der Bruſt bemerkt man einen breiten lebhaft fuchsrothen Flecken, und der Vorderleib iſt auf einem weißgrauen Grunde, mit kleinen, fuchsröthlich angelaufenen, aſchgrauen Zickzacken ſehr fein ſchraffirt; der obere Theil des Rückens iſt ebenſo aber mit dichteren Zickzacken geſchmückt, woraus eine Tinte von tieferem fuchsröthlichem Grau entſteht. Die Kehle, die Backen und der Obertheil des Kopfes ſind weiß, der übrige Theil des Halſes und der Augenumring ſchön fuchsroth oder braunroth, eine Farbe, deren Tinte man auch auf den zunächſt am Körper ſtehenden Schwungfedern bemerkt; die andern Schwungfedern ſind ſchwarz; die großen Bedeckungen haben auf ſchwarzem Grunde einen erzgrünen Widerſchein, und die kleinen ſo wie die mittelen ſind weiß; ein ſchwarzes Bändchen durchſchneidet die Spitze dieſer letztern.

Dieſe Aegyptiſche Gans begibt oder verirrt ſich zuweilen auf ihren Ausflügen ſehr weit von ihrem Heimathlande, denn diejenige, welche die ausgemalten Tafeln darſtellen, iſt auf einem Teiche getödtet worden und gemäß der Benennung, welche Ray dieſer Gans gibt, muß ſie zuweilen auch in Spanien angetroffen werden.

Die Eskimo-Gans.

Achte Art.

Außer der Art unſerer wilden Gänſe, die im Sommer unſeren Norden in ſo großer Anzahl bevölkern, ſcheint es auch in den nördlichen Gegenden des neuen Feſtlandes einige Arten Gänſe zu geben, die ihnen eigens und beſonders angehören. Diejenige, von der hier die Rede iſt, bewohnt die Hundſonsbay und die Länder der Eskimo; ſie iſt nicht ganz ſo groß, wie die gemeine wilde Gans; ihr Schnabel und ihre Füße ſind roth; der Bürzel und der Obertheil der Flügel blaßblau; der Schwanz ebenfalls blau, aber dunkler; der Bauch weiß mit braunem Gewölk, die großen Schwungfedern und die zunächſt am Rücken ſtehenden ſind ſchwärzlich; der Obertheil des Rückens iſt braun, ebenſo der untere Theil des Halſes, deſſen oberer Theil auf weißem Grunde braun geſprenkelt iſt, der Scheitel iſt verbrannt fuchsroth.

Die Lach=Gans.

Neunte Art.

Den Namen Lach=Gans hat Edwards dieſer Art, die ſich, wie die vorhergehende in Nordamerika findet, gegeben, ohne uns den Grund zu dieſer Benennung zu ſagen, die wahrſcheinlich daher kommt, weil das Geſchrei dieſer Gans Aehnlichkeit mit einem Gelächter zu haben ſchien. Sie iſt ſo groß, wie unſere wilde Gans, hat einen rothen Schnabel und rothe Füße und eine weiße Stirn; das ganze Gefieder oben auf dem Körper iſt mehr oder minder dunkelbraun, und unten weiß mit einigen ſchwärzlichen Flecken. Der von Edwards beſchriebene Vogel war ihm aus der Hudſonsbay zugeſchickt worden; er ſagt aber, er habe zu London in den ſtrengen Wintern ähnliche geſehen. Linné beſchreibt eine Gans, die in Helſingien gefunden wird (Faun. Suec. Nro. 92) und welche dieſelbe zu ſein ſcheint, wonach dieſe Art, wenn ſie eigentlich beiden Feſtländern gemein iſt, durch ihre Reiſen wenigſtens unter gewiſſen Umſtänden aus einem in das andere hinüber zieht.

Die Gans mit der Halskrauſe.

Zehnte Art.

Eine weiße Halskrauſe auf einer ſchwarzen Kehle zeichnet dieſe Gans, Nro. 346, aus, die außerdem eine derjenigen iſt, deren Art den nördlichen Ländern der neuen Welt eigenthümlich zu ſein ſcheint, und wenigſtens urſprünglich ihnen angehört; ſie iſt etwas größer als unſere Hausgans und hat einen etwas ſchlankern und längern Hals und Körper; der Schnabel und die Füße ſind bleifarbig und ſchwärzlich; der Kopf und der Hals ebenſo ſchwarz oder ſchwärzlich, und auf dieſem ſchwarzen Grunde ſticht die weiße Halskrauſe hervor, die ihre Kehle bedeckt. Uebrigens iſt die vorherrſchende Tinte ihres Gefieders ein dunkles und zuweilen graues Braun. In Frankreich kennt man dieſe Gans unter dem Namen Canadiſche Gans; ſie hat ſich ſogar in der Hausgenoſſenſchaft ſo ziemlich vermehrt und man findet ſie in mehreren franzöſiſchen Landſchaften. In den letzt verfloſſenen Jahren gab es ihrer mehrere Hunderte auf dem großen Waſſergraben zu Verſaille, wo ſie mit den Schwänen traulich lebten; ſie hielten ſich nicht ſo oft auf dem Waſſer als auf dem Raſen am Rande des Waſſergrabens auf, und gegenwärtig gibt es ihrer eine große Menge auf den prächtigen Waſſeranlagen, welche die ſchönen Gärten von Chantilly ſchmücken. Ebenſo hat man ſie in Deutſchland und England vermehrt; es iſt eine ſchöne Art, die man auch als eine Uebergangsſtufe zwiſchen der Art des Schwans und der Gans anſehen könnte.

Dieſe Halskrausgänſe reiſen in Amerika gegen Süden hin; denn in Karolina erſcheinen ſie im Winter, und Edwards erzählt, daß man ſie in Kanada im Frühling ſchaarenweiſe durchziehen ſehe, um nach der Hudſonsbai und den andern nördlichſten Theilen Amerikas zurückzukehren.

Außer dieſen 10 Gänſearten finden wir bei den Reiſenden einige andere angegeben, die ſich vermuthlich auf einige der vorhergehenden zurückführen ließen, wenn ſie gut beſchrieben und beſſer bekannt wären; dahin gehören:

1) Die isländiſchen Gänſe, von denen Anderſon unter dem Namen Margees redet; ſie ſind etwas größer als eine Ente und auf jenem Eilande ſo zahlreich, daß man ſie zu Tauſenden zuſammengeſcharrt ſieht.

2) Die Gans, welche derſelbe Schriftſteller Helſinger nennt; „ſie läßt ſich im öſtlichen Theile des Eilands nieder und iſt, wenn ſie ankommt, ſo ermüdet, daß ſie ſich mit Stöcken todt ſchlagen läßt.“

3) Die ſpitzbergiſche Gans, von den Holländern Rothgans genannt.

4) Der kleine Loohe der Oſtiaken; H. de l'Isle beſchreibt eine ſolche am Ufer des Oby getödtete Gans. „Dieſe Gänſe, ſagt er, ſind auf den Flügeln und dem Rücken dunkel und glänzend blau; die Magengegend iſt röthlich, und auf dem Scheitel haben ſie einen blauen, eirunden und auf jeder Seite des Halſes einen rothen Flecken; vom Kopfe bis zur Magengegend zieht ſich ein ſilberweißer Streifen von der Dicke eines Federkiels, was eine ſehr ſchöne Wirkung macht.“

5) Auf Kamtſchatka finden ſich, Kracheninnikow zu Folge, außer der wilden Gans 5 bis 6 Gänſearten, nämlich die Gumeniski, die kurzhälſige, die gefleckte graue, die weißhälſige, die kleine weiße und die fremde Gans. Jener Reiſende hat ſie nur genannt, und H. Steller ſagt blos, daß alle dieſe Gänſe im Mai nach Kamtſchatka kommen und im Oktober wieder zurückkehren.

6) Die Berggans, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, die Kolbe kurz beſchreibt und von der Waſſergans, welche die gemeine, und der Kropfgans, welche die guineiſche Gans iſt, unterſcheidet.

Von jenen vorgeblichen ſchwarzen Gänſen der Molucken, deren Füße, wie die der Papageie gebaut ſein ſollen, wollen wir hier nicht reden; denn ſo unpaſſende Zuſammenſtellungen können nur von Leuten gemacht werden, die in der Naturgeſchichte ganz unwiſſend ſind.

Nach dieſen Angaben bleibt uns, um die Darſtellung der zahlreichen Familie der Gänſe zu vervollſtändigen, nur noch übrig, die Arten der Brentgans, der Nonnengans und der Eidergans, die zu ihnen gehören und von demſelben Geſchlechte ſind, hinzuzufügen.

Die Brentgans.

Der franzöſiſche Name dieſer Gans, cravant, iſt, Geſsner zu Folge, nur der deutſche Grauente. Die Farbe der Brentgans iſt wirklich ein auf dem ganzen Körper ziemlich gleichförmiges Braun- oder Schwärzlichgrau; aber in Haltung und Geſtalt nähert ſich dieſer Vogel, Nro. 342, mehr der Gans als der Ente; er hat einen hohen Kopf und alle Verhältniſſe des Wuchſes einer Gans nach einem kleinern Model und mit einer geringern Dicke des Körpers und einer größern Leichtigkeit; der Schnabel iſt nicht ſehr breit und ziemlich kurz; der Kopf iſt klein und der Hals lang und ſchmächtig; dieſe beiden Theile, ſowie der obere Theil der Bruſt ſind ſchwärzlich braun mit Ausnahme eines ſehr ſchmalen weißen Streifens, der unter der Bruſt ein halbes Halsband trägt, ein Kennzeichen, wegen deſſen Belon bei Ariſtophanes einen auf dieſen Vogel bezüglichen Namen zu finden glaubt. Alle Schwung- und Steuerfedern, ſowie die obere Schwanzbedeckung ſind auch ſchwärzlichbraun, aber die Seitenfedern und die Federn unter dem Schwanze ſind weiß. Das Gefieder des Körpers iſt auf dem Rücken, den Seiten und oberhalb der Flügel aſchgrau, apfelgrau aber unter dem Bauch, wo die meiſten Federn weißlich eingefaßt ſind. Die Regenbogenhaut iſt bräunlich gelb; die Füße und die Schwimmhäutchen ſchwärzlich, eben ſo der Schnabel, in welchem große Naslöcher ſtehen, ſo daß er durchſichtig iſt.

Lange hat man die Brentgans mit der Nonnengans verwechſelt und nur eine Art aus dieſen beiden Vögeln gemacht. Willughby geſteht, daß er der Meinung geweſen, die Nonnengans und die Brentgans wären nur Männchen und Weibchen,*) hernach aber deutlich und an mehren Merkmalen erkannt habe, daß dieſe Vögel wirklich zwei verſchiedene Arten bildeten. Belon, der die Brentgans unter dem Namen Meerente mit dem Halsband anführt, bezeichnet anderswo die Nonnengans mit dem Namen Brentgans (cravant),**) und die Bewohner der franzöſiſchen Küſten begehen ebenfalls dieſen Irrthum; die große Aehnlichkeit in dem Gefieder und der

*) H. Friſch nennt die Brentgans Baumgans, und gibt als Grund dieſer Benennung an, daß ſie ihr Neſt auf den Bäumen baue, was gar nicht wahrſcheinlich iſt; weit glaublicher iſt es, daß dieſer Name ebenfalls von der Nonnengans entlehnt iſt, den man ihr wegen der Fabel von ihrer Geburt in faulem Holze gegeben hat. Man ſehe den folgenden Aufſatz über dieſen Vogel.

**) Aldrovande irrt ſich weit mehr, indem er den von Geſsner unter dem Namen pica marina beſchriebenen Vogel für die Brentgans oder Belons Halsbandgans hält; dieſe Elſter Geſsners iſt das Taucherhuhn, und dieſes Verſehen eines ſo gelehrten Naturforſchers, wie Aldrovande iſt, beweiſt, wie wenig die Beſchreibungen, in ſofern ſie fehlerhaft oder verworren ſind, in der Naturgeſchichte dazu dienen, eine deutliche Vorſtellung von dem Gegenſtande zu geben, den man darſtellen will.

Form des Körpers, die man zwiſchen der Brent= und der Nonnengans findet, haben den Anlaß dazu gegeben; gleichwohl hat die Nonnengans ein entſchieden ſchwarzes Gefieder und die Brentgans dagegen ein mehr ſchwärzlichbraunes als ſchwarzes; und abgeſehen von dieſem Unterſchiede beſucht die Brentgans die Küſten der gemäßigten Länder, während ſich die Nonnengans nur in den nördlichſten Ländern zeigt; dieſes reicht hin, um uns glauben zu laſſen, daß es wirklich zwei beſondere und getrennte Arten ſind.

Das Geſchrei der Brentganz iſt ein dumpfer und hohler Ton, den wir oft gehört haben, und den man durch u a n, u a n ausdrücken kann; es iſt eine Art heiſeres Gebell, das dieſer Vogel häufig vernehmen läßt; auch hat er, wenn man ihn verfolgt oder nur ſich ihm nähert, ein ähnliches Ziſchen wie die Gans.

Die Brentgans kann als Hausthier leben; wir haben eine mehrere Monate lang gehabt; ihr Futter war Korn, Kleie oder angefeuchtetes Brod. Sie hat immer ein furchtſames und wildes Weſen gezeigt, und keine Vertraulichkeit annehmen wollen; mit Brandenten zuſammen in einen Garten eingeſchloſſen, hielt ſie ſich immer von ihnen entfernt; ja ſie iſt ſo ſcheu, daß eine Kriechente, mit der ſie zuvor gelebt hatte, ſie in die Flucht trieb. Man hat bemerkt, daß ſie während der Nacht eben ſo viel und vielleicht mehr als am Tage aß. Sie badete ſich gern, und beim Herausſteigen aus dem Waſſer ſchüttelte ſie die Flügel; indeſſen iſt das ſüße Waſſer ihr natürliches Element nicht; denn alle diejenigen, die man auf unſern Küſten ſieht, kommen von der See dahin. Folgendes ſind einige Bemerkungen über dieſen Vogel, welche H. Baillon uns mitgetheilt hat:

„Die Brentgänſe waren vor dem Winter 1740 an den Küſten der Pikardie wohl gar nicht bekannt; der Nordwind führte damal eine erſtaunliche Menge derſelben dorthin; das Meer war ganz bedeckt von ihnen. Da alle Sümpfe zugefroren waren, verbreiteten ſie ſich über die Felder und richteten durch Abweiden des Getreides, das nicht mit Schnee bedeckt war, einen ſehr großen Schaden an; ſie verzehrten es bis zur Wurzel zu. Die Landleute, durch dieſe Geißel in die größte Bekümmerniß verſetzt, erklärten ihnen einen allgemeinen Krieg; an den erſten Tagen konnten ſie ihnen ganz nahe kommen und tödteten viele mit Steinen und Stöcken; aber man ſah ſie, ſo zu ſagen, wieder auferſtehen; jeden Augenblick ſtiegen neue Schmärme aus der See und fielen über die Aecker her; ſie zerſtörten die noch übrigen Pflanzen, welche der Froſt verſchont hatte.

„Andere haben ſich wieder im Jahre 1765 gezeigt, von denen die Ufer des Meeres bedeckt waren; da der Nordwind aber, der ſie hingetrieben hatte, aufhörte, verbreiteten ſie ſich nicht durchs Land, und zogen wenige Tage hernach wieder ab.

„Seitdem ſieht man ihrer in jedem Winter beſtändig, wenn Nordwinde wehen, 12 bis 14 Tage lang; im Anfange des Jahres 1776 ſind viele zum Vorſchein gekommen, da das Land aber mit Schnee bedeckt war, ſind die meiſten am Meere geblieben, die andern, die auf den Flüſſen hinaufgezogen oder ſich über ihre Ufer in geringer Entfernung von den Küſten verbreitet hatten, wurden durch das Eis, welches dieſe Flüſſe trieben oder die Fluth in ihnen aufhäufte, zur Rückkehr genöthigt. Uebrigens hat die Jagd, die man auf ſie anſtellt, ſie wild gemacht und gegenwärtig fliehen ſie ſo weit, wie jedes andere Wildpret.“

Die Nonnen= oder Baumgans.*)

Unter den falſchen Wundern, welche die ſtets leichtgläubige Unwiſſenheit ſo lange an die Stelle der einfachen und wahrhaft bewunderungswürdigen Thatſachen der Natur geſetzt hat, iſt eins der abgeſchmackteſten vielleicht und dennoch gefeiertſten die vorgebliche Erzeugung der Nonnengänſe und der Trauerenten in gewiſſen Muſcheln, den ſogenannten Entenmuſcheln, oder auf gewiſſen Bäumen der Schottiſchen und Orkadiſchen Küſten, oder auch in dem faulen Holze der alten Schiffe.

Einige Schriftſteller haben geſchrieben, die Früchte, deren Bau im Voraus Linienzüge eines Vogels zeigte, verwandelten ſich, wenn ſie ins Meer fielen, in Vögel. Münſter, Sachſo der Gramatiker und Skaliger verſichern dies. Fulgoſus ſagt ſogar, die Bäume, welche dieſe Früchte trügen, ſähen wie Weiden aus, und an der Spitze ihrer Aeſte bildeten ſich kleine aufgeſchwollene Kugeln, welche den Keim einer Ente enthielten, der mit dem Schnabel am Zweige hange, und wenn er reif und ausgebildet wäre, ins Meer fiele und davon flöge. Vincent von Beauvais läßt ſie lieber an dem Stamm und der Rinde hängen, deren Saft ſie ſauge, bis ſie ſchon groß und ganz befiedert ſich losreiße.

Lesläus, Majolus, Oderic, Torquemada, Chavaſſeur, der Biſchof Olaus und ein gelehrter Cardinal bezeugen alle dieſe ſonderbare Geburt, und zur Erinnerung an ſie trägt der Vogel den Namen anser arboreus und eine der Orkaden, auf welcher dieſes Wunderwerk vor ſich geht, den Namen Pomonia.

Dieſe lächerliche Meinung iſt für Cambden, Boetius und Turnebe noch nicht wunderlich genug ausgedacht; denn nach ihnen bilden ſich in den alten Maſten und andern Schiffstrümmern, die ins Waſſer gefallen, und in ihm verfault ſind, zuerſt gleichſam kleine Pilze oder dicke Würmer, die ſich all=

*) Im Engliſchen bernacle, scotch-goose, im Franzöſiſchen bernache. Zuweilen hat man die Baumgans mit dem Namen Brentgans bezeichnet, und einige Naturgeſchichtſchreiber haben dieſe beiden Vögel nicht genau unterſchieden.

mälig mit Flaum und Federn bedecken, und dann ſich vollends in Vögel verwandeln.*) Peter Daniſius, Dentatus, Wormius, Ducheſne ſind die Verkündiger dieſes abgeſchmackten Wunders, von deſſen Wahrheit ſich Rondelet, ungeachtet ſeines Wiſſens und ſeines geſunden Verſtandes, überzeugt zu halten ſcheint.

Endlich ſind es bei Cardan, Gyraldus und Maier, der eine eigne Abhandlung über dieſen elternloſen Vogel geſchrieben hat, weder Früchte, noch Würmer, ſondern Muſcheln, die ihn erzeugen, und was noch ſeltſamer als das Wunder iſt, Maier hat 100 dieſer vorgeblichen Entenmuſcheln geöffnet und wirklich in allen den Keim des Vogels ganz ausgebildet gefunden.**) Das ſind ohne Zweifel viele Irrthümer, ja Hirngeſpinnſte über das Entſtehen der Nonnengänſe; weil aber dieſe Fabeln eine große Berühmtheit erlangt haben, und ſelbſt von vielen Schriftſtellern beglaubigt worden ſind, haben wir geglaubt, ſie anführen zu müſſen, um zu zeigen, in welchem Grade ein wiſſentſchaftlicher Irrthum anſteckend ſein kann, und wie ſehr der Zauber des Wunderbaren die Geiſter zu blenden vermag.

Nicht, als fänden ſich unter unſern alten Naturgeſchichtſchreibern nicht manche, welche dieſe Mährchen verworfen hätten. Immer ſcharfſinnig und verſtändig, ſpottet Belon ihrer; ebenſo wenig hatten Cluſius, Deuſingius, Albert der Große an ſie geglaubt. Bartholin erkennt es an, daß die vorgeblichen Entenmuſcheln nur ein Muſchelthier von einer beſondern Art enthalten, und aus der Beſchreibung welche Wormius, Lobel und andere von den conchae anatiferae geben, ſowie aus den Abbildungen derſelben bei Aldrovande und Gesner, kann man, ſo fehlerhaft und übertrieben die letztern ſind, leicht die Muſcheln erkennen, welche man auf der Küſte der Bretagne pousse-pieds (ſonſt pouce-pieds, d. i. Fußzehen) nennt, und die durch ihr Anhängen an einem gemeinſamen Stamme und durch die Art Büſchel, welche ſie an ihrer Spitze auseinanderbreiten, einer übermäßig befangenen Einbildungskraft, die Züge an Zweigen befeſtigter und hangender

*) Ein ernſthafter Doctor, bei Aldrovande, verſichert dieſem mit einem Schwur, er habe die kleinen Baumgänſe geſehen und in der Hand gehabt, wie ſie noch unförmlich waren und aus dem faulen Holze herausfielen.

**) Uebrigens hat der Graf Maier ſeine Abhandlung mit ſo vielen Abgeſchmacktheiten und Kindereien angefüllt, daß man zur Entkräftung ſeines Erzeugniſſes keiner andern Gründe, als der von ihm ſelbſt gelieferten bedarf; er beweiſt die Möglichkeit der wundervollen Erzeugung der Nonnengänſe durch das Daſein der Wärwölfe und das der Hexen, er leitet ſie von einem unmittelbaren Einfluſſe der Geſtirne ab, und wenn ſein Einfalt nicht ſo groß wäre, ſo könnte man ihn der Unehrbietigkeit bezüchtigen in dem Abſchnitt, den er überſchreibt cap. VI.: „Quod finis proprius hujus volucris generationis sit, ut referat duplici sua natura, vegetabili et animali, Christum, Deum et hominem, qui quoque sine patre et matre, ut illa, existit.“

Vögelkeime mögen dargeboten haben, aber in dem nördlichen Meere ebenſo wenig als auf unſern Küſten Vögel erzeugen. Auch erzählt Aeneas Silvius: als er in Schottland geweſen und dringend darum gebeten, man möchte ihn an den Ort führen, wo die wunderbare Erzeugung der Nonnengänſe vor ſich ginge, habe man ihm geantwortet, nur weiter von da auf den Hebriden oder Orkaden könnte er Zeuge davon ſein, woraus, ſetzt er ſcherzhaft hinzu, er wohl ſähe, daß das Wunder in demſelben Maße zurückweiche, worin man ihm näher zukommen ſuche.

Da die Nonnengänſe nur ſehr weit in die nördlichen Gegenden hinein niſten, ſo konnte lange Zeit hindurch Niemand ſagen, daß er ihr Entſtehen beobachtet oder auch ihre Neſter geſehen habe; und die Holländer waren bei einer Fahrt unter dem achtzigſten Grade die erſten, welche ſie fanden. Indeß müſſen die Nonnengänſe in Norwegen niſten, wenn es wahr iſt, daß man ſie, wie Pontoppidan ſagt, den ganzen Sommer hindurch dort ſieht; auf den Küſten von York und Lankaſter in England erſcheinen ſie nur im Herbſt und während des Winters, und laſſen ſich in Netzen fangen, ohne etwas von dem den andern Vögeln ihrer Gattung eigenen Mißtrauen oder ſchlauem Weſen zu zeigen; ſie begeben ſich auch nach Irland und beſonders in die Bay Longh-foyle bei Londonderri, wo man ſie unaufhörlich untertauchen ſieht, um die großen Schilfshalme, deren ſüßes Mark ihnen zur Nahrung dient und ihr Fleiſch ſehr ſchmackhaft machen ſoll, an der Wurzel abzuknicken. Selten kommen ſie bis nach Frankreich herunter; eine jedoch iſt in Burgund getödtet worden, wohin Sturmwinde mitten in einem rauhen Winter ſie verſchlagen hatten.

Die Nonnengans, Nro. 855 gehört ſicher zu der Familie der Gans, und Aldrovande tadelt Gesner mit Recht, daß er ſie zu den Enten gezählt hat. Zwar hat ſie einen kleinern und leichtern Wuchs, einen ſchmächtigern Hals, einen kürzern Schnabel und verhältnißmäßig höhere Beine als die Gans; aber ſie hat ihre Geſtalt, ihre Haltung und alle Verhältniſſe in der Körperform. Ihr Geſieder wird durch große Felder von weißer und ſchwarzer Farbe angenehm durchſchnitten und deßwegen gibt ihr Belon den Namen Nönnchen (nonnete oder religieuse). Sie hat ein weißes Geſicht und 2 kleine ſchwarze Striche vom Auge bis zu den Naſelöchern; ein ſchwarzer Domino bedeckt den Hals und rundet ſich oben auf dem Halſe und der Bruſt ſcharf ab; der ganze Mantel hat reiche Wellenlinien von grauer und ſchwarzer Farbe mit weißen Franſen, und der ganze Unterleib iſt ſchön mohrweiß.

Einige Schriftſteller reden von einer zweiten Art Nonnengans, mit deren Anführung wir uns hier begnügen wollen; ſie ſagen, ſie ſei im Ganzen der andern ähnlich und nur nicht ganz ſo groß; allein dieſer Unterſchied in der Größe iſt zu unbeträchtlich, um ſeinetwegen 2 Arten anzunehmen, und wir

theilen hierin die Meinung des H. Klein, der aus der Vergleichung dieſer beiden Nonnengän'e ſchließt, daß die Vogelbeſchreiber hier nur nach Beſchreibungen einfacher Abweichungen 2 Arten aufgeſtellt haben.

Der Eider oder die Eidergans.

Dieſer Vogel iſt es, der jenen ſo ſanften, ſo warmen und leichten Flaum gibt, den man unter dem Namen Eiderdunen kennt, woraus man im Franzöſiſchen édre-don oder durch Verderbung aigle-don gemacht, was die falſche Vorſtellung veranlaßt hat, als ob dieſe zarte und koſtbare Feder von einer Adlerart herkäme. Der Eider iſt kein Adler, ſondern eine Gänſeart der nördlichen Meere, die ſich in unſern Gegenden nicht zeigt und wohl nicht tiefer als gegen die Schottiſchen Küſten herabkommt.

Der Eider, Nro. 209, iſt etwa ſo groß wie eine Gans. Bei dem Männchen ſind die Hauptfarben des Gefieders weiß und ſchwarz, und der Anordnung zuwider, die man bei den meiſten Vögeln beobachtet, deren Farben durchgängig oben dunkler als unten ſind, hat die Eidergans einen weißen Rücken und einen ſchwarzen oder ſchwärzlich braunen Bauch. Der obere Theil des Kopfes, ſowie die Schwung- und Steuerfedern haben dieſe nämliche Farbe, mit Ausnahme der zunächſt am Körper ſtehenden, die weiß ſind. Unten am Genick ſieht man ein breites, grünliches Schild, und das Weiß auf der Bruſt iſt mit einer ziegel- oder weinrothen Tinte verwaſchen. Das Weibchen iſt nicht ſo groß wie das Männchen und ſein ganzes Gefieder hat auf einem braungrauen Grunde fuchsröthliche und ſchwärzliche, wellenförmige Querlinien. In beiden Geſchlechtern bemerkt man kleine wie Sammet abgeſchabte Federn, die ſich in einem Bogen von der Stirn über die beiden Seiten des Schnabels und faſt bis unter die Naslöcher hinziehen.

Der Flaum der Eidergans wird ſehr geſchätzt und ſelbſt an Ort und Stelle in Norwegen und auf Island ſehr theuer verkauft. Dieſe Feder iſt ſo dehnbar und leicht, daß 2 bis 3 Pfund, die man zu einem Ballen zuſammendrückt, den man in einer Hand faſſen kann, ſich ſo ausdehnen, daß ſie das Fußkiſſen eines großen Bettes vollauf ausfüllen.

Der beſte Flaum, den man lebendigen Flaum nennt, iſt derjenige, welchen die Eidergans ſich ausrupft, um ihr Neſt damit auszupolſtern, und den man in dieſem Neſte ſelbſt ſammelt, denn außer, daß man ſich ein Gewiſſen daraus macht, einen ſo nützlichen Vogel zu tödten, iſt der von dem todten Körper genommene Flaum nicht ſo gut wie jener, den man aus den Neſtern ſammelt; mag nun in der Neſtzeit dieſer Flaum gerade in ſeiner vollſten Güte ſein oder wirklich der Vogel ſich nur den feinſten und zarteſten Flaum, welches derjenige iſt, der den Magen und Bauch bedeckt, ausrupfen. Man darf ihn nur nach einigen Tagen trockenen und regenloſen Wetters

in den Neſtern ſuchen und ſammeln, und die Vögel nicht ſo ungeſtüm aus ihrem Neſte verjagen, weil ſie durch den Schrecken den Koth fallen laſſen, mit welchem oft der Flaum beſchmutzt iſt; um ihn von dieſer Unreinlichkeit zu ſäubern, breitet man ihn über ein Sieb von ausgeſpannten Schnüren, auf die man mit einem Stöckchen ſchlägt, wodurch ſie alles Schwere fallen laſſen, während jene leichte Feder in die Höhe ſpringt. Die Eier, deren ſich 5 bis 6 im Neſte befinden, ſind dunkelgrün und ſehr gut zu genießen,*) und wenn man ſie wegnimmt, ſo rupft ſich das Weibchen von Neuem, um ſein Neſt zu polſtern und legt zum zweiten Mal, aber nicht ſoviel Eier wie bei der erſten Hecke; beraubt man ſein Neſt zum zweiten Mal, ſo kommt, weil das Weibchen keinen Flaum mehr liefern kann, das Männchen ihm zu Hülfe und entfiedert ſich den Magen, und aus dieſer Urſache iſt der Flaum, den man im 3ten Neſt findet, weißer als derjenige, den man in den erſten ſammelt. Um aber dieſe 3te Ernte vorzunehmen, muß man warten, bis die Eidergans ihre Jungen ausgebrütet hat, denn nähme, man ihr dieſe letzte Hecke, die aus nicht mehr als 2 bis 3 Eiern oder auch nur aus einem einzigen beſteht, weg, ſo würde ſie für immer den Platz verlaſſen, wogegen ſie, wenn man ſie zuletzt ihre Familie groß ziehen läßt, im folgenden Jahre wiederkommen und ihre Jungen mit zurückbringen wird, die alsdann neue Paare bilden.

In Norwegen und Island wird das Eigenthum eines Bezirks, worin die Eider ihre Neſter zu bauen pflegen, ſorgfältigt gehütet und vererbt. An manchem Orte wird man mehrere Hunderte dieſer Neſter finden. Aus dem großen Preiſe des Flaums kann man auf den Vortheil ſchließen, den ein ſolches Beſitzthum ſeinem Herrn bringen kann; auch thun die Isländer alles Mögliche, um die Eider auf ihr Gebiet zu locken, und wenn ſie ſehen, daß dieſe Vögel auf einigen der kleinen Eilande, auf denen ſie Herden haben, ſich niederlaſſen wollen, ſo laſſen ſie ſogleich Herden und Hunde wieder aufs Feſtland bringen, um den Eidergänſen das Feld frei zu laſſen und ſie zu bewegen, ſich daſelbſt eine feſte Wohnung zu nehmen. Dieſe Eiländer haben ſelbſt durch Kunſt und viele Arbeit mehrere kleine Eilande gebildet, indem ſie verſchiedene Vorgebirge oder ins Meer herausſpringende Landzungen von dem großen Eilande abgeſchnitten haben. In dieſen ein=

*) Anderſon behauptet, um recht viele zu erhalten, ſtecke man einen 1 Fuß hohen Stock ins Neſt, und der Vogel lege, bis der Haufen Eier die Spitze des Stocks erreiche und er ſich zum Brüten darauf ſetzen könne; wenn es aber ſo wahr wäre, als es unwahrſcheinlich iſt, daß die Isländer dieſes barbariſche Mittel anwenden, ſo würden ſie ſich auf ihren Nutzen ſehr ſchlecht verſtehen, da ſie einen Vogel zu Grunde richteten, der ihnen ſo theuer ſein muß; denn man bemerkt zugleich, daß er durch dieſes erzwungene Eierlegen am öfterſten ſtirbt.

ſamen und ruhigen Zufluchtsſtätten laſſen ſich die Eidergänſe gerne nieder, obwohl ſie nicht ſcheuen, auch in der Nähe menſchlicher Wohnungen zu niſten, wofern man nur ſie nicht beunruhigt und Hunde und Vieh von ihnen entfernt. „Man kann ſogar, ſagt H. Horrebows, wie ich Zeuge davon geweſen bin, unter dieſen Vögeln, während ſie auf ihren Eiern ſitzen, hin und her gehen ohne daß ſie dadurch aufgeſcheucht werden, und ihnen dieſe Eier wegnehmen, ohne daß ſie ihre Neſter verlaſſen, und ohne daß dieſer Verluſt ſie abhält, von Neuem und bis zu dreien Malen wieder zu legen.“

Der ganze Flaum, den man eingeſammelt, wird jährlich an die däniſchen und holländiſchen Handelsleute verkauft, die zu ſeinem Ankauf nach Drontheim und den andern Häfen Norwegens und Islands kommen; nur ſehr wenig oder auch gar keiner bleibt im Lande zurück. Unter jenem rauhen Himmel ſchläft der rüſtige Jäger unter einer Hütte, zurückgezogen und in ſein Bärenfell eingehüllt, einen ruhigen und vielleicht tiefen Schlaf, während zu uns unter vergoldetem Deckgetäfel gebracht, die weiche Eiderdune vergebens den Schlaf über das ſtets beunruhigte Haupt des Ehrgeizigen ruft.

Wir wollen hier einige Angaben über die Eidergans mittheilen, die uns H. Brünnich in einem kleinen Däniſch geſchriebenen und ins Deutſche überſetzten Werke liefert.

In der Niſtzeit ſieht man männliche Eider, die allein fliegen und keine Gefährten haben; die Norwegen geben ihnen den Namen Giegel-Fuld, Gield-Are; es ſind diejenigen, die kein Weibchen zur Begattung gefunden und die ſchwächſten in den Kämpfen geweſen, die ſie ſich um den Beſitz der Weibchen, deren Anzahl in dieſer Art kleiner als die der Männchen iſt, einander liefern; jedoch ſind die Weibchen früher reif, woher es kommt, daß die jungen Weibchen mit den alten Männchen ihre erſte Hecke machen, die nicht ſo zahlreich, wie die folgenden, iſt.

In der Begattungszeit hört man das Männchen mit heiſerer und gleichſam ſeufzender Stimme beſtändig ha ho ſchreien; die Stimme des Weibchens iſt der der gemeinen Ente ähnlich. Die erſte Sorge dieſer Vögel geht dahin, unter dem Schutz einiger Steine oder irgend eines Buſches und insbeſondere eines Wachholderbuſches eine Stelle für ihr Neſt zu ſuchen. Das Männchen arbeitet mit dem Weibchen und dieſes rupft ſich den Flaum aus und häuft ihn auf, bis er rund herum einen dicken, hohen Wulſt bildet, den es über ſeine Eier legt, wenn es ſie verläßt, um ſich ſein Futter zu holen; denn das Männchen hilft ihm nicht beim Brüten und ſteht bloß in der Umgegend Schildwache, um zu warnen, wenn irgend ein Feind erſcheint. Das Weibchen verbirgt alsdann ſeinen Kopf und iſt die Gefahr dringend, ſo fliegt es zu ſeinem Männchen weg, von dem es, wie man ſagt, mißhandelt wird, wenn ein Unglück der Brut zuſtößt. Die Raben ſuchen die Eier auf und tödten

die Jungen, auch beeilt ſich die Mutter, die letztern wenige Stunden, nachdem ſie ausgeſchlüpft ſind, aus dem Neſte zu bringen; ſie nimmt ſie auf ihren Rücken und trägt ſie in ſanftem Fluge nach dem Meere hin.

Hierauf verläßt das Männchen das Weibchen, und weder die einen, noch die andern kehren wieder zum Lande zurück, ſondern mehrere Bruten vereinigen ſich zur See, und bilden Schwärme von 20 bis 30 Jungen mit ihren Müttern, welche ſie umherführen und unaufhörlich damit beſchäftigt ſind, das Waſſer zu ſchlagen, um mit dem Schlamm und dem Sande des Bodens die Kerbthiere und kleinen Muſcheln, von denen ſich die Jungen ernähren, die zum Untertauchen noch zu ſchwach ſind, herauf zu ſpülen. Die jungen Vögel findet man im Juli und ſelbſt ſchon im Juni auf der See, und die Grönländer zählen ihre Sommerzeit nach dem Alter der jungen Eider.

Erſt im 3ten Jahre hat das Männchen beſtimmte und deutlich ſich unterſcheidende Farben; die des Weibchens treten früher entſchieden hervor und überhaupt geht ſeine Entwickelung ſchneller von Statten als die des Männchens. Alle ſind im erſten Alter gleicher Weiſe mit einem ſchwärzlichen Flaum bedeckt oder bekleidet.

Die Eidergans verfolgt die Fiſche ſehr tief im Waſſer, ſie ernährt ſich auch mit Muſcheln und frißt ſehr gerne Fiſcheingeweide, welche die Fiſcher aus ihren Kähnen hinauswerfen. Dieſe Vögel bleiben ſelbſt gegen Grönland hin den ganzen Sommer hindurch auf dem Meer, ſie ſuchen ſich diejenigen Orte an der Küſte, wo am wenigſten Eis iſt, und kommen erſt des Abends ans Land, oder wenn ein Sturm im Anzuge iſt, den ihre Flucht nach der Küſte während des Tages untrüglich vorherkünden ſoll.

Obwohl die Eidergänſe reiſen und nicht allein einen Bezirk verlaſſen, um nach einem andern zu ziehen, ſondern ſich auch ſoweit ins Meer begeben, daß man gedacht hat, ſie wanderten aus Grönland nach Amerika, ſo kann man dennoch nicht ſagen, daß ſie eigentlich Zugvögel ſind, da ſie die Eisgegend, deren Strenge ſie durch ihren dichten Pelz trotzen können, nicht verlaſſen und ſie wirklich, ohne aus den nördlichen Seeſtrichen hinauszugehen, ihre Kreuzfahrten ausführen, da ſie überall, wo das Meer offen und frei vom Eiſe iſt, ihre Nahrung finden; auch bemerkt man, daß ſie ſich auf der Küſte von Grönland bis zum Eilande Disko begeben, nicht aber darüber hinaus, weil höher nach Norden hin das Meer mit Eis bedeckt iſt, ja es möchte faſt ſcheinen, als ob dieſe Vögel jene Küſten ſchon nicht mehr ſo viel beſuchten, wie ſie früher gethan. Man findet ihrer jedoch noch auf Spitzbergen, denn die Eidergans erkennt man in Martens Berg-Ente, obwohl Martens ſelber ſie nicht gekannt hat, und wie uns däucht, finden wir die Eidergans auch auf Behringseiland und an der Spitze der Kurilen wieder. Was unſer Nordmeer betrifft, ſo ſcheinen die ſüdlichſten Spitzen, bis

wohin die Eidergänſe herunterſteigen, Kerago und Kona, unweit der Schottiſchen Küſten, Bornholm, Chriſtianſoe und Gothland in Schweden zu ſein.

Die Ente.

Der Menſch hat eine doppelte Eroberung gemacht, als er ſich Thiere unterwarf, die zugleich die Luft und das Waſſer bewohnen. Frei in dieſen beiden ausgebreiteten Elementen, gleich fertig, die Straßen des Luftkreiſes einzuſchlagen, die des Meeres zu durchfurchen und unter die Wellen hinabzutauchen, ſchienen die Waſſervögel ihm auf immer zu entrinnen, keine Geſellſchaft, noch Gemeinſchaft mit ihm eingehen zu können, kurz, ewig von unſern Wohnungen und ſelbſt von dem Aufenthalt auf unſerer Erde entfernt zu bleiben.

Wirklich werden ſie auch zu derſelben nur durch das Bedürfniß hingezogen, die Frucht ihrer Liebe auf derſelben niederzulegen, aber eben durch dieſes Bedürfniß und durch dieſe jedem athmenden Weſen ſo theure Empfindung haben wir ſie ohne Zwang zu feſſeln, ſie uns zu nähern und durch die Liebe zu ihrer Familie an unſere Wohnung zu ketten gewußt.

Eier, die auf dem Waſſer mitten unter dem Schilf und dem Rohr weggenommen und einer fremden Mutter, die ſich ihrer annahm, zum Brüten gegeben wurden, haben zuerſt auf unſern Geflügelhöfen einzelne wilde, ſcheue, flüchtige Thiere gebracht, die eine ewige Unruhe trieb, ihren freien Aufenthalt wieder zu ſuchen, aber nachdem ſie in der häuslichen Freiſtätte die Vergnügen der Liebe gekoſtet, ſind dieſe nämlichen Vögel und mehr noch ihre Abkömmlinge ſanfter und behandelbarer geworden, und haben vor unſern Augen zahme Schläge erzeugt; denn als eine allgemeine Thatſache müſſen wir bemerken, daß erſt, nachdem es gelungen, ſie zu behandeln und zur Fortpflanzung in der Hausgenoſſenſchaft zu bewegen, wir uns ſchmeicheln können, ſie unterjocht zu haben, ſonſt hätten wir nur Einzelweſen geknechtet und die Art würde ihre Unabhängigkeit behaupten und uns nicht angehören. Wenn wir aber ungeachtet des Widerwillens gegen die Feſſeln der Hausgenoſſenſchaft jene Empfindungen, welche die Natur überall auf freie Wahl gegründet hat, zwiſchen den Männchen und den Weibchen erwachen ſehen, wenn die Liebe dieſe gefangenen Paare zu vereinigen begonnen, alsdann wird ihnen ihre Sklaverei ſo ſüß, wie die ſüße Freiheit, und läßt ſie allmälig ihre Rechte auf natürliche Unabhängigkeit und die Vorzüge ihrer Wildheit vergeſſen, und jene Stätten der erſten Vergnügen, der erſten Liebe, jene Stätten, die jedem empfindenden Weſen ſo theuer ſind, werden zu ihrem geliebten Aufenthalt und zu ihrem auserleſenen Wohnplatze. Die Erziehung der Familie macht dieſe Anhänglichkeit noch tiefer und theilt ſie zugleich den Jungen mit, die, von Geburt aus Bürger eines von ihren Eltern angenommenen Aufenthalts=

orteſ, denſelben nicht zu verändern ſuchen; denn, da ſie von einem andern Zuſtand oder Aufenthalt nur eine geringe oder gar keine Vorſtellung haben können, ſo gewinnen ſie ihren Geburtsort wie ihr Vaterlaud lieb und man weiß, daß die heimathliche Erde ſelbſt denen theuer iſt, die ſie als Sklaven bewohnen.

Gleichwohl haben wir nur einen kleinen Theil der ganzen Art erobert, beſonders was jene Vögel anlangt, denen die Natur ein doppeltes Recht auf die Freiheit geliefert zu haben ſchien, da ſie dieſelben zugleich den freien Räumen der Luft und des Meeres anvertraute; ein Theil der Art iſt freilich unter unſerer Hand in Gefangenſchaft gekommen; der größere Theil aber iſt uns entronnen, wird uns immer entrinnen, und bleibt der Natur zum Zeugen ihrer Unabhängigkeit.

Die Art der Enten und die der Gans ſind auf dieſe Weiſe in 2 große Sippſchaften oder getrennte Schläge getheilt, wovon der eine ſeit lange gezähmt auf unſern Geflügelhöfen ſich fortpflanzt, und eine der nützlichſten und zahlreichſten Familien unſeres Geflügels bildet, und der andere, ohne Zweifel noch ausgebreitetere, flieht uns beſtändig, hält ſich auf den Gewäſſern auf, zieht, ſo zu ſagen, nur im Winter durch unſere Gegenden hin und zurück, und begiebt ſich im Frühling tief in die Gegenden des Nordens hinein, um auf den von des Menſchen Botmäßigkeit entfernteſten Landſtrecken zu niſten.

Die erſten Enten zeigen ſich in Frankreich gegen den 15. Oktober hin.*) Ihren erſten Zügen, die klein und nicht ſehr dicht ſind, folgen viele andere zahlreichere. Man erkennt dieſe Vögel bei ihrem hohen Fluge an den ſchiefen Linien und regelmäßigen Dreiecken, die ihr Schwarm durch ſeine Anordnung in der Luft zeichnet, und wenn ſie alle aus den nördlichen Gegenden angekommen ſind, ſieht man ſie beſtändig von einem Teich, von einem Fluß zum andern fliegen; alsdann fangen die Jäger ſehr viele, ſowohl auf der Spürjagd am Tage, als auf dem Anſtand bei Abend, und mit den verſchiedenen Fangmitteln und großen Netzen. Aber alle dieſe Jagden erfordern eine große Feinheit in den Mitteln, die man anwendet, um dieſe gar mißtrauiſchen Vögel zu überraſchen, anzulocken oder zu täuſchen. Nie ſetzen ſie ſich eher, als bis ſie um den Ort, auf den ſie ſich niederlaſſen wollen, mehrere Mal herumgeflogen ſind, als wenn ſie ihn unterſuchen und auskundſchaften und ſich verſichern wollten, ob er keinen Feind verberge, und laſſen ſie ſich endlich nieder, ſo geſchieht es mit Vorſicht; ſie biegen ihren Flug und ſchwingen ſich in ſchiefer Richtung auf die Oberfläche des

*) Wenigſtens in den nördlichen Landſchaften, in den ſüdlichen kommen ſie nur ſpäter zum Vorſchein, auf Malta z. B. ſieht man ſie, wie uns der H. Kommandeur Desmazys berichtet, erſt im November ankommen.

Waſſers, über das ſie hinſtreifen und Furchen ziehen; hierauf ſchwimmen ſie ins Freie hinaus und halten ſich immer fern vom Strande; zu gleicher Zeit wachen einige über die öffentliche Sicherheit und machen Lärm, ſobald Gefahr droht, ſo daß der Jäger ſich oft getäuſcht findet und ſie fortfliegen ſieht, ehe er nahe genug iſt, um ſie zu ſchießen; wenn er indeſſen den Schuß für möglich hält, darf er ihn nicht übereilen, denn die wilde Ente, die gleich ſteilrecht empor fliegt, entfernt ſich nicht in demſelben Verhältniſſe, wie ein Vogel, der gerade fortſchießt, und man hat eben ſo viel Zeit, auf eine Ente zu zielen, die in einer Entfernung von 60 Schritten auffliegt, wie auf ein Rebhuhn, das in Entfernung von 30 Schritten auffliegt.

Des Abends, wenn ſie ſich niederlaſſen, werden ſie am Ufer der Gewäſſer, auf die man ſie durch zahme weibliche Enten, die man auf dieſelbe ſetzt, heranlockt, von dem in einer Hütte oder auf irgend eine andere Weiſe verſteckt liegenden Jäger mit Vortheil erwartet und geſchoſſen; von der Ankunft dieſer Vögel gibt ihm das Pfeifen ihrer Flügel Nachricht, und er beeilt ſich, die zuerſt ankommenden zu ſchießen, denn in dieſer Jahreszeit, worin die Nacht ſchnell einbricht, und die Enten, ſo zu ſagen, erſt mit ihrem Einbruche ſich niederlaſſen, ſind die günſtigen Augenblicke bald vorüber. Will man eine größere Jagd halten, ſo ſtellt man Netze auf, die man in der Hütte des Jägers zuſchlagen kann, und deren Flügel einen größern oder kleinern Raum auf der Waſſerfläche bedecken und wenn ſie zuſammenſchlagen und ſich durchkreuzen, den ganzen Schwarm der wilden Enten, welche durch die zahmen angelockt worden ſind, einſchließen können. Bei dieſer Jagd muß die Leidenſchaft des Jägers ſeine Geduld unterſtützen; regungslos, und oft in ſeinem Schilderhauſe halb erfroren, läuft er Gefahr, mehr Schnupfen als Wildpret zu fangen, gewöhnlich aber trägt das Vergnügen den Sieg davon, und die Hoffnung wacht immer wieder auf; denn an demſelben Abend, an welchem er auf ſeine Finger hauchend geſchworen, zu ſeinem eiſigen Poſten nicht mehr zurückkehren zu wollen, macht er neue Pläne für den andern Tag.

In Lothringen fängt man auf den Teichen an der Sarre die Enten mit einem ſenkrecht geſpannten Netze, das dem Hängegarn, womit man die Schnepfen fängt, ähnlich iſt. In mehreren andern Gegenden nähern ſich die Jäger den auf dem Waſſer zerſtreuten Enten in einem mit Zweigen und Schilf bedeckten Nachen langſam, und laſſen, um ſie zuſammen zu treiben, einen kleinen Hund los. Die Furcht vor dem Feinde macht, daß ſich die Enten langſam verſammeln und zuſammenſchaaren, und alsdann kann man ſie einzeln, ſo wie ſie näher kommen, ſchießen, und ohne Geräuſch mit ſtarken Blasröhren tödten, oder man ſchießt auch auf den ganzen Schwarm mit einer ſchweren Flinte, die das Blei zerſtreut und eine gute Anzahl

tödtet oder verwundet; aber man kann nur ein Mal auf ſie ſchießen; diejenigen, die entkommen, erkennen den mörderiſchen Rachen und laſſen ihn nicht mehr ſich nahe rücken. Dieſe Jagd, die ſehr unterhaltend iſt, heißt im Franzöſiſchen: le badinage, d. i. Geſchäker.

Man fängt auch wilde Enten mit Haken, die zur Lockſpeiſe Kalbslunge haben und an einem ſchwimmenden Reif befeſtigt ſind; kurz die Entenjagd iſt überall*) eine der anziehendſten im Herbſte und im Anfange des Winters.

Unter allen franzöſiſchen Landſchaften iſt die Pikardie diejenige, worin die zahmen Enten am ſorgfältigſten erzogen werden und die Jagd auf die wilden am fruchtbarſten iſt, ſo daß ſie ſogar für das Land die Quelle eines ziemlich beträchtlichen Einkommens iſt; dieſe Jagd wird dort im Großen und in Buchten oder kleinen Buſen ausgeführt, die von Natur ſich daſelbſt befinden oder längs dem Ufer der Gewäſſer und in dem Dickicht des Schilfrohrs künſtlich ausgegraben ſind. Nirgend aber wird dieſe Jagd mit größerer Zurüſtung und mehr Unterhaltung vorgenommen als auf dem ſchönen Teich von Armainvilliers in Brie. Folgendes iſt die Beſchreibung derſelben, wie ſie uns H. Ray, Geheimſekretär Sr. Hoheit des H. Herzogs von Panthievre, mitgetheilt hat.

„Auf einer Seite dieſes Teiches, der von Schilfrohr beſchattet wird und an ein Wäldchen gränzt, bildet das Waſſer eine tief ins Gehölz hineingehende Bucht und gleichſam einen kleinen ſchattigen Hafen, in welchem eine ruhige Luft herrſcht. Aus dieſem Hafen hat man Waſſergräben geleitet, die nicht in gerader Linie, ſondern in gewundenen Bogen in das Innere des Wäldchens hineindringen. Dieſe Gräben, *Hörner* genannt, ſind an ihrer Mündung in die Bucht ziemlich breit und tief, und nehmen, ſo wie ſie ſich tiefer ins Gehölz hinein winden, an Breite und Tiefe immer mehr ab, bis ſie zuletzt in eine völlig trockene Spitze auslaufen.

*) Navarette läßt die Chineſen in Bezug auf die Enten daſſelbe Verfahren beobachten, deſſen Erfindung Peter Martyr den Indern von Kuba zuſchreibt, die, wie er ſagt, ſchwimmend und nur den Kopf in einem Flaſchenkürbis aus dem Waſſer heraushaltend, die wilden Gänſe bei den Füßen fangen. Wir zweifeln aber, daß dieſe Jagd in der neuen Welt und in China ergiebiger geweſen, als die ſpaßhafte Anweiſung, die einer unſerer Journaliſten in einem gewiſſen Heftchen über *die Natur von verſchiedenen Geſichtspunkten aus betrachtet* ganz gutmüthig gegeben, der Verfaſſer nämlich zeigt ein Mittel an, eine ganze Kette Enten zu fangen, die ſich alle nach einander in denſelben Bindfaden einfädeln, an deſſen Ende eine Eichel befeſtigt iſt, die von der erſten in der Schaar verſchluckt, und an die zweite, von dieſer an die dritte und ſo fort abgegeben wird, ſo daß nach und nach alle vom Schnabel bis zum Schwanze eingefädelt ſind. Vielleicht erinnert man ſich auch, mit welchem ſcherzenden Tone über dieſe Albernheit ein andrer Journaliſt ſpottete, der in ſeiner Boshaftigkeit eben ſo geiſtreich, wie der *Betrachter* der Natur in ſeiner Einfalt gutmüthig war.

„Ungefähr von der Hälfte ſeiner Länge an, iſt der Graben mit einem wiegenförmigen Netz bedeckt, das erſt ziemlich breit und hoch iſt, dann aber, ſo wie der Graben ſchmäler wird, ſich verengt und ſenkt, und an ſeiner Spitze in eine tiefe und taſchenförmig ſich ſchließende Reuſe ausläuft.

„Das iſt das große Netz für die zahlreichen Entenſchwärme, die mit Rothbärten, Goldaugen und Spiegelenten vermengt, von der Mitte des Oktobers an auf dieſem See ſich niederlaſſen; um ſie aber in die Bucht und die verderblichen Gräben zu locken, dazu muß man irgend ein feines Mittel haben und dieſes iſt längſt verabredet und fertig.

„Mitten im Gehölz und im Mittelpunkt der Gräben wohnt ein Entenfänger, der von ſeinem Häuschen aus täglich drei Mal das Korn ausſtreut, mit welchem er das ganze Jahr hindurch über 100 halb zahme, halb wilde Enten füttert, die den ganzen Tag auf dem Teiche umherſchwimmen und zur gewöhnlichen Stunde auf ein Zeichen mit einer Pfeife ſofort herbeifliegen und auf der Bucht ſich niederlaſſen, um in die Gräben, in denen ihr Futter ſie erwartet, hineinzuſchwimmen.

„Dieſe Verräther, wie der Entenfänger ſie nennt, ſind es, die in der rechten Jahreszeit auf dem Teiche unter die Schwärme der wilden ſich miſchen, ſie in die Bucht und von da in die Hörner führen, während der Entenfänger, hinter einer Reihe von Schilfhütten verborgen, vor ihnen her Korn ausſtreut, um ſie bis unter die Mündung der Netzwiege zu bringen; alsdann zeigt er ſich durch die Oeffnung der ſchief ſtehenden Hürden, die ihn den nachkommenden Enten verbergen, und erſchreckt durch ſein Erſcheinen die vorderſten, die ſich in bunter Miſchung in den Sack und die Reuſe hineinſtürzen. Auf dieſe Weiſe fängt man ihrer an 50 und 60 auf ein Mal. Selten gehen die halbzahmen hinein, ſie ſind wie geſchaffen zu dieſem Ziel; ſie kehren nach dem Teich zurück, um daſſelbe Verfahren zu wiederholen und einen neuen Fang einzubringen.“ *)

In der Herbſtwanderung halten ſich die wilden Enten weit hinaus auf den großern Gewäſſern und von den Ufern ſehr entfernt, den größten Theil des Tages bringen ſie dort mit Ausruhen und Schlafen zu. „Ich habe ſie auf unſern größten Teichen, ſagt H. Hebert, die zuweilen von ihnen bedeckt ſchienen, mit einem Fernrohre betrachtet; man ſieht ſie daſelbſt den Kopf

*) Willughby beſchreibt genau dieſelbe Jagd, die in den Grafſchaften Linkoln und Norfolk in England vorgenommen wird, wo man, ſagt er, bis an 4000 Enten offenbar während eines ganzen Winters fängt. Er erzählt auch, man bediene ſich eines kleinen fuchsrothen Hundes, um ſie anzulocken, und überdies müſſen in ganz ſumpfigen Gegenden ſehr viele Enten niſten, da laut ſeiner Erzählung die größte Jagd Statt findet, wenn die Enten mauſern, und die Nachen ſie nur vor ſich hin in die auf den Teichen ausgeſpannten Netze treiben.

unter die Flügel haltend und bewegungslos, bis alle, eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, auffliegen.“

Wirklich gehen die wilden Enten mehr bei Nacht als bei Tage ihrem Geſchäfte nach, ſie weiden, reiſen, kommen und ziehen durchgängig des Abends und ſelbſt des Nachts; die meiſten derjenigen, die man am hellen Tage ſieht, ſind durch die Jäger oder die Raubvögel aufgetrieben worden. Des Nachts verräth das Pfeifen des Fluges ihre Wanderung. Geräuſchvoller iſt ihr Flügelſchlag in dem Augenblick, worin ſie auffliegen, und dieſes Geräuſches wegen gibt Varro der Ente den Beinamen quassagipenna.

So lange die Jahreszeit nicht ſtrenge iſt, liefern die Waſſerkerbthiere und die kleinen Fiſche, die Fröſche, die noch nicht in dem Schlamme ſtecken, der Binſenſamen, die Waſſerlinſe und einige andere Sumpfpflanzen den Enten eine reichliche Nahrung; gegen Ende Dezembers aber oder im Anfange Januars, wenn die großen ſtockenden Gewäſſer zugefroren ſind, begeben ſie ſich auf die noch treibenden Flüſſe und hierauf an den Saum der Gehölze, wo ſie ſich die Eicheln aufleſen; zuweilen auch fallen ſie in die Saatfelder, und wenn der Froſt 8 bis 10 Tage lang anhält, ſo verſchwinden ſie, um erſt beim Thauwetter im Februar zurückzukehren. Alsdann ſieht man ſie des Abends beim Südwinde wieder durchziehen, aber in geringerer Anzahl; ihre Schwärme ſind offenbar durch alle die Verluſte, die ſie während des Winters erlitten haben, zuſammengeſchmolzen. Der Geſelligkeitstrieb ſcheint in gleichem Maße, wie ihre Anzahl, ſchwächer geworden zu ſein; ſie ſcheinen ſich ſogar faſt nicht mehr zuſammen zu ſchaaren; ſie wandern zerſtreut, fliehen während der Nacht, und am Tage findet man ſie nur verſteckt in den Binſen, ſie halten ſich nur ſo lange auf, als der widrige Wind ſie zu verweilen nöthigt. Darnach ſcheinen ſie ſich paarweiſe zu vereinigen, und den nördlichen Gegenden zuzueilen, wo ſie niſten und den Sommer zubringen ſollen.

In dieſer Jahreszeit bedecken ſie, ſo zu ſagen, alle Seen und Flüſſe Sibiriens und Lapplands, und begeben ſich noch weiter in den Norden hinein bis nach Spitzbergen und Grönland. „In Lappland, ſagt H. Högſtröm, ſcheinen dieſe Vögel die Menſchen, wenn nicht zu verjagen, ſo doch wenigſtens zu erſetzen; denn, ſobald die Lappländer im Frühling nach den Bergen hin gehen, fliegen die Schwärme wilder Enten gegen das weſtliche Meer hin; und wenn im Herbſt die Lappländer wieder herabkommen, um die Ebene zu bewohnen, ſo haben dieſe Vögel ſie ſchon verlaſſen.“ Mehrere andere Reiſende bezeugen ein Gleiches. „Ich glaube nicht, ſagt Regnard, daß es auf der Erde ein Land gibt, welches an Enten, Spiegelenten und andern Waſſervögeln reicher als Lappland iſt; die Flüſſe ſind ganz bedeckt

von ihnen, und im Mai ſind ihre Neſter in ſolcher Menge vorhanden, daß die Wüſte mit ihnen angefüllt iſt.“ Gleichwohl bleiben in unſern gemäßigten Gegenden einige Paare dieſer Vögel zurück, die durch irgend welche Umſtände verhindert werden, dem großen Schwarm zu folgen, und die in unſern Sümpfen niſten. Nur an dieſen einzelnen Nachzüglern hat man im Einzelnen das Treiben dieſer Vögel in der Liebeszeit uud ihre Sorge für die Erziehung der Jungen im wilden Zuſtande beobachten können.

Mit den erſten milden Winden gegen Ende Februars fangen die Männchen an, ihre Weibchen aufzuſuchen, und zuweilen liefern ſie ſich Kämpfe um dieſelben.*) Die Begattungszeit dauert ungefähr 3 Wochen. Das Männchen ſcheint ſich mit der Wahl eines zur Unterbringung der Frucht ihrer Liebe geeigneten Ortes zu beſchäftigen, es zeigt ihn dem Weibchen an, das ihn genehm hält und in Beſitz nimmt; gewöhnlich iſt es ein dichtes Binſengeſträuch, das abgeſondert mitten auf dem Sumpfe hervorragt. Das Weibchen bringt in dieſes Gebüſch hinein und gibt ihm die Form eines Neſtes, indem es die Binſenhalme, die es beläſtigen, niederdrückt. Obgleich aber die wilde Ente, wie die andern Waſſervögel, ihre Brut vorzugsweiſe in die Nähe des Waſſers ſetzt, findet man doch auch einige Neſter auf ziemlich entfernten Haiden oder in den Aeckern auf jenen Strohhaufen, welche die Landleute als Schober aufſchichten, oder auch in den Wäldern auf abgeſtutzten Eichen und in alten verlaſſenen Neſtern. Gewöhnlich findet man in jedem Neſt 10 bis 15 und zuweilen ſelbſt 18 Eier, ſie ſind grünlich weiß und der Dotter iſt roth. Man hat beobachtet, daß die alten Weibchen mehr Eier legen und eher zu legen anfangen als die jungen.

So oft das Weibchen ſeine Eier, wenn auch nur auf kurze Zeit, verläßt, wickelt es ſie in den Flaum ein, den es ſich zum Auspolſtern des Neſtes ausrupft. Nie fliegt es hinein, es ſetzt ſich 100 Schritte weit ab von ihm und nähert ſich ihm mißtrauiſch und umherſpähend, ob keine Feinde da ſind; ſitzt es aber ein Mal auf ſeinen Eiern, ſo bewegt ſelbſt die Annäherung eines Menſchen es nicht, ſie zu verlaſſen.

Das Männchen ſcheint das Weibchen in der Sorge für die Brut nicht zu erſetzen; nur hält es ſich in geringer Entfernung auf, es begleitet es, wenn ſich daſſelbe ſeine Nahrung aufſucht, und vertheidigt es gegen die Verfolgung der andern Männchen. Die Brütezeit dauert 30 Tage; alle Jungen fliegen an demſelben Tage aus, und am andern Tage ſchon ſteigt die Mut-

*) Die Leute am See Armainvilliers haben uns geſagt, ein Männchen habe zuweilen zwei und behalte ſie auch; da aber die auf dieſem Teich unterhaltenen Enten in einem zwiſchen der Wildheit und dem zahmen Leben die Mitte haltenden Zuſtande ſich befinden, ſo werden wir dieſes Vorkommniß nicht zu denjenigen zählen, welche die eigentlichen natürlichen Gewohnheiten der Art bilden.

ter herunter und lockt ſie ins Waſſer. Furchtſam oder fröſtelnd zögern ſie und einige ziehen ſich ſelbſt zurück, das kühnſte jedoch ſtürzt ſich der Mutter nach und die andern folgen ihm bald. Ein Mal aus dem Neſte heraus, kehren ſie nicht mehr in daſſelbe zurück, und befindet es ſich weit ab vom Waſſer oder liegt es zu hoch, ſo nehmen die ältern ſie in den Schnabel und tragen ſie nach einander ins Waſſer; des Abends ſammelt die Mutter ſie, führt ſie wieder ins Schilfgeſträuch zurück, und wärmt ſie hier die Nacht über unter ihren Flügeln; den ganzen Tag lauern ſie auf der Oberfläche des Waſſers und auf dem Graſe den Mücken und andern kleinen Kerbthieren auf, die ihnen zur erſten Nahrung dienen; man ſieht ſie untertauchen und ſchwimmen, und ebenſo ſchnell als leicht tauſenderlei Bewegungen auf dem Waſſer machen.

Während die Natur zuerſt die zum Schwimmen nöthigen Sehnen in ihnen kräftigt, ſcheint ſie einige Zeit lang die Bildung oder wenigſtens das Wachsthum ihrer Flügel zu vernachläßigen. Dieſe Theile bleiben beinahe 6 Wochen kurz und unförmlich, die junge Ente iſt ſchon über die Hälfte ausgewachſen und unter dem Bauche oder längs dem Rücken befiedert, ehe die Schwungfedern zum Vorſchein kommen, und erſt nach 3 Monaten kann ſie ſich im Fliegen verſuchen. In dieſem Zuſtande nennt man ſie im Franzöſiſchen **halbran**, ein Name, der von dem Deutſchen Halberente herzukommen ſcheint, und wegen dieſes Unvermögens, zu fliegen, macht man auf den Teichen und Sümpfen, die mit jungen Enten bevölkert ſind, eine kleine Jagd auf ſie, die eben ſo leicht als ergiebig iſt; wahrſcheinlich ſind es auch dieſe nämlichen zum Fliegen noch zu jungen Enten, welche die Lappländer auf ihren Seen mit Stöcken todt ſchlagen. Dieſelbe Art dieſer wilden Enten, die unſere Gegenden im Winter beſuchen, und im Sommer den Norden unſeres Feſtlandes bevölkern, findet ſich in den entſprechenden Gegenden der neuen Welt; ihre Wanderungen und Reiſen im Herbſte und Frühling ſcheinen dort eben ſo geregelt zu ſein und in denſelben Zeiten vor ſich zu gehen; und es darf nicht Wunder nehmen, wenn Vögel, welche vorzugsweiſe den Norden bewohnen und deren Flug ſo mächtig iſt, aus den nördlichen Gegenden eines Feſtlandes nach dem andern hinüberziehen. Aber wir dürfen bezweifeln, daß die in den ſüdlichen Ländern von den Reiſenden in großer Menge vorgefundenen Enten zu der gemeinen Art unſerer Enten gehören, und wir glauben, daß man ſie eher auf irgend eine der Arten, die wir nachher beſchreiben werden, und die wirklich jenen Erdſtrichen eigen ſind, zurückführen muß; wenigſtens müſſen wir es ſo annehmen, bis wir die Art jener Enten, die ſich im ſüdlichen Archipel finden, genauer kennen. Wir wiſſen, daß diejenigen, denen man auf St. Domingo den Namen wilde Ente gibt, nicht zu der Art der unſrigen gehören, und in

Folge einiger Angaben über die Vögel des heißen Erdgürtels glauben wir nicht, daß die Art unſerer wilden Enten bis dahin gedrungen, wenn man nicht etwa den zahmen Schlag dahin verſetzt hat; was für Arten auch übrigens jene Gegenden des Südens bewohnen, ſie ſcheinen dort die Reiſen und Wanderungen nicht vorzunehmen, deren Veranlaſſung in unſern Erdſtrichen von dem Wechſel der Jahreszeiten herrührt.

Ueberall hat man eine ſo nützliche Art, wie die unſerer Enten, zu zähmen und ſich anzueignen geſucht, und nicht allein iſt dieſe Art gemein geworden, ſondern es haben auch einige andere fremde und urſprünglich gleich wilde Arten in der Hausgenoſſenſchaft ſich fortgepflanzt und neue zahme Schläge geliefert, ſo iſt z. B. die Biſam-Ente durch den doppelten Nutzen, den ihre Feder und ihr Fleiſch gewährt, und durch die Leichtigkeit, womit ſie ſich groß ziehen läßt, einer der nützlichſten und in der neueſten Welt verbreitetſten Vögel geworden. *)

Um Enten mit Nutzen groß zu ziehen und große Pflanzungen derſelben, die gut gedeihen, zu bilden, muß man ſie, wie die Gänſe, an einem Ort in der Nähe des Waſſers anſiedeln, wo geräumige und an Gras und Sand reiche Ufer ihnen Weide, Ruhe und freien Spielraum gewähren. Nicht als ob man nicht häufig innerhalb der Mauern unſerer Geflügelhöfe eingeſchloſſene und trockengehaltene Enten ſähe, ſondern dieſe Lebensweiſe iſt ihrer Natur zuwider; in einer ſolchen Gefangenſchaft verkümmern und entarten ſie gewöhnlich nur; ihre Federn werden zerknickt und verdorben, ihre Füße leiden auf dem Sande, ihr Schnabel reißt durch wiederholtes Reiben auf; Alles wird verletzt und beſchädigt, weil alles gezwungen iſt, und auf dieſe Weiſe unterhaltene Enten werden nie einen ſo guten Flaum, noch einen ſo ſtarken Schlag, wie diejenigen geben, die einen Theil ihrer Freiheit genießen und in ihrem Element leben können; wenn alſo der Ort nicht von Natur irgend ein fließendes oder ſtehendes Waſſer bieten ſollte, ſo muß man einen Sumpf ausgraben, worin die Enten ſchnattern, ſchwimmen, ſich waſchen und untertauchen können, Bewegungen, die durchaus nöthig ſind, um ihnen Kraft und Geſundheit zu geben; die Alten, welche die anziehenden Gegenſtände der Landwirthſchaft und des ländlichen Lebens mit größerer Aufmerkſamkeit, als wir, behandelten, jene Römer, die mit der einen Hand Siegeszeichen heimbrachten, und mit der andern den Pflug lenkten, haben uns hier, wie in vielen andern Dingen, nützliche Anweiſungen hinterlaſſen.

Columella und Varro geben uns ausführlich und mit Luſt an der Sache die Beſchreibung eines Entenhofes, (nessotrophium); ſie verlangen darin Waſſer, Gräben, Goſſen, Raſen, Schatten und einen kleinen See mit ſeinem

*) Siehe unten den Aufſatz über die Biſam-Ente.

kleinen Wörth, *) das Ganze auf eine ſo verſtändige und ſo maleriſche Weiſe angeordnet, daß ein ſolcher Ort eine Zierde für das ſchönſte Landhaus ſein würde.

Das Waſſer, auf welchem man ſeine Enten anſiedeln will, darf nicht durch Blutigel gleichſam verpeſtet ſein; ſie würden ſich den Jungen an die Füße hängen und ihnen den Tod bringen; um ſie auszurotten, ſetze man Schleien oder andere Fiſche, die ſich von ihnen ernähren, in den Teich. Unter allen Umſtänden, ſowohl bei fließendem Waſſer wie am Rande eines ſtehenden, muß man Neſtkörbe hinſtellen, die kugelförmig bedeckt ſind und inwendig einen Platz bieten, der bequem genug iſt, um die Vögel anzulocken, ſich eine Wohnung in ihnen zu nehmen; das Weibchen legt von 2 zu 2 Tagen und bringt 10, 12 bis 15 Eier; es wird ſelbſt an 30 und 40 legen, wenn man ſie ihm wegnimmt, und ihm eine reichliche Nahrung beſorgt. Es iſt feurig in der Liebe und das Männchen eiferſüchtig; gewöhnlich eignet dieſes ſich 2 bis 3 Weibchen an, die es leitet, beſchützt und befruchtet. In Ermangelung derſelben hat man es unpaſſende Verbindungen aufſuchen ſehen, und mit eben ſo wenig Zurückhaltung nimmt auch das Weibchen fremde Liebkoſungen an.

*) „Media parte defoditur lacus... ora cujus clivo paulatim subsideant, ut tanquam e littore descendatur in aquam... media pars terrena sit, ut colocasiis aliisque familiaribus aquæ viridibus conseratur, quæ inopacent avium receptacula... per circuitum unda pura vacet, ut sine impedimento, cum apricitate diei gestiunt aves, nandi velocitate concertent... gramine ripæ vestiantur... parietum in circuitu effodiantur cubilia quibus nidificent aves, eaque contegantur buxeis aut myrteis fructicibus..., statim perpetuus canaliculus humi depressus constituatur, per quem quotidie mixti cum aqua cibi decurrant; sic enim pabulatur id genus avium... martio mense festucæ surculique in avario spargendi, quibus nidos struant... et qui *nessotrophium* constituere volet, avium circa paludes ova colligat, et cohortalibus gallinis subjiciat: sic enim exclusi atque educati pulli deponunt ingenia sylvestria... sed clathris superpositis, aviarium retibus contegatur, ne aut avolandi sit potestas domesticis avibus, aut aquilis vel accipitribus involandi.“

Ich kann dem Vergnügen nicht widerſtehen, dieſe Stelle frei zu überſetzen, ohne Hoffnung darauf, den ganzen Reiz derſelben wiederzugeben.

„Um einen See mit ſanft abhangenden Ufern, in deſſen Mitte ſich ein kleines mit Laub beſchattetes und mit Schilf umgränztes Wörth erhebt, zieht ſich die Umzäumung, in der ſich Behälter zum Niſten befinden; vor dieſen Behältern fließe ein kleiner Bach, in den man jeden Tag das für die Enten beſtimmte Korn werfe, da ihnen kein Futter angenehmer iſt, als dasjenige, welches ſie ſelbſt aus dem Waſſer fiſchen; hier wird man ſie ſich beluſtigen, ſcherzen, einander vorſchwimmen ſehen, hier kann man einen edleren Schlag, der aus Eiern ausgeſchlüpft iſt, die man aus den Neſtern der wilden weggenommen hat, erziehen und ſich bilden ſehen; anfangs ſcheu und wild, mildert und mäßigt ſich der Naturtrieb dieſer kleinen Gefangenen: um aber ſeine Gefangenen beſſer zu ſichern und ſie zugleich vor dem Raubvogel zu ſchützen, iſt es gut, wenn der ganze Raum mit einem Netz oder Gitterwerk umgeben und bedeckt iſt.“

Die Bebrütung der Eier dauert über 4 Wochen.*) Dieſe Zeit iſt dieſelbe, wenn ein Huhn über den Eiern brütet, das Huhn gewinnt durch dieſe Fürſorge die jungen Enten lieb und wird für ſie eine fremde aber darum nicht minder zarte Mutter; man ſieht dieſes an ihrer Beſorgniß und Unruhe, wenn ſie zum erſten Mal ans Waſſer geführt, ihr Element erkennen, und von der Natur getrieben ſich hineinwerfen, unbekümmert um das laute Geſchrei ihrer Leiterinn, die ſie vergebens vom Ufer her zurückruft, wo ſie, wie eine verlaſſene Mutter, ſich bewegt und quält.

Die erſte Nahrung, die man den jungen Enten giebt, iſt Hirſe oder Fennichſamen und bald kann man ihnen Gerſte vorwerfen; ihre natürliche Gefräßigkeit äußert ſich faſt bei der Geburt; jung wie erwachſen, werden ſie nie ſatt, ſie verſchlingen Alles, was ihnen in den Weg kommt, wie, was man ihnen darreicht; ſie reißen das Gras ab, leſen die Samenkörner auf, verſchlucken die Kerbthiere und fangen ſich die kleinen Fiſche, wobei ſie den Körper ſenkrecht ins Waſſer tauchen und nur der Schwanz aus dem Waſſer hervorſteht; in dieſer gezwungenen Stellung halten ſie ſich durch ein beſtändiges Schlagen mit den Füßen über eine halbe Minute lang. In einem halben Jahre erlangen ſie ihre Größe und alle ihre Farben; das Männchen erkennt man an einem kleinen auf dem Bürzel befindlichen Federſchild, ferner glänzt ſein Kopf in reichem Smaragdgrün und der Flügel iſt mit einem blinkenden Spiegel geſchmückt, das weiße halbe Halsband mitten auf dem Halſe, das ſchöne Purpurbraun auf der Bruſt und die andern Farben der andern Theile des Körpers ſind ausgewählt, abgeſchattet, und bilden im Ganzen ein ſchönes Gefieder, das ziemlich bekannt und außerdem auf unſerer ausgemalten Tafel ſehr gut dargeſtellt iſt.

Indeſſen müſſen wir bemerken, daß dieſe ſchönen Farben nur bei den Männchen des wilden Schlages ihre ganze Lebhaftigkeit haben, bei den zahmen Enten ſind ſie immer matter und nicht ſo ausgezeichnet, wie auch die Formen derſelben nicht ſo zierlich und leicht ſind; ein etwas geübtes Auge kann ſich in ihnen nicht irren. Auf jenen Jagden, auf denen die zahmen Enten die wilden aufſuchen und mit ſich unter die Flinte des Jägers führen, iſt es eine gewöhnliche Bedingung, daß man für jede zahme Ente, die man durch Verſehen getödtet hat, dem Entenfänger einen beſtimmten Preis bezahlt; ſelten aber täuſcht ſich ein geübter Jäger, obwohl man hiezu die zahmen Enten von gleicher Farbe, wie die wilden, auswählt, denn außerdem, daß die letztern immer lebhaftere Farben haben, ſind auch ihre Federn glatter und dichter, der Hals dünner, der Kopf feiner und die Umriſſe

*) Wie es ſcheint, laſſen die Chineſen Enteneier, wie Hühnereier, durch künſtliche Wärme ausbrüten, da Franz Camel folgende Angabe mittheilt: Anas domestica ytic Luzoniensibus, cujus ova Sinae calore jovent et excludunt.

ſchärfer gezeichnet, und in allen ihren Bewegungen erkennt man die Leichtigkeit, die Kraft und die Lebensluſt, welche das Gefühl der Freiheit einflößt. „Wenn ich dieſes Gemälde von meiner Wachthütte aus betrachtete, ſagt H. Hebert geiſtreich, dachte ich, die wilden Enten würde ein geſchickter Maler gezeichnet haben, während mir die zahmen Enten wie das Werk ſeiner Schüler vorkamen.“ Die Jungen ſelbſt, die man im Hauſe aus Eiern der wilden ausſchlüpfen läßt, ſind mit ihren ſchönen Farben noch nicht geſchmückt, und ſchon erkennt man ſie an dem Wuchs und der Zierlichkeit der Formen, und dieſer Unterſchied in den Umriſſen, tritt nicht allein auf dem Geſieder und in dem Wuchs hervor, ſondern iſt noch weit merklicher, wenn man auf unſern Tafeln die wilde Ente aufträgt. Ihr Magen iſt immer gerundet, während der bei der zahmen Ente einen merklichen Winkel bildet, obwohl die letztere weit fetter als die wilde iſt, die ein eben ſo feines als ſaftiges Fleiſch hat. Die Lieferer erkennen ſie leicht an den Füßen, deren Schuppen feiner, gleich und glänzend ſind, an den dünneren Schwimmhäutchen, an den ſchärferen und ſtärker blinkenden Nägeln und an den Beinen, die ſchlanker als bei der zahmen Ente ſind.

Nicht allein in der Art der eigentlich ſogenannten Ente, ſondern in allen Arten dieſer zahlreichen Familie und überhaupt bei allen breitſchnäblichen und ruderfüßigen Waſſervögeln iſt immer das Männchen, Nro. 776, größer als das Weibchen, Nro. 777. Das Gegentheil findet man bei allen Raubvögeln, bei denen das Weibchen beſtändig größer als das Männchen iſt. Eine andere allgemeine Bemerkung über die ganze Familie der Enten und der Spiegelente iſt die, daß die Männchen mit den ſchönſten Farben geſchmückt ſind, während die Weibchen faſt alle nur eine einfache, braune, graue oder erdfarbige Kleidung haben, und dieſer in den wilden Arten ſehr durchgreifende Unterſchied bleibt auf den zahmen Schlägen aufgeprägt, in ſo fern es wenigſtens die mannichfaltigen Farbenveränderungen, welche durch die Vermiſchung des wilden und zahmen Schlages erfolgt ſind, geſtatten.

In der That, die Enten haben, wie alle andere zahmen Vögel, die Einflüſſe der Hausgenoſſenſchaft erfahren. Die Farben des Geſieders ſind ſchwächer und zuweilen ſogar ganz verwiſcht oder verändert worden. Man ſieht mehr oder minder weiße, braune, ſchwarze oder gemiſcht farbige; andere haben der wilden Art fremde Verzierungen angenommen, ſo der Schlag, der einen Schopf trägt. In einem andern durch die Hausgenoſſenſchaft noch tiefer bearbeiteten und entſtellten Schlage hat ſich der Schnabel gewendet und gekrümmt; die Körperverfaſſung hat gelitten und die einzelnen Thiere tragen alle Spuren der Entartung; ſie ſind ſchwach und ſchwerfällig und werden übermäßig fett; die Jungen ſind zu zart, und daher ſchwer, groß zu ziehen. H. Friſch, der dieſe Beobachtung gemacht hat, ſagt auch, der Schlag der

weißen Enten ſei beſtändig kleiner und nicht ſo ſtark wie die andern Schläge, und er fügt hinzu, daß bei einer Vermiſchung der einzelnen Thiere von verſchiedenen Farben die Jungen in den Farben des Kopfes, des Rückens und des Schwanzes durchgängig dem Vater glichen, was ebenſo in der Frucht der Vereinigung einer fremden Ente mit einem Weibchen der gemeinen Art der Fall iſt. Was Belons Meinung über den Unterſchied eines großen und kleinen Schlages in der wilden Art betrifft, ſo finden wir keinen Beweis dafür, und allem Anſchein nach beruht dieſe Bemerkung nur auf einigen Unterſchieden zwiſchen mehr oder minder alten Thieren. Nicht als böte die wilde Art nicht ſelbſt einige Abweichungen dar, die rein zufällig ſind, oder vielleicht von ihrem Umgang mit den zahmen Schlägen auf unſern Teichen herrühren. Wirklich bemerkt H. Friſch, daß ſich die wilden und die zahmen vermiſchen und begatten, und H. Hebert hat beobachtet, daß ſich oft in einer und derſelben Brut von Enten, die an großen Teichen unterhalten wurden, einige junge befanden, die den wilden glichen, ihren ſcheuen unabhängigen Naturtrieb hatten, und in dem Spätjahre mit ihnen davon flogen; was nun aber das wilde Männchen hier über das zahme Weibchen vermag, das kann das zahme Männchen ebenſo über das wilde Weibchen vermögen, angenommen, daß zuweilen das letztere ſeiner Verfolgung nachgibt und daher kommen jene Unterſchiede in Größe und Farben,*) die man zwiſchen einigen wilden Enten bemerkt hat.

Alle, wilde und zahme, ſind, wie die Gänſe, einer faſt plötzlichen Mauſe unterworfen, in welcher ihre großen Federn in wenigen Tagen und oft in einer einzigen Nacht ausfallen, und nicht allein die Gänſe und die Enten, ſondern alle ruderfüßigen und plattſchnäbelichen Vögel ſcheinen dieſer großen Mauſe unterworfen zu ſein. Bei den Männchen tritt ſie nach der Paarungszeit und bei den Weibchen nach der Neſtzeit ein, und verurſacht ſcheint ſie zu ſein durch die große Erſchöpfung der Männchen in ihrer Liebe und durch die der Weibchen im Legen und Brüten. „Ich habe ſie oft, ſagt H. Baillon in dieſer Zeit der Mauſe beobachtet; einige Tage zuvor hatte ich ſie ſehr unruhig und wie von heftigem Jucken befallen geſehen, ſie verſteckten ſich, um ihre Federn zu verlieren. Den andern und die folgenden Tage waren dieſe Vögel düſter und voll Schaam; ſie ſchienen ihre Schwäche zu fühlen, wagten es nicht, ſelbſt wenn man ſie verfolgte, ihre Flügel auszubreiten und

*) Schwarze wilde Gans bei Friſch. — Wir ſelbſt haben auf dem Teiche von Armainvilliers, deſſen ſämmtliche Enten die wilde Tracht haben, 2 Abarten geſehen, eine ſogenannte rothe, die auf der Seite ſchöne braunrothe Federn hatte; eine andere war ein Männchen, welches das Halsband nicht, dagegen auf dem ganzen untern Halſe unddem Bruſtſchilde eine ſchönegraue Farbe hatte. Auf dergleichen einzelne Vögel muß man die beiden Abweichungen zurückführen, welche H. Briſſon unter dem Namen boschas major grisea und boschas major naevia angibt.

ſchienen den Gebrauch derſelben vergeſſen zu haben. Dieſe traurige Zeit währte für die Enten ungefähr 30, für die Brentgänſe und die Gänſe 40 Tage, mit den Federn erwachte auch die Munterkeit wieder, alsdann badeten ſie ſich oft und fingen an zu flattern. Mehr als einmal habe ich ihrer verloren, weil ich auf die Zeit nicht gepaßt hatte, wann ſie ſich im Fliegen verſuchten; ſie zogen während der Nacht fort, einen Augenblick zuvor hörte ich ſie einen Verſuch machen; ich hütete mich zum Vorſchein zu kommen, weil ſonſt alle davon geflogen wären.“

Der innere Körperbau bietet in den Arten der Ente und der Gans einige Beſonderheiten dar; die Luftröhre erweitert ſich, ehe ſie ſich theilt, um zur Lunge zu kommen, in eine Art knochiges und knorpelichtes Gefäß, das eigentlich ein zweiter Schlund unten an der Luftröhre iſt und vielleicht dazu dient, für die Zeit, wann der Vogel untertaucht, Luft aufzubewahren, und ohne Zweifel ſeiner Stimme jenen ſchallenden und rauhen Klang gibt, der ſein Geſchrei kennzeichnet. Auch hatten die Alten die Stimme der Ente durch ein beſonderes Wort ausgedrückt, und der ſchweigſame Pythagoras wollte, daß man ſie von der Wohnung entfernte, in welcher ſich ſein Weiſer in Betrachtungen verſenken ſollte; aber für jeden Menſchen, Philoſophen oder nicht, der auf dem Lande das liebt, was ſeinen größten Reiz ausmacht, die Bewegung nämlich, das Leben und Geräuſch der Natur, kann der Geſang der Vögel und das Geſchrei des Geflügels, worein das häufige und lärmende Kankan der Enten neue Abwechslung bringt, das Ohr nicht beleidigen, ſondern nur den ländlichen Aufenthalt beleben und mehr erheitern; es iſt die Zinke, die Trompete unter den Flöten und Hoboen, es iſt die Muſik des ländlichen Regiments. Und wie in einer ſehr bekannten Art ſind es die Weibchen, die den meiſten Lärm machen und am geſchwätzigſten ſind; ihre Stimme iſt höher, ſtärker und biegſamer als die des Männchens, die eintöniger iſt und immer einen heiſeren Klang hat. Auch hat man bemerkt, daß das Weibchen nicht wie das Huhn, auf dem Boden, wohl aber in dem nicht ſehr tiefen Waſſer ſcharrt, um die Wurzeln zu entblößen oder die Kerbthiere und Muſcheln herauszugraben.

In beiden Geſchlechtern ſind 2 lange Blinddärme an den Gedärmen und man hat bemerkt, daß die Ruthe des Männchens ſchneckenförmig gewunden iſt.*)

Der Schnabel der Ente iſt wie bei dem Schwan und in allen Gänſearten breit, dick auf den Rändern gezähnelt, inwendig mit einer Art fleiſchigen Gaumen verſehen, mit einer dicken Zunge ausgefüllt, und an ſeiner Spitze in einen hornartigen Nagel endend, der von härterm Beſtandweſen, als der

*) In gewiſſen Augenblicken erſcheint ſie ziemlich lang und herabhangend, weshalb die Landleute gemeint haben, der Vogel habe eine kleine Blindſchleiche verſchluckt, die man auf dieſe Weiſe lebend an ihrem After heraushangen ſehe.

übrige Schnabel iſt. Alle dieſe Vögel haben auch einen ſehr kurzen Schwanz und ſtark nach hinten ſtehende und faſt im Unterleibe ſteckende Beine. Dieſe Stellung der Beine verurſacht die Schwierigkeit, auf dem Lande zu gehen und das Gleichgewicht zu behalten, was ihnen ſchlecht gerichtete Bewegungen, einen ſchwankenden Gang und ein ſchwerfälliges Ausſehen gibt, was man für Dummheit hält, während man hingegen an der Leichtigkeit ihrer Bewegungen im Waſſer die Stärke, Feinheit und ſelbſt Gewandtheit ihres Naturtriebes erkennt.

Das Fleiſch der Ente ſoll ſchwer und erhitzend ſein, indeſſen wird es vielfach genoſſen, und bekanntlich iſt das Fleiſch der wilden Enten feiner und wohlſchmeckender als das der zahmen. Die Alten wußten dieſes wie wir, denn bei Apicius findet man an 4 verſchiedene Arten, es zu würzen; und unſere neuern Apicier ſind nicht aus der Art geſchlagen, und Amieniſche Entenpaſtete iſt ein allen Feinſchmeckern des Königreichs bekannter Leckerbiſſen.

Das Fett der Enten wird bei örtlichen Leiden gebraucht; dem Blute ſchreibt man die Kraft bei, dem Gifte, ſelbſt dem der Schlange, zu widerſtehen. Dieſes Blut war die Grundlage des berühmten Gegengiftes des Mithridates. Man glaubte in der That, weil die Enten im Pontus von allen Giftkräutern, welche jene Gegend erzeugt, ſich ernährten, ſo müßte ihr Blut daher die Kraft erhalten, die Gifte zurückzudrängen, und beiläufig wollen wir bemerken, daß die Benennung der Alten **anas Ponticus** nicht eine beſondere Art, wie einige Namengeber geglaubt haben, ſondern eben die Art unſerer wilden Enten bezeichnet, welche die Ufer des Pontus Euxinus wie die andern Küſten bewohnte.

Die Naturgeſchichtſchreiber haben in die große Familie der Enten Ordnung zu bringen und einige allgemeine und beſondere Eintheilungen feſtzuſtellen geſucht.

Willughby theilt ihre zahlreiche Arten in Meerenten oder ſolche, die nur das Meer bewohnen, und in Flußenten oder ſolche ein, welche die Flüſſe und ſüßen Gewäſſer beſuchen; da ſich aber die meiſten dieſer Arten gleichmäßig und abwechſelnd auf den ſüßen und ſalzigen Gewäſſern finden und dieſe Vögel ohne Unterſchied von den einen zu den andern fliegen, ſo iſt die Eintheilung dieſes Schriftſtellers nicht genau und wird in der Anwendung fehlerhaft; außerdem ſind die Merkmale, die er den Arten beilegt, nicht beſtändig genug. Wir werden alſo dieſe ſehr zahlreiche Familie nach der Größe eintheilen, zuerſt in Enten und Spiegelenten und unter der erſten Benennung alle Arten begreifen, die ſo groß oder größer als die gemeine Art ſind, und unter der zweiten alle kleinen Arten dieſer nämlichen Gattung, die nicht größer als die gemeine Spiegelente ſind, und da man mehreren dieſer Arten beſondere Namen gegeben hat, ſo werden auch wir dieſe gebrauchen, um die Eintheilungen deutlicher zu machen.

Die Biſamente.

Dieſe Ente, Nro. 989, heißt ſo, weil ſie einen ziemlich ſtarken Biſamgeruch ausduftet. Sie iſt weit größer als unſere gemeine Ente, ja, es iſt die dickſte aller bekannten Enten, und von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende 2 Fuß lang. Das ganze Gefieder iſt braun=ſchwarz mit glänzendem Grün auf dem Rücken, und einem breiten weißen Flecken auf den Flügelbedeckungen; bei dem Weibchen aber iſt, Aldrovande zu Folge, der Vorderhals mit einigen weißen Federn untermengt. Willughby will ganz weiße geſehen haben; die Wahrheit indeſſen iſt, wie Belon geſagt hat, daß das Männchen zuweilen wie das Weibchen ganz weiß oder wenigſtens ſeine Farbe mehr oder minder mit Weiß untermengt iſt, und dieſe Veränderung der Farbe in Weiß iſt in den gezähmten Schlägen ziemlich gewöhnlich. Das Kennzeichen aber, welches die Biſamente unterſcheidet, iſt ein breiter Fleck von nackter, rother und mit Wärzchen beſetzter Haut, welche die Backen bedeckt, bis hinter die Augen ſich ausdehnt und auf der Schnabelwurzel zu einer rothen Fleiſchgeſchwulſt, welche Belon mit einer Kirſche vergleicht, anſchwillt; hinter dem Kopf des Männchens hängt ein Büſchel Federn in Form eines Schopfes, welches das Weibchen nicht hat; auch iſt das letztere nicht ganz ſo groß wie das Männchen und es hat keinen Hübel auf dem Schnabel. Beide ſind niedrig von Beinen und haben dicke Füße und dicke Nägel, und der der innern Zehe iſt hakenförmig gebogen; die Ränder des obern Kiefers ſind ſtark gezähnelt, und ein ſcharfer und gebogener Nagel bewaffnet ſeine Spitze.

Dieſe große Ente hat eine ſchwere und ſo tiefe Stimme, daß man ſie kaum hört, wenn ſie nicht im Zorn iſt; Scaliger hat ſich geirrt, als er ſagte, ſie wäre ſtumm. Ihr Gang iſt langſam und ſchwerfällig; deſſen ungeachtet ſetzt ſie ſich in der Wildheit auf Bäumen auf. Ihr Fleiſch iſt gut und in Amerika ſehr geſchätzt, wo man viele dieſer Enten hält; daher auch ihr Name in Frankreich: canard d'Inde, d. i. indiſche Ente; wir wiſſen jedoch nicht, woher dieſe Art zu uns gekommen; dem nördlichen Europa iſt ſie wie unſern Gegenden fremd, und nur durch einen Irrthum in den Wörtern, gegen den ſich Ray im Voraus erklärt zu haben ſcheint, hat der Ueberſetzer Albins dieſen Vogel moskowitiſche Ente genannt. Wir wiſſen einzig, daß dieſe großen Enten in Frankreich zum erſten Mal zur Zeit Belons erſchienen ſind, der ſie guineiſche Enten genannt hat; und zugleich ſagt Aldrovande, man bringe ihrer von Kairo nach Italien, und, Alles erwogen, ſcheint es nach dem, was Marcgrave darüber ſagt, daß ſich die Art in Braſilien in der Wildheit findet, denn man kann ſich nicht verwehren, dieſe große Ente in ſeinem anas sylvestris magnitudine

anseris, ſo wie in Piſon's Ypeka-guaku wiederzuerkennen; was aber den Ipekati-apoa dieſer beiden Schriftſteller betrifft, ſo kann man nach dem bloßen Anblick der Abbildung nicht zweifeln, daß es eine andere Art iſt, welche H. Briſſon nicht auf dieſe hätte zurückfahren ſollen.*)

Piſon zu Folge wird dieſe große Ente als Gefangene auf dem Geflügelhof, wie in der Freiheit auf den Flüßen gleich fett; auch wird ſie durch ihre große Fruchtbarkeit empfehlungswerth; das Weibchen bringt viele Eier und kann faſt in allen Zeiten des Jahres brüten. Das Männchen iſt in der Liebe ſehr hitzig und unter den Vögeln ſeiner Gattung durch ſeine ſtarke Zeugungstheile ausgezeichnet; alle Weibchen ſagen ihm zu, die der geringern Arten verſchmäht es nicht; es paart ſich mit der gemeinen Ente, und von dieſer Vereinigung kommen Miſchlinge her, die man vielleicht ohne andern Grund als den eines falſchen Vorurtheils für unfruchtbar hält. Man ſpricht uns auch von einer Begattung dieſer Biſamente mit der Gans. Dieſe Vereinigung iſt aber offenbar ſehr ſelten, während die andere auf den Geflügelhöfen unſerer Anſiedler auf Cayenne und St. Domingo täglich Statt findet; dort nämlich leben dieſe großen Enten und pflanzen ſie ſich fort in der Hausgenoſſenſchaft. Ihre Eier ſind völlig rund; jene der jüngſten Weibchen grünlich; in den folgenden Hecken wird dieſe Farbe bläſſer. Der Biſamgeruch, den dieſe Vögel verbreiten, kommt, nach Belon, von einer gelblichen in die drüſichten Körper des Bürzels hineinſiekernden Feuchtigkeit her.

In der Wildheit und wie man ſie in den überſchwemmten Savanen Guianas findet, niſten ſie auf Stämmen fauler Bäume, und, ſobald die Jungen ausgeſchlüpft ſind, nimmt die Mutter ſie nacheinander in den Schnabel und wirft ſie ins Waſſer. Wahrſcheinlich richten die Kaimane eine große Verheerung unter ihnen an; denn nicht leicht ſieht man Familien dieſer jungen Enten von mehr als 5 bis 6 Stück, obwohl die Eier in weit größerer Anzahl vorhanden ſind. In den Savannen freſſen ſie den Samen eines Graſes, das man wilden Reis nennt; des Morgens fliegen ſie über jene unermeßlichen mit Waſſer bedeckten Wieſen und am Abende kehren ſie wieder nach dem Meer zurück. Die Stunden der größten Hitze bringen ſie auf dichtbelaubten Bäumen zu. Sie ſind ſcheu und mißtrauiſch, laſſen ſich nicht leicht nahe kommen und ſind ſo ſchwer zu ſchießen, wie die meiſten andern Waſſervögel.

Die Pfeifente und der Vingeon oder Gingeon.**)

Eine helle und pfeifende Stimme, die man mit dem ſchneidenden Ton einer Querpfeife vergleichen kann, unterſcheidet dieſe Ente, Nro. 825, von

*) Man ſehe, was wir von dem Ipekati-apoa unter dem Aufſatz von der erzfarbigen Gans geſagt haben.

**) Man hat auf die Pfeifente den griechiſchen Namen Penelops bezogen, der wahrſcheinlich einer Ente mit fuchsrothem Kopfe angehört, den man aber aus demſelben

allen andern, deren Stimme heiſer und faſt krächzend iſt. Da ſie im Fluge und ſehr häufig pfeift, ſo hört man ſie oft und erkennt ſie von Weitem; ihren Flug nimmt ſie gewöhnlich des Abends und auch bei Nacht, ſie ſieht munterer aus als die andern Enten, und iſt ſehr flink und ſtets in Bewegung. Sie iſt nicht ſo groß wie die gemeine Ente und faſt von gleichem Wuchſe wie die Schaufelente. Ihr ſehr kurzer Schnabel iſt nicht dicker als der der Quakente, er iſt blau und an der Spitze ſchwarz. Das Gefieder iſt oben auf dem Halſe und auf dem Kopfe ſchön fuchsroth, der Scheitel iſt weißlich, der Rücken auf einem weißen Grunde mit kleinen ſchwärzlichen Linien in Zickzack fein gerändert und geſtickt; die erſten Bedeckungen bilden auf dem Flügel einen großen weißen Flecken und die folgenden einen kleinen erzgrünen Spiegel; der Unterleib iſt weiß, aber die beiden Seiten der Bruſt und die Schultern ſind ſchön purpurfuchſig. Dem H. Baillon zu Folge ſind die Weibchen etwas kleiner als die Männchen und bleiben immer grau, ohne wie die Weibchen der Schaufelenten, wenn ſie alt werden, die Farben ihrer Männchen anzunehmen. Dieſer eben ſo genaue als aufmerkſame und zu gleicher Zeit ſehr ſcharfſinnige Beobachter hat uns über die Waſſervögel mehr Thatſachen mitgetheilt, als alle die Naturgeſchichtſchreiber, die über ſie geſchrieben haben; durch anhaltende Beobachtungen hat er gefunden, daß die Pfeifente die langſchwänzige Ente, die er Penard nennt, die Schnarre und die Schaufelente grau zur Welt kommen und dieſe Farbe bis in den Februar

Grunde der Reiherente beilegen könnte. Den Penelops nennt man Phoinikolegnon, collum phoenicei coloris. Tzetzes zu Folge hatten dieſe Vögel, die durch die Barbarei ihres Vaters Ikarus ins Meer geworfene noch junge Penelope ans Ufer gebracht. Der Penelops iſt alſo ein Waſſervogel. Ausdrücklicher ſagt Plinius penelops ex anserino genere (lib. X cap. 22.) Da die große Verwandtſchaft der beiden Gattungen der Gans und der Ente leicht eine Verwechslung derſelben veranlaſſen kann und man beim Penelops einen Hals phoenicei coloris finden muß, was man unter den Gänſen nicht antrifft, ſo hindert uns nichts, dieſen Vogel unter den Entenarten zu ſuchen; aber zu entſcheiden, ob es wirklich die Pfeifente eher als die Reiherente ſei, ſcheinen die wenigen von den Alten uns hierüber hinterlaſſenen Angaben nicht möglich zu machen.

In einigen franzöſiſchen Landſchaften heißt die Pfeifente oignard in der Nieder-Pikardie oigne in der Nieder-Bretagne penru, was ſo viel wie Rothkopf bedeutet; an der Kroiſiſchen Küſte nennt man ſie moreton, ein Name, den man ſonſt der Murente beilegt, im Kataloniſchen Piulla, gegen Straßburg hin Schmey und Pfeifente, in Schleſien Pfeifentlein, im Schwediſchen Wri-and, im Engliſchen Whim, Wigeon, Common wigeon, Whewer.

*) H. Salerne ſcheint zu glauben, daß dieſes Pfeifen durch das Schlagen mit den Flügeln hervorgebracht würde, und der Reiſende Dampier hegt daſſelbe Vorurtheil; ſie irren ſich aber, es iſt eine wirkliche Stimme, ein, wie jedes andere Geſchrei, durch die Stimmritze hervorgebrachtes Pfeifen.

behalten, ſo daß man in dieſer erſten Zeit die Männchen von den Weibchen nicht unterſcheiden kann; aber zu Anfange März färben ſich ihre Federn und die Natur verleiht ihnen die Kräfte und Reize, welche zu der Jahreszeit der Liebe paſſen; ſie entkleidet ſie hierauf gegen Ende Juli dieſes Schmucks und die Männchen behalten von ihren ſchönen Farben nichts oder faſt gar nichts, und auf die Federn, welche ſie verſchönerten, folgen graue und düſtere, ihre Stimme ſogar verliert ſich ſo wie die der Weibchen, und alle ſcheinen 6 Monate des Jahres lang hindurch zum Schweigen wie zur Gleichgültigkeit verdammt zu ſein.

In dieſem traurigen Zuſtande reiſen dieſe Vögel im November zu ihrer langen Wanderung ab, und bei dieſem erſten Durchzuge fängt man ihrer viele. Es iſt wohl nicht möglich, alsdann die alten von den jungen zu unterſcheiden, beſonders bei den Penarden oder langſchwänzigen Enten, da in dieſer Art die graue Farbe der Bekleidung noch allgemeiner als in der andern iſt.

Wenn alle dieſe Vögel gegen Ende Februars oder im Anfange März nach dem Norden zurückkehren, ſind ſie mit ihren ſchönen Farben geſchmückt, und laſſen ſie unabläſſig ihre Stimme, ihr Pfeifen oder ihr Geſchrei vernehmen; die alten ſind ſchon gepaart und in unſern Sümpfen bleiben nur einige Schaufelenten zurück, deren Hecke und Brut man beobachten kann.

Die Pfeifenten fliegen und ſchwimmen immer kettenweiſe, jeden Winter kommen einige Schwärme durch die meiſten franzöſiſchen Landſchaften, ſelbſt durch die vom Meer entfernten, wie Lothringen und Brie; in größerer Anzahl aber kommen ſie über die Küſten und namentlich über jene der Pikardie.

„Die Nord- und Nordoſtwinde, ſagt H. Baillon, führen uns die Pfeifenten in großen Schwärmen zu, in der Pikardie kennt ſie das Volk unter dem Namen oignes. Sie verbreiten ſich über unſere Sümpfe, auf denen ein Theil den Winter zubringt, der andere begibt ſich weiter gegen Süden hin.

Bei Nacht ſehen dieſe Vögel ſehr gut, inſofern es nicht ganz dunkel iſt; ſie ſuchen dieſelbe Nahrung, wie die wilden Enten und eſſen wie dieſe Binſenkörner und andere Kräuter, Inſekten, Schalthiere, Fröſche und Würmer. Je rauher der Wind iſt, deſto mehr ſieht man die Enten umherirren. Ungeachtet des ſtürmiſchen Wetters halten ſie ſich viel am Meere, ſo wie an den Mündungen der Flüſſe auf, und ſind ſehr unempfindlich für die Kälte.

Sie ziehen regelmäßig mit den Südwinden gegen Ende März fort, und keine bleibt zurück. Meiner Meinung nach, begeben ſie ſich nach Norden, indem ich weder ihre Eier, noch ihre Neſter geſehen habe. Doch konnte ich bemerken, daß dieſer Vogel mit grauem Gefieder zur Welt kommt, und hinſichtlich deſſelben kein Unterſchied zwiſchen dem Männchen und Weibchen obwaltet; denn in den erſten Tagen der Ankunft dieſer Vögel, habe ich oft

noch faſt ganz graue Junge gefunden, welche nur zur Hälfte mit dem ihr Geſchlecht bezeichnenden Gefieder bedeckt waren.

Die Pfeifente, fügt H. Baillon hinzu, gewöhnt ſich leicht an das Haus; ſie frißt gerne Gerſten, Brot, und mäſtet ſich auf dieſe Weiſe. Sie bedarf viel Waſſer, in welchem ſie bei Tag wie bei Nacht tauſenderlei Caracolen macht. Ich habe deren mehrmals in meinem Hofe gehabt, und ſie haben mir ſtets ihrer Lebhaftigkeit wegen gefallen.

Die Gattung der Pfeifente findet ſich in Amerika, wie in Europa; wir haben mehrere Individuen von Louiſiana erhalten, unter dem Namen Jenſen=Ente, Nro. 955, und graue Ente.*)

Es ſcheint auch, daß man ſie unter dem Namen Wigeon, welchen ihr die Engländer geben, und unter der Benennung Vingeon oder Gingeon unſerer Einwohner von St. Domingo und Cayenne, kennt, und was zu beweiſen ſcheint, daß dieſe Vögel der heißen Klimata dieſelben wie unſere Pfeifente des Nordens ſind, iſt, daß man ſie in den mittlern Breiten wieder erkannt hat; zudem haben ſie dieſelben natürlichen Gewohnheiten, mit Ausnahme jener, welche das Klima mitbringt.

Deßohngeachtet wollen wir uns noch nicht über die Identität der Gattung der Pfeifente und des Vingeon von den Antillen ausſprechen. Unſere Zweifel in dieſer Hinſicht und über andere Gegenſtände würden aufgehellt ſein, wenn der Krieg, außer andern Verluſten, welche er die Naturgeſchichte empfinden ließ, uns nicht um eine Sammlung colorirter Zeichnungen der Vögel von St. Domingo gebracht hätte, welche durch den H. Chevalier Lefebvre Deshayes, Correspondent des Königl. Kabinettes, mit der größten Sorgfalt in dieſer Inſel ausgeführt wurden. Glücklicher Weiſe ſind uns die Memoiren dieſes eben ſo geiſtreichen als thätigen Beobachters in Duplicaten zugekommen, und wir können nichts beſſeres thun, als hier in der Erwartung, bis man wiſſen wird, ob dieſer Vogel in der That derſelbe wie unſere Pfeifente iſt, davon einen Auszug mittheilen.

Der Gingeon, ſagt der H. Chevalier Deshayes, welchen man in Martinique unter dem Namen Vingeon kennt, iſt von einer beſondern Entengattung, welcher, nicht wie die wilde Ente, die Reiſen von langer Dauer liebt, und welcher ſeine Züge gewöhnlich darauf beſchränkt, von einem Teiche oder Sumpfe zum andern zu ziehen, oder vielmehr ein Reisfeld zu verheeren, wenn er deren eines im Umkreiſe ſeines Aufenthaltes gefunden hat. Ein beſonderer Inſtinkt dieſer Ente iſt es, ſich bisweilen auf die Bäume zu

*) Zwiſchen der Jenſen=Ente von Louiſiana, ſo wie ſie hier abgebildet iſt, und unſerer Pfeifente werden wir dennoch mehrere Verſchiedenheiten bemerken; ſei es nun, daß dieſe Verſchiedenheiten ſich durch die der Klimata erklären können und müſſen, oder daß ſich in die Benennungen ein Irrthum eingeſchlichen hat.

ſetzen; aber, ſo viel ich dies bemerken konnte, geſchieht dies nur während heftigen Regens, und wenn der Ort, wo er während des Tages ſeinen Aufenthalt zu nehmen pflegte, ſo ſehr mit Waſſer überſchwemmt iſt, daß er daſelbſt keine Waſſerpflanze findet, um ihn zu bergen und zu ſchützen; oder endlich auch, wenn die Hitze ihn zwingt, in dem dichten Laub die Kühlung zu ſuchen.

Man wäre verſucht, den Vingeon für einen Nachtvogel zu halten, denn es iſt ſelten, ihn am Tage zu ſehen; aber ſobald die Sonne untergegangen iſt, kommt er aus den Schwertlilien und aus dem Rohr, um die Ufer der Teiche zu gewinnen, wo er umher ſtöbert und weidet, ſo wie die übrigen Enten. Es würde Mühe koſten, zu ſagen, womit er ſich am Tage beſchäftigt; es iſt zu ſchwierig ihn zu beobachten, ohne von ihm erblickt zu werden; doch iſt anzunehmen, daß, wenn gleich im Schilfe verborgen, er dennoch ſeine Zeit nicht mit Schlafen zubringt; man kann hierauf aus den zahmen Gingeons ſchließen, welche wie das andere Geflügel nur den Schlaf zu ſuchen ſcheinen, wenn ſie gänzlich gefüttert ſind.

Die Gingeons fliegen in Zügen wie die Enten, ſogar während der Brunſtzeit. Dieſer Inſtinkt, welcher ſie zuſammen hält, ſcheint durch die Furcht eingeflößt zu ſein, und man ſagt, daß ſie in der That wie die Gänſe immer eine Wache ausgeſtellt haben, während der übrige Theil des Haufens beſchäftigt iſt, ſeine Nahrung zu ſuchen. Sobald dieſe Wache irgend etwas bemerkt, gibt ſie alſogleich der Herde durch einen eigenthümlichen Schrei, welcher der Cadenz oder vielmehr dem Meckern ähnelt, davon Nachricht. Alsbald ſtellen die ſämmtlichen Enten ihr Geſchnatter ein, nähern ſich einander, wenden den Kopf, und ſehen und horchen. Läßt der Schrei nach, ſo begeben ſie ſich wieder an das Futter, wird aber das Signal verdoppelt und verkündet es eine wirkliche Gefahr, ſo wird durch einen ſcharfen und durchdringenden Schrei das Zeichen zum Aufbruch gegeben, und alle Gingeons flüchten ſich, indem ſie dem Warner folgen, welcher zuerſt den Aufflug beginnt.

Der Gingeon iſt ſchwatzhaft; wenn ein Trupp dieſer Vögel weidet oder umher ſtöbert, ſo hört man fortwährendes leiſes Gezwitſcher, welches ziemlich dem gezwungenen leiſen Gelächter eines Menſchen gleicht; dieſes Geſchnatter iſt ihr Verräther und gibt dem Jäger ihre Spur. Im Fluge befindet ſich unter dieſen Vögeln ebenfalls immer einer, welcher pfeift; und ſobald ſie ſich auf dem Waſſer niedergelaſſen haben, beginnt wieder ihr Geſchwätze.

Im Januar legen die Gingeons ihre Eier, aus welchen im März die Jungen kriechen. Ihre Neſter haben nichts bemerkenswerthes, als eine große Anzahl Eier. Die Neger ſind ſehr gewandt, dieſe Neſter auszuſpüren;

und die Eier, den Bruthennen untergelegt, geben ſehr leicht Junge; auf dieſe Weiſe erzieht man ſich zahme Gingeons, aber unſägliche Mühe würde es uns koſten, wollte man Gingeons zähmen, die auch nur einen Tag nach ihrer Geburt gefangen wurden; alsdann haben ſie ſchon ganz den wilden Charakter ihrer Alten, indem es auf der andern Seite ſcheint, daß die Hennen, welche Gingeons ausbrüten, dieſen Jungen einen Theil ihres geſelligen Charakters einflößen. Die jungen Gingeons beſitzen mehr Gewandtheit und Lebhaftigkeit, als die jungen Enten; ſie kommen mit einem braunen Flaum bedeckt zur Welt und wachſen ziemlich ſchnell; ſechs Wochen reichen hin, um ihnen ihre völlige Größe zu geben, und von da beginnen ihre Flügel zu wachſen.

So kann man ſich mit geringer Mühe zahme Gingeons aufziehen; aber nach der Erfahrung aller, welche deren aufgezogen haben, wird man vergeblich hoffen, daß ſie ſich im gezähmten Zuſtande unter einander vermehren; dennoch weiß ich mehrere zahme Gingeons, welche Eier gelegt und dieſelben ausgebrütet haben.

Es wäre ſehr vortheilhaft eine Haus-Race dieſer Vögel zu erhalten, denn ihr Fleiſch iſt köſtlich, beſonders jenes der gezähmten; es hat keineswegs den ſumpfigen Geſchmack, welchen man an den wilden tadeln kann, und das Intereſſe, welches man hätte, dieſe Gattung im wilden Zuſtande auszurotten oder zu verringern, wäre eine noch wünſchenswerthere Urſache, ſie an die Häuslichkeit zu gewöhnen; denn gar oft verheeren die Gingeons unſere Fluren, und die beſäeten Reisfelder in der Nähe der Teiche entgehen ſelten ihrer Verwüſtung; hier iſt es auch, wo die Jäger ſie im Mondſchein erwarten; man legt ihnen auch Schlingen und Angeln mit Erdwürmern angeſpießt.

Die Gingeons nähren ſich nicht nur von Reis, ſondern auch von allen andern Körnern, welche man dem Geflügel gibt, ſo wie Mais und die verſchiedenen Sorten von Landhirſe; ſie freſſen auch Gras, fangen kleine Fiſche, Krebſe und Krabben.

Ihr Schrei iſt ein eigentlicher Pfiff, welchen man ſo mit dem Munde nachahmen kann, daß dadurch ihre Heerden von der Weide angelockt werden. Die Jäger verfehlen daher auch nicht, dieſen Pfiff nachzuahmen, welcher hurtig alle Töne der Octave von der Tiefe bis zur Höhe durchläuft, indem er auf die letzte Note den Ton legt und dieſelbe anhält.

Noch kann man bemerken, daß der Gingeon, wenn er geht, den Schweif geſenkt nach der Erde trägt, ſo wie das Perlhuhn, aber wenn er ins Waſſer geht, erhebt er denſelben; auch iſt zu bemerken, daß ſein Rücken höher und gebogener iſt, als jener der Ente, daß ſeine Beine im Verhältniß länger ſind, daß ſein Auge lebhafter, ſein Bau feſter iſt, daß er ſich beſſer hält

und ſeinen Kopf wie die Gans hoch trägt, Eigenſchaften, welche vereint mit der Gewohnheit, ſich auf Bäume *) zu ſetzen, ihn ſtets unterſcheiden; zudem hat dieſer Vogel bei uns kein ſo dichtes Gefieder wie die Enten der kalten Ländern.

Anſtatt daß die Gingeons, fährt H. Deshayes fort, in unſern Hühnerhöfen verſucht hätten, ſich mit der Indiſchen Ente, oder mit der gemeinen Ente zu vermiſchen, ſo wie dieſe es unter ſich gethan, zeigen ſie ſich vielmehr als die erklärten Feinde alles Geflügels und machen Bündniß miteinander, wenn es ſich darum handelt, die Enten und Gänſe anzugreifen; es gelingt ihnen ſtets, dieſe zu verjagen und ſich in den Beſitz des ſtreitigen Gegenſtandes zu ſetzen, nämlich des Kornes, welches man ihnen vorwirft, oder des Sumpfes, wo ſie ſtöbern wollen; man muß bekennen, daß die Gingeons böſen und ſtreitſüchtigen Charakter beſitzen; aber da ihre Kraft nicht ihrer Leidenſchaft entſpricht, ſo iſt dennoch zu wünſchen, daß man dieſe Enten-Art, welche an Güte alle andere übertrifft, an die Häuslichkeit gewöhnen möchte. —

Der Hauben-Pfeifer.

Dieſe Pfeifente, Nro. 928, trägt einen Schopf und iſt wie unſere wilde Ente gewachſen. Sie hat den ganzen Kopf mit ſchönen rothen, ſchmalen, ſeidenartigen Federn bedeckt, welche ſich auf der Stirne erheben, und über dem Kopfwirbel einen Haarbüſchel, welcher dem Haarputze als Muſter hätte dienen können, wovon unſere Damen einige Zeit unter dem Namen Hériſſon die Mode angenommen hatten. Die Backen, die Kehle und der Halsſtreifen ſind roth, wie der Kopf; der untere Theil des Halſes, die Bruſt und der untere Körper ſind ſchwarz oder ſchwärzlich, und der Bauch leicht grau geflammt; in den Seiten und auf den Schultern findet ſich Weiß, und der Rücken iſt graubraun; der Schnabel und Augſtern ſind zinnoberroth.

Dieſe Gattung, wiewohl weniger gemein als die der Pfeifente ohne Schopf, iſt in unſerm Clima von mehrern Beobachtern geſehen worden.

Der Pfeifer mit rothem Schnabel und gelben Naslöchern.

Dieſer Gattung ſowie den vorhergehenden iſt die Benennung Pfeifer, wahrſcheinlich wegen des Pfeifens der Stimme oder des Schwirrens der Flügel gegeben worden. Wie dem auch ſei, wir nehmen, um ſie zu unter-

*) Wahrſcheinlich iſt es dieſe Gattung, welche in mehreren Berichten unter dem Namen Baum-Ente vorkommt.

**) H. Salerne gibt dieſer Gattung den Namen Moreton oder Molleton, welchen wir der Straußente beigelegt, ſo wie den des Rothbein, welcher der Löffel-Ente zukommt.

ſcheiden, die Benennung Pfeifer mit rothem Schnabel an, welche Edwards ihr gegeben hat, und fügen noch das Merkmahl der gelben Naslöcher hinzu, um ſie von der vorhergehenden zu trennen, welche gleichfalls einen rothen Schnabel hat. Dieſer Pfeifer, Nro. 826, iſt von einer hohen Geſtalt, aber nicht dicker als die Morelle.

Ohne mit lebhaften und glänzenden Farben geziert zu ſein, iſt er doch in ſeiner Art ein ſchöner Vogel: ein Kaſtanienbraun, welches ſich über den Rücken ausdehnt, iſt mit Hellroth oder Dunkel-Orange gewölkt; der Unterhals trägt dieſelbe Farbe, welche auf der Bruſt in Grau übergeht; die Farbe der Flügelbedeckungen, welche auf den Schultern ſchwach roth iſt, nimmt ein helles Aſchgrau und ſodann ein reines Weiß an; ſeine Schwungfedern ſind ſchwarz bräunlich und haben Weiß in der Mitte von der äußern Seite; der Bauch und der Schweif ſind ſchwarz; der Kopf iſt mit einer röthlichen Calotte verſehen, welche ſich in einem langen ſchwärzlichen Streifen nach der Höhe des Halſes zieht; der ganze Umkreis des Geſichtes und der Kehle beſteht aus grauen Federn.

Zufolge H. Briſſon findet ſich dieſe Gattung in dem nördlichen Amerika; nichts deſto weniger haben wir dieſelbe aus Cayenne erhalten.

Der Pfeifer mit ſchwarzem Schnabel.

Wir nehmen hier gleichfalls die Benennung Edwards an, weil die Andeutung des Klimas auf dem colorirten Kupfer, Nro. 804, und in dem Werke des H. Briſſon dieſe Gattung eben ſo wenig, wie die vorhergehenden unterſcheiden läßt, indem es ſcheint, daß beide ſich in dem nördlichen Amerika und auf den Antillen vorfinden. Die Beine und der Hals ſcheinen bei dieſen beiden Gattungen verhältnißmäßig länger, als bei den andern Enten; dieſer hier hat einen ſchwarzen oder ſchwärzlichen Schnabel, ſein Gefieder iſt auf einem braunen Grunde mit röthlichen Federn geflammt, der Hals iſt mit kleinen weißen Streifen punktirt, die Stirn und die Kopfſeiten hinter den Augen ſind roth gefärbt, und die ſchwarzen Federn auf den Kopfſpitzen erheben ſich nach hinten zu in einen Schopf.

Zufolge Hans Sloane ſetzt ſich dieſer Vogel, den man ſehr häufig in Jamaika trifft, auf und läßt ein Gepfeife hören. Barrere ſagt, daß er auf Guiana ein Zugvogel iſt, welcher in den Savannen weidet, und köſtliches Fleiſch hat.

Der Chipeau oder Ridenne.

Der Chipeau, Nro. 958, iſt nicht ſo groß, als unſere wilde Ente. Sein Kopf iſt fein punktirt mit Schwarzbraun und Weiß, wobei jedoch das Schwarze auf dem Oberkopfe und Oberhals vorherrſcht; die Bruſt iſt reichlich feſtonnirt oder geſchuppt, und der Rücken und die Seiten ſind mit dieſen beiden

Farben durchwunden, auf den Flügeln ſind drei Flecken oder Streifen, der eine weiß, der zweite ſchwarz und der dritte röthlich kaſtanienbraun. H. Baillon hat bemerkt, daß der Chipeau von allen Enten diejenige iſt, welche am längſten die ſchönen Farben ihres Gefieders behält, endlich aber doch auch, nach der Brunſtzeit, wie die andern eine graue Farbe annimmt. Seine Stimme gleicht viel jener der wilden Ente, ſie iſt weder heiſerer, noch ſchreiender, obwohl Gesner ihn durch den Namen anas strepera charakteriſiren zu wollen ſcheint, und dieſer Name auch von den Ornithologen angenommen iſt.

Der Chipeau hat eben ſo viel Gewandtheit, unterzutauchen, als zu ſchwimmen; und er weicht dem Schuſſe aus, indem er ſich unter das Waſſer birgt. Er ſcheint furchtſam, und fliegt bei Tage wenig; er hält ſich in den Binſen gekauert, und ſucht ſeine Nahrung nur ſehr frühe Morgens und Abends bis in die Nacht: man hört ihn alsdann in Geſellſchaft der Pfeifer fliegen, und wie dieſe hält er an den Ruf der zahmen Enten. Die Chipeaus, welche wir Ridennes nennen, ſagt H. Baillon, kommen mit dem Nordoſtwind im November an unſere Küſte der Picardie, und wenn dieſe Winde anhalten, verweilen ſie nur kurze Zeit und fliegen weiter. Gegen Ende Februar ſieht man ſie bei dem erſten Südwinde nach Norden zurückkehren.

Das Männchen iſt ſtets ſtärker und ſchöner als das Weibchen, es hat wie die männliche Pfeifente den untern Schweif ſchwarz, da ſich hingegen bei den Weibchen dieſer Theil des Gefieders von grauer Farbe zeigt.

Sie gleichen ſich viel in allen Gattungen, doch läßt ein wenig Uebung ſie leicht erkennen. Die röthlichen Chipeaus werden im Alter ſehr roth.

Der Schnabel dieſes Vogels iſt ſchwarz, ſeine Füße lehmfarbig ſchmutzig gelb, mit ſchwarzer Haut, ſo wie die obere Verbindung jedes Krallengelenkes. Das Männchen hat zwanzig Zoll vom Schnabel bis zum Schweif, und 19 Zoll bis zum Ende der Krallen; ſeine Flugweite hat 30 Zoll, das Weibchen differirt in dieſen Meſſungen ungefähr 15 Linien.

Ich füttere in meinem Hofe, führt H. Baillon fort, ſeit mehreren Monaten zwei Chipeaus, Männchen und Weibchen; ſie wollen kein Korn freſſen, und leben nur von Kleie und eingeweichtem Brod. Ebenſo beſaß ich auch wilde Enten, welche ſich weigerten, Korn zu freſſen, dahingegen beſaß ich andere, welche ſeit dem erſten Tage ihrer Gefangenſchaft von Gerſte lebten. Dieſe Verſchiedenheit kommt, wie es mir ſcheint, von den Orten, wo dieſe Vögel geboren wurden: diejenigen, welche aus den unbewohnten Sümpfen Nordens kommen, konnten weder Korn, noch Gerſte kennen, und es iſt nicht auffallend, daß ſie beſonders in den erſten Tagen ihrer Haft, eine Nahrung verſchmähen, welche ſie niemals zu kennen die Gelegenheit hatten; ſolche hingegen, welche in kultivirten Gegenden geboren wurden, werden ſchon in

der Jugend von den Alten bei Nacht auf die Felder geführt; dort treffen ſie Korn, und kennen es recht wohl, wenn man es ihnen im Hofe vorwirft, dahingegen andere ſich oft vor Hunger tödten, obgleich ſie anderes Geflügel vor ſich haben, welches, indem es das Korn auffrißt, ſie den Gebrauch dieſer Nahrung lehrt.

Die Löffelente oder das Rothfüßel.

Die Löffelelente, Nro. 971, iſt bemerkenswerth durch ihren großen, breiten ſtumpfen, abgerundeten Schnabel, welche am Ende in Form eines Löffels ausgedehnt iſt, welches ihr die Namen Löffelente, Spatelente und den Beinamen Platyrhinchos gegeben hat, durch welchen ſie bei den Ornithologen bezeichnet und von den zahlreichen Arten dieſer Gattung unterſchieden wird. Sie iſt ein wenig kleiner, als die wilde Ente. Ihr Gefieder iſt ſehr farbenreich und ſcheint das Epithet ſehr ſchön zu verdienen, welches Ray ihr gibt: der Kopf und die obere Hälfte des Halſes ſind ſchön grün, die Flügeldecken in der Nähe der Schultern zart blau, die folgenden ſind weiß, und die letztern bilden auf dem Flügel einen grünen bronzirten Spiegel; dieſelben Farben zeigen ſich, aber ſchwächer, auf dem Flügel des Weibchens, welches im übrigen nur dunkle Farben von Weißgrau und Röthlich trägt, welche ſchwärzlich geſchuppt und gezackt ſind; die Bruſt und der Unterhals des Männchens ſind weiß, und der ganze untere Theil des Körpers iſt ſchön roth; jedoch findet man deren auch mit weißem Unterleib. H. Baillon verſichert uns, daß die alten Löffelenten, ſowie die alten Chipeaus bisweilen ihre ſchönen Farben behalten, und ihnen gleichzeitig bunte Federn mit den grauen wachſen, mit denen ſie ſich jährlich nach der Brutzeit befiedern; und er erwähnt mit Grund, daß dieſe Eigenheit bei den Chipeaus zu Irrungen und Vermehrungen der Nomenclatur in der Zahl dieſer Vögel-Gattung Anlaß geben konnte; auch ſagt er, daß ſehr alte Weibchen, welche er geſehen, gleich wie die Männchen, auf den Flügeln Farben gehabt; daß aber während des erſten Altersjahres dieſe Weibchen alle grau ſeien; übrigens behält ihr Kopf immer dieſe Farbe. Hier erwähnen wir noch die guten Bemerkungen, welche er die Güte hatte uns über die Löffelente ins Beſondere mitzutheilen.

Die Schnabelgeſtalt dieſes ſchönen Vogels, bemerkt H. Baillon, zeigt ſeine Lebensweiſe an; dieſe beiden breiten Kiefer haben den Rand mit einer Art Gezahn oder Franſe beſetzt, welcher, indem er nur den Schlamm durchläßt, die Gewürme, kleinen Inſekten und Schalthiere zurückhält, welche ſie in den Sümpfen und den Ufern aufſucht; andere Nahrung hat ſie nicht.*)

*) Hierzu müſſen noch die Fliegen gezählt werden, welche die Löffelente geſchickt fängt, indem ſie über das Waſſer fliegt; woher ſie auch die Namen Muggent und anas muscaria hat, welche ihr Gesner gibt.

Ich habe deren mehrmals gegen Ende Winters und während der Froſtzeit geöffnet und niemals Gras in ihrem Behälter gefunden, obſchon der Mangel an Inſekten ſie zu dieſer Nahrung hätte zwingen können: man findet ſie alsdann nur in der Nähe der Quellen; dorten magern ſie ſehr ab, aber im Frühling erholen ſie ſich wieder durch den Genuß der Fröſche. Die Löffelente ſtöbert unaufhörlich, beſonders am Morgen und Abend, und ſogar bis tief in die Nacht. Ich glaube, ſie ſieht im düſtern, wenn es nicht total dunkel iſt. Sie iſt wild und traurig; man gewöhnt ſie nur mit Mühe an die Häuslichkeit; ſie verſchmäht beſtändig Brod und Korn; ich habe deren eine große Anzahl beſeſſen, welche ſtarben, nachdem ſie lange embequirt worden waren, ohne daß man ſie lehren konnte von ſelber zu freſſen. Gegenwärtig beſitze ich deren zwei in meinem Garten; ich habe ſie vor mehr als 14 Tagen embequirt; nun leben ſie von Brod und kleinen Krabben, ſchlafen faſt den ganzen Tag, und kauern ſich wider den Rand des Buchſes, am Abende laufen ſie viel und baden ſich mehrmal während der Nacht. Es iſt Schade, daß ein ſo ſchöner Vogel nicht die Lebhaftigkeit der Kriechente oder Brandente beſitzt, und kein Bewohner unſerer Geflügelhöfe werden kann.

Die Löffelenten kommen gegen Februar in unſere Bezirke; ſie verbreiten ſich in den Sümpfen und ein Theil legt daſelbſt alljährlich; ich vermuthe, daß die übrigen nach Süden ziehen, weil dieſe Vögel nach den erſten Nordwinden, welche im März wehen, hier rar werden; diejenigen, welche im Lande geboren ſind, verlaſſen daſſelbe gegen den Monat September. Es iſt ſelten, deren den Winter hindurch zu haben, woraus ich ſchließe, daß ſie die Kälte fürchten und fliehen.*)

Sie niſten hier an denſelben Stellen wie die Kriechente; ſie wählen, wie dieſe, in unzugänglichen Plätzen dicke Binſenſträuche und bauen ſich daſelbſt auf dieſelbe Weiſe ein Neſt; das Weibchen legt hier 10 bis 12 blaßröthliche Eier. Es brütet dieſelben, wie mir Jäger ſagten, während 28 bis 30 Tage; doch glaube ich, daß das Brüten nur 24 bis 25 Tage währt, weil dieſer Vogel, hinſichtlich der Taille, die Mitte zwiſchen den Enten und den Kriechenten hält.

Die Jungen kommen, wie die Enten, grau gefleckten Flaums zur Welt, und ſind ganz beſonders häßlich; ihr Schnabel iſt alsdann faſt eben ſo breit wie ihr Körper, und ſein Gewicht ſcheint ihnen läſtig zu ſein; ſie halten ihn faſt immer gegen die Bruſt geſtützt. Sie laufen und ſchwimmen, ſobald als ſie zur Welt kommen; die Alten führen ſie und ſcheinen ihnen ſehr zugethan; beſtändig haben ſie Acht auf den Raubvogel; bei dem geringſten

*) Sie verfehlen nicht, ſich im Sommer ziemlich nach Norden zu begeben, da, zufolge H. Linné, man deren in Scandinavien und Gothland ſieht.

Geräuſch kauert ſich die Familie ins Gras, und die Alten eilen zum Waſſer, worin ſie untertauchen.

Die jungen Löffelenten werden Anfangs grau, wie die Weibchen; in der erſten Mauſe bekommen ſie ihr ſchönes Gefieder, welches jedoch erſt bei der zweiten glänzend wird.

Was die Farbe des Schnabels anbelangt, ſo ſind die Beobachter hierüber nicht einig: Ray ſagt, daß er ganz ſchwarz, Gesner verſichert in Aldrovande, daß die obere Decke gelb, Aldrovande, daß er braun ſei. Dies alles beweiſt, daß die Farbe des Schnabels mit dem Alter, oder nach Umſtänden, wechſelt.

Schwenckfeld vergleicht den Flügelſchlag der Löffelenten mit dem Geräuſch der Klapperſchote, und Hebert, welcher uns den Schrei dieſes Vogels beſchreiben will, ſagt, daß er ihn nicht beſſer, als mit der Raſſel, vergleichen könne, welche man in abgebrochenem Schwingen mit der Hand umdreht. Es iſt möglich, daß Schwenckfeld die Stimme mit dem Flügelſchlag verwechſelt hat. Endlich iſt die Löffelente die beſte und köſtlichſte von allen Enten; im Winter ſetzt ſie viel Fett an; ihr Fleiſch iſt zart und ſaftig; man ſagt, es ſei immer roth, wenn gleich gekocht, und aus dieſem Grunde heißt ſie wohl auch Rothfüßel, beſonders in der Pikardie, wo man in den vielen Sümpfen, welche ſich von der Gegend bei Soiſſons bis ans Meer ziehet, eine Menge dieſer Vögel tödtet.

Briſſon gibt, zufolge der Ornithologen, eine Verſchiedenheit der Löffelenten an, deren Unterſchied darin beſteht, daß der Bauch anſtatt kaſtanienroth zu ſein, weiß iſt.

Der Yacapatlahoac von Fernandes, eine Ente, welche dieſer Naturforſcher durch ihren ſonderbar abgeſtumpften Schnabel und durch die drei Farben characteriſirt, welche ihre Flügel eintheilen, ſcheint uns zu der Gattung der Löffelenten gezählt werden zu müſſen, zu welcher wir auch den Tempatlahoac deſſelben Autors rechnen, aus welcher Briſſon ſeine wilde Ente aus Mexico gemacht hat, obgleich bei Vergleichung der charakteriſtiſchen Züge, bei der Benennung **avis latirostra**, welche ihr Nieremberg gibt, und bei der Sorge, welche Fernandes trägt, zu bemerken, daß mehrere dem Yacapatlahoac denſelben Namen Tempatlahoac geben, er bemerken konnte, daß es ſich hier nur von einem und demſelben Vogel handele; und wir glauben unſere Behauptung um ſo mehr begründet, als die Beobachtungen des H. Doktor Mauduit uns keinen Zweifel über das Vorhandenſein der Gattung der Löffelente in Amerika laſſen. Die Thiere dieſer Art, ſagt er, gleichen ſich in Europa nicht gänzlich an Gefieder; einige haben in ihrer Bedeckung eine Miſchung grauer Federn, welche ſich nicht bei den andern findet. Bei ſieben oder acht Löffelenten, welche aus Luiſiana geſendet wurden, habe ich

am Geſieder dieſelbe Verſchiedenheit bemerkt, welche man bei einer gleichen Anzahl findet, die zufällig in Europa getödtet ſind; und dieſes beweiſt, daß die europäiſche Löffelente und jene aus Amerika vollkommen eine und dieſelbe Gattung ſind.*)

Die Ente mit langem Schweif von Terre=neuve.

Dieſe Ente, von der vorhergehenden durch das Geſieder ſehr verſchieden, hat mit ihr nur durch die beiden langen Spitzen Aehnlichkeit, welche ihr ebenfalls über den Schweif ragen.

Die colorirte Abbildung, welche Edwards von dieſem Vogel gibt, zeigt braune Punkte auf den Theilen des Geſieders, wo die Ente von Miclon auf den gefärbten Zeichnungen Nr. 1008, ſchwarze hat. Nichts deſto weniger erkennt man dieſe beiden Vögel an den beiden langen Streifen, welche über ihren Schweif ragen, ſo wie an der ſchönen Vertheilung ihrer Farben, als zu derſelben Gattung gehörig; der Kopf und der Hals bis zur Höhe der Bruſt und des Rückens iſt weiß; ſie hat nur einen orangegelben Streifen, welcher ſich von den Augen längs den beiden Seiten des Halſes hernieder zieht; der Bauch, ſo wie zwei Büſchel langer und ſchmaler Federn, welche zwiſchen dem Rücken und den Flügeln liegen, ſind von demſelben Weiß, wie der Kopf und Hals; der übrige Theil des Geſieders iſt ſchwarz, ſo wie auch der Schnabel; die Füße ſind ſchwärzlich roth, und man bemerkt einen kleinen Hautrand, welcher ſich äußerlich längs der innern Kralle und unterhalb der hintern kleinen Kralle hinzieht. Die Länge der beiden Schwanzſtreifen vermehrt die Größe dieſer Ente, aber in ihrer Dicke kömmt ſie kaum der gewöhnlichen Ente gleich.

Edwards vermuthet mit allem Scheine der Richtigkeit, daß ſeine Ente mit langem Schweife von der Hudſons=Bai, das Weibchen von dieſer hier ſei; die Geſtalt, die Figur und ſogar das Geſieder ſind faſt dieſelben; nur iſt der Rücken von dieſer weniger in Weiß und Schwarz abwechſelnd, und im Ganzen iſt das Geſieder brauner.

Das Individuum, welches uns das Weibchen ſcheint, wurde in der Hudſons=Bai gefangen, und das andere in Terre=neuve getödtet; und da dieſelbe Gattung ſich in der Navelda der Isländer und des Wormius wiedererkennt, ſo ſcheint es, daß dieſe Gattung, wie mehrere andere dieſes Geſchlechtes, Bewohner der entfernteſten nördlichen Gegenden iſt. Sie findet ſich in der nördlichen Spitze von Aſien; denn man erkennt ſie in dem Sawki der Kamtſchadalen, welche ſie auch Kiangitſch oder Acangitſch, das heißt Diakonus nennen, weil ſie finden, daß dieſe Ente wie ein ruſſiſcher

*) Note von dem H. Doktor Maudiut mitgetheilt.

Diakonus ſingt; woher es ſcheint, daß ein ruſſiſcher Diakonus wie eine Ente ſinge.

Die Brandente.

Wir glauben die Meinung begründet, daß der Chenalopen oder Vulpanſer (Fuchsgans) der Alten, derſelbe Vogel wie die Brandente, Nr. 53, ſei.

Belon hat über die Annahme dieſer Bezeichnung gezögert und ſogar geſchwankt; nichts deſto weniger kann man doch, aus einem Attribut der Natur, welches beſtimmter als alle gelehrte Muthmaßungen iſt, erkennen, daß dieſe Namen ausſchließlich dem Vogel zukommen, von welchem es ſich gegenwärtig handelt; indem die Fuchsente die Einzige iſt, in welcher man eine beſondere und auffallende Aehnlichkeit mit dem Fuchſe trifft, welche darin beſteht, ſich wie dieſer in eine Höhle zu verbergen. Ohne Zweifel hat man wegen dieſer natürlichen Gewohnheit die Brandente mit dem Namen Fuchsente bezeichnet, und nicht nur übernachtet dieſer Vogel in den Höhlen, welche er den Kaninchen ſtreitig macht, ſondern er macht auch in denſelben ſein Neſt.

Aelian ſchreibt auch dem Vulpanſer den Inſtinkt zu, ſich wie das Rebhuhn dem Jäger zu überliefern, um ſeine Jungen zu retten; dieſes war auch die Meinung des ganzen Alterthums, und die Aegypter, welche dieſen Vogel zu den heiligen Thieren rechneten, ſtellten ihn in ihren Hieroglyphen als das Symbol einer edelmüthigen Mutter dar. In der That wird man durch unſere Beobachtungen die Brandente dieſelben Züge mütterlicher Liebe und Ergebenheit beweiſen ſehen.

Die Bezeichnungen, welche dieſem Vogel in den nördlichen Sprachen gegeben wurden, Fuchs-Gans oder Fuchs-Ente, angelſächſiſch Bergander, engliſch Burrough-Duck, beweiſen nicht minder als ſein alter Namen die merkwürdige Gewohnheit, während der ganzen Brütezeit in Erdgruben zu wohnen. Dieſe letztern Namen bezeichnen die Brandente (Taborne) ſogar genauer als der Name Vulpanſer, indem ſie dieſelbe mit dem Geſchlecht der Enten vereinigen, wozu ſie auch gehört, und nicht zu demjenigen der Gänſe. Sie iſt in Wahrheit ein wenig größer als die gemeine Ente, und hat die Beine etwas höher; aber im Uebrigen ſind ihre Geſtalt, ihr Gang denen dieſer gleich, und der Unterſchied findet ſich nur im Schnabel, welcher erhabener iſt, und in den Farben des Gefieders, welche lebhafter und ſchöner ſind, und, von weitem geſehen, den größten Glanz beſitzen. Dieſes ſchöne Gefieder iſt durch große Maſſen in drei Farben, Schwarz, Weiß und Zimmetbraun, getheilt. Der Kopf und der Hals, bis zur Mitte ſeiner Länge, ſind grünſcheinend ſchwarz, der Unterhals iſt mit einem Streifen umgeben, unterhalb befindet ſich ein breiter zimmetbrauner Bogen, welcher die Bruſt bedeckt, und

einen Strich über dem Rücken bildet. Dieſe helle Farbe bekleidet den Unterleib; unterhalb der Flügel, zur Seite des Rückens, befindet ſich ein ſchwarzer Streifen auf weißem Grunde; die großen und mittlern Schwungfedern ſind ſchwarz; die kleinen haben denſelben Grund, aber ſie ſind glänzend und ins Grüne ſpielend; der äußere Rand der drei Schwungfedern in der Nähe des Körpers iſt zimmetbraun, und der innere iſt weiß; die großen Decken ſind ſchwarz und die kleinen weiß. Das Weibchen iſt auffallender kleiner als das Männchen, welchem es übrigens ſogar hinſichtlich der Farben gleicht; man bemerkt nur, daß bei ihm der grünliche Widerſchein des Kopfes und der Flügel weniger glänzend iſt, als bei dem Männchen.

Der Flaum dieſer Vögel iſt ſehr fein und zart; die Füße und Haut ſind fleiſchfarbig, der Schnabel iſt roth, aber der Falz dieſes Schnabels ſo wie die Naſelöcher ſind ſchwarz, ſeine Form iſt, wie bereits geſagt, eingedrückt; denn da der obere Theil nahe beim Kopfe ſehr gebogen iſt, über den Naſelöchern in einen concaven Bogen ausgehöhlt, welcher ſich am Ende wie ein abgerundeter Löffel horizontal erhebt, und mit einer ziemlich tiefen, halb zirkelförmigen Fuge begrenzt iſt, ſo bildet die Röhre bei ihrer Spaltung eine doppelte Bauchung.

Plinius lobt das Fleiſch der Brandente und ſagt, daß die alten Bretonen kein beſſeres Wildpret kannten. Atheneus gibt ihren Eiern hinſichtlich der Schönheit den zweiten Rang, nach jenen des Pfauen. Es hat alle Wahrſcheinlichkeit, daß die Griechen Brandenten aufzogen, da Ariſtoteles bemerkt, daß ſich klare in der Zahl ihrer Eier befänden. Wir hatten weder Gelegenheit das Fleiſch, noch die Eier der Brandente zu koſten.

Es ſcheint, daß die Brandenten ſich in den kalten wie in den gemäßigten Ländern finden, und daß ſie ſich bis in die auſtraliſchen Gegenden begeben haben; jedoch hat ſich die Gattung nicht gleichmäßig an allen Küſten der nördlichen Regionen verbreitet.

Obſchon man den Brandenten den Namen Meerenten gegeben hat, und ſie auch vorzugsweiſe gerne die Ufer des Meeres bewohnen, ſo findet man deren doch auch bei Flüſſen und Seen, welche ziemlich tief im Lande ſind; aber der große Haufen verläßt die Küſten nicht; jedes Frühjahr kommen einige Truppen bei jenen der Picardie an, und hier war es, wo H. Baillon, einer unſerer beſten Correſpondenten, die natürlichen Gewohnheiten dieſer Vögel beobachtete, über welche er folgende Mittheilungen machte.

Der Frühling, ſagt Hr. Baillon, bringt uns die Brandenten, aber ſtets in kleiner Zahl. Sobald ſie angekommen ſind, verbreiten ſie ſich in den Sandebenen in der Nähe des Meeres; man ſieht jedes Paar in den Gehegen, welche hier verbreitet ſind, umherirren und ſich eine Wohnung unter den Kaninchen ſuchen. Bei der Aufſuchung dieſer Art Wohnungen findet

wahrſcheinlich viele Wahl ſtatt, denn ſie begeben ſich wohl in hundert der-ſelben, ehe ſie eine finden, welche ihnen behagt. Man hat bemerkt, daß ſie nur ſolche Höhlen wählen, die höchſtens ein und eine halbe Toiſe tief, nach hinten durchbohrt ſind und deren nach Süden gelegener Eingang von der Höhe einer entfernten Dünne bemerkt werden kann.

Die Kaninchen überlaſſen dieſen fremden Gäſten den Platz und kehren nicht mehr zurück.

Die Brandenten machen in dieſe Löcher kein Neſt; das Weibchen legt ſeine erſten Eier auf den nackten Sand, und wenn das Legen beendet iſt, welches bei den Jungen von 10 bis 12, bei den Alten von 12 bis 14 ſteigt, bedeckt es die Eier mit einem weißen, ſehr dichten Flaum, den es ſich ausrupft.

Während der ganzen Brütezeit, welche ſich auf 30 Tage beläuft, ver-weilt das Männchen beſtändig auf der Düne, und entfernt ſich von da nur zwei bis dreimal im Tage, um am Meere ſeine Nahrung zu ſuchen. Am Morgen und Abend verläßt das Weibchen die Eier wegen deſſelben Bedürfniſſes; alsdann begibt ſich, beſonders am Morgen, das Männchen in die Höhle und kehrt wieder zu ſeiner Düne zurück, wenn das Weibchen heimkommt.

Sobald man im Frühling eine Brandente alſo auf der Schildwache findet, iſt man gewiß davon, das Neſt zu treffen; hierzu genügt es die Zeit abzuwarten, wo dieſelbe ſich in die Höhle begibt. Wird ſie es jedoch ge-wahr, ſo fliegt ſie auf die entgegengeſetzte Seite, und erwartet das Weib-chen am Meere. Kehren ſie zurück, ſo fliegen ſie lange Zeit über der Höhle, bis der Gegenſtand ihrer Beſorgniß ſich entfernt hat.

Den folgenden Tag, nachdem die Brut ausgekrochen iſt, führen die Al-ten ihre Jungen zum Meere, und richten es dabei ſo ein, daß ſie dort gewöhnlich ankommen, wenn Fluth iſt. Dieſe Vorſicht gewährt den Jungen den Vortheil, daß ſie daſelbſt früher ankommen, und ſeit dieſem Augenblick erſcheinen ſie nicht mehr auf dem Lande. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie dieſe Vögel in den erſten Tagen ihrer Geburt ſich in einem Elemente auf-halten können, deſſen Wellen ſo oft die Alten jeder Gattung tödten.

Wenn ein Jäger der Brut auf ihrem Wege begegnet, ſo ergreifen die Alten die Flucht; das Weibchen ſtellt ſich zu ſtürzen und auf hundert Schritte zu fallen, es ſchleppt ſich auf dem Bauche dahin, indem es mit ſeinen Flü-geln den Boden ſchlägt, und lockt durch dieſe Liſt den Jäger nach ſich; die Jungen bleiben unbeweglich bis zur Rückkehr ihrer Verfolger, und man kann, wenn man darüber herfällt, ſie alle fangen, ohne daß eines einen Schritt zur Flucht wagt.

Von allen dieſen Thatſachen war ich Augenzenge; ich habe mehreremale

die Eier der Brandenten ausheben ſehen und ſelber ausgehoben. Hierzu bohrt man in den Sand, nach der Richtung der Höhle, bis ans Ende; dort findet man die Mutter auf den Eiern; man bringt ſie, bedeckt mit dem Flaum, welcher ſie umgibt, in einem dicken wollenen Stoffe fort und legt ſie unter ein Entweibchen; dieſe zieht die kleinen Fremdlinge mit vieler Sorgfalt auf, vorausgeſetzt, daß man die Vorſicht beobachtet hat, ihr keines ihrer eigenen Eier zu laſſen. Die kleinen Brandenten haben bei der Geburt einen weißen und ſchwarzen Rücken, einen ſehr weißen Bauch, und dieſe niedlichen Farben geben ihnen ein hübſches Anſehen; aber bald verlieren ſie dieſe erſte Bekleidung und werden grau; alsdann ſind der Schnabel und die Füße blau. Gegen den September beginnen ihre ſchönen Federn ſich zu zeigen; aber erſt im zweiten Jahre haben dieſelben ihren vollkommenen Glanz.

Ich habe Grund zu glauben, daß das Männchen erſt im zweiten Jahre zur Zeugung tauglich iſt; denn alsdann erſt erſcheint der blutrothe Knoten, welcher ihren Schnabel in der Brunſtzeit ſchmückt, und ſich nach dieſer Periode wieder verliert. Folglich ſcheint dieſe neue Art der Produktion in gewiſſer Verbindung mit den Zeugungstheilen zu ſtehen.

Der wilde Taborn lebt von Meerwürmern oder Heuſchrecken, welche ſich da zu Tauſenden finden, und ohne Zweifel auch von dem Laich der Fiſche und kleinern Muſchelthiere, welcher mit dem Schaume über dem Meere ſchwimmt; die erhöhte Bildung ſeines Schnabels verſchafft ihm vielen Vortheil, indem er, ſo zu ſagen, dieſe verſchiedenen Subſtanzen vom Meere viel leichter, als die Ente abſchäumt.

Die jungen Brandenten, welche von einer Ente aufgezogen wurden, gewöhnen ſich leicht an die Häuslichkeit und leben, wie die Enten, im Geflügelhofe: man füttert ſie mit Korn und Brodkrumme. Man ſieht die Brandenten niemals in Schaaren, ſo wie die Enten, Kriechenten und Pfeifer: nur das Männchen und Weibchen verlaſſen ſich nicht; man ſieht ſie immer beiſammen, ſei es auf dem Meere oder auf dem Sande; ſie genügen ſich gegenſeitig und ſcheinen bei ihrer Paarung ein unauflösliches Bündniß geſchloſſen zu haben; zudem zeigt das Männchen ſich ſehr eiferſüchtig. Aber ungeachtet der Hitze dieſer Vögel in der Liebe, konnte ich doch von keinem Weibchen ein Neſt voll Eier erlangen; ein einziges legte einige Eier auf gut Glück, aber ſie waren unfruchtbar; ihre gewöhnliche Farbe iſt ſanft blond ohne irgend einen Flecken; ſie ſind ſo groß wie jene der Enten, aber runder.

Die Brandente iſt einer ſonderbaren Krankheit unterworfen: der Glanz ihres Gefieders verlöſcht, es wird ſchmutzig und oeligt, und nach einem monatlangen Siechthum ſtirbt der Vogel. Neugierig, die Urſache dieſer Krank-

heit zu kennen, habe ich deren mehrere eröffnet; ich habe ihr Blut zerſetzt gefunden und die vorzüglichſten Eingeweide mit einem rothen, klebrigten und ſtinkenden Waſſer angefüllt. Ich ſchreibe dieſe Krankheit dem Mangel an Seeſalz zu, welches ich dieſem Vogel, wenigſtens von Zeit zu Zeit, nöthig glaube, um durch ſeine Schärfe die Röthe ſeines Blutes zu zertheilen und deſſen Vereinigung mit dem Blutwaſſer zu unterhalten, indem es die zähen Säfte auflöſt, welche die Körner, wovon er ſich nährt, im Innern anhäufen.

Dieſe ausführlichen Beobachtungen des H. Baillon laſſen uns nur noch Weniges zu der Geſchichte dieſer Vögel hinzufügen, von denen wir ein Paar unter unſern Augen aufziehen ließen. Sie ſchienen uns nicht wilder Natur, ſie ließen ſich leicht fangen; man hielt ſie in einem Garten, wo man ihnen am Tage die Freiheit ließ, und wenn man ſie fing und in der Hand hielt, machten ſie faſt keine Anſtrengung, um zu entweichen. Sie fraßen Brod, Kleie, Korn, und ſogar Pflanzen- und Strauchblätter. Ihr gewöhnliches Geſchrei iſt dem der Ente ziemlich ähnlich, aber es iſt weniger anhaltend und viel ſeltener, denn man hört ſie nur wenig ſchreien. Sie haben noch einen zweiten, viel ſchwächeren, obſchon durchdringenderen Schrei uute, uute, welchen ſie hören laſſen, wenn man ſie roh anfaßt, und welcher nur der Ausdruck der Furcht zu ſein ſcheint. Sie baden ſich ſehr oft, und beſonders bei gelindem Wetter, ſo wie beim Herannahen des Regens; ſie ſchwimmen, indem ſie ſich auf dem Waſſer wiegen, und wenn ſie ans Land treten, heben ſie ſich in die Höhe, ſchlagen mit den Flügeln und ſchütteln ſich wie die Enten; oft ordnen ſie auch ihr Gefieder mit dem Schnabel. Alſo gleichen die Taborne, welche den Enten hinſichtlich der Geſtalt ſehr ähnlich ſind, ihnen auch in den natürlichen Gewohnheiten; nur haben ſie mehr Leichtigkeit in ihren Bewegungen, und zeigen mehr Heiterkeit und Lebhaftigkeit. Sie haben auch noch vor allen Enten, ſelbſt vor den ſchönſten, ein Vorrecht der Natur, welches nur dieſer Gattung eigen iſt, nämlich, daß ſie in jeder Jahreszeit beſtändig die ſchönen Farben ihres Gefieders behalten. Da ſie nicht ſchwer zu zähmen ſind, und ihr ſchönes Gefieder von weitem bemerkt wird und eine ſchöne Wirkung auf dem Waſſer macht, ſo wäre es zu wünſchen, von dieſen Vögeln eine Haus-Raçe zu erhalten; aber ihr Naturell und Temperament ſcheinen ſie an das Meer zu feſſeln und von dem ſüßen Waſſer zu entfernen; alſo könnte man nur an ſolchen Orten, welche in der Nähe des ſalzigen Waſſers gelegen ſind, mit Hoffnung des Erfolges den Verſuch ihrer Vermehrung in der Häuslichkeit wagen.

Der Millouin (Reiher-Ente).

Der Millouin iſt die Ente, welche Belon unter dem Namen cane à tête rousse (rothköpfige Ente) bezeichnet. Er hat in der That den Kopf

und einen Theil des Halſes ſchön braunroth oder kaſtanienfarbig; dieſe am Unterhalſe rund geformte Farbe iſt von Schwarz oder Braunſchwarz begleitet, welches ſich gleichfalls auf der Bruſt und dem Ober-Rücken rund darſtellt; der Flügel iſt ſchwärzlich grau ohne Glanz; aber der Rücken und die Seiten ſind mit feinen Linien durchzogen, welche in ſchwarzen Zickzacken auf perlgrauem Grunde in die Quere laufen. Nach Schwenckfeld iſt der Kopf des Weibchens nicht roth, ſo wie jener des Männchens, und hat nur einige röthliche Flecken.

Der Millouin, Nr. 83, iſt von der Größe des Tadorn, aber ſeine Taille iſt ſchwerfälliger; ſeine zu runde Geſtalt gibt ihm ein ſchwerfälliges Anſehen; er geht mit Mühe und ſchlechtem Anſtand, und iſt genöthigt, von Zeit zu Zeit mit den Flügeln zu ſchlagen, um auf der Erde das Gleichgewicht zu erhalten.

Sein Schrei gleicht mehr dem Geziſch einer großen Schlange, als der Stimme eines Vogels; ſein breiter und gehöhlter Schnabel iſt ſehr geeignet, in der Vertiefung zu wühlen, ſo wie es die Löffelenten und Morillons machen, um daſelbſt Würmer zu ſuchen und kleine Fiſche und Schalthiere zu fangen. Zwei Männchen von dieſen Vögeln, welche H. Baillon den Winter über in einem Geflügelhof gefüttert, hielten ſich faſt beſtändig im Waſſer auf; ſie waren in dieſem Element ſtark und muthig und ließen ſich keine anderen Enten zu nahe kommen; ſie entfernten dieſelben mit Schnabelhieben; aber dieſe ſchlugen ſie zur Vergeltung mit den Flügeln, wenn ſie auf dem Lande waren, und die ganze Vertheidigung des Millouin beſtand alsdann darin, daß er dem Waſſer zulief. Obſchon ſie gezähmt waren, konnte man ſie doch nicht lange erhalten, weil ſie nicht gehen können, ohne ſich die Füße zu verwunden; der Sand in den Spaziergängen beläſtigt ſie ebenſo ſehr, als das Pflaſter eines Hofes; und welche Sorgfalt auch Herr Baillon auf dieſe beiden Millouins verwendete, ſo lebten ſie doch in ihrer Gefangenſchaft nur 6 Wochen.

Ich glaube, ſagt dieſer gute Beobachter, daß dieſe Vögel dem Norden angehören; die meinigen verblieben während der Nacht im Waſſer, ſogar wenn es ſtark fror, ſie bewegten ſich darin hinlänglich, um zu verhindern, daß ſich das Eis nicht um ſie her anlege.

Endlich, fügt er hinzu, freſſen und verdauen die Millouins, und auch die Morillons und Quackerenten eben ſo ſchnell, wie die Ente. Sie lebten anfangs nur von eingeweichtem Brod; in der Folge fraßen ſie es trocken; aber nur mit Mühe verſchluckten ſie es in dieſem Zuſtande, und waren jeden Augenblick genöthigt zu trinken. Ich konnte ſie nie gewöhnen, Korn zu freſſen: nur die Morillons ſcheinen den Saamen von Sumpfſchilf zu lieben.

Herr Hebert, welcher, als aufmerkſamer und geiſtreicher Jäger, außer dem Tödten noch anderes Vergnügen zu finden wußte, hat über dieſe, ſo wie über andere Vögel intereſſante Beobachtungen gemacht. Es iſt die Gattung des Millouin, ſagt er, welche mir nach jener der wilden Ente, in den Gegenden, wo ich jagte, am zahlreichſten erſchien. Er begegnete uns, zu Ende October, in Brie in Schwärmen zu zwanzig bis vierzig; ſein Flug iſt ſchneller, als jener der wilden Ente, und das Geräuſch ſeiner Flügel iſt ganz verſchieden; der Schwarm bildet in der Luft einen zuſammengedrängten Haufen, ohne Dreiecke wie die wilden Enten zu machen. Bei ihrer Ankunft ſind ſie unruhig, und laſſen ſich auf großen Teichen nieder, im Augenblick darauf verlaſſen ſie dieſelben wieder, umfliegen dieſelben mehreremale, laſſen ſich zum zweitenmal auf eben ſo kurze Zeit auf denſelben nieder, verſchwinden, kommen nach einer Stunde wieder, und verweilen ebenfalls nicht länger. Wenn ich deren tödtete, ſo war es immer ein Zufall, und geſchah mit dickem Schrot, indem ſie in der Luft umherkreiſten. Sie waren alle durch einen dicken rothen Kopf erkenntlich, welcher ihnen in Burgund den Namen Rougeot gab.

Man kommt ihnen auf den großen Teichen nicht leicht bei; ſie laſſen ſich durch den Froſt keineswegs auf kleinen Flüſſen nieder *), und nur in den Entenhütten der Picardie kann man deren viele tödten; nichts deſto weniger ſind ſie doch in Burgund ziemlich gemein, und man ſieht deren zu Dijon faſt den ganzen Winter hindurch in den Laden der Bratköche. Ich habe deren einen zu Brie im Monat Juli bei großer Hitze getödtet; ich traf ihn am Ufer eines Teiches mitten im Walde, an einer ſehr abgelegenen Stelle. Er war von einem zweiten begleitet, welches mich vermuthen ließ, daß ſie gepaart ſeien, und daß einige Paare dieſer Gattung in Frankreich in den großen Sümpfen niſten.

Wir fügen hinzu, daß dieſelbe Gattung ſich weit über unſere Gegenden hin begeben hat, denn es iſt uns von Louiſiana ein Millouin, ganz ähnlich dem franzöſiſchen, zugekommen; zudem erkennt man dieſen Vogel in dem Quapachanauhtli des Fernandes, welchen H. Briſſon aus dieſem Grunde Millouin von Mexico nannte. Was die Geſchlechtsverſchiedenheit des fran=

*) Da man nur ſelten von dieſen Vögeln in Dijon tödtet, ſo war es mir unmöglich, deren mehrere zur Vergleichung zuſammen zu bringen; aber ich bin ſehr geneigt, zu glauben, daß man unter der Benennung Moreton, Morillon ꝛc. zwei und ſogar drei Arten vereinigt: den Millouin, Nr. 803, auf den colorirten Zeichnungen, den Chipeau, Nr. 958, und die Pfeiferente, Nr. 824. Dieſe drei Gattungen haben viel Aehnlichkeit; ihr graues, mehr oder weniger gebräuntes Gefieder, welches wie mit ſchwarzen Federſtrichen durchzogen iſt, gibt ihnen eine Geſchlechtsähnlichkeit; ſie reiſen zuſammen. Kennt man wohl die Männchen und Weibchen von jeder dieſer Gattung? (Note von H. Hebert.)

zöſiſchen Millouin betrifft, welche bei dieſem letztern Ornithologen unter dem Namen ſchwarzer Millouin vorkommt, ſo können wir uns nur an dem halten, was er davon ſagt, da uns dieſe Abart des Millouin nicht bekannt iſt.

Der Millouinan.

Der Millouinan, deſſen Kenntniß wir dem H. Baillon verdanken, iſt von der Geſtalt des Millouin, und ſeine Farben ſind, obſchon verſchieden, ebenſo geordnet: wegen dieſer doppelten Aehnlichkeit glaubten wir ihm den Namen Millouinan beilegen zu können. Sein Kopf und Hals ſind mit einem großen ſchwarzen, ins Kupfergrünliche ſpielenden Mantel bedeckt, welcher auf der Bruſt und dem obern Rücken rund abgeformt iſt; der Mantel iſt mit einer kleinen ſchwärzlichen Schraffirung niedlich geziert, welche in einen leichten perlgrauen Grund übergeht; zwei Theile dieſer Bedeckung laufen, jedoch dichter, über die Schultern; der Steiß iſt ebenſo geformt, der Bauch und der Magen ſind ſehr ſchön weiß. Auf der Mitte des Halſes kann man die leiſen Spuren eines röthlichen Halsbandes bemerken. Der Schnabel des Millouinan iſt weniger lang und breiter, als der des Millouin.

Das Individuum, welches wir, Nr. 1002, darſtellen, wurde an der Küſte der Picardie getödtet, und ſpäter iſt uns ein anderes, dieſem ganz ähnlich, nur ein wenig kleiner, von Louiſiana zugekommen. Dies iſt nicht, wie man bereits geſehen hat, die einzige Gattung des Entengeſchlechtes, welche ſich gleichzeitig auf beiden Continenten befindet; indeſſen erſcheint dieſer Millouinan, welcher bisher weder entdeckt, noch beſchrieben wurde, ohne Zweifel nur ſelten an unſeren Küſten.

Der Garrot.

Der Garrot (Goldauge, Quackerente), Nr. 802, iſt eine kleine Ente, deren Gefieder ſchwarz und weiß, und deren Kopf durch zwei weiße Flecken merkwürdig iſt, welche von Ferne zwei Augen ſcheinen, die ſich zur Seite der beiden andern in dem ſchwarzen grünſchimmernden Kopfputze befinden, welcher den Kopf und Unterhals bedeckt; dieſes iſt der Grund, warum ihr die Italiener den Namen Quatr' occhi gegeben haben. Die Engländer nennen ſie Golden-eje (Goldauge), wegen der goldbraunen Farbe des Augenſternes. Der Schweif und der Rücken ſind ſchwarz, ſo wie die großen Schwungfedern der Flügel, deren Hauptbedeckung weiß iſt; der Unterhals, ſo wie der ganze Vorderhals des Körpers iſt ſehr weiß; die Füße ſind ſehr kurz, und die Sehnen, welche die Zehen zuſammenhalten, erſtrecken ſich bis in die Spitzen der Krallen und ſind dort zuſammenhängend.

Das Weibchen iſt etwas kleiner als das Männchen und iſt von dieſem

gänzlich durch die Federn verſchieden, welche, wie man dies im Allgemeinen bei der großen Verwandtſchaft der Enten bemerkt, fahler und blaſſer ſind; dieſes hier hat ſie grau oder bräunlich, wo das Männchen ſie ſchwarz hat; und grauweiß, wo ſie bei dieſem ſehr ſchön weiß ſind; es hat weder am Kopf den grünen Widerſchein, noch auf der Spitze des Schnabels jenen weißen Flecken.

Der Flug des Garrot, obgleich ziemlich niedrig, iſt ſehr ſteif und durchziſcht die Luft; er ſchreit nicht beim Auffliegen und ſcheint nicht ſo mißtrauiſch wie die andern Enten. Während des Winters ſieht man auf unſern Teichen kleine Schwärme von Garrots, aber im Frühling verſchwinden ſie, und gehen ohne Zweifel im Norden niſten; zum wenigſten, ſagt Linnaeus in einer kleinen Notize über die Fauna Suecica, daß dieſe Ente im Sommer in Schweden geſehen wird, und ſich in dieſer Jahreszeit, welches die Brütezeit iſt, in hohlen Bäumen aufhält.

Hr. Baillon, welcher verſuchte, einige dieſer Vögel in der Häuslichkeit zu erziehen, berichtet uns hierüber folgende Beobachtungen: „Dieſe Vögel“, ſagt er, „haben in kurzer Zeit abgenommen und bekamen alsbald wunde Füße, da ich ſie frei umher laufen ließ. Meiſtens blieben ſie auf dem Bauche liegen, aber wenn andere Vögel ſie angriffen, ſo vertheidigten ſie ſich muthig; ich kann ſogar ſagen, daß ich wenig ſo bösartige Vögel geſehen habe. Zwei Männchen, welche ich im letzten Winter beſaß, zerfleiſchten mir jedesmal mit Schnabelhieben die Hand, ſo oft ich ſie anfaßte. Ich hielt ſie in einem großen Weidenkäfig, um ſie an die Gefangenſchaft, ſo wie an das Kommen und Gehen anderer Vögel zu gewöhnen; aber ſie bezeigten in ihrem Gefängniſſe nur Zorn und Ungeduld, und ſchwangen ſich gegen die Gitter, ſo wie gegen die andern Vögel, welche ihnen zu nahe kamen. Mit vieler Mühe war es mir gelungen, ſie an das Brodeſſen zu gewöhnen, aber hartnäckig haben ſie ſich gegen jede Art Saamenkörner geweigert.“

Der Garrot, fügt dieſer aufmerkſame Beobachter hinzu, hat mit dem Millouin und dem Morillon die Aehnlichkeit, nur auf eine mühevolle, ſchmerzliche und anſtrengende Weiſe zu gehen; dennoch laſſen ſich dieſe Vögel bisweilen auf die Erde nieder, aber nur, um ſich daſelbſt ruhig, entweder aufrecht oder liegend, zu halten und um ein Vergnügen zu empfinden, welches ihnen eigenthümlich iſt.

Die Landvögel fühlen von Zeit zu Zeit ein Bedürfniß, ſich zu baden, ſei es, um ihr Gefieder von dem Staube zu reinigen, welcher ſich darauf angeſetzt hat, oder, um dem Körper eine Geſchmeidigkeit zu geben, welche deſſen Bewegungen erleichtert, und durch ihre Munterkeit bekunden ſie beim Verlaſſen des Waſſers die angenehme Empfindung; bei den Waſſervögeln dagegen,

und beſonders bei denjenigen, welche eine lange Zeit im Waſſer verweilen, gewähren die feuchten und nach und nach durchweichten Federn dem Waſſer unmerklichen Zutritt; alsdann bedürfen dieſe Vögel ein Luftbad, welches ihre durch die Feuchtigkeit zu ſehr erweichten Glieder wieder trocknet und zuſammenzieht; ſie kommen alsdann wirklich an das Land, um dieſes trockene Bad zu nehmen, und die Heiterkeit, welche aus ihren Augen ſtrahlt, ſo wie ein Balanciren des Kopfes, laſſen das angenehme Gefühl erkennen, welches ſie empfinden. Aber wenn dieſes Bedürfniß befriedigt iſt, ſo wie zu jeder andern Zeit, kommen die Garrots, und wie dieſe auch die Millouins und Morillons, nicht gerne auf die Erde, und vermeiden beſonders darauf zu gehen, welches ihnen eine außerordentliche Ermüdung zu verurſachen ſcheint. In der That, da ſie nur gewohnt ſind, ſich durch kleine Schwingungen im Waſſer zu bewegen, deren Triebkraft von einer lebhaften und heftigen Fußbewegung abhängt, ſo bringen ſie dieſe Gewohnheit auch auf das Land mit, und bewegen ſich daſelbſt nur hüpfend, indem ſie mit ihren breiten Füßen ſo heftig den Boden ſchlagen, daß ihr Gang einem Händeklatſchen ähnlich ſchallt. Vermittelſt ihrer Flügel halten ſie ſich im Gleichgewicht, welches ſie jeden Augenblick verlieren, und wenn man ſie drängt, ſo ſchwingen ſie ſich auf, indem ſie die Füße nach Hinten ſtrecken, und fallen auf den Bauch; ihre Füße ritzen ſich übrigens durch die Reibung auf dem Kieſel bald auf. Es ſcheint alſo, daß dieſe Gattungen, welche ausſchließlich für das Waſſer geboren ſind, niemals die Zahl unſeres Hausgeflügels vermehren werden.

Der Morillon.

Der Morillon, Nr. 1001, iſt eine niedliche kleine Ente, die, wenn man ſie in Ruhe ſieht, ſtatt aller Farben nur einen breiten blauen Schnabel, einen großen ſchwarzen Domino, einen Mantel von derſelben Farbe, und Weiß auf dem Bauch, Magen und auf den obern Schultern zeigt; dieſes Weiß iſt nett und rein, und alles Schwarz iſt glänzend und durch einen ſchönen purpurfarbenen und grünröthlichen Widerſchein erhöht; die Federn am Hintertheil des Kopfes richten ſich in einem Büſchel in die Höhe; oft iſt der untere Theil des Dominos, welcher auf der Bruſt ſchwarz, weiß geflammt; und in dieſer Gattung, ſo wie in der der andern Entenarten, ſind die Farben gewiſſen Veränderungen unterworfen, welche keineswegs ſpecifiſch und nur dem Individuum eigenthümlich ſind.

Wenn der Morillon fliegt, ſo ſcheint der Flügel weiß geſtreift; dieſe Erſcheinung wird durch ſieben Federn bewirkt, welche zum Theil von dieſer Farbe ſind. Das Innere ſeiner Füße und Beine iſt röthlich, das Aeußere ſchwarz. Seine Zunge iſt ſehr fleiſchig, und an der Wurzel ſo aufgequollen, daß er deren 2 zu haben ſcheint. In den Eingeweiden trägt er keine

Gallenblaſe. Belon hält den Morillon für den Glaucium der Griechen, da er ſagt, keinen Vogel gefunden zu haben, der ein ſo waſſergrünes Auge beſitze; und in der That hat der Glaucium im Atheneus ſeinen Namen von der waſſergrünen Farbe ſeiner Augen.

Der Morillon beſucht die Teiche und Flüſſe, und findet ſich deßohngeachtet auch auf dem Meere. Er taucht ziemlich unter, und wählt zu ſeiner Nahrung kleine Fiſche, Schal- und Muſchelthiere, oder Saamenkörner von Waſſerpflanzen, beſonders jene des gemeinen Schilfes. Er iſt weniger mißtrauiſch und weniger zum Entfliehen geneigt, als die wilde Ente; bei den Teichen und beſſer noch auf Flüſſen, wenn es gefroren hat, kann man ſich ihm bis auf Schußweite nähern; und wenn er ſeinen Aufſchwung genommen hat, macht er keine langen Querflüge.

H. Baillon hat uns folgende Notizen über dieſe Gattung in der Häuslichkeit mitgetheilt: „Die Farbe des Morillon“, ſagt er, „ſeine Manier, ſich beim Gehen zu balanciren und den Körper faſt aufrecht zu halten, geben ihm ein um ſo auffallenderes Anſehen, als die ſchöne blaue Farbe ſeines Schnabels, welcher faſt immer auf der Bruſt ruht, und ſeine glänzenden Augen ſehr von dem ſchwarzen Gefieder abſtechen.“

Er iſt ziemlich heiter, und ſcharrt oft, wie die Ente, während ganzer Stunden. Ich habe deren mehrere mit leichter Mühe in meinem Hofe gezähmt; ſie ſind in kurzer Zeit ſo heimlich geworden, daß ſie in Küche und Zimmer kamen. Durch das Geklapper, welches ſie bei jedem Schritt machten, indem ſie mit ihren breiten Füßen auf die Erde und Dielen ſchlugen, hörte man ſie, bevor man ſie noch ſah. Man bemerkte ſie keinen vergeblichen Schritt machen; welches, wie ich bereits geſagt habe, beweiſt, daß dieſe Gattung nur aus Noth und gezwungen geht; und in der That, ritzten ſie ihre Füße auf dem Pflaſter. Nichts deſto weniger magerten ſie nur wenig, und ſie hätten längere Zeit leben können, wenn die anderen Vögel des Geflügelhofes ſie minder beunruhigt hätten.

Ich habe mir, fügt Baillon hinzu, mehr als 30 Morillons verſchafft, um zu ſehen, ob der Büſchel, welcher bei einigen Individuen ſehr vorherrſchend iſt, eine eigenthümliche Gattung bilde; ich habe mich überzeugt, daß er eine von den Zierden aller Männchen iſt. Die jungen ſind in der erſten Zeit angeraucht grau: dieſe Farbe behalten ſie bis zur Mauſe, und ſie erhalten ihre gänzliche ſchöne Farbe nur im zweiten Jahre; in dieſer Zeit wird auch erſt der Schnabel blau. Die Weibchen ſind ſtets weniger ſchwarz und haben niemals einen Büſchel.

Der kleine Morillon.

Nach dem, was wir ſo eben über die Verſchiedenheit geſagt haben, welche man in dem Gefieder der Morillons bemerkt, wären wir ſehr geneigt, denſelben zufälligen Urſachen die Verſchiedenheit der Größe zuzuſchreiben, hinſichtlich deren man den kleinen Morillon zu einer eigenen, von dem Morillon abgeſonderten Gattung gemacht hat: dieſe Verſchiedenheit iſt in der That ſo gering, daß man ſie eigentlich gar nicht zu berückſichtigen hätte, oder ſie höchſtens den Einflüſſen zuſchreiben ſollte, welche das Alter und die verſchiedenen Zeiten des Wachsthums nothwendiger Weiſe bei den Individuen einer und derſelben Gattung verurſachen. Nichtsdeſtoweniger haben die meiſten Ornithologen dieſen kleinen Morillon als eine von der vorhergehenden verſchiedene Gattung angeführt; und da wir ſie nun zwar hier nicht durch poſitive Thatſachen widerlegen können, ſo wollen wir zum wenigſten doch unſere Zweifel bekunden, welche wir für nicht unbegründet halten. Belon ſelbſt, dem die andern gefolgt ſind, und welcher der erſte Urheber dieſer Gattungsverſchiedenheit iſt, ſcheint uns einen Beweis gegen ſeine Meinung zu liefern: denn, nachdem er von ſeinem kleinen Taucher, welcher unſer kleiner Morillon iſt, geſagt hat, daß er ein niedlicher, wohlgebauter, runder und verkürzter Vogel, mit ſo gelben und ſchimmernden Beinen ſei, daß dieſe glänzender als polirter Stahl ſcheinen; und daß mit einem dem des Morillon ähnlichen Gefieder er über den Flügeln dieſelbe weiße Linie trage, fügt er hinzu: „ſo fehlt ihm denn alſo noch viel zu dem wahren Morillon, denn er trägt, wie der Pelican, hinter dem Kopfe eine Haube, welche jedoch der Morillon nicht beſitzt.“ Alſo irrt ſich Belon hier*) und die Eigenthümlichkeit der Haube iſt ein Grund mehr, den Vogel, von dem es ſich hier handelt, zu dem wahren Morillon zu zählen, der in der That eine Haube trägt.

H. Briſſon fügt noch eine andere Abweichung in dieſer Gattung, unter dem Namen kleiner geſtreifter Morillon an; aber dieſes iſt gewiß nur eine Altersverſchiedenheit.

Die Macröſe oder Brillente.

Man hat behauptet, daß die Macröſen, ſo wie die Rottgänſe, in Muſcheln oder verfaultem Holz zur Welt kommen; wir haben dieſe Fabeln, von denen hier wie anderwärts die Naturgeſchichte nur allzuſehr überladen iſt, hinreichend widerlegt. Die Macröſen legen, brüten und entſtehen ganz wie

*) Belon bemerkt ferner, daß man ſeinen kleinen Taucher Cotée nenne; ein Name, welchen wir uns berechtigt glaubten, dem Morillon beizulegen. Auch muthmaßt er, daß er der Colymbis oder Colymbides der Alten ſei; aber wir haben dieſen letztern Namen mit mehr Wahrſcheinlichkeit dem Caſtagneux (Arſchfüßlein) gegeben.

die andern Vögel; vorzugsweiſe bewohnen ſie die nördlichſten Länder und Inſeln, von wo ſie in großer Anzahl längs den Küſten von Schottland und England im Winter an die unſeren kommen, um hier ein ziemlich geringes Wildpret zu bieten, welches nichts deſtoweniger mit Ungeduld von unſern Einſiedlern erwartet wird, welche, da ſie, von allem Fleiſchgenuß entfernt, nur auf Fiſche beſchränkt ſind, ſich doch den Genuß dieſer Vögel erlaubt haben, in der Meinung, daß ſie kaltes Blut wie die Fiſche in ſich trügen, wiewohl ihr Blut warm, und ebenſo warm als jenes der anderen Waſſervögel iſt; dagegen aber iſt nicht zu läugnen, daß das ſchwarze, trockne und harte Fleiſch der Macröſen eher eine Kaſteiung als ein Leckerbiſſen iſt.

Das Gefieder der Macröſe, Nr. 978, iſt ſchwarz; ihre Geſtalt iſt ungefähr die der gemeinen Ente, aber ſie iſt mehr zuſammengedrängt und kürzer. Ray bemerkt, daß das äußerſte Ende von dem obern Theile des Schnabels nicht wie bei allen Gattungen dieſes Geſchlechtes in einen hornartigen Falz ausgeht: bei dem Männchen iſt der untere Theil dieſes Gliedes in der Nähe des Kopfes beträchtlich angeſchwollen und bildet zwei braune Knoten; die Augenbraunen ſind von derſelben Farbe; die Zehen ſind ſehr lang, die Zunge iſt ſehr groß; die Luftröhre hat kein Labyrinth, und die Blinddärme ſind in Vergleich mit andern Enten ſehr kurz.

H. Baillon, dieſer einſichtsvolle und thätige Beobachter, den ich bei den Waſſervögeln ſo oft Gelegenheit anzuführen hatte, hat mir die folgenden Beobachtungen zugeſchickt.

Die Nord- und Nordweſt-Winde führen von dem Monat November an bis in den März zahlreiche Schwärme von Macröſen längs unſern Küſten der Pikardie; das Meer iſt, ſo zu ſagen, damit bedeckt; man ſieht ſie unaufhörlich von einer Stelle zur andern flattern, und zu Tauſenden auf dem Waſſer erſcheinen und im folgenden Augenblicke wieder verſchwinden. Sobald eine Macröſe untertaucht, folgt der ganze Schwarm ihrem Beiſpiel, und kommt bald nachher wieder zum Vorſchein. Wenn die Winde aus Süd oder Südoſt wehen, entfernen ſie ſich von unſern Küſten, und mit dem Monat März verſchwinden ſie gänzlich.

Die Lieblingsnahrung der Macröſen iſt eine Art zweitheiliger, glatter und weißlicher, ungefähr 4 Linien breiter und 10 Linien langer Schalthiere, womit an vielen Stellen der Grund des Meeres bedeckt iſt; es gibt davon ziemlich ausgedehnte Bänke, welche das Meer bei ſeiner Ebbe an den Küſten entblößt. Wenn die Fiſcher bemerken, daß die Macröſen, in ihrem Ausdruck nach den Vaimaux (das iſt der Name, den man dort dieſen Schalthieren gibt) untertauchen, ſo ſpannen ſie in horizontaler Lage ihre ſehr weiten Netze über dieſe Schaalthiere, zum höchſten 2 Fuß über den Sand aus; nach einigen Stunden bedeckt die Fluth des Meeres dieſe Netze mit vielem Waſſer,

und die Macröſen folgen dieſer Fluth bis auf 2= bis 300 Schritte vom Ufer; die erſte, welche dieſe Schalthiere bemerkt, taucht unter, alsbald folgen ihr alle andere, und da ſie auf das Netz ſtoßen, das ſich zwiſchen ihnen und der Lockſpeiſe befindet, ſo verwickeln ſie ſich in dieſe ſchwimmenden Schlingen; oder wenn einige andere, welche mißtrauiſcher ſind, ſich davon entfernen und darunter hin äugeln, ſo verwickeln ſie ſich dennoch in denſelben, indem ſie nach ihrer Sättigung ſich wieder in die Höhe ſchwingen wollen; alle ertrinken, und wenn ſich nun das Meer wieder zurückgezogen hat, löſen die Fiſcher ſie von dem Netze ab, wo ſie entweder mit dem Kopf, den Flügeln oder den Beinen feſthängen.

Ich habe dieſen Fang mehrere Mal geſehen. Ein Netz von 50 Toiſen Länge bei 1½ Toiſe Breite, fängt deren bisweilen bei einer Fluth 20 bis 30 Dutzend; aber im Gegentheil ſpannt man auch oft zwanzigmal die Netze aus, ohne davon eine einzige zu fangen; und bisweilen geſchieht es, daß die Netze von Stören oder Meerſchweinen zerriſſen und mit fortgenommen werden.

Ich habe noch keine Macröſe anders, als über das Meer fliegen geſehen, und dabei bemerkt, daß ihr Flug niedrig, ſanft, und von weniger Ausdehnung iſt; ſie erheben ſich faſt nicht und oft tauchen ihre Füße beim Fliegen in das Waſſer. Wahrſcheinlich ſind die Macröſen eben ſo fruchtbar, wie die Enten; denn die Zahl derer, welche jährlich ankommen, iſt ungeheuer, und ſcheint, ungeachtet der Menge, welche man fängt, ſich nicht zu verringern.

Als ich H. Baillon fragte, was er von dem Unterſchied des Männchens und des Weibchens bei dieſer Gattung denke, ſo wie über die Macröſen mit grauem Gefieder, welche man Griſetten nennt, und welche einige für Weibchen halten, hat er mir Folgendes geantwortet:

„Die Griſette iſt zuverläſſig eine Macröſe; denn ſie hat vollkommen deren Geſtalt; Man ſieht dieſe Griſetten ſtets in Geſellſchaft der andern; ſie nähren ſich von denſelben Schalthieren, verſchlucken ſie gänzlich, und verdauen ſie auf gleiche Weiſe. Man fängt ſie in denſelben Netzen, und ſie fliegen ebenſo ſchlecht und auf dieſelbe Art, welche den Vögeln eigen iſt, welche die Flügelknochen und die Vertiefungen, in welche ſich die Schenkelknochen fügen, die ſehr nahe beiſammen liegen, mehr nach hinten, als wie die Enten, gerichtet haben; eine Bildung, welche, da ſie ihnen mehr Leichtigkeit zum Schwimmen gibt, ſie zugleich ſehr ungewandt im Gehen macht; und gewiß hat keine Entengattung die Schenkel ſolcher Geſtalt gebildet. Zudem iſt der Geſchmack des Fleiſches ein und derſelbe.

Ich habe dieſen Winter drei von dieſen Griſetten eröffnet, und es fand ſich, daß ſie Weibchen waren.

Auf der andern Seite iſt die Menge dieſer grauen Macröſen bedeutend geringer; als die der ſchwarzen, oft finden ſich bei den im Netz gefangenen

keine zehn auf hundert der andern. Sollten die Weibchen bei dieſer Gattung ſo ſelten ſein?

Ich bekenne offen, daß ich die männlichen von den weiblichen Macröſen nicht zu unterſcheiden geſucht habe. Ich habe deren eine Menge ausgeſtopft, und ſtets die ſchwärzeſten und größten ausgeſucht; alle waren Männchen, ausgenommen die Griſetten. Jedoch glaube ich, daß die Weibchen ein wenig kleiner und weniger ſchwarz ſind, oder zum wenigſten nicht den Sammet beſitzen, welcher das ſchwarze Gefieder der Männchen ſo dunkel macht.

Da die weiblichen Macröſen etwas weniger ſchwarz und grauer als die Männchen ſind, ſo läßt ſich aus dieſer Angabe, unſerer Meinung nach, ſchließen, daß dieſe Griſetten oder mehr graue als ſchwarze Macröſen, welche nicht zahlreich genug ſind, um alle Weibchen dieſer Gattung zu repräſentiren, in der That nur die jüngern Weibchen ſind, welche erſt mit der Zeit die ganze Schwärze ihres Gefieders erlangen."

Nach dieſer erſten Antwort hat uns H. Baillon noch folgende Notizen geſendet, welche eben ſo intereſſant ſind.

Ich hatte, ſagt er, in dieſem Jahre, 1781, während mehrerer Monate in meinem Hofe eine ſchwarze Macröſe (Brillente); ich nährte ſie mit eingeweichtem Brod und Schalthieren. Sie war heimlich geworden.

Ich habe bisheran geglaubt, daß die Macröſen nicht gehen könnten, daß ihre Körperbildung ſie dieſer Fähigkeit beraube; ich war davon um ſo mehr überzeugt, als ich mehrere Male an dem Ufer des Meeres während des Sturmes Macröſen und Fettgänſe (pingouins) ganz lebend aufraffte, welche ſich nur mit Hülfe der Flügel fortſchleppen konnten; dieſe Vögel waren aber wahrſcheinlich von den Stürmen ſehr ermüdet. Dieſer Umſtand, worauf ich nicht Obacht gehabt, beſtärkte mich in meinem Irrthume. Ich habe denſelben eingeſehen, als ich bemerkte, daß die Macröſe gut und ſogar weniger langſam geht, als der Millouin. Sie balancirt ſich eben ſo bei jedem Schritte, indem ſie den Körper faſt gerade hält und mit jedem Fuße abwechſelnd und ſtark die Erde ſchlägt. Ihr Gang iſt langſam; wenn man ſie anrührt, ſo fällt ſie, weil die Anſtrengungen, welche ſie macht, ihr Gleichgewicht ſtören. In dem Waſſer iſt ſie unermüdlich, ſie eilt auf den Wellen eben ſo leicht dahin wie die Möve; aber ſie kann die Behendigkeit ihrer Bewegungen auf der Erde nicht anwenden; die meinige ſchien mir hier auſſer dem Platze, welchen die Natur jedem Weſen angewieſen hat.

In der That war ihr Benehmen ſehr linkiſch; jede Bewegung verurſachte ihrem Körper ermüdende Stöße; ſie ging nur aus Nothwendigkeit, ſie hielt ſich entweder gekauert oder gerade wie ein Pfahl, den Schnabel auf den Bauch geſtützt. Sie ſchien mir ſtets melancholiſch; ich habe ſie nicht ein einziges Mal, ſo wie die andern Vögel, wovon mein Hof voll iſt, ſich mit

Vergnügen baden ſehen; ſie ging nur in den Trog, welcher der ebenen Erde gleich iſt, um das Brod zu freſſen, welches ich ihr hingeworfen hatte. Wenn ſie daſelbſt getrunken und gegeſſen hatte, ſo verblieb ſie unbeweglich, bisweilen tauchte ſie auch auf den Boden, um die untergeſunkenen Brodkrumen aufzuheben. Wenn ſich ein anderer Vogel ins Waſſer begab und ihr zu nahe kam, ſo verſuchte ſie, ihn mit Schnabelhieben fortzujagen; wenn er Widerſtand leiſtete, oder ſich vertheidigte, indem er ſie angriff, ſo tauchte ſie unter; und nachdem ſie zwei- bis dreimal unter dem Troge hergeſchwommen war, ſchwang ſie ſich aus dem Waſſer, indem ſie eine Art ſanften und hellen Pfiff hören ließ, welcher dem Tone einer Querpfeife gleicht. Dieſes iſt der einzige Ton, welchen ich an ihr kenne; ſie wiederholte ihn jedesmal wenn man ſich ihr näherte.

Neugierig zu erfahren, ob dieſer Vogel lange unter dem Waſſer aushalten könne, habe ich ſie gewaltſam untergetaucht; nach 2 bis 3 Minuten machte ſie bedeutende Anſtrengungen und ſchien viel zu leiden. Sie kam auf die Oberfläche des Waſſers ſo ſchnell wie Kork. Ich glaube, daß ſie längere Zeit unter dem Waſſer verweilen kann, indem ſie oft bis zu 30 Fuß Tiefe in das Meer ſteigt, um dorten Muſcheln aufzuſammeln, von denen ſie ſich nährt. Dieſe weißlichen Muſcheln, 4 bis 5 Linien breit und beinahe 1 Zoll lang, ſind die vorzüglichſte Nahrung dieſer Art; ſie hält ſich nicht damit auf, dieſelben zu öffnen, indem die Geſtalt ihres Schnabels ſie daran hindert; ſie verſchlingt dieſelben gänzlich und verdaut ſie nach wenigen Stunden. Ich gab deren bisweilen 20 und noch mehr einer Macröſe; ſie nahm deren, bis ihr Schlund bis an den Schnabel angefüllt war; alsdann waren ihre Excremente weiß; fraß ſie aber Brod, ſo nahmen dieſelben eine grünliche Farbe an; doch waren ſie ſtets flüſſig. Ich habe ſie nie geſehen ſich von Gras, Körnern, oder Pflanzenſaamen nähren, ſo wie die wilde Ente, die Kriechente, die Pfeifente und andere dieſer Gattung. Das Meer iſt ihr einziges Element: ſie fliegt ebenſo ſchlecht, als ſie geht; ich habe mich oft unterhalten, zahlreiche Schwärme auf dem Meere zu beobachten, um ſie mit einem guten Fernrohre zu unterſuchen: ich habe deren nie eine ſich erheben und einen gewiſſen Raum durchfliegen ſehen, ſie flatterten beſtändig über der Oberfläche des Waſſers. Die Federn dieſes Vogels ſind ſo dicht, daß, wenn er ſich bei dem Verlaſſen des Waſſers ſchüttelt, alle Feuchtigkeit verſchwindet.

Dieſelbe Urſache, welche ſo viele andere Vögel in meinem Hofe umkommen ließ, gab auch meiner Macröſe den Tod; die weiche und zarte Haut ihrer Füße wurde ſtets durch die Kieſel verwundet; unter jeder Zehe bildeten ſich Geſchwüre; ſie hatten ſich ſo ſehr abgelaufen, daß die Nerven entblößt waren; ſie vermochten nicht mehr zu gehen, noch ſich in das Waſſer zu bege-

ben, und jeder Schritt vermehrte ihre Wunden. Ich habe ſie in meinem Garten unter einen Käfig auf das Gras geſetzt; daſebſt wollte ſie nicht freſſen. Kurze Zeit nachher ſtarb ſie in meinem Hofe.

Die Doppel-Macröſe.

Unter der großen Anzahl Macröſen, welche im Winter an unſere Küſten der Picardie kommen, bemerkt man einige, die viel dicker als die andern ſind, und welche man (macreuse double) Doppel-Macröſe nennt. Außer dieſer Verſchiedenheit in Geſtalt, haben ſie an der Seite des Auges einen weißen Flecken und einen weißen Streifen auf dem Flügel, während die andern ein durchaus ſchwarzes Gefieder beſitzen.

Dieſe Eigenthümlichkeiten genügen, um dieſe großen Macröſen als eine zweite Art zu betrachten, welche weniger zahlreich als die erſte ſcheint, ihr jedoch hinſichtlich der Bildung und natürlichen Gewohnheiten ähnlich iſt. Ray hat in dem Magen und in den Eingeweiden dieſer großen Macröſen, Nr. 956, Bruchſtücke von Muſcheln entdeckt, welche wahrſcheinlich dieſelben ſind, welche, wie H. Baillon ſagt, die vorzüglichſte Nahrung der Macröſen ſind.

Die Macröſe mit breitem Schnabel.

Mit dieſem Namen bezeichnen wir den Vogel, welcher auf der colorirten Tafel, Nr. 995, unter der Benennung canard du nord Namens le marchand abgebildet iſt, und welcher gewiß zu dem Geſchlecht der Macröſen gehört und den wir, bei Vergleich der Individuen für einen und denſelben mit dem vorhergehenden halten würden.

Wie dem auch ſei, ſo iſt dieſer durch die Breite ſeines platten, ſtumpfen Schnabels, welcher mit einem orangegelben Streifen eingefaßt iſt, und beim Umwenden der Augen einer Brille ähnlich ſieht, hinlänglich bezeichnet. Dieſe große Macröſe kommt im Winter nach England; ſie läßt ſich auf den Wieſen nieder, wo ſie das Gras frißt; und H. Edwards glaubt ſie in einer der Figuren der kleinen Vogelſammlungen zu erkennen, welche 1679 von Nicolaus Viſcher zu Amſterdam herausgegeben wurde, wo ſie turma anser genannt wird; ein Name, welcher ſich auf ihre Dicke zu beziehen ſcheint und zugleich anzeigt, daß dieſe Vögel in Schwärmen erſcheinen; und da ſie ſich in der Hudſonsbay finden, ſo konnten die Holländer ſie in der Davisſtraße bemerken, wo ſie damals ihre großen Wallfiſchfänge machten.

Die ſchöne gehaubte Ente.

Das reiche Gefieder dieſer ſchönen Ente, Nr. 980, ſcheint ein ausgeſuchter Putz zu ſein, ein Feſtgewand, welches ihr ſtattlicher Kopfſchmuck noch

brillanter macht; eine Abtheilung von ſchönem Roth, welches mit weißen Punkten untermiſcht iſt, bedeckt den untern Hals und die Bruſt und endet ſich in einem weißen und ſchwarzen Doppelſtreifen über den Schultern; der Flügel iſt mit braunen Federn bedeckt, welche in Schwarz mit einem reichen Widerſchein von Stahlbraun übergehen; die der Seiten, welche ſehr fein geſtreift, ſind in wurmförmigen kleinen ſchwarzen Linien auf einem grauen Grunde an den ſchwarzen und weißen Punkten, in welchen ſich die Züge abwechſelnd vertheilen, niedlich gebändert und ſcheinen nach der Bewegung des Vogels ſich zu verändern; der untere Theil des Körpers iſt perlenfarbig; ein kleiner weißer Streifen des Halſes ſteigt in Form eines Kinnbandes unter dem Schnabel auf und wirft unter dem Auge einen Ausſchnitt, über welchem ein anderer großer Strich von derſelben Farbe ſich in Geſtalt einer langen Augenbraune hinzieht; der Obertheil des Kopfes iſt mit einem prachtvollen Büſchel von weißen, grünen und violetten Federn geziert, welche nach hinten zu wie ein Haarbuſch zurückhängen, welcher durch kleinere weiße Haarbüſchel getrennt iſt; die Stirne und die Backen glänzen von einem bronzenen Glanze; der Augenſtern iſt roth, ebenſo der Schnabel mit einem ſchwarzen Flecken oberhalb und der Falz von derſelben Farbe; ſein unterer Theil iſt wie mit einem fleiſchigen Rande von brauner Farbe eingefaßt.

Dieſe ſchöne Ente iſt nicht ſo groß als die gemeine Ente, und das Weibchen, Nr. 981, iſt ebenſo einfach gekleidet, als das Männchen prachtvoll geſchmückt; jenes iſt faſt ganz braun, hat aber doch, ſagt Edwards, etwas von dem Büſchel des Männchens. Dieſer Beobachter fügt hinzu, daß man mehrere dieſer ſchönen Enten von Carolina nach England gebracht, aber ohne zu ſagen, ob ſie ſich fortgepflanzt haben.

Sie lieben es, ſich auf die höchſten Bäume zu ſetzen; daher kommt es, daß mehrere Reiſenden ſie unter dem Namen canards branchus anführen. Aus dem Namen canards d'été, welchen ihnen Catesby gibt, kann man ſchließen, daß ſie nur während des Sommers in Virginien und Carolina verweilen. *) In der That niſten ſie daſelbſt und bauen ihre Neſter in die Löcher, welche die Spechte in die großen Bäume gemacht haben, beſonders in die Cypreſſen, welche ſich in der Nähe des Waſſers befinden: die Alten tragen die Jungen auf ihrem Rücken aus dem Neſte ins Waſſer und dieſe halten ſich daran bei der geringſten Gefahr mit dem Schnabel feſt.

Die kleine Ente mit großem Kopfe.

Dieſe kleine Ente, von mittlerer Größe, zwiſchen der gemeinen Ente und der Kriechente, hat den Kopf mit einem Büſchel von langen Faſern geziert,

*) Zufolge le Page du Pratz ſieht man ſie das ganze Jahr zu Louiſiana.

welche angenehm purpurroth gefärbt ſind, mit einem grünen und blauen Widerſcheine. Dieſer dicke Büſchel vergrößert ſehr ihren Kopf; und darum hat Catesby dieſe kleine Ente, welche die ſüßen Gewäſſer auf Carolina beſucht, Büffelente (buffle's head duck) genannt. Sie hat hinter dem Auge einen breiten weißen Flecken; die Flügel und der Rücken ſind abwechſelnd mit ſchwarzen und weißen länglichen Flecken bezeichnet; der Schweif iſt grau, der Schnabel iſt bleifarbig und die Beine ſind roth.

Das Weibchen iſt ganz braun mit einem einfarbigen Kopfe und ohne Büſchel.

Dieſe Ente erſcheint nur im Winter auf Carolina; doch iſt dies kein Grund, ſie deshalb, wie H. Briſſon, Winterente zu nennen, denn da ſie nothwendigerweiſe ſich anderswo im Sommer aufhält, ſo könnte man ſie in jenen Gegenden aus demſelben Grunde Sommerente nennen.

Die Halsbandente von Terre=Neuve.

Dieſe Ente, Nr. 798, von kleiner kurzer und runder Geſtalt und dunkelem Gefieder, iſt dennoch einer der ſchönſten Vögel dieſer Gattung. Außer den weißen Streifen, welche das Braune ihres Körpers durchziehen, ſcheint ihr Geſicht eine Maske mit langer ſchwarzer Naſe und weißen Backen zu ſein; und dieſes Schwarze der Naſe zieht ſich bis zum Obertheil des Kopfes und vereinigt ſich dorten mit zwei großen rothen oder lebhaft braunrothen Augenbraunen: der ſchwarze Mantel, welcher den Hals bedeckt, iſt unterhalb von einem weißen Bande bekränzt, welches wahrſcheinlich der Einbildung der Fiſcher von Terre=Neuve die Idee eines Ordensbandes gab, weil ſie dieſe Ente the lord (der Herr) nennen; zwei andere weiße Bänder, ſchwarz durchſtrichen, befinden ſich auf der eiſengrauen Bruſt; der Bauch iſt graubraun, die Seiten lebhaft roth und die Flügel bilden einen blauen purpurfarbenen oder ſtahlbraunen Spiegel.

Hinter dem Ohr ſieht man noch einen weißen Flecken, und eine kleine weiße Linie ſchlängelt ſich über die Seite des Halſes. Das Weibchen, Nr. 799, beſitzt nichts von dieſem ganzen Schmucke; ſein Gefieder iſt auf dem Kopfe ſchwärzlich graubraun, auf dem Vordertheil des Halſes und auf der Bruſt grauweiß und auf dem Bauche und auf dem Magen ganz weiß. Es iſt faſt von der Größe des Morillon und ſein Schnabel iſt für ſeine Geſtalt ſehr kurz und klein.

Man erkennt dieſe Entenart in Steller's Anas capite pulchre fasciato oder Ente von den Bergen aus Kamtſchatka und in der Anas histrionica des Linnäus, welche, nach dem Zeugniß des H. Brunnich, auf Island erſcheint und welche man nicht nur im Nordoſten von Aſien, ſondern auch, nach

dem Berichte des H. Georgi, auf dem Baikalſee findet, obſchon Kracheninnikow dieſe Art nur in Kamtſchatka einheimiſch betrachtete.

Die braune Ente.

Ohne eine zu große Verſchiedenheit der Geſtalt hätten wir hinſichtlich der Aehnlichkeit des Gefieders dieſe Art zu jener der braunen und weißen Kriechente oder zur braunen oder weißen Ente von der Hudſonsbai des H. Edwards gezählt,*) aber dieſe hier, Nr. 1007, hat nur die Geſtalt der Kriechente; und die braune Ente iſt von mittlerer Größe zwiſchen der wilden Ente und dem Garrot. Uebrigens iſt es wahrſcheinlich, daß das Individuum, welches auf der Tafel abgebildet iſt, nur das Weibchen dieſer Art iſt: denn es trägt ein dunkeles Gefieder, welches bei allen Entenarten dem weiblichen Geſchlechte eigen iſt. Ein brauner ſchwärzlicher Grund auf dem Rücken, und ein röthliches Braun, welches auf dem Halſe und der Bruſt grauweiß gewölkt iſt, ein weißer Bauch mit einem weißen Flecken auf dem Flügel, und ein breiter Punkt von derſelben Farbe zwiſchen dem Auge und dem Schnabel, das ſind die ſämmtlichen Zeichen ihres Gefieders; und es iſt vielleicht dieſelbe, welche man in Rzaczynski mit dieſer kurzen Note angeführt findet: Lithuania polesia alit innumeras anates inter quas sunt nigricantes. Er fügt hinzu, daß dieſe ſchwärzlichen Enten bei den Ruſſen unter dem Namen Uhle bekannt iſt.

Die Ente mit grauem Kopf.

Wir ziehen dieſer Benennung, welche von Edwards gegeben iſt, den Namen Ente von der Hudſonsbai vor, unter welchem H. Briſſon dieſen Vogel bezeichnet: 1) weil es mehrere andere Enten in der Hudſonsbai gibt, 2) weil eine Benennung, welche aus einem eigenthümlichen Charakter der Art abgeleitet iſt, ſtets Vorzug vor einer Landes-Benennung hat, welche nur ſehr ſelten ausſchließlich ſein kann. Dieſe Ente mit einem grauen Kopfe iſt ziemlich ſonderbar mit einer aſchgrauen Kappe coiffirt, welche in viereckiger Form auf den Oberhals fällt, und durch eine doppelte Linie von ſchwarzen, den ſogenannten Gänſeaugen ähnlichen Punkten abgeſondert iſt, mit zwei zartgrünen Schildchen, welche die Backen bedecken; dies Alles iſt in fünf ſchwarze Bärte getheilt, von denen ſich 3 über den Schnabel erheben, und die beiden andern dehnen ſich nach hinten unter ſeinen Winkeln aus. Die Gurgel, die Bruſt und der Hals ſind weiß, der Rücken iſt ſchwärzlichbraun und mit einem purpurfarbenen Widerſcheine; die großen Schwungfedern des Flügels ſind braun, ihre Bedeckung iſt purpurfarben oder tief violett, glänzend, und jede Feder endet in einem weißen Punkte, deſſen Fortſetzung eine

*) Man ſehe hiernach unter den Kriechenten die 17te Art.

Quer-Linie bildet; ſie hat außerdem noch auf den kleinen Flügeldecken einen großen weißen Flecken und einen andern von runder Form auf jeder Seite des Schweifes; der Bauch iſt ſchwarz, der Schnabel roth und ſein oberer Theil iſt in 2 Ringe getheilt, welche in ihrer Ausbauchung, dem Ausdruck Edwards zufolge, beinahe zwei Bohnen gleichen. Dieſes iſt, fügt er hinzu, der bemerkenswertheſte Theil von der Bildung dieſer Ente, welche an Wuchs die Hausente übertrifft. Nichts deſto weniger müſſen wir bemerken, daß das Weibchen von der Halsbandente aus Terre-neuve, auf den gemalten Tafeln Nr. 799, viele Aehnlichkeit mit jener kronköpfigen Ente Edwards hat. Der Hauptunterſchied beſteht darin, daß die Farben des Rückens auf den Zeichnungen dieſes Naturaliſten ſchwärzlich ſind, und daß die Backe daſelbſt grünlich iſt.

Die Ente mit weißem Geſichte.

Wir bezeichnen dieſe Ente, Nr. 808, durch die Eigenthümlichkeit ihres weißen Geſichtes, weil dieſe Eigenthümlichkeit ſie auf den erſten Blick erkennen läßt. In der That, bei ihrem Anblick überraſcht uns der runde weiße Kreis ihres Geſichtes, über welchem ſich auf dem Kopfe ein ſchwarzer Schleier befindet, und nach hinten zurückfällt, indem er den Vorder- und Obertheil des Halſes bedeckt. Die Flügel und der Schweif ſind ſchwärzlich, der übrige Theil des Gefieders iſt mit rothen, röthlichen und ſchwarzen Wellen eingefaßt, deren Farbe, auf dem Rücken dunkler, auf der Bruſt und dem untern Halſe in das Ziegelrothe übergeht. Dieſe Ente, welche ſich auf Maragnon befindet, iſt größer und dicker als unſere wilde Ente.

Der Marec und der Mareca (Enten aus Braſilien).

Zufolge Piſon iſt Mareca der Geſchlechtsname der braſilianiſchen Enten, und Marcgrave gibt dieſen Namen zwei Arten, welche nicht ſehr von einander entfernt ſcheinen, und die wir aus dieſem Grunde zuſammenſtellen, obgleich wir dieſelben unter den Namen Marec und Mareca von einander unterſcheiden. Die erſtere iſt, wie dieſer Naturforſcher ſagt, eine Ente von kleiner Geſtalt, welche auf dem braunen Schnabel an jeder Seite einen rothen oder orangefarbenen Flecken trägt, die Gurgel und die Backen ſind weiß, der Schweif grau und die Flügel ſind durch einen grünen Spiegel mit ſchwarzem Rande geziert. Catesby, welcher dieſen Vogel zu Bahama beſchrieben hat, ſagt, daß dieſer Spiegel des Flügels braun eingefaßt ſei; aber er hat ebenſo wenig Urſache, dieſer Art den Namen Ente von Bahama zu geben, ſo wie H. Briſſon gethan hat, da Catesby ausdrücklich bemerkt, daß ſie daſelbſt ſehr ſelten erſcheint, und er dort nur das einzige Individuum geſehen hat, welches er beſchreibt.

Der Mareca, zweite Art Marcgrave's, iſt von derſelben Geſtalt, wie der vorhergehende und hat einen ſchwarzen Schnabel und ſchwarzen Schweif; auf dem Flügel iſt ein grün und blau ſchimmernder Spiegel auf braunem Grunde; er hat wie der andere einen weiß braunen Flecken zwiſchen dem Winkel des Schnabels und des Auges; die Füße ſind roth, ſogar nach dem Sieden und färben die Zehen hochroth. Das Fleiſch dieſes letztern, fügt er hinzu, iſt ein wenig bitter; das von dem Erſtern iſt vortrefflich; nichts deſto weniger eſſen es die Wilden nur ſelten, indem ſie, wie er ſagt, befürchten, daß ſie durch den Genuß des Fleiſches von einem Thiere, welches ihnen ſchwerfällig ſcheint, ſelber unbehülflich und weniger behende im Laufen werden.

Die Kriechenten.

Die Geſtalt, welche die Natur bei den Waſſervögeln am verſchiedenartigſten gebildet und vervielfacht hat, iſt diejenige der Ente. Nach der großen Zahl von Arten dieſes Geſchlechtes, welche wir bereits aufgeführt haben, ſtellt ſich eine untergeordnete Art dar, welche faſt ebenſo zahlreich iſt, als die der Enten, und welche nur geſchaffen ſcheint, dieſelben vor unſern Augen in einem kleinern Maßſtabe darzuſtellen und wieder zu erzeugen. Dieſe Unterabtheilung iſt die der Kriechenten, welche man im Allgemeinen nicht beſſer bezeichnen kann, als indem man ſagt, daß es viel kleinere Enten ſind, als die andern, aber welche dieſen übrigens nicht nur in natürlichen Gewohnheiten, in Bildung und in allen auf die Geſtalt bezüglichen Verhältniſſen, ſondern auch in Ordnung des Gefieders und ſogar durch die große Verſchiedenheit der Farben gleichen, welche ſich zwiſchen dem Männchen und Weibchen befindet.

Man ſpeiſte die Kriechenten oft an der Tafel der Römer; ſie waren ſo ſehr geachtet, daß man ſich bemühte, ſie zu vermehren, indem man ſie, wie die Enten, in der Häuslichkeit aufzog. Es würde uns ohne Zweifel auch gelingen, ſie aufzuziehen; aber die Alten verwendeten mehr Sorge auf ihren Hühnerhof und überhaupt mehr Aufmerkſamkeit, als wir, auf die Landökonomie.

Wir werden jetzt die Beſchreibung der verſchiedenen Arten von Kriechenten liefern, von denen einige, wie gewiſſe Enten, ſich bis zu den äußerſten Enden des Feſtlandes begeben haben.

Die gemeine Kriechente.

Erſte Art.

Ihre Geſtalt iſt die einer kleinen Ente, von der Größe eines Rebhuhns. Das Gefieder des Männchens, Nr. 946, mit weniger glänzenden Farben als das der Ente, iſt darum nicht weniger reich an lieblichem Widerſcheine. Der vordere Theil des Körpers bildet einen ſchönen Harniſch, wel-

cher ſchwarz auf Grau durchwebt iſt, und wie mit kleinen ſtumpfen Vierecken geſchuppt, welche in größere eingeſchloſſen ſind, die alle mit ſolcher Genauigkeit und Pracht vertheilt ſind, daß dadurch die auffallendſte Wirkung entſteht. Die Seiten des Halſes und die Backen ſind bis unter die Augen mit kleinen weißen Strichen durchzogen, welche ſich auf einem rothen Grunde hinſchlängeln. Der Obertheil des Kopfes, ſo wie die Gurgel ſind ſchwarz; aber ein langer, weißer Streifen, welcher über dem Auge beginnt, zieht ſich bis zum Genick herunter. Lange ſpitzgeformte Federn bedecken die Schultern und fallen in weißen und ſchwarzen Bändern auf die Flügel, die Flügeldecken ſind mit einem kleinen grünen Spiegel geziert; die Seiten und der Steiß bilden ſchwarzgraue Schraffirungen auf Weißgrau, und ſind ebenſo ſchön gefleckt als der übrige Körper.

Der Schmuck des Weibchens iſt viel einfacher; durchaus mit Grau und Graubraun bekleidet, bemerkt man kaum einige Schatten von Wellen auf ihrem Gefieder: es hat auf ſeiner Gurgel kein Schwarz wie das Männchen, überhaupt gibt es bei den zwei Geſchlechtern der Kriechenten ſo wie der Enten, ſo viele Verſchiedenheit, daß die minder erfahrenen Jäger ſie verkennen, und ihnen die unpaſſenden Namen tiers, racanettes, mercanettes, gegeben haben, der Geſtalt, daß die Naturforſcher hier ſo wie anderswo ſich vor ſolchen Benennungen hüten müſſen, um nicht wegen der bloßen Verſchiedenheit der Farben, die ſich bei dieſen Vögeln finden, die Arten zu vermehren: es wäre daher, um dem Irrthum vorzubeugen, ſehr nützlich, daß man das Weibchen und das Männchen mit ihren wahren Farben darſtellte, ſo wie wir es auf einigen colorirten Tafeln geſehen haben.

Das Männchen läßt zur Zeit der Paarung einen Schrei hören, welcher jenem der Ralle gleicht. Dennoch baut das Weibchen ſein Neſt nicht in unſern Provinzen, und faſt alle dieſe Vögel verlaſſen uns vor dem 15. oder 20. April. Sie fliegen zur Zeit ihrer Reiſe in Schwärmen, aber ohne, wie die Enten *), eine regelmäßige Ordnung zu beobachten; ſie nehmen ihren Aufſchwung aus dem Waſſer und fliegen mit vieler Leichtigkeit. Sie tauchen nicht oft unter und finden auf der Oberfläche des Waſſers ſo wie an dem Rande deſſelben die Nahrung, welche ihnen zuſagt: Fliegen und Saamenkörner von Waſſerpflanzen ſind die Nahrung, welcher ſie den Vorzug geben. Gesner hat in ihrem Magen kleine Steine mit dieſer Nahrung untermiſcht gefunden; und H. Friſch, welcher einige Paare dieſer Vögel, die jung gefangen wurden, aufgezogen hat, liefert uns folgende Beſchreibung ihrer Lebensweiſe in dieſer Art begonnener Häuslichkeit. „Ich bot“,

*) Da ſich die Kriechente nur im Winter zeigt, ſo leitet Schwenckfeld daraus ihren Namen her: „Querquedula, quoniam querquero, id est frigido et hiemali tempore, maxime apparet.“

ſagt er, „dieſen Kriechenten Anfangs verſchiedene Saamenkörner an, ohne daß ſie dieſelben berührten; aber kaum hatte ich neben ihr Waſſerbehälter ein Gefäß mit Hirſe geſtellt, als ſie alle herbei liefen; bei jedesmaligem Schnabel voll ging jede zum Waſſer, und in Kurzem trugen ſie in ihren Schnäbeln deſſen ſo viel herbei, daß die Hirſe ganz eingeweicht wurde. Dennoch aber war die Hirſe ihnen noch nicht feucht genug, und ich ſah meine Kriechenten ſowohl die Hirſe als auch das Waſſer auf den Boden des Geheges tragen, welcher von Thon war, und als die Erde erweicht war, fingen ſie an zu ſcharren und es bildete ſich dadurch eine ziemliche Vertiefung, aus welcher ſie ihre Hirſe mit Erde vermengt fraßen. Ich ſetzte ſie in mein Zimmer, und ſie trugen ebenfalls, wiewohl vergeblich, das Waſſer und die Hirſe auf den Erdboden. Ich führte ſie auf das Gras, und es ſchien mir, daß ſie daſſelbe nur durchwühlten, indem ſie darin Saamenkörner ſuchten, aber ebenſo wenig die Halme als die Erdwürmer fraßen: ſie liefen den Fliegen nach und ſchnappten ſie nach Art der Enten. Wenn ich zögerte, ihnen die gewohnte Nahrung zu reichen, ſo forderten ſie dieſelbe durch einen kleinen heiſern Schrei Quoak, den ſie jede halbe Minute wiederholten. Am Abend kauerten ſie ſich in die Winkel und ſogar vom Lager krochen ſie, wenn man ſich ihnen näherte, in die engſten Löcher. Sie lebten bis zum Herannahen des Winters; aber als die ſtrenge Kälte gekommen war, ſtarben ſie plötzlich alle.

Die kleine Kriechente.*)

Zweite Art.

Dieſe Kriechente, Nr. 947, iſt ein wenig kleiner als die erſte, und unterſcheidet ſich von dieſer noch durch die Farben des Kopfes, welcher roth und mit einem breiten grünen weißgeränderten Streifen durchzogen iſt, welcher ſich von den Augen bis zum Hinterhaupte zieht; das übrige Gefieder iſt dem der gemeinen Kriechente ziemlich ähnlich, ausgenommen, daß die Bruſt nicht ebenſo reich emaillirt, ſondern nur gefleckt iſt. Dieſe kleine Kriechente niſtet an unſern Teichen und bleibt das ganze Jahr hindurch im Lande. Sie verbirgt ihr Neſt unter den großen Binſen und baut es aus deren Halmen, ſo wie aus deren Mark und vielen Federn. Dieſes Neſt, welches mit vieler Sorgfalt gearbeitet iſt, iſt ziemlich groß und ruht auf dem Waſſer, ſo daß es mit dieſem ſteigt und fällt. Die Eier, deren ſie im Monat April 10 bis 12 legt, ſind von der Größe der Taubeneier; ihre

*) Man gibt ihr meiſtens die Namen der gemeinen Kriechente: die folgenden ſcheinen ihr eigenthümlich zu ſein; zu Deutſch Tröſſel, Kriegente, Krukentle, Graw=Endtlin und das Weibchen Brunn=Köpficht=Endtlin; in unſerm Burgund nennen ſie die Jäger Racanette.

Farbe iſt ſchmutzig weiß mit kleinen nußfarbigen Flecken. Nur die Weibchen allein tragen Sorge für die Brut: die Männchen ſcheinen ſie zu verlaſſen, und ſich zu vereinigen, um während dieſer Zeit zuſammen zu leben; aber im Herbſte kehren ſie zu ihrer Familie zurück. Man ſieht dieſe Kriechenten in Geſellſchaften von 10 bis 12, welche die Familie bilden, auf den Teichen, und im Winter laſſen ſie ſich an warmen Quellen nieder; dorten leben ſie von Kreſſe und wildem Kerbel: auf den Teichen freſſen ſie die Binſen, die Schilfkörner und ſchnappen kleine Fiſche.

Sie haben einen ſehr ſchnellen Flug. Ihr Geſchrei iſt eine Art Pfiff, vouire, vouire, welcher ſich ſeit dem Monat März auf dem Waſſer hören läßt. H. Hebert verſichert uns, daß dieſe kleine Kriechente in Brie ebenſo häufig, als die andere daſelbſt ſelten iſt, und man tödtet deren in dieſer Provinz eine große Menge. Zufolge Rzaczynski fängt man ſie in Polen mit Netzen, welche von einem Baume zum andern aufgeſpannt ſind; die Schwärme dieſer Kriechenten fliegen in dieſe Netze, indem ſie ſich aus den Teichen in der Abenddämmerung erheben.

Ray ſcheint aus dem Namen, welchen er unſerer kleinen Kriechente (the common teal) gibt, die gemeine Kriechente nicht gekannt zu haben. Belon hingegen hat nur dieſe letztere gekannt; und obſchon er ihr die beiden griechiſchen Namen Boscas und Phascas beilegt, ſo ſcheint der letztere doch vorzüglich die kleine Kriechente zu bezeichnen; denn man lieſt im Atheneus, daß die Phascas größer iſt als der kleine Colymbis, welches die kaſtanienfarbene Grebe iſt; alſo entſpricht dieſe Größe unſerer kleinen Kriechente vollkommen. Zudem iſt ihre Art in beiden Welttheilen einheimiſch; denn es iſt leicht, hierin den Pepatzca des Fernandes zu erkennen; und mehrere Individuen, welche wir von Louiſiana erhalten haben, boten keinen Unterſchied mit denjenigen aus unſeren Gegenden dar.

Die Sommerkriechente.

Dritte Art.

Wir hätten nur eine Art aus dieſer Kriechente und der vorhergehenden gemacht, wenn Ray, der ſie beide geſehen zu haben ſcheint, ſie nicht getrennt hätte. *) Er unterſcheidet ausdrücklich die kleine Kriechente und die Sommerkriechente; wir können ihm daher in ſeiner Beſchreibung nur folgen und die Bemerkung kopiren, welche er davon gibt. Dieſe Sommerkriechente, ſagt er, iſt noch etwas kleiner als die Kriechente, und ſie iſt von

*) Minima, ſagt er, in anatino genere, excepta sequente (die Sommerkriechente); und diejenige, von der er hier unter dem Namen Minima ſpricht, iſt gewiß unſere kleine Kriechente, wie uns die Beſchreibung überzeugt, welche er davon gemacht hat.

allen Vögeln dieſer großen Familie der Kriechenten und Enten ohne Zweifel die kleinſte. Ihr Schnabel iſt ſchwarz, die ganze Bedeckung aſchbraun, und das Ende der Federn auf dem Rücken weiß, auf dem Flügel befindet ſich ein fingerbreiter Streifen; dieſer Streifen iſt ſchwarz, mit ſmaragdgrünen Widerſcheine und weißer Einfaſſung. Der ganze Vordertheil des Körpers iſt weiß verwaſchen gelblich, und auf der Bruſt, ſo wie auf dem Unterleibe ſchwarz gefleckt; der Schweif iſt zugeſpitzt, die Füße ſind bläulich und die Schwimmhäute ſchwarz.

H. Baillon hat mir einige Notizen über eine Sommerkriechente zugeſchickt, aus welchen es mir ſcheint, daß er unter dieſer Benennung die kleine Kriechente des vorhergehenden Artikels meint, und nicht die Sommerkriechente, welche Ray beſchrieben hat. Wie dem auch ſei, ſo wollen wir doch hier ſeine intereſſanten Bemerkungen und Beobachtungen mittheilen.

Wir nennen, ſagt H. Baillon, hier (zu Montreuil-ſur-Mer) die Sommerkriechente Criquart oder Criquet; dieſer Vogel iſt wohl gebildet und hat viele Anmuth; ſeine Geſtalt iſt runder als diejenige der gemeinen Kriechente; ſie iſt auch mehr geſchmückt, ihre Farben ſind verſchiedener und beſſer abgetheilt: ſie behält bisweilen kleine blaue Federn, welche man nur ſieht, wenn ſie die Flügel ausbreitet. Wenige Vögel ſind ſo lebhaft als dieſe Kriechente; ſie iſt faſt immer in Bewegung, badet ſich beſtändig und läßt ſich leicht zähmen; acht Tage reichen hin, ſie an die Häuslichkeit zu gewöhnen: ich habe deren mehrere Jahre in meinem Hofe gehabt und beſitze jetzt noch zwei, welche ſehr zahm ſind.

Dieſe niedlichen Kriechenten verbinden mit allen ihren Eigenſchaften eine außerordentliche Sanftmuth. Ich habe ſie niemals unter ſich, noch mit andern Vögeln ſtreiten geſehen: ſie vertheidigen ſich ſogar nicht einmal, wenn ſie angegriffen werden. Ebenſo empfindſam als ſanftmüthig, ergreift ſie der geringſte Zufall: die Bewegung, welche ihnen die Verfolgung eines Hundes verurſacht, reicht hin, ſie zu tödten: wenn ſie nicht mit Hülfe ihrer Flügel entfliehen können, ſo bleiben ſie auf dem Platze wie erſchöpft und ſterbend ausgeſtreckt liegen. Ihre Nahrung iſt Brod, Gerſte, Korn und Kleie; ſie freſſen auch Fliegen, Würmer, Schnecken und andere Inſekten.

In den erſten Tagen des März kommen ſie an unſere Sümpfe in der Nähe des Meeres: ich glaube, daß der Südwind ſie herbeiführt. Sie halten ſich nicht wie die andern Kriechenten und wie die Pfeifenten haufenweiſe zuſammen: man ſieht ſie von allen Seiten her irren und ſich bald nach ihrer Ankunft baden. Im Monat April ſuchen ſie an den ſumpfigen und wenig zugänglichen Orten dichte Sträuche von Schilf oder Gras, welche ein wenig über dem Spiegel des Sumpfes liegen: ſie ſchleichen da hinein, indem ſie die Halme wegſchieben, welche ſie hindern, und vermittelſt ihrer Bewegungen

bereiten ſie ſich einen kleinen Aufenthalt von 4 bis 5 Zoll Durchmeſſer, den ſie mit trocknen Kräutern belegen; der obere Theil iſt durch die Dicke des Schilfs bedeckt und der Eingang durch die Halme verſteckt, welche davor aufwachſen: dieſer Eingang iſt am häufigſten nach Süden. In dieſes Neſt legt das Weibchen 10 bis 14 Eier, welche etwas ſchmutzig weiß und beinahe ſo groß als die Eier junger Hennen ſind. Ich habe die Brütezeit beobachtet, ſie dauert wie bei den Hennen 20 bis 23 Tage.

Die Jungen kommen, wie die gemeinen Enten, mit Flaum bedeckt zur Welt; ſie ſind ſehr munter, und nach den erſten Tagen ihrer Geburt führen die Alten ſie zum Waſſer: ſie ſuchen Würmer unter dem Graſe und im Schlamme. Wenn ſich ein Raubvogel ſehen läßt, ſo ſtößt das Weibchen einen kleinen Schrei aus; die ganze Familie kauert ſich nieder und bleibt unbeweglich bis ihr ein zweiter Schrei ihre Lebhaftigkeit wiedergibt. Ihre erſten Federn ſind grau, wie die der Weibchen, alsdann hält es ſchwer, die Geſchlechter zu unterſcheiden, und dieſe Schwierigkeit dauert ſogar bis zur Brütezeit; denn es iſt eine eigenthümliche Thatſache bei dieſem Vogel, von der ich mich oft überzeugt habe und welche ich hier glaube mittheilen zu müſſen. Ich verſchaffe mir gewöhnlich von dieſen Sarcellen im Anfang des Monats März, alsdann ſind die Männchen mit ihren ſchönen Federn geziert; aber ſobald die Zeit der Mauſe eintritt, werden ſie ebenſo grau wie ihre Weibchen und bleiben in dieſem Zuſtande bis zum Monat Januar. In dieſer Epoche nehmen ihre Federn im Laufe des Monates eine andere Grundfarbe an. Ich habe dieſe Veränderung noch in dieſem Jahre bemerkt; das Männchen, welches ich beſitze, iſt gegenwärtig ſo ſchön als es nur ſein kann; ich habe es ſo grau wie das Weibchen geſehen. Es ſcheint, als habe die Natur es nur für die Zeit der Liebe ausſchmücken wollen. Dieſer Vogel iſt nicht von den nördlichen Gegenden; er iſt ſehr empfindlich gegen Kälte: diejenigen, welche ich beſeſſen habe, ſchliefen gewöhnlich im Hühnerſtalle und hielten ſich gewöhnlich in der Sonne oder beim Kohlenfeuer auf. Sie ſind alle an Zufällen geſtorben, die meiſten an Schnabelhieben, welche ihnen ſtärkere Vögel verſetzten. Nichtsdeſtoweniger habe ich Grund zu glauben, daß ſie natürlicher Weiſe nicht lange leben, da ihr Wachsthum in ungefähr zwei Monaten beendigt iſt.

Die ägyptiſche Kriechente.

Vierte Art.

Dieſe Kriechente, Nr. 1000, iſt ungefähr von der Größe unſerer gemeinen Kriechente (erſte Art); aber ihr Schnabel iſt ein wenig größer und breiter, der Kopf, der Hals und die Bruſt ſind dunkelbraun und roth; der ganze Mantel iſt ſchwarz; auf dem Flügel befindet ſich ein weißer Streif;

der Bauch iſt weiß und der Magen iſt ebenſo braunroth als wie die Bruſt. Das Weibchen dieſer Art trägt beinahe dieſelben Farben wie das Männchen, nur ſind ſie weniger ſtark und weniger deutlich abgetheilt. Das Weiß des Magens iſt mit braunen Wellen untermiſcht und die Farben des Kopfes und der Bruſt ſind mehr braun als roth. Man hat uns verſichert, daß ſich dieſe Kriechente in Aegypten befindet.

Die Kriechente von Madagascar.

Fünfte Art.

Dieſe Kriechente, Nr. 770, hat beinahe dieſelbe Geſtalt wie unſere kleine Kriechente (zweite Art); nur iſt ihr Kopf und Schnabel etwas kleiner. Der Charakter, welcher ſie am meiſten auszeichnet, iſt ein breiter, blaß grüner oder waſſergrüner Flecken, welcher ſich hinter dem Ohre befindet und in das Schwarz eingefaßt iſt, welches den Hinterkopf und den Hals bedeckt; das Geſicht und die Gurgel ſind weiß; der Unterhals iſt bis zur Bruſt niedlich mit kleinen braunen Linien auf einem rothen und weißen Grunde durchzogen. Dieſe letztere Farbe iſt die des Vorderkörpers, der Rücken und der Schweif ſind auf einem ſchwarzen oder ſchwärzlichen Grunde ſchimmernd grün gefärbt. Dieſe Kriechente wurde uns von Madagascar zugeſchickt.

Die Kriechente von Coromandel

Sechste Art.

Die Nummern 949 und 950 der kolorirten Tafeln ſtellen das Männchen und das Weibchen dieſer hübſchen Kriechente vor, welche uns von der Küſte Coromandel geſchickt wurden. Sie ſind wenigſtens um ein Viertel kleiner als unſere gemeinen Kriechenten (erſte Art). Ihr Gefieder beſteht aus Weiß und Braunſchwarz: das Weiße befindet ſich auf dem Vorderkörper; bei den Männchen iſt es rein, und bei den Weibchen mit Grau untermiſcht; das Braunſchwarz bildet auf dem Kopfe eine Haube, färbt den ganzen Mantel und zeichnet ſich auf dem Halſe des Männchens in Flecken und bei den Weibchen unterhalb in kleinen ſchräg laufenden Wellen aus; zudem glänzt der Flügel des Männchens auf dem ſchwärzlichen Grunde von einem grünen oder röthlichen Widerſcheine.

Die Kriechente von Java.

Siebente Art.

Das Gefieder dieſer Kriechente, Nr. 930, iſt auf dem Vorderkörper, dem Oberrücken und auf dem Halſe reichlich mit ſchwarzen und weißen Bogen geziert; der Mantel iſt braun; die Gurgel weiß; der Kopf iſt mit einem ſchönen violetten Purpur und mit einem grünen Widerſcheine in den Federn

des Hinterkopfes geſchmückt, welche ſich nach dem Genick neigen und ſich von dieſem in Geſtalt eines Federbuſches zu trennen ſcheinen; der violette Widerſchein zeigt ſich auch unten an dieſem kleinen Büſchel und bildet auf den Seiten des Halſes einen breiten Flecken; auf den Federn des Flügels, welche zunächſt am Körper ſich befinden, bemerkt man einen ähnlichen nebſt zwei weißen Flecken. Dieſe Kriechente, welche wir von der Inſel Java erhalten haben, hat die Geſtalt der gemeinen Kriechente (erſte Art).

Die chineſiſche Kriechente.

Achte Art.

Das Männchen dieſer ſchönen Kriechente, Nr. 805, iſt durch den Reichthum und durch die Sonderbarkeit ſeines Gefieders ſehr bemerkenswerth. Es iſt mit den lebhafteſten Farben geſchmückt und trägt auf dem Kopfe einen prachtvollen grünen und purpurfarbenen Federbuſch, welcher ſich bis über das Genick erſtreckt; der Hals und die Seiten des Geſichtes ſind mit orangenrothen ſchmalen und ſpitzen Federn beſetzt; die Gurgel ſo wie der Theil über den Augen iſt weiß; die Bruſt iſt purpur oder weißroth, die Seiten ſind angenehm mit kleinen ſchwarzen Linien durchzogen und die Schwungfedern ſind prachtvoll mit weißen Streifen eingefaßt. Zu allen dieſen Schönheiten bemerkt man eine auffallende Eigenthümlichkeit: es ſind dies 2 Federn, auf jeder Seite eine, zwiſchen der Flügel am nächſten beim Körper, welche auf der äußern Seite ihres Kieles ungewöhnlich lange orangerothe Schleifen haben, welche am Rande weiß und ſchwarz durchzogen ſind und zwei Fächer oder Schmetterlingflügel bilden, welche über dem Rücken hervorragen. Dieſe beiden ſonderbaren Federn unterſcheiden dieſe Kriechente hinlänglich von allen andern, ohne den ſchönen Buſch, welchen ſie gewöhnlich ſchwebend auf dem Kopfe trägt und in die Höhe richten kann. Die ſchönen Farben dieſer Vögel, haben die Augen der Chineſen getroffen; ſie haben ſie auf ihren Porzellanen und auf ihren ſchönſten Tapeten abgebildet. Das Weibchen, welches ſie ebenfalls vorſtellen, erſcheint darauf gewöhnlich ganz braun und dies iſt in der That mit einer Miſchung von Weiß, ſo wie man es, Nr. 806, der colorirten Tafeln ſehen kann. Beide haben den Schnabel und die Füße roth. Dieſe ſchöne Kriechente befindet ſich zu Japan ſo wie in China: denn man erkennt ſie in dem Vogel Kimnodsui, von deſſen Schönheit Kämpfer mit Bewunderung ſpricht; und Aldrovande erzählt, daß die Geſandten von Japan, welche zu ſeiner Zeit nach Rom kamen, unter andern Seltenheiten ihres Landes auch Abbildungen von dieſem Vogel mitbrachten.

Die Kriechente von Feroe.

Neunte Art.

Dieſe Kriechente, Nr. 999, welche etwas kleiner als unſere gemeine Kriechente (erſte Art) iſt, hat auf dem Vorderkörper, dem Halſe und dem Kopfe ein einförmiges weißes Geſieder, nur iſt es hinter dem Auge, ſo wie auf der Gurgel und den Seiten der Bruſt leicht ſchwärzlich gefleckt; der ganze Mantel nebſt dem obern Kopfe und dem Halſe iſt mattſchwärzlich und ohne Widerſchein. Dieſes ſind die einzigen und traurigen Farben des nordiſchen Vogels, welcher ſich auf der Inſel Feroe befindet.

Alle vorhergehende Arten von Kriechenten ſind von dem alten Kontinent; diejenigen, von denen wir jetzt reden werden, vom neuen; und obſchon die ſeltenen Arten der Waſſervögel oft den beiden Welten gemein ſind, ſo ſcheint dennoch jede Art dieſer Kriechenten dem einen oder dem andern Kontinent eigenthümlich; und mit Ausnahme unſerer großen und kleinen Kriechente (erſter und zweiter Art), ſcheint ſich keine andere auf allen beiden zu befinden.

Die Soucrourou=Kriechente

Zehnte Art.

Um dieſe Kriechente, Nr. 966, zu beſchreiben, nehmen wir den Namen Soucrourou an, welchen man ihr in Cayenne giebt, wo dieſe Art einheimiſch iſt. Sie iſt beinahe von der Größe unſerer Kriechente (erſte Art). Der Rücken des Männchens iſt reich feſtonirt und geflammt; der Hals, die Bruſt und der ganze vordere Körper ſind auf einem braunen röthlichen Grunde ſchwärzlich gefleckt; über den Flügeln befindet ſich ein hellblauer ſchöner Flecken, über welchem ein weißer Strich, und ſodann ein grüner Spiegel iſt; auch auf den Backen findet ſich ein breiter weißer Streifen; der obere Theil des Kopfes iſt ſchwärzlich, mit grünen und purpurfarbenen Widerſcheinen. Das Weibchen iſt ganz braun.

Dieſe Vögel befinden ſich auch auf Carolina, und wahrſcheinlich an vielen andern Orten von Amerika. Ihr Fleiſch iſt nach dem Berichte Barrere's köſtlich und wohlſchmeckend.

Die Soucrourette=Kriechente.

Eilfte Art.

Obſchon die Kriechente von Cayenne, Nr. 403 der kolorirten Tafeln, von kleinerer Geſtalt iſt, als diejenige, welche H. Briſſon, zufolge Catesby, unter dem Namen Kriechente von Virginien anführt; ſo läßt uns doch die große Aehnlichkeit in den Farben des Geſieders dieſe beiden Vögel als zu derſelben Art gehörig betrachten, und wir ſind ſogar geneigt,

ſie mit der Soucrourou=Kriechente von Cayenne zuſammen zu ſtellen, von der hier eben geſprochen worden. Aus dieſem Grunde haben wir ihr auch einen Namen gegeben, welcher dieſe Aehnlichkeit anzeigt. In der That hat die Soucrourette ganz wie die Soucrourou über die Schulter den blauen Flecken mit dem weißen Rande unterhalb und auch den grünen Spiegel; der übrige Körper und der Kopf ſind mit graubraunen Flecken bedeckt, welche weißgrau geflammt ſind, wovon die Abbildung Catesby's die Miſchung nicht angibt, indem ſie nur zu einförmig verbreitetes Braun darſtellt, was zu dem Weibchen paſſen würde, welches ſeiner Ausſage nach ganz braun iſt. Er fügt hinzu, daß dieſe Kriechenten im Monat Auguſt in großer Anzahl nach Carolina kommen und dort bis zur Mitte Oktobers verweilen, zu welcher Zeit man auf den Feldern den Reis einſammelt, nach dem ſie ſehr gierig ſind; und er fügt noch hinzu, daß ſie in Virginien, wo kein Reis wächſt, eine Art wilden Hafers freſſen, welcher an den Sümpfen wächſt; daß ſie endlich durch die eine und die andere von dieſen Nahrungen ſich ſehr mäſten, welche ihrem Fleiſch einen vorzüglichen Geſchmack geben.

Die Kriechente mit ſpitzigem Schweiſe.

Zwölfte Art.

Dieſe Art der Kriechenten, Nr. 967, auf Guiana einheimiſch, zeichnet ſich vor allen andern durch die Federn ihres Schweifes aus, welche ſich in ein kleines, wie ein Dorn ſteifes Fädchen endigen, das durch die eine oder zwei Linien über die Schleifen dieſer Federn, welche ſchwärzlich ſind, verlängerte Spitze der Rippe gebildet wird. Das Gefieder des Körpers iſt ziemlich einförmig, da es nur aus ſchwärzlichen Wellen oder Flecken beſteht, die über dem Körper dunkler und unter demſelben heller und auf einem grauröthlichen oder bräunlichen Grunde weißgrau feſtonirt ſind; der Oberkopf iſt ſchwärzlich, und 2 Streifen von derſelben Farbe, durch 2 weiße Streifen getrennt, gehen, die eine nach der Höhe des Auges, die andere tiefer über die Backen. Dieſe Kriechente iſt nur 11 bis 12 Zoll lang.

Die rothgelbe Kriechente mit langem Schweife.

Dreizehnte Art.

Dieſe iſt ein wenig größer als die vorhergehende, und von dieſer ſehr durch die Farben verſchieden; aber ſie gleicht derſelben hinſichtlich des langen Schweifes und ihrer Schwungfedern, ohne jedoch die Spitze derſelben eben ſo zierlich ausgefaſert zu haben. Alſo, ohne dieſe beiden Arten vereinigen zu wollen, glauben wir doch, ſie einander nähern zu müſſen. Dieſe hier hat den Kopf, das Geſicht und den Schweif ſchwärzlich; der Flügel iſt von derſelben Farbe mit einigen blauen und grünen Widerſcheinen, und trägt

einen weißen Flecken; der Hals iſt ſchön kaſtanienroth, die Seiten von derſelben Farbe und der obere Theil des Körpers iſt damit auf einem ſchwärzlichen Grunde geflammt.

Dieſe Kriechente, Nr. 963, wurde uns von Guadeloupe zugeſchickt; H. Briſſon hat ſie von San-Domingo erhalten und bezieht auf ſie mit allem Grunde der Wahrſcheinlichkeit den Chilcanauhtli, eine neuſpaniſche Kriechente Fernandes, welcher das Weibchen dieſer Art unter dem Namen Colcanauhtli zu bezeichnen ſcheint.

Die weiße und ſchwarze Kriechente, oder die Nonne.

Vierzehnte Art.

Ein weißes Gewand, eine weiße Binde mit ſchwarzer Haube und Mantel, haben dieſer Kriechente von Luiſiana, Nr. 948, welche faſt ſo groß als unſere Kriechente (erſte Art) iſt, den Beinamen die *Nonne* gegeben. Das Schwarz ihres Kopfes iſt durch einen grünen und purpurfarbigen Glanz erhöht, und die weiße Binde umgibt denſelben von hinten bis zu den Augen. Die Fiſcher von Terre neuve, ſagt Edwards, nennen dieſen Vogel den *Geiſt* (l'esprit) ich weiß nicht warum, wenn es nicht deshalb geſchieht, daß er als ein ſehr guter Taucher plötzlich wieder erſcheinen kann, nachdem er in einer großen Entfernung untergetaucht war; eine Fähigkeit, welche in der Einbildung des Volkes die phantaſtiſchen Ideen von der Geiſtererſcheinung erweckt.

Die Mexicaniſche Kriechente.

Fünfzehnte Art.

Fernandes gibt dieſer Kriechente einen mexikaniſchen Namen (metscanautli) von welchem er ſagt, daß er ſo viel als *Mondvogel* bedeute, und welcher daher kommt, weil man dieſem Vogel bei *Mondenſcheine* nachſtellt. Er iſt, ſagt er, eine der ſchönſten Arten dieſer Gattung, beinahe ſein ganzes Gefieder iſt weiß, ſchwarz punktirt, beſonders auf der Bruſt; die Flügel bieten eine Miſchung von Blau, Grün, Falb, Schwarz und Weiß; der Kopf iſt ſchwärzlich braun mit Widerſcheinen, von abwechſelnden Farben; der Schweif, unterhalb blau, oberhalb ſchwärzlich, endigt ſich weiß; zwiſchen den Augen und dem Schnabel, welcher unterhalb ſchwarz und oberhalb blau iſt, befindet ſich ein ſchwarzer Flecken. Das Weibchen, wie bei allen Arten dieſes Geſchlechtes, unterſcheidet ſich von dem Männchen durch ſeine Farben, welche weniger zierlich und lebhaft ſind; und das Epithet, welches ihm Fernandes gibt, (avis stertrix junceti) ſcheint zu ſagen, daß es die Binſen abzuhauen weiß, um daraus ſein Neſt zu bereiten.

Die Kriechente von Karolina.

Sechszehnte Art.

Dieſe Kriechente findet ſich auf Carolina in der Nähe der Mündung der Flüſſe ins Meer, wo das Waſſer anfängt ſalzig zu werden. Das Männchen hat das Gefieder ſchwarz und weiß abgetheilt, wie ein Specht; und das Weibchen, welches Catesby genauer beſchreibt, hat die Bruſt und den Bauch hellgrau; der ganze untere Theil und die Flügel ſind dunkelbraun; auf jeder Seite des Kopfes hinter dem Auge befindet ſich ein weißer Flecken, und ein anderer unten am Flügel. Es iſt klar, daß Catesby nach dieſer Bekleidung des Weibchens dieſer Kriechente den Namen kleine braune Ente gegeben hat, welche er beſſer Elſter-Kriechente oder ſchwarz und weiße Kriechente genannt hätte. Wir laſſen ihm die Benennung Kriechente von Karolina, indem uns nicht bekannt iſt, daß ſich dieſe Art noch in andern Ländern befindet.

Braune und weiße Kriechente.

Siebzehnte Art.

Dieſer Vogel, welchen Edwards unter dem Namen braune und weiße Ente anführt, muß nichts deſto weniger zu dem Geſchlechte der Kriechente gezählt werden, weil er beinahe von der Größe und Geſtalt unſerer Kriechente (erſter Art) iſt; aber die Farbe des Gefieders iſt verſchieden: ſie iſt auf dem Kopfe, dem Halſe, und den Schwungfedern durchaus braun ſchwärzlich; das Dunkelbraun geht auf dem Vorderkörper, welcher übrigens noch mit braunen querlaufenden Linien durchzogen iſt, ins Weißliche über; auf den Seiten des Kopfes befindet ſich ein weißer Flecken, und ein ähnlicher an dem Winkel des Schnabels. Dieſe Kriechente fürchtet die ſtrengſte Kälte nicht, weil ſie zu der Zahl derjenigen Vögel hört, welche die Hudſonsbai bewohnen.

Arten, welche Aehnlichkeiten mit den Enten und Kriechenten haben.

Nach der Beſchreibung und Geſchichte der wohlbekannten und ausgezeichneten Arten in der zahlreichen Gattung der Enten und Kriechenten, bleiben uns noch diejenigen zu bemerken übrig, welche die folgenden Notizen zu bezeichnen ſcheinen, um die Beobachter und Reiſenden erkennen zu laſſen, zu welchen von den oben beſchriebenen Arten ſie gehören können, oder ob ſie davon wirklich verſchieden ſind, und neue Arten anzeigen können.

I.

Nr. 1. Wir müſſen zuerſt jene Enten erwähnen, welche gewöhnlich mit den Namen Vierflügler (quatre-ailes) benannt werden; und deren in der Akademiſchen Sammlung mit folgenden Worten erwähnt wird. Gegen das Jahr 1680 erſchien in Bologne eine Art Enten, deren Flügel verſchieden von den andern gewendet ſind; da die großen Federn ſich von dem Körper entfernen und nach Außen zu richten, ſo gab dieſes bei dem Volke Grund zu glauben, daß ſie 4 Flügel hätten. (collection académique, partie étrangere, tome I, pag. 304.)

Wir glauben, bei der einfachen Vergleichung der vorhergehenden Stelle mit der folgenden, daß dieſe Eigenthümlichkeit nur zufällig ſei. „H. Abbe Nollet hat in Italien einen Schwarm Gänſe geſehen, unter welchen ſich mehrere befinden, die vier Flügel zu haben ſchienen; aber dieſer Anſchein, welcher bei dem Fliegen des Vogels nicht Statt fand, war durch die Umkehrung der Flügelſpitze verurſacht, welche die großen Federn in die Höhe hielt, anſtatt ſie längs dem Körper anzulegen. Dieſe Gänſe waren mit Andern, welche ihre Flügel wie gewöhnlich trugen, aus derſelben Bruſt gekrochen, ſo wie auch die Mutter; der Vater aber hatte in die Höhe ſtehende Flügelſpitzen.“ (histoire de l'academie 1750, pag 7.) Alſo dürfen dieſe Enten, ſo wie die Gänſe mit vier Flügeln, nicht als eigenthümliche Arten, ſondern nur als zufällige individuelle Abweichungen betrachtet werden, welche ſich bei allen Vögelarten finden können.

II.

Die Ente, oder vielmehr die kleine Kriechente, welche Rzaczynski in der folgenden Stelle anführt. „Lithuana polesia alit anates innumeras inter quas... sunt ... in cavis arborum natae molem sturni non excedentes. (Hist., pag, 269.)“ Wenn dieſer Autor hinſichtlich der auffallend kleinen Geſtalt, welche er dieſer Art gibt, exakt iſt, ſo geſtehen wir, daß ſie uns nicht bekannt iſt.

III.

Die Ente aus der Berberei mit weißem Kopfe des Dr. Shaw, welche nicht mit der Moſchusente eine und dieſelbe iſt, und welche vielmehr ſich zu den Kriechenten neigt, weil ſie, wie er ſagt, nur von der Größe des Kibitzes iſt, hat einen breiten dicken, und blauen Schnabel; der ganze Kopf iſt weiß, und der Körper feuerfarbig.

IV.

Der Anas platyrhinchos deſſelben Dr. Shaw, welchen er unrichtig, pelican de Barbarie nennt, weil nichts entfernter von einem Pelikan

als eine Ente iſt; derſelbe iſt übrigens eben ſo klein als die vorhergehende: er hat rothe Füße; einen platten, breiten, ſchwarzen und ausgezahnten Schnabel; die Bruſt, der Bauch und der Kopf ſind feuerfarbig; der Rücken iſt dunkeler, und auf jedem Flügel befinden ſich drei Flecken, ein blauer, ein weißer und ein grüner.

V.

Die Gattung, welche derſelbe Reiſende unter der ebenfalls ſchlechten Benennung Pelican de Barbarie à petit bec (Pelikan aus der Berberei mit kleinem Schnabel) anführt. „Dieſer, ſagt er, iſt ein wenig größer als der vorhergehende, er hat einen röthlichen Hals und ſein Kopf iſt mit einem kleinen Büſchel von lohfarbigen Federn geziert; ſein Bauch iſt ganz weiß und ſein Rücken buntſcheckig, mit einer Menge weißer und ſchwarzer Streifen, die Federn des Schweifes ſind ſpitzig, und die Flügel ſind jeder mit 2 neben einander liegenden Flecken bezeichnet, von denen der eine ſchwarz und der andere weiß iſt; das äuſſerſte Ende des Schnabels iſt ſchwarz, und die Füße ſind dunkeler blau als beim Kibitz.“ Dieſe Art ſcheint uns der vorhergehenden ſehr verwandt.

VI.

Der Turpan oder Tourpan, eine Ente aus Sibirien, welche von H. Gmelin in den Umgegenden von Selengensk gefunden wurde, und von der er eine zu kurze Notiz gibt, als daß man ſie erkennen könne; indeſſen ſcheint es doch, daß dieſelbe Tourpanente ſich in Kamtſchatka befindet, und ſogar in Ochatsk einheimiſch iſt, wo man ſogar an der Mündung des Fluſſes Ochatska große Jagd in Schiffen anſtellt, welche Kracheninnikow beſchreibt. Wir bemerken bei Gelegenheit dieſes Reiſenden, daß er behauptet 11 Arten von Enten oder Kriechenten auf Kamtſchatka gefunden zu haben, in denen wir nur den Tourpan und die langgeſchweifte Ente von Terre-Neuve wieder erkannten; die 9 andern heißen ihm zufolge Selosni, Tchirki, Krohali, Gogoli, Lutki, Tcherneti, Pulrnoſi, Suaſi und Bergente. „Die 4 erſten“, ſagt er, „bringen den Winter in der Nähe von Quellen zu; die andern kommen mit dem Frühlinge, und kehren, wie die Gänſe, im Herbſte zurück. Man darf glauben, daß mehrere dieſer Gattungen ſich in jenen, welche wir beſchrieben, werden erkennen laſſen, wenn der Beobachter uns davon mehr als die bloßen Namen geſagt hätte.“

VII.

Die kleine Ente von den Philippinen, zu Luçon Soloyazir genannt, welche nach dem Ausdruck von Camel nicht größer als die Fauſt iſt, muß als eine Art der Kriechenten betrachtet werden.

VIII.

Der Woures-Feique, oder Axtvogel von Madagascar, eine Entenart, alſo von den Inſulanern, ſagt Franz Cauche, genannt, weil er auf der Stirne einen ſchwarzen runden Fleiſchauswuchs trägt, der nach Art ihrer Aexte ein wenig über den Schnabel beugt. Uebrigens, fügt dieſer Reiſende hinzu, iſt dieſe Gattung von der Größe unſerer jungen Gänſe, und hat das Gefieder wie die Enten. „Wir fügen hinzu, daß dieſes auch wohl nur eine Abweichung ſein kann.“ *)

IX.

Die zwei Arten von Enten und die beiden Kriechenten, welche H. v. Bougainville auf den Falklandsinſeln geſehen hat, und von denen er ſagt, daß die erſteren nicht ſehr verſchieden von jenen aus unſern Gegenden ſeien, indem er nichts deſto weniger bemerkt, daß man einige ganz ſchwarze, und andere ganz weiße tödtete. Was die beiden Kriechenten betrifft, ſo iſt die eine von der Größe der Ente und hat einen blauen Schnabel; die andere iſt viel kleiner, und man ſah von dieſen letztern, welche die Federn des Bauches ganz hochroth hatten. Uebrigens befinden ſich dieſe Vögel auf jenen Inſeln in großem Ueberfluſſe und haben einen ſehr guten Geſchmack.

X.

Die Enten von der Magellansſtraße, welche einigen Reiſenden zufolge, ihre Neſter auf eine ganz eigenthümliche Art mit der größten Reinlichkeit aus verhärtetem Schlamm bauen; wenn übrigens dieſer Bericht ebenſo wahr iſt, als er uns in mehreren Zügen verdächtig und unſicher ſcheint.

XI.

Die gemalte Ente von Neuſeeland, alſo auf der zweiten Reiſe des Capitain Cook genannt und in folgenden Ausdrücken beſchrieben: „Sie iſt von der Größe der Moſchusente, und die Farben ihres Gefieders ſind angenehm verſchieden. Das Männchen und das Weibchen tragen auf jedem Flügel einen weißen Flecken. Das Weibchen iſt am Kopf und am Halſe weiß; aber alle andern Federn, ſo wie auch der Kopf und der Hals des Männchens, ſind braun und verſchiedenfarbig.

XII.

Die Pfeifente mit weichem Schnabel, ſonſt auch graublaue Ente von Neuſeeland genannt, merkwürdig darin, daß ihr Schnabel

*) Flaccourt nennt drei oder vier Arten von Kriechenten oder Siviren, von denen er ſagt, daß ſie ſich auf derſelben Inſel Madagascar befänden, Tahie; ihr Geſchrei ſcheint dieſen Namen anzugeben; ihre Flügel, ihr Schnabel und die Füße ſind ſchwarz; Halive hat einen rothen Schnabel und rothe Füße; Hach hat ein graues Gefieder, mit Flügeln, welche grün und weiß geſtreift ſind; Tatach iſt eine kleinere Gattung Halive.

aus einer weichen und knorpelichten Subſtanz beſteht, ſo daß ſie ſich nicht anders nähren kann, als, indem ſie, ſo zu ſagen, die Würmer ausſaugt, welche das Waſſer auf dem Strande zurückläßt.

XIII.

Die Ente mit rothem Kamm, ebenfalls von Neuſeeland, aber deren Art nicht verbreitet iſt, und nur am Fluſſe im Innern der Duskybai gefunden wurde. Dieſe Ente, welche nur ein wenig größer als die Kriechente iſt, trägt auf dem Rücken ein ſehr glänzendes Grauſchwarz, ihr Bauch hat eine dunkel gräuliche Rußfarbe; der Schnabel und die Füße ſind bleifarbig; der Augenſtern iſt golden und auf dem Kopfe trägt ſie einen rothen Kamm.

XIV.

Endlich erwähnt Fernandes noch zehn Arten, als zum Entengeſchlechte gehörig, von denen wir jedoch noch nichts berichten können, als bis neue Beobachtungen oder Einſicht der Gegenſtände uns in den Stand ſetzen ſie zu completiren und bekannt zu machen.

Die Petrelen.

Von allen Vögeln, welche das hohe Meer beſuchen, ſind die Petrelen am meiſten dort zu Hauſe: zum wenigſten ſcheinen ſie dem Feſtlande am entfernteſten zu ſein und die kühnſten ſich in das Weite zu begeben und ſich ſogar auf dem ungeheuren Ocean zu verirren; denn ſie überlaſſen ſich mit ebenſo viel Zutrauen als Kühnheit der Bewegung der Wellen, dem Sturm der Winde und ſcheinen dem Ungewitter Trotz zu bieten; wie weit ſich auch immer die Seefahrer begeben haben, wie tief ſie entweder nach der Seite der Pole, oder nach der andern Grenze vorgedrungen ſind, ſtets haben ſie dieſe Vögel gefunden, welche ſie zu erwarten ſchienen und ihnen ſogar in die entfernteſten und ſtürmiſchſten Gegenden voraneilten; überall haben ſie dieſelben mit Sicherheit, und ſogar mit Munterkeit ſpielen geſehen auf dieſem in ſeiner Wuth ſo ſchrecklichen Elemente, vor welchem der unerſchrockenſte Menſch erbleichet, als wenn die Natur ihn hier erwarte, um ihn eingeſtehen zu laſſen, wie ſehr der Inſtinkt und die Kräfte, welche ſie denen unter uns ſtehenden Weſen ertheilt, die complicirten Kräfte unſerer Vernunft und unſerer Kunſt übertreffen.

Mit langen Flügeln und breiten Füßen verſehen, verbinden die Petrelen mit der Behaglichkeit und Leichtigkeit des Fluges und mit der Gewandtheit des Schwimmens die merkwürdige Fähigkeit, über das Waſſer hinweg zu gehen, indem ſie die Wellen durch eine ſchnelle Bewegung berühren, in welcher der Körper durch die Flügel horizontal unterſtützt und im Gleich-

gewicht gehalten wird, und wo die Füße abwechſelnd und heftig die Oberfläche des Waſſers ſchlagen.

Der Name Petrel kommt von dem Gehen über das Waſſer her; er iſt aus Peter (Pierre) oder von Petrill (Pierrot oder petit Pierre) gebildet, welchen die engliſchen Matroſen dieſen Vögeln beilegten, indem ſie dieſelben wie den heiligen Apoſtel Petrus über das Waſſer gehen ſahen.

Die Arten der Petrelen ſind zahlreich. Sie haben alle große und ſtarke Flügel; indeſſen erheben ſie ſich nicht zu einer großen Höhe, und beſtreichen gewöhnlich in ihrem Fluge das Waſſer. Sie haben drei Zehen, welche durch ein Häutchen verbunden ſind; die beiden Seitenzehen haben am äußern Theile einen Rand; die vierte Zehe iſt nur ein kleiner Sporn, welche nahe bei der Ferſe ohne Knochenfügungen und Phalange hervorſpringt. *)

Der Schnabel iſt wie jener der Albatros artikulirt und ſcheint aus vier Stücken gebildet, von denen zwei, wie überzählige Theile, die äuſſerſten Enden der Kiefern bilden; außerdem hat er noch längs des obern Kiefers nahe beim Kopfe zwei kleine anliegende Trichter oder Rollen, in welchen ſich die Naslöcher befinden. Durch ſeine totale Bildung ſcheint dieſer Schnabel der eines Raubvogels zu ſein, denn er iſt dick, ſchneidend und am äußerſten Ende gebogen. Jedoch iſt dieſe Schnabelgeſtalt nicht bei allen Petrelen ganz gleichförmig; es gibt ſogar Verſchiedenheiten genug, daß man daraus einen Charakter ziehen kann, welcher in dem Geſchlechte dieſer Vögel eine Trennung bewirkt. In der That iſt bei mehreren Gattungen die einzige Spitze des obern Kiefers in einen Haken umgebogen; die Spitze an dem untern im Gegentheile iſt wie eine Rinne vertieft und in Geſtalt eines Löffels ausgebogen, und dieſe Arten ſind die der gemeinen Petrelen.

Bei den andern ſind die Spitzen jeden Kiefers geſchärft, umgebogen, und bilden zuſammen den Haken. Dieſe Verſchiedenheit des Charakters iſt durch H. Briſſon beobachtet worden, und es ſcheint uns, daß man ſie nicht verwerfen oder auslaſſen darf, wie H. Forſter will, und wir werden uns ihrer bedienen, um in dem Geſchlechte der Petrelen die zweite Abtheilung zu bilden, unter welche wir die Arten ordnen werden, welche wir Petreles-puffins (Waſſerſcheerer) nennen werden.

Alle dieſe Vögel, es ſeien Petrelen oder Puffins, ſcheinen denſelben Inſtinkt und dieſelben Gewohnheiten zu haben, um ihre Brut zu halten. Nur in dieſer Zeit, welche ziemlich kurz iſt, bewohnen ſie das Land, und, als wenn ſie fühlten, wie uneigen ihnen dieſer Aufenthalt wäre, verbergen oder verkriechen ſie ſich in die Felſenlöcher am Rande des Meeres. Aus dieſen Löchern laſſen ſie ihre unangenehme Stimme hören, welche man oft für das

*) Willughby nennt dieſen Sporn oder Klaue petit doigt de derrière, da er keine Vorſtellung von einer Spitze hat, die unmittelbar von der Ferſe entſpringt.

Quaken eines kriechenden Thieres hält. Ihre Brut iſt nicht zahlreich. Sie füttern und nähren ihre Jungen, indem ſie ihnen die halbverdaute und ſchon in Oel verwandelte Subſtanz der Fiſche im Schnabel abſchwemmen, welche ihre vorzüglichſte und vielleicht einzige Nahrung iſt.

Aber eine Eigenthümlichkeit, von welcher es ſehr gut iſt, diejenigen zu benachrichtigen, welche dieſen Vögeln nachſtellen, beſteht darin, daß, wenn man ſie angreift, ſie aus Furcht oder aus Hoffnung, ſich zu vertheidigen, das Oel von ſich geben, mit dem ihr Magen angefüllt iſt; ſie ſpritzen es in das Geſicht und in die Augen der Jäger; und da ihre Neſter meiſtens auf ſteilen Küſten, in Felsritzen, auf großer Höhe ſich befinden, ſo hat die Unbekanntſchaft mit dieſer Eigenthümlichkeit einigen Beobachtern das Leben gekoſtet.

H. Forſter bemerkt, daß Linnäus dieſe Petrelen wenig gekannt habe, weil er deren nur 6 Arten zählt, während H. Forſter, nur allein in den ſüdlichen Meeren, durch eigene Erfahrung davon mehr als 12 neue Arten kennen gelernt hat. Aber wir wünſchten, daß dieſer gelehrte Seemann uns die Beſchreibungen von allen dieſen Arten mitgetheilt hätte: unterdeſſen können wir davon nur ſo viel anführen, als uns bekannt iſt.

Der aſchgraue Petrel.

Erſte Art.

Dieſer Petrel, Nr. 59, bewohnt die nördlichen Meere. Cluſius vergleicht ihn, hinſichtlich der Größe, mit einer mittelmäßigen Henne; H. Rolandſon Martin, ein ſchwediſcher Beobachter, gibt ihm die Größe einer Krähe, und der erſtere von dieſen Autoren findet in ſeiner Haltung und Geſtalt einige Aehnlichkeit mit dem Falken. Sein Schnabel, welcher ſehr artikulirt und gekrümmt iſt, iſt in der That ein Raubſchnabel; der Haken des obern Theiles und die ſtumpfe Rinne, welche den untern Theil endet, ſind von bräunlicher Farbe; der übrige Schnabel nebſt den beiden Röhren der Naslöcher ſind bei dem todten Individuum, welches wir beſchreiben, ſchwärzlich: aber man verſichert, daß bei dem lebenden Vogel der Schnabel, ſo wie die Füße, durchaus roth ſind. Das Gefieder des Körpers iſt weiß gräulich, der Mantel iſt aſchfarben blau, und die Schwungfedern der Flügel ſind dunkeler blau und faſt ſchwarz. Die Federn ſind ſehr dicht, ſehr reichlich, und unterhalb mit einem feinen und dicken Flaum beſetzt, womit die Haut des Körpers überall bekleidet iſt.

Die Beobachter vereinigen ſich, dieſem Vogel den Namen **haff-hert** oder **hav-hest** (Meerpferd) zu geben; und dieſes, zufolge Pontoppidan, weil er einen Ton von ſich gibt, der dem Wiehern eines Pferdes gleicht, und weil der Lärm, den er beim Schwimmen verurſacht, dem Laufe dieſes vierfüßigen Thieres ähnlich iſt. Aber es iſt nicht leicht zu begreifen, wie ein

Vogel, welcher ſchwimmt, den Lärm eines laufenden Pferdes verurſache, und wäre es nicht viel mehr wegen der Schnelligkeit des Petrel auf dem Waſſer, daß man ihm dieſe Benennung gegeben hat? Derſelbe Autor bemerkt, daß dieſe Vögel nicht verſäumen, den Schiffen zu folgen, welche Jagd auf die Meerhunde machen, um zu erwarten, daß ihnen die Fiſcher die Eingeweide dieſer Thiere zuwerfen. Er ſagt, daß ſie ſich auch auf die todten oder verwundeten Wallfiſche anklammern, ſobald ſie über dem Waſſer ſchwimmen; und daß die Fiſcher dieſe Petrelen eine nach dem andern mit Stöcken erſchlagen, ohne daß der übrige Theil des Schwarmes die Flucht ergreife. Dieſem Anklammern zufolge gibt ihnen H. Rolandſon Martin den Namen Mallemuke; aber, wie wir eben geſagt haben, gehört dieſer Name einem Goeland.

Man findet dieſe aſchgrauen Petrelen von dem 62. bis zum 80. Grade nördlicher Breite. Sie fliegen zwiſchen dem Eiſe dieſer Gegenden; und wenn man ſie von dem offenen Meere fliegen ſieht, um ein Obdach zu ſuchen, ſo iſt dieſes, wie bei dem Sturmvogel oder kleinen Petrel*) für die Schiffer ein Zeichen, daß der Sturm herannaht.

Der weiße und ſchwarze Petrel, oder das Dambrett.
Zweite Art.

Das Gefieder dieſes Petrel's, weiß und ſchwarz markirt und nach Art eines Schachbrettes ſymetriſch eingetheilt, hat ihm bei allen Seefahrern den Namen Dambrett gegeben. In demſelben Sinne haben ihn die Spanier pardelas, und die Portugieſen pintado genannt, ein Name, welcher auch von den Engländern angenommen wurde, aber, da er mit jenem der pintade verwechſelt werden könnte, hier nicht aufgenommen werden kann, um ſo mehr, da der Name Dambrett die Vertheilung des Weiß und Schwarz durch abgeſonderte Flecken in dem Gefieder dieſes Vogels beſſer bezeichnet. Er iſt faſt von der Größe einer gemeinen Taube, und da er in ſeinem Fluge deren Geſtalt und Haltung hat, indem ſein Hals kurz, ſein Kopf rund iſt, und ſeine Länge 14 bis 15 Zoll, ſo wie die Flügelausbreitung nur 32 bis 33 Zoll beträgt, ſo haben ihn die Seefahrer oft Meertaube genannt.

Das Dambrett, Nr. 964, hat einen ſchwarzen Schnabel und ſchwarze Füße. Die äußere Zehe iſt aus 4 Knochenfügungen zuſammengeſetzt, die mittelſte aus 3, und die innere nur aus 2; und an der Stelle der kleinen Zehe befindet ſich ein harter ſpitzer Stachel, eine und eine halbe Linie lang, deſſen Spitze nach innen gerichtet iſt. Der Schnabel trägt oberhalb die beiden kleinen Trichter oder Rollen, in welchen ſich die Naslöcher befinden; die Spitze des obern Kiefers iſt gebogen und die des untern iſt wie abgeſtumpft und

*) Man ſehe hiernach den Artikel Sturmvogel.

in eine Rinne geformt; und dieſe Eigenthümlichkeit ſtellt das Dambrett zu dem Geſchlechte der Petrelen, und trennt es von jenem der Puffins. Der Obertheil des Kopfes iſt ſchwarz, die großen Federn der Flügel ſind von derſelben Farbe, mit weißen Flecken, der Schweif iſt weiß und ſchwarz gezackt; und wenn er ausgebreitet iſt, ſagt Frezier, gleicht er einer Trauerſchärpe. Sein Bauch iſt weiß und der Mantel regelmäßig in weiß und ſchwarze Flecken eingetheilt. Dieſe Beſchreibung ſtimmt vollkommen mit jener überein, welche Dampier von dem Pintado gemacht hat. Uebrigens ſind das Männchen und das Weibchen weder am Gefieder, noch an Größe auffallend von einander unterſchieden.

Das Dambrett, ſo wie mehrere andere Petrelen, iſt ein geborner Bewohner der ſüdlichen Meere; und wenn Dampier es betrachtete, als zu der gemäßigten Südzone gehörig, ſo iſt dieſes, weil dieſer Reiſende nicht tief genug in die kalten Meere dieſer Gegend vordrang, um ihm daſelbſt zu folgen, denn er hätte es bis zu den höchſten Breiten gefunden. Der Kapitän Cook verſichert uns, daß dieſe Petrelen, ſo wie die blauen Petrelen, jede Gegend des ſüdlichen Ozeans in den höchſten Breiten beſuchen. Die beſten Beobachter verſichern ſogar, deren ſehr ſelten zu begegnen, bevor man über den Wendekreis gefahren iſt; und es ſcheint in der That, aus vielen Berichten, daß die erſten Gegenden, wo man anfängt, dieſe Vögel in Maſſe zu finden, in den Meeren ſeien, welche ſich in der Nähe vom Cap der guten Hoffnung befinden; man begegnet ihnen auch an den Küſten von Amerika unter derſelben Breite. Der Admiral Anſon ſuchte ſie vergebens bei der Inſel Juan-Fernandes; nichts deſto weniger bemerkte er daſelbſt mehrere ihrer Löcher, und er ſchloß, daß die wilden Hunde, welche auf dieſer Inſel verbreitet ſind, ſie daraus verjagt oder ausgerottet hätten; aber vielleicht zu einer andern Jahreszeit wäre er doch dieſen Vögeln begegnet, vorausgeſetzt, daß diejenige, in welcher er ſie aufſuchte, nicht die Brütezeit war; denn, wie wir ſchon geſagt haben, ſcheint es, daß ſie nur zu dieſer Zeit das Land bewohnen, und daß ſie ihr Leben auf offenem Meere zubringen, indem ſie auf dem Waſſer ausruhen, wenn es ruhig iſt, und ſelbſt darauf verweilen, wenn die Wellen bewegt ſind: denn man ſieht ſie auf dem Zwiſchenraume ſchwimmen, welcher 2 Waſſerwogen trennt, alldort mit ausgebreiteten Flügeln verweilen und ſich mit dem Winde in die Höhe ſchwingen.

Nach dieſen Gewohnheiten einer faſt immerwährenden Bewegung kann ihr Schlaf nicht anders, als ſehr unterbrochen ſein; auch hört man ſie zu allen Stunden der Nacht um die Schiffe umherfliegen;*) oft ſieht man ſie des Abends ſich unter dem Hintertheil des Schiffes verſammeln, mit Leichtigkeit ſchwimmend, ſich zutraulich dem Schiffe nähern, und dabei hört man

*) Beobachtung des H. Vicomte von Querhoent.

ihre harte und heiſere Stimme, deren Endton Aehnlichkeit mit dem Schrei des Goeland hat.*)

In ihrem Fluge berühren ſie die Oberfläche des Waſſers, und netzen darin von Zeit zu Zeit ihre Füße, welche ſie herabhängen laſſen. Es ſcheint, daß ſie vom Laich der Fiſche leben, welcher auf dem Meere ſchwimmt; **) nichts deſto weniger ſieht man das Dambrett, mit der Menge der andern Seevögel, ſich an die Cadaver der Wallfiſche feſtklammern. Man fängt dieſen Vogel mit einem Stück Fleiſch an der Angel; bisweilen verwickelt er auch ſeine Flügel in die Schnüre, welche man am Hintertheile des Schiffes flattern läßt. Wenn er gefangen iſt, und man ihn auf die Erde oder das Verdeck des Schiffes ſetzt, ſo hüpft er nur, ohne weder gehen, noch einen Aufſchwung zum Fluge nehmen zu können; eben ſo verhält es ſich mit den meiſten Seevögeln, welche unaufhörlich fliegen und große Strecken ſchwimmen; auf feſtem Boden können ſie nicht gehn, und ebenſo unmöglich iſt es ihnen, ſich zu erheben, um ihren Aufſchwung zu nehmen; man bemerkt ſogar, daß ſie, um ſich von dem Waſſer zu erheben, den Augenblick abwarten, wo die Welle und der Wind ſie emporſchwingen.

Obſchon dieſe Petrelen gewöhnlich in Schwärmen auf den weiten Meeren erſcheinen, welche ſie bewohnen, und eine Art geſelliger Inſtinkt ſie zuſammen zu halten ſcheint, ſo verſichert man doch, daß eine eigenthümliche und ſehr bemerkbare Zuneigung das Männchen und Weibchen vereinigt hält, daß kaum das eine ſich auf das Waſſer niederläßt, als auch ſogleich ſein Gefährte ihm folgt, daß ſie ſich gegenſeitig zur Theilung der Nahrung einladen, welche ihnen der Zufall beſchert; daß endlich, wenn eines von beiden getödtet worden iſt, der ganze Schwarm Zeichen von Bedauern an den Tag legt, indem er niederfliegt und während einiger Augenblicke um den Todten umher verweilt, aber daß der Ueberlebende auffallende Zeichen von Zärtlichkeit und Schmerz beweiſt; er pickt den Körper ſeines Gefährten mit dem Schnabel, als wollte er verſuchen, ihn wieder ins Leben zu rufen, und verweilt noch lange Zeit betrübt bei dem Leichnam, nachdem ſich der ganze Schwarm bereits entfernt hat.***)

Der antarktiſche Petrel oder das braune Dambrett.
Dritte Art.

Dieſer Petrel gleicht dem Dambrett, mit Ausnahme der Farbe ſeines Gefieders, deſſen Flecken, ſtatt ſchwarz, braun auf weißem Grunde ſind. Die

*) Dieſe Thatſache, ſo wie die Folgenden ſind aus dem von H. Vicomte von Querhoent mitgetheilten Memoiren gezogen.

**) In dem Magen derer, welche ich geöffnet habe, fand ich niemals Fiſche, ſondern einen weißen und dicken Schleim, den ich für Fiſchlaich halte.

***) Fortſetzung der Beobachtung, welche der H. Vicomte von Querhoent auf ſeinen Seereiſen gemacht, und welche er die Güte hatte, uns mitzutheilen.

Benennung antarktiſcher Petrel, welche ihm der Kapitain Cook gibt, ſcheint ſehr bezeichnend, weil man ihm nur unter den hohen ſüdlichen Breiten begegnet, und wo mehrere andere Arten Petrelen, welche in den untern Breitegraden einheimiſch ſind, und beſonders die des ſchwarzen Dambretts, nicht mehr erſcheinen. Folgendes leſen wir in der 2ten Reiſe dieſes großen Seefahrers über dieſe neuen Arten Petrelen; „bei 67 Graden 15 Minuten ſüdlicher Breite bemerkten wir mehrere Wallfiſche, welche um die Eisinſeln umher ſpielten; 2 Tage vorher hatten wir mehrere Schwärme brauner und weißer Perlhühner bemerkt, welche ich antarktiſche Petrelen nannte, weil ſie in dieſer Region einheimiſch ſchienen: ſie ſind in jeder Hinſicht von der Geſtalt der Perlhühner (Dambrette), von denen ſie nur durch die Farbe unterſchieden ſind; ihr Kopf und Vorderkörper ſind braun, und der hintere Theil des Rückens, der Schweif und die äußerſten Enden der Flügel ſind von weißer Farbe." Und an einer andern Stelle ſagt er: „während man Eis ſammelte, fingen wir 2 antarktiſche Petrelen, und indem wir ſie unterſuchten, wurden wir in dem Glauben beſtärkt, daß ſie zu dem Geſchlechte der Petrelen gehören: ſie haben faſt die Größe einer ſtarken Taube; die Federn des Kopfes, des Rückens und ein Theil der obern Seite der Flügel ſind ſchwachbraun: der Bauch und der untere Theil der Flügel ſind weiß; die Schwanzfedern ſind ebenfalls weiß, aber an der Spitze braun. Ich bemerkte, daß dieſe Vögel mehr Federn hatten, als jene, welche wir bisher geſehen; ſo ſehr hat die Natur Sorge getragen, ſie gemäß dem Klima zu kleiden, das ſie bewohnen; wir haben dieſe Petrelen nur in den Eisgegenden gefunden."

Nichts deſto weniger verſchwinden dieſe Petrelen, welche ſich ſo häufig bei den ſchwimmenden Eisinſeln finden, ſo wie alle andere Vögel, wenn man ſich dieſem feſten Eiſe nähert, deſſen ungeheure Lage ſich ſchon ſehr weit in die Polargegenden des ſüdlichen Continents erſtreckt. Dieſes iſt es, was uns der große Seefahrer berichtet, der erſte und vielleicht der letzte Sterbliche, welcher es gewagt hat, ſich jener Eisbarriere zu nähern, welche die Natur in dem Maße entgegenſetzt, als unſer Erdball kälter wird. „Seit unſerer Ankunft in der Mitte des Eiſes, ſagt er, zeigte ſich kein antarktiſcher Petrel mehr unſern Blicken."

Der weiße Petrel, oder der Schneepetrel.

Vierte Art.

Dieſer Petrel iſt durch den Namen Schneepetrel wohl bezeichnet, nicht nur wegen der Weiße ſeines Gefieders, ſondern weil man ihm immer in der Nähe des Eiſes begegnet, und er, ſo zu ſagen, davon in dem Südmeere der traurige Vorläufer iſt. Bevor er dieſe Vögel in der Nähe geſehen, be-

zeichnet H. Cook ſie anfangs mit dem Namen weiße Vögel; aber in der Folge erkannte er an der Bildung ihres Schnabels, daß ſie zum Geſchlechte der Petrelen gehören. Sie ſind von der Größe einer Taube; der Schnabel iſt bläulich ſchwarz, die Füße ſind blau und ihr Gefieder ſcheint ganz weiß zu ſein.

Als wir uns einem breiten Zuge von feſtem Eiſe näherten, ſagt H. Forſter, der gelehrte und thätige Begleiter des berühmten Cook, bemerkten wir an dem Horizonte einen weißen Widerſchein, welchen man auf den grönländiſchen Schiffen das Eisflimmern (clignotement de la glace) nennt, ſo daß wir bei der Erſcheinung dieſes Phänomens ſicher waren, uns nach einigen Stunden an dem Eiſe zu befinden; hier war es auch gewöhnlich, wo wir Schwärme weißer Petrelen, von der Größe der Tauben bemerkten, die wir Schneepetrelen genannt haben, und welche die Vorboten des Eiſes ſind.

Dieſe weißen Petrelen, untermiſcht mit den antarktiſchen Petrelen, ſcheinen beſtändig dieſe muthigen Schiffer auf allen ihren Fahrten in der Mitte der Eisinſeln, und bis zu der Nähe der ungeheuren Eisberge dieſes Poles begleitet zu haben. Der Flug dieſer Vögel über die Wellen und die Bewegungen einiger Wallfiſche in dieſem Eismeere ſind die letzten und einzigen Gegenſtände, welche noch einen Reſt von Leben über die Scenen der ſterbenden Natur in dieſen ſchrecklichen Gegenden verbreiten.

Der blaue Petrel.

Fünfte Art.

Der blaue Petrel, alſo genannt, weil ſein Gefieder, ſo wie ſein Schnabel und ſeine Füße grau blau ſind, wird ebenfalls nur in den ſüdlichen Meeren, von dem 28. oder 30. Grade und darüber in allen Breiten angetroffen, und H. Cook wurde, als er nach dem Pole ſchiffte, von dem Cap der guten Hoffnung bis zum 41. Grade, von Schwärmen dieſer blauen Petrelen, ſo wie von Schwärmen Dambretten begleitet, deren Anzahl das weite Meer und die Winde zu vermehren ſcheinen; hierauf ſah er die blauen Petrelen vom 65. bis zum 58. Grade wieder, und ohne Zweifel befinden ſie ſich ebenfalls in allen zwiſchenliegenden Punkten dieſer Breite.

Als eine eigenthümliche Sache bemerkt man bei dieſen blauen Petrelen die große Breite ihres Schnabels, und die ſtarke Dicke ihrer Zunge; ſie ſind etwas kleiner als die weißen Petrelen. In der grau blauen Farbe, welche ihren ganzen Oberkörper bedeckt, ſieht man einen dunkleren Streifen, welcher die Flügel und den Unterrücken ſchräge durchſchneidet; das Ende des Schweifes hat ebenfalls dieſelbe dunkelblaue oder ſchwärzliche Farbe; der Bauch und der untere Theil der Flügel ſind bläulich weiß, ihr Gefieder iſt dick und dicht.

„Die blauen Petrelen, welche man auf dieſen ungeheuren Meeren ſieht, (zwiſchen Amerika und Neuſeeland)“ ſagt H. Forſter, „ſind nicht weniger vor der Kälte in Schutz als die Fettgänſe. Zwei Federn wachſen ſtatt einer aus jeder Wurzel, ſie befinden ſich über einander und bilden eine ſehr warme Bedeckung. Da ſie beſtändig in der Luft ſind, ſo haben ſie ſehr ſtarke und ſehr lange Flügel. Wir haben deren zwiſchen Neuſeeland und Amerika auf mehr als 700 Stunden von dem Lande geſehen, ein Raum, welchen ſie unmöglich durchfliegen könnten, wenn ihre Knochen und ihre Muskeln keine wunderbare Feſtigkeit beſäßen, und wenn ſie nicht von langen Flügeln unterſtützt würden.

„Dieſe Schwimmvögel“, fährt H. Forſter fort, „leben vielleicht eine beträchtliche Zeit lange ohne Nahrung. Unſere Erfahrung beweiſet und bekräftiget in gewiſſer Beziehung dieſe Vermuthung. Als wir einige dieſer Petrelen verwundeten, gaben ſie augenblicklich eine große Menge zäher und ſeit Kurzem verdauter Nahrung von ſich, welche die andern alſogleich mit einer Gierigkeit verſchlangen, die ihr langes Faſten anzeigte. Wahrſcheinlich gibt es in dieſen Eismeeren einige Arten der Mollusca, welche bei ſchönem Wetter an die Oberfläche des Waſſers ſteigen, und dieſen Vögeln zur Nahrung dienen. Derſelbe Beobachter fand zu Neuſeeland dieſe Petrelen in ſehr großer Anzahl und zum Niſten verſammelt. „Die einen flogen; die andern befanden ſich in der Mitte der Wälder, in Erdlöchern, unter Baumwurzeln, in Felsriffen, wo man ihrer nicht habhaft werden konnte, und wo ſie ohne Zweifel ihre Jungen zur Welt bringen. Der Lärm, welchen ſie machten, glich dem Gequake der Fröſche. Keiner zeigte ſich bei Tage, aber bei Nacht flogen ſie viel umher.“

Dieſe blauen Petrelen gehörten zu der Art mit breitem Schnabel, welche wir eben beſchrieben haben; aber H. Cook ſcheint in der folgenden Stelle deren noch eine andere anzuführen.

„Wir tödteten Petrelen; mehrere gehörten zu der blauen Art; aber ſie hatten nicht, wie die, von denen ich oben geſprochen, einen breiten Schnabel, und die äußerſten Enden ihres Schweifes waren weiß, anſtatt dunkelblau. Unſere Naturforſcher ſtritten, um zu wiſſen, ob dieſe Schnabelform, ſo wie dieſe Farbenabweichung allein das Männchen von dem Weibchen unterſchieden. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß eine ſolche Verſchiedenheit der Bildung bei dem Schnabel des Männchens und des Weibchens der nämlichen Art obwalte; und es ſcheint, daß man hier 2 Arten blauer Petrelen annehmen muß: die erſte mit breitem Schnabel und die zweite mit ſchmalem Schnabel, nebſt weißem Schweifende.

Der ſehr große Petrel (Quebrantahuessos der Spanier).

Sechſte Art.

Quebrantahuessos heißt ſo viel als Knochenbrecher, und dieſe Benennung bezieht ſich ohne Zweifel auf die Schnabelkraft dieſes großen Vogels, von dem man ſagt, daß er dem Albatros an Größe nahe komme. Wir haben ihn nicht geſehen; aber H. Forſter, ein ebenſo gelehrter als genauer Naturforſcher, beſtimmt ſeine Größe und zählt ihn zu dem Geſchlechte der Petrelen.

An einer andern Stelle ſagt er: „Wir fanden auf den Etats (Inſeln in der Nähe des Eismeeres) graue Petrelen, von der Geſtalt der Albatros, und von der Art, welche die Spanier Quebrantahuessos, oder Knochenbrecher nennen. Die Schiffmatroſen nannten dieſen Vogel mère Carey (Mutter Carey); ſie aßen ihn und fanden ihn ziemlich wohlſchmeckend. Ein natürlicher Zug, welcher ihn noch mehr dem Petrelen ähnlich macht, iſt, daß er ſich nur bei dem Herannahen des Sturmes in der Nähe der Schiffe zeigt. Dieſes iſt in der histoire générale des voyages berichtet: man hat daſelbſt in Betreff dieſes Vogels noch einige beſondere Beſchreibungen angeführt, welche uns aber zu unſicher ſcheinen, als daß wir ſie aufnehmen könnten.

Der Petrel=Puffin (Waſſerſcheerer).

Siebente Art.

Die Eigenheit der Puffins, in dem Geſchlechte der Petrelen, beſteht, wie wir dies ſchon geſagt haben, in dem Schnabel, deſſen unterer Kiefer, ſo wie der obere, eine gekrümmte und nach unten gebogene Spitze hat; eine ohne Zweifel ſehr unvortheilhafte Bildung für dieſen Vogel, welche in dem Gebrauche ſeines Schnabels und in der Handlung des Ergreifens des obern Kiefers auf den zurückweichenden Theil des untern Kiefers ſehr wenig Kraft und Stütze gewährt. Uebrigens ſind die beiden Naslöcher, wie bei allen Petrelen, in Form kleiner Trichter gebohrt, und auch die Bildung der Füße mit dem Stachel an der Ferſe, ſo wie die ganze Körpergewohnheit, iſt dieſelbe. Dieſer Waſſerſcheerer, Nr. 962, hat in ſeiner totalen Länge 15 Zoll. Die Bruſt und der Bauch ſind weiß; über den ganzen obern Körper zieht ſich eine graue Farbe, welche auf dem Kopfe ziemlich hell iſt, und auf dem Rücken dunkeler und bläulicher wird; dieſes Graublau wird auf den Flügeln und auf dem Schweife durchaus ſchwärzlich, der Art jedoch, daß jede Feder mit einem hellern Grunde gezackt oder feſtonirt ſcheint. Dieſe Vögel gehören zu unſern Meeren, und ſcheinen ihr Rendez=vous auf den ſorlingiſchen Inſeln zu haben, beſonders aber auf der kleinen Inſel oder auf der Klippe an der Südſpitze von der Inſel Man, welche die Engländer the Calf of Man nennen; hier kommen ſie in Menge mit dem Frühlinge an, und führen Krieg gegen die Kaninchen, welche daſelbſt die einzigen Bewohner ſind; ſie

jagen ſie aus ihren Höhlen, um darin zu niſten. Sie legen 2 Eier, von denen das eine, wie man ſagt, gewöhnlich unfruchtbar bleibt; aber Willughby verſichert zuverläſſig, daß ſie nur ein einziges Ei legen. Sobald das Junge ausgekrochen iſt, verläßt die Mutter es mit dem früheſten Morgen, um nicht eher als am Abend wiederzukehren, und nur während der Nacht ernährt ſie daſſelbe, indem ſie es in Zwiſchenräumen mit der Subſtanz des Fiſches füttert, welche ſie den Tag über am Meer gefangen hat.

Die Nahrung, welche in ihrem Magen halb verdauet iſt, verwandelt ſich in eine Art Oel, welche ſie ihren Jungen gibt. Dieſe Nahrung macht es außerordentlich fett; und in dieſer Zeit verweilen einige Jäger auf dieſer kleinen Inſel, wo ſie dieſe jungen Vögel in ihren Erdlöchern mit leichter Mühe fangen; aber damit dieſes Wildpret genießbar werde, muß es in Salz gelegt werden, um zum Theile den ſchlechten Geſchmack von ſeinem übertriebenen Fette zu vermindern. Willughby, von welchem wir dieſe Angabe haben, fügt hinzu, daß die Jäger gewohnt ſind, jedem dieſer Vögel einen Fuß abzuſchneiden, um die Berechnung ihres Fanges zu machen, und daher das Volk in dem Wahne ſtehe, als hätten dieſe Vögel nur einen Fuß.

Klein behauptet, daß der Name Puffin oder Pupin aus dem Schrei dieſes Vogels entſtanden ſei. Er bemerkt, daß dieſe Art ihre Zeiten des Erſcheinens und Verſchwindens habe, welches denn auch für Vögel ſeine Richtigkeit haben mag, welche nur, um zu niſten, auf dem Lande verweilen und ſich übrigens auf dem Meere bald nach einer, bald nach der andern Stelle begeben, immer hinter den Colonnen der kleinen Zugfiſche oder hinter der Maſſe ihrer Eier, von denen ſie ſich nähren.

Obſchon übrigens dieſe Beobachtungen, welche wir ſo eben berichtet haben, alle auf dem Nordmeere gemacht wurden, ſo ſcheint es doch, daß die Art dieſes Waſſerſcheerers nicht einzig an das Klima unſeres Poles hingewieſen ſei, ſondern daß ſie allen Meeren gemein iſt; denn man kann ſie in Brown's Waſſerſcheerer (shear-water) von Jamaika, und in der Artenna Aldrovande's erkennen; ſo daß ſie gleichzeitig die verſchiedenen Stellen des Ozeans zu beſuchen, und ſich bis zum Mittelmeere und bis in den adriatiſchen Meerbuſen, und bis zu den Inſeln Tremiti, ehemals Inſeln des Diomedes genannt, zu begeben ſcheint. Alles, was Aldrovande ſowohl über die Geſtalt, als über die natürlichen Gewohnheiten ſeiner Artenna ſagt, paßt auf unſern Waſſerſcheerer. Er verſichert, daß der Schrei dieſer Vögel täuſchend dem Schreien eines neugebornen Kindes gleiche. *)

*) Er erzählt, daß ein Herzog von Urbino, da er zum Vergnügen auf dieſen Inſeln übernachtete, während der ganzen Nacht ſich von kleinen Kindern umringt glaubte, und ſich von dieſem Wahne nicht eher befreien konnte, als bis man ihm am andern Tage einen von dieſen Schreiern brachte, den er nicht mit Windeln, ſondern mit Federn bekleidet fand.

Endlich glaubt er ſie für die Vögel des Diomedes *) zu erkennen, welche im Alterthume durch eine rührende Fabel berühmt waren: Griechen mit ihrem tapfern Anführer, von dem Zorne der Götter verfolgt, in Vögel verwandelt, befanden ſich auf dieſen Inſeln; da ſie noch etwas Menſchliches, ſo wie eine Erinnerung ihres alten Vaterlandes bewahrten, liefen ſie an das Geſtade, als die Griechen daſelbſt anlandeten, und ſchienen durch ihre klagende Töne ihren Schmerz ausdrücken zu wollen. Dieſe intereſſante Mythologie, deren Dichtungen, von kalten Geiſtern getadelt, ſo viel Anmuth, Leben und Reiz in die Natur verbreiteten, ſchien ſich in der That hier an einem Punkt der Naturgeſchichte zu halten, und durch die klagende Stimme erdacht worden zu ſein, welche dieſe Vögel hören laſſen.

Der Fulmar, oder grauweißer Waſſerſcheerer von der Inſel St. Kilda.

Achte Art.

Fulmar iſt der Name, welchen dieſer Vogel auf der Inſel St. Kilda führt. Es ſcheint uns, daß man ihn für ſehr verwandt mit der vorhergehenden Gattung halten kann; denn ſie weichen unter ſich nur darin ab, daß dieſer Fulmar auf dem Obertheil des Körpers ein graues Gefieder trägt, wohingegen das des Vorhergehenden grau bläulich iſt.

„Der Fulmar, ſagt der Dr. Martin, nimmt ſeine Nahrung von dem Rücken der lebenden Wallfiſche; ſein Stachel dient ihm, um ſich auf deren ſchlüpfrigen Haut feſt zu klammern, ohne den er ſonſt Gefahr liefe, durch den in dieſen Meeren ſtürmiſchen Wind fortgeriſſen zu werden. Wenn man den jungen Fulmar in ſeinem Neſte angreifen, oder nur berühren will, ſo ſpritzt er aus ſeinem Schnabel eine Menge Oel in das Geſicht des Angreifenden.

Der braune Waſſerſcheerer.

Neunte Art.

Edwards, welcher dieſen Vogel unter dem Namen großer ſchwarzer Petrel beſchrieben hat, bemerkt dabei, daß die einförmige Farbe ſeines Gefieders eher braunſchwarz als durchaus ſchwarz ſei. Er vergleicht ihn in der Größe mit dem Raben, und beſchreibt ſehr gut die Bildung des Schna-

*) Ovid ſagt, indem er von dieſen Vögeln des Diomedes ſpricht: Si volucrum quae sit dubiarum forma requiris, ut non cygnorum, sic albis proxima cygnis.

(Metamorph., lib. XIV. v. 508.)

Dieſes paßt nur zwar nicht ſehr auf einen Petrel, aber die Poeſie und Mythologie ſind hier zu innig mit einander vermiſcht, als daß man hier die Natur genau heraus zu finden hoffen könnte; zudem bemerken wir noch, daß H. Linnäus, indem er dem Albatros den Namen Diomedes gibt, keine glückliche Anwendung ſeiner Gelehrſamkeit macht, da dieſer große Vogel, welcher ſich nur in den ſüdlichen und öſtlichen Meeren befindet, den Griechen nothwendig unbekannt war, und folglich ihr Vogel des Diomedes nicht ſein kann.

bels, welche, da ſie dieſen Petrel charakteriſirt, zu gleicher Zeit dieſe Art unter die Waſſerſcheerer ordnet. „Die Naſelöcher, ſagt er, ſcheinen in zwei verlängerten Röhren verbunden zu ſein, welche, da ſie von dem Vorderkopfe ausgehen, ſich faſt bis zu einem Drittel von der Länge des Schnabels erſtrecken, und deſſen Spitzen, beide in Geſtalt von Haken, nach unten gebogen, zwei aneinander gefügte Röhren ſcheinen.“

Edwards fügt dieſe Art als zu dem Meere in der Nähe des Caps der guten Hoffnung gehörig an; aber dies iſt eine bloße Vermuthung, welche nicht hinreichend begründet iſt.

Der Sturmvogel.

Zehnte Art.

Obſchon dieſer Name mehr oder weniger auf alle Petrelen paßt, ſo ſcheint er doch beſonders dieſem, und vorzüglich von allen Seefahrern, beigelegt worden zu ſein. Dieſer Petrel iſt der letzte des Geſchlechtes nach Ordnung der Größe; er iſt nicht größer als eine Finke, und hieraus leitet ſich der Name Stormfink (Sturmfinke), welchen ihm Catesby gibt. Er iſt der kleinſte von allen plattfüßigen Vögeln, und es iſt zu verwundern, daß ein ſo kleiner Vogel ſich auf hohem Meere allen Entfernungen vom Lande ausſetzt. Doch ſcheint er in ſeiner Kühnheit das Gefühl ſeiner Schwäche zu bewahren; denn er iſt einer der erſten, welcher gegen den herannahenden Sturm Schutz ſucht: er ſcheint denſelben durch die für den Inſtinkt, aber nicht für unſere Sinne, fühlbare Naturwirkung vorher zu empfinden; und ſeine Bewegung ſo wie ſein Herannahen verkünden denſelben ſtets den Seefahrern. Wenn man in der That bei heiterem Wetter einen Schwarm dieſer kleinen Petrelen am Hintertheil des Schiffes ankommen, und in dem Kielwaſſer fliegen ſieht, welche daſelbſt Schutz zu ſuchen ſcheinen, ſo machen ſich die Matroſen auf den Sturm gefaßt, der zuverläſſig nach einigen Stunden losbricht. Alſo iſt die Erſcheinung dieſer Vögel auf dem Meere gleichzeitig ein Zeichen der Beunruhigung und des Heiles, und es ſcheint, daß die Natur dieſelben auf alle Meere ausgeſchickt, um dieſen heilſamen Wink zu verkünden; denn die Art dieſes Sturmvogels ſcheint allgemein verbreitet. „Man findet dieſelbe, ſowohl in den Nord- als Südmeeren, und faſt unter allen Breiten. Mehrere Seefahrer haben verſichert, dieſelben auf allen ihren Wegen geſehen zu haben. Sie ſind aber darum keineswegs leichter zu fangen, und ſogar lange Zeit den Nachforſchungen der Naturforſcher entgangen, weil ſie, wenn es gelingt, ſie zu tödten, ſich faſt immer in dem Kielwaſſer verlieren, in deſſen Mitte ihr kleiner Körper verſchlungen wird. *)“

*) Nach einem dieſer Vögel, ſagt H. Linnäus, wurde im Fluge geſchoſſen und gefehlt; der Knall erſchreckte ihn nicht, und da er das Geſchoß bemerkte, flog er, in der Meinung, daß es eine Nahrung wäre, darauf, und man fing ihn mit den Händen.

Dieſer Sturmvogel, Nr. 993, fliegt, vermittelſt ſeiner langen Flügel, welche jenen der Schwalben ſehr ähnlich ſind, mit ausgezeichneter Geſchwindigkeit, und in Mitte der ſtürmiſchen Fluthen und ſchäumenden Wellen weiß er Ruhepunkte zu finden; man ſieht ihn ſich in die Vertiefungen zweier hohen Meereswellen ſetzen, um darin einige Augenblicke zu verweilen, obſchon die Woge mit einer außerordentlichen Schnelligkeit dahinrollt. In dieſen beweglichen Wellenfurchen läuft er wie die Lerchen in den Furchen der Felder, und er hält und bewegt ſich nicht durch den Flug, ſondern durch einen Lauf, in welchem er, von ſeinen Flügeln im Gleichgewicht gehalten, mit den Füßen die Oberfläche des Waſſers ungeheuer ſchnell beſtreicht und ſchlägt.

Das Gefieder des Vogels iſt ſchwärzlich braun oder angeraucht braun, mit purpurfarbenem Widerſchein auf dem Vordertheil des Halſes und auf den Flügeldecken, ſo wie mit bläulichem Widerſcheine auf den großen Schwungfedern; der Steiß iſt weiß. Die Spitze ſeiner umgebogenen und gekreuzten Federn ragt über den Schweif; ſeine Füße ſind ziemlich hoch. Er hat, wie die Petrelen, an der Stelle der hintern Zehe einen Sporn; und durch die Bildung ſeines Schnabels, deſſen beide Kiefer nach unten gebogen ſind, gehört er zum Geſchlechte der Waſſerſcheerer.

In dieſem Geſchlechte ſcheint eine Abwechslung obzuwalten. Der kleine Petrel von Kamtſchatka hat weiße Flügelſpitzen; jener aus den italieniſchen Meeren, welchen H. Salerne beſchreibt und den er gleichzeitig von unſerm Sturmvogel trennt, hat, zufolge dieſes Ornithologen, blaue, violette und purpurne Farben; wir aber glauben, daß dieſe Farben nichts anders als die Reflexe ſind, von denen der dunkele Grund ſeines Gefieders ſchimmert; und was die weißen oder weißlichen Flecken auf den Flügeldecken betrifft, der Linnäus in ſeiner Beſchreibung des kleinen ſchwediſchen Petrels erwähnt, welches derſelbe wie der unſere iſt, ſo iſt dieſe leichte Verſchiedenheit zweifelsohne nur in dem Alter zu ſuchen. Zu dieſen kleinen Petrelen nennen wir den Rotjè von Grönland und Spitzbergen, von welchem unſere holländiſchen Seefahrer reden; denn obgleich ihre Notizen ſchlecht geordnete Beſchreibungen liefern, ſo bleiben deren dennoch übrig, welche charakteriſtiſch genug ſind, um auf die Aehnlichkeit dieſes Rotjè mit unſerm Sturmvogel zu ſchließen. „Der Rotjè hat, zufolge dieſer Reiſenden, einen gekrümmten Schnabel — er hat nur drei Zehen, welche durch eine Haut verbunden ſind — er iſt faſt am ganzen Körper ſchwarz, ausgenommen, daß ſein Bauch weiß iſt; man findet auch einige, deren Flügel ſchwarz und weiß gefleckt ſind. Zu dem hat er viele Aehnlichkeit mit einer Schwalbe.“ Anderſon ſagt, daß Rotjè ſo viel heiße, als kleine Ratte; und daß dieſer Vogel in der That die ſchwarze Farbe, und die kleine Geſtalt und den Schrei einer

Ratte habe.“ Dieſe Vögel ſcheinen nur auf Spitzbergen und Grönland ſich nieder zu laſſen, um daſelbſt ihre Jungen zu brüten. Sie bauen ihre Neſter, nach Art aller Petrelen, in enge und tiefe Löcher unter Felſen, an den Küſten und ganz nahe beim Meere. Sobald die Kleinen im Stande ſind, ihr Neſt zu verlaſſen, ſchlüpfen die Alten mit den Jungen aus ihren Löchern bis in das Meer, und kehren nicht mehr auf das Land zurück.

Was den kleinen Taucher-Petrel Cook's und Forſter's betrifft, ſo würden wir dieſen ebenfalls zu unſerm Sturmvogel zählen, wenn nicht gerade dieſe Reiſenden durch das Epithet eine Eigenſchaft anzeigten, die wir bei unſerm Sturmvogel nicht kennen: das Untertauchen.

Endlich glauben wir, noch nicht zum Sturmvogel, ſondern zum Geſchlechte der Petrelen im Allgemeinen, die in den folgenden Notizen angeführten Gattungen zählen zu müſſen.

I.

Der Petrel, welchen die Matroſen des Capitaine Carteret Henne der Mutter Carey (Poulet de la mère Carey) nannten, welcher, wie er ſagt, über das Waſſer ſpazieren zu ſcheint, und deren wir bei unſerer Ausfahrt aus der Magellansſtraße, längſt der Küſte von Chili mehrere ſahen. Dieſer Petrel iſt wahrſcheinlich einer von denen, welche wir beſchrieben haben, und vielleicht der Quebrantahuenſos, den die Matroſen des Cook Mutter Carey (mére Carey) nannten. Ein Wort über die Größe des Vogels, hätte die Frage entſchieden.

II.

Die Teufelsvögel des P. Labat, deren Art man eben ſo wenig beſtimmen kann, ungeachtet all deſſen, was dieſer weitſchweifige Reiſebeſchreiber davon erzählt. Wir theilen hier ſeine Erzählung abgekürzt mit: „Die Teufel oder Teufelchen, ſagt er, fangen gegen das Ende des Monats September auf Quadeloup und St. Domingo zu erſcheinen an, man findet ſie alsdann 2 und 2 in einem Loche: im November verſchwinden ſie und erſcheinen aufs neue den März; alsdann findet man die Mutter in ihrem Loche mit 2 Jungen, welche mit einem dichten und braunen Flaum bedeckt und Fettklumpen ſind: man gibt ihnen alsdann den Namen Cottones. Im Monat Mai ſind ſie flügge und ziehen fort: während dieſes Monates fängt man deren eine große Zahl, ſie ſind die einzige Nahrung der Neger. Der große Berg Soufriere auf Quadeloup iſt wie ein Gehege von Löchern durchbohrt, welche dieſe Teufel aushöhlen, aber, da ſie ſich nur an den ſteilſten Stellen niederlaſſen, ſo iſt ihre Jagd ſehr gefährlich. Während der ganzen Nacht, welche wir auf dem Soufriere zubrachten, hörten wir den großen Lärm, welchen ſie machten, in dem ſieein- und auskrochen und ſchrieen,

wie um ſich gegenſeitig zuzurufen, indem wir uns, ſowie unſere Hunde mit Lianen fortzogen, gelangten wir endlich an die Stellen, welche von dieſen Vögeln bevölkert ſind. In 3 Stunden hatten unſere 4 Neger 138 Teufel aus ihren Löchern gezogen, und ich deren 17. Ein junger Teufel, friſch vom Spieße gegeſſen, iſt ein koſtbares Gericht, der ausgewachſene Teufelsvogel hat faſt die Größe einer poule à fleur: ſo nennt man auf den Inſeln die jungen Hühner, welche bald legen. Sein Gefieder iſt ſchwarz, er hat lange und ſtarke Flügel, ziemlich kurze Beine, ſeine Zehen ſind mit ſtarken und langen Krallen verſehen, der Schnabel iſt hart, ſehr gebogen, ſpitzig und 1½ Zoll lang. Er hat große, vor dem Kopfe liegende Augen, welche ihm bei Nacht treffliche Dienſte leiſten, ihm aber am Tage ſo unnütz ſind, daß er weder das Licht ertragen, noch die Gegenſtände unterſcheiden kann; ſo daß, wenn er bei Tage außerhalb ſeines Zufluchtsortes gefangen wird, er gegen Alles anſtößt und endlich zur Erde fällt, auch geht er nur bei Nacht auf das Meer."

Das, was der P. du Tertre von dem Teufelsvogel ſagt, läßt ihn eben ſo wenig erkennen; er beruft ſich nur auf die Erzählung der Jäger, und Alles, was man aus den Gewohnheiten dieſes Vogels ſchließen kann, läßt vermuthen, daß er ein Petrel iſt.

III.

Der Alma de maestro der Spanier, welcher ein Petrel zu ſein ſcheint, und den man ſogar zum Dambrett zählen könnte, wenn die Notiz, in welcher wir ihn bezeichnet finden, etwas genauer wäre und nicht mit einem Irrthume begänne, indem ſie den Namen **Pardelas**, welcher ſtets nur dem Dambrette zukommt, zweien Petrelen beilegte, von denen der eine grau, der andere ſchwarz iſt, denen dieſer Name gar nicht zukommt.

IV.

Der Majague der Braſilianer, welchen Piſon wie folgt beſchreibt: „Er iſt, ſagt er, von der Geſtalt einer Gans; aber ſein Schnabel, der an der Spitze gebogen iſt, dient ihm dazu, andere Vögel zu fangen: er hat einen gerundeten Kopf und ein glänzendes Auge; ſein Hals dreht ſich mit Anmuth, ſo wie der des Schwanes; die vordern Federn dieſes Theiles ſind bräunlich; das übrige Gefieder iſt braun ſchwärzlich. Dieſer Vogel ſchwimmt und taucht mit Behendigkeit unter und entzieht ſich geſchickt den Nachſtellungen. Man ſieht ihn auf dem Meere bei der Mündung der Flüſſe." Dieſer letzte Umſtand, wenn er richtig wäre, ließe zweifeln, daß dieſer Vogel zur Zahl der Petrelen gehöre, welche alle ſich von den Küſten entfernen, und auf das hohe Meer begeben.

Der Albatros. *)

Dieſes iſt der größte Waſſervogel, ohne ſogar den Schwan auszunehmen, und obſchon er kleiner als der Pelikan oder der Flammant iſt, ſo iſt ſein Körper doch dicker, und ſein Hals und ſeine Beine ſind kürzer und beſſer proportionirt. Abgeſehen von ſeiner ſehr ſtarken Geſtalt, iſt der Albatros, Nr. 237, noch durch mehrere andern Eigenthümlichkeiten merkwürdig, welche ihn von allen andern Vogelarten auszeichnen; er bewohnt nur die ſüdlichen Meere und findet ſich in ihrer ganzen Ausdehnung, von der Spitze von Afrika bis zu jener von Amerika und Neuholland. Man hat ihn niemals in den Meeren der nördlichen Hemisphäre geſehn, eben ſo wenig als die Manchots und einige andere, welche dieſem Waſſertheile des Globus eigenthümlich ſind, wo der Menſch ſie nicht beunruhigen kann, und wo ſie ſogar lange Zeit unbekannt blieben: jenſeits vom Cap der guten Hoffnung, nach Süden zu, hat man die erſten Albatros geſehen; und nur in unſern Tagen iſt es gelungen, ſie hinlänglich zu erkennen, um deren Verſchiedenheiten anzugeben, welche bei dieſer großen Art zahlreicher ſcheinen, als bei allen andern Oberarten der Vögel und Thiere.

Die ſtarke Leibesbeſchaffenheit hat dem Albatros den Namen Cap-Hammel gegeben, da er in der That faſt ſo dick wie ein Hammel iſt. Der Grund ſeines Gefieders iſt auf dem Mantel weiß grau braun, mit kleinen ſchwarzen Schraffirungen auf dem Rücken und den Flügeln, wo dieſe Schraffirungen ſich vermehren und in Flecken ausdehnen: ein Theil der großen Flügelſchwungfedern und das äußerſte Ende des Schweifes ſind ſchwarz. Der Kopf iſt dick und von runder Geſtalt. Die Bildung des Schnabels iſt jener der Fregate, des Tölpels, und des Cormoran ähnlich; ebenſo beſteht er auch aus mehreren Theilen, welche durch Nähte verbunden ſcheinen, hat über denſelben einen Haken, das Ende von dem untern Theile öffnet ſich in eine Röhre und iſt wie abgeſtumpft: was bei dieſem großen und ſtarken Schnabel noch merkwürdig iſt, und worin er ſich jenem der Petrelen nähert, das iſt, daß die Naslöcher in Geſtalt kleiner Rollen oder liegender Etuis, in einer Fuge, welche ihn zu jeder Seite der ganzen Länge nach furchet, offen an der Wurzel des Schnabels liegen; er iſt, zum wenigſten bei dem todten Vogel weiß bräunlich; die Füße, welche dick und ſtark ſind, haben nur 3 Zehen, die durch eine breite Haut verbunden ſind, welche auch noch jede äußere Zehe umfaßt. Die Länge des Körpers beträgt faſt 3 Fuß und die Flügelausdehnung 10 Fuß; und nach der Bemerkung Edwards iſt der erſte Flügelknochen ſo groß als der ganze Körper.

*) Iſt von den Schiffern Hammel oder Cap-Hammel genannt, von den Holländern auf der Reiſe des Lemaire und Schouten? Gean de jenten. Zufolge der Bemerkung Edwards, wird er von einigen unrichtig Kriegsvogel genannt, welcher Name der Fregate eigenthümlich iſt.

Bei dieſer Körperkraft und dieſen Waffen ſollte der Albatros ein Raubvogel ſcheinen: jedoch ſagt man uns nicht daß er andere Vögel angreift, die mit ihm auf dem Meere kreuzen; er ſcheint ſogar gegen die Möven die Devenſive zu ergreifen, welche, ſtets zänkiſch und gefräßig, ihn beunruhigen und necken: er greift ſogar, nach H. Forſter, nicht einmal große Fiſche an, und lebt nur von kleinen Seethieren und beſonders von weichen Fiſchen und ſchleimigen Thierpflanzen, welche in großer Menge auf den ſüdlichen Meeren ſchwimmen; er nährt ſich auch von Eiern und Fiſchlaich welche die Meerſtröme mit ſich führen, und deren es bisweilen große Anhäufungen in weiter Ausdehnung gibt. Der H. Vicomte von Querhoent, ein genauer und ſcharfſichtiger Beobachter, verſichert uns, in dem Magen dieſer Vögel, welche er geöffnet hat, nur einen dicken Schleim, und durchaus keine Ueberreſte von Fiſchen gefunden zu haben.

Die Schiffsgeſellſchaft des Capitain Cook fing Albatros, welche oft das Schiff umgaben, indem ſie ihnen eine Angel vorwarf, an welcher ſich ein Stück Hammelhaut befand. Es war für dieſe Seefahrer ein um ſo angenehmerer Fang, als er ſich ihnen auf dem hohen Meere darbot, wo ſie alles Feſtland weit hinter ſich gelaſſen hatten; denn es ſcheint, daß dieſe großen Vögel ſich in allen Längen und auf der ganzen Ausdehnung des ſüdlichen Ozeans, zum wenigſten unter den höhern Breitegraden fanden, und daß ſie die kleinen Erdſtriche der antarktiſchen Meere eben ſowohl, als die Spitze von Amerika und von Afrika beſuchen.

„Dieſe Vögel, ſowie die meiſten der ſüdlichen Meere, ſagt H. v. Querhoent, beſtreichen die Oberfläche des Meeres, und heben ſich nur im Sturme, oder durch die Gewalt des Windes in die Höhe: wenn ſie ſich ſogar in weiter Entfernung auf dem Lande befinden, ſo ruhen ſie doch auf dem Waſſer aus, ja ſie ſchlafen ſogar darauf; und die Reiſenden Lamaire und Schouten ſind die Einzigen, welche ſagen, daß ſie dieſe Vögel haben auf die Schiffe kommen ſehen, um daſelbſt auszuruhen.“

Der berühmte Cook iſt Albatros begegnet, welche genug von einander unterſchieden waren, um daß er ſie als verſchiedene Arten betrachtete; aber zufolge ſeiner eigenen Angaben ſcheint es uns, daß dieſe vielmehr bloße Abweichungen ſind. Er unterſcheidet deren hauptſächtlich drei: den grauen Albatros, welcher die große Art ſcheint, von der wir eben geſprochen haben; den dunkelbraunen oder chokoladfarbenen Albatros, und den Albatros mit graubraunem Gefieder, welcher die Matroſen wegen dieſer Farbe Quakervogel nannten. Dieſer Albatros ſcheint uns derjenige zu ſein, welcher auf den colorirten Tafeln Nr. 963, unter der Benennung Albatros von China vorgeſtellt iſt. Er iſt etwas kleiner als der erſte; ſein Schnabel ſcheint keine ſo bemerkbaren Nähte zu haben; wobei wir bemerken müſſen,

daß dieſer letztere Albatros, welcher kleiner als die erſten, und deſſen Schnabelnähte nicht ſo ſtark ausgedrückt ſind, wohl ein junger Vogel ſein könne, welcher auch von den ausgewachſenen durch die Farben ſeines Gefieders abweicht. Auch wäre es möglich, daß von den beiden erſt genannten Albatros, wovon der eine grau gefleckt und der andere braun, dieſer das Männchen wäre und der andere das Weibchen; und was uns noch in dieſer Vermuthung beſtärkt, iſt, daß alle erſte und Hauptarten, ſowohl bei den vierfüßigen Thieren, als bei den Vögeln, ſtets einzig inſolirt ſind und nur ſehr ſelten verwandte Arten haben; ſo daß wir alſo nur eine Art der Albatros annehmen, bis wir beſſer berichtet ſind. Man ſieht dieſe Vögel nirgends in größerer Zahl, als zwiſchen den Eisinſeln der ſüdlichen Meere, von dem vierzigſten Grade bis zu dem feſten Eiſe, welches dieſe Meere unter dem 65 oder 66 Grade begrenzt.

H. Forſter hat gegen den 64. Grad 12 Minuten einen Albatros getödtet; und von dem 53. Grade ſah dieſer Seefahrer deren mehrere von verſchiedenen Farben; er hat deren ſogar unter dem 48. Grade gefunden. Andere Reiſende ſind ihnen in einiger Entfernung vom Cap der guten Hoffnung begegnet. Es ſcheint ſogar, daß dieſe Vögel ſich bisweilen dem ſüdlichen Wendekreiſe noch mehr nähern, welcher ihre Grenze im atlantiſchen Ozean zu ſein ſcheint; aber ſie haben ſich über denſelben hinausbegeben und ſogar die heiße Zone in dem öſtlichen Theile des ſtillen Meeres durchflogen, wenn die folgende Stelle aus dem Berichte der dritten Reiſe des Capitain Cook richtig iſt: „die Schiffe fuhren von der Höhe bei Japan nach Süden hin:“ wir näherten uns, ſagt der Berichterſtatter, den Stellen, wo man die Albatros mit den Breitfiſchen, Delphinen und fliegenden Fiſchen antrifft.

Das Taucherhuhn.*)

Das Taucherhuhn (Guillemot) Nr. 903, ſtellt uns die Züge dar, durch welche die Natur ſich vorbereitet, die zahlreiche Sammlung der verſchiedenen Formen des ganzen Vogelgeſchlechtes zu beſchließen. Seine Flügel ſind ſo ſchmal und kurz, daß er kaum einen ſchwachen Flug auf das Meer wagen darf, und daß er, um ſein Neſt zu erreichen, welches ſich auf Felſen befindet, er nur von Spitze zu Spitze flattern oder hüpfen kann, wobei er jedesmal einen Augenblick ausruht, und dieſe Gewohnheit oder vielmehr Nothwendigkeit, hat er mit der Fettgans, dem Macadeux und andern kurzgeflügelten Vögeln gemein, deren Gattungen, aus den gemäßigten Gegenden Europas faſt verbannt, nach der Spitze von Schottland, und an die Kü-

*) Der Name Guillemot (Taucherhuhn) bezeichnet auf Engliſch einen dummen Vogel, welcher ſich leicht herbeilocken läßt.

ſten von Norwegen, Island und den Inſeln Feroe geflohen ſind, welches die letzten Erdſtriche des bewohnten Nordens ſind, und wo dieſe Vögel gegen die Verheerungen des Eiſes zu kämpfen ſcheinen: es iſt ſogar unmöglich, daß ſie in dieſen Strichen überwintern. Sie ſind in der That an die ſtrengſte Kälte gewöhnt, und halten ſich gerne auf dem ſchwimmenden Eiſe, aber ihre Nahrung können ſie nur auf einem offenen Meere finden, und ſind daher gezwungen, daſſelbe zu verlaſſen, ſobald es gänzlich zufriert. Auf dieſer Auswanderung, oder vielmehr auf dieſer Vertreibung während des Winters, und nachdem ſie ihren Aufenthaltsort in den nördlichen Gegenden verlaſſen haben, kommen ſie längs den Küſten von England herunter, und einige Familien verbleiben ſogar daſelbſt und laſſen ſich beſonders auf den Klippen und wüſten Inſeln nieder; beſonders auf einer wegen Waſſermangel unbewohnten kleinen Inſel, welche der Inſel Angleſey gegenüber liegt. Sie niſten daſelbſt auf den vorſpringenden Felsabhängen, auf welche ſie ſich ſo hoch als möglich begeben. Ihre Eier ſind bläulich und mehr oder weniger mit ſchwarzen Flecken verſehen. An dem einen Ende ſind ſie ſehr zugeſpitzt, und für die Größe des Vogels, welche faſt jener des Morillon gleich kommt, ſehr groß. Ihr Körper iſt kurz, rund und zuſammengedrängt; der Schnabel gerade, ſpitz, 3 Zoll lang und durchaus ſchwarz; der obere Kiefer hat an der Spitze zwei kleine Verlängerungen, welche ſich auf jeder Seite nach unten hinneigen. Dieſer Schnabel iſt größtentheils mit einem kurzen Flaum bedeckt, der ganze vordere Theil des Körpers iſt ſchneeweiß, die Füße beſitzen nur 3 Zehen und befinden ſich ganz am Hintertheile des Körpers, wodurch dieſer Vogel ebenſo gewandt zum Schwimmen und Tauchen wird, als er unbehülflich und ſchwach im Gehen und Fliegen iſt; daher iſt auch ſeine einzige Zuflucht, wenn er verfolgt wird oder verwundet iſt, unter dem Waſſer und ſogar unter dem Eiſe: aber daß er dieſe Zuflucht ergreife, muß die Gefahr ſehr dringend ſein, denn dieſer Vogel iſt ſehr wenig mißtrauiſch; man kann ſich ihm nähern und ihn leicht fangen; und aus dieſem Scheine von Dummheit kommt die engliſche Etymologie ſeines Namens Guillemot.

Der kleine Guillemot (uneigentlich grönländiſche Taube genannt).

In jenen Eisgegenden, wo der Nordwind wüthet und niemals der Hauch des Zephirs ſäuſelt, läßt das ſüße Girren der zarten Taube ſich nicht hören: ſie flieht jede Gegend, die für die Liebe zu kalt iſt, und dieſe vorgebliche grönländiſche Taube, Nr. 917, iſt nur ein trauriger Waſſervogel, welcher nur ſchwimmen und untertauchen kann, indem er unaufhörlich mit trockenem Tone rotetet tet tet tet ſchreit. Er hat mit unſerer Taube

keine andere Aehnlichkeit als die Größe, welche faſt dieſelbe iſt. Er iſt ein wirklicher Guillemot, nur kleiner als der Vorhergehende, und deſſen Flügel im Verhältniſſe auch kürzer ſind. Ebenſo befinden ſich ſeine Beine hinten am Bauche; ſein Gang iſt gleichſam ſchwach und ſchwankend, und nur ſein Schnabel iſt etwas kürzer, mehr geſchwollen und weniger ſpitzig. Seine ganz ausgefaſelten Federn ſcheinen nur ein ſeidenartiges Haar zu ſein. Seine Farben ſind nur Angeraucht-Schwarz mit einem weißen Flecken auf jedem Flügel und mehr oder weniger Weiß auf dem Vordertheil des Körpers und des Halses; und dieſe letzte Eigenthümlichkeit wechſelt bis zu dem Grade, daß einige Individuen ganz ſchwarz, andere faſt ganz weiß ſind. Im Winter, ſagt Willughby, findet man deren ganz weiße; und da in dem Uebergang von einer dieſer Farben zu der andern man daran nothwendiger Weiſe mehr oder minder Schwarz und Weiß findet, ſo muß man aus der gefleckten grönländiſchen Taube des H. Edwards und aus den beiden Gänſen, die auf ſeiner Tafel 91 vorgeſtellt ſind, nur eine und dieſelbe Art machen, weil ſie unter ſich mit den vorhergehenden keine andere Verſchiedenheit als das mehr oder weniger Schwarz ihres Gefieders darbieten. Ebenſo dürfen wir die drei Arten kleiner Guillemots, welche H. Briſſon anführt, zu einer und derſelben Art zählen. Dieſe Vögel fliegen gewöhnlich paarweiſe, indem ſie, wie der große Guillemot, mit lebhaftem Geflatter ihrer kleinen Flügel die Oberfläche des Meeres nahe berühren. Sie bauen ihre Neſter in die Ritzen nicht allzu hoher Felſen, von wo die Jungen ſich in das Waſſer begeben können, und vermeiden, eine Beute der Füchſe zu werden, welche ihnen beſtändig nachſtellen. Dieſe Vögel legen nur 2 Eier: man findet einige ihrer Neſter auf den Küſten von Wallis und Schottland, ſowie in Schweden und der Provinz Gothland; die größte Zahl ihrer Neſter findet ſich aber in den nördlichen Gegenden, auf Spitzbergen und in Grönland, wo ſich der große Haufen ſowohl von der Art des großen als des kleinen Guillemot aufhält.

Zu dieſer letzten Art glauben wir auch noch den Kaiover oder Kaior von Kamtſchatka zählen zu müſſen, weil ihm Kracheninnikow, nach Steller, die Benennung Columbia grœnlandica Batavorum beilegt. Er hat, ſagt er, einen rothen Schnabel und rothe Füße, er baut ſein Neſt auf die Höhe der Felſen, deren Fuß das Meer beſpült, und ſchreit oder pfeift ſehr laut, woher es auch kommt, daß ihn die Koſaken Ivoskik oder Poſtillon genannt haben.

Der Macareur.

Der Schnabel, dieſes Hauptorgan der Vögel, von welchem die Ausübung ihrer Kräfte, ihrer Geſchicklichkeit, ſo wie ihrer meiſten Fähigkeiten

abhängt; der Schnabel, welcher für ſie zugleich Mund und Hand iſt, Angriffswaffe, Werkzeug zum Ergreifen, muß folglich derjenige Theil ihres Körpers ſein, deſſen Bildung den meiſten Einfluß auf ihren Inſtinkt hat, und die Nothwendigkeit der meiſten ihrer Gewohnheiten entſcheidet, und wenn dieſe Gewohnheiten in dem unzählbaren Vogelgeſchlechte unendlich verſchieden ſind; wenn ihre verſchiedenen Neigungen ſie in die Luft, auf die Erde und in das Waſſer vertheilen, ſo iſt dieſes, weil die Natur ebenfalls die Bildung des Schnabels in das Unendliche gewechſelt und unter allen möglichen Formen gebildet hat. Ein ſcharfer und ſpitziger Haken bewaffnet den Kopf der kühnen Raubvögel; der Fleiſchhunger und Blutdurſt, mit den Mitteln verbunden, ihn zu befriedigen, machen, daß ſie ſich aus den Höhen der Wolken auf alle andere Vögel ſtürzen, und ſogar auf alle ſchwache und furchtſame Thiere, welche ſie ebenfalls erbeuten. Ein Schnabel, in Geſtalt eines breiten und platten Löffels, beſtimmt den Inſtinkt einer andern Vogelart und weiſt ſie an, ihren Unterhalt auf dem Grunde des Waſſers zu ſuchen und aufzuſchöpfen, während ein kegelförmiger kurzer und abgeſtumpfter Schnabel, indem er unſern hühnerartigen Vögeln die Fähigkeit gibt, die Körner von der Erde aufzuleſen, ſie nöthigt, ſich um uns her zu verſammeln, und ſie einzuladen ſcheint, dieſe Nahrung aus unſerer Hand zu empfangen. Der Schnabel, in Geſtalt eines ſchlanken Suchers, welcher den Kopf des Windvogels, der Schnepfe, der Leimſchnepfe und der meiſten andern Ufer- und Sumpfvögel verlängert, bewegt ſie, in ſumpfige Gegenden ſich zu begeben, um dort in dem weichen Schlamme und feuchten Moraſte zu wühlen; der ſchneidende und ſcharfe Schnabel der Spechte macht, daß ſie ſich an Baumſtämmen aufhalten, um deren Holz zu durchbohren; und endlich der kleine ahlförmige Schnabel der meiſten Feldvögel erlaubt ihnen nur, Mücken und andere kleine Inſekten zu fangen, und verbietet ihnen jede andere Nahrung. Alſo beſtimmt die verſchiedene Schnabelgeſtalt den Inſtinkt und die meiſten Gewohnheiten des Vogels; und dieſe Schnabelgeſtalt findet ſich, wie alle andere Werke der Natur, nicht nur in Abweichungen, ſondern auch durch Abſtufungen und ziemlich bedeutende Sprünge unendlich verſchieden. Die ungeheure Größe des Schnabels von der braſilianiſchen Elſter, die unnatürliche Anſchwellung von jenem des Calao, die Unförmlichkeit jenes vom Flammant, die bizarre Schnabelgeſtalt der Löffelgans, die widerſinnige Biegung jenes der Avocette ꝛc. beweiſen uns hinlänglich, daß alle mögliche Geſtalten gebildet und erſchöpft ſind; und damit in dieſer Folgenreihe nichts zu wünſchen, noch zu erdenken übrig bleibe, ſo zeigt ſich das Extreme von allen dieſen Geſtalten in dem wie eine vertikale Klinge geformten Schnabel des Vogels, von dem wir hier reden. Man ſtelle ſich zwei kurze Meſſerklingen vor, welche mit der Schneide auf

einander liegen, das iſt der Schnabel des Macareux. Die Spitze des Schnabels iſt roth und durch drei oder vier kleine Furchen rund ausgehöhlt, während der Theil in der Nähe des Kopfes glatt und blau iſt. Die beiden Kiefern, wenn ſie aufeinander liegen, ſind faſt ſo hoch wie lang, und bilden ein faſt dreiſchenkeliges Dreieck: der obere Theil iſt in der Nähe des Kopfes mit einer hautartigen oder ſchwieligen Subſtanz eingefaßt, die mit kleinen Löchern durchbohrt, und deren Oeffnung bei jedem Winkel des Schnabels eine Roſette bildet. *)

Dieſe unvollkommene Aehnlichkeit mit dem Schnabel des Papageien, welcher ebenfalls an ſeiner Baſis mit einer Haut begrenzt iſt, und die nicht minder entfernte Aehnlichkeit mit dem verkürzten Halſe und der runden Geſtalt, waren hinreichend, um dem Macareux, Nr. 275, den Namen Meerpapagei zu geben, eine Benennung, welche ebenſo unrichtig iſt, als die der Taube für den kleinen Guillemot.

Der Macareux hat am Flügel nicht mehr als der Guillemot, und in

*) H. Geoffroy de Valognes, welcher mir ein guter Beobachter ſcheint, hatte die Güte, hinſichtlich des Macareux mir folgende Note zu überſenden.

„Man hat mir," ſagt er, „einen Macareux zugebracht, welcher bei ſeinem Fluge auf unſern Küſten in den erſten Tagen dieſes Monates (Mai) gefangen wurde. Dieſer Vogel wurde mit Erſtaunen bemerkt, ſogar von den Perſonen, welche am häufigſten die Ufer des Meeres beſuchen; was mich glauben läßt, daß er unſerm Lande fremd ſei. Die Stellung der Füße des Macareux nahe beim After läßt mich vermuthen, daß er nur mit Mühe gehen könne, und mehr zum ſchwimmen geeignet ſei. Das Aſchfarbene, das Schwarze und das Weiße ſtehen auffallend in ſeinem Gefieder von einander ab: die erſtere von dieſen Farben findet ſich auf den Backen, den Seiten des Kopfes, dem Untertheile der Gurgel, wo ſie eine ſtärkere Schattirung annimmt; die zweite herrſcht auf dem Kopfe, dem Halſe, dem Rücken, den Flügeln, dem Schweife, und erſtreckt ſich bis zur Gurgel, um ein breites Halsband zu bilden, welches an dieſer Stelle das Graue von dem Weißen trennt, welches man nur an dem Unterkörper erblickt, deſſen Federn dem Auge einen grauen und dicken Flaum verbergen, der den Bauch bedeckt; das Schwarze unter dem Kopfe lichtet ſich ein wenig gegen den Hals, auf den Flügelſchwungfedern, ſo wie an den Enden der Federn, welche den Rücken bedecken. Auf der Höhe der Flügel herrſcht eine weiße Einfaſſung, welche ringsum gut ſichtbar iſt, wenn dieſelben geöffnet ſind.

„Der Schnabel hat von der Wurzel gemeſſen weniger Länge als Breite. Seine Geſtalt iſt faſt dreieckig; beide Theile ſind beweglich; die eiſengraue Farbe deſſelben iſt wie durch einen weißen Halbkreis von der lebhaften rothen Farbe getrennt, welche deſſen Spitze bedeckt. Der obere Theil bildet vier Streifen, der untere drei, welche mit den drei letzten von oben zuſammenlaufen: alle dieſe Streifen bilden Arten von Halbkreiſen. Der obere Theil iſt an ſeiner Baſis mit einem weißen Ringe verſehn, auf welchem man unregelmäßig vertheilte kleine Löcher bemerkt: aus einigen dieſer Löcher erheben ſich ganz kleine Federn. Die Naſelöcher befinden ſich auf dem Rande des obern Schna-

ſeinen kleinen und kurzen Flügen hilft er ſich durch die raſche Bewegung ſeiner Füße, mit denen er die Oberfläche des Waſſers beſtreicht. Die Schwungfedern ſind ſehr kurz, ſo wie die des Schweifes,*) und das Gefieder des ganzen Körpers iſt eher ein Flaum, als wahre Federn. Was ſeine Farben betrifft, ſo denke man ſich, ſagt Gesner, einen Vogel, welcher mit einem weißen Gewande, einen ſchwarzen Mantel und mit einer Haube von derſelben Farbe bekleidet iſt, wie es gewiſſe Mönche ſind, und man hat das Portrait des Macareux, den man aus dieſem Grunde, ſetzt er hinzu, der kleine Mönch, **Fratercula**, genannt habe.

Dieſer kleine Seemönch lebt von Seekrebſen, Krabben, Sternen, Meerſpinnen und von verſchiedenen kleinen Fiſchen und Schalthieren, welche er fängt, indem er ins Waſſer taucht, unter welches er ſich gerne zurückzieht, und das ihm in der Gefahr zur Schutzwehr dient; man behauptet ſogar, daß er den Raben, ſeinen Feind, unter das Waſſer ziehe; aber dieſer Zug von Kraft oder Geſchicklichkeit ſcheint über die Kräfte ſeines Körpers zu gehen, deſſen Größe höchſtens derjenigen einer Taube gleichkommt **); man kann dieſe Anſtrengung nur der Macht ſeiner Waffen zuſchreiben; in der That iſt ſein Schnabel durch die Schneide ſeiner Klinge und durch den Haken, welcher denſelben beendet, ſehr offenſiv. Die Naſelöcher ſind ſehr nahe an dem Schnitte des Schnabels, und erſcheinen wie zwei länglichte Spalten. Die Augenlieder ſind roth, und man bemerkt bei den obern einen kleinen dreieckigen Auswuchs; ein ähnlicher Auswuchs, aber von länglicher Geſtalt, befindet ſich an der untern Augenwimper. Die Füße ſind orangefarbig, und zwiſchen den Krallen mit einer Haut von derſelben Farbe verbunden. Der Macareux, ſo wie der Guillemot, hat keine hintere Zehe, ſeine Krallen ſind ſtark und gekrümmt. Seine kurzen in den Bauch verſteckten Beine nöthigen ihn, ſich durchaus aufrecht zu halten, und verurſachen, daß er in ſeinem ſchwankenden Gange ſich zu wiegen ſcheint: daher findet man ihn auf dem Lande in Höhlen oder Löchern am Ufer, und ſtets

bels und ziehen ſich in einer Länge von drei Linien nach deren Länge. In dem Gaumen des Vogels habe ich mehrere Reihen von fleiſchigen Spitzen bemerkt, welche ſich nach dem Eingange der Kehle ziehen, deren durchſchimmerndes äuſſerſtes Ende mir etwas härter als der übrige Theil geſchienen hat. Die rotheingefaßten Augen haben das Eigenthümliche, daß ſie ſich auf dem Mittelpunkte eines dreieckigen grauen Auswuchſes befinden. Die kurzen Beine, ſo wie die Füße ſind hell orangegelb. Die Krallen ſind ſchwarz und durchſchimmernd, und die mittlere iſt die längſte und breiteſte.“

*) Man zählt deren zwölf, obſchon H. Edwards behauptet, bei einem Individuum dieſer Art deren ſechszehn gezählt zu haben.

**) Ein Fuß von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schweifes; 13 Zoll vom Schnabel zu den Krallen.

in einer ſolcher Nähe, um ſich in das Waſſer werfen zu können, wenn die Ruhe der Wellen ihn dazu einladet; denn man hat bemerkt, daß dieſe Vögel ſich nur auf dem Meere halten und darin fiſchen können, wenn es nöthig iſt, und daß ſie, ſei es bei ihrer Abreiſe im Herbſte oder bei ihrer Rückkehr im Frühlinge in großer Zahl umkommen, wenn der Sturm ſie überfällt. Die Winde führen dieſe todten Macareux zuweilen bis an unſere Küſten, wo dieſe Vögel nur ſelten erſcheinen.

Sie bewohnen gewöhnlich die nördlichſten Inſeln und Spitzen von Europa und Aſien, und wahrſcheinlich auch diejenigen von Amerika, weil man ſie eben ſo wohl in Grönland als auf Kamtſchatka findet. Ihr Abzug von den Orcaden und andern nahe bei Schottland befindlichen Inſeln geſchieht regelmäßig im Monat Auguſt, und man behauptet, daß man in den erſten Tagen des Aprils deren einige wiederkehren ſieht, welche die Orte zu recognosciren ſcheinen, und nach 2 oder 3 Tagen verſchwinden, um den großen Schwarm zu ſuchen, den ſie im Anfange Mai zurückführen.

Dieſe Vögel bauen kein Neſt; das Weibchen legt auf die nackte Erde und in die Löcher, welche ſie auszuhöhlen und zu vergrößern wiſſen. Sie legen nur ein einziges ſehr großes Ei, welches an einem Ende ſehr ſpitz iſt und eine graue und röthliche Farbe hat. Die Jungen, welche bei dem Abzuge im Herbſte nicht ſtark genug ſind, um dem Schwarme zu folgen, werden zurückgelaſſen und kommen wahrſcheinlich um. Bei ihrer Rückkehr im Frühlinge begeben ſich dieſe Vögel dennoch nicht alle bis an die nördlichſten Spitzen; kleine Schwärme verbleiben auf verſchiedenen Inſeln längs der Küſte von England; und man findet deren nebſt Guillemots und Fettgänſen auf den Felſen an der öſtlichſten Spitze der Inſel Wight, welche von den Engländern the Needles (die Nadeln) genannt werden. H. Edwards verweilte mehrere Tage in der Nähe dieſer Felſen, um dieſe Vögel zu beobachten und zu beſchreiben.

Der Macareux von Kamtſchatka.

Kamtſchataliſche Frauen, ſagt Bellon, machen ſich aus der Haut des Vielfraßes eine Kopfzierde, welche in Geſtalt eines Halbmondes mit zwei Ohren oder weißen Bärten verlängert iſt, und ſagen, daß ſie in dieſem Putze dem Mitchagatchi gleichen, das heißt einem ganz ſchwarzen Vogel mit zwei herunterhängenden Büſcheln oder weißen Schnüren, welche zweien Haarflechten auf den Seiten des Halſes ähnlich ſind. An dieſen keineswegs doppeltſinnigen Zügen erkennt man den Macareux von Kamtſchatka, welcher auf den colorirten Tafeln, Nr. 761, unter dem Namen Mitchagatchi abgebildet iſt, den er in dieſen Gegenden führt. Indeſſen iſt dieſe Gegend, welche die nordweſtliche Spitze von Aſien bildet, vielleicht nicht die einzige, wo ſich

dieſe zweite Art von Macareux findet; denn der Kallingak der Grönländer ſcheint uns derſelbe Vogel zu ſein; er hat, wie dieſer, die zwei Flechten und die Backen weiß, und den Reſt des Gefieders ſchwarz oder ſchwärzlich mit einem dunkelblauen Grunde auf dem Rücken, und einem dunkelbraunen auf dem Bauche; ſein Schnabel iſt auf der obern Klinge gefurchet, und die Naſelöcher befinden ſich nahe bei der Schneide; zu dem hat er, wie unſer Macareux, kleine Roſetten auf den Winkeln dieſes Schnabels: nur iſt die Geſtalt des Kallingak, oder buſchichten Macareux von Grönland etwas weniger ſtark, als die des Makareux von Kamtſchatka.

Die Fettgänſe und die Manchots, oder die Vögel ohne Flügel.

Der Vogel ohne Flügel iſt ohne Zweifel am wenigſten Vogel zu nennen; die Phantaſie trennt nicht gerne den Begriff des Fluges von dem Namen des Vogels: nichts deſtoweniger iſt der Flug nur ein Attribut und keine weſentliche Eigenthümlichkeit, denn es gibt vierfüßige Thiere mit Flügeln und Vögel ohne Flügel. Es ſcheint alſo, daß die Natur, indem ſie den Vögeln die Flügel verſagte, entweder aus Vergeſſenheit oder aus Irrthum eine Art Unthier bildete; aber was uns eine Unordnung in ihren Planen oder eine Unterbrechung in ihrem Gange ſcheint, iſt für ſie Ordnung und Folge, und dient dazu ihre Abſichten in deren ganzer Ausdehnung zu erfüllen: ſo wie ſich unter der Art vierfüßiger Thiere deren ohne Füße befinden, ſo beraubt ſie auch den Vogel ſeiner Flügel; und das Merkwürdige hierbei iſt, daß ſie in dieſer Mangelhaftigkeit bei den Landvögeln begonnen und bei den Waſſervögeln geendet zu haben ſcheint. Der Strauß iſt ſo zu ſagen ohne Flügel; der Caſuar iſt deren gänzlich beraubt und nicht mit Federn, ſondern mit Haaren bedeckt; und dieſe beiden großen Vögel ſcheinen in mehrerem Betracht ſich den Landthieren zu näheren, während die Fettgänſe und Manchots den Uebergang von den Vögeln zu den Fiſchen zu bilden ſcheinen. In der That haben ſie ſtatt Flügel kleine Flügelſpitzen, welche man eher mit Schuppen als mit Federn bedeckt glaubt, und welche ihnen mit einem großen ebenen und cylindriſchen Körper, an deſſen Hintertheil mehr zwei breite Ruder, als zwei Füße ſich befinden, zu Floſſen dienen: die Unmöglichkeit, ſich auf dem Lande weit zu bewegen, ermüdet ſie bis zu dem Grade, daß ſie ſich dort nicht anders als gekauert aufhalten *); und das Bedürfniß, die Gewohnheit, faſt immer im Meere zu ſein, alles dieſes ſcheint dieſe unförmlichen Vögel, welche den Luftregionen fremd und faſt ebenſo von der Erde verbannt ſind, und nur einzig dem Elemente des Waſſers

*) Man ſehe hiernach die Einzelheiten und die Beweiſe in der Beſchreibung der Manchots.

anzugehören ſcheinen, zur Lebensweiſe der Waſſerthiere hinzuführen. Alſo hat die Natur zwiſchen jeder dieſer großen Familien, zwiſchen den vierfüßigen Thieren, den Vögeln und den Fiſchen Vereinigungspunkte und Verlängerungslinien gezogen, durch welche Alles ſich nähert, bindet und hält; ſie weiſt die Fledermaus an, unter den Vögeln zu flattern, während ſie den Tatou unter die Hirnſchale eines Schaltthieres einſchließt; ſie hat die Form des Wallfiſches nach dem Model des vierfüßigen Thieres conſtruirt, deſſen Form ſie nur in dem Seeelephanten und dem Seekalbe verkürzt hat, welche, indem ſie von dem Lande, wo ſie geboren werden, ſich in die Fluth ſtürzen, mit denſelben Wallfiſchen ſich vereinigen, wie um die allgemeine Verwandtſchaft aller Geſchlechter zu beweiſen, welche aus dem Schooße der gemeinſamen Mutter ſtammen. Endlich hat ſie Vögel erzeugt, welche weniger Vögel durch den Flug als der fliegende Fiſch, ebenfalls durch den Inſtinkt und die Lebensweiſe Fiſch, wie er, ſind: ſo ſind die beiden Familien der Fettgänſe und der Manchots, welche man dennoch nicht von einander trennen darf, ſo wie ſie es in der That, nicht nur durch die Bildung, ſondern durch die Verſchiedenheit des Climas in der Natur ſind.

Man hat allen Arten dieſer zwei Familien überhaupt den Namen Fettgans gegeben, wodurch ſie mit einander verwechſelt wurden. In der Synopſis von Ray (Seite 118 und 119) kann man ſehen, wie groß die Verlegenheit der Ornithologen war, um die Eigenthümlichkeiten in Uebereinſtimmung zu bringen, welche Cluſius ſeiner magellaniſchen Fettgans zuſchreibt, mit den Eigenthümlichkeiten, welche die Fettgänſe des Nordens darbieten. Edwards war der Erſte, welcher dieſe Widerſprüche aufzulöſen ſuchte: er ſagt mit Recht, daß anſtatt, wie Willughby, die nordiſche Fettgans für dieſelbe Art der ſüdlichen Fettgans zu halten, man eher geneigt ſei, ſie unter zwei verſchiedene Klaſſen zu bringen, da dieſe letztere vier Zehen beſitze, und die erſtere nicht einmal eine Spur von der hintern Zehe habe, und ihre Flügel mit nichts bedeckt ſeien, was man Federn nennen könne, da hingegen die nordiſche Fettgans ſehr kleine, mit wahren Schwungfedern bedeckte Flügel beſitze.

Zu dieſen Verſchiedenheiten fügen wir eine noch weſentlichere; nämlich bei den Arten der nördlichen Vögeln iſt der Schnabel abgeplattet, an den Seiten gerieft, und in eine wagerechte Klinge verlängert, da er hingegen bei den ſüdlichen cylinderförmig ſchmal und ſpitzig iſt. Alſo ſind alle Fettgänſe der ſüdlichen Reiſenden Manchots, welche eben ſowohl durch die weſentlichen Verſchiedenheiten der Bildung, als durch die Entfernung des Klimas, von den nordiſchen Fettgänſen wirklich getrennt ſind.

Wir werden dieſes durch die Vergleichung der Zeugniſſe von Reiſenden, und durch die Prüfung der Stellen beweiſen, in welchen unſere Manchots

unter dem Namen Fettgänſe angeführt ſind. Alle ſüdliche Seefahrer, ſeit Narborough, Admiral Anſon, Byron, H. von Bougainville, H. Cook und Forſter, vereinigen ſich, dieſe Manchots unter denſelben von den nördlichen Fettgänſen ganz verſchiedenen Zügen zu beſchreiben.

„1) Die Gattung der Fettgänſe (Manchots) ſagt H. Forſter, iſt unrichtig mit jener der Diomedea (Albatros) und der Phaetons (Tropikvogel) verwechſelt worden: obſchon die Dicke des Schnabels wechſelt, hat er doch in Allem denſelben Charakter (cylindriſch und ſpitz), ausgenommen, daß in einigen Arten die Spitze des untern Theiles abgeſtumpft iſt. Die Naſelöcher ſind ſtets linienförmige Oeffnungen; welches aufs neue beweiſt, daß ſie von den Diomedea verſchieden ſind. *) Ihre Füße haben alle genau dieſelbe Bildung (3 Zehen nach vorne, ohne Spur einer hintern Zehe); die kurzen Flügel, welche durch eine Membrane zu Floßfedern ſich ausdehnen, ſind ſo dicht mit kleinen Federn bewachſen, daß ſie Schuppen gleichen; und durch dieſe Eigenthümlichkeit ſowohl, als durch die Geſtalt des Schnabels und der Füße, ſind ſie von dem Geſchlechte der Alcae (eigentliche Fettgänſe) verſchieden, welche letztere unfähig zu fliegen ſind; nicht als ob ihren Flügeln die Federn gänzlich mangelten, ſondern weil dieſe Federn zu kurz ſind.“

Es iſt alſo der Manchot, dem man speziel den Namen Vogel ohne Flügel geben kann; und ſogar, nach dem erſten Augenſcheine zu urtheilen, könnte man ihn Vogel ohne Federn nennen. In der That ſcheinen nicht nur dieſe hängenden Flügelſpitzen mit Schuppen bedeckt, ſondern ſein ganzer Körper iſt nur mit einem dichten Flaum bekleidet, welches ganz den Anſchein eines kurzhaarigen Felles hat, welches aus kleinen ſchimmernden Röhren in Form kurzer Pinſel dringt, die einen für das Waſſer undurchdringlichen Schuppenrock bilden. Nichts deſto weniger, wenn man genau ſieht, bemerkt man in dieſen Federchen und ſogar in den Schuppen der Flügelſpitzen, die Bildung der Feder: nämlich einen Kiel und Bart; daher hatte Feuillée Recht, Frezier zu tadeln, weil er ohne Einſchränkung geſagt, daß die Manchots mit einem Haare, ganz ähnlich dem Haare der Meerwölfe, bedeckt wären.

Im Gegentheil iſt der Körper der nordiſchen Fettgans mit wahren kurzen Federn bedeckt, welche beſonders auf den Flügeln ſehr kurz ſind, aber doch ohne Zweideutigkeit den Anſchein der Feder, und nicht den des Haares, des Flaums, noch der Schuppe beſitzen.

Dieſes iſt alſo eine wohlbegründete Unterſcheidung über weſentliche Verſchiedenheiten in der äußern Bildung des Schnabels und Gefieders, zwiſchen

*) H. Forſter erſchöpft ſich hier in Beweiſen und es braucht deren nicht ſo viele, um zu ſehen, daß ein Vogel, welcher nur Stümmel ſtatt Flügel hat, nicht zu dem Geſchlechte der groß geflügelten Vögel gehört, ſowie der Albatros, der Tropikvogel.

den Manchots oder angeblich ſüdlichen Fettgänſen und den wahren nordiſchen Fettgänſen; und ſo wie dieſe die Reiche die nördlichſten Meere bewohnen und ſich nur ſehr wenig der gemäßigten Zone nähern, ſo nehmen die Manchots die ausgedehnten ſüdlichen Meere ein, finden ſich auf den meiſten Inſeln in dieſem ungeheuren Meere und laſſen ſich, wie in dem letzten Zufluchtsorte längs den beträchtlichen Eisſtrichen nieder, welche ſich bis unter den 60. und 50. Grad erſtrecken.

Der Körper des Manchots *), ſagt H Forſter iſt durchaus mit länglichen dicken, dichten, und durchſcheinenden Federn bedeckt, welche ſo dicht wie Fiſchſchuppen aufeinander liegen: dieſe Bedeckung iſt ihnen eben ſo nöthig, als die Fettſchichte mit welcher ſie umgeben ſind, um der Kälte widerſtehen zu können; denn ſie leben beſtändig im Meere, und befinden ſich in den kalten und gemäßigten Zonen: zum wenigſten habe ich keine zwiſchen den Wendekreiſen geſehen.

Und indem wir dieſem Beobachter und dem berühmten Cook in die Mitte der ſüdlichen Eisgegenden folgen, wohin ſie mit Kühnheit nnd weiter als kein Seefahrer vor ihnen gedrungen ſind, werden wir überall Manchots finden und in deſto größerer Anzahl, je höher wir in der Breite ſteigen und uns dem Eisklima nähern, bis unter den antarktiſchen Himmel, an die Grenzen des feſten Eiſes, in Mitte des ſchwimmenden Eiſes, bei den Etats- und Sandwigh-Inſeln, die verödet, wüſt, ohne Grün unter einem ewigen Schnee begraben ſind; wir ſehen ſie mit einigen Petrelen dieſe allen anderen Thierarten unzugänglich gewordenen Gegenden bewohnen, wo dieſe Vögel allein gegen die Verwüſtung und Vernichtung Einſpruch zu thun ſcheinen; in dieſen Gegenden, wo die ganze lebende Natur ſchon ihr Grab gefunden hat. **Pars mundi damnata à rerum naturá aeternà mersa caligine (Plinius).**

Wenn die Eisſchollen, auf denen die Manchots ſich befinden, zu ſchwimmen anfangen, ſo treiben ſie mit dieſen und werden zu ungeheuren Entfernungen zu allen Landen geführt. Wir ſahen, ſagt H. Cook, auf der Spitze der Eisinſel, die an uns vorbeitrieb, 86 Fettgänſe (Manchots): dieſe Bank hatte ungefähr eine halbe Meile im Umfange und war mehr als 100 Fuß hoch; denn ſie verhielt uns während einiger Minuten den Wind, ungeachtet aller unſerer Segel. Die Seite, welche die Fettgänſe beſetzten, erhob ſich in einem Abhange über das Meer, ſo daß ſie von da hinauf krochen; woraus dieſer große Seefahrer mit Recht ſchloß, daß die Erſcheinung der Manchots auf dem Meere nicht, wie man glaubt, ein Zeichen von der Nähe des Landes ſei, wenn es nicht in jenen Gegenden iſt, wo ſich kein Treibeis befindet.

*) Der Engländer ſagt immer pingouin, welches aber ſtets durch Manchot überſetzt werden muß.

Auch ſcheint es noch, daß ſie ſehr weit ſchwimmen, und Nächte wie Tage auf dem Meere zubringen können; denn das Element des Waſſers entſpricht ihrem Naturell und ihrer Bauart beſſer, als das des Landes. Auf der Erde iſt ihr Gang ſchwerfällig und langſam; um ſich vorwärts zu bewegen, und ſich auf ihren kurzen und ganz am Hintertheil des Körpers befindlichen Füßen aufrecht zu erhalten, müſſen ſie ihren dicken Körper mit dem Halſe und Kopfe in eine ſenkrechte Richtung bringen. In dieſer Stellung, ſagt Narborough, hält man ſie von ferne für kleine Kinder mit weißen Schürzen.

Aber ſo ſchwerfällig und unbehülflich ſie auf dem Lande ſind, eben ſo lebhaft und behende ſind ſie im Waſſer. „Sie tauchen, und bleiben lange unter dem Waſſer, ſagt H. Forſter; und wenn ſie herauf kommen, ſchwingen ſie ſich mit einer ſo wunderbaren Schnelligkeit in gerader Linie auf die Oberfläche des Waſſers, daß es ſchwer hält, ſie zu ſchießen. Außerdem leiſten der Kuiraß oder der Rock aus harten, glänzenden Schuppen, womit ſie bekeidet ſind, und ihre ſehr ſtärke Haut dem Schuße Widerſtand.

Obſchon die Manchots nur 2 oder höchſtens 3, und bisweilen nur 1 Ei legen, ſo iſt doch dieſe Art von Halbvögeln ſehr zahlreich, weil ſie auf den unbewohnten Erdſtrichen, wo ſie ſich verſammeln und deren einzige friedliche Bewohner ſie ſind, nie beunruhigt werden.“ Man landete an einer Inſel erzählt Narborough, wo man in einer Viertelſtunde 300 Fettgänſe (Manchots) fing; man hätte deren eben ſo leicht 3000 fangen können, wenn die Schaluppe ſie hätten faſſen können: mau triebt ſie in Herrden vor ſich, und tödtete ſie mit einem Schlag auf den Kopf.“

„Dieſe Fettgänſe (Manchots) ſagt Wood, welche man unrichtig zu den Vögeln zählt, da ſie weder Federn, noch Flügel haben, legen ihre Eier, wie man mir verſicherte, gegen Ende September oder Anfangs Oktober: in dieſer Zeit konnte man deren genug fangen, um damit eine Flotte zu beladen. Bei unſerer Rückkehr nach Port=Déſiré ſammelten wir ungefähr 100000 Eier, von denen einige faſt 4 Monate an Bord aufbewahrt wurden, ohne daß ſie faulten.

„Am 15ten Jannuar, ſagt der Redakteur der Seefahrten nach den auſtraliſchen Ländern, näherte ſich das Schiff der großen Isle des Ringuins, um dort von dieſen Vögeln zu fangen: in der That fand man daſelbſt deren eine ſo außerordentliche Menge, daß man damit mehr als 25 Schiffe hätte beladen können, und man fing deren in 2 Stunden 900.

Kein Schiffer verſäumte die Gelegenheit, ſich mit dieſen Eiern zu verſehen, welche, wie man ſagt, ſehr gut ſind, ſowie auch mit dem Fleiſch dieſer Vögel, welches zwar nicht vortrefflich iſt, ſich aber doch als ein Hülfsmittel auf dieſen von jeder andern Erfriſchung entblößten Küſten darbietet. Ihr Fleiſch,

ſagt man, riecht nicht nach Fiſchen, obſchon ſie, allem Anſcheine nach, nur vom Fiſchfange leben; und wenn man ſie in den Grasbüſchen verweilen ſieht, welche der einzige und letzte Reſt der Vegetation in dieſen Eisgegenden ſind, ſo iſt dieſes weniger, wie man geglaubt hat, um ſich davon zu nähren, als um daſelbſt eine Zuflucht zu finden.

H. Forſter beſchreibt uns ihre Einrichtung in dieſer Art Zufluchtsort, welchen ſie mit dem Seekalbe theilen. „Um zu niſten, ſagt er, bohren ſie ſich Löcher, und wählen hierzu eine Düne oder einen Sandſtrich: der Boden iſt von ihnen ſo durchlöchert, daß man oft beim Gehen bis an die Knie verſinkt; und wenn der Manchot ſich in ſeinem Loche befindet, ſo rächt er ſich an den Vorübergehenden indem er ihn bei den Beinen angreift und empfindlich zwickt.“

Die Manchots befinden ſich nicht nur auf allen ſüdlichen Gegenden des ſtillen Meeres und auf allen dort zerſtreuten Inſeln, ſondern man ſucht ſie auch in dem atlantiſchen Ozean, und, wie es ſcheint, in weniger hohen Breiten. Es gibt deren große Schaaren gegen das Cap der guten Hoffnung hin und ſogar noch nördlicher. Es ſcheint uns, daß die Taucher, welchen die Schiffe l'aigle und Marie unter dem 48. Grade 50 Minuten ſüdlicher Breite, mit dem erſten Treibeiſe begegneten, Manchots waren; und ſie müſſen ſich bis in die indiſchen Meere begeben haben, wenn Pyrard exackt iſt, indem er ſie in die Atollons der Maldiven verſetzt, und wenn H. Sonnerat ſie wirklich auf Neu-Guinea gefunden hat. Aber dieſe beiden vorgerückten Punkte ausgenommen, kann man mit H. Forſter ſagen, daß im allgemeinen der Wendekreis die Grenze iſt, welche die Manchots noch nicht überſchritten haben, und daß der große Haufe ihrer Arten die hohen und kalten Breitegrade der ſüdlichen Ländern und Meere bewohnt.

Ebenſo ſcheinen die wahren Fettgänſe, unſere nordiſche Fettgänſe, vorzugsweiſe das Eismeer zu bewohnen, wiewohl ſie von da herabſteigen, um bis auf der Inſel Wight zu niſten; nichts deſto weniger ſcheinen die Inſeln Feroe und die Küſten von Norwegen ihr Geburtsland auf dem alten Continent, ſo wie Grönland, Labrador und Terre-neuve auf dem neuen zu ſein. Sie ſind, wie die Manchots, gänzlich der Fähigkeit zu fliegen beraubt, da ſie nur kleine Flügelſpitzen haben, welche zwar mit Schwungfedern verſehen, aber ſo kurz ſind, daß ſie nur zum Flattern dienen können. Die Fettgänſe, wie die Manchots, halten ſich faſt beſtändig auf dem Meere, und kommen nur an das Land, um zu niſten oder ſich auszuruhen, indem ſie ſich platt nieder legen, weil das Gehen ſowie die aufrechte Stellung ihnen gleich beſchwerlich fallen, obſchon ihre Füße etwas höher, und weniger am Hintertheile des Körpers befindlich ſind, als jene der Manchots.

Endlich ſind die Aehnlichkeiten in dem Naturell, in der Lebensweiſe, und

in der verſtümmelten und verkürzten Bildung, ungeachtet der charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten, welche ſie trennen, zwiſchen dieſen beiden Familien ſo groß, daß man hinreichend ſieht, wie die Natur durch ihre Erzeugung auf die beiden äuſſerſten Enden des Globus die beiden äuſſerſten Geſtalten des Vogelgeſchlechtes angewieſen zu haben ſcheint, ſo wie ſie dahin jene großen Amphibien verwies, Extreme der vierfüßigen Art, die Seekälber und die Seeelephanten; unvollkommen und verkürzte Formen, welche unfähig ſind mit geregelteren Modellen in der Mitte eines Gemäldes zu figuriren, und welche an die äußerſten Enden der Welt verſtoßen ſind.

Wir nehmen jetzt die Aufzählung und die Beſchreibung von jeder Art dieſer beiden Vogelgeſchlechter ohne Flügel vor: die Fettgänſe und die Manchots.

Die Fettgans.

Erſte Art.

Obſchon der Flügel der Fettgans dieſer erſten Art, Nr. 1003, noch einige Länge hat und mit mehreren kleinen Schwungfedern beſetzt iſt, ſo verſichert man doch, daß ſie nicht fliegen können, ſogar nicht einmal ſo viel, um ſich über das Waſſer zu erheben. Ihr Kopf, Hals und der ganze Obertheil des Körpers iſt ſchwarz; aber der untere Theil, welcher beim Schwimmen ſich unter dem Waſſer befindet, iſt durchaus weiß; ein kleiner weißer Streifen zieht ſich vom Schnabel nach dem Auge, und ein anderer ähnlicher geht ſchräge über den Flügel.

Wir haben geſagt, daß die Füße der Fettgans nur drei Zehen haben, und daß dieſe Bildung, ſo wie die des Schnabels, ſie merklich von dem Manchot unterſcheidet. Der Schnabel dieſer erſten Fettgans iſt ſchwarz, an dem Rande ſcharf, ſehr abgeplattet nach den Seiten, welche in drei Furchen ausgehöhlt ſind, von denen die mittelſte weiß iſt; ganz zur Seite ſeiner Oeffnung und unter der Walze, welche die Baſis des Schnabels bedeckt, befinden ſich die Naſelöcher in langen geöffneten Spalten. Das Weibchen trägt nicht den kleinen Streifen zwiſchen dem Schnabel und dem Auge, aber ſeine Kehle iſt weiß.

„Dieſe Fettgans, ſagt Edwards, findet ſich in den nördlichen Theilen von Amerika und Europa, ſie kommt auf den Inſeln Feroe zu niſten, längs der öſtlichen Küſte von England, und bis zur Inſel Wight, wo ſie die Menge der Seevögel vermehrt, welche die großen Felſen bevölkern, ſo die Engländer die Nadeln (the Needles) genannt haben. Man verſichert, daß dieſer Vogel nur ein Ei lege, das im Verhältniß zu ſeiner Geſtalt ſehr groß iſt. Man weiß nicht, in welchem Aſyle die Fettgänſe, und beſonders die gegenwärtige, den Winter zubringen. Da ſie in der Kälte dieſer Jahres-

zeit das Meer nicht bewohnen können, ſich auch nicht an den Küſten aufhalten, und es überdies gewiß iſt, daß ſie ſich nicht nach den ſüdlichen Ländern ziehen, ſo bildet ſich Edwards ein, daß ſie den Winter in Felſenhöhlen zubringen, deren Oeffnung überſchwemmt iſt, aber deren Inneres ſich hoch genug über die Wellen erhebt, um ihnen einen Aufenthalt zu gewähren, indem ſie in einem Zuſtande des Schlafes verweilen und von dem Fette zehren, womit ſie hinreichend bedeckt ſind.

Zu dem, was wir bis jetzt von dieſer erſten Art Fettgänſe geſagt haben, würden wir noch, zufolge Pontoppidan, einige Eigenthümlichkeiten zufügen, daß ſie ein großer Häringsfiſcher ſei und ſich mit Angeln fangen läßt, an welche dieſe Fiſche geköbert ſind ꝛc.; wenn die Erzählung dieſes Schriftſtellers nicht hier dieſelben Umgereimtheiten enthielten, welche ſich gewöhnlich in ſeinen andern Mittheilungen finden, ſo wie er ſagt, „daß dieſe Vögel, indem ſie alle zugleich die Grotten verlaſſen, in denen ſie niſten, durch ihre Anzahl die Sonne verdunkeln und mit ihren Flügeln ein dem Sturme ähnliches Geräuſch machen“. Alles dieſes paßt keineswegs auf die Fettgänſe, welche höchſtens nur flattern können.

Wir erkennen die Fettgans deutlicher in dem Eſarakitſak oder Kleinflügel der Grönländer, „eine Art Taucher, ſagt der Berichterſtatter, deren Flügel höchſtens einen halben Fuß lang und ſo wenig mit Federn bedeckt ſind, daß ſie nicht fliegen kann, und deren Füße zu dem ſo weit von dem Vorderkörper entfernt und nach hinten befindlich ſind, daß man nicht begreift, wie ſie ſich aufrecht halten und gehen kann. In der That iſt die aufrechte Stellung für die Fettgans läſtig; ihr Gang iſt ſchwerfällig und langſam, uud gewöhnlich ſchwimmt und treibt ſie auf dem Waſſer, oder liegt ruhig auf dem Felſen oder auf dem Eiſe.

Die große Fettgans.

Dritte Art.

Willughby ſagt, daß die Geſtalt dieſer Fettgans, Nr. 367, jener der Gans gleiche; was man aber von der Höhe, in der ſie ihren Kopf trägt, und nicht von der Dicke und dem Umfange des Körpers verſtehn muß, welche bedeutend geringer iſt.

Ihr Kopf, Hals und der ganze Mantel iſt ſchön ſchwarz, in kleinen, kurzen, aber zarten und ſchimmernden Federn wie Atlas; zwiſchen dem Schnabel und dem Auge bemerkt man einen großen weißen länglichten Flecken, und der Rand dieſes Fleckens erhebt ſich wie ein Wulſt auf jeder Seite zur Höhe des Kopfes, welcher ſehr platt iſt; der Schnabel, deſſen Schnitt, zufolge der Vergleichung Edwards, dem Ende eines breiten Säbels gleicht, hat abgeplattete und durchlöcherte Seiten. Die größten Flügel-

ſchwungfedern ſind keine 3 Zoll lang; aus dieſem Verhältniß mit der Körpermaſſe kann man leicht ſchließen, daß ſie ihr nicht zum Fliegen nützen. Sie geht eben ſo wenig als ſie fliegt, und verbleibt, mit Ausnahme der Brütezeit, beſtändig auf dem Waſſer.

Die Art ſcheint nicht ſehr zahlreich; zum wenigſten zeigen ſich dieſe großen Fettgänſe nur ſelten an den Küſten von Norwegen. Sie beſuchen nicht alle Jahre die Inſeln von Feroe, und ſteigen nicht ſüdlicher in unſere europäiſchen Meere: jene, welche Edwards beſchreibt, war von Fiſchern auf der Bank bei Terre-neuve gefangen worden. Zudem weiß man nicht, wo ſie niſten.

Der Akpa der Grönländer, ein Vogel von der Größe der Ente, mit ſchwarzem Rücken und weißem Bauche, der weder laufen, noch fliegen kann, ſcheint mit unſerer großen Fettgans Aehnlichkeit zu haben. Die angeblichen Fettgänſe, welche in der Reiſe von La Martinière beſchrieben wurden, ſind ohne Zweifel Pelikane.

Die kleine Fettgans, oder der Meertaucher Belon's.

Dieſer Vogel findet ſich bei Belon unter dem Namen Meertaucher, und durch H. Briſſon unter dem der kleinen Fettgans angezeichnet. Nichts deſto weniger bleibt uns über dieſe letzte Benennung ein ſehr begründeter Zweifel; denn wenn wir die Figur betrachten, die von dieſem Ornithologen angegeben iſt, ſo ſehen wir, daß ſie viele Aehnlichkeit mit dem kleinen Guillemot, Nr. 917, der colorirten Tafel hat; und zum wenigſten iſt gewiß, daß ſein Schnabel nicht derjenige einer Fettgans iſt: und überdies iſt die Stelle, wo Belon dieſen Vogel beobachtet zu haben ſagt, das Meer von Kreta; ein neuer Grund um zu zweifeln, daß er wirklich zum Geſchlechte der Fettgänſe gehöre, welche ſich nicht bis in das mittelländiſche Meer zu begeben ſcheinen, und welche uns Alles den nordiſchen Meeren einheimiſch zeigt, der Art, daß wenn wir es wagten, einen ſonſt ſo unterrichteten und genauen Beobachter wie H. Belon im Verdacht der Unrichtigkeit zu haben, wir, ungeachtet deſſen, was er von der Bildung der Füße ſeines Vuttamaria von Kreta ſagt, glauben würden, daß er eher zu einer Art Taucher oder Fußtäucherlein, als zur Familie der Fettgänſe gehöre. Wie dem auch ſei, ſo müſſen wir hier doch das mittheilen, was unſer alter und gelehrter Naturforſcher von dieſem Vogel ſagt, von dem er allein nur ſpricht, indem Dapper und Aldrovande nur nach ihm deſſen erwähnen.

Es befindet ſich, ſagt er, auf Kreta eine beſondere Art Meertaucher, welche unter dem Waſſer ſchwimmt, von dem Cormoran und den andern Tauchern, Namens Mergi, verſchieden, und welche ich für diejenige halte, die Ariſtoteles Ethia genannt hat. Die Bewohner des Ufers von Kreta

nennen ihn Buttamaria und Calicatezu. Er iſt von der Größe einer Kriech-ente, unter dem Bauche weiß und auf dem ganzen Körper ſchwarz. Er hat hinten keinen Stachel: auch iſt er der einzige unter allen Vögeln mit plattem Fuße von dieſer Eigenſchaft. Sein Schnabel iſt am Rande ſehr ſcharf, oberhalb ſchwarz, unterhalb weiß, gebogen und faſt platt und bis weit nach vorne mit Flaum bedeckt... welches von einem Büſchel ſchwarzer Federn kommt, die ihm auf einer Erhöhung wachſen, die den Schnabel mit dem Kopf verbindet, und von der Dicke einer halben Nuß iſt. Der obere Theil ſeines Kopfes iſt breit, aber der Schweif ſo kurz, daß er faſt keinen zu haben ſcheint. Er iſt ganz mit feinem Flaum bedeckt, welcher ſo nahe auf der Haut liegt, daß man ihn für Haare hält, und welcher ſich ſo fein als Sammet zeigt, und wenn man ihn rupft, findet man ſeine Haut ſehr dick, und wenn man dieſelbe gerbt, ſcheint ſie die Haut von einem Land-thiere zu ſein.

Der große Manchot.

Erſte Art.

Cluſius ſcheint zuerſt bei der Seereiſe der Holländer auf dem Südmeere im Jahre 1598 der Manchots zu erwähnen. Als dieſe Seefahrer, ſagt er, zu einigen Inſeln vom Port-Deſire gekommen waren, fanden ſie dieſelben mit einer Art unbekannter Vögel angefüllt, welche hieher kommen, um zu niſten. Sie nannten dieſe Vögel Fettgänſe (à pingue dine) wegen der Menge ih-res Fettes, und gaben dieſen Inſeln den Namen Fettgansinſeln.

Dieſe ſonderbaren Vögel, fährt Cluſius fort, ſind ohne Flügel, und ha-ben an deren Stelle zwei Arten von Haut, die ihnen auf jeder Seite wie kleine Arme herunterhängen; ihr Hals iſt dick und kurz, ihre Haut hart und feſt wie Schweinsleder. Man findet ſie zu drei oder vier in einem Loche. Die Jungen waren 10—12 Pfund ſchwer, aber die alten wogen bis 16 Pfund, und waren im Allgemeinen von Geſtalt der Gans.

An dieſen Verhältniſſen iſt es leicht, den Manchot zu erkennen, welcher auf den colorirten Tafeln unter dem Namen Manchot von den Malouinen-inſeln vorgeſtellt iſt, und welcher ſich nicht allein in der ganzen Magellans-ſtraße und den benachbarten Inſeln, ſondern auch in Neuholland findet, und ſich von da bis nach Neuguinea begeben hat. Es iſt dieſes in der That das größte Geſchlecht der Manchots: das Individuum, welches wir 23 Zoll hoch abbilden ließen, und dieſe Manchots gelangen zu einer bedeu-tenderen Größe, weil H. Forſter deren von 39 engliſchen Zoll gemeſſen hat, welche bis 30 Pfund wogen.

„Verſchiedene Schwärme dieſer Fettgänſe, die dickſten, welche ich je ge-ſehen habe, ſagt er, irrten auf der Küſte von Neu-Georgien. Ihr Bauch

war von einer enormen Größe und mit einer Menge Fett bedeckt. Sie tragen auf jeder Seite des Kopfes einen glänzendbraunen oder orangefarbenen, ſchwarz eingefaßten Flecken; der ganze Rücken iſt ſchwärzlich grau; der Bauch, der untere Theil der Floſſen und der Körper ſind weiß. Sie waren ſo dumm, daß ſie nicht die Flucht ergriffen, und wir tödteten ſie mit Stockſchlägen. Ich glaube, es ſind dieſelben, welche unſere Engländer auf den Falklandsinſeln braune Fettgänſe oder Königfettgänſe genannt haben."

Dieſe Beſchreibung des H. Forſter paßt vollkommen auf unſern großen Manchot, Nr. 975, indem man bemerkt, daß über ſeinen aſchfarbenen Mantel ein bläulicher Grund ſich verbreitet, und daß das Gelbe der Gurgel eher zitronenfarben oder ſtrohgelb, als orangefarben iſt. Unſere Franzoſen haben ihn in der That auf den Falklandsinſeln oder Malouinen gefunden, und H. v. Bougainville erwähnt deſſen in folgenden Worten, „er liebt die Einſamkeit und die abgelegenen Oerter, ſein Schnabel iſt länger und ſchmäler als jener der andern Arten von Manchots, und ſein Rücken iſt heller blau; ſein Bauch iſt blendend weiß; ein jonquillefarbener Palatin, welcher vom Kopfe herniederfällt, theilt dieſe Maſſen von Weiß und Blau, und indem er auf dem Bauche endet, gibt er ihm ein prächtiges Anſehen. Wenn es ihm gefällt zu ſingen, ſo verlängert er den Hals. Man hoffte, ihn nach Europa verſetzen zu können, und er zähmte ſich Anfangs ſo ſehr, daß er die Perſon kannte und ihr folgte, welche mit ſeiner Nahrung beauftragt war, indem er ohne Unterſchied Brod, Fleiſch und Fiſch fraß; aber man bemerkte, daß ihm dieſe Nahrung nicht zuſagte und ſein Fett ſich verzehrte. Als er bis zu einem gewiſſen Grade abgemagert war, ſtarb er.

Der mittlere Manchot.

Zweite Art.

Von allen Charakteren, nach welchen man dieſe zweite Art Manchots Nr. 382, benennen konnte, glaubten wir, nur ſeine Größe ausdrücken zu müſſen; weil alle andere Charakteren, wenn gleich bemerklich, doch nicht beſtändig, oder nicht ausſchließlich ſind. Es ſind dieſe Manchots, welche Edwards Fettgänſe mit ſchwarzen Füßen nennt; aber die Füße der großen Manchots ſind ebenfalls ſchwarz, man findet ſie auf den colorirten Tafeln unter dem Namen Manchots vom Cap der guten Hoffnung oder der Hottentotten angezeigt; aber die Art findet ſich auch anderswo, als auf dem Cap und ſcheint gleichfalls auf den Magellansinſeln vorhanden zu ſein. Wir dachten ihn Halsband-Manchot zu nennen; in der That umgibt der ſchwarze Mantel des Rückens den Vordertheil des Halſes durch ein Band, und läßt auf die beiden Seiten zwei lange Streifen nach

Art eines Scapuliers fallen: aber dieſe Tracht ſcheint nur bei dem Männchen beſtändig; und das Weibchen, ſo wie wir es, Nr. 1005, auf den colorirten Tafeln abgebildet glauben, trägt kaum eine dunkele Spur des Halsbandes. Beide haben den Schnabel gegen das Ende mit einem gelben Streifen gefärbt; aber dieſer Streifen zeigt ſich vielleicht nur mit dem Alter. Alſo ſind wir gezwungen, ſie durch die Größe zu unterſcheiden, welche in der That bei dieſem Geſchlechte mittelmäßig iſt, und ſich nicht über 1½ Fuß erhebt.

Uebrigens iſt der ganze Oberkörper ſchieferfarbig, das heißt ſchwärzlich aſchfarben, und der Vordertheil mit den Seiten des Körpers ſind mit Ausnahme des Halsbandes und des Scapuliers, ſchön weiß; das Ende des untern Kiefers des Schnabels ſcheint ein wenig gebogen; und die vierte Zehe, obſchon frei und nicht mit der Haut verbunden, iſt dennoch mehr nach vorne als nach hinten gekehrt; der kleine Flügel iſt ganz platt und ſcheint mit einer Chagrin-Haut bedeckt, ſo klein, ſteif, und dicht ſind die Federn, welche ſie bekleiden: die größten von dieſen Federchen ſind nicht 9 Linien lang; und zufolge der Bemerkung Edwards kann man deren auf der erſten Reihe des Flügels mehr als 100 zählen.

Dieſe Manchots ſind auf dem Cap der guten Hoffnung und den benachbarten Gegenden ſehr zahlreich. Der H. Vicomte von Querhoent, welcher ſie auf der Rhede des Caps beobachtete, hat uns folgende Bemerkung mitgetheilt: „Die Fettgänſe (Manchots) vom Cap ſind ſchwarz und weiß und von der Größe einer Ente. Ihre Eier ſind weiß; ſie legen deren jedesmal nur 2 und vertheidigen muthig ihre Brut. Sie bauen ihr Neſt auf den kleinen Inſeln längs der Küſte; und ein glaubwürdiger Beobachter hat mir verſichert, daß auf einigen dieſer kleinen Inſeln ſich eine Bergerhebung befände, wo dieſe Vögel vorzugsweiſe gerne niſten, obſchon dieſelbe mehr als eine halbe Meile vom Meere entfernt iſt. Da ſie ſehr langſam gehen, ſo glaubte er es nicht, daß ſie jeden Tag an das Meer gingen, um dort ihre Nahrung zu ſuchen: er fing deren einige, um zu ſehen, wie lange Zeit ſie faſten könnten; er ſchloß ſie 14 Tage ohne Eſſen und Trinken ein, und nach Verlauf dieſer Zeit waren ſie noch lebend und ſtark genug, um kräftig zu beißen.“

H. v. Pages, ſtimmt in dem geſchriebenen Berichte ſeine Reiſe nach dem Südpole mit denſelben Angaben überein.“ Die Größe der Manchots vom Cap, ſagt er, gleicht jener unſerer größten Gänſe. Sie haben 2 längliche Streifen von ſchwarzer Farbe, den einen am Bauch, den andern am Halſe. Wir fanden gewöhnlich in jedem Neſte 2 Eier, oder 2 Junge mit dem Kopfe an den Schwanz gereiht, und das eine wenigſtens um ein Viertel dicker als das andere; die Alten waren nicht weniger leicht zu fangen als

die Jungen; ſie konnten nur langſam gehn, und ſuchten ſich an die Felſen zu kauern.“

Derſelbe Reiſende berichtet, daß die Manchots ſich von Zeit zu Zeit ihrer Flügelſpitzen als Vorderpfoten bedienen, und alsdann, auf Vieren gehend, ſich ſchneller bewegen; aber allem Anſcheine nach geſchieht dieſes nur, wenn ſie purzeln, und es dies kein wirklicher Gang.

Uebrigens glauben wir denſelben Manchot mittlerer Art in dem zweiten derjenigen zu erkennen, welche H. von Bougainville auf den Malouinen beſchreibt; denn er ſagt, es ſei derſelbe des Admiral Anſon, welches auch der nämliche von Narborough iſt. Alſo kann man, hinſichtlich des Gewichtes und der Farben, welche Narborough ſeinem Manchot gibt, dieſen als die Art betrachten, von der wir ſprechen; und wir glauben auch noch, daß dieſe Art diejenige iſt, welche H. Forſter als die gewöhnlichſte in der Magellansſtraße bezeichnet, welche, ſagt er, die Größe einer kleinen Gans hat, und auf den Falklandsinſeln der Malouinen von den Engländern Jumping Jacks genannt wird.

H. Forſter beobachtete dieſe Manchots auf den Etats, wo ſie ihm ein kleines Schauſpiel darboten.“ Sie waren eingeſchlafen, ſagt er, und ihr Schlaf war ſehr feſt: denn der Dr. Sparman fiel über einen, welchen er mehrere Ruthen fortrollte, ohne ihn zu erwecken. Um ihn aus ſeinem Schlafe zu ziehen, mußte man ihn mehreremale rütteln. Endlich erwachten ſie haufenweiſe, und als ſie ſahen, daß wir ſie umgaben, faßten ſie Muth, ſtürzten mit Heftigkeit auf uns, und zerbiſſen unſere Beine und Kleider. Nachdem wir deren eine große Zahl auf das Schlachtfeld hingeſtreckt hatten, welche uns odt ſchienen, verfolgten wir die andern; aber die erſteren erhoben ſich plötzlich, uud trippelten ernſt hinter uns drein.

Der Springmanchot.

Dritte Art,

Dieſer Manchot, Nr. 984, hat von dem Schnabel bis zu den Füßen nur eine Höhe von 1½ Fuß, und faſt eben ſo viel, wenn er den Kopf und Körper grade, auf dem Steiß ſitzt, welches ſeine gewöhnliche Stellung auf dem Lande iſt. So wie der Augenſtern, iſt ſein Schnabel roth, über welchen hin ſich eine gelbweiße Linie zieht, die ſich nach hinten zu in 2 kleine Büſchel erſtreckt, welche ſich auf den beiden Seiten des Oberkopfes erheben. Dieſer Theil, ſowie die Gurgel, das Geſicht, der Oberhals, der Rücken, und die Flügelſpitzen ſind ſchwarz oder dunkel ſchwarz grau; der Reſt, das heißt der ganze Vorderkörper, iſt ſchön weiß.

Die kolorirten Tafeln zeigen dieſen Vogel unter dem Namen Manchot von Sibirien. Wir nehmen jetzt dieſe Benennung nicht an, wegen der

großen Trennung, welche die Natur zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Fettgänſen gemacht hat, und da H. von Bougainville ihn auf den Magellansinſeln gefunden hat, ſo glauben wir, daß er ſich nicht in Sibirien, ſondern einzig auf den ſüdlichen Inſeln befindet, wo ihn derſelbe Seefahrer unter dem Namen Spring=Fettgans beſchrieben hat. „Die dritte Art dieſer Halbvögel, ſagt er, wohnt wie die zweite, auf den hohen Felſen, wo ſie Eier legen. Die Eigenthümlichkeiten, welche dieſe von den beiden andern unterſcheiden, ſind ihre kleine Geſtalt, ihre blaßgelbe Farbe, ein Büſchel von goldfarbenen Federn, die kürzer als jene der Reiher ſind, und die ſie aufrichten, wenn ſie erzürnt ſind, und endlich andere kleine Federn von derſelben Farbe, die ihnen als Augenbraunen dienen. Man nannte ſie Springfettgänſe; und in der That bewegen ſie ſich nur durch Hüpfen und Springen. Dieſe Art hat in ihrer Haltung mehr Lebhaftigkeit als die beiden andern."

Aller Wahrſcheinlichkeit zufolge iſt dieſes derſelbe Springmanchot mit Federbüſchel und rothem Schnabel, welchen der Capitain Cook in der folgenden Stelle anführt. „Bis hieher (53 Grad 57 Minuten ſüdlicher Breite) hatten wir beſtändig um das Schiff eine große Anzahl von Fettgänſen, welche von jenen verſchieden zu ſchein ſchienen, die wir in der Nähe des Eiſes ſahen; ſie waren kleiner, hatten röthliche Schnäbel und braune Köpfe. Die Begegnung einer ſo großen Anzahl von dieſen Vögeln gab mir einige Hoffnung, Land zu finden." Und an einer andern Stelle. „Am zweiten Dezember, bei 48 Grad 23 Minuten ſüdlicher Breite und 199 Grad 16 Minuten Länge, erblickten wir mehrere Fettgänſe mit rothem Schnabel, die den folgenden Tag um uns her verblieben."

Der Manchot mit verkürztem Schnabel.

Vierte Art.

Der Schnabel der Manchots endet gewöhnlich in eine Spitze: bei dieſer Art iſt das äußerſte Ende der untern Kinnlade abgeſtumpft. Dieſe Eigenſchaft genügte dem H. Briſſon, um aus dieſem Manchot eine beſondere Art, unter dem Namen Gorfou zu machen, was ihm, zufolge der hypothetiſchen und ſyſtematiſchen Ordnung ſeiner Eintheilungen, zwar frei ſtand; aber es war ſeiner Willkühr nicht überlaſſen, dieſem Manchot den Namen Cattaractes oder Catarracta zu geben, wodurch Ariſtoteles einen Waſſerraubvogel bezeichnete, der gewiß kein Manchot iſt, eine Gattung, wovon Ariſtoteles keine Art kannte.

Wie dem auch ſei, ſo bezieht Edwards, der uns dieſe Art Manchots kennen lehrte, auf ihn dieſe Stelle des Chevalier Roë in ſeiner Reiſe nach Indien: "auf der Fettgansinſel (am Cap der guten Hoffnung) gibt es einen

Vogel dieſes Namens, der ganz grade geht: die Flügel ſind ohne Federn, herabhängend wie Aermel, mit weißem Vordertheil: dieſe Vögel fliegen nicht, ſondern gehen in kleinen Truppen, indem jeder regelmäßig ſeinen Raum beobachtet.“

Indeſſen verſichert Edwards nicht, daß dieſer Manchot ſich mehr auf dem Cap als in der Magellansſtraße befinde. „Er war, ſagt er, groß wie eine Gans, und hatte den Schnabel, der wie die Füße roth, bis unter die Augen geöffnet; der ganze Vordertheil des Körpers iſt weiß; der Hintertheil des Kopfes, der Oberhals und der Rücken ſind matt purpurfarbig, und mit ſehr kleinen, ſteifen und gedrängten Federn beſetzt.“ „Dieſe Federn, fügt Edwards hinzu, gleichen mehr den Schuppen einer Schlange, als Federn; die Flügel, fährt er fort, ſind klein, und platt, wie braune Brettchen und mit ſo kleinen und ſo ſteifen Federn bedeckt, daß man ſie in einiger Entfernung für Chagrin hält. Statt eines Schweifes hat ſein Steiß nur einige kurzen und ſchwarzen Federn.“

Dieſe ſind die vier Arten von Manchots, die wir als bekannte und wohlbeſchrieben anführen können. Wenn dieſes Geſchlecht, ſowie H. Forſter zu behaupten ſcheint, zahlreicher iſt, ſo wird jede Art hier natürlicher Weiſe ihren Platz finden. In Erwartung deſſen ſcheinen uns deren einige in folgenden Notizen, zwar nur unvollkommen und verwirrt, angeführt.

I.

„Unter den Maldiven, ſagt einer unſerer alten Reiſenden, *) gibt es deren eine Menge, die gänzlich unbewohnt ſind, und ganz bedeckt mit großen Krabben, mit einer Menge Vögel Namens Ringui, welche hier ihre Eier legen und Junge brüten; und es gibt deren hier eine ſo außerordentliche Menge, daß man nicht weiß, wo man den Fuß hinſetzen ſoll, ohne entweder ihre Eier, oder ihre Jungen, oder die Vögel ſelbſt zu berühren. Die Inſulaner verzehren dieſelben nicht, und dennoch ſind ſie gut zu eſſen, und ſind ſo groß wie die Tauben, von weißen und ſchwarzen Gefieder.“

Wir kennen keine Art von Manchots ſo klein wie eine Taube; und dennoch findet ſich auf der Küſte von Braſilien eine ähnliche Art kleiner Vögel ohne Flügel, unter dem Namen Calcamar. „Der Calcamar iſt ſo groß wie eine Taube; ſeine Flügel dienen ihm nicht zum Fliegen, ſondern um ſehr ſchnell zu ſchwimmen: er verläßt das Waſſer gar nicht; die Braſilianer verſichern ſogar, daß er darin ſeine Eier lege, aber ohne zu erklären, wie ſie daſelbſt ausbrüten können.“ **)

*) **François Pyrard.**

) **Histoire générale des Voyages, t. XIV, p. 303.

II.

Die Aponares oder Aponats Thevets, welche, ſagt er, kleine Flügel haben, weßhalb ſie nicht fliegen können, haben einen weißen Bauch, ſchwarzen Rücken, und ihr Schnabel gleicht jenem eines Seeraben oder andern Raben, und wenn man ſie tödtet, grunzen ſie wie Schweine.“ Es ſind, aller Wahrſcheinlichkeit zufolge, Manchots. Thevet fand ſie auf der Aſcenſionsinſeln; aber er macht, unter dem Namen Aponar, dieſelbe Verwirrung, die man unter dem der Fettgans gemacht hat, indem er von Aponars ſpricht, die den Schiffen begegnen, welche von Frankreich nach Canada fahren.

III.

Der Vogel von den magellaniſchen Meeren, den die Matroſen von der Equipage des Capitain Wallis und ſpäter jene des Cook *Race-horſe*, oder *Rennpferd* nannten, weil er mit einer auſſerordentliche *Schnelligkeit* über das Waſſer lief, indem er das Waſſer mit ſeinen Füßen und mit ſeinen Flügelu ſchlug, welche letztere zu klein ſind, als daß er ſie zum Fliegen gebrauchen könne. Dieſen Eigenthümlichkeiten gemäß ſcheint dieſer Vogel ein Manchot zu ſein; nichts deſto weniger gibt H. Forſter ihm den Namen Ente, indem er ihn zu dem logger-head duch der Transactions philosophiques (vol. LXVI, partie 1.) zählt. Er ſpricht davon folgender Maßen: „Er glich der Ente, mit Ausnahme der Kürze ſeiner Flügel und ſeiner Dicke, die gleich jener einer Gans war. Er hatte ein graues Gefieder und eine kleine Anzahl weißer Federn, Schnabel und Beine gelb, und zwei große kahle geſchwollene Erhöhungen von derſelben Farbe auf jedem Flügelbande. Unſere Matroſen nannten ihn wegen ſeiner Schnelligkeit Race-horse (Rennpferd); aber auf den Falklandsinſeln haben ihm die Engländer den Namen *Tölpelente* gegeben.“

IV.

Endlich findet man, zufolge anderer Reiſenden *), auf den Inſeln der Küſte von Chili, nachdem man Chiloe vorbeigefahren iſt und ſich der Magellansſtraße nähert, „eine Gänſeart, die nicht fliegt, ſondern ſo ſchnell über das Waſſer läuft als die andern fliegen“. Dieſer Vogel beſitzt einen ſehr feinen Flaum, welchen die amerikaniſchen Frauen ſpinnen und woraus ſie Decken bereiten, die ſie den Spaniern verkaufen. „Wenn dieſe Eigenthümlichkeiten richtig ſind, ſo zeichnen ſie in dieſem Geſchlechte eine mittlere Art zwiſchen den Vögeln mit großen Federn und den Manchots mit ſchuppigen Federn an, welche wenig einem Flaum gleichen und nicht zum Spinnen geeignet ſind.

*) Voyage à la mer du Sud par l'equipage de Wager, à la suite du Voyage de l'amiral Anson.

Notizen und Anzeigen von einigen ungewiſſen oder unbekannten Vogelarten.

Welche Aufmerkſamkeit wir auch in dem ganzen Laufe dieſes Werkes beobachtet haben, um die unvollkommenen oder verwirrten Notizen der Reiſenden oder Naturforſcher über die verſchiedenen wirklicheu oder angeblichen Vogelarten zu unterſuchen, zu erhellen und auf ihre wahren Gegenſtände zurückzuführen, wie ausgedehnt und wie glücklich ſogar unſere Unterſuchungen geweſen ſind, ſo müſſen wir doch bekennen, daß noch eine gewiſſe Zahl Arten übrig bleibt, welche wir nicht mit Gewißheit erkennen konnten, weil ſie nur unter Namen angegeben ſind, welche keine Verwandtſchaft mit bekannten Namen haben, oder weil ſie mit dunkeln oder oberflächlichen Zügen beſchrieben wurden, welche mit keinem wirklichen Gegenſtande zuſammenpaſſen. Dieſe Namen und Züge, ſo verwirrt ſie auch ſein mögen, ſind es, welche wir hier ſammeln; nicht nur, um nichts zu vernachläſſigen, ſondern auch um zu verhindern, daß man dieſe zweifelhaften Notizen nicht als gewiß betrachte, und beſonders, um die Beobachter in den Stand zu ſetzen, dieſelben zu berichtigen oder aufzuklären.

Wir folgen in dieſer ſummariſchen Auseinanderſetzung dem Gange des Werkes, indem wir bei den Landvögeln anfangen, zu den Ufervögeln übergehen und mit den Waſſervögeln enden.

I.

Der große Vogel von Port-Desſiré auf den Magellansinſeln, welcher gewiß ein Raubvogel iſt, und wovon die Notizen, ſo wie ſie der Commodore Byron gibt, einen Geier anzuzeigen ſcheint. „Sein Kopf, ſagt er, gleiche vollkommen dem des Adlers, wenn die Art Haube, womit er geziert iſt, weniger buſchigt wäre. Ein Kreis von blendendweißen Federn bildet um ſeinen Hals ein natürliches Band von der größten Schönheit; auf dem Rücken iſt ſein Gefieder gagat-ſchwarz und nicht weniger glänzend als dieſes Mineral, das die Kunſt zu poliren wußte. Seine Beine ſind durch ihre Dicke und Stärke merkwürdig, aber die Klauen ſind weniger ſchärf als die des Adlers; die Flügelweite dieſes Vogels beträgt faſt 12 Fuß. *)“

II.

Der Vogel von Neu-Kaledonien, welcher in dem Bericht der zweiten Reiſe von Cook als eine Rabenart angegeben iſt, obgleich zu gleicher Zeit geſagt wird, daß er um die Hälfte kleiner als der Rabe ſei, und blauſchimmernde Federn habe. Uebrigens hat dieſes neue Land den Seefahrern, welche es entdeckten, nur wenige Vögel gezeigt, unter

*) Voyage du commodore Byron, tome I. du premier Voyage de Cook, page 10.

denen ſich ſchöne Turteltauben und mehrere kleine unbekannte Vögel befanden. *)

III.

Die Avis Venatica des Belon, der einzige Vogel vielleicht, welchen dieſer ſcharfſinnige Naturforſcher in ſeinen zahlreichen Beobachtungen nicht kenntlich machte. „Wir ſahen auch (gegen Gaza) einen Vogel, welcher unſerer Meinung nach, alle andere in lieblichem Geſange übertrifft, und glauben, daß er von den Alten Venatica avis genannt wurde. Er iſt etwas größer als ein Staar, ſein Gefieder iſt unter dem Leibe weiß und auf dem Rücken aſchfarbig, ſo wie jenes vom Vogel Molliceps (Breitſchnabel); er hat wie die Elſter einen ſchwarzen Schweif, der über ſeinen Flügel ragt. Er fliegt wie die grüne Elſter. **)“

Aus der Geſtalt, den Farben und dem Namen Avis Venatica könnte man dieſen Vogel für eine Art Buntſpecht halten; aber der liebliche Geſang iſt ein Attribut, welches keiner von dieſen boshaften und grauſamen Arten zuzukommen ſcheint.

IV.

Der Meerſperling, welchen die Bewohner von Terre-neuve, wie man ſagt, Eisvogel nennen, weil er dort beſtändig wohnt; er iſt nicht größer, als eine Droſſel und gleicht dem Sperling durch den Schnabel und das ſchwarz und weiße Gefieder. ***)

Ungeachtet der Benennung Meerſperling, ſchließt man doch aus der Bildung des Schnabels, daß es ſich hier von einem Landvogel handle, deſſen Art uns mit jener des Schnee-ortolans verwandt ſcheint.

V.

Der kleine gelbe Vogel, alſo genannt auf dem Cap der guten Hoffnung, und welchen der Capitain Cook auf Neu-Georgien wiederfand. ****) Er iſt vielleicht von den Ornithologen gekannt, aber nicht unter dieſem Namen, und was die kleinen Vögel mit niedlichem Gefieder betrifft, welche derſelbe Seefahrer auf Tanna, eine der neuen Hebriden gefunden hat, ſo glauben wir gerne mit ihm, daß auf einer ſo iſolirten und entlegenen Inſel ihre Arten durchaus neu ſind.

VI.

Der Vogel, welchem die Beobachter, bei der erſten Reiſe des Capitain Cook, den Namen Motacilla velificans gaben, als ſie ihn 10 Meilen vom Cap Finis Terrae *****) in offenem Meere auf dem Takelwerke des

*) Cook, second Voyage, tome III. page 300.

**) Observations de Belon, page 139.

***) Historie générale des voyages t. XIX, p. 46

****) Second Voyage de Cook, t. IV. p. 86 et 87.

*****) Premier Voyoge de Cook t. II. p. 117

Schiffes ausruhen ſahen, und den man gewiß für eine Bachſtelze erkennen würde, wenn Linaeus, nach welchem dieſe Beobachter ſprachen, nicht den Namen Metacilla als gemeinſchaftlich den Vögeln beigelegt hätte, die ganz voneinander verſchieden ſind, und im Allgemeinen denjenigen, welche eine ſtoßende oder balancirende Bewegung im Schweife haben.

VII.

Der Ocoeolin von Fernandes, welchen wir mit dem Specht hätten zuſammenſtellen ſollen; denn er ſagt ausdrücklich daß es ein Specht von der Größe des Staars ſei, und ſein Gefieder angenehm mit ſchwarz und gelb untermiſcht iſt.*)

VIII.

Die Vögel, welche Dampier zu Ceram geſehn, und welche hinſichtlich der Bildung und Größe ihres Schnabels Kalaos zu ſein ſcheinen. Er beſchreibt ſie in folgenden Ausdrücken: „Sie hatten ſchwarze Körper und einen weißen Schweif; ihre Größe war die einer Elſter; ihr Hals war ziemlich lang und ſafranfarbig: ihr Schnabel glich dem Horne eines Widders; ſie hatten kurze und ſtarke Beine, Taubengröße und gewöhnliche lange Flügel, obſchon ſie in ihrem Fluge viel Geräuſch machten; ſie nährten ſich von wilden Beeren und ließen ſich auf großen Bäumen nieder.“ Dampier fand ihr Fleiſch ſo wohlſchmeckend, daß er zu bedauren ſcheint, dieſe Vögel nur zu Ceram und Neu Guinea geſehen zu haben. **)

IX.

Der Hoitzitzillin von Tepuscullula des Fernandes, und der Nexhoitzillin desſelben Autors, welche man als Colibris erkennt, die, wie er ſagt, von Blumenhonig leben, den ſie mit ihrem kleinen krummen Schnabel, welcher faſt ſo lang wie ihr Körper iſt, ſo wie aus glänzenden Blumen ſaugen, aus denen geſchickte Hände kleine koſtbare Gemälde verfertigen.***)

Was den Hoitzitzil, Papalotl ****) deſſelben ſpaniſchen Naturforſchers betrifft, obgleich er ihn mit dem Hoitzitzillin vergleicht, ſo ſagt er doch ausdrücklich, daß es eine Art Schmetterling ſei.

X.

Der Quauchichil, oder kleiner Vogel mit rothem Kopfe, ebenfalls von Fernandes, *****) von welchem er ſagt, daß er nur ein wenig größer als der Hoitzitzillin ſei, und welcher dennoch kein Colibri und kleiner Fliegenvogel zn ſein ſcheint: denn er findet ſich auch in den kalten

*) Fernandes, Hist. avium Nov.-Hisp., page 54. chap 202.

**) Histoire générale des Voyages, t. II. p. 244.

***) Fernandes, page 47. chap. 174, et page 31, chap. 82.

****) Ibid., chap. 55. page 25.

*****) Ibid., chap. 17, page 18.

Regionen; er lebt und ſingt im Käficht. Eigenſchaften, welche dieſen 2 Vogelgeſchlechter nicht eigenthümlich ſind.

XI.

Der Halbwaſſervogel, welchen H. Forſter beſchreibt, und von dem er ſagt, daß es eine neue Art ſei. „Dieſer Vogel, welchem wir auf unſerer Streiferei begegneten, hatte die Größe einer Taube und war vollkommen weiß: er gehört zu der Klaſſe Waſſervögel, welche die Fluthen durchſchreiten. Seine Füße waren halb flach, und ſeine Augen ſo wie der Untertheil des Schnabels mit kleinen Eicheln oder weißen Warzen beſetzt; er dünſtete einen ſo unerträglichen Geruch aus, daß es unmöglich war, ſein Fleiſch zu eſſen, obſchon damals die ſchlechteſten Nahrungsmittel uns nicht leicht Eckel erregten, (es war dies auf den Etats).*)

XII.

Der Corbijeau von le Page du Pratz **), welches kein anderer als der Brachvogel iſt, und deſſen Namen wir hier nur erwähnen, um das ganze Syſtem der Benennungen zu kompletiren, welche auf dieſen Vogel und auf die Ornithologie im Allgemeinen Bezug haben.

XIII.

Der Chochopitli des Fernandes ***); ein Vogel, ſagt dieſer Naturforſcher, von dem Geſchlechte desjenigen, welchen die Spanier Chorlito nennen, welches der franzöſiſche Courlis (Brachvogel) iſt, und in welchem man unſerem großen weiß und braunem Brachvogel von Cayenne, neue Gattung, erkennt, welcher auf Nr. 976 der colorirten Tafeln angegeben iſt. Dieſer Vogel, fügt Fernandes hinzu, findet ſich am See von Mexico und ſein Fleiſch hat einen ſchlechten Fiſchgeſchmack.

XIV.

Der Ayaca, welcher ſowohl durch die Aehnlichkeit ſeines Namens mit jenem des Ayaia, welchen in Braſilien die Löffelgans trägt, als durch die Aehnlichkeit der Züge, die Abweichung abgerechnet, welche die Gegenſtände immer erdulden, indem ſie durch die Hände der Reiſeberichtſchreiber gehen, ſcheint in der That eine Löffelgans. Wie dem daher auch ſei, Folgendes wird von dem Ayaca geſagt:

„Dieſer braſilianiſche Vogel beſitzt eine beſondere Geſchicklichkeit, kleine Fiſche zu fangen; niemals ſieht man ihn vergeblich unter das Waſſer tauchen; er hat die Größe einer Elſter; ſein Gefieder iſt weiß und rothgefleckt und ſein Schnabel hat die Form eines Löffels. ****)“

*) Forster, second voyage de Cook, tome IV, page 59.

**) Histoire de la Louisiane, tome II, page 128.

***) Page 19. chap. 23.

****) Histoire générale des voyages, t. IV, p. 303.

Der Xpaukenbaw von Monconys *) iſt ebenfalls unſere Löffelgans.

XV.

Der Acacahoactli, oder Vogel des Sees von Mexiko mit rauher Stimme, von Fernandes, von dem er ſagt, daß er eine Art Eisvogel oder Seeamſel ſei, welcher aber, zufolge der Bemerkung des H. Adanſon, eher eine Art Reiher oder Rohrdammel iſt, weil er einen ſehr langen Hals hat, den er oft krümmt, indem er ihn zwiſchen die Schultern legt: ſeine Geſtalt iſt etwas kleiner als die der wilden Ente; ſein Schnabel iſt 3 Zoll lang, ſpitz und ſcharf; der Grund ſeines Gefieders iſt weiß mit braun gefleckt und auf dem Körper brauner, unter dem Körper weißer; die Flügel ſind röthlich gelb mit ſchwarzer Spitze. Zufolge Fernandes kann man dieſen Vogel zähmen, indem man ihn mit Fiſchen und ſogar mit Fleiſch nährt; und was übrigens wenig mit der rauhen Stimme übereinſtimmt, ſein Geſang, ſagt er, iſt nicht unangenehm. **)

Es iſt dieſes derſelbe wie der Avis aquatica raucum sonans des Nieremberg.

XVI.

Der Atototl, ein kleiner Vogel, von demſelben mexikaniſchen See, von der Geſtalt und Bildung eines Sperlings, mit weißem Gefieder unter dem Körper, welches auf demſelben in weiß, fahl und ſchwarz übergeht, welcher in Binſen niſtet, und welcher von Morgens bis zum Abend dort einen kleinen Schrei, ähnlich dem hellen Pfiff der Ratte, hören läßt. Man ißt das Fleiſch dieſes kleinen Vogels. ***)

Es iſt ſchwer zu ſagen, ob dieſer Atototl wirklich ein Ufervogel, oder nur ein Sumpfbewohner iſt, wie die Sumpflerche. Wie dem auch ſei, ſo iſt er ſehr von einem andern Atototl verſchieden, der von Faber im Gefolge des Hernandes angegeben (Pag. 672) und welcher der Alcatraz oder Pelikan von Mexiko iſt.

XVII.

Der Mentawaza von Madagascar, ein Vogel mit gekrümmtem Schnabel, ſo groß wie ein Rebhuhn, und welcher die Ufer des Meeres beſucht, und von dem der Reiſende Flaccourt nichts weiter ſagt. ****)

XVIII.

Der Chungar der Türken, Kratzhot der Ruſſen, hinſichtlich deſſen wir nur die Erzählung des Reiſebeſchreibers anführen können, ohne jedoch ſeine

*) Première partie, page 198.

**) Fernandès, chap. 2, page 16.

***) Liv X, chap. 236.

****) Fernandes, chap. 8, page 15.

*****) Voyage à Madagascar; Paris, 1661, page 165.

Vermuthungen aufzunehmen. „Die Ebenen der großen Tartarei, ſagt er, erzeugen eine Menge Vögel von ſeltener Schönheit. Derjenige, deſſen Beſchreibung man im Abulghazi-Khan findet, iſt wahrſcheinlich eine Art Reiher, welcher dieſen Theil der Mongolei beſucht, der an China grenzt. Er iſt durchaus weiß, mit Ausnahme des Schnabels, der Flügel und des Schweifes, welche ſchön roth ſind. Sein Fleiſch iſt wohlſchmeckend und hat Aehnlichkeit mit dem des Haſelhuhns.“ Jedoch, da der Autor ſagt, daß er ſehr ſelten ſei, ſo kann man glauben, daß es die Rohrdommel iſt, welche ſich in der That ſehr ſelten in Rußland, Sibirien und der großen Tartarei zeigt, aber bisweilen ſich in der Mongolei, gegen China hin, findet und faſt ganz weiß iſt. Abulghazi-Khan ſagt, daß ſeine Augen, Füße und ſein Schnabel roth ſind (Pag. 37) und fügt hinzu (Pag. 86), daß ſein Kopf dieſelbe Farbe habe. Er ſagt, daß dieſer Vogel in der türkiſchen Sprache Chungar heiße, und daß ihn die Ruſſen Krazhot nennen; welches den engliſchen Ueberſetzer vermuthen läßt, daß es derſelbe ſei, welcher in der Geſchichte des Timur-Bek den Namen Chonkui führt, und welcher dem Gengis-Khan durch die Geſandten von Kadjak überbracht wurde. *)

XIX.

Der Okeitſok, oder die Kurzzunge, welche, wie man ſagt, eine Henne des grönländiſchen Meeres iſt, und welche, da ſie faſt gar keine Zunge beſitzt, ein ewiges Stillſchweigen beobachtet, aber einen ſo langen Schnabel und ſo lange Beine hat, daß man ſie Meerſtorch nennen könnte. Dieſer gefräßige Vogel verzehrt eine unglaubliche Menge Fiſche, welche er 20 oder 30 Klafter tief fiſcht, und welche er gänzlich verſchlingt, obgleich ſie ſehr groß ſind. Man tödtet ihn gewöhnlich nur dann, wenn er mit dem Fiſchfange beſchäftigt iſt; denn er hat, um auf ſeine Sicherheit zu wachen, große hervorſtechende und ſehr lebhafte Augen, die mit einem gelb und rothen Kreiſe eingefaßt ſind. **)

XX.

Der Tornoviarſuk aus denſelben grönländiſchen Eismeeren, welcher ein Seevogel von der Größe einer Taube iſt und ſich dem Geſchlecht der Enten nähert. Es ſcheint ſchwer, die Familie dieſes Vogels zu beſtimmen, von dem Eggede nichts ſagt. ***)

XXI.

Außer den Vögeln in Polen, welche den Naturforſchern bekannt ſind, und die Rzaczynski aufzählt, nennt er deren einige, „welche er nur, ſagt er, durch einen Volksnamen kennt, und zu einer bekannten Art zählt. Es

*) Histoire générale des voyages, t. VI, page 604.

**) Ibid. tom XIX, page 45.

***) Dict. Grönl., Hafniae, 1750.

gibt deren beſonders drei, welche, ihren natürlichen Gewohnheiten zufolge, von der Art der mit geſpaltenen Klauen verſehenen Waſſervögel zu ſein ſcheinen."

Der Derkaez, „alſo wegen ſeines oft wiederholten Schreis „der, der" genannt. Er bewohnt die niedrigen und wäſſerigen Wieſen. Er hat faſt die Geſtalt eines Rebhuhns; ſeine Füße ſind hoch und ſein Schnabel iſt lang (es iſt vielleicht eine Ralle)."

Der Hayſtra, „welcher eine ziemliche Größe beſitzt, braune Farbe und einen dicken und langen Schnabel hat. Er fiſcht in den Flüſſen wie der Reiher und niſtet auf den Bäumen."

Der dritte iſt der Hrzyczka, „welcher gefleckte Eier in die Binſen der Sümpfe legt."

XXII.

Der Arau oder Kara der Nordmeere. „Es iſt dies ein Vogel viel größer als die Ente; ſeine Eier ſind ſehr wohlſchmeckend und ſeine Haut wird zu Kleiderfutter benutzt. Sein Kopf, Hals und Rücken ſind ſchwarz, der Bauch blau, der Schnabel lang, gerändert, ſchwarz und ſpitzig. *)"

Dieſen Zügen gemäß muß der Arau oder Kara eine Art Taucher ſein.

XXIII.

Der Jean-van-Ghent, oder Johann von Gent, der holländiſchen Seefahrer auf Spitzbergen, **) „welcher, ſagen ſie, wenigſtens ebenſo ſtark wie ein Storch iſt und deſſen Geſtalt hat. Seine Federn ſind weiß und ſchwarz; er durchfliegt die Luft, ohne faſt die Flügel zu bewegen, und ſobald er ſich dem Eiſe nähert, kehrt er ſeines Weges zurück. Er iſt eine Art Falkenvogel; er ſtürzt ſich plötzlich und aus großer Höhe in das Waſſer, und das läßt glauben, daß er ein ſehr ſcharfes Auge habe. Man ſieht dieſelben Vögel in dem ſpaniſchen Meere und faſt überall auf dem Nordmeere, aber vorzüglich an den Stellen, wo man Häringe fängt."

Dieſer Johann von Gent ſcheint die große Möve zu ſein, welche wir Schwarzmantel genannt haben.

XXIV.

Der Haw-ſule, welchen die Schottländer, wie Pontoppidan ſagt, Edelmann nennen, und welcher uns ebenfalls eine Art Möve zu ſein ſcheint, vielleicht der ratzher (Rathsherr) der Holländer. Wie dem auch ſei, wir bemerken hier das, was Pontoppidan von ſeinem Edelmanne ſagt, aber mit dem geringen Zutrauen, welches dieſer norwegiſche Biſchof einflößt, der in ſeinen Erzählungen nahe ans Wunderbare grenzt und in ſeinen Beſchreibungen der Genauigkeit fern bleibt. „Dieſer Vogel, ſagt er, dient den

*) Histoire générale des voyages, t. XIX, p. 270.

**) Recueil des voyages du Nord, t. II, p. 100.

Häringsfiſchern zum Signal. Er erſcheint in Norwegen zu Ende Januars, wenn die Häringe anfangen in die Golfe zu dringen, und folgt ihnen in Entfernung einer Meile von der Küſte. Er iſt ſo gierig nach dieſen Fiſchen, daß die Fiſcher nur einige Häringe auf den Rand ihrer Schiffe zu legen brauchen, um dieſe Edelleute zu fangen. Dieſer Vogel gleicht der Gans; er hat den Kopf und den Hals wie der Storch, den Schnabel kürzer und dicker, die Federn des Rückens und unter den Flügeln ſind hellweiß, er trägt einen rothen Kamm, ſein Kopf iſt grünlich und ſchwarz, der Hals und die Bruſt weiß."

XXV.

Die Pipelines, deren Name ich nur in Frézier (Pag. 74) finde und welche, wie er ſagt, Aehnlichkeit mit dem Seevogel, Namens Mauve, haben: die Mauve iſt die Möve. Aber er fügt hinzu, daß die Pipelines ſehr wohlſchmeckend ſind, was nicht mehr auf die Möven paßt, deren Fleiſch ſehr ſchlecht iſt.

XXVI.

Die Margaux, deren Name, unter den Seeleuten gebräuchlich, Tölpel oder Cormorans, oder beide mit einander zu bezeichnen ſcheint. „Da der Wind nicht geeignet war, um aus der Saldana-Bai auszulaufen, ſagt Flaccourt, ſchickte man zweimal nach den Margaux-Inſeln, und jedesmal füllte man das Schiff mit dieſen Vögeln und ihren Eiern. Dieſe Vögel, groß wie eine Gans, befinden ſich dort in ſo großer Anzahl, daß man faſt nicht gehen kann, ohne auf ſie zu treten. Wenn ſie auffliegen wollen, hindern ſie ſich einander; man tödtet ſie in der Luft mit Stockſchlägen, wenn ſie ſich erheben. **)"

„Auf derſelben Inſel (Vogelinſel, nahe beim Cap der guten Hoffnung), ſagt François Cauche, gab es Margaux größer als eine Gans, mit grauen Federn, den Schnabel am Ende wie ein Sperber gekrümmt, mit kleinem und plattem Fuß, und einem Häutchen zwiſchen den Hinterſpornen. Sie ruhen auf dem Meere aus. Sie haben ein großes Flügelkreuz, bauen ihre Neſter in die Mitte der Inſel auf Gras, in welchen man ſtets nur zwei Eier findet. ***)"

„In einem Canton der Inſel (auf den Vogelinſeln, auf dem Wege nach Canada) ſagt Sagan Théobat, befanden ſich Vögel, die ſich getrennt von den andern hielten und ſchwer zu fangen waren, weil ſie wie Hunde biſſen; man nannte ſie Margaux. ****)"

*) Histoire naturelle de Norwége, par Pontoppidan; Journal étranger, février 1757.

**) Voyage à Madagascar, par Flaccourt; Paris, 1661, page 250.

***) Ibid.; Paris, 1651, page 135.

****) Voyage au pays des Hurons; Paris, 1632, page 37.

Dieſen Zügen nach halten wir gerne den Margeau für den Shagg oder Rigaud, kleinen Cormoran, deſſen Beſchreibung wir gegeben haben.

XXVII.

Dieſelben Rigauds oder kleine Cormorans ſcheinen uns noch bei mehreren Reiſenden unter dem Namen Alcatraz angeführt, ſehr verſchieden von dem wahren und großen Mexikaniſchen Alcatraz, der ein Pelican *) iſt.

XXVIII.

Die Fauchets, welche wir zu der Familie der Seeſchwalben zählen. „Die aufgerechten Elemente (in einem großen Sturm), ſagt H. Forſter, entfernten von uns nicht alle dieſe Vögel; von Zeit zu Zeit ſchwebte ein ſchwarzer Fauchet über der Oberfläche des bewegten Meeres und brach die Wuth der Wellen indem er ſich ihrem Andrange entgegenſetzte; der Anblick des Ozeans war damals prachtvoll und fürchterlich. **) Wir erblickten hohe Bergzacken (am weſtlichen Eingange der Magellansſtraße) und faſt bis an den Rand des Waſſers mit Schnee bedeckt; aber große Schwärme von Fauchets ließen uns hoffen, Erfriſchungen einzunehmen, wenn wir einen Hafen finden könnten ***).“ — Fauchets unter dem 27ten Grade 4 Minuten ſüdlicher Breite und 103ten Grade 56 Minuten weſtlicher Länge, in den erſten Tagen des März ****).

XXIX.

Der Backer oder Schnäbler der Einwohner von Oeland und Gothland, welchen wir aus den Eigenthümlichkeiten ſeines Inſtinktes gewiſſer für eine Seeſchwalbe erkennen würden. Wenn jemand ſich an die Stelle begibt, wo dieſe Vögel ihr Neſt haben, ſo fliegen ſie ihm um den Kopf und ſcheinen ihn picken oder beißen zu wollen; zugleich laſſen ſie einen unaufhörlich wiederholten Schrei tirr tirr hören. Der Backer kommt jeden Frühling nach Oeland, verweilt daſelbſt den Sommer hindurch, und verläßt das Land im Herbſte. Sein Neſt macht ihm weniger Mühe, als das der gewöhnlichen Schwalben. Er legt 2 Eier auf die platte Erde an der erſten beſten Stelle, wo er ſich befindet; doch hat er den Inſtinkt, ſie in die Mitte hoher Pflanzen zu legen. Wenn er auf einen ſandigen Boden legt, ſo macht er nur eine geringe Vertiefung. Seine Eier haben die Größe der Taubeneier, ſind gräulich und ſchwarz gefleckt. Dieſer Vogel brütet 4 Wochen hindurch. Wenn man ihm Hühnereier unterlegt, brütet er dieſelben in 3 Wochen aus, und die alſo erzeugten Hühnchen ſind ſehr boshaft, beſonders die männlichen.

Der ſtärkſte Wind hindert ihn nicht, ſich in der Luft unbeweglich zu halten;

*) Voyez l'article du Pélican dans ce volume, page 271.

**) Second voyage de Cook, t. II, p. 91.

***) Idem,. tome IV, page 13.

****) Idem, t. II. p. 179.

und wenn er ſeine Beute viſirt hat, ſtürzt er blitzſchnell hernieder, und beſchleunigt oder vermindert ſeine Bewegung nach der Tiefe, in welcher er den Fiſch im Waſſer ſieht; bisweilen taucht er nur den Schnabel unter; bisweilen aber vertieft er ſich ſo in das Waſſer, daß man nur noch die Spitzen ſeiner Flügel und einen Theil ſeines Schnabels ſieht. Sein Gefieder iſt grau; die ganze obere Hälfte des Kopfes iſt pechſchwarz, der Schnabel und die Füße ſind feuerfarbig, der Schweif gleicht jenem der Schwalbe. Gepflückt iſt er nicht größer als ein Droſſel. *)

XXX.

Der Vourouſambe von Madagaskar, oder Griſet des Reiſenden Flaccourt (Seite 165) iſt wahrſcheinlich ebenfalls eine Seeſchwalbe.

XXXI.

Der Ferret, von den Inſeln Rodriege und Maurice, deſſen Leguat an 2 Stellen ſeiner Reiſen Erwähnung thut. „Dieſe Vögel, ſagt er, ſind von der Größe und faſt von der Geſtalt einer Taube. Ihre gewöhnliche Verſammlung war des Abends auf einer faſt ganz freien Inſel; man fand daſelbſt ihre Eier dicht nebeneinander in den Sand gelegt; nichts deſto weniger legen ſie jedesmal nur ein Ei. Wir nahmen 3 oder 4 Dutzend Junge mit, und als ſie recht fett waren, ließen wir ſie braten. Wir fanden an ihnen beinahe den Geſchmack einer Schnepfe; aber ſie verurſachten uns großes Unwohlſein und wir waren nicht mehr verſucht, dieſelben zu koſten. Als wir nach einigen Tagen zu der Inſel zurückkehrten, fanden wir, daß die Ferrets in dem ganzen Umkreiſe wo wir unſern Fang gemacht, ihre Eier und Jungen verlaſſen hatten. Uebrigens entſchädigte uns die Güte der Eier für die ſchlechte Eigenſchaft des Fleiſches der Jungen.

Während unſeres Aufenthaltes aßen wir mehrere Tauſende von dieſen Eiern. Sie ſind grau gefleckt und viel größer als die Taubeneier **).“

Dieſe Ferrets ſcheinen Seeſchwalben zu ſein, und es wäre doppelt intereſſant, deren Arten zu kennen, hinſichtlich der Güte ihrer Eier und der ſchlechten Eigenſchaft ihres Fleiſches.

XXXII.

Der Charbonier (Köhler), alſo genannt von H. von Bougainville, und den man den erſten Zügen nach für eine Seeſchwalbe hält; der aber den letzten nach, wenn ſie exakt ſind, davon verſchieden ſcheint. „Der Köhler, ſagt H. von Bougainville ***) iſt von der Größe einer Taube: ſein Gefieder iſt dun-

*) Description dun oiseau aquatique de l'ile de Gothland; Journal étranger, février. 1758.

**) Voyage de François Leguat; Amsterdam, 1708; t. I. p. 104; et tom. II. p. 43 und 44.

***) Voyage autour du Monde, tom. I. in 8. pages 21 et 22.

kelgrau, der obere Theil des Kopfes weiß und mit einem grauen Rand umgeben, welcher dunkeler als der übrige Körper iſt; ſein ſchlanker Schnabel iſt 2 Zoll lang und am Ende etwas gebogen; die Augen ſind lebhaft, die Füße gelb, ähnlich denen der Enten; der Schweif am Ende ſehr mit runden Federn beſetzt; die Flügel ſehr ausgeſchnitten und jeder ungefähr 8 bis 9 Zoll lang. In den folgenden Tagen ſahen wir viele von dieſen Vögeln, (es war im Monat Januar und vor unſerer Ankunft bei dem le Plata Strom)."

XXXIII.

Die Sammetärmel, (manches de velours der Portugieſen), welche gemäß der Ausdehnungen und Eigenſchaften, die ihnen die Einen geben, Pelikan zu ſein ſcheinen, und zufolge anderer Bezeichnungen, mehr Aehnlichkeit mit dem Cormoran darbieten. Die Sammetärmel ſcheinen ſich an der Bucht vom Cap der guten Hoffnung zu befinden. Man gibt ihnen den Namen, entweder weil ihr Gefieder glatt wie Sammet iſt, *) oder weil die Spitze ihrer Flügel ſammetſchwarz iſt **) oder weil ihre Flügel im Fluge gekrümmt ſcheinen, ſowie wir den Ellenbogen ***) krümmen. Einigen zu Folge ſind ſie ganz weiß, mit Ausnahme der Flügelſpitze, welche ſchwarz iſt; ſie ſind ſo groß wie ein Schwan, oder richtiger, wie eine Gans. ****)

Andern zufolge ſind ſie oberhalb ſchwärzlich und unterhalb weiß (Tachard) H. von Querhoent ſagt, daß ſie ſchwerfällig fliegen und faſt nie die hohe Ebene verlaſſen. Er glaubt ſie von demſelben Geſchlechte wie die Margaux von Oueſſant. *****) Dieſe Margaux aber müſſen, wie wir geſagt haben, Cormorans ſein.

XXXIV.

Die Stariki und Gloupichi, von denen Steller ſagt, daß ſie auf dem Meere Vögel von ſchlimmer Vorbedeutung ſeien. „Die erſtern ſind von der Größe einer Taube; ihr Bauch iſt weiß und der Reſt ihres Gefieders ſchwarz, bisweilen ins Blaue ſpielend; es gibt deren, welche ganz ſchwarz ſind, einen ziegelrothen Schnabel und eine weiße Haube auf dem Kopfe haben.

„Die letztern, welche ihren Namen wegen ihrer Dummheit beſitzen, haben die Größe einer Uferſchwalbe. Die Inſeln oder die Felſen in der Straße, welche Kamtſchatka von Amerika trennt, ſind davon bevölkert. Man ſagt, ſie ſeien ſchwarz wie Ombra-Erde, die zum Malen dient, mit weißen Flecken über den ganzen Körper. Die Kamtſchadalen ſetzen ſich, einen Pelz mit

*) Historie génerale des voyages t. I. p. 248.

**) Tachard, page 58.

***) Historie génerale des voyages t. I. p. 248.

****) Mérolla dans l' Histoire générale des voyages, tome IV. pag. 534

*****) Remarques faites, à bord du vaisseau du roi la Victoire, par. M. le vicomte de Querhoent.

langen herabhangenden Aermeln angethan, um ſie zu fangen, in die Nähe ihres Aufenthaltes, wenn dieſe Vögel am Abend kommen, um ſich in ihre Löcher zurückzuziehen, ſo kriechen ſie von ſelbſt in den Pelz des Jägers, der ſie ohne Mühe fängt.

„Zu der Art der Stariki und Gloupichi, fügt Steller hinzu, zählt man den Kaiover oder Koior, von dem man ſagt, daß er ſehr ſchlau ſei. Er iſt ein ſchwarzer Vogel mit rothem Schnabel und Krallen; die Koſaken nennen ihn Iſwoſchiki, weil er wie die Pferdetreiber pfeift. **)“

Weder dieſe Züge, noch dieſe Eigenthümlichkeiten, von denen ein Theil fabelhaft ſcheint, machen dieſe Vögel kenntlich.

XXXV.

Der Tavon von den Philippinen, deſſen Namen Tavon, wie man ſagt, mit Erde bedecken bezeichnet, weil dieſer Vogel, der eine große Menge Eier legt, dieſelben in den Sand legt, und damit bedeckt. Uebrigens ſind ſeine Beſchreibungen und ſeine Geſchichte, von welcher Gemelli Carreri der erſte Autor iſt, ***) mit ſo vielen Ungereimtheiten angefüllt, daß wir dieſelben hier nicht anführen zu können glaubten.

XXXVI.

Der Parginie, ein Name, den die Portugieſen, zufolge Kaempfer, einer Vogelſorte geben, welche der Japaner Kanjemon auf einer Inſel fand, als er von Siam nach Manille ſchiffte. Die Eier dieſer Vögel ſind faſt ſo groß wie Hühnereier; man findet deren das ganze Jahr hindurch auf dieſer Inſel, und ſie waren für die Schiffsgeſellſchaft dieſes japaneſiſchen Reiſenden ein großes Nahrungsmittel ****).

Aus dieſer einzigen Angabe kann man den Parginie der Portugieſen erkennen.

XXXVII.

Der Miſago oder Biſago, welchen derſelbe Kaempfer mit einer Sperber vergleicht (tom. I. pag. 113). Er iſt ebenſo unkenntlich als der erſte, dennoch glauben wir ihn zu den Waſſervögeln zählen zu müſſen, weil er ſich von Fiſchen nährt. „Der Miſago, ſagt er, lebt hauptſächtlich von Fiſchen: er macht in irgend einen Felſen an den Küſten ein Loch und legt darein ſeine Beute, und man hat bemerkt, daß ſie ſich eben ſo gut erhält als der marinirte Fiſch oder der Altiar, und dieſes iſt der Grund, warum man ſie Biſagonohuſi oder Altiar von Biſago nennt. Sie hat einen ſehr ſalzigen Geſchmack und wird ſehr theuer verkauft. Diejenigen, welche dieſe

*) Histoire générale des voyages, t. XIX. p. 271.

**) Voyage autour du monde; Paris, 1791, t. V. p. 266

***) Kaempfer, Histoire naturelle du Japan t. I. p. 9 et 10.

Art Speiſekammer finden, können daraus einen großen Nutzen ziehen, vorausgeſetzt, daß ſie nicht zu viel auf einmal nehmen.“

XXXVIII.

Endlich die Azoren, über welche wir keine andere Anzeige, als folgende beſitzen: „Der Name Azoren wurde den Inſeln, welche dieſen führen, wegen der großen Anzahl von dieſer Art gegeben, welche man daſelbſt erblickte, als man dieſe Inſeln entdeckte. *) Dieſe Azoren Vögel ſind ohne Zweifel keine unbekannte Art; aber es iſt unmöglich, ſie unter dieſem Namen wiederzuerkennen, den wir nirgend wo anders angezeigt finden.

*) Histoire génerale des voyages, t. I. p. 12.

Ende des neunten und letzten Bandes.

Inhalt des neunten Bandes.

Vögel.

Seite.
Fremder Vogel, der mit der Haube verwandt iſt. Die ſchwarz und weiße Haube vom Vorgebirge der guten Hoffnung. 1
Der Promerüpp 2
Der blauflügelige Promerops 2
Der braune Promerops mit geflecktem Bauche 3
Der braune Promerops mit geſtreiftem Bauche 3
Der weiße Promerops mit gekräuſelten Verzierungen 4
Der pomeranzenfarbige Promerops 5
Der Bäcker 5
Der Polochion 6
Der roth und blaue Merops 7
Der Weſpen= oder Bienenfreſſer 7
Der gelb= und weißköpfige Bienenfreſſer 11
Der grauköpfige Bienenfreſſer 11
Der äthiopiſche graue Bienenfreſſer 12
Der kaſtanienbraune und blaue Bienenfreſſer 12
Abart. Der kaſtanienbraune und blaue Bienenfreſſer vom Senegal. 12
Der Patirich 12
Der grüne Bienenfreſſer mit blauer Kehle 13
Der große grüne und blaue Bienenfreſſer mit gelber Kehle . . 15
Der kleine grüne und blaue Bienenfreſſer mit abgeſtuftem Schwanze 16
Der grüne Bienenfreſſer mit himmelblauem Schwanze. . . . 16
Der rothe Bienenfreſſer mit blauem Kopfe 17
Der roth und grüne Bienenfreſſer vom Senegal. 17
Der rothköpfige Bienenfreſſer 18
Der grüne Bienenfreſſer mit fuchsrothen Flügeln und fuchsrothem Schwanze 18
Der Ikterokefal, oder der gelbköpfige Bienenfreſſer 19
Der Windſchnäpper 19
Fremde Vögel, die mit dem Windſchnäpper verwandt ſind . . . 24
Der Windſchnäpper von Carolina 28
Der Whip=poor=will 29
Der Guira=Querea 30

Seite.
Der Ibijau 31
Abarten des Ibijaus 31
Der kleine gefleckte Windſchnäpper von Cayenne. 31
Der große Ibijau 32
Der gebrillte Windſchnäpper, oder der Hetzer. 33
Der bunte Cayenner Windſchnäpper 33
Der guianiſche Windſchnäpper mit ſpitzen Steuerfedern . . . 34
Der graue Windſchnäpper 35
Der guianiſche Montvoyau 35
Der fuchsrothe Cayenner Windſchnäpper 36
Die Schwalben. 37
Die Rauchſchwalbe oder die Hausſchwalbe. 56
Abarten der Hausſchwalben 63
Die Schwalbe von Antigua mit roſtfarbiger Kehle 63
Die Cayenner Schwalbe mit fuchsrothem Bauch. 63
Die Schwalbe mit fuchsrother Kappe 64
Fremde Vögel, die mit der Hausſchwalbe verwandt ſind. . . . 64
Die große Schwalbe mit fuchsrothem Bauch vom Senegal . . 64
Die Schwalbe mit weißem Gürtel 65
Die Amberſchwalbe 65
Die weißſteißige Schwalbe, oder die Fenſterſchwalbe 66
Die Uferſchwalbe 73
Die graue Felſenſchwalbe 77
Der ſchwarze Segler. 78
Der große weißbäuchige Segler 86
Fremde Vögel, die mit den Schwalben und Seglern verwandt ſind. 88
Der kleine ſchwarze Segler. 89
Der große ſchwarze Segler mit weißem Bauche 89
Der ſchwarz und weiße Segler mit grauem Gürtel. 90
Der Segler mit weißem Halsband 90
Die kleine ſchwarze Schwalbe mit aſchgrauem Bauche. . . . 91
Die luiſianiſche blaue Schwalbe 92
Abweichungen.
Die Cayenner Schwalbe. 92
Der karoliniſche Vogel, den Catesby purpurfarbigen Segler genannt hat. 93
Die Schwalbe von der Hudſonsbai von H. Edwards . . . 93
Die Tapern. 94
Die braun und weiße Schwalbe mit braunem Gürtel 94
Die Cayenner Schwalbe mit weißem Bauch. . . . . . . , . 95
Die Salangane. 95
Die große braune Schwalbe mit geflecktem Bauche oder die Getreideſchwalbe. 101
Abart.
Die kleine braune Schwalbe mit geflecktem Bauch von der Inſel Bourbon. 101
Die kleine ſchwarze Schwalbe mit grauem Bürzel. 102
Die Schwalbe mit fuchsrothem Bürzel und viereckigem Schwanze. 102

Seite.

Die braune ſpitzfedrige Schwalbe von Luiſiana. 103
Die ſchwarze ſpitzfedrige Schwalbe von Martinique. 104
Die Spechte. 105
Der Grünſpecht. 107
Fremde Vögel des alten Feſtlandes, die mit dem Spechte verwandt ſind. 112
Der Palalaka, oder der große Grünſpecht von den Philippinen, erſte Art. 112
Ein anderer Palalaka oder der gefleckte Grünſpecht von den Philippinen, zweite Art. 112
Der Grünſpecht von Goa, dritte Art. 113
Der bengaliſche Grünſpecht, vierte Art. 113
Der Goertan oder der Grünſpecht vom Senegal, fünfte Art. . 114
Der kleine geſtreifte Specht vom Senegal, ſechſte Art. . . . 114
Der grauköpfige Specht vom Vorgebirge der guten Hoffnung, ſiebente Art. 115
Vögel des neuen Feſtlandes, die mit dem Grünſpecht verwandt ſind. 115
Der geſtreifte Specht von St. Domingo, erſte Art 115
Der kleine olivengünne Specht von St. Domingo, zweite Art . 115
Der große geſtreifte Specht von Cayenne, dritte Art. . . . 116
Der kleine geſtreifte Specht von Cayenne, vierte Art. . . . 116
Der Gelbſpecht von Cayenne, fünfte Art. 117
Der braunrothe Specht, ſechſte Art. 118
Der Specht mit ſchwarzer Halsbinde, ſiebente Art. 118
Der fuchsrothe Specht, achte Art 119
Der kleine Specht mit gelber Kehle, neunte Art. 119
Der ſehr kleine Specht von Cayenne, zehnte Art. 119
Der goldflügelige Specht, elfte Art 120
Der Schwarzſpecht. 121
Vögel des neuen Feſtlandes, die mit dem Schwarzſpecht verwandt ſind. 123
Der große weißſchnäbelige Schwarzſpecht, erſte Art 123
Der rothgehaubte Schwarzſpecht, zweite Art 124
Der Uantu oder gehaubte Schwarzſpecht von Cayenne, dritte Art. 124
Der rothhalſige Specht, vierte Art 125
Der kleine Schwarzſpecht, fünfte Art 126
Der Schwarzſpecht mit rothem Domino, ſechſte Art 126
Der Elſterſpecht oder der Buntſpecht, erſte Art. 127
Der kleine Buntſpecht, zweite Art 129
Vögel des alten Feſtlandes, die mit dem Buntſpechte verwandt ſind. 130
Der nubiſche Buntſpecht mit Wellenlinien und Flecken, erſte Art. 130
Der große Buntſpecht von Luçon, zweite Art. 130
Der kleine braune Buntſpecht von den Molucken, dritte Art. . 131
Vögel des neuen Feſtlandes, die mit dem Buntſpecht verwandt ſind. 131
Der kanadiſche Buntſpecht, erſte Art. 131
Der mexikaniſche Buntſpecht, zweite Art 131
Der Buntſpecht von Jamaika, dritte Art 132

Seite.
Der luiſianiſche Buntſpecht, vierte Art 132
Der enzenadiſche Buntſpecht, fünfte Art 133
Der virginiſche haarige Specht, ſechſte Art 133
Der kleine virginiſche Buntſpecht, ſiebente Art 133
Der karoliniſche Buntſpecht, achte Art 134
Der wellenförmig geſtreifte Buntſpecht, neunte Art. 134
Der Spechtbaumläufer 135
Der Wendehals 136
Die bärtigen Vögel oder Bartvögel 140
Der Tamatia, erſte Art 140
Der Tamatia mit rothem Kopf und rother Kehle, zweite Art . 141
Der Halsband-Tamatia, dritte Art 142
Der ſchöne Tamatia, vierte Art 142
Die ſchwarz und weißen Tamatia, fünfte Art 142
Die Bartvögel 143
Der gelbkehlige Bartvogel, erſte Art 143
Der ſchwarzkehlige Bartvogel, zweite Art 143
Der ſchwarzgeſchildete Bartvogel, dritte Art 144
Der kleine Bartvogel, vierte Art 145
Der große Bartvogel, fünfte Art 145
Der grüne Bartvogel, ſechſte Art 145
Die Tukane 146
Der Tako, erſte Art 151
Der gelbkehlige Tukan, zweite Art 151
Der rothbäuchige Tukan, dritte Art 152
Der Kochikat, vierte Art 153
Der Hochikat, fünfte Art 153
Die Arakari 154
Der Grigri, erſte Art 154
Der Kulik, zweite Art 155
Der ſchwarzſchnäbelige Arakari, dritte Art 155
Der blaue Arakari, vierte Art 155
Der Bartkan 156
Der Caſſikan 156
Die Kalaoen oder die Nashornvögel 157
Der Tock, erſte Art 159
Der manilliſche Kalao, zweite Art 161
Der Kalao von Poanay, dritte Art 161
Der Kalao von den Molucken, vierte Art 162
Der malabariſche Kalao, fünfte Art 163
Der Brack oder afrikaniſche Kalao, ſechſte Art 166
Der abyſſiniſche Kalao, ſiebente Art 166
Der philippiniſche Kalao, achte Art 167
Der Kalao mit rundem Helm, neunte Art 168
Der Nashornkalao, zehnte Art 168
Der Eisvogel oder Alcion 170
Die fremden Eisvögel 176

Seite.

Die großen Eisvögel des alten Feſtlandes 176
Der größte Eisvogel, erſte Art 176
Der blau und fuchsrothe Eisvogel, zweite Art 176
Der Krabbenfreſſer-Eisvogel, dritte Art 177
Der dickſchnäblige Eisvogel, vierte Art 177
Der Elſtereisvogel, fünfte Art 177
Der gehaubte Eisvogel, ſechſte Art 179
Der Eisvogel mit ſchwarzem Kopfputz, ſiebente Art 179
Der grünköpfige Eisvogel, achte Art 179
Der Eisvogel mit ſtrohfarbigem Kopf und Hals, neunte Art . 180
Der Eisvogel mit weißem Halsbande, zehnte Art 180
Die Eisvögel des alten Feſtlandes von mittler Größe 181
Der Babukard, erſte Mittelart 181
Der ſenegalſche blaue und ſchwarze Eisvogel, zweite Mittelart . 181
Der graukopfige Eisvogel, dritte Mittelart 181
Der Eisvogel mit gelber Stirn, vierte Mittelart 181
Der Eisvogel mit langen Halmen, fünfte Mittelart 182
Die kleinen Eisvögel des alten Feſtlandes 182
Der blauköpfige Eisvogel, erſte kleine Art 182
Der fuchsrothe Eisvogel, zweite kleine Art 183
Der purpurrothe Eisvogel, dritte kleine Art 183
Der weißſchnäblige Eisvogel, vierte kleine Art 183
Der bengaliſche Eisvogel, fünfte kleine Art 184
Der dreizehige Eisvogel, ſechſte kleine Art 184
Der Bintſi 185
Die Eisvögel, große Art des neuen Feſtlandes 185
Der Taparara, erſte große Art 185
Der Alatli, zweite große Art 186
Der Jaguakati, dritte große Art 187
Der Maluitui, vierte große Art 188
Die Eisvögel von mittlerer Größe aus dem neuen Feſtlande . . 188
Der grüne und fuchsrothe Eisvogel, erſte Mittelart 188
Der grüne und weiße Eisvogel, zweite Mittelart 189
Der Gip Gip, dritte Mittelart 189
Die kleinen Eisvögel des neuen Feſtlandes 189
Der grüne und pomeranzengelbe Eisvogel 189
Die Jakamare 190
Der eigentlich ſogenannte Jakamar, erſte Art 190
Der langſchwänzige Jakamar, zweite Art 191
Die Todier oder Plattſchnäbel 192
Der nordamerikaniſche Plattſchnabel, erſte Art 192
Der Tik-Tik oder der ſüdamerikaniſche Plattſchnabel, zweite Art . 193
Der blaue Plattſchnabel mit pomeranzengelbem Bauch, dritte Art 194
Die Waſſervögel 194
Der Storch 203
Der ſchwarze Storch 210
Fremde Vögel, die mit dem Storch verwandt ſind 212

Seite.

Der Maguari 212
Der Kurikaka 213
Der Nandapoa 216
Der Jabiru 214
Der Kranich 217
Der Halsbandkranich 223
Kraniche der neuen Welt 224
Der weiße Kranich 224
Der braune Kranich 225
Fremde Vögel, die mit dem Kranich verwandt ſind 225
Die numidiſche Jungfer 225
Der Königsvogel 227
Der Kariama 230
Der Sekretär oder der Bote 231
Der Kamichi 235
Der gemeine Reiher, erſte mittlere Art 238
Der weiße Reiher, zweite Art 247
Der ſchwarze Reiher, dritte Art 248
Der Purpurreiher, vierte Art 248
Der veilchenblaue Reiher, fünfte Art 249
Die weiße Garzette, ſechſte Art 249
Die Aegrette, ſiebente Art 249
Reiher des neuen Feſtlandes 251
Die große Aegrette, erſte Art 251
Die Fuchsägrette, zweite Art 251
Die Halbägrette, dritte Art 251
Der Soko, vierte Art 252
Der weiße Reiher mit ſchwarzer Kappe, fünfte Art 252
Der braune Reiher, ſechſte Art 252
Der Agamireiher, ſiebente Art 253
Der Hokti, achte Art 253
Der Hohu, neunte Art 253
Der große mexikaniſche Reiher, zehnte Art 254
Der Reiher von der Hudſonsbai, eilfte Art 254
Die Krabbenfreſſer 254
Der Kaiot-Krabbenfreſſer, erſte Art 255
Der fuchsrothe Krabbenfreſſer, zweite Art 255
Der kaſtanienbraune Krabbenfreſſer, dritte Art 255
Der Guacco, vierte Art 256
Der Krabbenfreſſer von Mahon, fünfte Art 256
Der Krabbenfreſſer von Coromandel, ſechſte Art 257
Der weiße und braune Krabbenfreſſer, ſiebente Art 257
Der ſchwarze Krabbenfreſſer, achte Art 257
Der kleine Krabbenfreſſer, neunte Art 257
Der Blongios, zehnte Art 257
Krabbenfreſſer des neuen Feſtlandes 258
Der blaue Krabbenfreſſer, erſte Art 258
Der blaue Krabbenfreſſer mit braunem Halſe, zweite Art . . . 259

Seite.
Der eiſengraue Krabbenfreſſer, dritte Art. 259
Der weiße Krabbenfreſſer mit rothem Schnabel, vierte Art. . 260
Der aſchgraue Krabbenfreſſer, fünfte Art. 260
Der purpurfarbige Krabbenfreſſer, ſechſte Art. 260
Der Krakra, ſiebente Art. 260
Der ſtahlblaue Krabbenfreſſer, achte Art. 261
Der grüne Krabbenfreſſer, neunte Art. 261
Der gefleckte grüne Krabbenfreſſer, zehnte Art 261
Der Zilatat, eilfte Art. 262
Der fuchsrothe Krabbenfreſſer mit grünem Kopf und Schwanz, zwölfte Art. 262
Der graue Krabbenfreſſer mit grünem Kopf und Schwanz, dreizehnte Art. 262
Der Offenſchnabel 262
Die Rohrdommel 263
Vögel des alten Feſtlandes, die mit der Rohrdommel verwandt ſind. 268
Die große Rohrdommel, erſte Art. 268
Die kleine Rohrdommel, zweite Art. 269
Die geſtreifte braune Rohrdommel, dritte Art. 269
Die fuchsbraune Rohrdommel, vierte Art. 269
Die kleine Rohrdommel vom Senegal, fünfte Art. 270
Der Puaker, oder die geſtreifte Rohrdommel, ſechſte Art. . . 270
Vögel des neuen Feſtlandes, die mit der Rohrdommel verwandt ſind. 270
Der Geſternte, erſte Art. 270
Die braſiliſche gelbe Rohrdommel, zweite Art. 271
Die kleine Cayenner Rohrdommel, dritte Art. 271
Die Rohrdommel von der Hudſonsbai, vierte Art. 271
Der Onore, fünfte Art. 272
Der geſtreifte Onore, ſechſte Art. 272
Der Waldonore, ſiebente Art. 273
Der Schildreiher. 273
Der Cayenner Schildreiher. 274
Die Umbrette 275
Der Kurliri oder Kurlan. 275
Der Savaku. 276
Der Löffelreiher. 277
Die Schnepfen 283
Abweichungen der Schnepfen. 290
Die weiße Schnepfe. 290
Die fuchsothe Schnepfe. 290
Fremder Vogel, der mit der Schnepfe verwandt iſt. 291
Die Savannenſchnepfe. 291
Die Himmelsziege oder das Schnepfen, erſte Art. 292
Die kleine Himmelsziege, mit dem Beinamen die Taube, oder die Haarſchnepfe, zweite Art. 294
Das Bräuchen, dritte Art 295

Seite.

Fremde Vögel, die mit den Himmelsziegen verwandt ſind . . . 295
Die Himmelsziege vom Vorgebirge der guten Hoffnung, erſte Art. 295
Die Himmelsziege von Madagaskar, zweite Art. 296
Die chineſiſche Himmelsziege, dritte Art. 296
Die Leimſchnepfen. 297
Die gemeine Leimſchnepfe, erſte Art. 298
Die Bellerin oder die Pfuhlſchnepfe, zweite Art. 298
Die bunte Leimſchnepfe oder das Meerhuhn, dritte Art . . . 299
Die fuchsrothe Leimſchnepfe, vierte Art 299
Die große fuchsrothe Leimſchnepfe, fünfte Art 300
Die fuchsrothe Leimſchnepfe von der Hudſonsbai, ſechſte Art . 300
Die braune Leimſchnepfe, ſiebente Art 301
Die weiße Leimſchnepfe, achte Art 301
Der Reiter 301
Der gemeine Reiter, erſte Art 302
Der rothfüßige Reiter, zweite Art 302
Der geſtreifte Reiter, dritte Art 303
Der bunte Reiter, vierte Art 304
Der weiße Reiter, fünfte Art 305
Der grüne Reiter, ſechſte Art 305
Die Kampfhähne, gewöhnlich Meerpfauen 305
Die Strandläufer 308
Der gemeine Strandläufer, erſte Art 308
Der gefleckte Strandläufer, zweite Art 308
Der graue Strandläufer, dritte Art 309
Der Sanderling, vierte Art 309
Die Waſſerſchnepfen 310
Die Gingette 312
Das Seerebhuhn 313
Das graue Seerebhuhn, erſte Art 313
Das braune Seerebhuhn, zweite Art 314
Die Giarole, dritte Art 314
Das Halsbandſeerebhuhn oder Riegerle, vierte Art. 314
Die Seelerche 315
Der Zingel 316
Der Ibis 316
Der weiße Ibis 322
Der ſchwarze Ibis 324
Der Sichler, erſte Art 327
Der kleine Sichler, zweite Art 327
Der grüne oder italiſche Sichler, dritte Art 328
Der braune Sichler, vierte Art 328
Der gefleckte Sichler, fünfte Art 328
Der nackköpfige Sichler, ſechſte Art 328
Der gehaubte Sichler, ſiebente Art 329
Sichler des neuen Feſtlandes 329
Der rothe Sichler, erſte Art 329

Seite.

Der weiße Sichler, zweite Art 332
Der braune Sichler mit rother Stirn, dritte Art 332
Der Waldſichler, vierte Art 332
Der Guarona, fünfte Art 333
Der Akalot, ſechſte Art 333
Der Ufermatuitui, ſiebente Art 334
Der große Cayenner Sichler, achte Art 334
Der Kibitz, erſte Art. 335
Die Schweitzerkibitz, zweite Art 340
Der bewaffnete Kibitz vom Senegal, dritte Art 341
Der indiſche bewaffnete Kibitz, vierte Art 342
Der luiſianiſche bewaffnete Kibitz, fünfte Art 342
Der Cayenner bewaffnete Kibitz, ſechſte Art 343
Der Regenpfeifer-Kibitz 343
Die Regenpfeifer 345
Der Goldregenpfeifer, oder das Pulroß, erſte Art 349
Das ſchwarzkehlige Pulroß, zweite Art 351
Der Mornell, dritte Art 352
Der Halsbandregenpfeifer, vierte Art 353
Der Kildir, fünfte Art 355
Der gehaubte Regenpfeifer, ſechſte Art 356
Der Aegretten-Regenpfeifer, ſiebente Art 356
Der Regenpfeifer mit dem Kopfputz, achte Art 357
Der gekrönte Regenpfeifer, neunte Art 357
Der Lappen-Regenpfeifer, zehnte Art 358
Der bewaffnete Regenpfeifer von Cayenne, eilfte Art 358
Der Regenvogel. 358
Der große Regenpfeifer, gewöhnlich Landſichler genannt. . . 359
Die Stelze 363
Der Auſtern-Vogel, gewöhnlich die Meerelſter 364
Die Schnellläufer 368
Der Steindreher 369
Die Waſſeramſel 370
Die Waſſerdroſſel 373
Der Kanut 374
Die Rallen 375
Die Land- oder Ginſterralle, gewöhnlich Wachtelkönig, erſte Art. 375
Die Waſſerralle, zweite Art 378
Die Maruette oder das Grashuhn, dritte Art 379
Fremde Vögel des alten Feſtlandes, die mit der Ralle verwandt ſind. 380
Der Tiklin, oder die Ralle von den Philippinen, erſte Art . . 380
Der braune Tiklin, zweite Art 381
Der geſtreifte Tiklin, dritte Art 381
Der Halsband-Tiklin, vierte Art 381
Fremde Vögel des neuen Feſtlandes, die mit der Ralle verwandt ſind. 382
Die langſchnäblige Ralle, erſte Art 382
Der Kiolo, zweite Art 382

Seite.

Die Cayenner gefleckte Ralle, dritte Art 383
Die virginiſche Ralle, vierte Art 383
Der Bidibidi, fünfte Art 383
Die kleine Cayenner Ralle, ſechſte Art 383
Die Schwanzralle, oder der kleine Roſenpfau 384
Das Waſſerhuhn 385
Das Waſſerhühnchen. 387
Die Porzane, oder das große Waſſerhuhn 387
Die Grinette 387
Der Schmiering 388
Der Glut. 388
Fremde Vögel, die mit dem Waſſerhuhn verwandt ſind. 388
Das große Cayenner Waſſerhuhn 388
Der Mittek. 389
Der Kingalik 389
Der Jakana, erſte Art 390
Der ſchwarze Jakana, zweite Art 391
Der grüne Jakana, dritte Art 392
Der Jakana=peka, vierte Art 392
Der bunte Jakana, fünfte Art 393
Das Sultanshuhn, Purpurhuhn oder Porphyrion. . . 393
Vögel, die mit dem Purpurhuhn verwandt ſind 397
Das grüne Purpurhuhn, erſte Art. 397
Das braune Purpurhuhn, zweite Art. 397
Der Angoli, dritte Art. 398
Das kleine Purpurhuhn, vierte Art 398
Die Favoritin, fünfte Art. 399
Der Arzintli, ſechſte Art 399
Das Blaßhuhn, oder die Fulke 400
Das große Blaßhuhn 403
Das große Blaßhuhn mit dem Kamm 404
Die Phalaropen, oder Sturmſegler. 404
Der aſchgraue Sturmſegler, erſte Art. 405
Der rothe Sturmſegler, zweite Art 405
Der Sturmſegler mit gezähnelten Ausſchweifungen, dritte Art . 405
Die Grebe, erſte Art 406
Die kleine Grebe, zweite Art. 408
Die gehaubte Grebe, dritte Art 408
Die kleine gehaubte Grebe, vierte Art 409
Die gehörnte Grebe, fünfte Art. 409
Die kleine gehörnte Grebe, ſechſte Art. 410
Der Dük=laart, ſiebente Art 410
Die luiſianiſche Grebe, achte Art 410
Die Grebe mit grauen Wangen, oder die Grauwange, neunte Art 411
Die große Grebe, zehnte Art. 411
Der Steißfüßer, erſte Art 411
Der philippiniſche Steißfüßer, zweite Art 412
Der reifſchnäbelige Steinfüßer, dritte Art 413

Seite.
Der Steißfüßer von St. Domingo, vierte Art 413
Die Blaßhuhngrebe, fünfte Art 413
Die Taucher 413
Der große Taucher, erſte Art 414
Der kleine Taucher, zweite Art 415
Der Seekater, dritte Art 416
Der Imbrim oder große Taucher der Nordſee, vierte Art . . 417
Die Lumme, oder der kleine Taucher der Nordſee, fünfte Art . 418
Die Tauchente, erſte Art 420
Die gehaubte Tauchente, zweite Art 422
Die kleine gehaubte Tauchente oder die Nonne, dritte Art . . 423
Die ſchwarzgemäntelte Tauchente, vierte Art 423
Die geſternte Tauchente, fünfte Art 424
Die gekrönte Tauchente, ſechſte Art 424
Der Pelikan 425
Abarten des Pelikans 433
Der braune Pelikan, erſte Art 433
Der Pelikan mit gezähneltem Schnabel, zweite Art 434
Der Seerabe 434
Die Seeſchwalben 440
Der Spürer oder die große Seeſchwalbe der franzöſiſchen Küſte, erſte Art 442
Die kleine Seeſchwalbe, zweite Art 445
Die Gifette oder gefleckte Seeſchwalbe, dritte Art 445
Die ſchwarze Gifette oder die Scheuche, vierte Art 446
Der Brandvogel, fünfte Art 447
Die Seeſchwalbe von den Philippinen, ſechſte Art 447
Die Seeſchwalbe mit großer Flügelweite, ſiebente Art . . . 447
Die große Seeſchwalbe von Cayenne, achte Art 448
Der Tropikvogel 448
Der große Tropikvogel, erſte Art 450
Der kleine Tropikvogel, zweite Art 451
Der rothhalmige Tropikvogel, dritte Art 451
Die Tölpel 452
Der gemeine Tölpel, erſte Art 455
Der weiße Tölpel, zweite Art 456
Der große Tölpel, dritte Art 457
Der kleine Tölpel, vierte Art 457
Der braune kleine Tölpel, fünfte Art 458
Der gefleckte Tölpel, ſechſte Art 458
Der Baſſantölpel, ſiebente Art 458
Die Fregatte 460
Die Seemöven und Möven 463
Die Seemöve mit ſchwarzem Mantel, erſte Art 468
Die Seemöve mit grauem Mantel, zweite Art 469
Die braune Seemöve, dritte Art 470
Die bunte oder gefleckte Seemöve, vierte Art 472

Seite.

Die Seemöve mit braungrauem Mantel oder der Bürgermeiſter, fünfte Art 474
Die Seemöve mit grauem und weißem Mantel, ſechſte Art . . 475
Die weiße Möve, erſte Art 476
Die gefleckte Möve oder der Kütgegef, zweite Art 476
Die große aſchgraue oder die blaufüßige Möve, dritte Art . . 478
Die kleine aſchgraue Möve, vierte Art 478
Die Lachmöve, fünfte Art 480
Die Wintermöve, ſechſte Art 481
Die Schmarotzermöve, der Labbe oder der Strunt- oder Kothjäger, ... 482
Der langſchwänzige Labbe 485
Der Anhinga oder Schlangenvogel. 486
Der fuchsrothe Schlangenvogel 488
Der Waſſerſchneider 488
Der Noddi 491
Der Säbelſchnäbler 493
Der Läufer oder Strandläufer. 495
Der Flamingo oder Phönikopter 496
Der Schwan 504
Die Gans. 516
Die Gans von den Magellansländern, zweite Art 532
Die Gans von den Malwinen oder die Falkländiſche Gans, dritte Art 533
Die Gans von Guinea, vierte Art 534
Die bewaffnete Gans, fünfte Art 536
Die erzfarbige Gans, ſechſte Art 436
Die ägyptiſche Gans, ſiebente Art 537
Die Eskimo-Gans, achte Art 537
Die Lachgans, neunte Art 538
Die Gans mit der Halskrauſe, zehnte Art 538
Die Brentgans 540
Die Nonnen- oder Baumgans 542
Der Eider 545
Die Ente 549
Die Biſam-Ente 564
Die Pfeifente und der Vingan 565
Der Hauben-Pfeifer 571
Der Pfeifer mit rothem Schnabel und gelben Naslöchern . . 571
Der Pfeifer mit ſchwarzem Schnabel 572
Der Chipeau 572
Die Löffelente 574
Die Ente mit langem Schweif, von Terre-neuve 577
Die Brandente. 578
Der Millouin 582
Der Millouinan. 585
Der Garrot 585
Der Morillon 587
Der kleine Morillon 589
Die Macröſe 589

Seite.

Die Doppel=Macröſe 594
Die Macröſe mit breitem Schnabel 594
Die ſchöne gehaubte Ente 594
Die kleine Ente mit großem Kopfe 595
Die Halsband=Ente von Terre=neuve 596
Die braune Ente 597
Die Ente mit grauem Kopf 597
Die Ente mit weißem Geſicht 598
Der Marec und Mareca, Enten von Braſilien 598
Die Kriechenten 599
Die gemeine Kriechente, erſte Art 599
Die kleine Kriechente, zweite Art 601
Die Sommer=Kriechente, dritte Art 602
Die ägyptiſche Kriechente, vierte Art 604
Die Kriechente von Madagasear, fünfte Art 605
Die Kriechente von Koromandel, ſechſte Art 605
Die Kriechente von Java, ſiebente Art 605
Die chineſiſche Kriechente, achte Art 606
Die Kriechente von Feroe, neunte Art 607
Die Soucrourou=Kriechente, zehnte Art 607
Die Soucrourette=Kriechente, eilfte Art 607
Die Kriechente mit ſpitzigem Schweiſe, zwölfte Art 608
Die rothgelbe Kriechente mit langem Schweiſe, dreizehnte Art . 608
Die weiße und ſchwarze Kriechente oder die Nonne, vierzehnte Art. 609
Die mexikaniſche Kriechente, fünfzehnte Art 609
Die Kriechente von Karolina, ſechszehnte Art 610
Die braune und weiße Kriechente, ſiebenzehnte Art 610
Arten, welche Aehnlichkeitin mit den Enten und Kriechenten haben . 610
Die Vier=Flügel 611
Die ſehr kleine Kriechente von Rzaczynski 611
Die Ente der Berberbei mit weißem Kopfe 611
Der Anas=Platyrhinchos 611
Der Pelikan der Berberei mit kleinem Schnabel 612
Der Turpan 612
Die kleine Ente von den Philippinen 612
Der Woures=Feique oder Artvogel von Madagascar 613
Enten und Kriechenten von den Falklandsinſeln 613
Die Ente von der Magellansſtraße 613
Die gemalte Ente von Neuſeeland 613
Die Pfeifente mit weichem Schnabel 613
Die Ente mit rothem Kamm 614
Die Petrelen 614
Der aſchgraue Petrel, erſte Art 616
Der weiße und ſchwarze Petrel, oder das Dambrett, zweite Art 617
Der antarktiſche Petrel, oder das braune Dambrett, dritte Art. 619
Der weiße oder Schnee=Petrel, vierte Art. 620
Der blaue Petrel, fünfte Art 621

Seite.

Der ſehr große Petrel, Quebrantahueſſos der Spanier, ſechſte Art 623
Der Waſſerſcheerer, ſiebente Art 623
Der Fulmar, oder grau und weiße Waſſerſcheerer, von der Inſel St. Kilda, achte Art 625
Der braune Waſſerſcheerer, neunte Art 625
Der Wurmvogel, zehnte Art 626
Der Albatros 630
Das Taucherhuhn 632
Der kleine Guillemot, uneigentlich grönländiſche Taube genannt 633
Der Macareux 634
Der Macareux von Kamtſchatka 638
Die Fettgänſe und die Manchots, oder Vögel ohne Flügel 639
Die Fettgans, erſte Art 645
Die große Fettgans, zweite Art 646
Die kleine Fettgans oder Meertaucher von Belon 647
Der große Manchot, erſte Art 648
Der mittlere Manchot, zweite Art 649
Der Springmanchot, dritte Art 651
Der Manchot mit verkürztem Schnabel, vierte Art 652
Notizen und Anzeigen von einigen ungewiſſen oder unbekannten Vogelarten 655
Der große Vogel vom Port-Déſiré 655
Der Vogel von Neu-Kaledonien 655
Der Avis Venatica 656
Der Meer-Sperling 656
Der kleine gelbe Vogel 656
Der Motacilla Velificans 656
Der Acocolin von Fernandes 657
Die Vögel von Dampiere, zu Ceram geſehen 657
Der Hoitzitzillin von Tepuscullula, des Fernandes 657
Der Quautchichil, oder kleine Vogel mit rothem Kopf 657
Der Halb-Waſſer-Vogel, von Forſter beſchrieben 658
Der Corbijeau, von Le Page du Pratz 658
Der Chochopitli des Fernandes 658
Der Ayaca 658
Der Acacahoactli, oder Vogel des mexicaniſchen Sees, mit rauher Stimme, von Fernandes 659
Der Atototl 659
Der Mentawaza von Madagascar 659
Der Chungar der Türken, Kratzhot der Ruſſen 659
Der Okeitſok, oder die Kurzzunge 660
Der Tornoviarſuk von den Eismeeren 660
Der Derkaez 661
Der Hayſtra 661
Der Hrzyczka 661

Seite.
Der Arau oder Kara von den Nordmeeren 661
Der Johann von Gent 661
Der Haw = Sule 661
Die Pipelines 662
Die Margaux 662
Der Alcatraz, oder kleine Cormorans 663
Die Fauchets 663
Der Backer, oder Schnäbler der Bewohner von Oeland und Gothland 663
Der Bouroufambe von Madagascar 664
Der Ferret von den Inſeln Rodriege und Maurice 664
Der Köhler 664
Die Sammetärmel, manches de velours der Portugieſen . . 665
Die Stariki und Gloupichi, von Steller 665
Der Tavon von den Philippinen 666
Der Parginie 666
Der Miſago oder Biſago 666
Die Azoren 667

Seite

Der Kran oder Kara von den Nordmeeren 661
Der Johann von Gent 661
Der Hou-Eule 661
Die Pipelinés 662
Die Margaux 662
Der Alcatraz, oder kleine Cormorans 663
Die Fauchets 663
Der Macker, oder Schnäbler der Bewohner von Ireland und Gothland 663
Der Bourousambe von Madagascar 664
Der Ferret von den Inseln Mascariega und Maurice . 664
Der Köhler 664
Die Sammetärmel, manches de velours der Portugiesen . 665
Die Stariki und Glupischi, von Steller 665
Der Lanon von den Philippinen 666
Der Parginie 666
Der Mifago oder Bifago 666
Die Agoren 667

1. LE PROMEROPS RAYÉ

Ordre des Passereaux. *Famille des* Tenuirostres.

Genre Huppe. *(Cuvier)*

Der gestreifte Promerops.

Pl. 131.

W. Engels sc.

2. LE GUÊPIER COMMUN

3. LE GUÊPIER À GORGE BLEUE

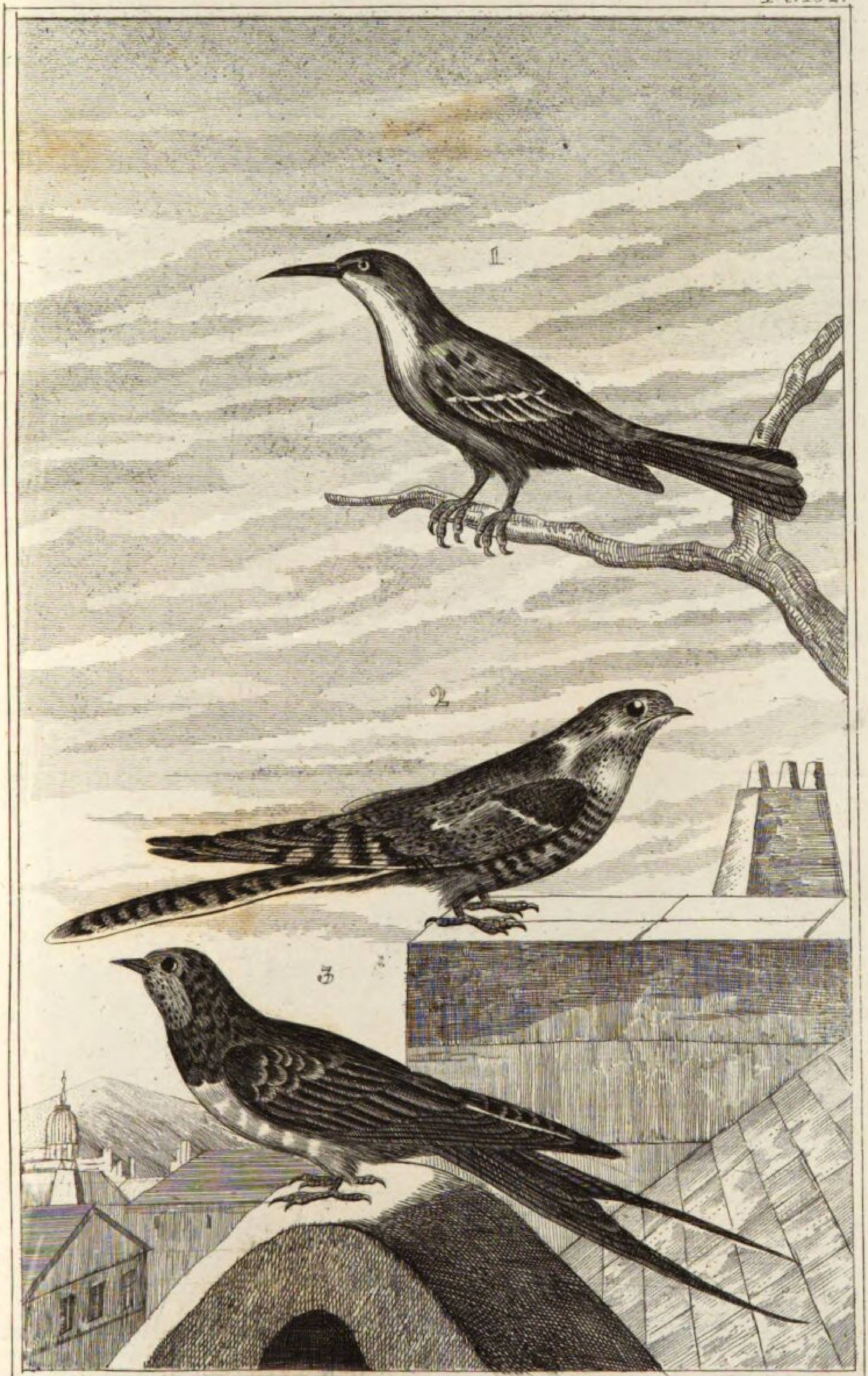
Ordre des Passereaux. *Famille des* Tenuirostres.

Genre Guêpier. *(Cuvier)*

2. *Der gemeine Bienenfreßer.* 3. *Der blaukehlige Bienenfreßer.*

1. LE GUÊPIER À QUEUE D'AZUR.
Ordre des Passereaux. *Famille des* Tenuirostres.
Genre Guêpier (*Cuvier*)
Der himmelblauschwänzige Bienenfreſser.

Pl. 132.



2. L'ANGOULVENT. 3. L'HIRONDELLE DE CHEMINÉE
Ordre des Passereaux. *Famille des* Fissirostres.
Genre Hirondelle. (*Cuvier*)
2. *Der Windfänger.* 3. *Die Rauchschwalbe*

1. L'HIRONDELLE DE FENÊTRE

Ordre des Passereaux. *Famille des* Fissirostres.

Genre Hirondelle. *(Cuvier)*

Die Fensterschwalbe.

PL. 133.

W. Engels sc.

2. L'HIRONDELLE DE RIVAGE

3. LE MARTINET DE MURAILLE

Ordre des Passereaux. *id. id.*

2. *Die Uferschwalbe.* 3. *Die Mauerschwalbe.*

1. LE MARTINET À VENTRE BLANC

Ordre des Passereaux. *Famille des* Fissirostres.

Genre Hirondelle. *(Cuvier)*

Die weiſsbäuchige Steinschwalbe

Pl. 134.

2. LE PIC VERT. 3. LE PIC NOIR

Ordre des Grimpeurs. *Genre* Pic. *(Cuvier)*

2. Der Grünspecht. 3. Der Schwarzspecht.

1. LE PIC GRAND EPEICHE

Ordre des Grimpeurs. *Genre* Pic *(Cuvier)*

1. Der groſse Bundspecht

Pl. 135.

2. LE TORCOL ORDINAIRE

Ordre des Grimpeurs. *Genre* Torcol. *(Cuvier)*

2. Der gemeine Wendehals.

1. LE TOCK

Ordre des Passereaux. *Famille des* Ténuirostres.

Genre Calao. *(Cuvier)*.

1. Der Tock.

2. LE CALAO RHINOCÉROS

Ordre des Passereaux ...... *id.* ... *id.*

2. Der Nashornkalao.

1. LE TOCO

Ordre des Grimpeurs *Genre* Toucan *(Cuvier)*

1 Der Toko

PL. 137

2. LE TOUCAN

Ordre des Grimpeurs ...... *id* .... *id*

2 Der Tukan

1. LE TOUCAN GRIGRI

Ordre des Grimpeurs *Genre* Toucan. *(Cuvier)*

1 Der Grigritukan

PL 138.

2. LE BARBICAN

Ordre des Grimpeurs *Genre* Barbu *(Cuvier)*

2 Der Bartkan

1. LE MARTIN-PECHEUR

Ordre des Passereaux. *Famille des* Ténuirostres.

Genre Martin-Pécheur. *(Cuvier)*

1 Der Eisvogel

PL. 139

2. LE MARTIN-PÉCHEUR HUPPÉ

3 LE MARTIN-PÉCHEUR À TÊTE GRISE

Ordre des Passereaux .... *id* ...... *id.*

2 Der gehaubte Eisvogel 3 Der grauköpfige Eisvogel

1. LE GRAND MARTIN-PÉCHEUR
Ordre des Passereaux. *Famille des* Ténuirostres.
Genre Martin-Pécheur. *(Cuvier)*
1 *Der groſse Eisvogel*

PL. 40

2. LE JACAMAR
Ordre des Passereaux *Genre* Jacamar. *(Cuvier)*
2 *Der Jakamar*

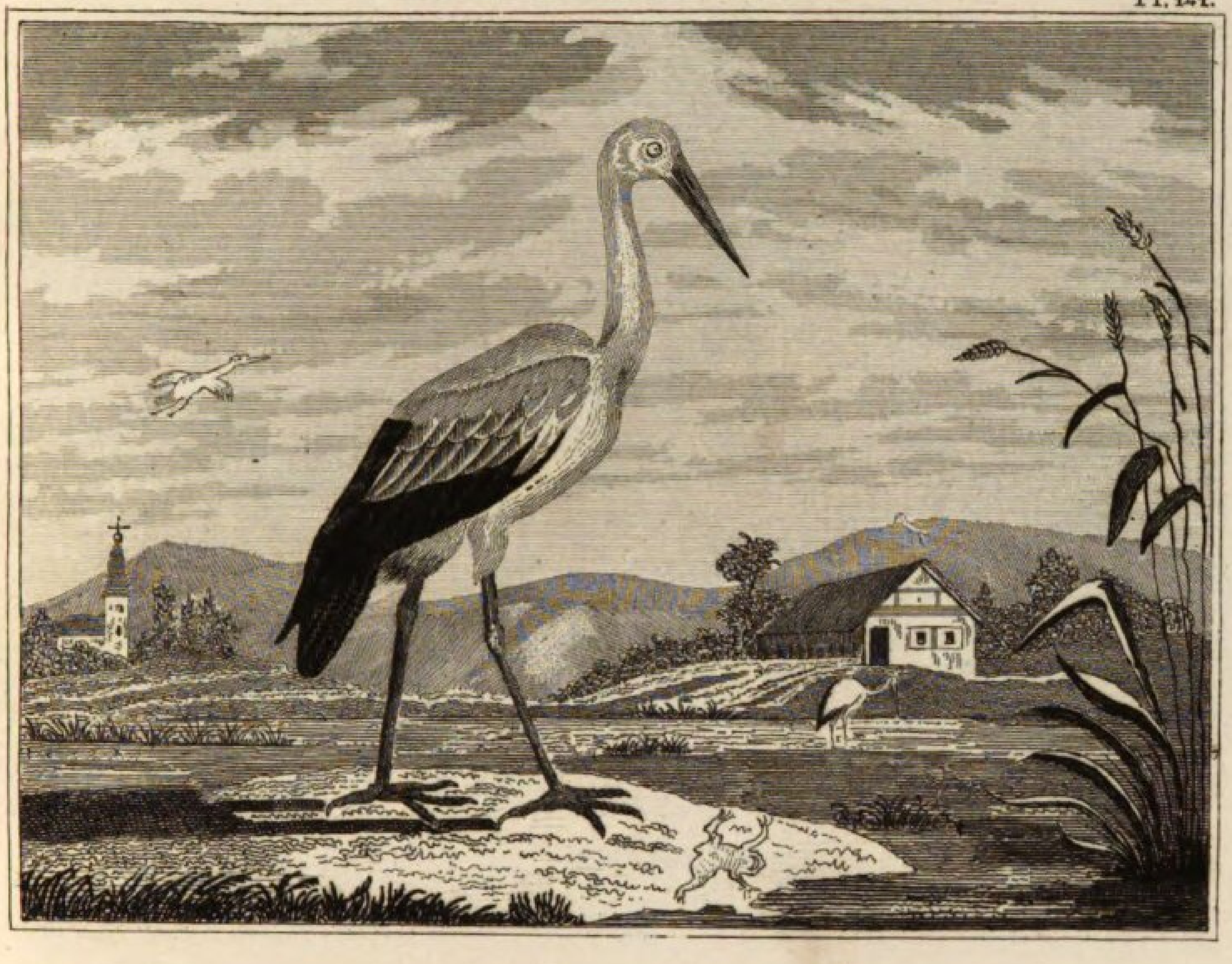
LA CIGOGNE BLANCHE

Ordre des Echassiers. *Famille des* Cultrirostres.

Genre Cigogne. *(Cuvier)*

Der weisse Storch.

Pl. 141.



LA CIGOGNE NOIRE

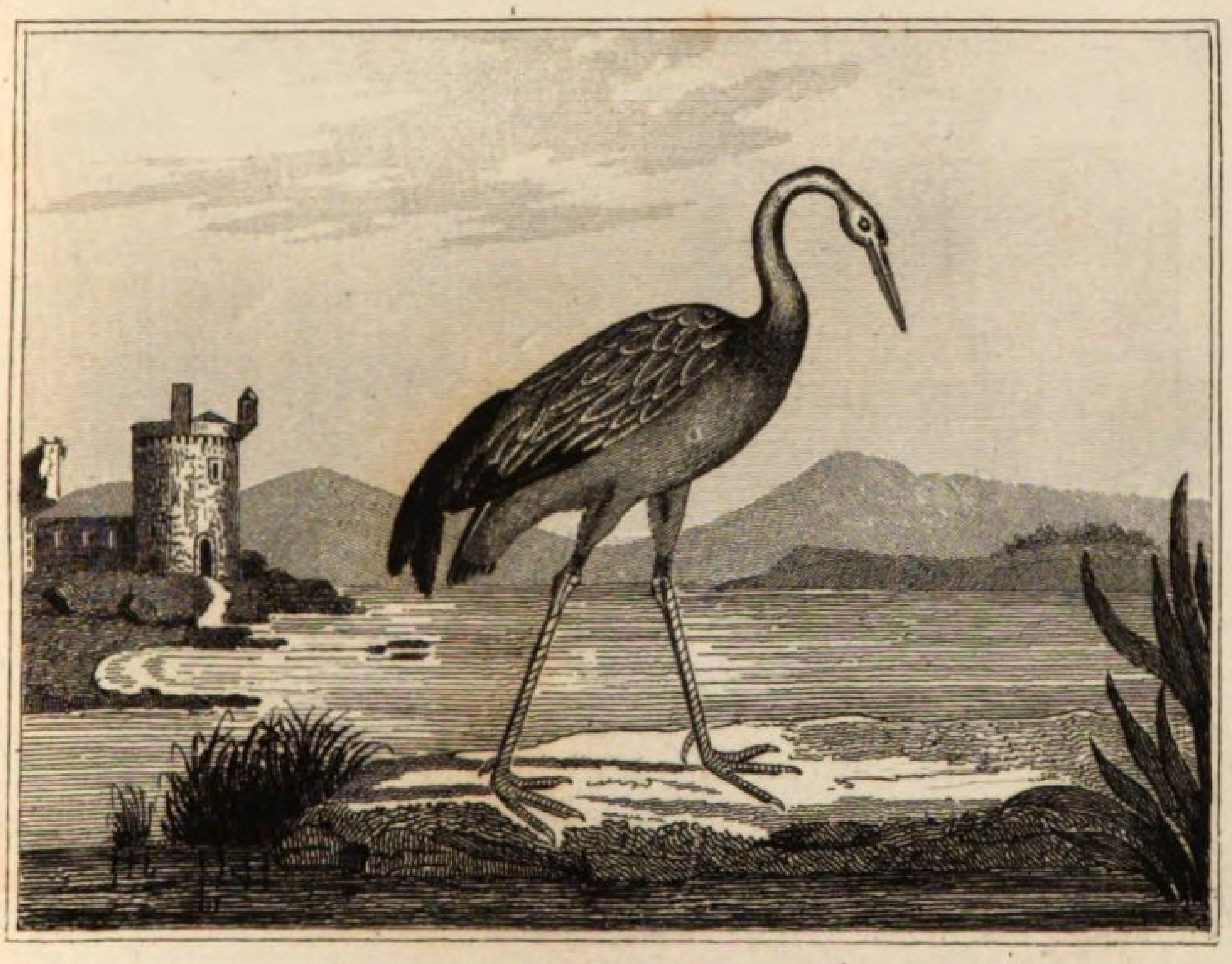
Ordre des Echassiers ...... *id.* ...*id*

Der schwarze Storch.

LE JABIRU

Ordre des Echassiers. *Famille des* Cultrirostres
Genre Jabiru. *(Cuvier)*
Der Jabiru.

Pl. 142.



LA GRUE

Ordre des Echassiers. *Famille des* Cultrirostres
Genre Grue *(Cuvier)*
Der Kranich.

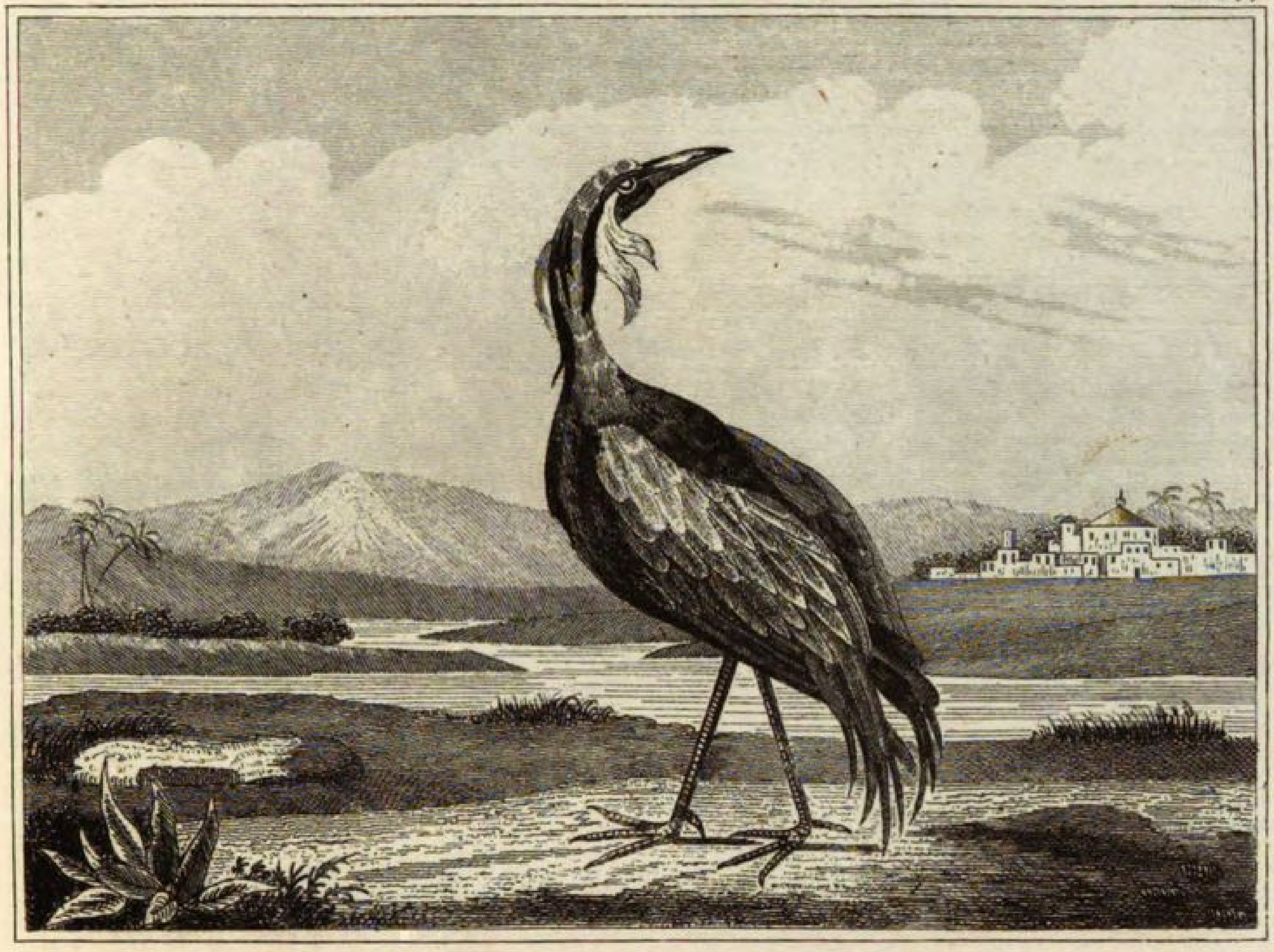
LA DEMOISELLE DE NUMIDIE

Ordre des Echassiers *Famille des* Cultrirostres

Genre Grue *(Cuvier)*

Die numidische Jungfer

Pl. 143



L'OISEAU ROIAL

Ordre des Echassiers .... *id* .... *id*

Der Königsvgel

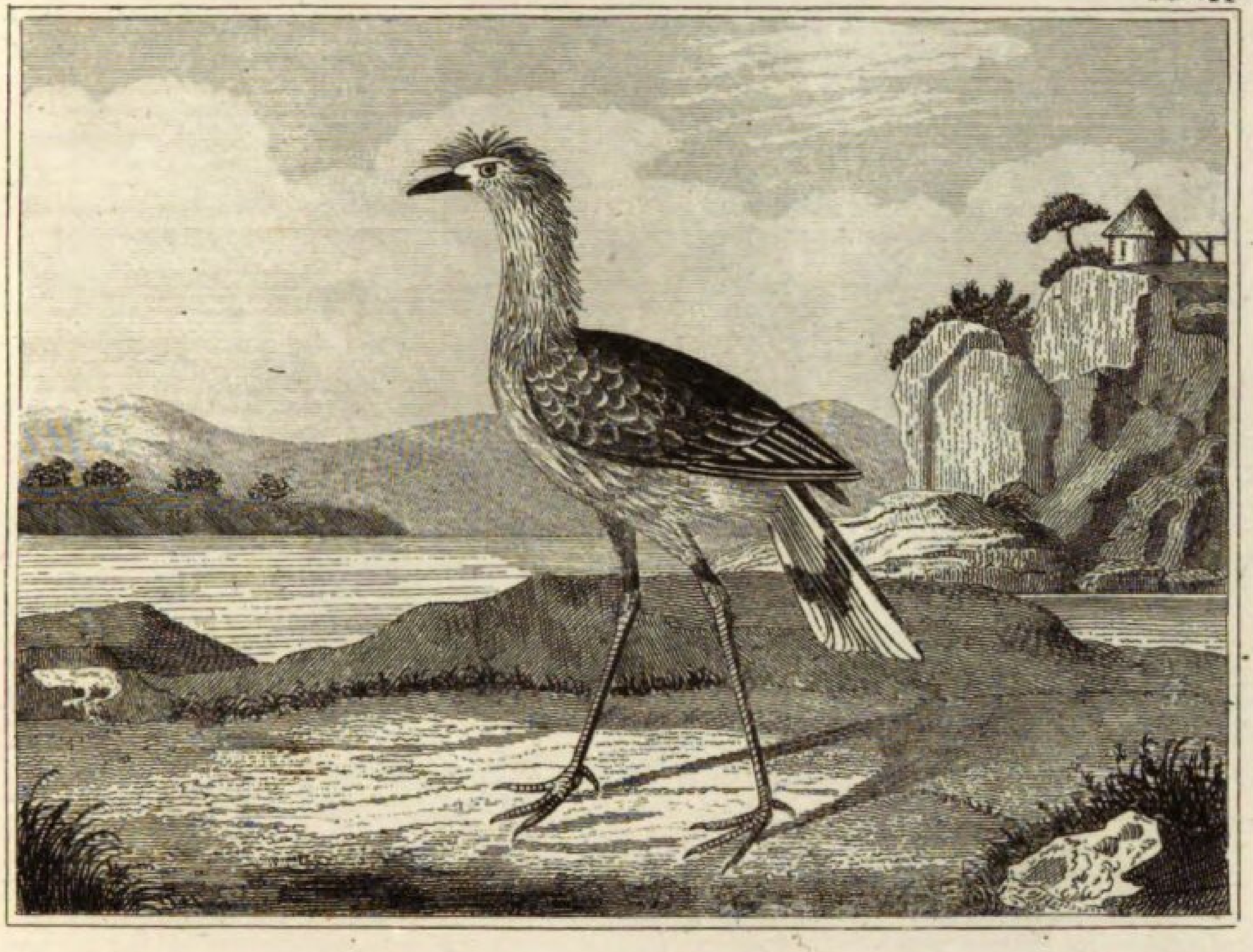
LE CARIAMA

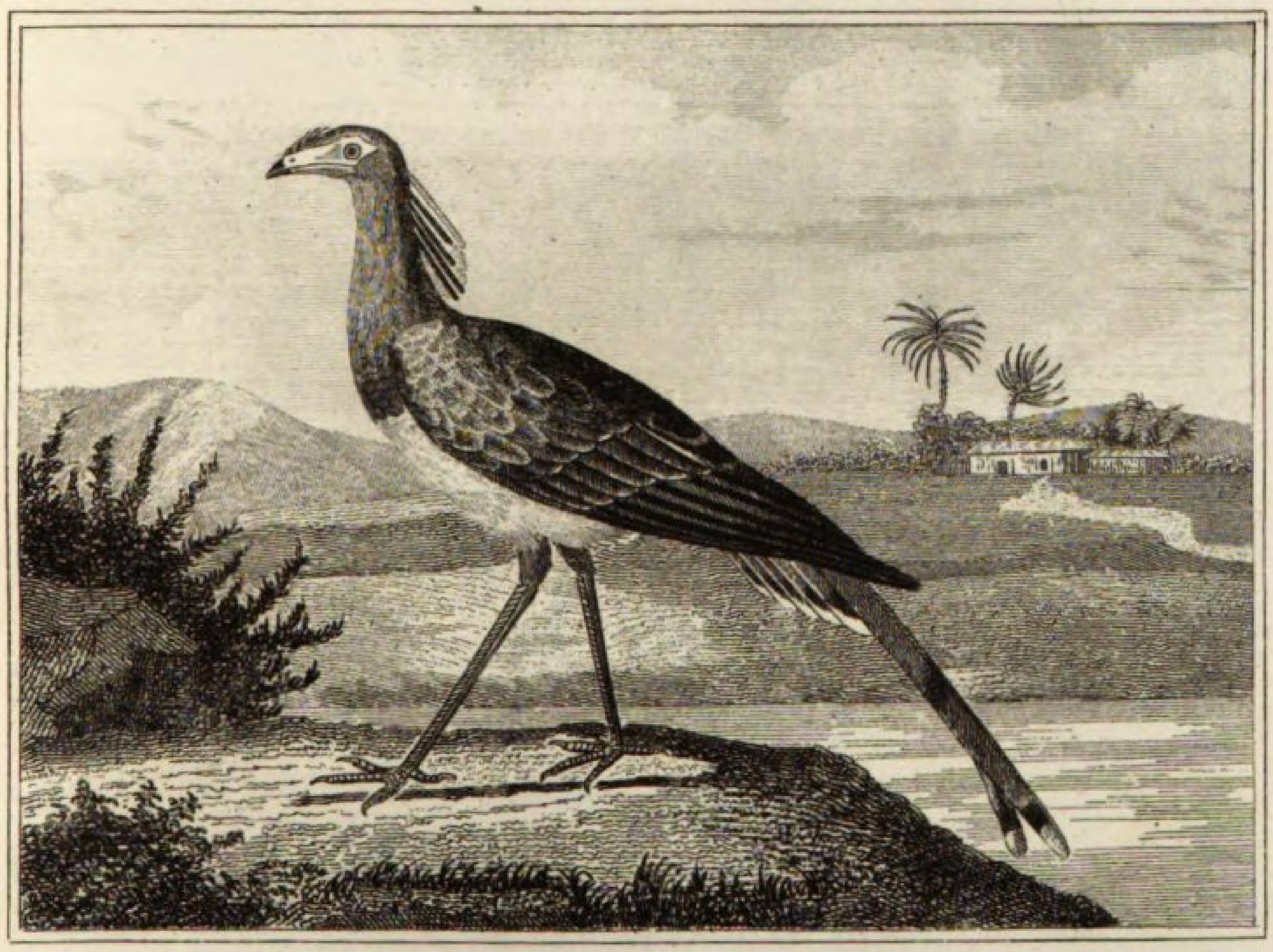
Ordre des Echassiers *Famille des* Pressirostres

Genre Cariama *(Cuvier)*

Der Kariama

Pl. 144





LE SECRETAIRE

Ordre des Echassiers *Famille des* Uncirostres

Genre Secretaire *(Cuvier)*

Der Sekretair

LE KAMICHI

Ordre des Echassiers *Famille des* Longirostres

Genre Kamichi *(Cuvier)*

Der Kamichi

Pl. 145

LE HÉRON COMMUN

Ordre des Echassiers *Famille des* Cultrirostres

Genre Héron *(Cuvier)*

Der gemeine Reiher

LE HERON POURPRE

Ordre des Echassiers *Famille des* Cultrirostres

Genre Heron. *(Cuvier)*

Der Purpurreiher

Pl. 146

LE HÉRON AIGRETTE

Ordre des Echassiers .... *id* .... *id*

Die Aegrette.

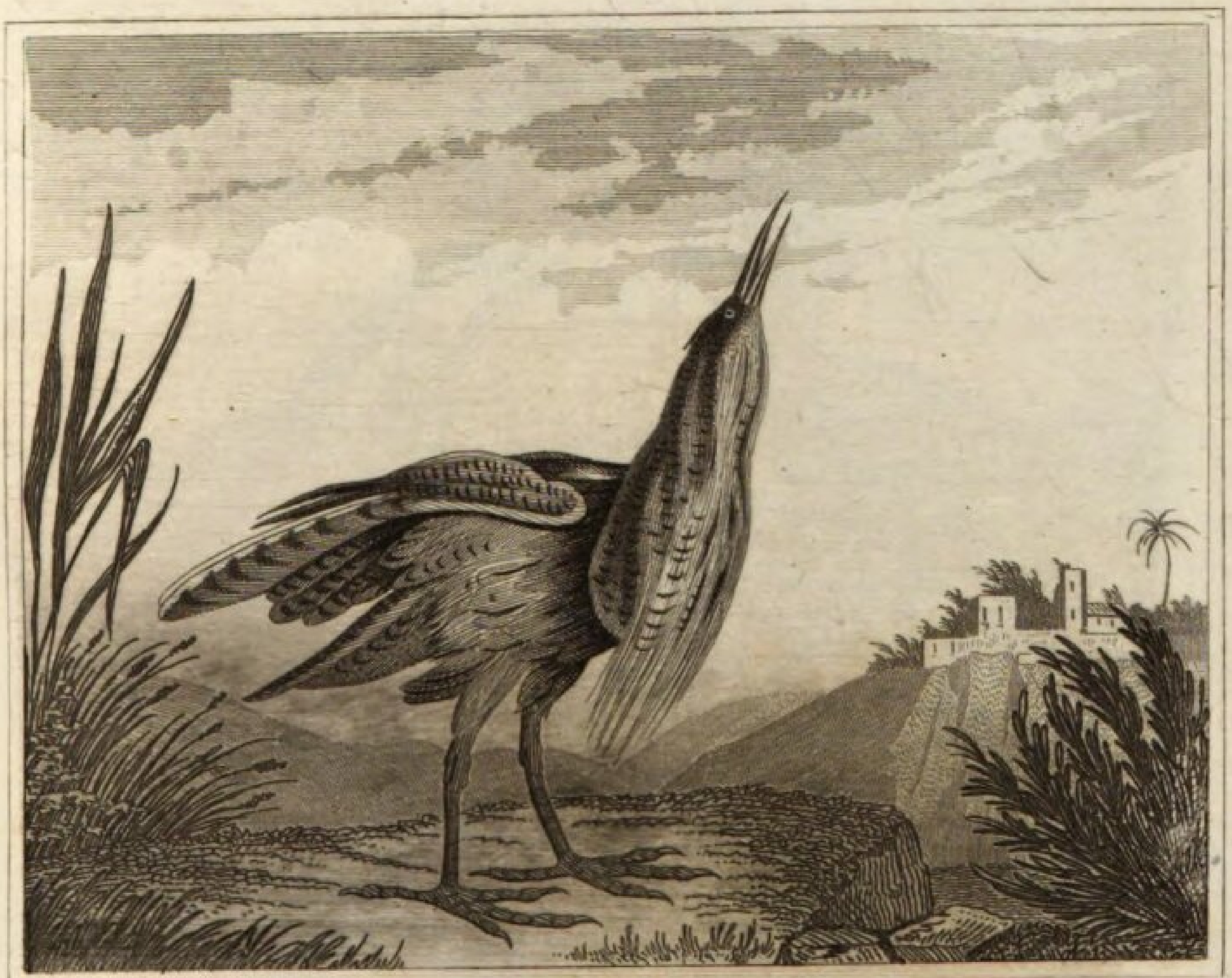
LE BEC-OUVERT

Ordre des Echassiers *Famille des* Cultrirostres.

Genre Bec-ouvert *(Cuvier.)*

Der Offenschnabel.

Pl 147.



LE BUTOR

Ordre des Echassiers *Famille des* Cultrirostres.

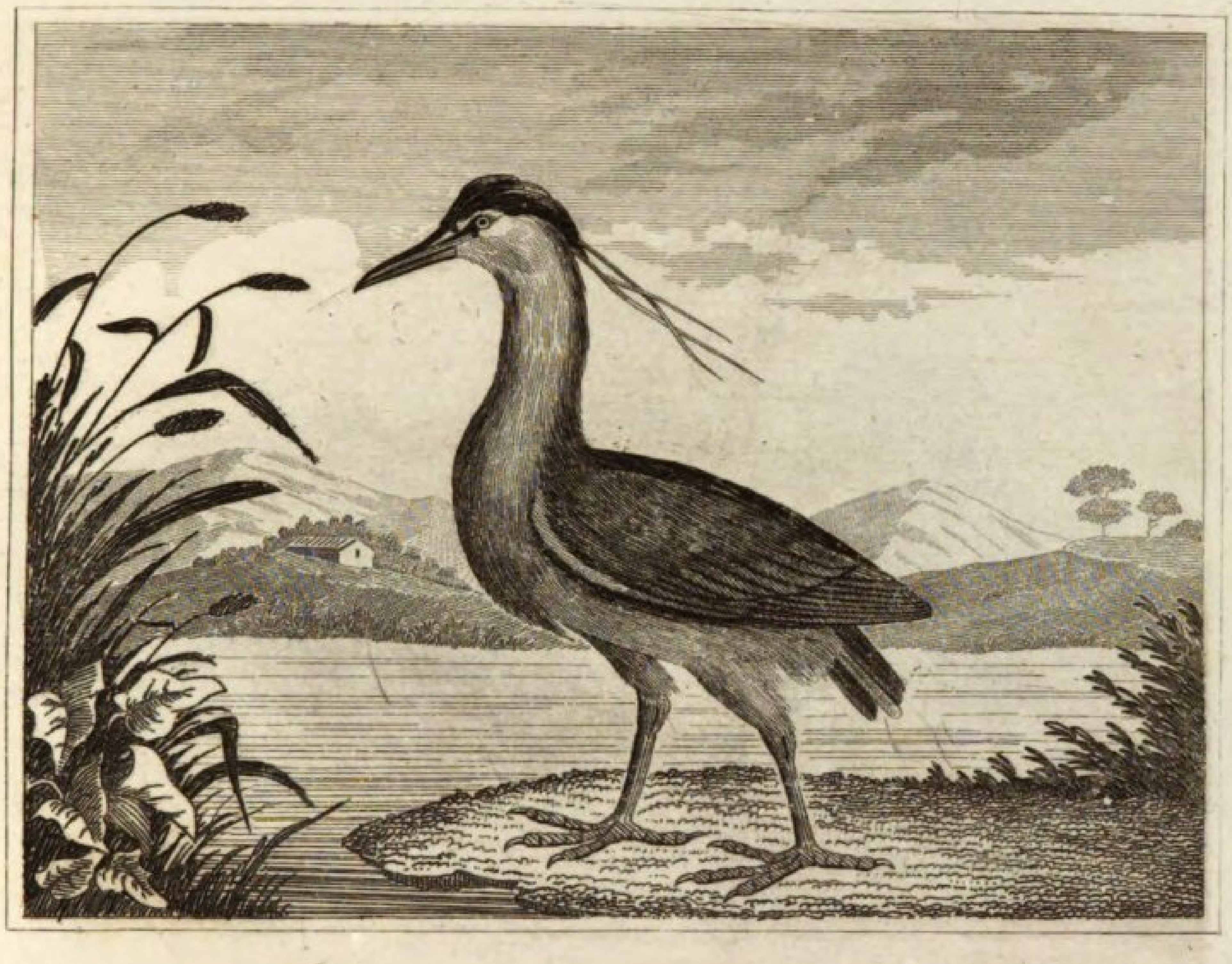
Genre Héron *(Cuvier.)*

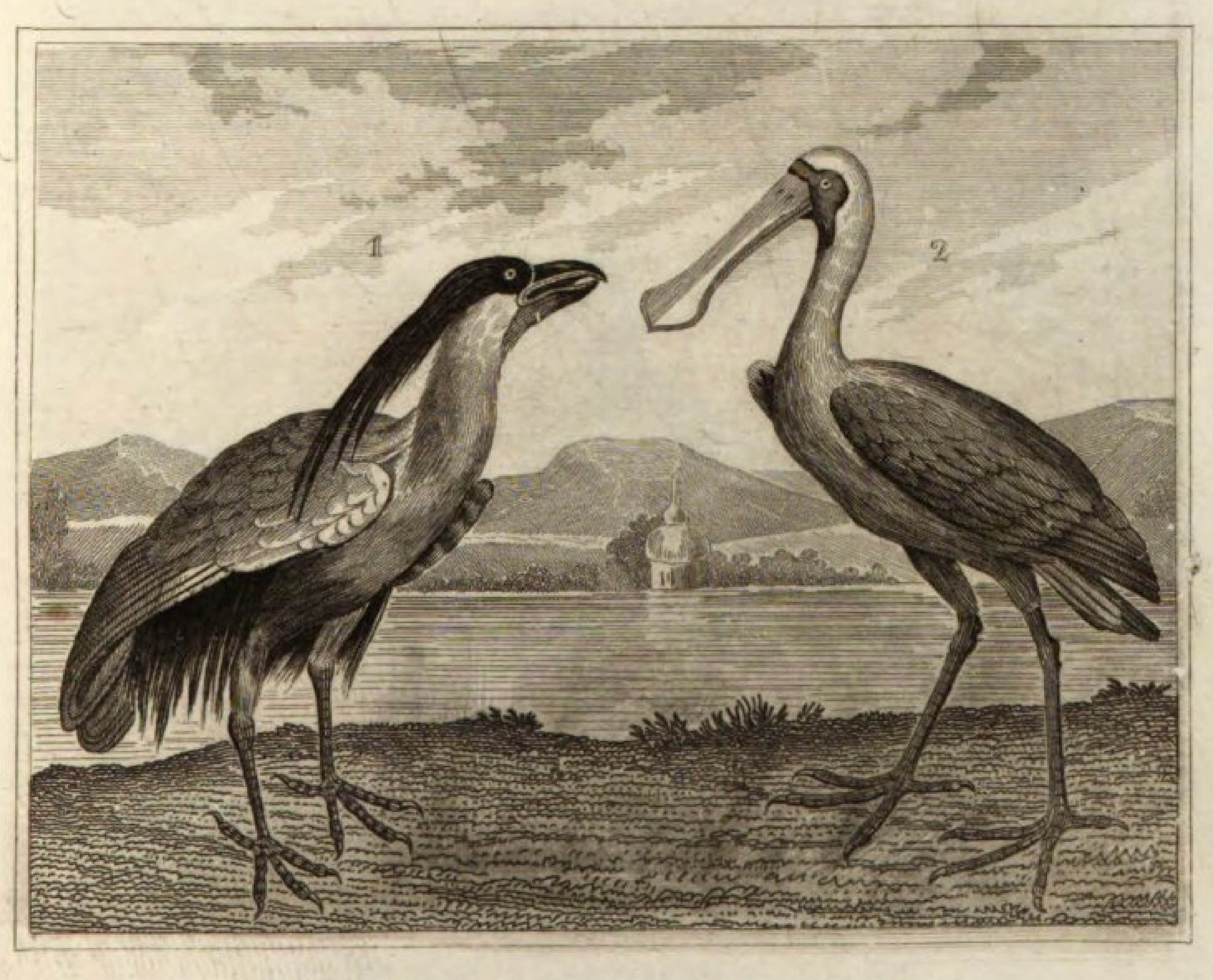
Der Rohrdommel.

LE BIHOREAU

Ordre des Echassiers *Famille des* Cultrirostres.
Genre Héron *(Cuvier)*
Der Schildreiher

Pl 118.





1. LE SAVACOU. 2. LE SPATULE

Ordre des Echassiers *Famille des* Cultrirostres
Genre Savacou et Spatule *(Cuvier.)*
1. Der Sawaku. 2. Der Löffelreiher

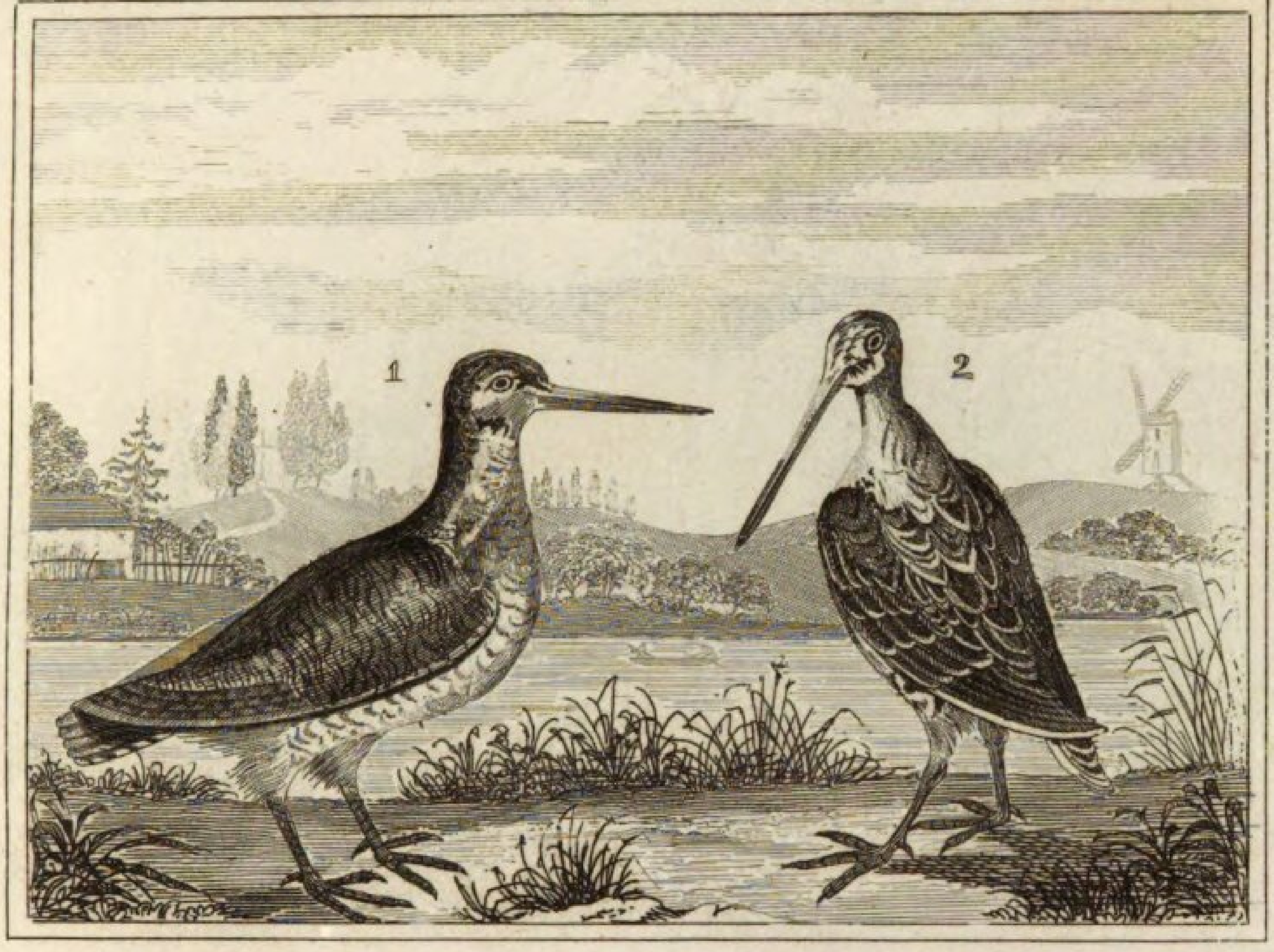
1. LA BÉCASSE. 2. LA BÉCASSINE

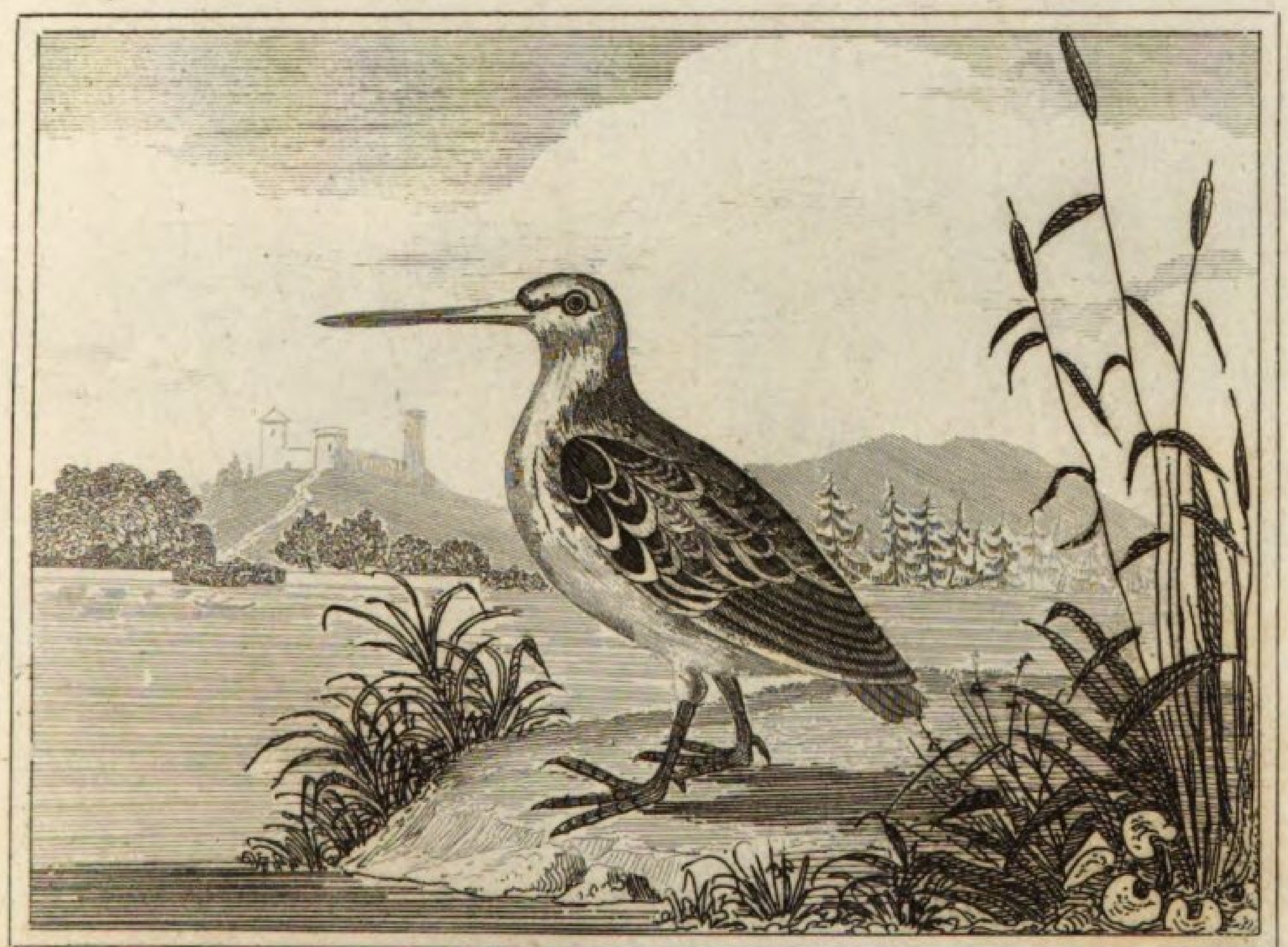
Ordre des Echassiers *Famille des* Longirostres

Genre Bécasse *(Cuvier)*

1. Die Schnepfe. 2. Die Himmelsziege

PL. 149.





LA BÉCASSINE SOURDE

Ordre des Echassiers *id.... id....*

Die taube Himmelsziege.

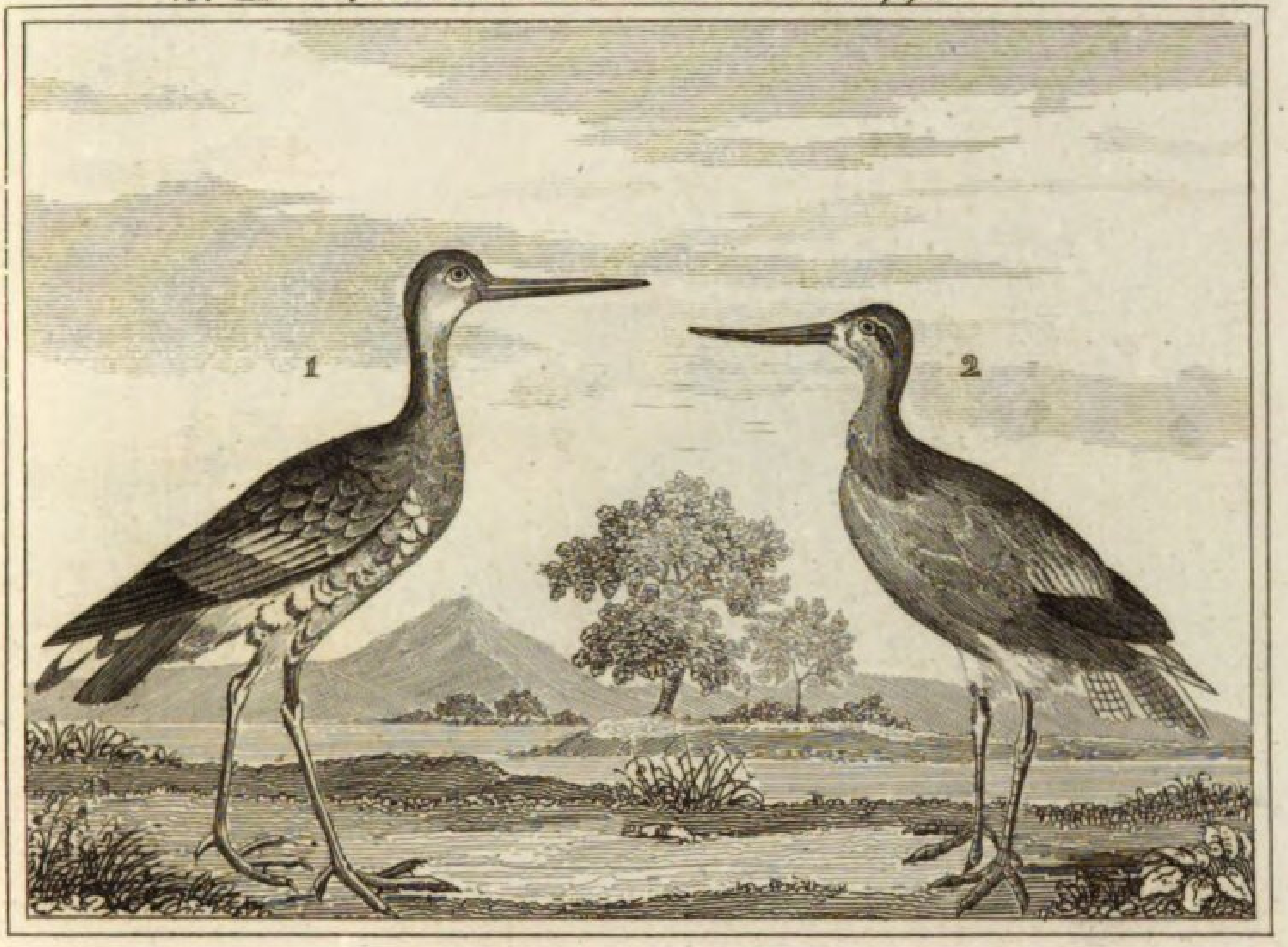
1. LA BARGE COMMUNE. 2. LA BARGE ROUSSE

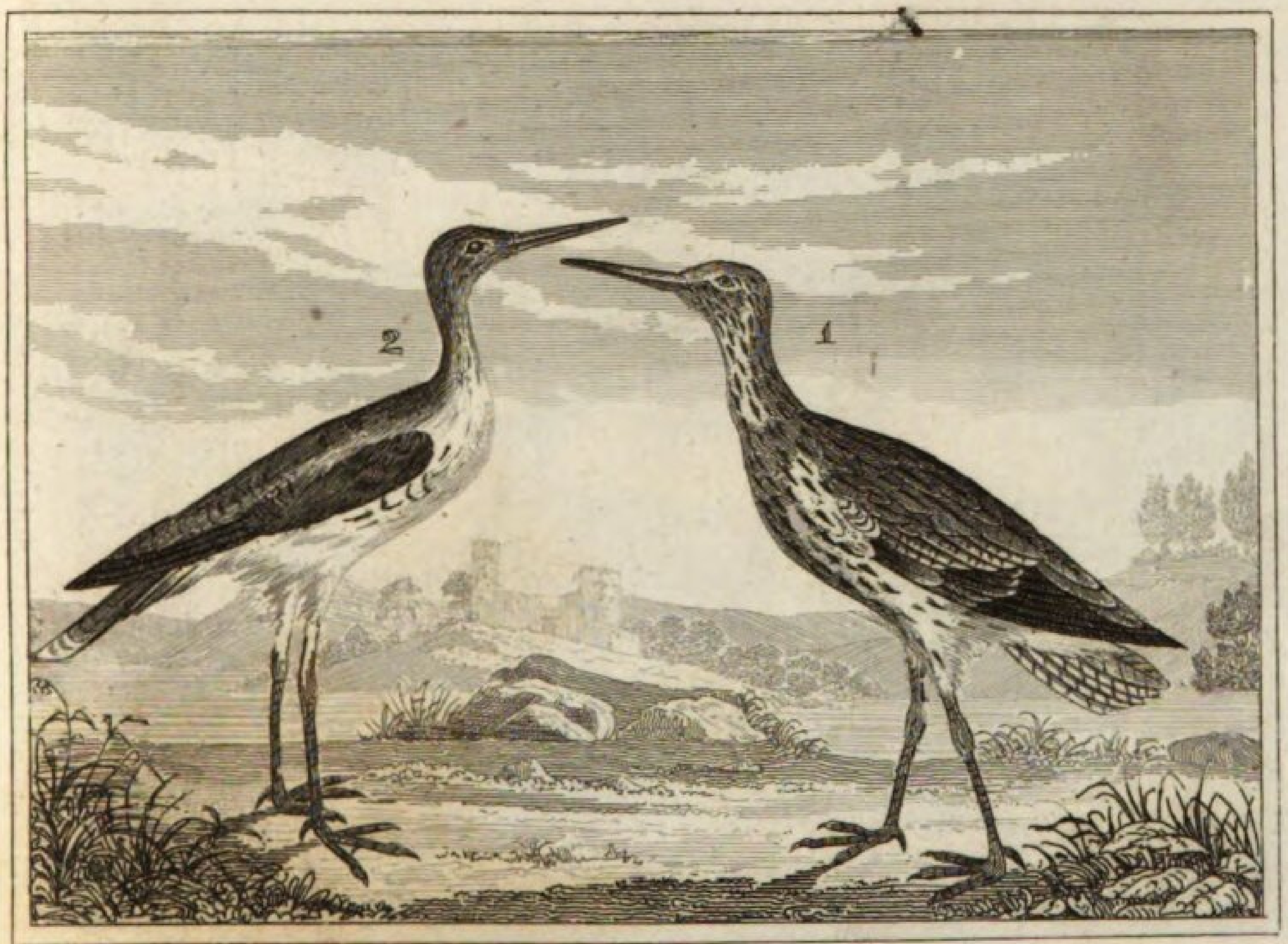
Ordre des Echassiers *Famille des* Longirostres

Genre Bécasse *(Cuvier)*

1. Die gemeine Leimschnepfe.

2. Die fuchsrothe Leimschnepfe.





1. LE CHEVALIER AUX PIEDS ROUCES

2. LE CHEVALIER COMMUN

Ordre des Echassiers *id.....id*

1. Der rothfüſsige Reiter.

2. Der gemeine Reiter.

LE COMBATTANT

Ordre des Echassiers *Famille des* Longirostres

Genre Bécasse *(Cuvier)*

Der Kampfhahn.

Pl. 151.

1. LA MAUBECHE CRISE

2. LE BECASSEAU VIOLET

Ordre des Echassiers . . . . *id*, . . . *id*

1. Der graue Strandläufer.

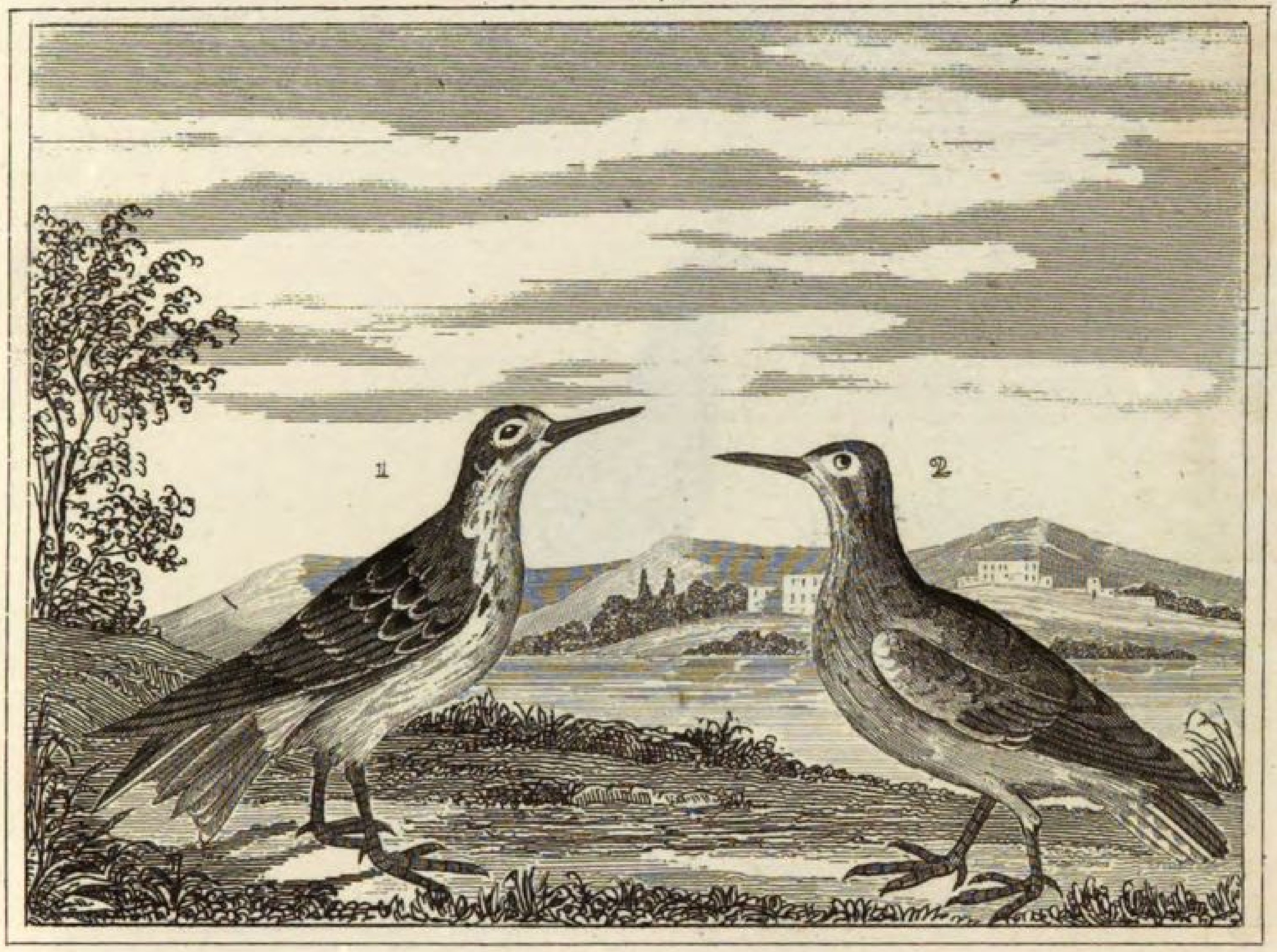
2. Die veilchenblaue Waſserschnepfe.

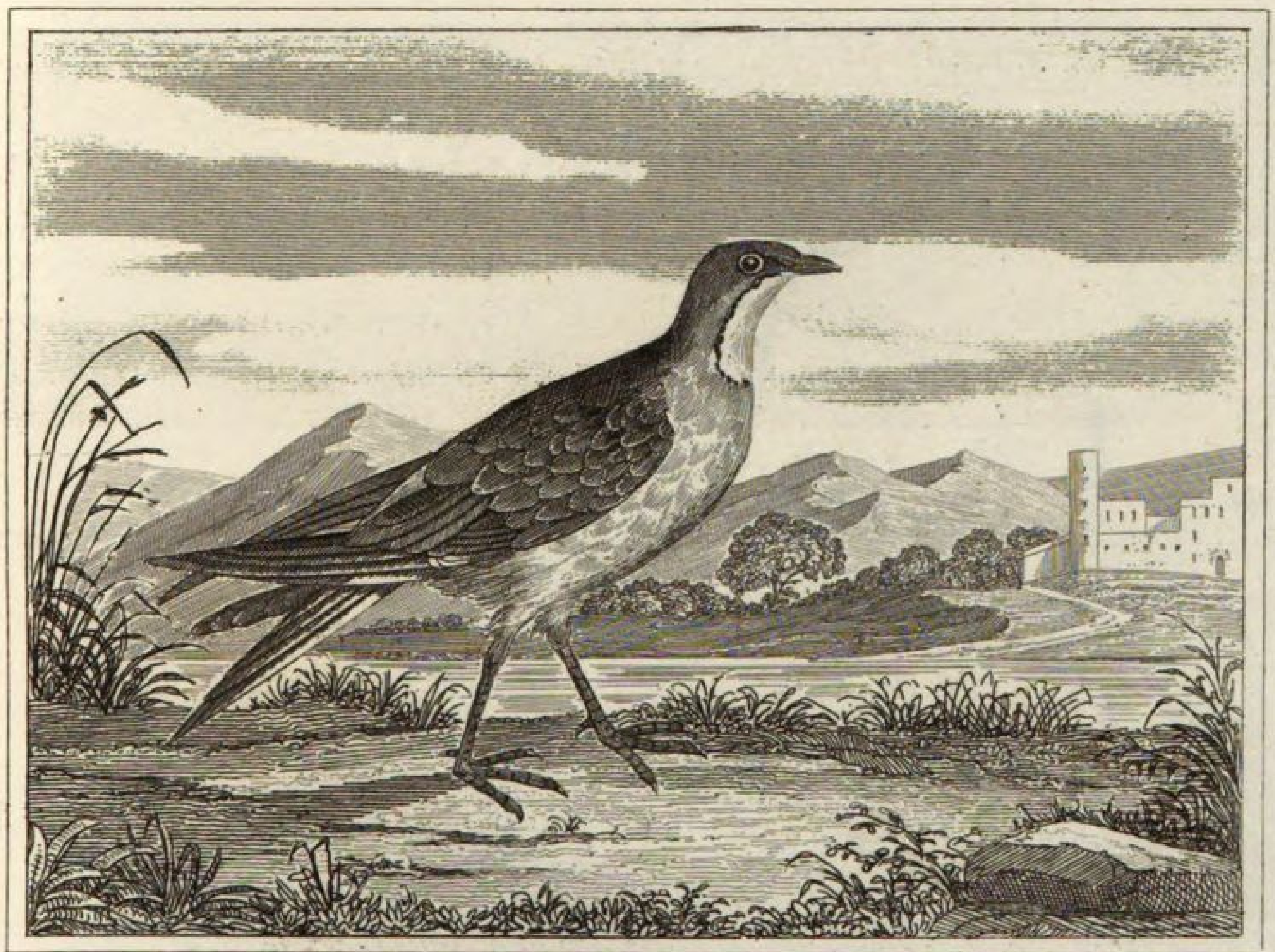
1. LE BECASSEAU ECHASSE 2. LA GUINGNETTE

Ordre des Echassiers *Famille des* Longirostres

Genre Bécasse *(Cuvier)*

1. Die Stelzenwasserschnepfe. 2. Der Sandpfeifer.





LA PERDRIX DE MER

Ordre des Echassiers . . . . *id*. . . . *id*

Das Seerebhuhn.

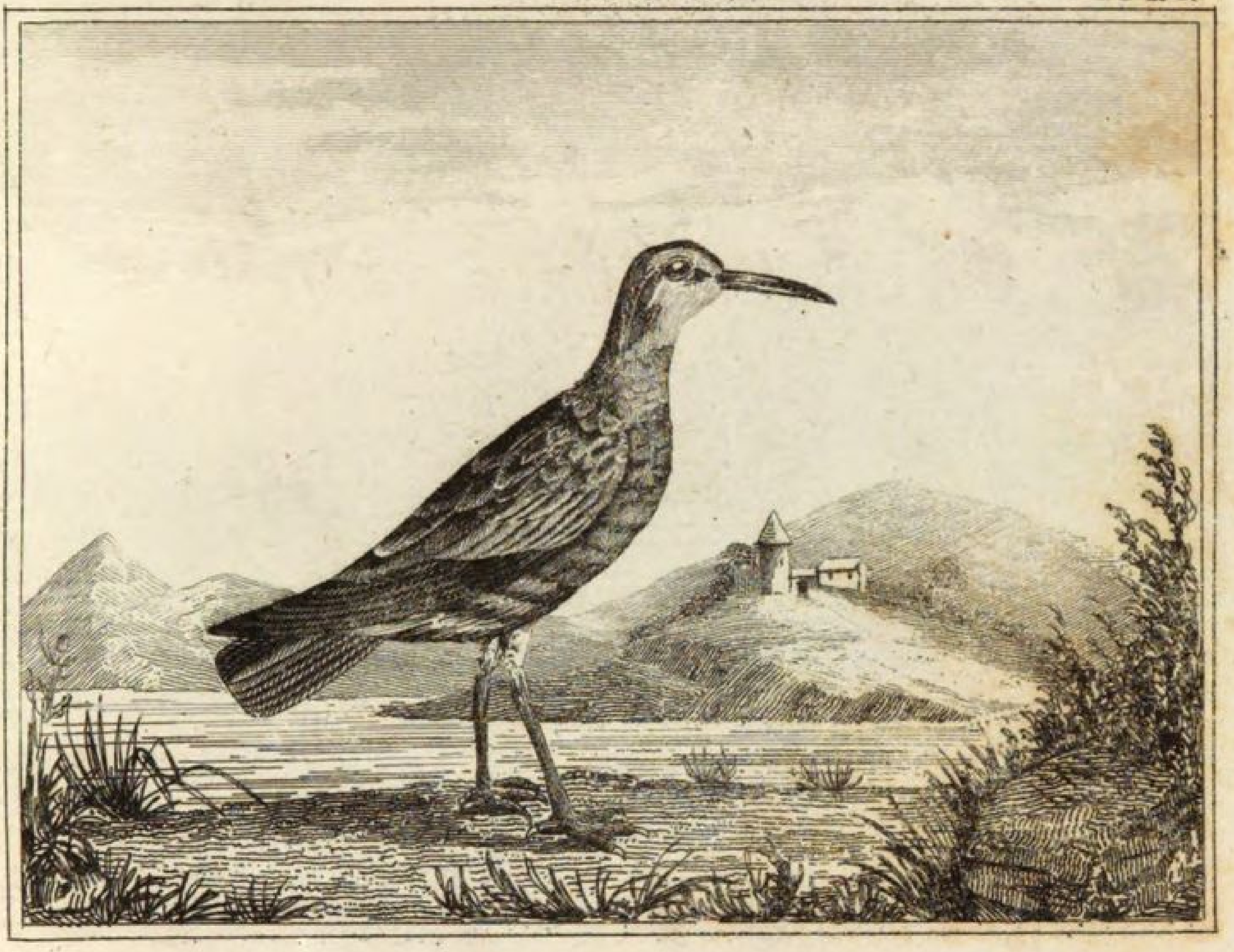
L'ALOUETTE DE MER

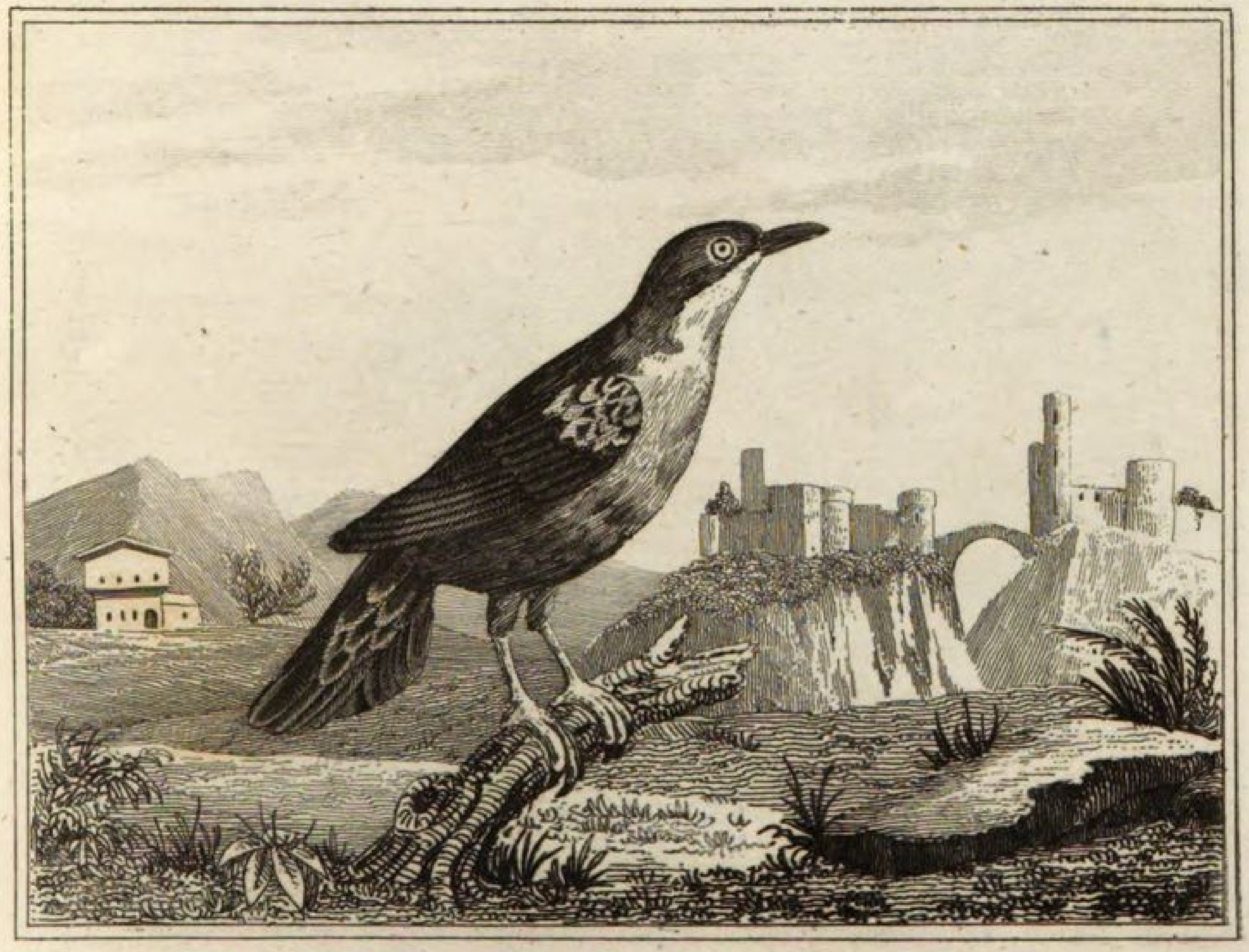
Ordre des Echassiers. *Famille des* Longirostres

Genre Bécasse. *(Cuvier)*

Die Seelerche.

Pl. 153.





LE CINCLE PLONCEUR

Ordre des Passereaux. *Famille des* **Dentirostres**

Genre Cincle *(Cuvier)*

Der Taucherzingel.

L'IBIS BLANC

Ordre des Echassiers *Famille des* Longirostres

Genre Bécasse. *(Cuvier)*

Der weisse Ibis.

Pl. 154.

L'IBIS NOIR

Ordre des Echassiers ..... *id.* ..... *id*

Der schwarze Ibis.

LE COURLIS

Ordre des Echassiers *Famille des* Longirostres
Genre Bécasse. *(Cuvier)*

Der Sichler

Pl. 155

LE COURLIEU

Ordre des Echassiers *id... id*

Der kleine Sichler

LE VANNEAU

Ordre des Echassiers. *Famille des* Pressirostres

Genre Vanneau. *(Cuvier)*

Der Kiebitz

Pl, 156.

LE VANNEAU SUISSE

Ordre des Echassiers.... *id. id*

Der Schweizer Kiebitz

LE VANNEAU ARMÉ DES INDES

Ordre des Echassiers *Famille des* Pressirostres

Genre Vanneau. *(Cuvier)*

Der indische bewaffnete Kiebietz.

Pl. 157

1. LE PLUVIER DORÉ. 2. LE PLUVIER À COLLIER

Ordre des Echassiers *Famille des* Pressirostres.

Genre Pluvier *(Cuvier)*

1. Der goldkrüne Regenpfeifer.

2. Der Halsbandregenvogel.

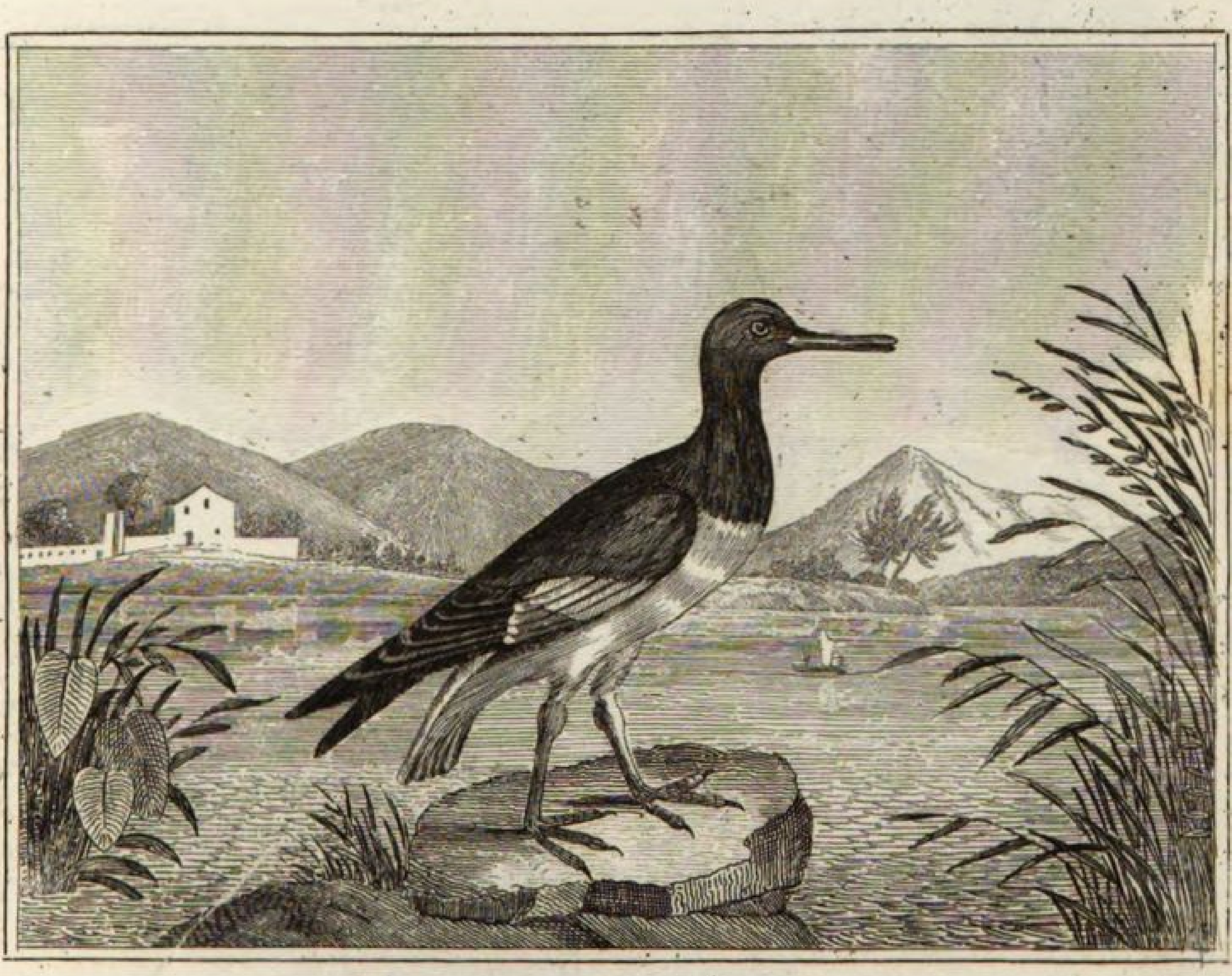
L'ÉCHASSE

Ordre des Echassiers. *Famille des* Longirostres

Genre Echasse. *(Cuvier.)*

Der Strandreiter.

Pl. 158.



L'HUITRIER

Ordre des Echassiers *Famille des* Pressirostres.

Genre Huitrier. *(Cuvier.)*

Der Austernfischer.

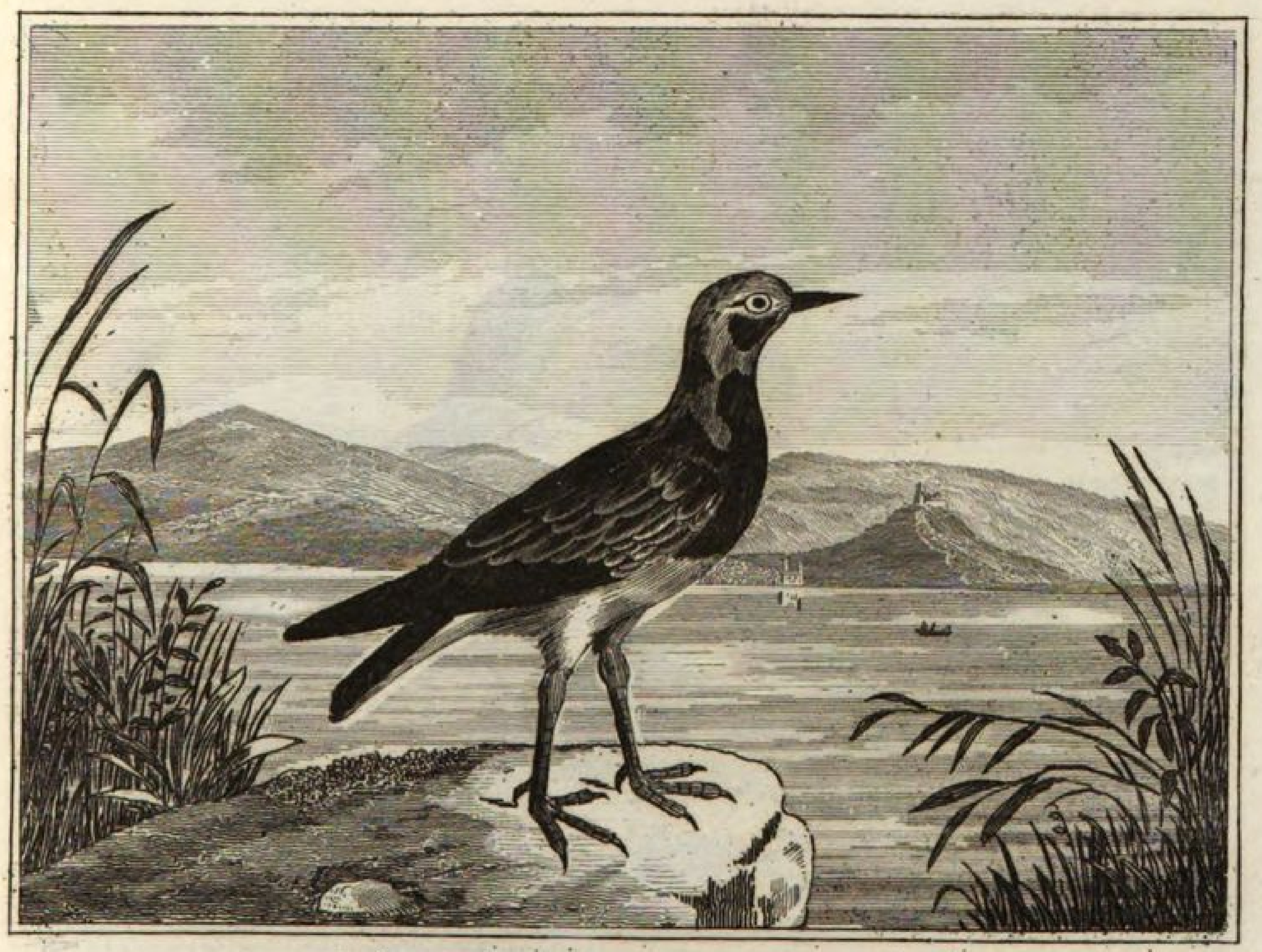
LE COURE-VITE

Ordre des Echassiers. *Famille des* Pressirostres

Genre Coure-vite. *(Cuvier)*

Der Schnellläufer

Pl. 159



LE TOURNE-PIERRE

Ordre des Echassiers *Famille des* Longirostres

Genre Bécasse. *(Cuvier)*

Der Steindreher.

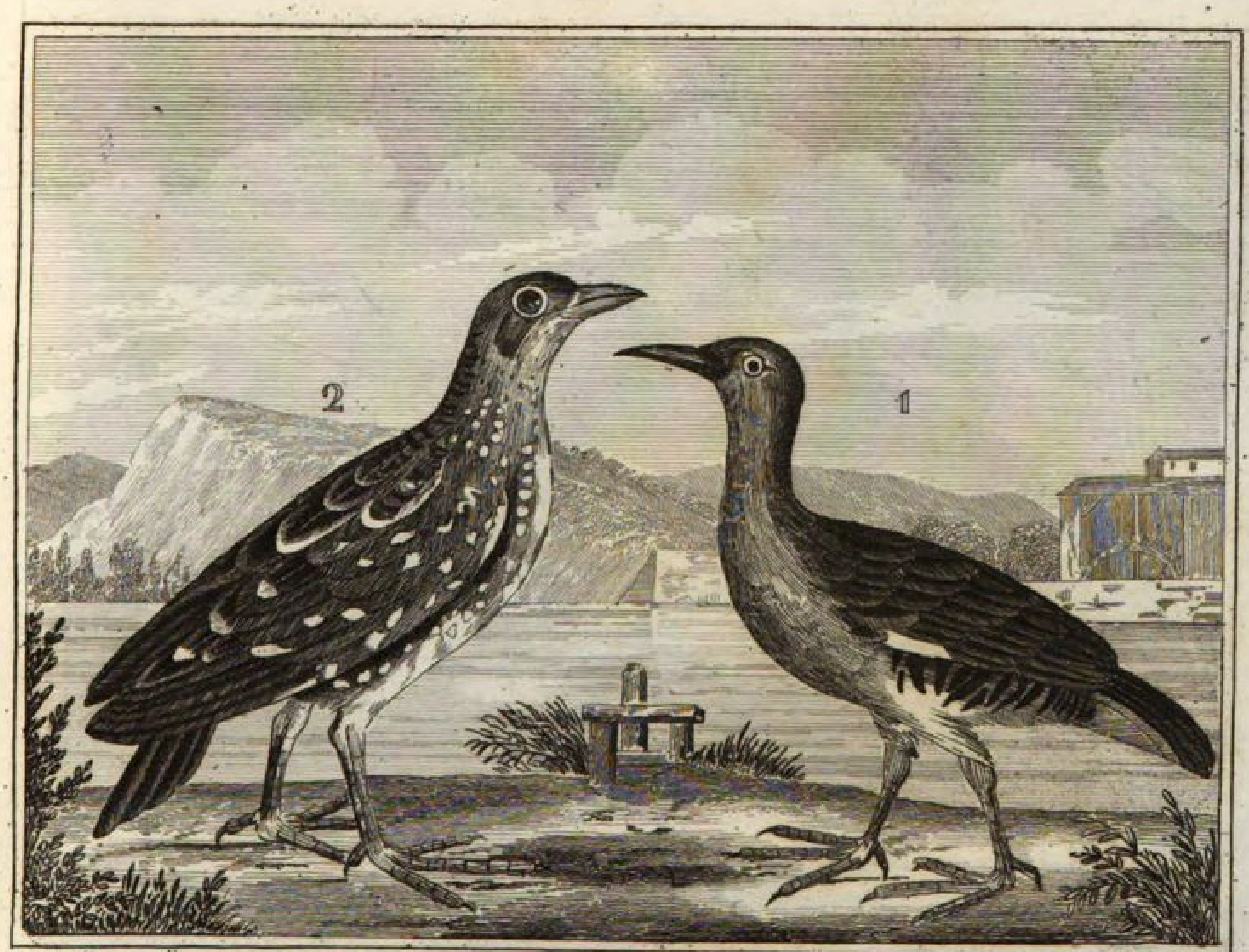
1. LE MERLE D'EAU. 2. LE RÂLE DE GENÊTS

Ordre des Echassiers *Famille des* Macrodactyles

Genre Râle. *(Cuvier.)*

1 Die Waſseramsel 2 Die Ginsterralle.

Pl. 160.



1. LE RÂLE D'EAU. 2. LA MAROUETTE

Ordre des Echassiers *id* .... *id*

1, Die Waſserralle 2 Das Grashuhn

LE CAURALE

Ordre des Echassiers *Famille des* Cultrirostres

Genre Grue *(Cuvier)*

Die Schwanzralle.

Pl.161

1. LA POULE D'EAU. 2. LA POULE SULTANE

Ordre des Echassiers *Famille des* Macrodactyles

Genre Fulica *(Cuvier)*

1. Das Waſserhuhn. 2. Das Purpurhuhn.

LA FOULQUE

Ordre des Echaſsiers *Famille des* Macrodactyles
Genre Fulica *(Cuvier)*

Die Fulke. (das gemeine Waſserhuhn)

Pl. 163.

LE JACANA

Ordre des Echaſsiers *Famille des* Macrodactyles
Genre Jacana *(Cuvier)*

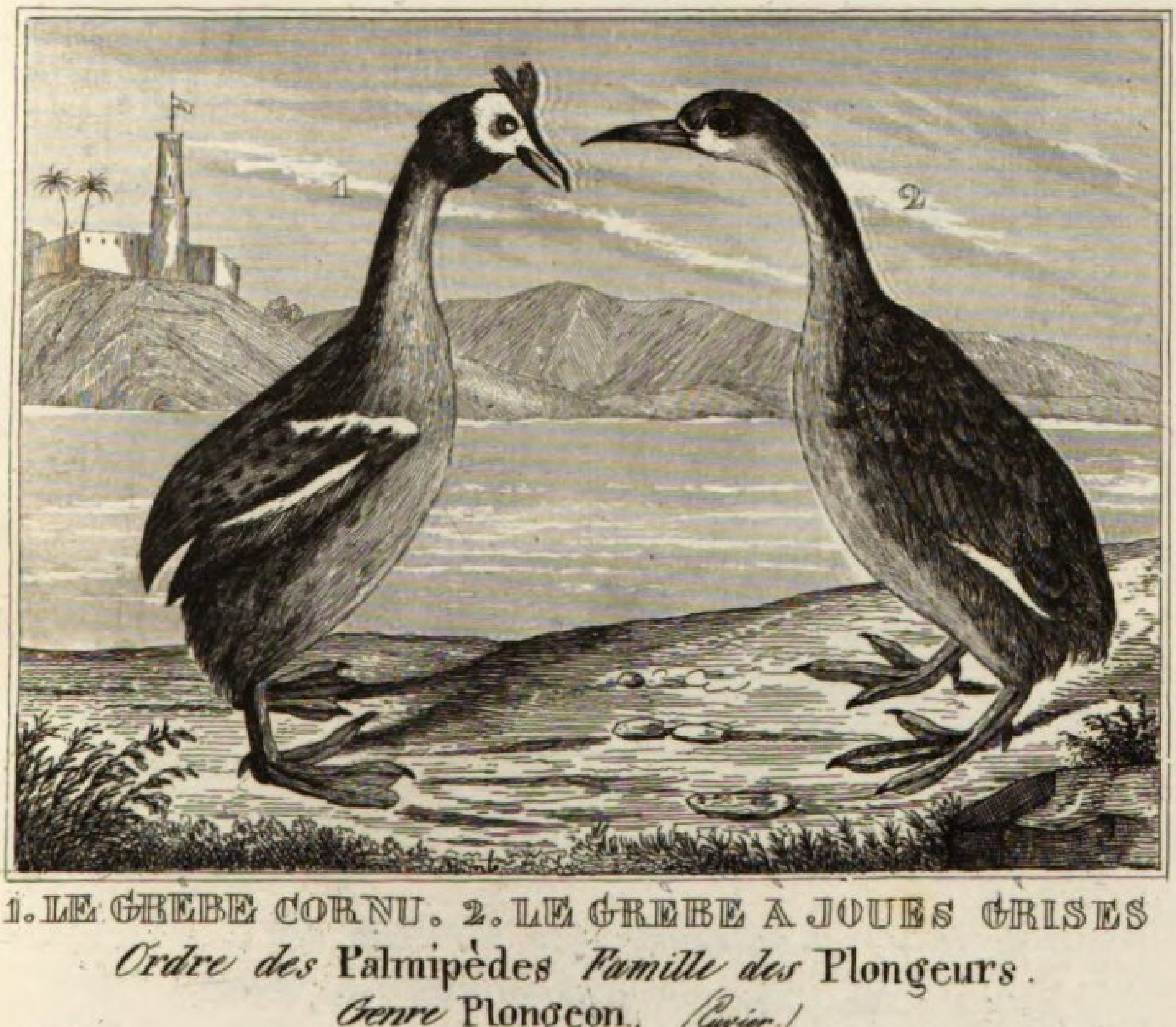
Der Jakana

1. LE PHALAROPE CENDRÉ
2. LE PHALAROPE À FESTON DENTELÉ

Ordre des Echaſsiers *Famille des* Longirostres *Genre* Bécaſse

1. Der aschfarbige Sturmsegler. 2. Der Sturmsegler mit gezähnelten Schwimmhäutchen.

Pl. 163.



1. LE GREBE CORNU. 2. LE GREBE A JOUES GRISES

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Plongeurs.

Genre Plongeon. *(Cuvier.)*

1. Die gehörnte Grebe. 2. Die grauwange Grebe.

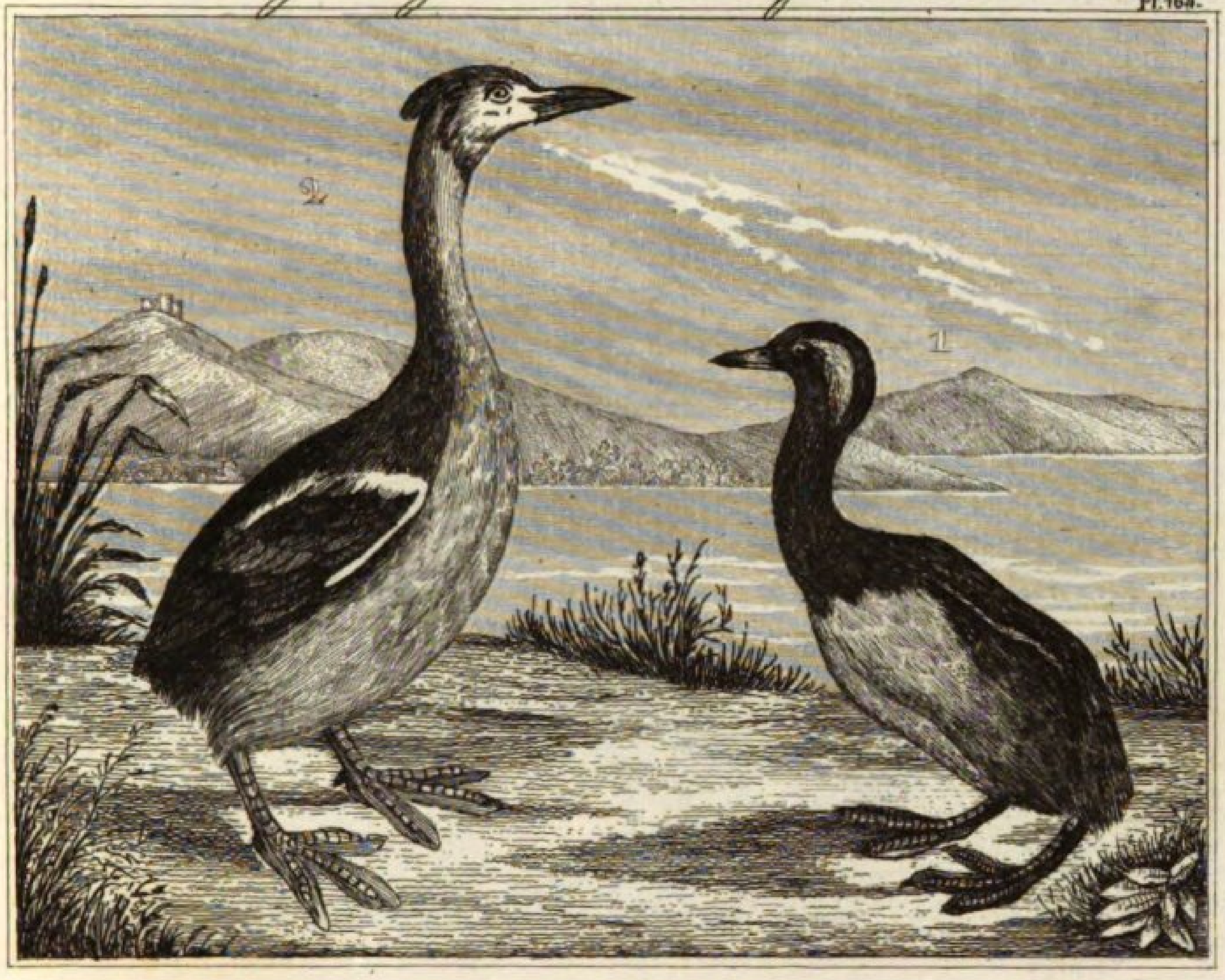
1. LE GRÊBE OREILLARD. 2. LE GRÊBE ESCLAVON

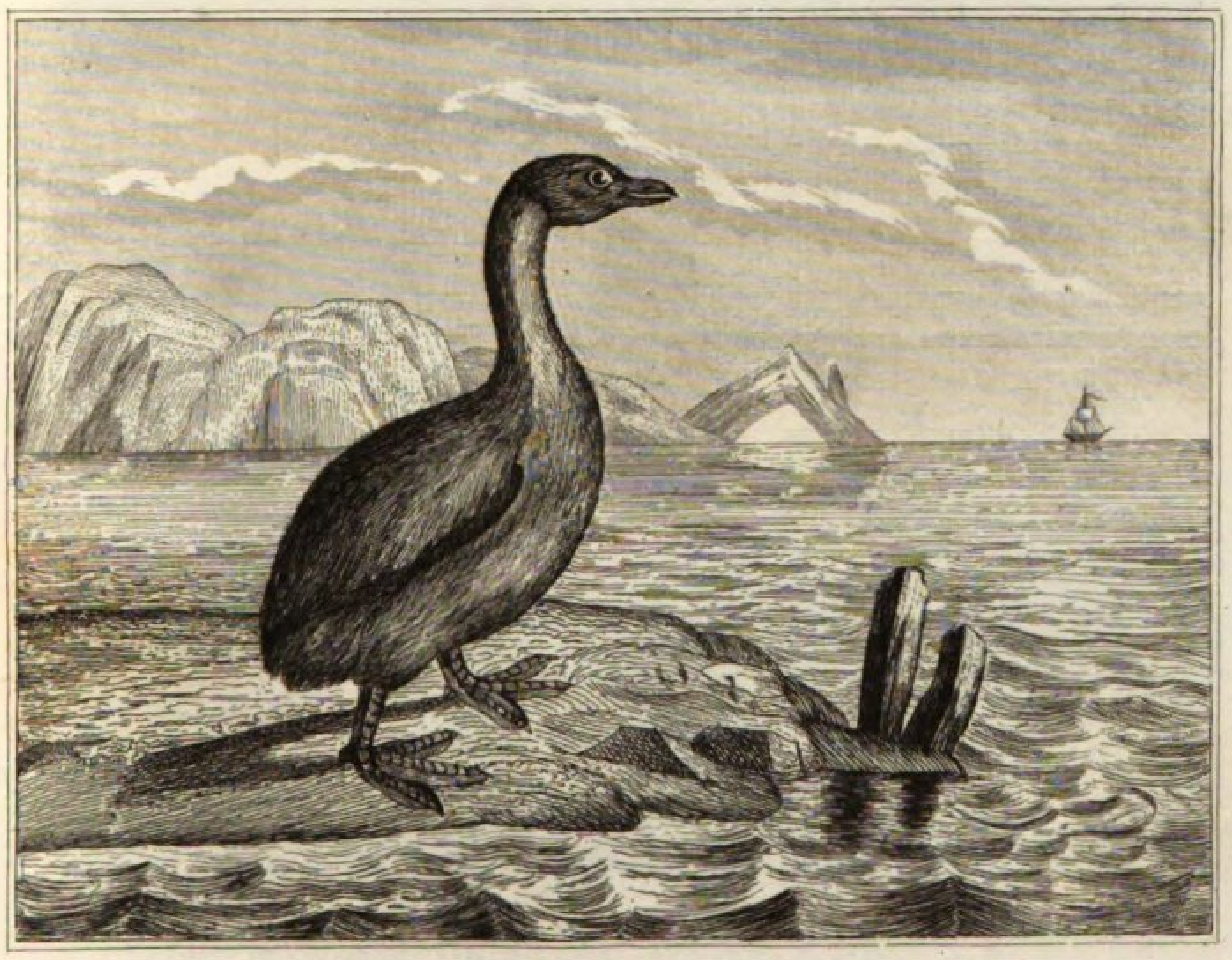
Ordre des Palmipèdes *Famille des* Plongeurs.

Genre Plongeon *(Cuvier)*

1. Die langöhrige Grebe. 2. Die ſlavoniſche Grebe.

Pl. 164.





LE GRÊBE CASTAGNEUX

Ordre des Palmipedes. ...... *id*... *id*...

Die Kastaniengrebe.

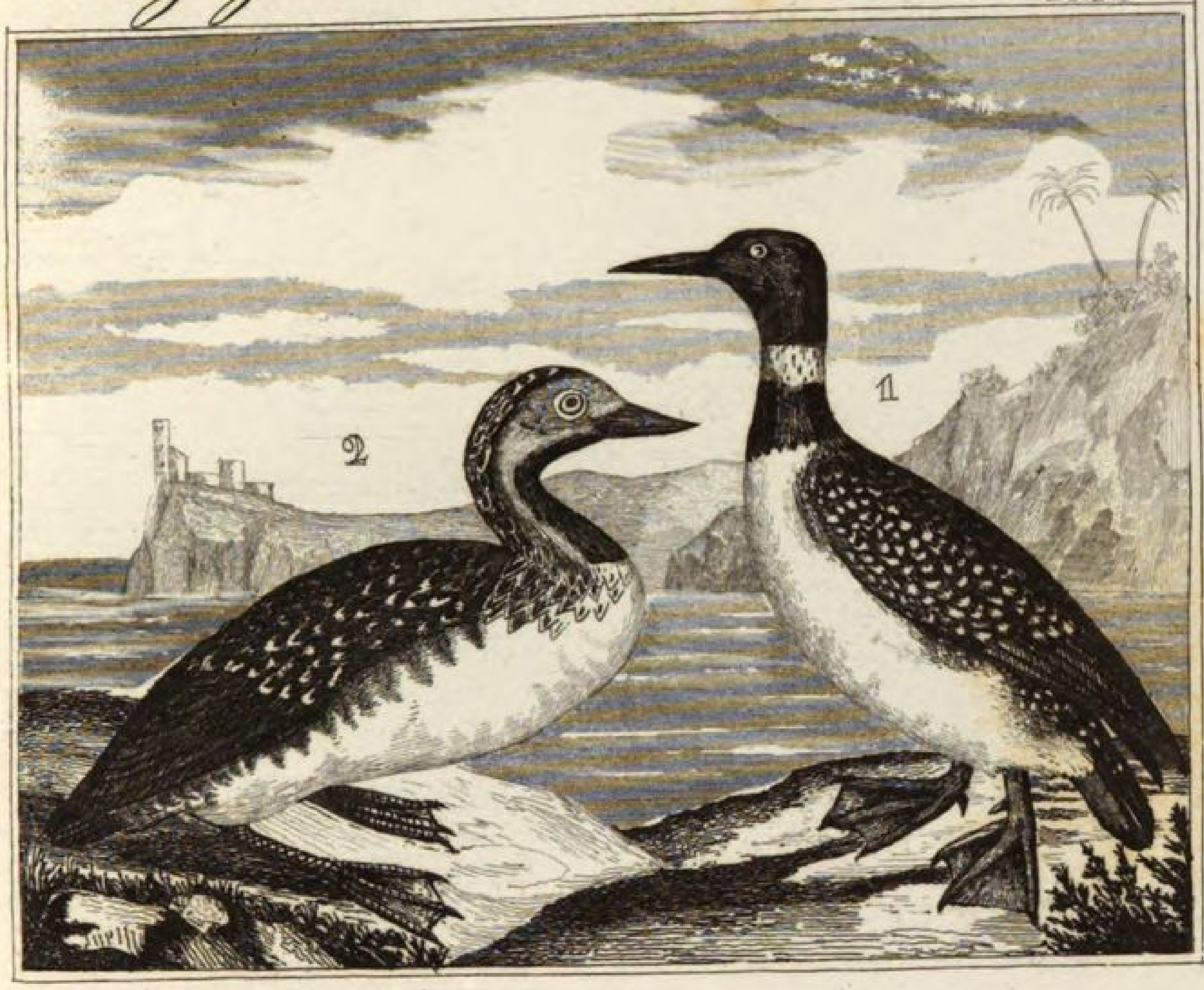
1. LE GRAND PLONGEON. 2. LE PLONGEON CAT-MARIN

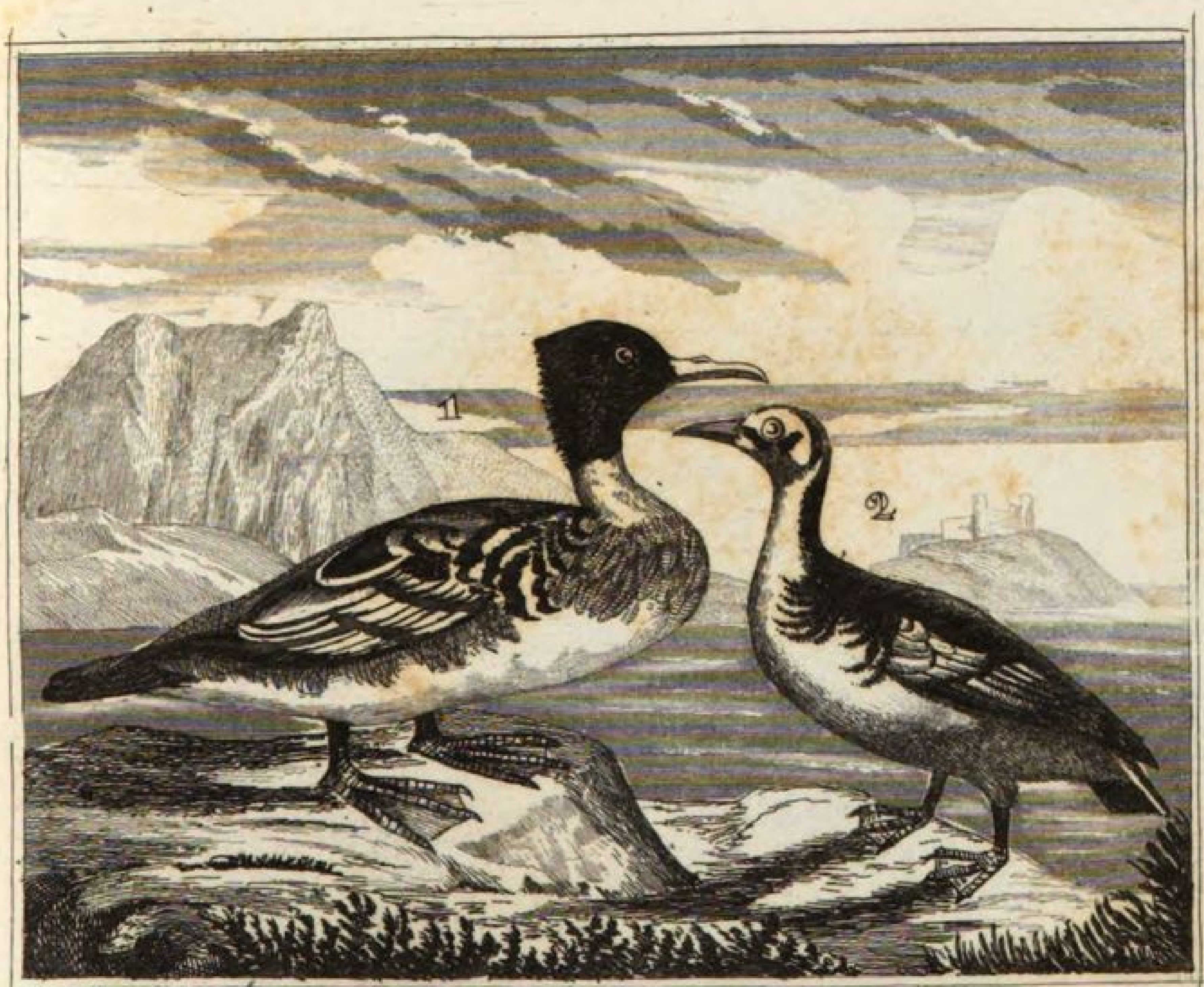
Ordre des Palmipèdes *Famille des* Plongeurs

Genre Plongeon *(Cuvier)*

1. Der groſse Taucher. 2. Der Meerkater.

Pl. 165.





1. LE HARLE HUPPÉ 2. LE HARLE PIETTE

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Lamellirostres

Genre Harle *(Cuvier)*

1. Die gehaübte Tauchente. 2. Die kleine Tauchente.

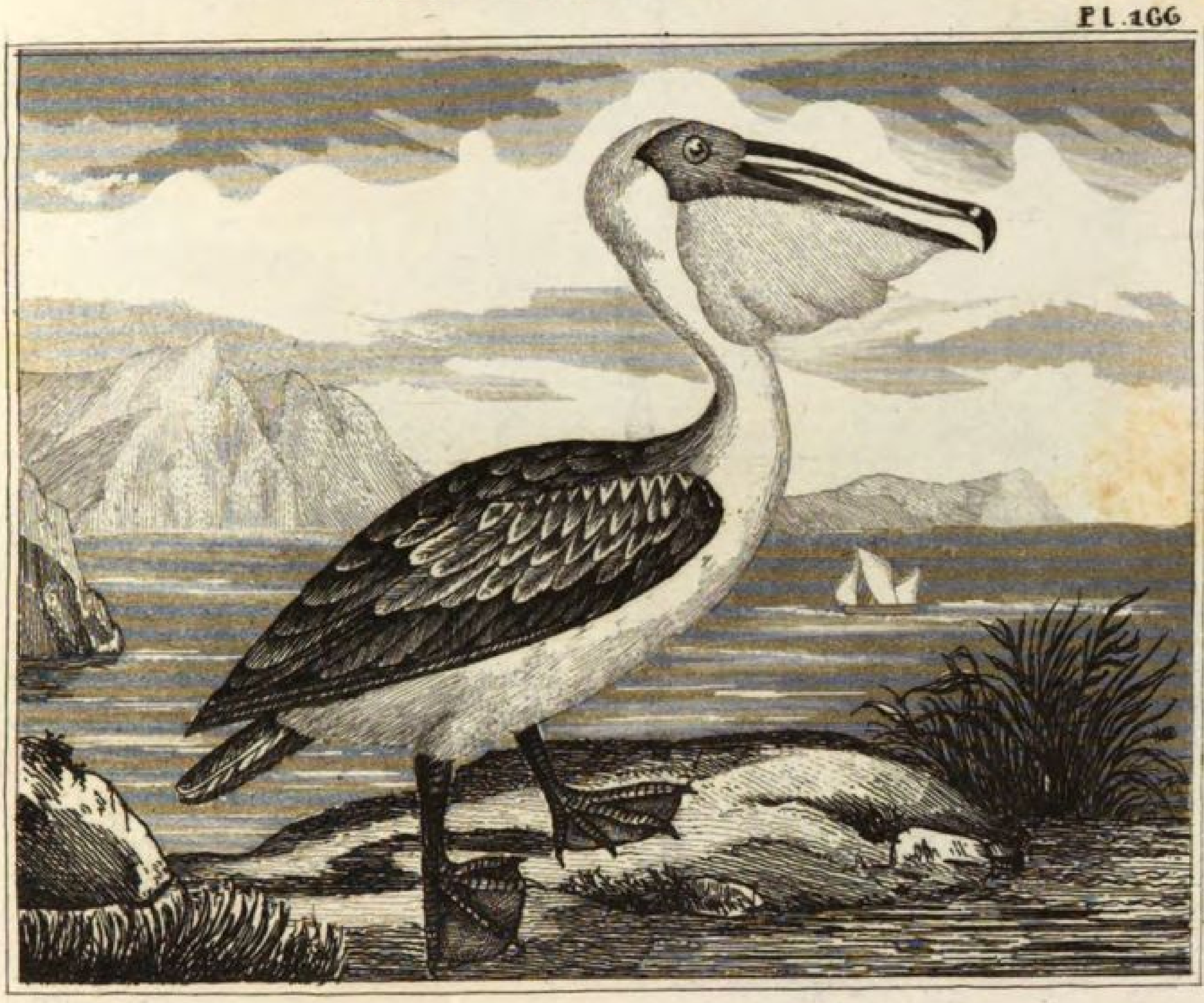
LE PELICAN

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Totipalmes

Genre Pélican _ *(Cuvier)*

Der Pelikan.

Pl. 166



... LE CORMORAN

Ordre des Palmipedes .... *id* .. *id* ..

Der Seerabe.

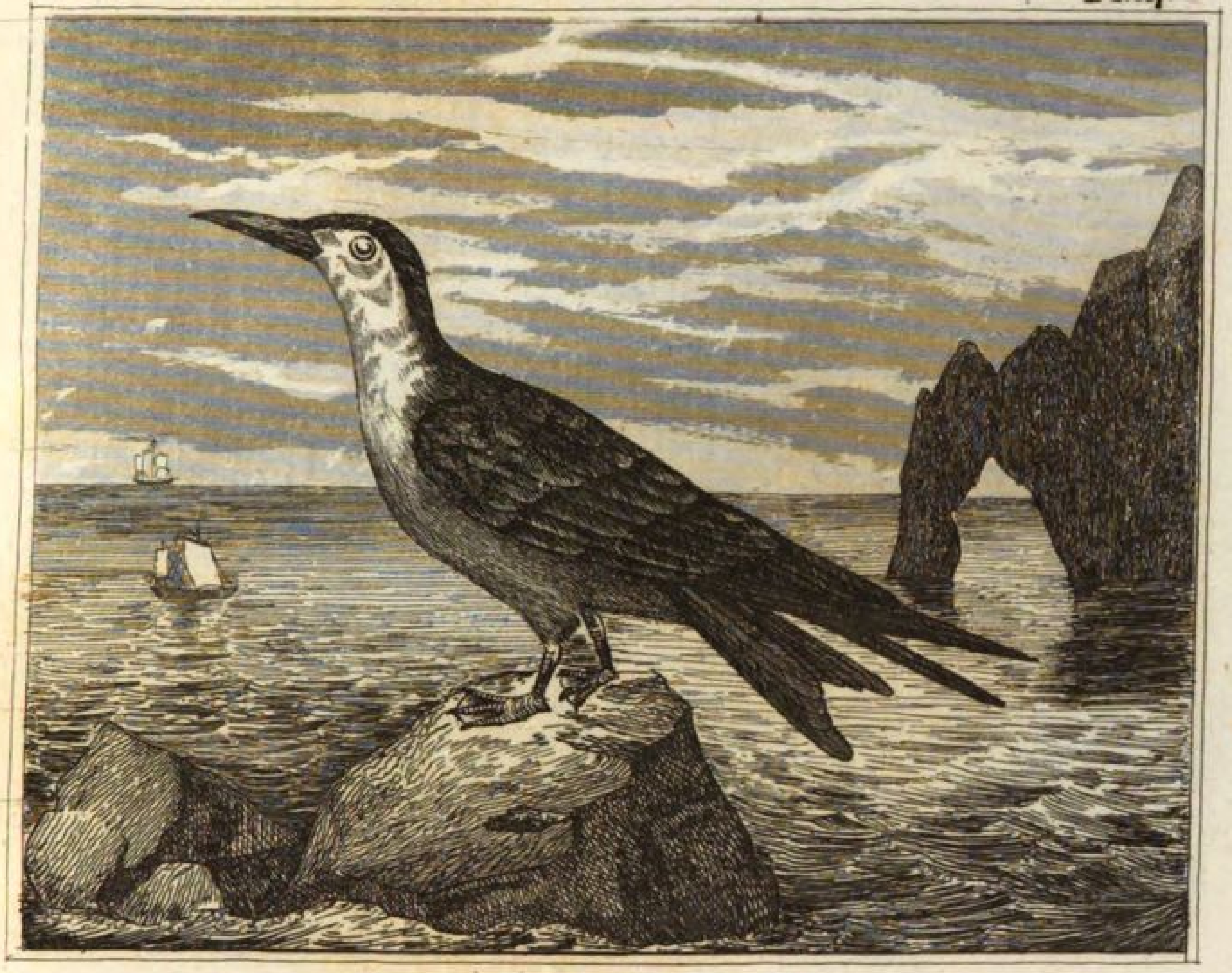
LE PIERRE-GARIN

(Ordre des Palmipedes. Famille des Longipennes.

Genre Hirondelle de mer (Cuvier.)

Der Spürer.

Pl. 167.



Schumacher & Comp. in Cöln

L'OISEAU DU TROPIQUE

Ordre des Palmipédes Famille des Totipalmes

Genre Paille-en-queue (Cuvier.)

Die Tropickente.

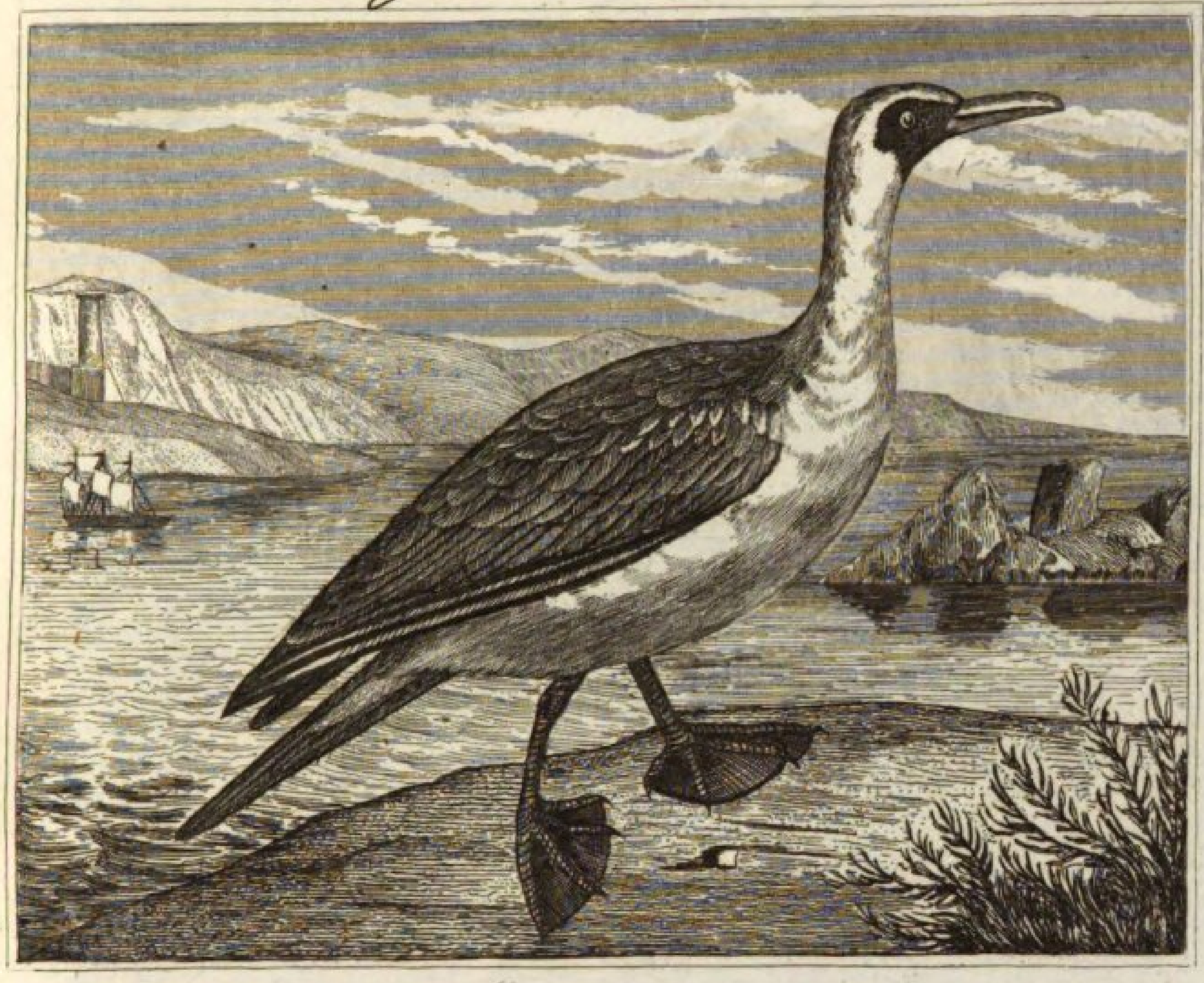
LE FOU COMMUN

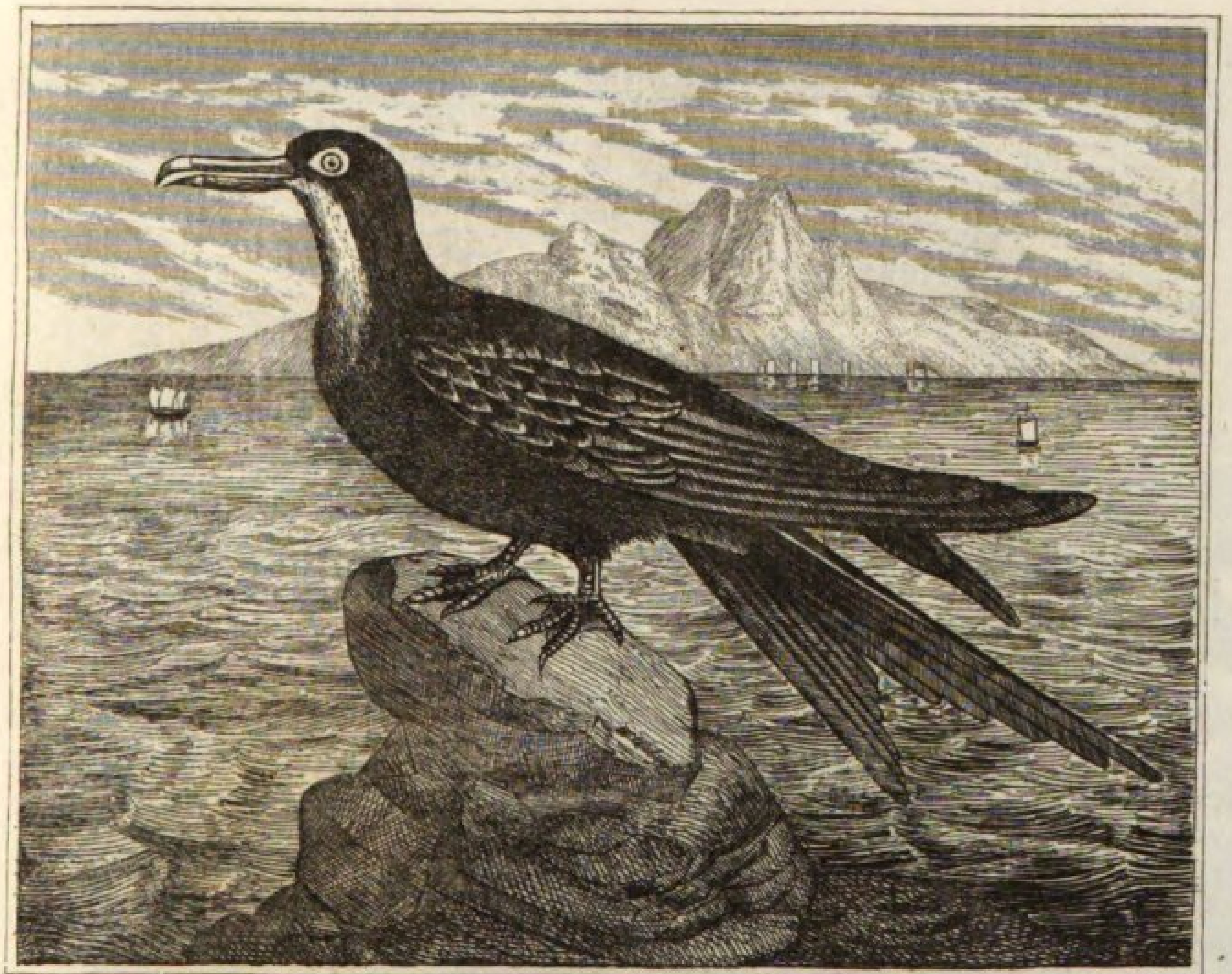
Ordre des Palmipédes *Famille des* Tolipalmes

Genre Pélican *(Cuvier)*

Der gemeine Tölpel.

Pl. 168.





LA FRÉGATE

Ordre des Palmipédes ...... *id* .. *id*

Die Fregatte

LE GOËLAND À MANTEAU NOIR

Ordre des Palmipèdes. *Famille des* Longipennes.

Genre Goeland (*Cuvier.*)

Der schwarzgemäntelte Greland.

Pl. 169.

LE GOËLAND VARIÉ

Ordre des Palmipèdes ...... *id* ... *id* ...

Der bunte Greland.

LE LABBE A LONGUE QUEUE

Ordre des Palmipèdes. *Famille des* Longipennes.

Genre Moufette. *(Cuvier)*

Der langschwänzige Lalbe.

Pl.170.

LE BEC-EN-CISEAUX

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Longipennes.

Genre Bec-en-Ciseaux. *(Cuvier)*

Der Waſſerschneider

LE NODDI

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Longipennes.

Genre Hirondelle de mer. *(Cuvier.)*

Der Noddi.

Pl. 171.

L'AVOCETTE

Ordre des Echassiers *Famille des* Longirostres.

Genre Avocette *(Cuvier.)*

Der Säbelschnäbler

LE FLAMMANT

Ordre des Echassiers *Genre* Flammant *(Cuvier)*

Der Flammant.

Pl. 172.

LE CYGNE

Ordre des Palmipedes *Famille des* Lamellirostres.
Genre Canard *(Cuvier)*

Der Schwan

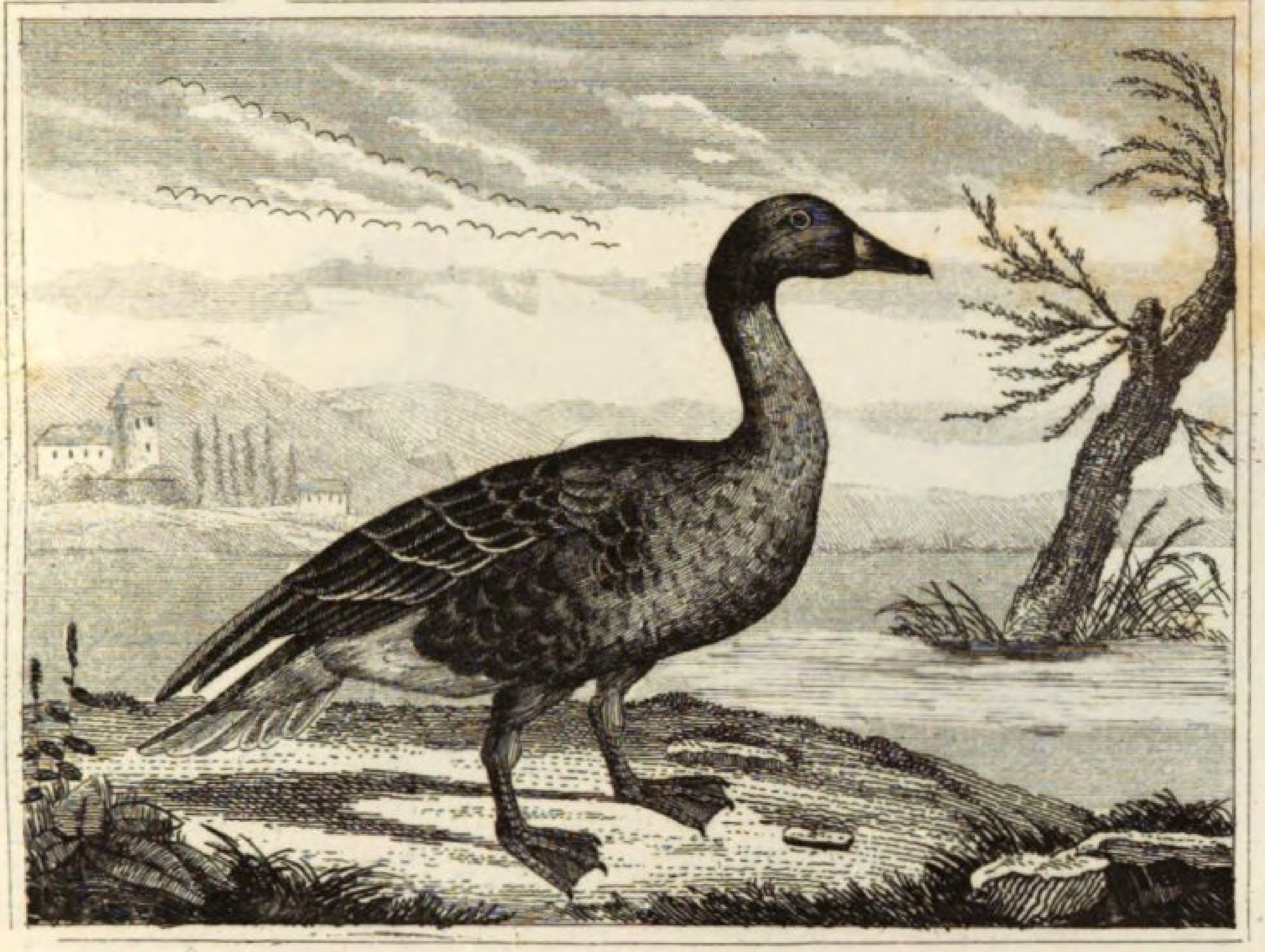
L'OIE SAUVAGE

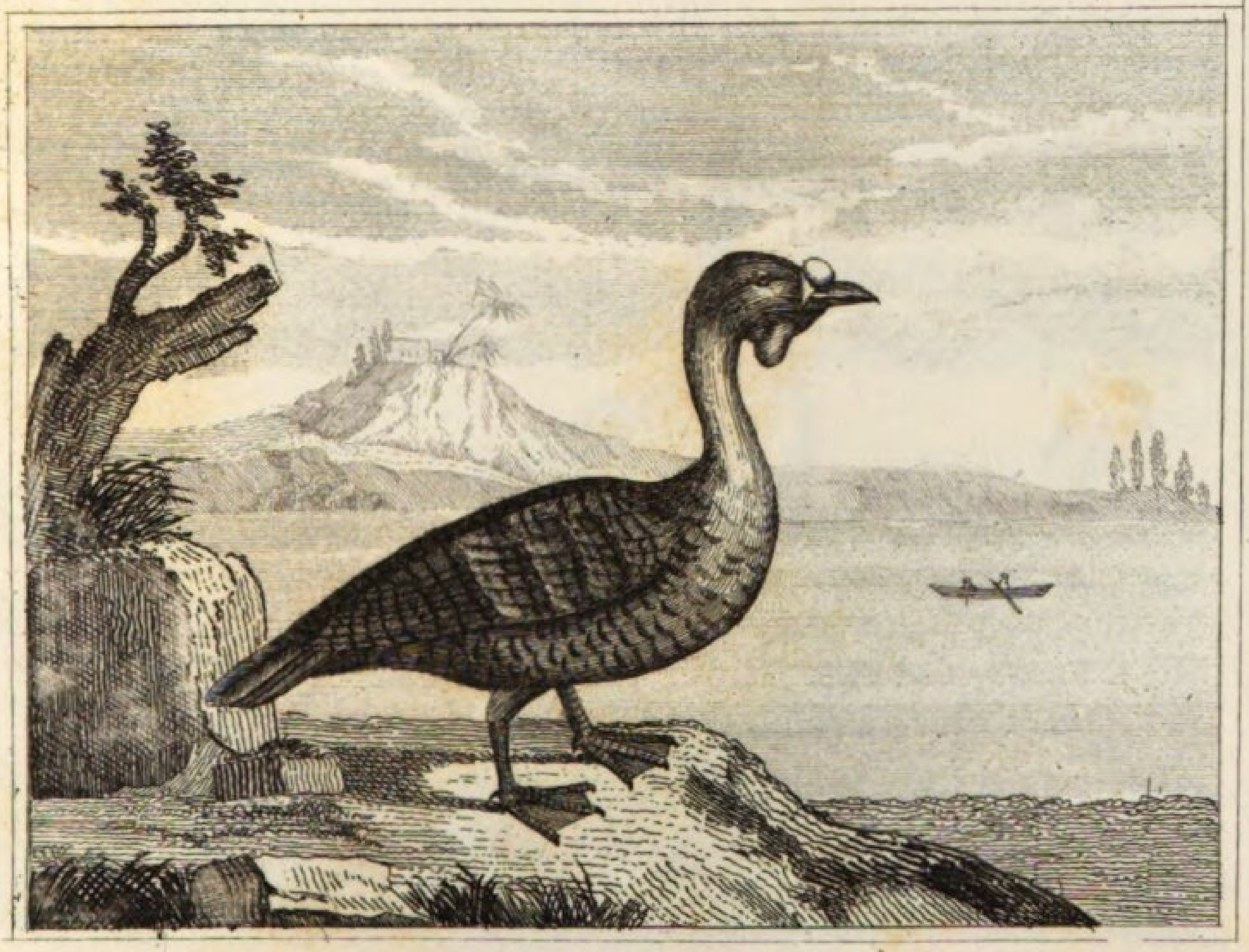
Ordre des Palmipedes *Famille des* Lamellirostres.

Genre Canard *(Cuvier.)*

Die wilde Gans

Pl. 173.





L'OIE DE GUINEE

Ordre des Palmipedes. . . . . *id.* . *id.* . .

Die guineische Gans.

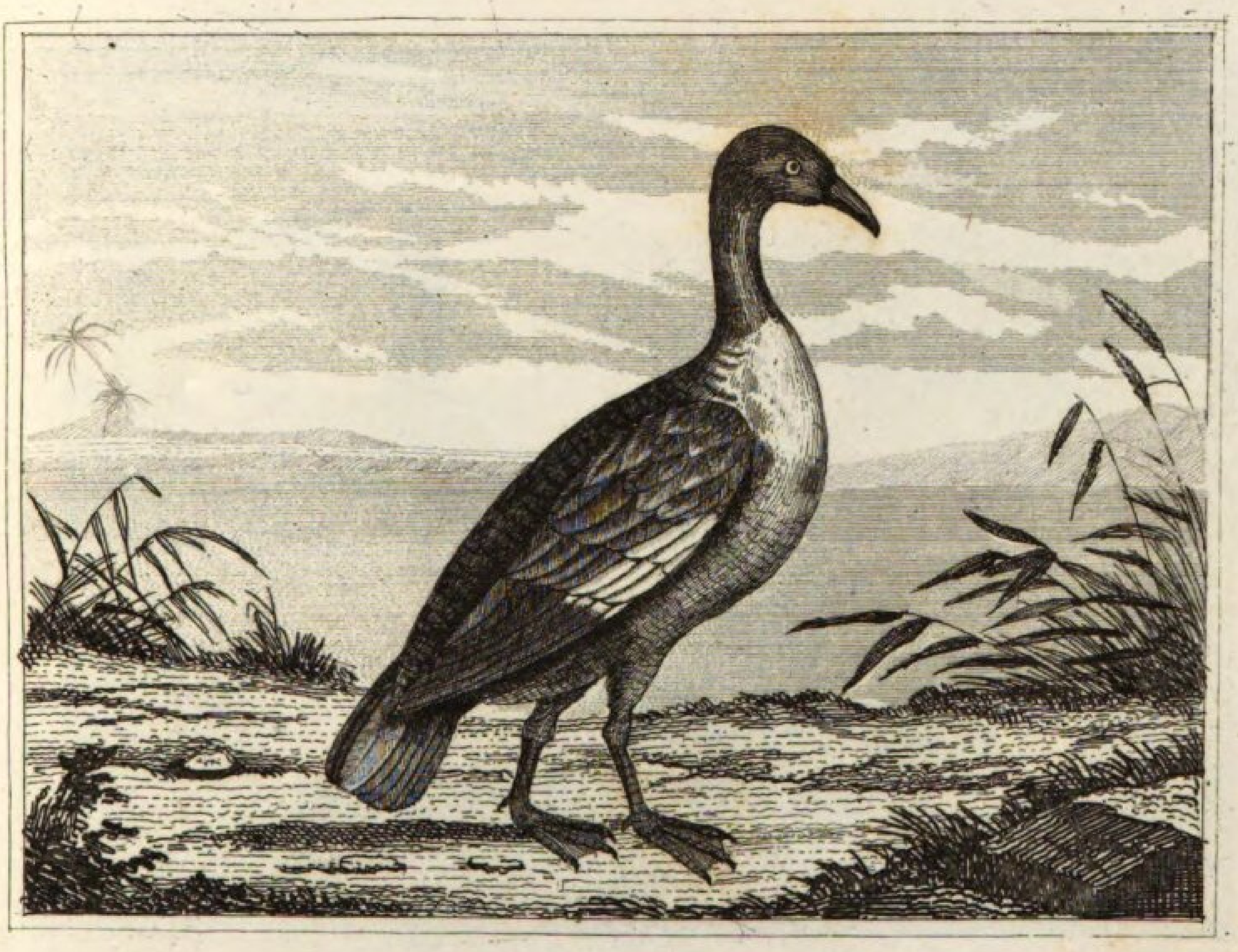
L'OIE BRONZÉE

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Lamellirostres.

Genre Canard *(Cuvier)*

Die erzfarbige Gans.

PL. 174.



L'OIE D'EGYPTE

Ordre des Palmipèdes .... *id* ... *id*.

Die egÿptische Gans

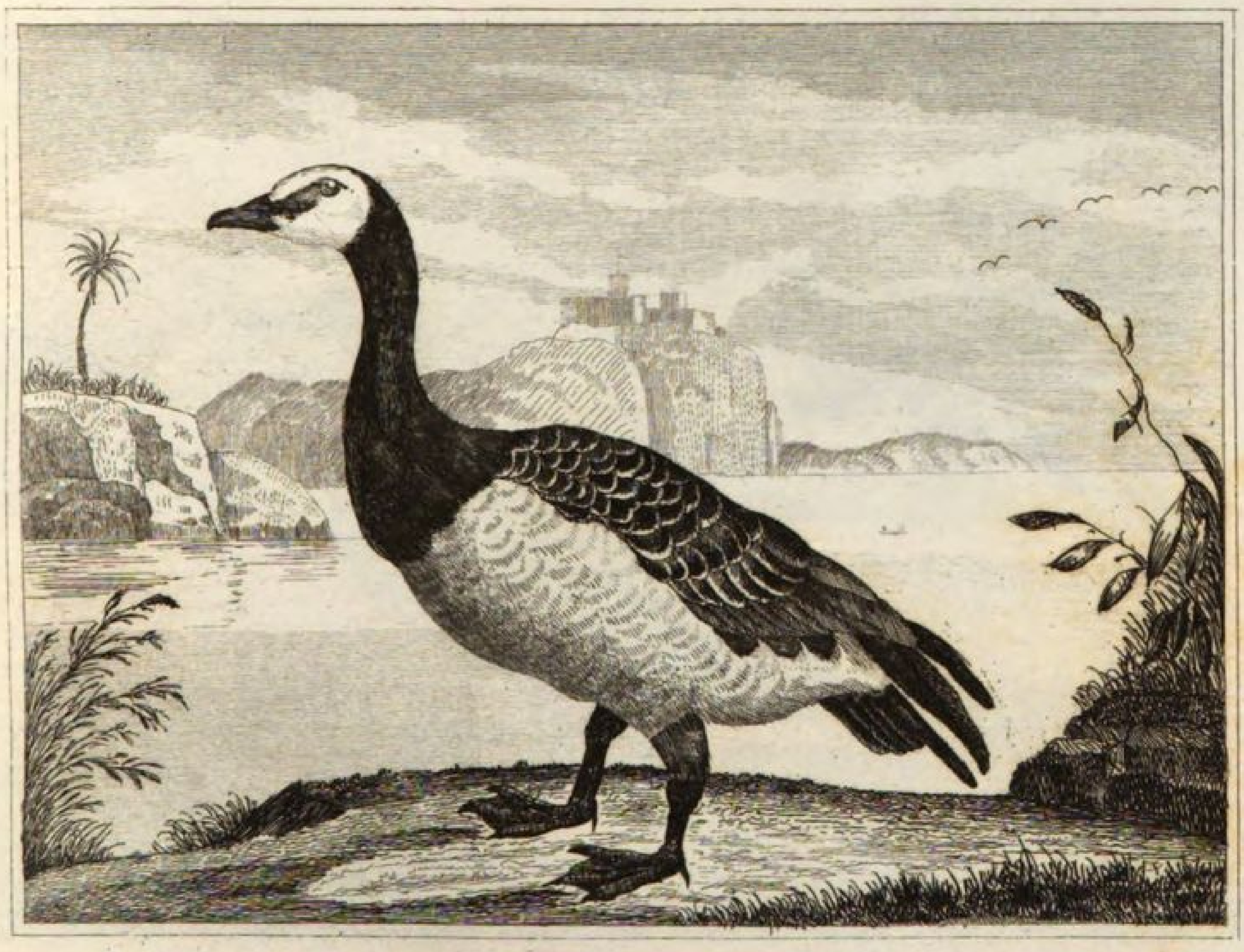
L'OIE RIEUSE

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Lamellirostres

Genre Canard *(Cuvier)*

Die Lachgans.

Pl. 173.



LE BERNACHE

Ordre des Palmipèdes ...... *id* ... *id* ...

Die Baumgans.

L'EIDER

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Lamellirostres.
Genre Canard (*Cuvier*)

Die Eidergans

Pl. 176.

LE CANARD

Ordre des Palmipèdes ...... *id* .... *id* ...

Die Ente

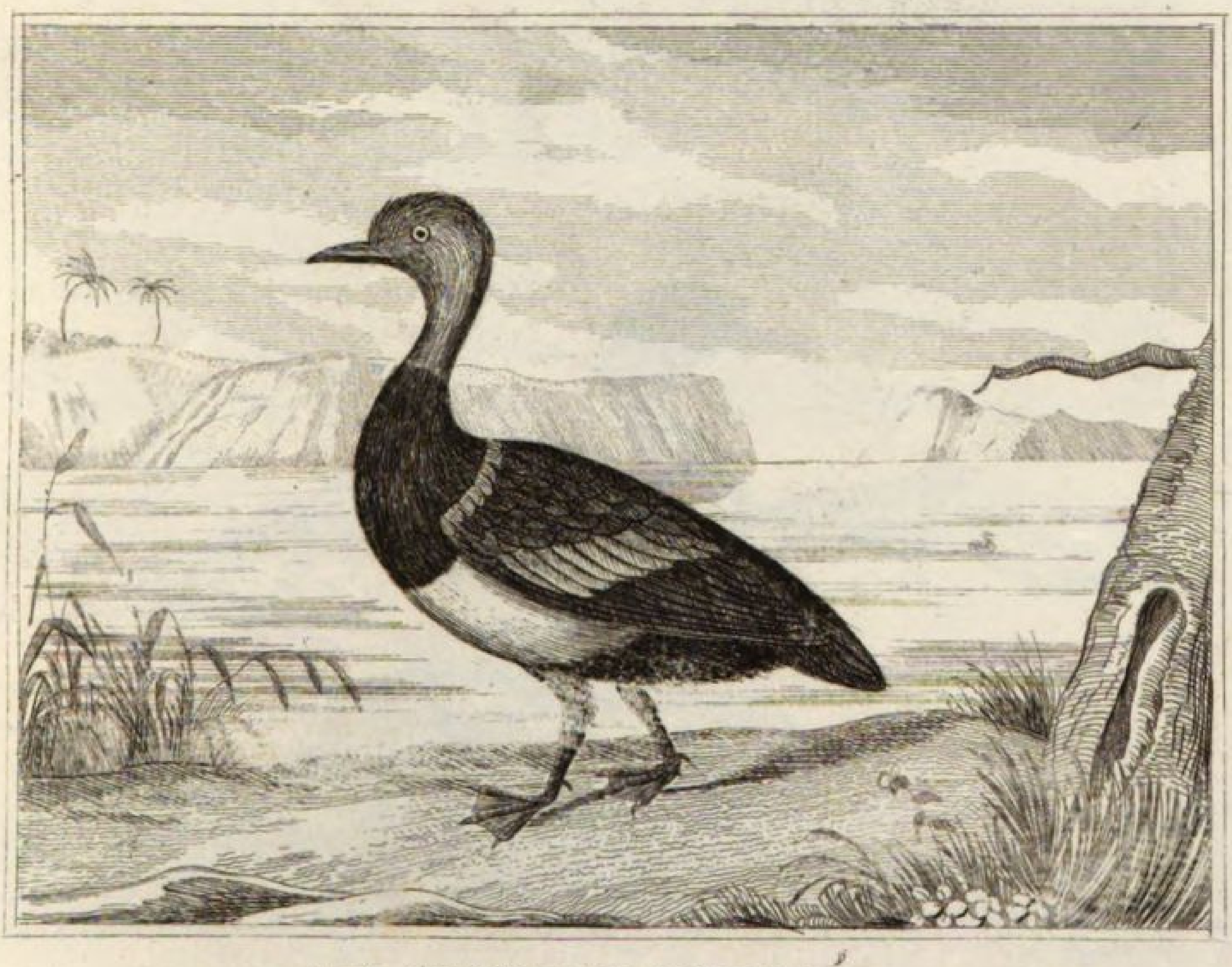
LE CANARD SIFFLEUR

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Lamellirostres

Genre Canard (*Cuvier*)

Die Zischerente

Pl. 177



LE SIFFLEUR HUPPÉ

Ordre des Palmipèdes... *id*... *id*..

Der gehaubte Zischer.

LE HIPEAU

Ordre des Palmipèdes. *Famille des* Lamellirostres

Genre Canard. (*Cuvier*)

Die Schnarrente.

Pl. 178.

W. Engels sc.

LE TADORNE

Ordre des Palmipèdes... *id*... *id*...

Die Fuchsente

LE MORILLON

Ordre des Palmipèdes. *Famille des* Lamellirostres.

Genre Canard (*Cuvier.*)

Der Breitschnabel.

Pl. 179.

LA MACREUSE

Ordre des Palmipèdes ..... *id* .. *id*

Die Trauerente.

LE BEAU CANARD HUPPE

Ordre des Palmipèdes. *Famille des* Lamellirostres.
Genre Canard. *(Cuvier.)*

Die schöne gehaubte Ente.

Pl. 180.

LA SARCELLE

Ordre des Palmipèdes .... *id*.. *id*.

Die Kriechente.

LA SARCELLE DE LA CHINE

Ordre des Palmipedes: ***Famille des*** Lamellirostres.

Genre Canard *(Cuvier.)*

Die schinesische Kriechente.

Pl. 181.

LA SARCELLE ROUSSE

Ordre des Palmipèdes. . . . *id* . . . *id* . .

Die fuchsrothe Kriechente.

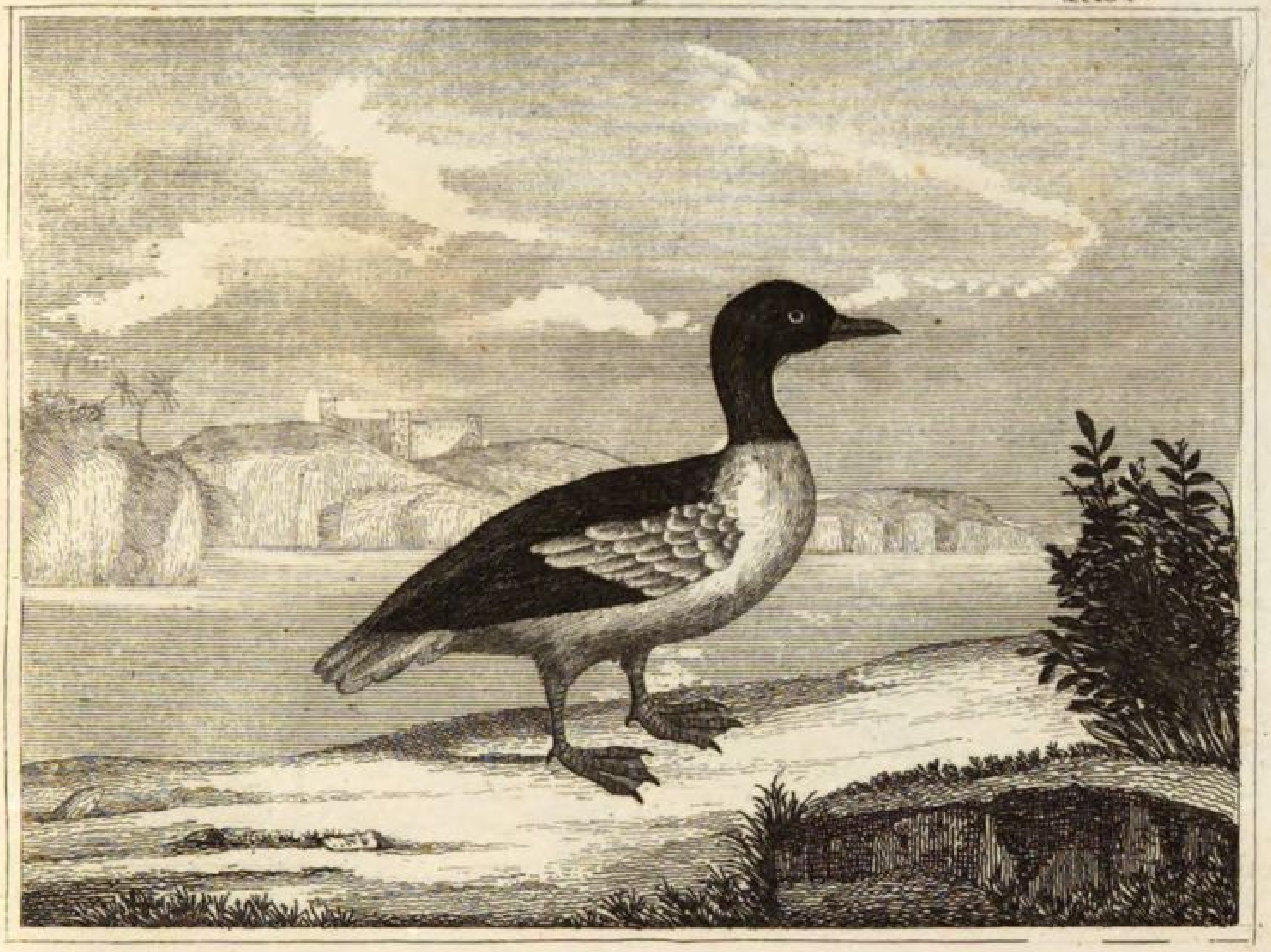
LA SARCELLE BLANCHE ET NOIRE.

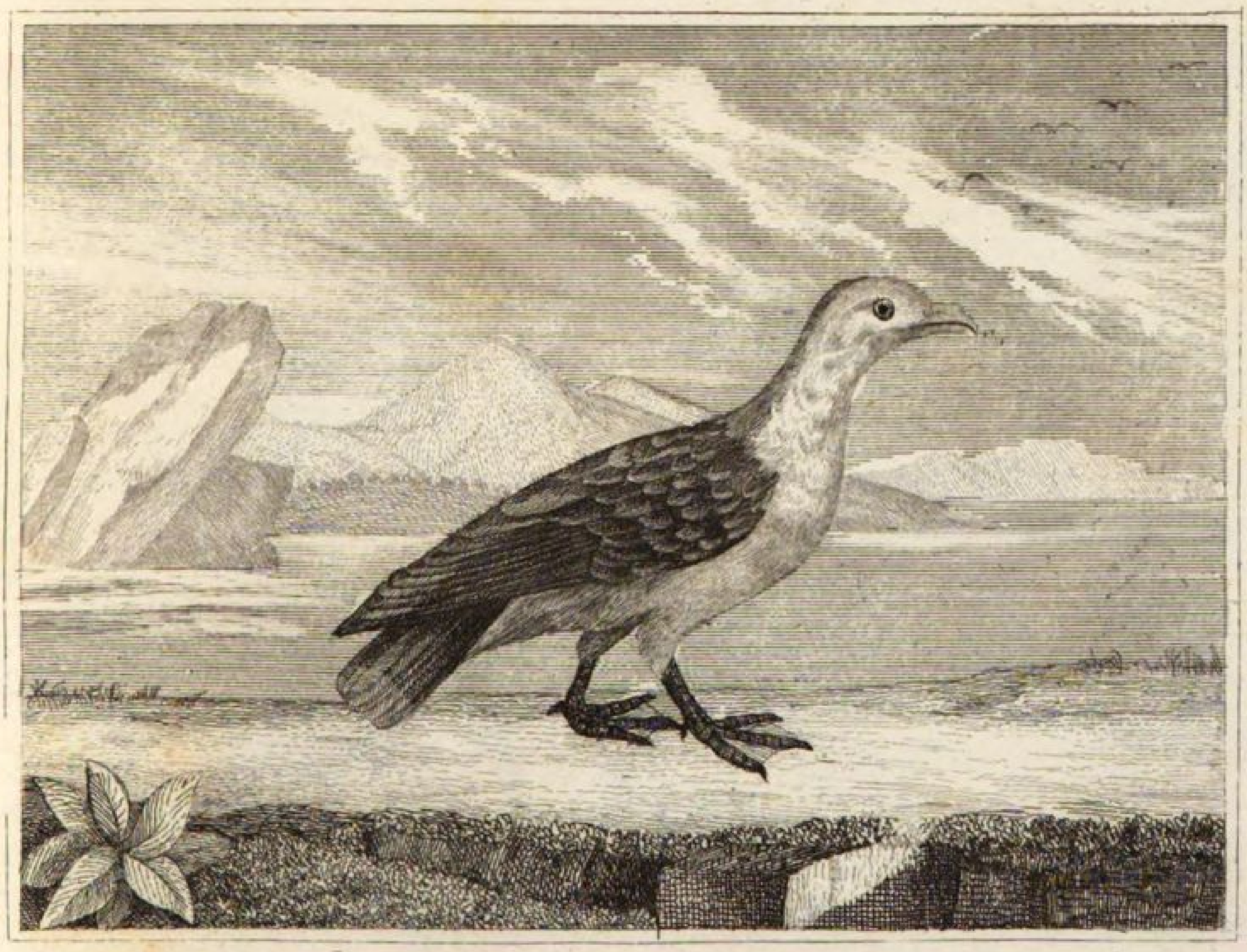
Ordre des Palmipèdes. *Famille des* Lamellirostres.

Genre Canard. *(Cuvier.)*

Die schwarz und weiſse Kriechente.

Pl. 182.





LE PETREL CENDRE

Ordre des Palmipèdes. *Famille des* Longipennes.

Genre Pétrel *(Cuvier.)*

Der aschgraue Peterl.

LE PÉTREL DAMIER

Ordre des Palmipedes *Famille des* Longipennes

Genre Petrel *(Cuvier)*

Das Dambrett

Pl. 183

LE PÉTREL PUFFIN

Ordre des Palmipedes..... *id.. id*

Der Waſſerſcherer

LE PETREL FULMAR

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Longipennes
Genre Petrel *(Cuvier)*

Der Fulman

Pl. 184

L'OISEAU DES TEMPÊTES

Ordre des Palmipedes ..... *id* .... *id*

Der Sturmvogel

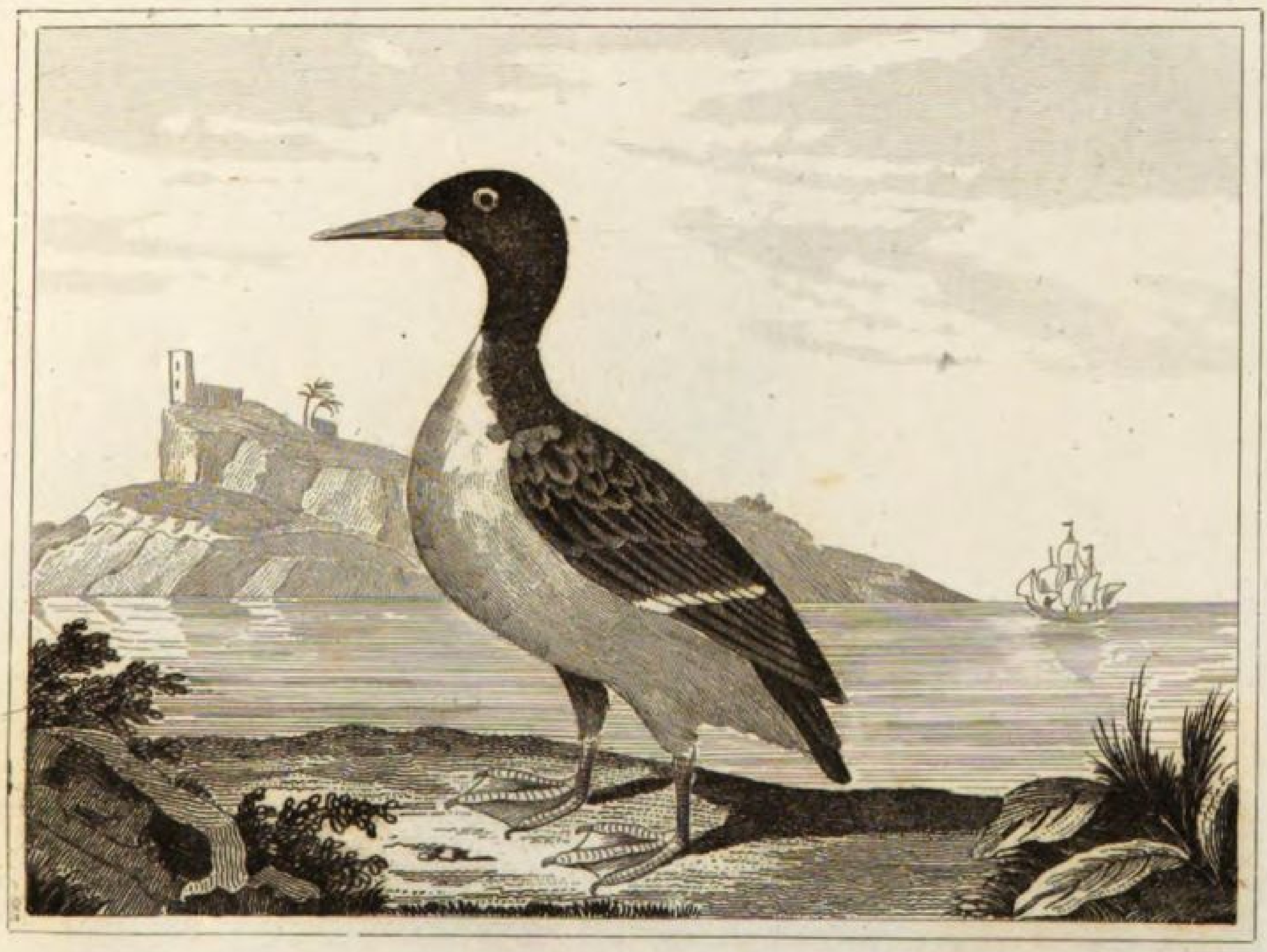
L'ALBATROS

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Longipennes

Genre Albatros *(Cuvier)*

Der Albatroſs

PL. 185



LE GUILLEMOT

Ordre des Palmipedès *Famille des* Plongeurs

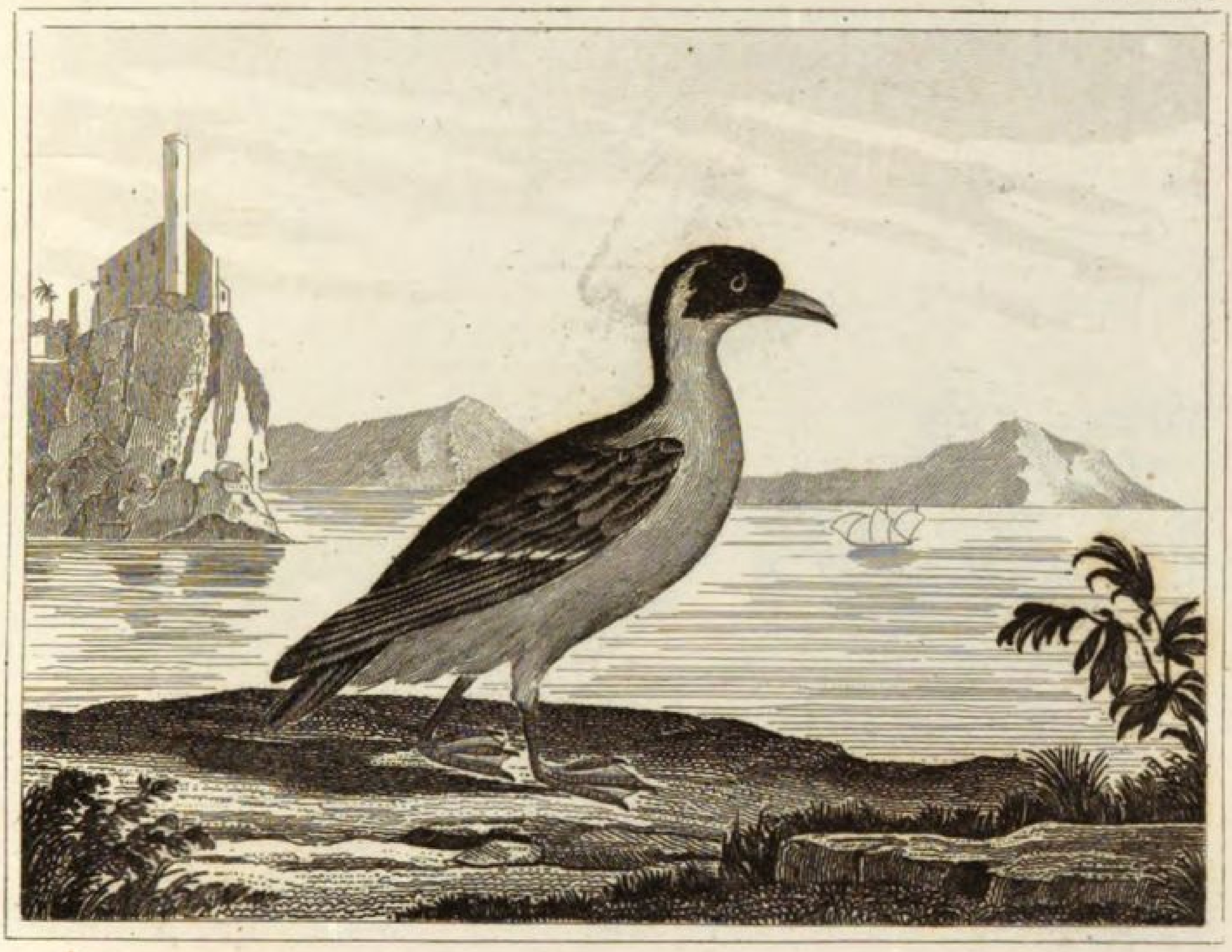
Genre Plongeon *(Cuvier)*

Das Taucherhuhn

LE PETIT GUILLEMOT

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Plongeurs
Genre Plongeon. *(Cuvier)*

Das kleine Taucherhuhn



LE MACAREUX

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Plongeurs
Genre Pingouin *(Cuvier)*

Der Alk

LE MACAREUX DU KAMTSCHATKA

Ordre des Palmipèdes. *Famille des* Plongeurs.

Genre Pinguin (*Cuvier*)

Der Alk von Kamtschatka.

Pl. 187.

LE PINGUIN

Ordre des Palmipèdes ... *id.* .. *id* ...

Die Fettgans.

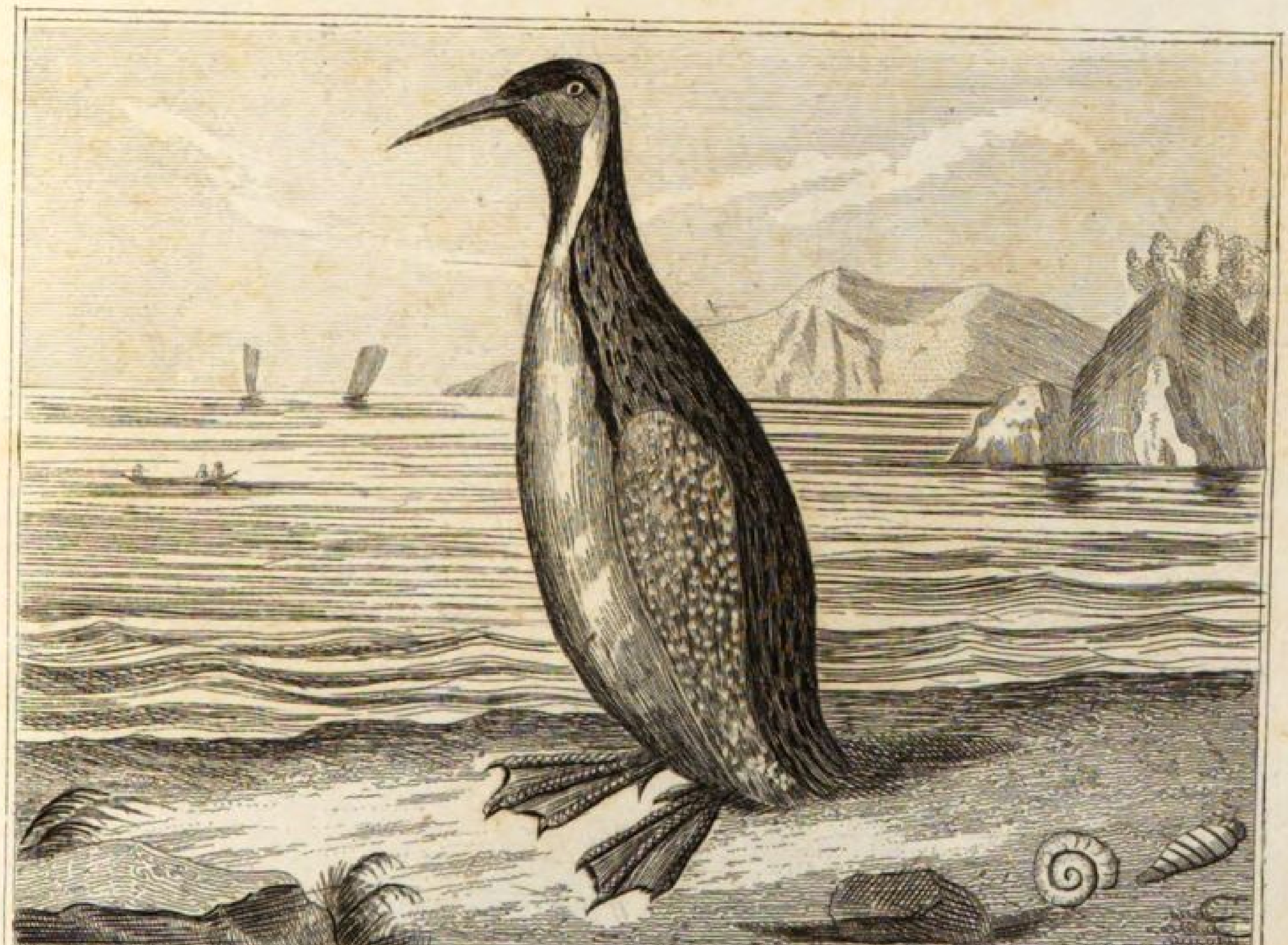
LE GRAND PINGUIN

Ordre des Palmipèdes. *Famille des* Plongeurs.

Genre Pinguin. *(Cuvier)*

Die groſse Fettgans.

Pl. 188.



W. Engels sc.

LE GRAND MANCHOT

Ordre des Palmipèdes *Famille des* Plongeurs.

Genre Manchot *(Cuvier)*

Die groſse Stumpfgans.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc <<de>>, / Schaltenbrand, Heinrich J. /
Cuvier, Georges,

Büffon's sämmtliche Werke, sammt den Ergänzungen, nach der Klassifikation
von G. Cuvier

Bd.: 9

Köln 1839

H.nat. 94 n-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075207-6